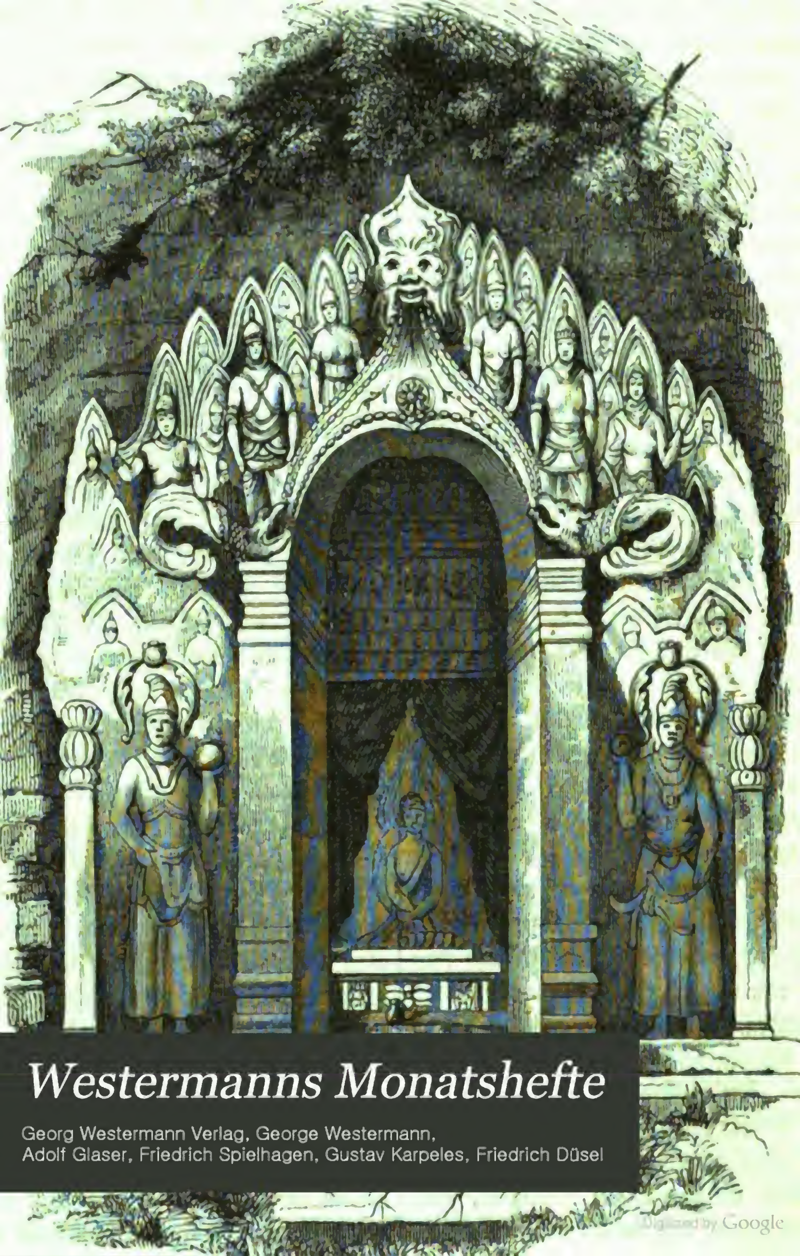


Westermanns Monatshefte

Georg Westermann Verlag, George Westermann,
Adolf Glaser, Friedrich Spielhagen, Gustav Karpeles, Friedrich Düsel


Google






Jahrbuch
der
illustrirten deutschen
MONATSHEFTE
3. Band.
BRAUNSCHWEIG
George Westermann
NEW YORK CITY

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Achter Band.

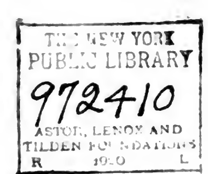
April 1860 — September 1860.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1860.





Verzeichniß der Mitarbeiter

am

achten Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Aeby, Ch., in Basel, 283. — Biedermann, K., in Weimar, 555. — Bischoff, Th. L. W., in München, 440. — Carriere, Moritz, in München, 486. — Giebel, C., in Halle, 521. — Glaser, A., in Braunschweig, 265. 660. — Guseck, Bernd von, in Berlin, 347. — Hagen, August. in Königsberg, 539. — Hettner, Hermann, in Dresden, 194. — Hoffner, Wilhelm, in Berlin, 321. 434. — Knapp, F., in München, 38. 331. — Kobell, Fr. v., in München, 394. — Mädler, J. H., in Dorpat, 153. — Metzerich, Wilh. v., in Verona, 105. — Mügge, Theodor, in Berlin, 1. 121. 235. — Neumann, Friedrich, in München, 633. — Nöggerath, Jakob, in Bonn, 166. 612. — Oetker, F., in Cassel, 149. 551. — Parrau, J. P., in Hamburg, 410. — Raabe, Wilhelm, in Wolfenbüttel, 213. 575. — Rosenhahn, Paul von, in London, 45. — Schellen, L., in Cöln, 91. — Scherzer, Karl, in Triest, 627. — Schleiden, M. J., in Jena, 68. — Schmarda, L. K., in Berlin, 646. — Schoedler, F., in Mainz, 276. — Seifart, Karl, in Hildesheim, 459. — Simrock, Karl, in Bonn, 35. 375. — Storch, Ludwig, in Stettfeld, 649. — Talvj, in New-York, 587. — Temme, J. D. H., in Zürich, 529. — Varrentrapp, Fr., in Braunschweig, 43. 561. 664. — Vogel, August, in München, 310. 450. 569. 645. — Walchner, F. A., in Zell, 404. — Weininger, Hans, in Regensburg, 378. 499. 592. — Winkler, G. G., in München, 506.



Inhalt des achten Bandes.

Namen- und Sachregister zum achten Bande.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 43. April 1860.



Romana.

Novelle von Theodor Mügge.

I.

Der Januar des Jahres 1769 war ein äußerst milder und sommerlicher selbst für die Insel Corsika, deren rothe Felsenufer von den immer lauen Wellen des Mittelländischen Meeres bespült, niemals eine winterliche Farbe tragen und deren Olivenhaine und Kastanienwälder sich in solcher Zeit mit frischem Geblätter bekleiben, während duftige Kräuter und Blumen die Thäler und Berge bedecken. Aber je weiter in das Innere des Landes, um so höher steigen die Serren auf, um so kühner und gigantischer erheben sich die Kegelberge, bis zu dem ungeheuern Monte Rotondo, der sein Haupt fast immer in düstere Wolkenkränze verbirgt. Dort oben gibt es keine Wälder mehr, auch die Eichen und Buchen, die Tannen und der Wachholder haben aufgehört, von den steilen zerbröckelten Gipfeln laufen blendende Schneefelder in die Tiefen hinab, manchesmal bis in die Zone der Kastanie und Wallnuß, zuweilen wohl gar die graublassen Blätter des Oelbaums weiß umhüllend. In jenem Jahre jedoch wußte man nichts davon. Nur die wilden Gipfel des Grosso, des Tolo und anderer gewaltiger Riesen trugen ihre weißen Kappen, sonst war die schöne Insel überall frühlingsherrlich, wie ein leuchtend Juwel anzuschauen. Die Mandel- und Citronenbäume, die Pfirsichen und Kirschen, Feigen, Granaten und Myrthen, alle hatten ihr schönstes Frühlingskleid in schimmernder Pracht angezogen und mit ihrem Dufte mischten sich die Wohlgerüche der Geranien, des Lavendel, des Goldlack, der Rosmarien und vieler lieblichen, stärkenden Blumen, die in wilder Ueppigkeit mit Cactus, Epheu und Waldreben gemischt, über alle Felder, Felsen und Hügel fortzogen, wo die Menschen sie immer dulden wollten. Weit über das Meer hinaus führte der Wind den Blumenduft, und die Luft über dem Golf von St. Fiorenzo war so davon durchzogen, daß man von ihm sagen konnte, was Napoleon einst von seinem Vaterlande gesagt: man könne Corsika eher riechen als sehen und an den Düften und Wohlgerüchen wolle er es mit verbundenen Augen unter allen Ländern der Erde erkennen.

Doch dies herrliche duft- und sonnenvolle Land wird von keinem Volke arkadischer Schäfer bewohnt. Den Römern schon war es als ein wildes, todesmuthiges, rachedür-

stiges Volk bekannt, seine Geschichte ist ein langer, blutiger Faden ohne Ende. So weit diese Geschichte reicht, sind die Corsen im Kampfe gegen grausame Feinde und Eroberer, gegen Römer, Griechen, Germanen, Sarazenen, Pisaner, und nun, seit länger als vierhundert Jahren, hatten sie mit äußerstem Heldenmuth gegen ihre tyrannischen Herren und Unterdrücker, die Genuesen, gestritten. Pasquale Paoli, ihr großer, tapferer General und Präsident ihrer jungen Republik, hatte endlich vor fünf Jahren diese genuesischen Ketten gebrochen, doch nur, damit die Corsen ihre Herren wechselten. Als die Genuesen sahen, daß dies Volk unüberwindlich sei, verkauften sie ihre sogenannten Rechte an die Franzosen, deren König Ludwig und sein Minister Choiseul mit Freuden das wichtige Corsika erwarben, und ohne nach des corsischen Volkes Rechten zu fragen, im letzten Jahre, am 15. Mai, einen Vertrag über diesen Handel in Versailles abschlossen. Mehrere Jahre zuvor schon war ein französisches Heer auf der Insel gelandet, die festen Plätze zu besetzen, damit die Engländer sich ihrer nicht bemächtigen sollten. Pasquale Paoli mußte dies dulden, um den mächtigen Herrscher der Franzosen nicht zu erzürnen, um Schutz bei ihm gegen Genua zu finden und weil ihm feierlich zugesagt war, daß diese Besatzung nur vier Jahre dauern, die Franzosen sich auch in keine Sache mischen sollten, die die Corsen und ihren Staat angehe.

Nun aber fiel die Maske ab. Bastia sammt andern festen Orten wurden mit starken Garnisonen versehen und der Marquis Chauvelin kam mit 15,000 Franzosen aus Marseille. Da wurde den Corsen befohlen, sich zu unterwerfen und dem Könige Ludwig zu huldigen; doch diese eingedenk ihrer Väter und ihrer Ehre beschlossen in ihrer Bundesversammlung zu Corte, wie freie Männer zu leben oder zu sterben.

So wurde die blühende Insel mit den lieblichen Weingärten, den Citronenhainen und Olivenwäldern wiederum ein Leichenfeld, und dieser Golf von Fiorenzo, in Blüthen und Blumendüfte eingewiegt, widerhallte vom Donner der Schlacht und duftete von dem Blute der Erschlagenen. Der französische General drang mit seinen Schaaren über die Serra, welche Bastia von dem Lande Nebbio trennt, wo St. Fiorenzo an seinem herrlichen Meerbusen liegt. Pasquale Paoli hatte nur Viertausend um sich sammeln können, welche er und sein tapferer Bruder Clemens gegen den viermal stärkern Feind führte. Es war vergebens, sie mußten weichen. Die kleine Veste Furiani wehrte sich verzweifelt; nur 300 Corsen kämpften dort gegen die ganze französische Macht. An der Spitze der begeisterten Bergbewohner stand Carlo Saliceti, einer der Helden seines Volkes, und als Alles in Schutt und Asche lag, schlug er bei Nacht sich durch den Feind und erreichte die Seeküste.

Den Sommer und Herbst über währte der Krieg, doch trotz ihrer Uebermacht wurden die Franzosen endlich geschlagen. Weiber zogen den schwarzen Wollenrock der corsischen Milizen an und kämpften in deren Reihen. Engländer und Italiener fochten für das bedrängte Volk, eine ganze Compagnie Deutscher bildete sich aus den deutschen Soldaten, welche den Genuesen gedient hatten und ihnen gesellten sich mehrere junge deutsche Edelleute zu, welche nach Corsika gekommen, den Unterdrückten beizustehen. England selbst aber, auf welches die Corsen hofften, nach welchem sie Hilfe flehend ihre Hände ausstreckten, rührte sich nicht. Die englischen Minister sahen dem Todeskampfe der „corsischen Rebellen“ zu, sahen zu, wie Frankreich diese reiche, wichtige Insel eroberte.

Im December des Jahres 1768 wurden die Franzosen überall besiegt nach Bastia und in die festen Küstenplätze zurückgeworfen. Doch nun rief Frankreich den gedemüthigten Chauvelin zurück und sandte den Grafen de Vaux an der Spitze von 45 Bataillonen mit Reiterregimentern sammt vielen Kanonen, und dies mächtige Heer sammelte sich in Bastia, denn von dorther sollte der entscheidende Schlag kommen.

So war es am Ende des Jannuar im Jahre 1769, wo die Insel in ihrer Frühlingspracht aufblühte. Es war Ruhe im Lande, aber es war die Ruhe eines Vulcanes. Die corsischen Milizen befanden sich zerstreut in ihren Dörfern, die beiden corsischen Regimenter, die einzigen, welche die Regierung besaß, lagen in Corte und andern kleinen Orten im Inneren. Pasquale Paoli schien still zu sitzen in der schwarzen, stillen Casa seiner Väter in Marosaglia und in dem Franciscanerkloster, wo die alten Parlamente des Landes gehalten wurden und wo sein freiheitbegeisterter Bruder Clemens Tag und Nacht vor den Altären lag, Gott und die heilige

Jungfrau anrufend, die Feinde des Vaterlandes in seine Hand zu geben. Wer aber den General Pasquale Paoli kannte, der war gewiß, daß dieser rastlos thätige Held nicht rastete. Doch fiel kein Schuß gegen die Franzosen in den Hafenplätzen, keiner der schwarzen Krieger ließ sich in der Serra am Cap Corso blicken. Die Franzosen konnten sicher die steilen Pfade hinaufklimmen, welche über diese Bergkette fort in das Land Nebbio hinab und bis nach Fiorenzo führten; denn damals waren diese Pfade wild und öde, von zackigen Klüften und Klippen dicht umschlossen, während zwanzig Jahre später eine prächtige Straße hinüberführte, von den Franzosen mit Kunst und Kraft erbaut, um das wichtige Land Nebbio und seine stolzen, verwegenen Bewohner sicherer bewachen zu können. Denn es ist diese Landschaft Nebbio der Paß, welcher in das innere hohe Bergland führt. Von St. Fiorenzo steigt es als ein wundervoll herrliches Amphitheater auf. Bis in die Wolken ragen im Halbkreis die hohen Berge der Serra di Tenda empor, und zu ihnen hinauf steigt treppenartig das Land, gefüllt mit Wein und Oel, mit Feigen- und Kastanienwäldern, mit allen Gewächsen und allem Reichthum, den diese Insel von einer übergütigen Natur empfangen hat. Wer das Nebbio hat, hat festen Fuß im Lande, dies wußten die Genuesen schon und die Franzosen hatten es nicht vergessen. Chauvelin war hierher zuerst vorgedrungen und Graf de Vaux kannte Corsika seit zwanzig Jahren, er hatte damals schon unter Maleboís Land und Leute gesehen. Kaum war er in Bastia angelangt, als er ein starkes Corps über die Serra nach Fiorenzo schickte, das in dem kleinen Orte das Fort mit dem Genuesenthurme herstellte und das Thal des Aliso bewachte, der brausend in den Bergen von Fels zu Fels springt, hier unten aber träge durch Schilf und Sumpf schleicht.

Die Colonnen der Franzosen drängten sich eng in dem kleinen, schlechten Orte zusammen und blickten mit Mißmuth zu den Bergen und Wäldern hinauf, wo es weit bessere Quartiere geben mußte. Daran war nicht zu zweifeln. Denn nicht allein, daß das Land Nebbio als eines der reichsten auf der Insel bekannt ist, es wohnen auch damit zusammenhängend viele wohlhabende und angesehene Männer darin. Wohl bevölkert war es bis hoch oben, wo der Buschwald und die nackten Klüfte beginnen. Vier große Gemeinden enthielt es, Dörfer kann man diese in Corsika meist nicht nennen; denn wenn auch die Kirche von einer Anzahl Gebäuden umringt ist, so liegen doch sehr viele weit zerstreut, so daß das Pieve, oder Kirchspiel, einen sehr großen Raum einnimmt.

Die nächste der Gemeinden an Fiorenzo war die Pieve Oletta, so recht in dem schönsten und herrlichsten Theile des Ländchens. Wohl an tausend Fuß über dem Meere, ganz eingewickelt in Oliven-, Feigen-, Kastanien- und andern Fruchtwäldchen, in entzückenden Umgebungen. Steil stieg die Straße durch enge Schluchten aufwärts, doch oben war das Land thalartig ausgedehnt. Nach allen Seiten liefen die Wein- und Fruchtgärten bis an die Bergwände hinauf. Die Häuser und Häuschen, die stattlichen Casas der Wohlhabenden und die engen, düsteren Campannen der kleinen Leute verbreiteten sich durch Gärten und Gehege, in der Mitte jedoch lagen sie in einer Reihe und sanft empor stieg diese bis zu dem Kirchplatze, wo sie einen Halbkreis um das alterthümliche große Gotteshaus bildeten, neben welchem ein Stiftshaus des Franciscanerordens lag. Wie es häufig der Fall, hatte die Kirche auch hier den Ehrenplatz erhalten. Sie stand an der höchsten Stelle auf einem Vorsprunge, weit über die Pieve fortblickend und von ihrem hohen Thurme blitzte das goldene Kreuz bis an das Meer und bis an die düstern Felsenkuppen der Serra Tenda. In dem alten Stifte befanden sich keine Mönche, aber der Abt war noch da, hochangesehen im Orte und im Lande, sowohl durch seine geistliche Würde, wie durch seine Abkunft, als Haupt der edeln Familie Saliceti von Oletta. Dicht in der Nähe der Kirche stand das feste, thurmartige Familienhaus, in welchem jener tapfere Carlo Saliceti geboren wurde, der im letzten Jahre mit solchem Heldenmuthe Furiani vertheidigt hatte; jetzt aber war er nicht darin zu finden. Einen tiefen, festen Schlaf schlief der tapfere Mann, denn in der Schlacht bei Borgo hatte eine Kugel ihn hingestreckt und seine Kampfgenossen hatten ihn mit Lorbeer bekränzt und mit Todtenklagen und Wehgeschrei in der Familiengruft der Saliceti dort in der Kirche begraben. Sein Haus lag jedoch nicht verödet, denn noch lebte Giulio, sein jüngerer Bruder, noch seine Schwester Romana, und zum Schutze ihrer Jugend war sein Oheim Giovanni, der verehrte Abt, da, ein eben so glaubensfreudiger

Priester wie ein zornig kühner Patriot, der mehr als einmal in seinem Leben Dolch und Doppelbüchse in der einen Hand, das Crucifix in der andern, in die Schlacht vorangezogen war.

Ehe wir jedoch mit diesen Personen uns weiter beschäftigen, steigen wir hinauf in ihre Wohnungen und treten ein in ihre Hallen; dahin zu gelangen ist jedoch keineswegs so leicht, als man glauben könnte. Ein corsisches Haus gleicht mehr oder minder einem festen Thurme, mit schmalem düstern Eingange, steiler hoher Treppe, kleinen Fenstern und dicken Mauern. Selbst die ärmlichen Hütten, so eng und schmutzig sie sein mögen, sind schartig und hoch, denn jeder Corse hat seinen Feind, und die Blutrache kann ihn morgen zwingen, sein Haus zur Festung zu machen. Darum sind diese Häuser auch alle aus Granit erbaut und drinnen mag kein Stück Brot sein, doch unzweifelhaft ein Gewehr, wenn nicht mehrere sammt Pulver und Blei, genug um eine Belagerung auszuhalten. Die Dorfgasse, welche zur Kirche und deren Platz hinaufführte, bildete zu beiden Seiten Reihen solcher engerer und weiterer Thürme, die mit ihrem schwarzen Gemäuer und den Epheugewinden, welche sie dicht umrankten, ein romantisches, düsteres und doch liebliches Bild gaben. Manche darunter sahen für verwöhnte Augen freilich wüst und höhlenartig genug aus. Ihre Fenster waren enge Löcher ohne alle Abwehr gegen Regen und Wind, und die zertrümmerten Treppen, die schief hängenden Thüren, sprachen für die Armuth, Faulheit und Sorglosigkeit ihrer Bewohner; aber in diesem Lande bedarf der Mensch nicht viel zu seiner Erhaltung, Arbeit ist keine Ehrensache. Von wenigen Kastanienbäumen, wenigen Ziegen, wenigen kleinen Gartenstückchen vermag eine Familie zu leben und auf allen diesen Bergen und Gehängen lag reicher Gottessegen. Alle diese alten Thurmhäuser umwickelte der Blüthenduft der Fruchtbäume; Oliven, Mandeln, Reben und Feigen umringten sie. Es sproßte und keimte, blühte und reifte überall in wunderreicher Fülle, und wo dies geschieht, ist der Mensch niemals geneigt zu harter mühevoller Arbeit. Er will Noth und Sorgen haben, wenn er im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen soll.

Die Häuser von Oletta sahen jedoch nicht alle so aus wie die erwähnten. Manche bildeten auch dicke vierkantige Bauwerke; ihre unregelmäßigen Fenster wurden von Jalousien geschlossen, ihre Treppen waren wohlerhalten, von Seitenmauern geschützt und mit Eingangsthüren versehen, oben aber sprang ein Altan hervor, die größten hatten deren mehrere nach verschiedenen Seiten. An diesen Erbsitzen der wohlhabenden Familien waren die Steine auch wohl gefugt und glatt behauen und um sie her dehnten sich kleinere oder größere Gärten, aus deren Blüthenschnee sie ihren granitnen Leib schwarz und zackig aufhoben.

Das Haus Saliceti erschien als das mächtigste unter allen. Es thürmte sich zu verschiedenen Stockwerken, es hatte Altane nach allen Seiten und seine Fenster zeigten nicht allein Jalousien, sondern auch mehrere Rahmen mit kleinen Scheiben von Glas, was damals zu den Seltenheiten gehörte. Die Treppe lief gedeckt hinauf, unten war sie durch ein massives Vorthor geschlossen, das über seinem Portale ein altes Wappen trug, von dem jedoch sich wenig mehr erkennen ließ. Die Familie Saliceti stammte nicht von den Signori, den alten Baronen und Herren der Insel, aber sie gehörte jener Bauernaristokratie an, die im zwölften Jahrhundert aus den Gemeindevorstehern, den Caporali, entsprang, welche, als Führer und Rächer des gepeinigten Volks, die Barone niederschlugen, später aber selbst noch ärgere Tyrannen wurden, als die gepanzerten Ritter. Genua hatte sie endlich alle ohne Unterschied unter seinen harten Fuß getreten und um dessentwegen dieselbe Gleichheit und denselben ingrimmigen Haß über alle Corsen gebracht. Aber die Nachkommen der alten Signori und der alten Caporali blieben doch immer die stolzen Geschlechter, welche von ihren Vorfahren mit den Familiensitzen, freilich oft nur mit diesen, uralten Ruhm zahlloser Heldenthaten ererbten.

Auch die Saliceti waren reich daran, allein sie besaßen überdies kein unbedeutendes Vermögen an Grundeigenthum, denn ein beträchtlicher Theil des Waldes und der Fruchtgärten der Paese gehörte ihnen. Es wurzelte auch ein gewisser Sinn in dieser Familie, sich ihrer Wohlhabenheit zu erfreuen, und da sie mit manchen edeln Geschlechtern verwandt, Blutsvettern selbst im hohen Rath, an den obern Gerichtshöfen und in den ersten Städten der Insel besaßen, nicht selten auch selbst dahin kamen, als Abgeordnete des Districts und des Landes wie in eigenen Geschäften, so lernten sie besser als die meisten

ihrer Nachbaren kennen, was zur Bequemlichkeit, zum Putz und Schmuck auf dem Festlande Italiens und in Frankreich erfunden, sich nach und nach bis nach Corsika verirrte. Der verstorbene Vater der beiden Geschwister, Pietro Saliceti, hatte aus Bastia sogar einst einen schmalen Spiegel und ein paar hochlehnige Stühle mitgebracht. Doch sein Bruder, der Abt, war es, welcher vor einiger Zeit erst die Scheiben von Glas in die Fenster des großen Wohngemaches einsetzen ließ, ein Luxus, der in Oletta ungeheueres Aufsehen machte. Aber Pietro Saliceti hatte seiner Zeit auch seinen jüngsten Sohn Giulio nach Bastia in die Schule geschickt, damit er etwas lerne und ein Richter oder Advocat aus ihm werde. Seine Tochter Romana lebte mehrere Jahre im Hause eines Verwandten, des Raths Grimaldi, und erst im letzten Jahre, als ihr Vater aus dem Leben geschieden und ihr ältester Bruder den Heldentod gestorben, kehrte sie in die Casa Saliceti zurück, weil ihr Onkel es so befahl.

An dem Tage nun, mit welchem hier unsere Erzählung beginnt, saß Romana in dem Wohnzimmer mit einer Näherei beschäftigt und bei ihr befand sich eine Freundin aus Oletta, die schöne Maria Montalti, die Tochter des Podesta der Gemeinde, eines nicht weniger angesehenen Mannes. Beide junge Mädchen arbeiteten fleißig; Romana half ihrer Freundin und Maria hatte guten Grund, die Nadel emsig zu bewegen, denn sie war die Braut des jungen Bernardo Leccia, eines überall beliebten und gepriesenen Jünglings aus guter Familie, und im Märzmonate sollte die Hochzeit sein. Beide Mädchen waren jung und lieblich anzuschauen, dennoch aber konnte es nichts Verschiedeneres geben. Romana Saliceti hatte eine feine, zarte Gestalt, ihr Haar besaß einen wahrhaft goldigen Schimmer und ihre Haut war so weiß und frisch, als stammte sie aus dem Norden. Sanft waren ihre Mienen, klein ihr Mund und in ihren dunkelblauen Augen lag eine träumerische melancholische Stille. Ganz anders stellte sich Maria Gentili Montalti dar. Corsisch schön war Alles an ihr, vom Scheitel mit seiner Fülle rabenschwarzer bläulich schimmernder Haare, bis zu dem kleinen Fuße. Von hohem Wuchs, fielen ihre starken Zöpfe, mit rothen Bändern gebunden, weit über den kräftigen Nacken in ein dunkelrothes mit Korallenstückchen besetztes Netz. Gebräunt war ihre Haut, aber sammtweich, stark und schön gebildet Stirn, Nase und Mund, ihre schwarzen Augen groß und leidenschaftlich funkelnd, die weißen Zahnreihen prächtig zu ihren schnellen übermüthigen Blicken passend. Und wie die Körper dieser jungen Mädchen so verschieden gebildet, so verschieden war es auch ihre Tracht. Maria Montalti trug das weite schwarzwollene Corsenkleid, die Faldetta, dessen Zipfel faltenvoll und malerisch über Arm und Schulter geworfen werden, aber Romana hatte in der Hauptstadt Bastia andere Kleider kennen gelernt, und da diese Stadt seit so vielen Jahren schon von den Franzosen besetzt gehalten wurde, waren französische Trachten und Farben und leichtere französische Stoffe dort eingedrungen. Romana's blaues Gewand mit dem anschließenden Kamisol stammte aus Marseille, das Corsika vornehmlich mit französischen Fabricaten aller Art versorgte, aber die Korallenbänder um ihre Arme und um ihren Hals waren echt vaterländische Erzeugnisse. Ist doch das Meer nirgend reicher daran und gibt es doch nirgends schönere Korallen als diese, welche in Italien als die besten geschätzt werden.

Die Fenster standen geöffnet, würzige Luft wehte herein. Draußen lag das blühende Land, über ihm tiefe Himmelsbläue und die Sonne schwebte, eine strahlende Goldkugel, am Rande der hohen Berge, bereit, sich darin zu versenken. Doch die beiden jungen Mädchen hatten dafür keine Augen, sie blickten emsig auf ihre Arbeiten; erst nach einiger Zeit ließ Romana ihre Hände sinken, und hinausschauend in den Himmelsglanz, schien sie ihren Gedanken nachzuhängen.

„Holla! kleine Romana, was sinnst Du denn und woran denkst Du denn?“ rief Maria Montalti, indem sie lachend auf den Tisch schlug.

„Ich sinne darüber nach,“ erwiederte Romana, „wie einsam es hier ist und wie wenig mir das gefällt.“

„Es gefällt Dir nicht,“ sagte Maria, „weil Du so lange in der Stadt gewohnt hast und weil Du jetzt mit Deinem Oheim allein in der Casa Saliceti Deine Tage verlebst. Du möchtest lieber wieder dahin, wo es fröhlicher hergeht.“

„Freilich, freilich!“ antwortete Romana mit einem leisen Seufzer, „sonst war es anders, als mein Vater noch lebte und mein Bruder Carlo. Es kamen viele Freunde, wir waren vergnügt, die Cither hing nicht müßig an der Wand. Ach! der Krieg hat viel Unglück über uns gebracht.“

Die große Maria ließ ihre übermüthigen Augen auf ihre Freundin blitzen.

„Krieg muß sein," sagte sie, „wie soll unser Vaterand frei werden, wie sollen wir diese Franzosen uns vom Halse schaffen? Aber Du seufzest nach Bastia und wärest lieber dort als in Oletta, habe ich nicht Recht?"

„Es hat mir dort gefallen," versetzte Romana.

„Wo die Franzosen Herren und Meister sind!" fiel Maria ein. „Laß das nicht Deinen Oheim hören, den hochwürdigen Herrn Abt," sie lachte schelmisch und sah sich dabei um — „denn dieser haßt nicht allein die Franzosen, wie ein echter Corse thut, und hängt mit Leib und Seele Pasquale Paoli an, sondern er ist auch ein so sanftmüthiger, demüthiger und weichherziger Gottesmann, daß das Volk ihm dieser großen Tugend wegen den Namen Peverino gegeben hat."

Romana lächelte leise. „Sie nennen ihn spanischer Pfeffer," sagte sie, „weil er so hitzig und zornig werden kann, aber spotte nicht darüber. Ist es denn nicht ein Unglück, daß so viele Menschen ihr Leben opfern müssen, so viele Feindschaften entstehen, so viel Unglück und Elend das Land bedeckt, Niemand mehr froh sein kann und alle zittern müssen vor dem, was noch geschehen wird?"

„O!" fiel Maria ein, indem sie ihren Finger drohend emporhielt, „ich weiß, wovor Du zitterst, kleine Romana, und ich weiß auch, warum es Dir in der schönen Casa Saliceti zu einsam ist, warum Du weit lieber in Bastia sein möchtest. Gibt es dort nicht einen gewissen jungen Herrn mit Namen Achill Grimaldi und wird dieser Dein gelehrter, schöner Herr Vetter nicht durch den Krieg zurückgehalten, nach Oletta zu kommen, um Dich zu besuchen?"

Romana's Gesicht röthete sich, aber sie schüttelte den Kopf dabei. „Nein, nein, Maria," rief sie dazwischen, „das ist es nicht. Mein Vetter Achill wollte uns besuchen, das ist wahr, und mein Bruder Giulio ist nach Bastia gegangen, um ihn herzubringen. Aber Giulio ist Achill's Freund, ich habe niemals mich nach ihm gesehnt."

„O, wie Du listig und heimlich bist," lachte Maria. „Als ob man nicht wüßte, daß die Grimaldi hoch angesehene Leute sind, als ob Dein Vater Dich umsonst so lange nach Bastia geschickt hätte und als ob der hochwürdige Herr Peverino nicht erst neulich zu meinem Vater gesagt hätte, als von meiner und Bernardo Leccia's Hochzeit die Rede war: Während des Krieges soll Romana nicht heirathen, denn Friede wird es nicht, Nachbar Montalti, darauf verlaßt Euch; aber sobald wir von diesen Franzosen uns erlöst haben, der Teufel hole sie sämmtlich und schleudere sie in seinen tiefsten Schwefelpfuhl! — dann wird in der Casa Saliceti eine Hochzeit gefeiert werden, von der das ganze Land Nebbio lange erzählen soll.

Und wie mein Vater darauf antwortete: Ich kann's mir wohl denken, woher der Bräutigam kommt. Nicht aus unserer Paese, sondern vom Cap Corso herüber, von Bastia her, wo die feinen Leute jetzt französisch sprechen, da schlug der Abt Peverino mit seiner Faust auf und wurde im ganzen Gesichte so roth wie eine Blutnelke. — Was wollt Ihr damit sagen? schrie er meinen Vater an. Maladetto! Denkt Ihr etwa, die Grimaldi könnten jemals sich auf die Seite dieser Fursanti, dieser Franzosen werfen, die uns eben so behandeln wollen, wie die Genuesen es thaten? Corpo di Bacco! ist Leone Grimaldi nicht Paoli's beste Hand und Achill, sein Bruder — Ihr sollt sehen, Montalti, daß der vom echten Stamme ist, um Romana zu verdienen."

Bei ihren letzten Worten lachte Maria auf und rief dann ihrer schweigend horchenden Freundin zu: „Siehst Du wohl, kleine Romana, daß ich Alles weiß und mir nichts verborgen blieb? Da sitzest Du nun hier und es gefällt Dir nicht, einsam zu sein. Voller Sehnsucht ist Dein armes Herz; ich weiß es ja, wie es thut, wenn Bernardo mich verlassen hat. Er wird aber kommen, Romana, bald wird er bei Dir sein und dann wird es Dir nirgend besser gefallen als in der Paese Oletto und in der schönen Casa Saliceti."

Romana hielt ihre Augen auf Maria geheftet, allein sie lächelte nicht zu deren Tröstungen, sondern blickte ernst und nachdenklich und sagte zuletzt: „Ich möchte Dich wohl etwas fragen, Maria."

„So frage!" versetzte diese.

„Wenn Du hörtest, Bernardo käme nicht, was würdest Du thun?"

„Ich würde böse sein und traurig, ich würde weinen und schmähen."

„Und wenn er Dich nicht liebte, sondern eine Andere. Wenn er Dich verließe?"

Maria's Augen funkelten, wie glühende Kohlen, ihr schönes Gesicht verzerrte sich und

ihre Hände ballten sich zusammen. „Madre de Dio!“ schrie sie erblassend. Dann lachte sie plötzlich auf und rief: „Das kann nicht sein, das wird niemals geschehen! Eher stürzten alle Berge Corsika's zusammen, ehe Bernardo mich verließe.“

„Aber wenn er stürbe, wenn er niemals wiederkäme?“ fragte Romana, immer mit großen starr blickenden Augen.

„Sprich nicht so; Gott und die heilige Jungfrau werden ihn beschützen!“ antwortete Maria, indem sie ihre Hände faltete und auf ihre Brust preßte. „Ach! ich denke oftmals daran, denn Bernardo ist kühn, er ist ein Corse. Wenn Pasquale Paoli's Männer ihn rufen, wird er sich nicht verstecken. Er wird sterben, Romana, wie Dein Bruder gestorben ist, seine Brust dem Feinde zugekehrt.“

Romana schwieg einige Minuten. „Wenn Du hörtest von seinem Unglück,“ fragte sie darauf, „was würdest Du dann thun, gute Maria?“

„Was ich thun würde?“ schrie Maria, in wilder Leidenschaft ihre Arme und ihren Kopf zum Himmel erhebend, als sei das Unglück schon geschehen. „O! ihr Heiligen, ich weiß es nicht, aber ich könnte es nicht ertragen!“

In diesem Augenblicke drangen die Töne eines Hornes in das Zimmer und bewirkten, daß das Gespräch der beiden jungen Mädchen plötzlich aufhörte. „Was ist das?“ rief Maria, indem sie aufsprang und wieder horchte.

„Soldaten kommen,“ sagte Romana.

„Nein,“ erwiederte Maria, „von den Bergen tönt es herunter, aber das ist kein corsisches Muschelhorn.“

Sie lief auf den Balcon hinaus, Romana folgte ihr nach.

II.

Von dem Balcon aus ließ sich der ganze Halbkreis der Berge überblicken, und unzweifelhaft war es, daß die Töne von dort her, aus der Schlucht von Pietro di Tenda hervorquollen. Es konnten somit keine Franzosen sein, denn diese wagten sich nicht aus St. Fiorenzo heraus. Die Töne aber brachten bald das ganze Pieve in Bewegung. Aus allen Häusern und Hütten kamen die Menschen, hörten verwundert und schrien sich ihre Vermuthungen zu. Das Horn klang lustig und lieblich, allein das Lied zu dieser Melodie kannte Niemand. Es schien ein Jagdstück zu sein, oder die Begleitung zu einem Kriegsmarsche; alle Augen richteten sich daher auf den Punkt, wo der Waldpfad aus dem Kastaniendunkel hervortrat, denn an dieser Stelle mußte der Musikant zuerst erscheinen. Und stärker und stärker wurde der Schall, bis endlich man Menschen sah, nicht einen, sondern einen ganzen Trupp. Vor ihm her an der Spitze ritten zwei auf kleinen corsischen Pferden. Die Leute von Oletta konnten nicht ganz ruhig bei diesem Anblicke sein, denn sie sahen deutlich die Gewehre und Waffen der Fremden blitzen. Nahe an hundert Bewaffnete mochten aber da wohl Schrecken erregen, wo einer oft schon Unheil genug anstiftete; doch nach dem ersten Beschauen erhob sich ein Jubelgeschrei. Denn diese Fremden kamen nicht allein, sie brachten den Abt Saliceti mit, der war es sicherlich, der dort neben dem Anführer auf seinem rothen, wohl bekannten Pferdchen ritt.

Nach wenigen Minuten konnte dies als eine ausgemachte Sache gelten. Die kräftige breite Gestalt des Abtes ließ sich nicht verkennen und nun lief Alt und Jung der Schaar entgegen, welche sich rasch näherte und von den Abhängen herunter dem Kirchplatze zuzog. Zwei Hornbläser zogen vorauf, und da der eine den andern ablöste, fehlte es nicht an Musik, bis sie endlich beide sich vereinigten und die Soldaten geschlossene Reihen bildeten, als sie den Eingang des Dorfes erreichten.

Der Abt unterhielt sich von seinem Pferde herunter mit den Leuten, welche ihn umringten, und theilte ihnen mit, was sie wissen sollten. Er deutete dabei auch auf den Anführer, und dieser schaute keck und frisch mit lustigen Mienen um sich, und sprach zu seinen Kriegern in einer fremden Sprache, welche Niemand verstand. — „Wisset also, Freunde, Nachbarn,“ rief inzwischen der Abt, daß dieses die neue Fremdencompagnie ist, welche Pasquale Paoli, unser großer General und Gouverneur, vor kurzer Zeit gebildet hat. Es sind lauter Deutsche, meist haben sie vormals den Genuesen gedient, lauter tapfere Krieger aus einem Lande, das Preußen heißt, wo ein mächtiger König regiert, der Federigo il grande genannt wird, weil er mit seinem kriegerischen Volke große Thaten ausgeführt, die Franzosen, die Oesterreicher und die Russen geschlagen und besiegt hat. Alle diese braven Deutschen wollen uns jetzt helfen. Pasquale Paoli hat sie zu dieser Preußencompagnie vereinigt, und diesen jungen Signor,

den Ihr hier seht, einen deutschen Nobile, Signor Carlo Wilda, den er besonders ehrt und liebt, zu ihrem Capitän ernannt. Er hat die Compagnie zu uns geschickt, Freunde, und es kann sein, daß er bald selbst kommt und zusieht, wie wir sie aufgenommen haben. Aber Corpo di Bacco! ich denke, er soll mit den Männern von Oletta zufrieden sein. Habe ich Recht? Soll er nicht?"

Ein Beifallsgeschrei gab ihm Antwort. Die Deutschen waren in Corsika nichts Neues, Böses und Gutes verband sich mit ihrem Namen. Vor achtunddreißig Jahren hatte Kaiser Karl VI. 12,000 Deutsche an die Genueser verkauft, als erstes Beispiel jenes Menschenhandels, der später unter deutschen Fürsten beliebt wurde. Sie kamen mit ihren Generalen Wachtendonk und Schmettau und dem Prinzen von Würtemberg, um die corsischen Empörer zu bändigen, wie nachmals 12,000 Hessen die amerikanischen Empörer bändigen sollten, aber das eine gelang so wenig als das andere. Die Corsen schlugen die Deutschen in mörderischen Schlachten und schon nach zwei Jahren zogen deren Reste ab. Der Kaiser wollte nichts mehr mit dem ungerechten Genua zu schaffen haben. Vier Jahre darauf aber landete in Corsika der wunderbare abenteuerliche Mann, welcher den Haß vom Namen der Deutschen nahm, und den Corsen einen deutschen Edelmann zum Könige gab.

Theodor von Neuhoff führte sein Traumkönigreich nur einen Sommer über aus, dann zerrann es ihm unter seinen Fingern, allein von dieser Zeit an fanden die Corsen bei den Deutschen manchen tapferen Freund. Junge Edelleute kamen und kämpften an ihrer Seite in heißen Schlachten, tapfere Officiere ordneten ihre Regimenter, bildeten ihre Milizen nnd lehrten ihnen die Künste, mit deren Hilfe der große Friedrich seine Gegner besiegt hatte. In der letzten Zeit aber hatte der deutsche Name noch mehr in corsischer Achtung gewonnen, eben durch jene deutschen Soldaten, welche Genua früher gedient.

Die Leute von Oletta waren daher vergnügt, als die deutsche Compagnie bei ihnen einkehrte, es konnte ihnen nichts Lieberes geschehen. Die starken kräftigen Männer gefielen ihnen weit besser als die kleinen bepuderten und bezopften Franzosen, denn die Deutschen hatten nach corsischer Sitte ihr Haar lang und frei wachsen lassen. Mit Wohlgefallen schauten sie auch den jungen Anführer auf seinem flinken kleinen Pferde an. Er sah so recht aus wie ein Kriegsmann und war dabei doch freundlich, fein und schlank, mit breiter Brust und kräftigen Schultern. Sie dachten wohl, daß das einer sein müsse, der das Kriegshandwerk unter jenem großen Könige Federigo gelernt, von dem der Abt Peverino gesprochen, und so war es auch wirklich. Karl von Wilda war in dem Preußenlande geboren und hatte in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges unter den Fahnen seines gewaltigen Kriegsherrn gefochten, dann aber hatte er seiner Lust zu Reisen und Abenteuern nachgegeben, hatte Frankreich und Italien durchzogen, und dort war damals alles Volk von Pasquale Paoli's Ruhm und Ruf erfüllt, den Friedrich der Große selbst als den besten General Italiens erklärt hatte. Daß die Franzosen jetzt das kleine tapfere Volk unterdrücken und unterjochen wollten, vermehrte die Rauflust in Karl von Wilda, denn als guter Deutscher haßte er den Erbfeind aus Herzensgrund. In Livorno sammelte sich eben ein Schaar junger Männer, meist von gutem Stande, die den Corsen und Pasquale Paoli zu Hilfe ziehen wollten. Der preußische Officier gesellte sich zu ihnen und sie landeten zu rechter Zeit auf dem Boden der corsischen Republik, um während des letzten Herbstes die glorreichen Gefechte und Schlachten mitzuschlagen, in welchen der stolze Graf Narbonne bis nach Bastia und an's Meer zurückgetrieben wurde. Manche dieser Fremdlinge starben für die corsische Freiheit, andere wurden der Beschwerden in dem wilden Lande überdrüssig, doch Karl von Wilda focht mit solcher Tapferkeit, daß General Paoli sich öfters seines Rathes bediente und ihm die preußische Compagnie übergab, als diese nun errichtet wurde.

Vor der Casa Saliceti ließ der Capitän jetzt Halt machen, und da er hinaufsah zu dem Balcon und sah die jungen Mädchen stehen, schwenkte er seinen Degen und verbeugte sich so ritterlich grüßend und lächelnd dabei, daß plötzlich eine dunkle Gluth Romana's ganzes Gesicht bedeckte.

Sie floh in das Zimmer zurück und Maria folgte ihr dahin nach, indem sie lachend fragte, warum Romana davongelaufen sei?

„Ich weiß es nicht," erwiederte das junge Mädchen, „es wurde mir plötzlich bange."

„O," sagte Marie, „wenn Achill Grimaldi gekommen wäre, statt dieses Deutschen, so wärest Du nicht davongelaufen, sondern

ihm entgegengesprungen; aber das hilft Alles nichts, kleine Romana, Du mußt Dich darein schicken und diesen Fremden um Dich dulden. Denn sieh doch hin, alle Leute drängen sich, den Einen und den Andern als Gast mit nach Haus zu nehmen; der Oheim aber nimmt sich diesen jungen Capitano, wie es Recht ist, dafür ist er der Erste in Oletta, die Casa Saliceti das stattlichste Gebäude und dieser Signor Tedesco obenein der allerschönste unter Seinesgleichen, die mir gar nicht gefallen."

So plauderte Maria, indem sie an der Schwelle stehen blieb und hinabschaute, wo wirklich die Vertheilung der Soldaten jetzt stattfand. Die corsische Gastfreundschaft, welche so berühmt ist, zeigte sich hierbei von bester Seite. Jeder wollte Antheil an den Gästen haben, und schnell waren sie untergebracht, so daß, wer zu spät kam, zankte und lärmte und eine ehrliche Theilung verlangte. Die Deutschen sahen sich zuweilen von Dem beim rechten und von Jenem beim linken Arm gepackt und unter hartnäckigem Streit um die besten Rechtsansprüche hin und hergezogen. Frauen und Mädchen winkten ihnen zu, ihnen zu folgen, und Gelächter und Geschrei dieser schnellen lebendigen Zungen füllten den Platz, bis die Buben die Gewehre der Männer packten und forttrugen und im Triumph der Gefangene nachgeführt wurde. Die Soldaten aber waren meist lange genug schon auf der Insel, um die Sprache des Volks zu sprechen und sich mit ihren Wirthen zu verständigen. Sie ähnelten diesem Volke auch durch ihre Tracht, denn sie trugen sämmtlich den weiten kurzen Rock, den Pelone, aus der schwarzen Wolle des Landes, Mützen von corsischem Eberfell, und lange Ledergamaschen bis zum Knie. Im Gurte um ihren Leib aber steckten zwei Pistolen und ein breites Dolchmesser, vorn hing daran die Kugeltasche; so sahen sie wie die Corsen selbst aus und wurden um so mehr auch als Brüder behandelt. Auch den Officieren fehlte dies alles nicht, nur daß an ihren Kragen eine schmale Goldtresse saß. Als der Abt Saliceti nun den jungen Capitän ersuchte, ihm in sein Haus zu folgen, warf dieser die Kugelbüchse über seine Schulter, überließ sein kleines Pferd den Leuten des Hauses und stieg dem kräftigen Wirthe nach die Treppe hinauf, wo der Abt die Thür öffnete und ihn in das Wohnzimmer führte.

„Wo bist Du, Romana? Komm her, mein Kind!" rief er hinein, „hier bringe ich Dir einen Gast. Oho, Du hast solchen Besuch nicht erwartet."

Romana eilte auf ihn zu und er breitete seine Arme aus und küßte ihre Stirn, indem er das Kreuzzeichen über ihrem Kopfe machte. Dann wandte er sich an seinen Begleiter, streckte seine Hand ihm entgegen und fuhr fort: „Seid uns Allen willkommen, mein Herr, in diesem Hause, und Gott segne Euern Eingang! Ihr sollt uns lieb und werth sein, so lange Ihr bei uns verweilt: mögen wir frohe Tage beisammen verleben. Jetzt aber fort mit dem Krame da vom Tische, Ihr Mädchen," rief er dann, sich zu diesen wendend. „Schaffe Wein herbei, Brot, Fleisch und was Du sonst hast, Romana; denn unser Gast wird hungrig und durstig sein, und ich bin es auch."

Maria Montalti nahm rasch ihr Nähzeug und was dazu gehörte, und folgte Romana nach, die sich entfernte, um ihres Onkels Gebote zu erfüllen, und als sie zurückkehrte mit einer Dienerin, welche Geräthe, Speisen und eine langhalsige bauchige Flasche voll feurigem corsischen Malvasir trug, saßen die beiden Männer schon am Tische, in ihrer Unterhaltung über den Präsidenten Paoli, über den Staatsrath und über die Franzosen und deren Pläne begriffen. Da es corsischen Frauen nicht geziemt zu sprechen, wo Männer beisammen sind, auch ihre Stellung eine so zurückgezogene und streng häusliche war, daß, wenn Gäste den Hausherrn beehrten, sie nicht mit diesen am Tische das Mahl theilten, wenn nicht besonders dazu aufgefordert, so zog sich Romana zurück in einen Fensterwinkel, saß dort und häkelte an einer Mandile, dem artigen schönen Kopftuch, während ihre Augen ab und zu den Fremden betrachteten und ihre Ohren auf seine Worte lauschten.

Was sie erfuhr, war ungefähr Folgendes. Ihr Oheim hatte gestern schon einen Brief erhalten, welcher ihm anzeigte, daß die deutsche Compagnie nach Oletta kommen würde, auch hatte er darüber mit dem Podesta der Gemeinde gesprochen, doch waren beide übereingekommen, so lange zu schweigen, bis man mehr erfahre; denn wenn sich Gerüchte über die Besetzung des Ortes verbreiteten, konnten die Franzosen in St. Fiorenzo davon hören und wohl gar solchen Vorwand benutzen, um selbst Soldaten nach Oletta zu schicken, wie dies lange schon befürchtet wurde.

Am Morgen war der Abt nach Pietro di Tenda hinaufgeritten, um zu vernehmen, was

man dort wohl wissen möchte, doch kaum angelangt, kam Nachricht, daß die Compagnie im Anzuge sei. So führte er sie selbst nach Oletta und überraschte seine Mitbürger, wohl wissend, wie leicht und ohne alle Vorbereitung die Leute versorgt sein würden. Nun aber saß er hier, sein Glas in der Hand, und hörte zu, was sein Gast ihm über den eigentlichen Zweck dieses Marsches vertraute. Sein Kopf wurde dabei immer dicker und röther, seine Adern schwollen auf, und ab und zu machte er so heftige Geberden und schrie sein maledetto! mit solcher Gewalt, daß man wohl sah, das Volk hatte nicht eben Unrecht, wenn es ihn Peverino nannte.

Schon seit länger als einem Monate, erzählte der Capitän, unterhandelte General Paoli mit dem General Marbeuf, nachdem die frühern Unterhandlungen mit dem Marquis Chauvelin mißglückten.

„Der Teufel hole alle Unterhandlungen!" schrie der Abt, „niemals hätte man daran denken sollen."

„Was sollte der Präsident machen?" versetzte der Capitän achselzuckend. „Alle Hoffnungen auf Englands Beistand sind verloren."

„Colpo di tuono! sind wir uns nicht selbst genug? Sind nicht alle Corsen bereit zu sterben bis auf den letzten Mann!" wetterte der Abt.

Der Capitän zuckte abermals die Achseln und fuhr dabei fort: „Der Präsident wünschte sein Vaterland vor Untergang sowohl wie vor Schande zu bewahren. Er schlug früher schon vor, daß Corsika den König von Frankreich als seinen Schutzherrn anerkenne, wenn den Corsen dagegen ihre freie Verfassung bestätigt werde. Davon wollte Chauvelin nichts wissen, statt dessen aber wurde ein Mordversuch auf den Präsidenten gemacht. Der Sohn seines eigenen Canzlers Massesi hatte sich erboten, ihn umzubringen."

„O, diese Verräther! diese elenden Schufte! Die Franzosen hatten ihn dazu verlockt!" schrie der Abt. „Sie haben es von den Genuesen gelernt, wie man Mörder anwirbt."

Der Capitän schüttelte den Kopf. „Die Franzosen sind nicht daran schuld, hochwürdiger Herr," sagte er, „daß Pasquale Paoli, der edelste, großmüthigste Mensch, sich mit einer Wache umringen muß, um sein Leben vor Mörderdolchen zu beschützen; sie sind auch nicht daran schuld, daß der Präsident seine Fenster verbarricadiren muß, damit keine Kugel hineindringt und ihn tödtet, oder daß er niemals sagen darf, wohin er geht und wo er sich aufhält, um nicht auf der Landstraße überfallen und niedergemacht zu werden. Sie sind endlich auch nicht schuld daran, Herr Abt Saliceti, daß er bei Tag und Nacht mit sechs großen grimmigen Wolfshunden sein Zimmer theilt, die seine Leibwache bilden."

„Eh!" sagte der Abt verdrießlich, „wir leben in bösen Zeiten, aber die Fremden sind von je die Ursachen zu allem Schlechten gewesen."

„Nein, nein!" lachte der junge Soldat. „Die Fremden sind zwar an sehr vielem Unheil schuld, das hier geschehen, doch von jeher haben die Corsen sich das größte Leid selbst angethan."

„Signor!" schrie der Abt mit flammenden Blicken, „ich rathe Euch, laßt das keinen Corsen wieder hören."

„Ehrwürdiger Herr," antwortete der junge Soldat unerschrocken, „ich habe gewiß keine Absicht, Euch zu beleidigen, ich wiederhole, was der Präsident selbst mit Betrübniß sagt: Die Corsen haben edle, herrliche Eigenschaften, die höchste Vaterlands- und Freiheitsliebe, aber ihr übertriebenes Ehrgefühl und Rachegefühl sind ihr Unglück. Von Sampieros Zeiten ab haben die größten Helden dieses Landes immer auch ihre Mörder gefunden. Wie aber könnte Pasquale Paoli ohne Todfeinde sein, er, der jedes Unrecht, jede Gewaltthat als ein unerbittlicher Richter straft und keinen Uebelthäter schont, mag dieser sein nächster Verwandter sein."

Der Abt Peverino stützte seinen Kopf in seine Hände, hörte zu und wurde ruhiger. „Das ist wahr," sagte er. „Pasquale hat seinem eigenen Vetter den Kopf abschlagen lassen und Feinde haben wir Alle. Kein Corse vergibt eine Beleidigung, doch mag man sagen, was man will, die Rache hat auch ihr gutes Recht. Aber fahrt fort, Signor Capitano, erzählt mir, wie Pasquale weiter unterhandelte."

„General Marbeuf," erwiederte der Capitän, „machte es ganz eben so wie Chauvelin. Er gab immer neue halbe Antworten und sprach von der Gnade und Großmuth seines erhabenen Monarchen, der diesen Aufruhr verzeihen werde!"

„Demonio!" schrie der Abt mit erneuter Wuth. „Wir wollen von diesem erhabenen Monarchen keine Gnade oder Großmuth. Die Pest über ihn!"

„Ein Franzos ist immer höflich," lachte der Capitän, „auch wenn er dabei den Strick zusammendreht, an welchem er seinen Gegner hochachtungsvoll aufhängen will. Während Marbeuf bewundernde Briefe an den Präsidenten schrieb, landeten immer mehr Franzosen, bis deren über 30,000 beisammen waren und in letzter Woche nun auch der neue Oberbefehlshaber, Graf de Vaux, in Bastia eingetroffen ist."

„Ist er da!" rief der Abt, „ich kenne ihn recht gut. Vor mehr als zwanzig Jahren war er bei uns, als Malebois das corsische Volk vor den Grausamkeiten der Genueser schützte. Damals waren die Franzosen beliebt und unsere Freunde, und der junge Graf de Vaux ein Mann, der alle Herzen bezauberte."

„Jetzt kommt er, um diese bezauberten corsischen Herzen einzupacken und nach Paris zu schicken," spottete der muntere Officier, „damit die neue königliche Maitresse, Madame du Barri, und der gesammte Hirschpark sich daran erfreuen mögen."

Abt Peverino verstand diese Spötterei nicht ganz, aber er faßte im Ganzen doch den Sinn, schüttelte seinen rothen mächtigen Kopf, stampfte sein Glas auf und rief: „Wir sind ehrliche, sittsame Leute auf unserer abgelegenen kleinen Insel. Verlangen nicht nach dem Glanz von Paris und leichtfertigem, nichtsnutzigem Leben, sondern wollen bleiben wie unsere Väter. Ich hoffe auch, so wird es geschehen. Graf de Vaux wird uns helfen, Signor Capitano, immer war er unser Freund, von edelm Sinn, tapfer und stolz. Benedetto la santa Vergine! daß er gekommen ist, er wird den Vertrag abschließen, der uns unsere Freiheit und unsere Rechte erhält."

„Darauf kommt es allerdings jetzt an," sagte Capitän Wilda, „und ich will wünschen, daß Ihr Recht behalten mögt. Graf de Vaux hat sogleich an den Präsidenten geschrieben und eine Unterredung von ihm verlangt."

„Seht Ihr wohl!" schrie der Abt mit Lebendigkeit. „Was sagte Pasquale Paoli dazu?"

„Er hat die Einladung angenommen und eben um deswegen bin ich mit meiner Compagnie hierher geschickt worden."

„Was!" schrie der Abt, indem er von seinem Sitze aufsprang, „um dessentwegen seid Ihr hier? In Oletta soll diese Unterrednng stattfinden?"

Der Capitän bestätigte dies so weit er es thun konnte, indem er mittheilte, was er selbst darüber vernommen. Die Unterhandlungen seien im Gange. Der Präsident Paoli habe Oletta vorgeschlagen, und wohl zu glauben sei, daß Graf de Vaux dies annehme. Wann jedoch die Versammlung stattfinden werde, darüber wußte er nichts zu sagen. Es konnte morgen schon geschehen, doch eben so gut erst in längerer Zeit oder auch gar nicht. Er hatte den Auftrag, in Oletta so lange zu bleiben, bis er andere Befehle empfange; darauf bat er den Abt, zunächst über das, was er ihm mitgetheilt, zu schweigen, damit nicht voreilig Lärm darüber entstehe.

Indem er dies sagte, hörte er ein Geräusch und er sah sich um und erblickte in dem Fensterwinkel Romana sitzen. „Oho!" rief er, sich gegen den Geistlichen wendend, „wir sind nicht allein gewesen, hochwürdiger Herr."

„Habt Ihr mir ein Geheimniß mitgetheilt, mein Herr?" fragte der Abt.

„Nein, reverendissimo Signor," antwortete der Capitän, „denn wäre mir Schweigen geboten, so würdet Ihr nichts davon erfahren haben."

„Mein lieber Herr," unterbrach ihn der Abt, „Ihr seid ein Fremder und wißt nicht, was in Corsika Sitte ist. Seid außer Sorge um Alles, was Ihr spracht. Wenn ich zu meiner Nichte Romana sage: Du schweigst über diese Sache, Mädchen, so ist dies so gut, als legte ich sieben Schlösser vor ihre Lippen. Ich könnte jedoch eben so wohl auch meine ganze Gemeinde zusammenrufen, theilte ihr mit, was ich von Euch erfuhr und spräche dann: Freunde, wir müssen es für uns behalten, weil es des Vaterlandes Heil so nöthig macht; Alles will ich verwetten, was mein ist, daß der heilige Petrus selbst keine Silbe davon erführe."

Der Abt sprach dies voller Zuversicht, aber der Capitän schien dennoch daran zu zweifeln. „Die Corsen sind freilich als verschwiegene Leute berühmt," sagte er, „ich möchte jedoch diese Tugend auf keine allzu harte Probe stellen. Was Viele wissen, ist immer schlecht bewahrt und an Verräthern hat es auch in Corsika selten gefehlt."

Der alte Priester schleuderte ihm einen stolzen Blick zu, allein der Deutsche kehrte sich nicht daran. Der corsische heiße Wein mochte ihn noch unbekümmerter und offenherziger machen, als er sonst schon war. Er nahm sein Glas auf und sagte zu dem hi-

tigen Abt: „Treue soll leben und Falschheit verderben! Unser deutsches Volk ist auch berühmt wegen solcher Tugend, dennoch am besten, man verläßt sich auf sich selbst, als auf andere Menschen."

„Oho!" rief der Abt, „Ihr glaubt nicht, wie ich sehe, weder an Weib noch an Mann, hier aber, Signor Capitano, sind beide von großer Treue. Wir haben viele Beispiele, wo Frauen und Mädchen ihre Männer und Geliebten bis auf Blut und Leben vertheidigten und durch keine Versprechungen, durch keine noch so große Belohnungen oder durch die schrecklichsten Qualen bewogen werden konnten, sie zu verrathen."

„Ich glaube es, ehrwürdiger Herr, ich glaube es!" lachte der junge Soldat. „Ich habe davon gehört, wie Gaffori's Frau voller Heldenmuth ihr Haus und ihre Kinder gegen die Genuesen drei Tage lang vertheidigte bis es durchlöchert war wie ein Sieb, aber ich habe auch gehört, daß die jungen Damen in Bastia die Franzosen gar nicht besonders hassen, vielmehr ganz vergessen sollen, daß es Feinde ihres Vaterlandes sind."

„Cospetto!" schrie der Abt, „Ihr habt eine böse Zunge. Komm her, Romana, sage uns, was Du darüber denkst. Du bist lange Zeit selbst in Bastia gewesen. Glaubst Du, daß es dort so schlechte Mädchen und Weiber gibt?"

Romana hatte das Gebot ihres Onkels befolgt, war näher gekommen und setzte sich nun an den Tisch. — „Warum soll es deren nicht geben, Onkel, sowohl hier wie überall," antwortete sie ihm. „Gibt es doch auch manche Männer, die es mit den Franzosen halten."

„Verdammte sind es! Verfluchte, die dafür ewig in der Hölle brennen müssen!" schrie Peverino. „Jeder mag ihnen das Messer in die Kehle stoßen, wo er sie findet. O Signor Ufiziale! ist die Rache nicht gerecht, wenn sie solchen elenden Verräther zu Boden streckt? Wenn ein Corse den Feinden seines Vaterlandes anhängt, ist er nicht werth, von tausend Messern durchstochen zu werden? Sprich, Romana, könntest Du jemals einem Fremden Deine Hand geben?"

Romana zögerte einen Augenblick mit der Antwort, sah den Onkel Peverino an, darauf auch den Gast, lächelte und sprach mit ihrer sanft klingenden lieblichen Stimme: „Die heilige Jungfrau möge mich beschützen! Einen Feind meines Vaterlandes möchte ich niemals meinen Freund nennen."

„Richtig, mein Mädchen, richtig!" rief der Abt, „so war's gemeint," und indem er sich gegen den deutschen Capitän wandte, fügte er hinzu: „Sie nimmt unsere Freunde aus, mein lieber Herr, wie es sich schickt und gebührt. Auch Ihr seid Corsika's Freund. Darum auch unser Freund, dem wir mit Treue anhängen und den wir ehren wollen zu jeder Zeit! Darauf laßt uns unsere Gläser leeren."

Romana mußte ebenfalls ein Glas nehmen und von dem süßen Weine nippen. Dann wurde der Abt hinausgerufen, es kamen Leute, die ihn sprechen wollten; so blieb Capitän Wilda mit dem artigen corsischen Mädchen allein, welchem er jetzt erst seine Aufmerksamkeit schenkte.

Gewöhnlich sind corsische Frauen scheu und schweigsam, wenn fremde Männer im Hause sind, aber die meisten sind fröhlichen Gemüths, und sobald ihre Bekanntschaft gemacht ist, auch zwanglos mittheilsam. Sie können alle die Cither spielen, Serenaden und Lamentos singen, wissen über ihres engen Lebens Freuden und Leiden zu plaudern, das Mandile in zierliche Falten zu legen, die Falbetta artig zu werfen, Sonntags in und um die Kirche zu spazieren und ihren Rosenkranz eifrig zu beten. Aber wie noch jetzt Schreiben und Lesen bei dem Volke ziemlich ungewöhnliche Künste sind, so war dies damals selbst bei den Männern selten zu finden. Paradiesische Vergessenheit lag über Corsika; die dunkeln Köpfe mit den dunkeln Augen wußten meist blutwenig oder nichts von der ganzen übrigen Welt. Karl von Wilda wurde daher sehr überrascht, als Romana sich zu ihm wandte und mit ihrer klaren, hellen Stimme fragte: „Ihr seid also ein Deutscher, mein Herr, aus dem großen Lande, das hinter dem Lande der Franzosen liegt."

„Das bin ich," erwiederte er mit vieler Freundlichkeit, „habt Ihr von Deutschland etwas gehört, Donzella Romana?"

„Ich habe davon mancherlei gehört," war ihre Antwort, indem sie ihn mit den großen, blauen Augen freundlich anschaute. „Es ist ein weit reichendes schönes Land jenseit eines großen Stromes, der Reno heißt, und es leben viele Millionen Menschen darin in vielen herrlichen Städten. Viele Forsten gibt es dort und reiche mächtige Herren, über Alle aber gebietet ein Kaiser, dessen Hauptstadt Vienna heißt."

Karl von Wilda erstaunte über diese ungewöhnlichen Kentnisse im Munde dieses jungen Mädchens, denn er hatte manche angesehene

Männer kennen gelernt, welche von Deutschland kaum den Namen wußten und keine Ahnung hatten, wo dies fabelhafte Land wohl liegen könnte. Er blickte Romana dafür mit verdoppelter Theilnahme an und als er in ihre Augen sah, bemerkte er, daß dies schöne strahlende Augen seien, auch bemerkte er erst jetzt ihr gelbes Haar in dem scharzen Netze und ihre weiße, breite Stirn. Der junge Capitän besaß kein zärtliches Herz, er sah nicht viel nach den Mädchen, und während seines abenteuerlichen Lebens auf dieser Insel hatte er wenig Gelegenheit gehabt, weiblichen Umgang zu pflegen. Den letzten Herbst über bis zur Winterzeit gab es Kämpfe und Gefechte in Fülle, nirgend aber einen Ort, wo geselliges Familienleben sich für einen Fremden geöffnet hätte. Der Präsident Pasquale Paoli war nicht verheirathet, die Männer, welche ihn umgaben, zum Theil ebenfalls nicht oder in fernen Gegenden der Insel angesessen, die Frauen endlich, meist untergeordnet und zu den Lasten des häuslichen Lebens verurtheilt, kamen kaum je in die Gesellschaft. Auffallend war es dem Capitän daher, hier plötzlich ein Mädchen zu finden, das ihn nicht allein anredete, sondern auch an Geist und Wissen ein ganz anderes Wesen zu sein schien, als ihm bisher vorgekommen.

Romana Saliceti sah mit ihren großen blauen Augen so sanft und so verständig aus, als käme sie aus einer andern Welt. Je länger er sie anblickte, um so bekannter kam sie ihm vor, als habe er in der Heimath wohl schon ein ähnlich Bild gesehen. Er fühlte ein plötzlich Vertrauen oder dies entstand aus den zutraulichen Blicken, welche sie auf ihn heftete. „Wie sehr mich das freut, Jungfer Romana,“ sagte er, „daß Ihr mein Vaterland kennt, und daß es Euch gefällt, vermag ich kaum zu sagen, doch fast eben so sehr bin ich erstaunt, denn ich weiß mir es nicht zu erklären, wie das möglich sein kann.“

„Dies ist nicht schwer zu erklären“ versetzte sie lächelnd. „Ich bin lange Zeit in Bastia gewesen im Hause meines Verwandten, des Herrn Grimaldi, eines der Räthe vom hohen Gerichtshofe. Dieser aber wurde vor Jahren nach Frankreich gesandt, als der König den guten General Cursay, der es so brav mit den Corsen meinte, nach Frankreich zurückrief und in ein Gefängniß werfen ließ. Mein Verwandter, Herr Grimaldi, wurde damals nach Paris gesandt, um für den armen General und für uns selbst zu bitten, und da er lange dort verbleiben mußte, nahm er seinen jüngsten Sohn Achill mit sich, welcher damals noch ein Knabe war. Der König und seine Minister wollten uns jedoch nicht helfen, da machte sich Grimaldi mit seinem Sohne auf und ging nach Wien zu dem Kaiser der Deutschen und der schönen stolzen Kaiserin, welche dort herrscht. Sie wurden gut aufgenommen, doch Hilfe brachten sie uns auch von Wien nicht, denn die Kaiserin wollte es mit den Franzosen und Genuesen nicht verderben. Aber Achill hatte viel gesehen und gehört und oft hat er mir davon erzählt, so habe ich von Deutschland Manches erfahren, was mir wohl gefiel.“

„Und nun will ich mich bemühen,“ fiel der Capitän ein, „daß die gute Meinung, welche Ihr von den Deutschen habt, sich nicht verringern soll.“

„Ich denke nicht,“ versetzte sie, ihn mit den großen Augen anblickend, „daß dies geschehen wird.“

„Nein, nein!“ lachte er, „wir werden artige Gäste sein und ich selbst verspreche, meine liebe Donzella Romana, Euch so wenig Last zu machen, als ich immer kann.“

Romana schüttelte den Kopf. „Wir haben ein Sprichwort,“ sagte sie, „das heißt: Für Deine Freunde sollst Du mehr noch thun, als Deine Feinde von Dir verlangen würden. Bleibt recht lange bei uns, mein Herr, Ihr sollt Euch überzeugen, daß wir keine Last davon empfinden.“

Erfreut darüber versprach der Capitän, gern zu bleiben, so lange es ihm gestattet sei, und sie plauderten beide, einander wohl gefallend, unbefangen weiter, bis der Abt zurückkehrte, den Podesta Montalti und einige andere der Ortsvorsteher mitbrachte und nun eine fröhliche Gesellschaft sich um den Tisch setzte, welche den Abend über beisammen blieb.

III.

Am nächsten Tage hatte der Capitän Wilda seine Einrichtungen zu treffen, welche die militärische Besetzung Oletta's vervollständigten. Mit den Franzosen war kein Frieden abgeschlossen, nur eine Waffenruhe fand statt, welche jedoch, durch nichts verbürgt, jeden Augenblick gebrochen werden konnte. Der Capitän richtete eine Wache ein und fand Bereitwilligkeit genug, um Nachrichten einzu-

ziehen, wie es unten am Golf in St. Fiorenzo herging. Alles, was er vernahm, lautete jedoch beruhigend. Die französische Besatzung war zwar sehr stark und arbeitete fleißig an den Schanzen und Thürmen, auch lagen mehrere Kriegsschiffe im Hafen, allein im Uebrigen verhielten sich die Franken ruhig. Der Capitän konnte einen Boten an den General Paoli absenden mit einem zufriedenstellenden Bericht, dann konnte er sich ungestört den Freuden überlassen, welche die Gastlichkeit der Bewohner von Oletta ihm und seinen Leuten bereitete. Diese bestanden nun größtentheils darin, daß man sie nach besten Kräften bewirthete, mit Allem versorgte, was hier zu haben und ihnen jegliche Unterhaltung und Zerstreuung zu verschaffen suchte. Deren gab es freilich nicht viele, ein Jeder mußte sich mit dem Gebotenen begnügen. Die große Kirche mit ihren Altären, ihren Familiengräbern und ihrem Ausputz, sammt dem klösterlichen verlassenen Stifthause war das einzige Bauwerk, das beschaut werden konnte, wer jedoch Freude empfand an den Reizen der Natur, dem boten sich viele herrliche Spaziergänge durch die gartengleichen Umgebungen bis auf hohe, jähe Felsenkuppen und durch Waldschluchten, in welche der Aliso und andere Bäche schäumend niederstürzen, zu schönen kleinen Bergebnen und Thälern mit Oliven, Feigen, zahllosen Lorbeerrosen und andern herrlichen Bäumen und Blumen bedeckt. Zur Sommer- und Herbstzeit, wenn die Früchte reifen, die Muskatellertrauben in wunderbarer Fülle und Schwere niederhängen, sammt Pfirsich, Melonen und so vielen andern süßen Gaben, mochte das lustige Umherschweifen für den Genuß noch lockender sein, jetzt aber, wo der Frühling alle Knospen trieb, wo die Luft so kühl und lau, der Himmel voll paradiesischem Licht, die Erde voll paradiesischer Triebe war, konnten empfindende Menschen sich nichts Schöneres wünschen. Gleich am ersten Tage hatte der Abt seinem Gaste die Kirche gezeigt und mit Genugthuung dessen Verwunderung über den stattlichen Bau bemerkt, den die Leute von Oletta schon in alter Zeit zu Stande gebracht; nach den rothen Felsen hinauf, welche über dem Olivengarten der Saliceta lagen, ging der Capitän jedoch, begleitet von Romana und ihrer Freundin Maria sammt deren Bräutigam, dem jungen Bernardo Leccia. Von jenen rothen Felsen und dem hochliegenden Olivenhain war die allerschönste Aussicht weit und breit; den muntern jungen Leuten aber wurde der steile Weg nicht beschwerlich, sie legten ihn in froher Laune zurück.

Der lebhafte Bernardo Leccia hatte wenig von der Tugend der Schweigsamkeit und des Ernstes abbekommen, welche man seinem Volke nachrühmt, oder die Liebe zu der schönen Maria Montalti machte ihn so heiter und gesprächig. Leicht auf seinen Füßen hatte er den Kopf voller Possen und dann wieder funkelten seine dunkeln Augen in Leidenschaft und mitten in seinen Neckereien umfaßte er die üppige Braut, um mit Liebesworten und Bitten sie zu küssen. Romana folgte mit ihrem Begleiter lächelnd und betrachtend dem jungen Paare. Was sie beide dachten, wußte Niemand, mehr als einmal jedoch begegneten sich ihre Blicke, und es war, als läge ein geheimes Verständniß darin, das aus ihren Herzen herüber und hinüber lief; ein unsichtbarer Faden, der sich um sie schlang und sie so innig zusammenziehen wollte, wie jene dort, die keinen Zwang fühlten. Von Anfang an war ihr Wohlgefallen entstanden und dies verstärkte sich fort und fort. Schien es Beiden doch, als seien sie längst bekannt und was der Eine that, erfreute den Andern. So natürlich, einfach, dabei mild und gut und doch begabt mit Klugheit und Gedanken, war dem deutschen Edelmann noch kein corsisches Mädchen begegnet und wie dieser Fremde, edel von Gestalt, artig und ritterlich, hatte Romana noch keinen Mann gesehen. Von seinen Soldaten wurde auch Manches erzählt, was in Oletta umlief, und ihr Oheim hatte es ihr mitgetheilt. Er gehörte zu den Tapfern, mit denen Pietro Colle und Clemens Paoli in mörderischen Gefechten die Franzosen aus der Casinca trieb und nach der Schlacht von Borgo hatte der Präsident ihn öffentlich vor allem Volke umarmt und in des Vaterlandes Namen ihm gedankt. Seine Soldaten liebten ihn leidenschaftlich, denn er war ihr bester Mann in That und Rath; streng zwar in seiner Pflicht, dabei aber jedes andern Freund und Helfer. Solches Lob konnte Romana nicht gleichgiltig hören; auch der Abt war dem jungen Deutschen sichtlich gewogen, der furchtlos und fröhlich sich bezeigte, dennoch bescheiden und ehrerbietig. Der zornige Herr Peverino nahm es nicht übel, daß sein Gast freimüthig urtheilte, hatte er doch bewiesen, daß er corsisch dachte, und daß der Präsident ihn und seine Schaar ausgewählt hatte, Oletta zu besetzen und ihn zu beschützen, wenn

es hier zu einer Zusammenkunft mit dem Anführer der Franzosen kam, war sicher auch ein Beweis, wie hoch Pasquale Paoli diesen jungen Mann schätzen mußte. Der Abt sah den Grund wohl ein, warum keine Corsen dazu ausgewählt wurden, deren Haß gegen die Franzosen leicht zu gefährlichen Auftritten Anlaß geben konnte, wenn sie hier sich begegneten. Die Franzosen hatten manche schlimme That begangen, Dörfer niedergebrannt, um den Aufruhr zu strafen, Menschen erschossen und qualvoll hingerichtet, die sich ihren Befehlen widersetzten. Diese Deutschen aber besaßen Mannszucht und ihr Capitän war bei aller seiner Tapferkeit ein Mann, dem das glühende corsische Blut in den Adern fehlte, denn wie sollte dieser Nordländer dazu kommen?

Romana erinnerte sich, während sie neben ihm ging, an Alles, was ihr Oheim gesagt hatte. Sie dachte auch daran, daß ihr eigener Bruder, der tapfere Vertheidiger von Furiani, Carlo geheißen, und es kam ihr vor, als ob sie um dieses geliebten Todten willen diesen Fremden so gern sähe; denn die geschwisterliche Liebe auf dieser Insel ist eine heilig schöne und der älteste Bruder besonders Gegenstand der innigsten Verehrung.

Sie fragte den Signor Carlo, ob er auch Geschwister habe und war erfreut, als er ihr von seiner Schwester erzählte, die er in der Heimath zurückgelassen. Er mußte ihr deren Namen nennen, den sie bedächtig lächelnd nachsprach, denn diese Schwester hieß Gertraud und sie ergötzte sich an dem fremdartigen Klang. Dann nannte sie ihm die Namen aller ihrer Verwandten, er aber fand, daß Romana der schönste sei und sprach ihn mit seiner fremden schweren Zunge so eigenthümlich aus, daß sie darüber lachen mußte und doch drang der Ton ihr süß bis in ihr Herz hinein. Er wiederholte ihn vielmals, als wollte er ihn sich einprägen und sie hörte es mit immer neuem Vergnügen.

So folgten sie Bernardo und Maria nach, die voranliefen und genug mit sich selbst zu schaffen hatten. Romana hatte mancherlei Fragen zu thun über das ferne Land, aus welchem dieser freundliche Signor stammte, und er hatte immer wieder etwas mitzutheilen, das sie in Erstaunen setzte; bis sie an eine Stelle gelangten, wo der Weg steil aufwärts ging. Hier strauchelte Romana und da sie auf ihr Gewand trat, würde sie gefallen sein, wenn der gefällige Capitän sie nicht in seinen Armen festgehalten hätte. Es war nur ein Augenblick gewesen, wo er sie so umschlossen hielt und ihr Herz unter seinen Fingern pochen fühlte, aber dieser Augenblick war entscheidend. Er beugte sein Gesicht zu ihr nieder und ihre strahlenden Augen leuchteten, wie mit Sonnenglanz gefüllt, über ihn hin. Zugleich damit hatte sich Maria umgeschaut, und mit Bernardo im Vereine lachten beide aus Herzenslust und klatschten in ihre Hände.

„O! welch ein Anblick," rief Maria, „die kleine Romana hängt am Halse des fremden Herrn. Wenn das gewisse andere Leute sähen, wie würden sie sich entsetzen. Aber das kommt von den französischen langen Röcken, das kommt davon, wenn man keine ehrbare Falbetta trägt. Wer weiß, was wir noch erleben können!"

Vor diesen Spöttereien wurde Romana's ganzes Gesicht roth, doch gleich wieder war sie ohne Verlegenheit, dankte dem Signor und lief nun so sicher und schnell über das Geröll allen anderen voran, als wollte sie beweisen, daß es an ihrer Tracht nicht gelegen habe.

Der Capitän folgte langsam nach, er hatte nur halb verstanden, was Maria spottete, und seine Gedanken beschäftigten sich mit Romana. Wie sie ihn angesehen mit den großen leuchtenden Augen, das brannte gleich einem Feuerstrom in ihm, der den Weg bis in seine Eingeweide gefunden. Eine Gluth tobte in seinen Adern, als sei er zum Corsen geworden; dagegen aber sträubte sich sein deutscher Kopf gleich auf der Stelle und mahnte ihn zur Besonnenheit. Welche Thorheit wäre es, sagte dieser zu ihm, wolltest Du einen Liebeshandel mit diesem Mädchen beginnen. Wohin sollte er führen? In wenigen Tagen schon wirst Du sie verlassen und niemals wahrscheinlich zurückkehren. Ein schöner Dank aber wäre es für diese angesehene Familie, wenn Du diesem liebenswürdigen Kinde Kummer und Trauer bereiten oder gar sie betrügen wolltest. — Betrügen? Nimmermehr! rief er empört über diese Vorstellung und während er weiter ging, fuhr er fort, darüber nachzusinnen, was Ernst wohl sein könnte und was die Folgen.

Aber jedem Ernst setzten sich sofort vernichtende Widersprüche entgegen, die endlich ein Lachen auf seine Lippen brachten. Der junge deutsche Edelmann hatte seinen Zug in's Corsenland als eine romantische Episode betrachtet, die ein Cavalier seinem Leben wohl

anhängen durfte. Wenn er auf dem Bette der Ehre für die Corsen und ihre Freiheit starb, so theilte er dies Loos mit manchem andern Sohne berühmter Geschlechter, die, vom ritterlichen Geiste getrieben, Thaten und Schlachtfelder suchten; aber ein corsisches Landmädchen zu heirathen, stammte sie auch aus dem alten Bauernadel der Caporali, waren ihre Verwandten in den Städten auch Räthe und Doctoren, schien gleichwohl unmöglich. Sollte er in diesem Felsenwinkel sich etwa niederlassen, ein Bauer werden und in dieser halbwilden Insel sein Dasein beschließen? Er fühlte einen Schauder davor, trotz aller Feigen und Oliven, aller Kastanien, Orangen und lieblicher Düfte und Früchte. Von allen Seiten schrie es: nein! in seine Ohren und er lachte dazu und stieg eilig weiter, wo am Eingange des Olivengartens der Saliceti ihn die Gefährten erwarteten und über seine Langsamkeit spöttelten.

„Hier werdet Ihr etwas sehen, mein Herr," sagte Bernardo darauf, „was Ihr in Eurem Vaterlande noch niemals sahet. Olivenbäume wie die Kastanien groß, und von fast eben solcher Stärke und Blätterkrone."

„In meinem Vaterlande, mein lieber Bernardo, gibt es gar keine Oliven," antwortete der Capitän.

„Keine Oliven!" rief der junge Corse erstaunt. „Gibt es auch keine Feigen, keine Mandeln, keine Orangen, keine Kastanien bei Euch?"

Als Karl von Wilda dies Alles nach einander verneinte, malte sich mit dem verächtlichen Mitleid über das arme elende Germania zugleich der Stolz auf sein reiches schönes Vaterland in den Mienen und Blicken des jungen Corsen.

„Misericordia!" rief er aus, „wovon lebt dies unglückliche Volk?"

„Von seinen Feldern und seinen Heerden, von seinen Fruchtbäumen und seinen Gärten, wie Ihr, antwortete der Capitän, und es leben viele Millionen Menschen davon. Freilich aber," setzte er hinzu, „blüht und wächst dort Alles nicht so leicht und mühelos wie hier, sondern die Menschen müssen von früh bis spät fleißig arbeiten, wenn sie leben wollen."

„Und Eure Wälder bestehen nicht aus Kastanien- und Wallnußbäumen?"

„Es wachsen nur Eichen, Buchen und Pinien darin."

„Der Boden ist nicht mit Blumen bedeckt?" fragte Marie.

„Der Boden ist wenig dazu geeignet; oft liegt Monate lang der Schnee darauf."

„Schnee!" schrie Maria entsetzt. „Lebt Ihr im Schnee wie die wilden Schafe, die Muffoni, auf dem Monte Rotondo?"

„Und warum kann ihn die Sonne nicht schmelzen?" fragte Romana.

„Die Sonne hat keine Macht dazu, ihre Strahlen sind kalt."

„O, meine liebste Maria!" rief Bernardo, „wie glücklich sind wir, nicht in jenem schrecklichen Lande geboren zu sein, wo die Sonne kalt ist, die Menschen im Schnee leben müssen, wo es weder Blumen noch Oliven und Kastanien gibt und wo sie, um ihr armseliges Leben zu fristen, wie Thiere arbeiten müssen."

„Ja, ja!" rief Maria, „um alles Gold in Bastia möchte ich nicht dorthin ziehen. Wie könnt Ihr doch der gnädigen Jungfrau danken, mein Herr, daß sie Euch nach Corsika geführt hat, wo es schöner ist, als im Paradiese!"

„Ihr habt wohl Recht und ich danke ihr auch," erwiederte der Deutsche lächelnd, „allein bei alledem werde ich dennoch mein Vaterland nicht vergessen, und ob ihm auch Oliven und Mandeln fehlen, wird's mich immer doch nach ihm verlangen."

„O," rief Maria ungläubig zweifelnd, „Ihr möchtet doch nicht dahin zurückkehren?"

„Ei gewiß!" sagte Karl von Wilda, „wenn ich am Leben bleibe, so wird es sicherlich geschehen. Dann ziehe ich in das Land, wo es Arbeit, Schnee und kalte Sonne gibt, um darin froh und glücklich zu werden."

Bernardo und Maria warfen sich Blicke zu, als sei es nicht recht richtig im Kopfe dieses deutschen Herrn, der aber fortfuhr: „Seht, meine Freunde, es gibt in dem kalten Lande keine Banditi und keine Vendetta, keine flüchtigen Verbrecher in den Bergen und keine Blutrache, sondern die Menschen gehorchen den Gesetzen, und die Gesetze schützen sie gegen Gewalt und Unrecht. Laßt es also gut sein und verachtet nicht das Fremde. In manchen Ländern wachsen Feigen und Orangen, aber die Menschen sind roh und wild und tragen schlechte Früchte. Es fehlt auch Euch noch gar Manches daran, ehe Corsika zum Paradiese wird. Behüt' Euch Gott, daß Ihr nicht die Erfahrung an Euch selbst macht."

So freundlich sprechend und scherzend, ging er durch den Olivenhain und vor ihm ging

Romana, die zu Allem geschwiegen hatte, doch seine Worte aufmerksam hörte und mit großen Augen ihn anschaute, bis sie weiterschritt. Der Olivenhain war aber wirklich selten in seiner Art, lauter hohe prachtvolle Bäume, wie Wilda sie noch niemals gesehen. Zuweilen Stämme, daß es unglaublich schien, Oliven könnten zu solcher Mächtigkeit gelangen. Ihre Kronen verflochten sich zu einem Laubdach, und ihre jungen Blätter bezeugten den Reichthum, der sich hier entfaltete.

„Dies ist ein weit berühmter Olivenwald!" rief Bernardo, „und Mancher ist schon von fern her nach Oletta gekommen, um ihn zu sehen. Ich denke, mein Herr, wenn Ihr dort oben steht, wo Romana jetzt hinaufsteigt, wird's Euch doch bei uns besser gefallen, als irgendwo in der Welt." Der Olivenhain zog an einem Berge hinauf und endete auf einer Felsterrasse, über welcher Kastanienwälder bis zu dem hohen Col di Tenda sich ausdehnten. Romana stand schon oben, hatte ihren Strohhut abgenommen und Wind und Sonnenschein spielten mit ihrem goldigen Haar. Das rothe Mandile fiel von ihrem Nacken auf das blaue leuchtende Gewand, und lächelnd streckte sie ihren Arm aus und deutete vor sich hinaus in die Weite.

Was der Capitän erblickte, war bezaubernd. Das ganze Land Nebbio lag vor ihm mit allen seinen wunderbaren Reizen. Die Berge und Thäler in ihrer Pracht mit ihren Wäldern und Bächen, idyllisch schön und still, voll träumerischer Ruhe, friedensvoll und glücklich. Darunter der große herrliche Golf mit seiner tiefen Bläue, darüber der lichte Himmel, die alten Genuesenthürme im rothen Lichte, die Stadt Fiorenzo in Abendsonnengluth getaucht, die gothische Kathedrale der Bischöfe von Nebbio auf ihrem Hügel herrlich strahlend. Und alle die rothen Klippen umher wie in Feuer flammend, um die grünen Wälder ein Glanz wie von Goldkronen; überall die Düfte von Millionen Blumen und nirgend ein lebendiges Wesen, nirgend ein Vogel, nirgend ein Ton, nichts als die reiche, warme, farbenglühende Natur in unnachahmlicher Vollkommenheit. Romana führte ihren Freund zu einem Steinsitze, der von Lorbeerrosen und Oleander umwuchert war, und lange schwieg sie, während er entzückt diese glanzvollen Panoramen bewunderte. Endlich aber wandte sie den Kopf zu ihm um, blickte ihn an und sagte: „Wolltet Ihr wirklich in Euer Vaterland zurückkehren?"

„So fragt Ihr, Donizella, da ich hier sitze mit entzückter Seele und dennoch — findet Ihr mein Sehnen nicht natürlich?" erwiederte er. „Wenn der Wandervogel in den Süden fliegt, kehrt er dennoch immer wieder in sein Nest zu dem ödesten Strande zurück. So ist es mit dem Menschen und seiner Geburtsstätte. Nichts kann diese ihm ersetzen."

„Nichts?" fragte Romana nachdenkend. „Gibt es Nichts?"

„Nein, ich weiß Nichts!"

Romana schwieg. „Ist das gewiß?" fragte sie nach einigen Minuten.

„Ich glaube es. Würdet Ihr, meine liebe Jungfer Romana, dies Land Eurer Väter jemals verlassen können?"

Sie schien es zu überlegen. „Vielleicht könnte ich es," sagte sie darauf, „doch es muß schwer sein. Wann wollt Ihr fort?"

„O, dieser Tag kann lange auf sich warten lassen, oder wohl niemals kommen," versetzte der Deutsche. „Ich werde diesen Kampf ausfechten helfen, komme es, wie es komme. Bis Corsika frei ist, oder bis es zu Boden geschlagen wird, und wer weiß, wer das erlebt, wer in seinem Grabe liegt."

„Nein," sagte Romana und ihre Augen füllten sich mit dem Glanze, den er vorher schon in ihnen bemerkte. „Gott und die heilige Jungfrau werden Euch beschützen."

„Ich hoffe es," antworte Wilda lächelnd, „wer sollte mir denn auch die Todtenklage, den Vocero singen, da ich auf dieser fremden Erde Niemand habe, der es thun möchte."

„Nein, nein!" rief Romana heftiger, „kein Vocero soll gesungen werden, wir haben deren genug."

Und Romana hatte den schönsten gedichtet, als ihr Bruder Carlo gefallen war. „Ermordet von diesen elenden Franzosen!" fiel Maria ein, die so eben herbeikam.

Es war eine unwillkommene Störung. Romana schien dies zu empfinden. Schnell stand sie auf, wandte sich zu ihrer Freundin und fragte: „Warum kommst Du? Wo ist Bernardo?"

„Er klettert dort am Berge hinauf," erwiederte diese. „Schwarze Ziegen liefen unter den Bäumen. Sieh, da ist eine davon."

Eine große Ziege sprang über die Felsen, ließ ihr lautes Gemeder hören, da sie die Menschen erblickte und machte sich eiligst davon, ihren Gefährten nach. Aber Romana rief: „Vita! Vita!" und plötzlich kehrte die Ziege um, näherte sich und kam endlich unter

Freudenbezeugungen so dicht heran, daß sie Romana's Hand leckte und wunderliche Sprünge machte.

„Nun ist es gewiß," rief Maria, „der alte Angelo lagert dort oben mit seinen Thieren und wir können Bernardo nachfolgen, können Angelo besuchen und uns von ihm mit Broccio bewirthen lassen, denn sicherlich hat er schon welchen in Vorrath."

Romana schien von diesem Vorschlage sogleich eingenommen. „Wir wollen hinauf zu Angelo," sagte sie; „Ihr müßt uns begleiten, mein Herr. Angelo gibt uns süßen Broccio, auch ist er klug und weiß viel."

„Wer ist er denn?" fragte der Capitän.

„Ein alter Hirt, und das sind seltsame Leute," erwiederte Romana. „Während des Sommers wohnen sie auf den höchsten Bergen, auf dem Doro, dem Tolo und dem Monte rotundo. Dort leben sie manche Monate lang mit Gott und den Elementen in Höhlen oder Hütten; im Winter aber kommen sie herunter, wenn die hohen Berge verschneien, und hin und her ziehend suchen ihre Heerden sich Futter, bis zur Frühjahrszeit, wo sie wieder in ihr Reich zurückkehren. Angelo kommt in jedem Jahre, diesmal aber ist er frühzeitig aufgebrochen. Diese Ziege hier hat er mir geschenkt, als sie ganz klein war. Sie ist in unserer Casa aufgewachsen, dann habe ich sie ihm zurückgegeben, damit sie ihre Freiheit und ihre Gefährtinnen nicht entbehre. Denn ich denke," fügte sie hinzu, „es geht den Thieren wie den Menschen, wohl ist ihnen nur bei Wesen, die sie verstehen und ihre Neigungen theilen."

Indem sie die Ziege an ihr Halsband faßte, schritt sie voran und das Thier übernahm die Leitung zu der Berghöhe, wo der alte Hirt Angelo mit seinen Thieren rastete. Sie führte ihre ehemalige Herrin und deren Gefolge um ein Zickzack des Berges zu einer Schlucht, in welcher bei der Regenzeit ein Gießbach herabtobte, in dessen trockenem Bett man aber jetzt ohne große Anstrengung hinaufsteigen konnte. Der Kastanienwald mit gewaltigen Stämmen breitete sein Geäst und Geblätter darüber aus, und die frische Luft, welche niederwehte, kühlte die heißen Gesichter. Nach einiger Zeit erreichten sie einen Absatz des Berges und hier lag ein kleines schönes Thal von rothen Felswänden eingefaßt, welche aufwärts zogen zu einer wilden Zerklüftung. Ziegen und schwarze Schafe kletterten und sprangen daran umher und von jäher Höhe fiel ein Bach herunter, wie ein blanker Silberfaden von unsichtbaren Händen gedreht. Zugleich auch hörten sie Bernardo's Stimme und seinen Zuruf, da er sie erblickte. Unter weit überhängender ungeheurer Felsmasse stand eine Hütte und vor derselben Bernardo mit einem Manne von seltsamem Ansehen. Es war ein Greis von riesenhafter Gestalt und schneeweißem Haar, das bis auf seine Schultern fiel. Ein zottiger brauner Mantel hüllte ihn ein und auf seinem weißen Kopfe trug er die feurig rothe Berretta, die phrygische Mütze, welche alles Volk trägt. Sein faltenvolles Gesicht, braun von Farbe und mit dicken weißen Augenbrauen über den großen dunkeln Augen, sah patriarchalisch ernst und seltsam aus. Da er Romana kommen sah, öffnete er seinen Mund zu einem Lachen und zeigte dabei ein so prächtiges Gebiß wie seine großen zottigen Hunde, die jetzt mit wüthendem Gebell aus der Campanne hervorsprangen, doch, durch einen gellenden Pfiff sofort zurückgerufen, friedfertig zur Seite schlichen. „Evviva Romana", rief der greise Hirte. „Benvenuto! Benvenuto!" und er streckte ihr seine gewaltigen Hände entgegen, die sie mit ihren kleinen zarten Fingern ergriff, dankbar drückte und ihn dabei voll Freundlichkeit anschaute.

Es war, als ob ein Genius von einem Dämon angefaßt würde, der seine Macht verloren hatte, Böses zu thun.

„Wie geht es Dir, mein Vater Angelo?" fragte Romana. „Ich habe Dich lange nicht gesehen."

„Du warst fern, da ich kam," antwortete der Hirt, „und kamst, da ich gegangen war."

„Zwei Jahre sind beinahe vergangen," versetzte sie, „doch nun bin ich wieder hier und wir werden uns öfter sehen."

Angelo machte seine dunkeln Augen weit auf und blickte sie an. „Weißt Du es, wie oft noch?" fragte er dabei.

„Wer kann es wissen, lieber alter Angelo, denn Gott allein. Fürchtest Du, daß der Krieg uns dahinraffen mag?"

„Der Krieg," wiederholte der Greis. „Ich habe nichts mit dem Kriege zu thun, Kind. Wo ich wohne, bei dem Fuchs und dem Wildschaf, kommen die Franzosen nicht hinauf."

„Aber wir hier im Lande Nebbio," sagte Romana, „wir werden von ihnen verschlungen werden."

„Sei ruhig," fuhr er fort, seine Blicke wieder mit starrer Festigkeit auf sie nieder-

senkend, „auch Dich wird der Krieg nicht hinraffen — und dennoch, dennoch" — er blieb vor ihr stehen, schwieg und sagte dann: „Nein, nein! Deine Mienen sehen glücklich aus. Kommt und setzt Euch nieder, ruhet aus und laßt Gottes Willen walten."

So führte er Romana zu den Steinen, welche vor seiner Hütte Sitze bildeten, zwischen ihnen ein langer und breiter, der einen Tisch vorstellen konnte, und mit dem Wesen und der Würde eines Patriarchen hörte er nun an, was die Kinder der Unterwelt ihm von ihrem Leben und ihren Schicksalen mittheilen mochten. Den fremden Capitän betrachtete er mit seinen Seheraugen so forschend, wie er Romana betrachtet hatte, dann mit freundlichen Mienen lobte er ihn für seinen Edelmuth, dem armen corsischen Volk gegen dessen Feinde beizustehen und verhieß ihm den Beistand Gottes; als aber Bernardo und Maria ihm mittheilten, daß im nächsten Monate ihre Hochzeit sein würde und daß er kommen möchte, um das Hochzeitsmahl und den Hochzeitskuchen mit ihnen zu essen, lief ein trübes Lächeln durch sein Gesicht. Er nahm das Barett von seinem Kopf und faltete seine Hände darüber; es war als ob er betete.

„Betest Du für unser Glück?" fragte Maria.

„Für Euer Glück," erwiederte er.

„Thu's für Andere, die es besser brauchen können," rief Bernardo übermüthig. „Wir werden glücklich sein, alter Angelo, so glücklich, wie Keiner im Lande. Komm zu uns, so oft Du willst, Du sollst Dich davon überzeugen, und wird es Dir zu einsam in den wilden Bergen, so wohne bei uns, wir werden für Dich sorgen, denn Romana — ei Romana wird wohl nicht lange mehr in Oletta bleiben."

Angelo nickte vor sich hin. „So wird es sein," sagte er. „Sie wird fortziehen, weit fort — sie wurde undeutlich vor meinen Augen, aber ich sah doch ihr frohes Gesicht."

Maria rief laut: „Das wird ihr gewiß nicht fehlen, guter Angelo; sie wird glücklich sein, wie ich es bin. Doch weit wird sie nicht ziehen, wir werden beisammen noch manchen frohen Tag erleben."

„Die heilige Jungfrau mache es wahr," sagte der Greis, „ich möchte Euch aber rathen, zieht mit mir hinauf in die Berge, wohnt lieber bei mir und dem Wildschaf und feiert dort Eure Hochzeit."

Sie lachten über den spaßhaften Vorschlag. „Vielen Dank, Angelo!" rief Bernardo, „wir ziehen doch vor, in Oletta zu bleiben. Willst Du aber im Voraus uns hochzeitlich speisen, so laß es jetzt sein und bewirthe uns mit Brocciokuchen, wenn Du welchen hast."

Der greise Hirt stand auf und sagte freundlich: „Ihr sollt haben, was ich besitze."

„Er lebt und arbeitet allein," flüsterte Maria dem Capitän zu, „Alle, die einst mit ihm gewesen, liegen begraben."

Angelo ging zu einem Spalt im Felsen, der, mit einer Thür versehen, seine Vorrathskammer bildete und kam zurück mit einem Korbgeflecht und einem paar groben Tellern und Löffeln von Holz. Dann nahm er den Deckel von dem Korbe und darin lag zwischen grünen Blättern der schneeweiße Kuchen von geronnener süßer Ziegenmilch, bei dessen Anblick Maria in ihre Hände klatschte.

„Ein herrlicher Kuchen!" rief sie. „Seht, wie er glänzt. Du sollst bedankt sein für solche Hochzeitsgabe, guter Angelo. Keine bessere wünsche ich mir."

Der Alte sagte nichts dazu. Aus seiner Hütte brachte er ein Brett, auf welchem ein großes saftiges Stück geröstetes Ziegenfleisch und ein Brot lag. „Nehmt", sagte er, „und eßt, dies ist Alles, was ich anbieten kann; doch mit Freuden gebe ich es Euch."

So saßen sie denn beisammen um den großen Stein und es wurde manch freundliches Wort gewechselt, während sie den Brocciokuchen aßen, der auch dem deutschen Herrn wohl mundete, wenn auch weniger als den Andern, die ihn als den größten Leckerbissen der Insel rühmten. Weiße Ziegenbutter, Brot und Fleisch machten dann den Beschluß, aber an Getränk gab es nichts als das frische kalte Wasser, das eine Quelle in dem Felsen lieferte. Die Sonne sank hinter die hohen Berggipfel und die Abendschatten schwebten mit ihren Schleiern über den Wäldern und ließen sie auf Schluchten und Thäler fallen. Der greise Hirt schickte seine Hunde aus, um die zerstreute Heerde heimwärts zu treiben, er selbst saß schweigsam, seine großen feurigen Augen auf die jungen Menschen geheftet, welche ihn umgaben, wie Frühlingsblumen den alten Stamm. Auch bei ihrem frohen Gelächter und Geplauder blieb er ernsthaft, blickte nachsinnend in ihre Gesichter und nur zuweilen bewegten sich seine Lippen zu Worten, die Niemand verstand.

Erst als die Dämmerung wuchs, nahmen sie Abschied. Romana versprach, daß sie wiederkommen wollte, ihren alten Freund noch

einmal zu sehen, ehe er weiter zöge und Angelo schien nicht daran zu zweifeln. „Ich werde Dich erwarten,“ sagte er, „Du wirst kommen, ich weiß es;“ als aber Maria dasselbe versicherte, schüttelte er den Kopf und sprach zu ihr: „Du wirst bei Bernardo Leccia bleiben, Maria Montalti, gehe hin, wohin Dich Dein Weg führt. Gott möge mit Dir sein!“

Als sie den Rand des kleinen Thals erreichten, saß der Greis noch an dem Stamm des großen wilden Oleanders und er hielt seine Hände gefaltet und blickte in den Himmel hinauf, an welchem der Abendstern zu funkeln begann.

Bernardo lachte heimlich und sagte spöttisch und halb laut zu dem Deutschen: „Angelo ist ein berühmter Seher und manche haben Furcht vor ihm, denn er soll vielen schon Glück und Unglück prophezeit haben, das eingetroffen ist. Ich will mir aber nichts von ihm wahrsagen lassen, noch glaube ich daran. Was mein Glück ist, weiß ich, das Unglück, das kommen kann, mag ich nicht hören. Ein Narr, der sich mit solchen Dingen einläßt. Wenn es wahr ist und ich kann es nicht ändern, um so schlimmer; ist es Lüge, so quält man sich umsonst. Also wollen wir nicht wieder zu ihm gehen, Maria, sondern lieber auf uns selbst vertrauen und nur an unser Glück denken.“

„Ich mag auch nicht wieder zu ihm,“ erwiederte Maria, „denn ich habe keine Zeit dazu. Es ist aber doch sonderbar, daß er gleich wußte, wir würden nicht wiederkommen.“

Bernando rief lustig sie umfassend: „Mögen die zu ihm gehen, die ihrer Zukunft nicht sicher sind, wünschen, was sie nicht haben, oder haben, was sie nicht wünschen. Wir, meine Maria, wir wollen nichts mehr, als wir besitzen und brauchen keine Propheten.“

„Nein, nein, Bernardo,“ rief Maria, „Du allein sollst mein Prophet sein und Dir nur will ich vertrauen. Romana aber will manches wissen, was sie nicht weiß, denn ihr Prophet ist noch nicht erschienen.“

Sie lachten beide in ihrer Ausgelassenheit, Romana aber antwortete nichts darauf. Sie ging mit schnellen Schritten durch den Olivenwald allein voran und es war dunkel geworden, als sie Oletta und die Casa Saliceta erreichten.

IV.

Einige Tage vergingen nun im friedlichen Behagen. Der Abt Peverino bemerkte mit Vergnügen, daß ihm sein Gast angenehme Stunden verschaffte und daß auch seine Nichte Romana mit dessen Anwesenheit im Hause wenigstens nicht unzufrieden sei. Der deutsche Capitän gefiel auch allen Leuten durch sein freundliches Benehmen sowohl, wie durch seine Verständigkeit, edle Gestalt und Jugend. Er konnte mit Jedem sprechen, wußte ihn zu behandeln und zu ermuntern, so daß er überall die Theilnahme erregte, und da der Neffe des Abtes, Giulio Saliceti, und sein Freund, Achill Grimaldi, noch immer nicht kamen, wurde die Anwesenheit des Capitäns in dem einsamen Hause ein um so willkommeneres Ereigniß. Es ging manchmal freilich lebhaft darin her, denn der hitzige alte Priester machte es zuweilen wie gleich zu Anfang. Er brauste gewaltig auf, wenn sein Gast ihm widersprach, doch dieser blieb ruhig, wußte so klar zu vertheidigen, was er vertrat, und war doch so nachgiebig und so gut gelaunt, daß immer die Versöhnung dem Streit auf dem Fuße folgte. Ein großer Theil ihrer Zwistigkeiten betraf die bevorstehende Unterhandlung mit den Franzosen. Der Abt hatte sich in die Ueberzeugung hinein geredet, daß Graf de Vaux Alles bewilligen werde, was der Präsident Paoli von ihm verlangen würde, aber Capitain Wilda wollte dies nicht zugeben. Er glaubte vielmehr, daß de Vaux ganz so handeln würde, wie Marbeuf und Chauvelin gehandelt hatten. Denn das französische Cabinet hatte seine Entschlüsse gefaßt, die wichtige Insel sollte unterworfen, ihre Bewohner sollten französische Unterthanen werden. Daran konnte kein General etwas ändern.

Das Wort Unterwerfung jagte jedesmal Feuer in die Adern des alten Peverino, er wüthete dagegen und verschwor sich, eher sollte ganz Corsika ein Blut- und Aschenhaufen werden, der letzte Corse sein Leben hergeben.

„Ganz recht,“ versetzte Karl von Wilda, als dies wieder der Fall war, „allein ehe es geschieht und ein so furchtbares Trauerspiel beginnt, müssen diejenigen, welche an der Spitze des Volkes stehen, sich überzeugt haben, daß ihnen kein anderer Weg übrig bleibt.“

„Unsinn!“ schrie Peverino, „wenn sie wissen, daß Unterhandlungen vergebens sind, müssen sie die Zeit nicht damit verderben.

Nieder dann mit allen Franzosen, mag ihre Uebermacht sein so groß sie wolle. Mein tapferer Neffe Carlo Saliceti hat mit dreihundert braven Corsen, das Schwert in der Hand, den zwanzigfach stärkeren Feind geschlagen."

„Dennoch ist er gefallen," versetzte der Capitän, „und mit ihm liegen Viele begraben."

„Ruhmvoll! ruhmvoll!" schrie der Abt, „kein Corse fürchtet solchen Tod. Ihr doch auch nicht, mein Herr?"

„Kein Tapferer fürchtet den Tod," antwortete Karl von Wilda mit einem schnellen stolzen Blicke, der die beleidigende Frage strafte und verzieh. „Doch Männer wachsen nicht wie Feigen und Kastanien, an welchen Corsika Ueberfluß hat," fügte er hinzu. „Das letzte Jahr hat viele Leben ausgelöscht. Frankreich kann seine Todten immer wieder ersetzen, wir können es nicht."

„Hah!" rief Peverino hohnlachend, „Ihr rathet uns also Unterwerfung an, damit wir sämmtlich hübsch munter am Leben bleiben. Ihr, mein lieber junger Herr, möchtet wohl bald Hochzeit machen und ein glücklicher Hausvater werden?

„Dazu habe ich wirklich nicht geringe Lust, Herr Abt Saliceti," versetzte Wilda eben so munter, „und wenn es so geschähe, würdet Ihr mir doch Euren Segen nicht versagen."

„Santa Madre! Ich gäbe ihn von ganzem Herzen, mein lieber Capitano, und wollte mich freuen, denn ich könnte ihn keinem bessern Manne ertheilen."

„Nun, wer weiß! wer weiß!" rief Karl von Wilda, indem er plötzlich seinen Kopf gegen das Fenster wandte, wo Romana wie gewöhnlich mit einer Arbeit beschäftigt saß. Aber sie blickte nicht davon auf, und der Capitän lachte weiter: „Ich fürchte nur, daß die Herren Franzosen es nicht leiden werden und wer kann vorhersehen, was die Zukunft bald zum Segnen von uns Allen übrig läßt."

In dem Augenblicke erhielt der Abt einen Brief, der von einem Boten aus Fiorenzo heraufgebracht war und als er die Aufschrift sah, rief er sogleich: „Der kommt aus Bastia von meinem Vetter Grimaldi!" Er brach ihn auf, las ihn und wurde dabei roth vor Freude. „Nun könnt Ihr Euch beruhigen, mein lieber Capitän," schrie er. „Ihr werdet Euer Leben nicht in Corsika verlieren. Grimaldi schreibt mir, daß man in Bastia nicht an der Versöhnung zweifele. Graf de Vaux hat die allerbesten Absichten, ich wußte es im Voraus. Die Leute aus der Stadt dürfen wieder hinaus und das Landvolk darf hinein, Jeder wird freundlich empfangen. Hier auch ein Zettel von meinem Neffen Giulio. Er kommt in den nächsten Tagen mit Achill Grimaldi zu uns. Hast Du es gehört, Romana? Giulio und Achill kommen beide."

Romana blickte freundlich auf. „Herzlich willkommen sollen sie sein," erwiederte sie, „wir haben sie lange vergebens erwartet."

„Cospetto!" schrie der Abt, „jetzt laßt den Paoli sich sputen, damit die Sache bald ausgemacht wird und glückliche Zeiten bei uns einkehren. Wir müssen daran denken, das Haus in Stand zu setzen, Romana, und unsere Vorrathskammern zu füllen, um solche Gäste aufzunehmen. Heda, mein Mädchen, mache Dich bereit, Achill Grimaldi zu empfangen wie es sich gebührt, denn das ist ein feiner verwöhnter Herr. Aber Du wirst ihm schon gefallen, hoho! ich zweifle nicht daran, Du gefällst ihm."

Er streichelte ihre Wangen, welche sich höher rötheten, und küßte sie auf die Stirn mit vertraulichen Blicken und bedeutungsvollem Gelächter. Dann nahm er die Cither von der Wand und rief: „Nun mußt Du auch wieder singen und spielen, Romana, Du hast es ja beinahe verlernt. Achill Grimaldi wird Dich alle Tage hören wollen und Dich begleiten wollen, denn er ist selbst ein Meister und hat Dich oft gerühmt. Ich glaube, Capitän Wilda hat Dich noch gar nicht gehört?"

Der Capitän verneinte es, und der Abt verlangte von Romana, daß sie sogleich einen Gesang vortragen solle, allein sie lehnte es ab, und nach einigem Gepolter mußte er sich darein fügen, denn auch der Gast bat vergebens, daß die Donzella doch den schönen Vocero singen möge, den sie selbst gedichtet und von dem er so viel Rühmliches gehört.

Romana schwieg dazu, und da Alles nichts helfen wollte, ging der Abt endlich ärgerlich fort mit der Behauptung, daß es nichts Eigensinnigeres in der Welt gäbe als ein eigensinniges Mädchen.

Als er hinaus war, legte Romana ihre Arbeit in den Schooß, blickte den Capitän mit bittenden Augen an und sprach: „Mein Singen und meine Kunst sind gering, ich weiß es am Besten, doch was ich vermag, gebe ich gern, sobald es sich paßt. Wir

haben Serenaden, das sind heitere oder sehnsüchtig bittende und hoffende Gesänge, welche meist den jungen Mädchen zur Feier gesungen werden, bald von Einzelnen, bald von Vielen; dann haben wir die Voceros, Volkslieder und Todtenklagen, zumeist beliebt bei den Corsen; allein einen Vocero mag ich jetzt nicht singen, und wäre es auch der allerschönste."

Sie sprach dies mit Nachdruck, und ihre Blicke ruhten auf ihm, daß er sie im Herzen fühlte. „Nein, nein," fuhr sie dann sanft lächelnd fort, „keine Todtenklage will ich anstimmen, doch eine Bitte habe ich an Euch und möchte wünschen, daß Ihr diese erfüllet."

„Zweifelt nur nicht daran," erwiederte Wilda, „daß ich gern Alles thun möchte, was Ihr wünschet."

Sie prüfte ihn mit ihren großen klaren Augen und sah so lieblich aus, daß er alles Andere darüber vergaß. Er nahm ihre kleine feine Hand, die so schön geformt war, daß ein Künstler sich daran erfreuen konnte, und sagte mit betheuernder Stärke: „Alles, Alles, was Ihr mir je befehlt, soll geschehen, möchte es auch mein Leben kosten."

Den Kopf vorgebeugt, als lausche sie auf seine Antwort, hörte sie ihn, und eine holde Freundlichkeit leuchtete aus ihrem Gesicht, die sich bei seinen letzten Worten in Erschrecken verwandelte.

„Nein, nein!" versetzte sie, „es ist eine kleine Bitte und kein Heldenmuth gehört dazu, sie zu erfüllen. Maria Montalti, meine Freundin, versammelt heut im Hause ihres Vaters, des Podesta, einige junge Mädchen, und Bernardo Leccia bringt dazu sich selbst und mehrere junge Leute, seine Freunde. Wollt Ihr es nicht verschmähen, dabei zu sein und mich dorthin zu begleiten?"

Der Capitän war auf's Freudigste überrascht von dieser unerwarteten Aufforderung. Er versprach es auf's Willigste und dankte für die Ehre, welche ihm erzeigt wurde. „Wohin," sagte er artig, „ginge ich nicht gern in Eurer Gesellschaft, und wo gäbe es eine, welche ich vorziehen möchte."

„In Oletta," erwiederte sie scherzend, „sind wir freilich die beste, doch schon in Bastia gibt es auserwähltere Freuden, wie nun erst in den großen Städten großer Länder, wo die Menschen Alles besitzen, was es Schönes in der Welt gibt."

„Und was gibt es denn Schöneres, das Ihr nicht selbst besäßet," antwortete er schmeichelnd. „Wahrlich, ich wüßte nichts, das sich damit vergleichen ließe."

„Und dennoch sehnt Ihr Euch fort von uns?" fragte sie.

„Gewiß nicht nach prunkenden Festen, welche niemals Reiz für mich hatten."

„Nun so laßt uns sehen, ob Ihr genügsam seid," rief Romana. „Es wird bei Maria Montalti gesungen werden, denn die Cither und der Gesang gehören zu jeder ländlichen Gesellschaft und dürfen niemals fehlen."

„So werde ich Euch singen hören."

„Wenn es Euch beliebt, so könnt Ihr auch mit mir tanzen," erwiederte sie mit lieblicher Geberde, „sicher wird es ebenfalls nicht an Gelegenheit dazu fehlen."

„Welche herrliche Freuden!" rief er. „Gewiß will ich tanzen, so gut ich es vermag, wenn Ihr Nachsicht mit mir haben wollt."

Ein Getrapp von Pferden entstand vor dem Hause und der Abt öffnete die Thür und schrie herein: „Da kommt ein Officier, der gute Botschaft für Euch bringt. Kommt schnell und laßt Euch sehen, wahrscheinlich kennt Ihr ihn."

Es war in der That so, wie der Abt vermuthete. Einer von des Präsidenten Officieren, ein junger Corse, brachte Botschaft, daß die Zusammenkunft mit dem französischen Heerführer de Vaux am 2. Februar in Oletta stattfinden werde. Darüber war der Abt mächtig erfreut. Er jubelte laut, daß es dahin gelangt, und daß der Friede so gut wie schon abgeschlossen, schien ihm nicht länger zweifelhaft. Der Officier hatte den Auftrag, sich nach dem besten Platze für die Besprechung umzusehen, und keinen geeignetern und stattlichern gab es, als die Casa Saliceti mit ihren großen Gemächern, welche der Abt sogleich dazu anbot. Nebenher fragte der Officier, ob Oletta auch mit Waffen und Kriegsbedarf wohl versehen sei, im Fall die Unterhandlungen fruchtlos blieben, denn da die Franzosen so dicht in der Nähe lauerten, müsse man sich vorsehen, und hierauf versetzte der geistliche Herr: „Ei, ich wollte, wir hätten unser Geld besser angelegt als in solchen Dingen. Doch als der Krieg ausbrach, wußten wir wohl, daß das Land Nebbio, wie gewöhnlich, dem Feinde ein leckerer Bissen scheinen würde, und versorgten uns mit allen nöthigen Gewürzen. Manches ist verbraucht worden, doch noch immer ein hübscher Vorrath in unsern Felsenkellern. Unter un-

sern Füßen hier liegt genug, um eine corsische Suppe damit zu salzen."

Der Officier händigte dem Capitän die Befehle des Präsidenten ein, welche dessen Mahnung enthielten, streng auf Ordnung zu halten, auch waren Briefe an den Abt und an den Podesta dabei, welche ersucht wurden, für Aufnahme und Bewirthung des französischen Generals und seines Gefolges zu sorgen, jede feindliche Aeußerung oder Beleidigung aber bei schärfster Ahndung zu verhindern; worauf der Abt lachend erwiederte, daß man nicht nöthig gehabt hätte, damit zu drohen. Corsische Gastfreundschaft sei weit berühmt, herrlich würden die Franzosen empfangen werden. „Sie haben uns oft schon gegen die Genuesen beschützt," rief er dann, seinen rothen Kopf aufwerfend, „und werden auch künftig unsere Freunde sein. Niemand wird sie beleidigen und da sie nun wohl gemerkt haben, daß wir keine Franzosen sein wollen, werden sie unsere Freundschaft unserer Feindschaft vorziehen, denn es ist eine tapfere und großmüthige Nation. Seid also guter Dinge, Ihr Herren, Ihr hört ja, wie die Nachrichten aus Bastia lauten. Die Franzosen wollen den Frieden, schreibt Achill Grimaldi, und wir wollen ihn auch, also sind wir einig. Ihr aber bleibt heute bei uns, mein Herr, wir wollen einen frohen Tag haben."

Der Officier erwiederte dankend, daß er in alle vier Gemeinden des Nebbio müsse, um den Podestas Befehle zu bringen, jede feindliche Handlung zu verhindern, auch daß, wenn die Zusammenkunft stattfinde, das Volk nicht nach Oletta ströme, um jede Unruhe und jeden zufälligen Anstoß zu vermeiden.

„Morgen will ich Euch selbst begleiten!" rief der Abt, „will selbst ein Wort mit den Podestas und den Vorstehern reden und ich schwöre es bei der gebenedeiten Jungfrau, kein Mann wird seine Campanne verlassen. Ihr werdet keinen braunen Kittel auf der Straße sehen, Oletta wird so still sein, wie heute."

Der Officier hatte nichts mehr einzuwenden und es wurde ein froher Tag gehalten, wie der Abt es gewollt. Der Podesta wurde geholt, ein Lamm wurde geschlachtet, ein Mahl bereitet, so gut es zu beschaffen, und der feurige Wein wurde dabei nicht gespart. Der Officier wußte von der unermüdlichen Thätigkeit des Präsidenten viel zu erzählen, von seinen Reisen und Berathungen mit dem Rathe der Neun sowohl, wie mit allen entschlossenen und erfahrenen einflußreichen Männern auf der Insel. Auch wie er Ordnung und Gesetzlichkeit überall aufrecht erhalte und die Richter und Priester umherzögen, allen Streit zu versöhnen, damit alle Corsen einig seien bei des Vaterlandes großer Gefahr, rühmte der Officier, aber der Abt Saliceti schüttelte dabei den Kopf und rief: „Pasquale Paoli ist ein großer Mann und edler Bürger, nur schwärmt er zu viel für seine erhabenen Ideen. Den Charakter der Corsen wird er nicht ändern, dazu gehören viele Menschenalter. Er mag hinrichten lassen, so Viele er will, die Blutrache wird doch bleiben; Zahn um Zahn, so steht es in der heiligen Schrift. Wir können es nicht vertragen, uns beleidigen zu lassen, wehe dem, der es bei mir wagt! — Der Präsident hat sich eben dadurch so viele Feinde gemacht, die ihre dem Henker überlieferten Freunde an ihm rächen wollen. Wenn die Franzosen wie die Genuesen wären, könnten sie Leute genug bekommen, die ihm an's Leben gingen."

„Sie machen es feiner und dingen Verräther," sagte Wilda.

Der Abt fuhr zornig auf. „Mörder zu finden ist leichter in Corsika!" rief er. „Mag Paoli die Corsen rufen, sie werden alle vereint das Vaterland vertheidigen. Das Volk ist gut und brav. Es soll Keiner seine Ehre antasten."

„Ich habe nur gehört," erwiederte der Capitän beruhigend, „daß die französischen Anführer sich viele Mühe geben, in Bastia und an andern Orten angesehene Leute zu überzeugen, daß es kein größeres Glück gebe als französische Unterthanen zu sein und daß mehrere, die dies glaubten, mit einträglichen Aemtern und Geschenken belohnt wurden."

Der Abt schwieg erst stille, dann schrie er auf: „Verflucht sei der bis in Ewigkeit, der seines Vaterlandes Feinden dient! Aber das haben von je an nur wenige ehrlose Schurken gethan. Wo ist Leo Grimaldi?" fragte er den Officier.

Der Officier sprach mit großen Lobeserhebungen von dem Herrn Grimaldi, den er als einen der klügsten und tapfersten Führer rühmte, auf welchen der Präsident das allergrößte Vertrauen setzte.

Leo Grimaldi hatte im letzten Jahre auf's Muthvollste gekämpft. Mit Pietro Colle wurde er als der erste aller Helden gefeiert und auf seine militärischen Kenntnisse wurde viel gebaut. Aber der Name Grimaldi hatte

einen übeln Klang in des Capitäns Ohr, er dachte dabei an Achill Grimaldi und gegen diesen regte sich sein Blut, ohne daß er ihn je gesehen.

Der Abt Peverino vergaß dagegen seinen Unwillen, als er so viel Gutes von seinem Verwandten vernahm. Leo Grimaldi hatte schönen Grundbesitz auf dem Cap Corso, wo er reich und angesehen wohnte und der Abt sprach lange Zeit von nichts Anderm als von ihm und der ganzen Familie, von dem alten Rath sowohl wie von dessen jüngstem Sohne, den er sehnsüchtig erwarte. Dabei gab er einige Andeutungen, welche der Capitän sich wohl auszulegen wußte.

Romana nahm nach corsischer Sitte nicht Theil an dem Mahle, sondern verwaltete die häuslichen Geschäfte und erst später erschien sie, als der Podesta Montalti alle einlud, nun in seinem Hause den Abend zuzubringen und an den Freuden der muntern Gesellschaft junger Leute Theil zu nehmen, welche sich dort versammelte. Romana hatte sich schon dazu geschmückt und so lieblich sah sie aus, daß alle sie mit Freuden betrachteten. Der Abt nahm sie in seine Arme und rief mit Wohlgefallen: „Schade, daß Achill Grimaldi nicht heute schon bei uns ist, er würde vergleichen können, ob die französischen Mädchen schöner sind oder die corsischen."

„Ich will mich nicht vergleichen lassen, Onkel," erwiederte sie lächelnd.

„Willst Du denn unvergleichlich sein?" schrie er vergnügt. „Sagt uns doch, was Ihr vorzieht, Signor Capitän, Eure Frauen in Deutschland, oder was Ihr hier seht."

„Seit ich hier bin," erwiederte Wilda, „habe ich alles Gedächtniß für die Vergangenheit verloren und kann es auch nicht wiederbekommen, denn was ich sehe, läßt für Anderes keinen Raum."

„Bravo! bravo!" rief der Abt. „Ihr seid kein Franzos, aber Ihr verdientet, einer zu sein."

Die Fröhlichkeit wurde nun allgemein und nach manchem Scherz und gutem Wort machten sich Alle auf und gingen über den Kirchplatz fort nach dem Ende desselben, wo das Haus des Andrea Montalti stand. Drinnen ging es schon lustig her, denn die jungen Leute waren beisammen und als Romana nun kam, entstand ein frohes Laufen und Begrüßen; sie wurde von ihren Gespielinnen als die erste und schönste empfangen. Die jungen Männer drängten sich auch um sie, ihr angenehme Dinge zu sagen, und lebhaft, lärmend und fröhlich währte die Unterhaltung fort, während süßes Gebäck und eingemachte Früchte zur Bewirthung der Gäste umhergereicht wurden. Darauf aber begann bald der Gesang, als liebster Zeitvertreib aller jungen Leute. Sie theilten sich in zwei Parteien, von denen die eine die andere ablöste und die ältern Personen saßen als Kunstrichter im Halbkreis, aßen getrocknete Trauben und Feigen, tranken vom süßen Traubentrank, geriethen aber nicht selten in solches Entzücken und Beifallgeschrei, daß sie alles Andere darüber vergaßen. Es wurden manche Serenaden und Liebesgrüße vorgetragen, die in feurigen Ausrufungen sehnsüchtig klagten, noch größern Beifall jedoch fanden die Romanzen, in denen die Abenteuer und Schicksale unglücklicher Männer und Frauen geschildert wurden. Wahre Geschichten, welche sich zugetragen und wie sie im Munde des Volkes lebten; meist schauerlicher Art, Banditengeschichten und Mordthaten begleitet von dem schwermüthigen Klange der Cithern und von klagenden Melodien. Die Einzelgesänge wechselten mit dem Chore, bei Lieblingsliedern aber stimmten auch die Alten ein, drückten sich die Hände, wechselten zärtliche Blicke und Jeder machte mit dramatischem Feuer, was er empfand, lebendig. Die Theilnahme erreichte jedoch den höchsten Grad erst, als endlich auch die Voceros, die Todtenklagen, an die Reihe kamen. Manche derselben behandelten sehr rührende und traurige Geschichten und ihre Melodien athmeten das tiefste Leid gebrochener Herzen, den schwersten menschlichen Kummer. Oft waren die Worte so schön wie die Töne, die höchsten Schmerzen darstellend und in poetischen Bildern malend. Die Mienen der Hörer drückten dann alle Vorstellungen ihrer erhitzten Phantasie aus. In ihren Augen spiegelten sich die Regungen ihrer Seelen, ihre Blicke hingen festgebannt an den Lippen der Sänger, in athemloser Spannung vernahmen sie mit derselben leidenschaftlichen Begier, was sie oft schon vernommen, als geschehe das Schreckliche, Grausige, Thränenwerthe eben erst jetzt vor ihren Augen.

Auch der fremde Gast war von diesem Schauspiele ergriffen, doch seine Theilnahme gehörte zum bei weitem größten Theile Romana. Sie sang mit den Andern und er lauschte auf den Klang ihrer Stimme. Er beobachtete das sanfte, klare Gesicht; er begegnete ihren Augen, welche zuweilen ihn zu

suchen schienen und ihrem Lächeln, das ihn für seine Aufmerksamkeit belohnte. Aber sie hatte bisher nicht einen Einzelgesang vorgetragen, doch nun erhob sich lauter Ruf danach von allen Seiten.

„Singe uns den schönen Vocero auf den Tod Deines Bruders,“ bat Maria und nicht allein stimmten die andern jungen Freunde bei, indem sie Romana umringten, sondern auch die ältern waren voller Feuer und der Abt wiegte stolz lächelnd den Kopf, als seiner Nichte die Cither aufgedrungen und sie in die Mitte des gesellschaftlichen Kreises auf den Ehrensitz geführt wurde.

Leise nachdenkend ließ sie sich nieder, leise nahm sie das feine verzierte Widderhörnchen in ihre weiße Hand, mit welchem diese corsische Mandoline von sechzehn Saiten geschlagen wird, und ihren Kopf tief niedergebeugt, entlockte sie dem Instrumente eine Reihe süßer, dann immer lauter und schärfer klingender schmerz- und wehmuthsvoller Töne, die das Vorspiel bildeten. Plötzlich dann hob sie ihr Haupt empor und ihr goldiges schönes Haar in den Nacken schüttelnd, ihre Augen voll Innigkeit, ihr Gesicht durchgeistigt von den Empfindungen ihrer Seele, begann sie zu singen:

O, mein Carlo! o mein Bruder!
Ewig muß ich Dich beklagen,
Muß, bis an mein Lebensende,
Meiner Seele Trauer tragen;
Denn Du Starker, denn Du Theurer
Liegst von Feindeshand erschlagen.

Sagt, wie konnte es geschehen,
Hörtet Ihr den Ruf nicht schallen?
Ach es waren ihrer Viele,
Er der Tapferste von allen,
Für des Vaterlandes Ehre
Ist mein Carlo hier gefallen.

Alle Deine Feinde flohen,
Sahen sie Dein Schwert nur blitzen,
Und vor Deiner Rache schirmten
Mauern nicht, noch Felsenspitzen.
O! mein Carlo, o! mein Bruder!
Wer soll nun uns Arme schützen?!

Färben will ich ein Mandile,
Roth von Deinem Blut es machen,
Das Mandile will ich tragen,
Wenn ich sinn' auf Spiel und Lachen;
Nimmer will ich Dich vergessen
So im Schlafen, wie im Wachen.

Eher will ich meine Augen
In zwei Quellen mir zerweinen,
Als ich je Dein Angedenken
Könnte zu vergessen scheinen.
Immer will ich Dich, mein Carlo,
Klagend nennen noch den Meinen.

Und um Dich auf meinen Knien
Will ich Gott im Himmel bitten,
Daß Dich seine Engel tragen
In des Paradieses Mitten.
So will ich mein Herze trösten,
Weil es Deinen Tod erlitten.

Athemlose Stille herrschte während dieses Gesanges, aber viele Augen füllten sich mit Thränen, viele Hände falteten sich, leises Schluchzen zog durch das Gemach, die schmerzlichste Rührung drückte sich in allen Gesichtern aus. Liebevoll und tief bewegt blickten sie auf die begeisterte Sängerin. Die herzergreifenden Töne ihrer Cither, die klagende, wehmuthathmende Melodie des Vocero, die sanfte, weiche Stimme voll von dem Schmelz ihrer Gefühle und die schöne, junge Gestalt, allen Kummer und alle Erhebung ihrer Schmerzen tief ausgeprägt in ihren edeln, reinen Zügen, Alles vereinte sich zum vollendeten Erfolge. Und dieser brach nun in einem Sturme von Beifall los, der Romana umtobte. Alle wollten sie umarmen, alle ihr danken, alle ihr Schmeichelworte sagen, nur Wilda hielt sich entfernt davon. Sie dankten ihr für das Weh, das in ihrem Herzen toben mußte. Doch diese Corsen achten das nicht, sie finden in Tod und Leidenschaften ihre Freuden. Und Romana selbst. — Als sie den Namen Carlo aussprach, als sie gelobte, Carlo nimmer zu vergessen, immer an ihn zu denken, hatte sie nicht dabei ihre Augen mit wunderbarem Glanz auf ihn gerichtet, der bis in seine Seele leuchtete?

Gedanken stürzten über ihn hin, er konnte sie nicht bewältigen. Es wurde getanzt und er tanzte mit Romana. Aber wenn er zu ihr sprach und sie anblickte, zitterte er heimlich, daß ihre Augen ihn wieder so anschauen könnten und doch sehnte er sich danach. Er wich ihr aus, suchte bei Andern Unterhaltung und Zerstreuung und doch immer wieder mußte er nach ihr hinschauen. Ihr Gesang, ihre Augen verfolgten ihn überall.

Und als das Fest beendet war, als er auf seinem Lager lag, konnte er nicht schlafen. Immer wieder klang die Cither in seine Ohren und es war ihm, als hörte er die süße, innige Stimme: Carlo! rufen — Romana! antwortete er fieberhaft laut.

V.

Am folgenden Tage machte sich der Abt mit dem Sendboten des Präsidenten auf, um in die übrigen Gemeinden des Nebbio zu

reiten und ließ Romana bei dem Gaste zurück. Der Capitän hatte mit der Musterung seiner Compagnie zu thun und seine Beschäftigung dauerte heute länger, als je, es schien, als empfände er gar wenige Lust, mit dem schönen Mädchen allein zu sein. Doch an Lust fehlte es ihm nicht, nur hatte er Zeit gehabt, die Verhältnisse nachdenklich zu überlegen, und je öfter er dies that, um so mehr sagte er sich, daß es schicklich und vernünftig sei, wenn er die Neigung, welche er fühlte, bekämpfe und beherrsche. Er rang mit der Liebe, die sich seines Herzens bemächtigte und stellte ihr seinen Kopf entgegen, der sie bezwingen sollte; aber diese Kämpfe sind unzählige Male fast immer vergebens gefochten worden, mit welcher Entschlossenheit sie auch geführt wurden.

Während der Capitän seine Männer musterte, ihre Waffen untersuchte und ihre Uebungen anschaute, dachte er immer daran, wie er sich benehmen, und mit welcher Würde und Kälte er den Tag in der Casa mit Romana verleben wollte. Dabei jedoch fühlte er ein heftiges Pochen an seiner linken Seite, sobald ihm einfiel, Romana könnte darüber betrübt sein, wohl gar meinen, er wolle sie kränken. Je länger die Waffenübung dauerte, um so unruhiger wurde er; denn Romana erwartete ihn gewiß schon längst und sein Ausbleiben konnte sie ängstigen. Er ließ es daher genug sein und begab sich nach dem Hause, wo ihn eine sonderbar jähe Freude überlief, als er die liebliche Donzella auf dem Altane stehen und den Weg hinabblicken sah, den er kommen mußte.

Er hatte es heimlich gewünscht, sie möchte ihn so empfangen und dann wieder heimlich noch mehr getadelt, daß er solchen Gelüsten nachhänge. Eine Stimme rief in ihm: „Sie liebt Dich!“ und bei der Gluth in seinen Adern zog er seine Stirn zusammen und sah sehr ernsthaft, mißbilligend aus. Wenn in dem Herzen dieses schönen Kindes die Leidenschaft aufloderte, würde es dann nicht eine corsische Leidenschaft sein? Glühend wie der Sirocco, wenn er aus dem nahen Afrika herüberweht. Versengend und verzehrend wie das Unglück würde diese dann über sie zusammenschlagen. — Nein! es sollte nicht geschehen, er mußte sie davor bewahren.

So sich beschirmend stieg er die Treppe hinauf und oben stand Romana, schön wie ein junger Frühlingstag, und streckte ihm mit holdem Gruß ihre Hände entgegen. Als er sie sah, fiel sein Muth. Wie verlockend, wie verheißend war ihr Anblick! Das war kein corsisches Weib mit dunkeln Feueraugen, ein heißes Lachen auf ihren Lippen. Wie eine Madonna stand sie von dem Goldschein ihres reichen Haares umgeben, die blauen, leuchtenden Augen voll sanfter Freude, die hohe, weiße Stirn so klar und friedlich, ihr Lächeln so lieblich rein, wie das Lächeln eines Kindes. Ja, es war ein Madonnenbild, wie der größte aller Maler, wie Rafael Sanzio sie gemalt hat. Gottes feinste, süßeste Farben für ein Menschengebild trug sie in ihrem Liebe und Güte strahlenden Gesichte.

Eine Minute lang war es ihm, als müsse er Alles aufgeben, nur das Eine nicht: das Glück, das er winken sah und von sich stoßen wollte. Mit aller Gewalt hielt er seine Arme zurück, die widerstrebend sich bewegten, den Willen gebunden durch den Willen, der ihn zwingen wollte, dem rothen, klopfenden Blute zu folgen.

„Endlich! endlich!“ rief Romana. „Wie lange habe ich nach Euch ausgeschaut. Jetzt kommt geschwind, das Mahl ist längst fertig.“

Der gefährliche Augenblick war vorüber. „Ihr werdet mir verzeihen, Jungfer Romana,“ erwiederte er, „ich hatte viele Geschäfte.“

„So mußte es sein,“ versetzte sie zuversichtlich ihn anblickend, „sonst wäret Ihr gewiß schon zu mir gekommen.“

Er antwortete nicht darauf, doch seine Finger zuckten zusammen, da sie diese festhielt. Allein sie fragte nicht weiter, sondern führte ihn in das Zimmer, das sie mit schönen Blumen aller Art geschmückt hatte. In der Mitte stand der Tisch bereit, Blumenurnen zu beiden Seiten. Die bauchige Flasche in der Mitte bekränzt, als werde der fröhlichste aller Götter erwartet, und sie selbst nun eifrig wie die ewig junge schöne Hebe beim Göttermale bestrebt, ihn zu bedienen. — In ihre kleinen Hände schlagend vor Freude, als sie sah, mit welcher staunenden Freudigkeit er ihre Werke betrachtete, nahm sie ihm Hut und Degen ab und nöthigte ihn an die Tafel, welche sie mit den süßesten Früchten und Leckerbissen aus den Vorräthen des Hauses besetzt hatte. Dann brachte sie ihm Forellen aus dem Bergstrome und Fleisch und Vögel und duftige Artischocken, pries ihm beredt und lockend ihre Gerichte, schnitt und reichte ihm das Beste, füllte sein Glas mit dem perlenden goldigen Weine und lauschte nun auf jede seiner Mienen, wie es ihm behage,

was er wünsche, immer geschäftig und glückselig in ihrer Sorgsamkeit.

Theil an diesem Mahle nahm Romana nicht und der Gast forderte sie nicht dazu auf. Mehr als einmal wollte er rufen: „Nehmt doch Platz hier an meiner Seite, liebste Jungfer, denn so will es mir nicht schmecken,“ aber er scheute sich davor. Höflich und steif saß er da, während sie so freundlich erzählte und fragte, geschäftig sich beugte und neigte, die süße Stimme dicht an seinem Ohre klingen ließ und ihr Athem ihn berührte. Er fuhr unruhig mit Gabel und Messer umher und richtete seine Augen auf die Teller und Speisen, denn er fürchtete sich, sie anzusehen, fürchtete, daß alle seine Würdigkeit dann wie Schnee an der Sommersonne zerschmelzen würde.

Daß sie heute so allein mit dem Gaste war, ihm allein alle ihre Aufmerksamkeit widmen konnte, machte ihr entzückendes Vergnügen und sie sagte es ihm auch ohne Bedenken. „Das ist eine uralte Sitte in Corsika,“ sprach sie, „daß die Hausfrau nicht allein das Beste in der Küche beschaffen läßt, was lieben Gästen vorgesetzt werden soll, sondern daß sie es diesen auch selbst reicht und, was am schönsten, ihnen vorlegt.“

„Eine herrliche Sitte, Jungfer Saliceti,“ antwortete Wilda, „allein ich sollte meinen,“ er hielt einen Augenblick erschrocken inne, dann aber fuhr er entschlossen fort: „ich sollte meinen, es sei noch schöner, wenn die Hausfrau sich selbst zu ihren Gästen setzt, ihnen mit gutem Beispiele voranzugehen.“

Romana nickte freundlich. „Es wird wohl auch dahin noch kommen,“ sagte sie, „und mein Vetter Achill Grimaldi, der lange in Paris gelebt hat, erklärt es als eine alte Barbarei unserer Sitten, daher kommend, daß unser Volk aus Afrika stammt und unsere Insel so nahe an Afrika liegt, wo die Frauen so wenig Rechte haben. Aber,“ fuhr sie heiter fort, „ist es denn nicht schön, den lieben Gast zu bedienen, immer zur Hand und immer bereit zu sein und wenn man eine Frau ist, soll man den Mann als Haupt und Herrn verehren, wie es Gott geboten hat.“

Wilda konnte sich nicht enthalten, zu ihr aufzublicken und da ihre Augen sich begegneten, empfand er die ganze unschuldvolle Wahrheit, die ihn entzückte; doch er nahm sogleich wieder eine strenge Miene an und sagte: „Ihr habt recht, Jungfer Saliceti, es ist freilich nicht überall so, zuweilen jetzt sogar schon derartig umgekehrt, daß die Frau das Haupt und der Herr ist, der Mann der unterthänige Diener, wie das häufig bei den Franzosen in Paris vorkommt.“

„Das darf nicht sein!“ rief Romana. „Der Mann muß Ehre und Achtung in seinem Hause finden, wie sollte er diese sonst von Andern erlangen. Wie aber ist in Deutschland die Sitte?“

„O! in Deutschland, in Deutschland!“ versetzte der Capitän. „Seht, Jungfer Romana, in Deutschland sind die Frauen die Gefährtinnen der Männer, wenigstens soll es so sein. Die Frau soll Alles theilen mit dem Manne, alle Freuden und alle Sorgen des Lebens und das Haus soll der Tempel ihres Glückes sein, sie soll darin schalten und walten mit ihrer Liebe und Sorgfalt, als alleinige Herrin.“

„Herrlich! herrlich!“ rief Romana, ihre blitzenden Augen weit öffnend, „das gefällt mir.“ Und sie legte ihre Hand auf seinen Arm, daß es elektrisch darin zuckte und sagte lächelnd: „Es sind gewiß treue und gute Frauen, die deutschen Frauen?“

Er zog den Arm zurück, als fühle er einen Skorpion. „Ihr werdet nicht glauben, daß ich von den Frauen meines Landes eine üble Meinung haben könnte?“ antwortete er dabei.

„Gewiß nicht. Aber vielleicht gibt es Eine dort,“ sprach sie, ihn lächelnd dreist und doch so lieblich anblickend, als thäte sie die allerunschuldigste Frage, „um derentwillen Ihr eine so gute Meinung habt.“

Eine Verwirrung überkam ihn und doch wollte er nicht schweigen. „Keine habe ich zurückgelassen, die mein Herz besäße,“ rief er und schaute sie an, als wollte er die Wahrheit betheuern. „Um dessentwegen also —“ hier brach er ab, sprang auf und mit erhitztem Gesicht trat er an ein Fenster und schaute hinaus, indem er sagte, es sei ihm, als höre er Rosse kommen.

Als er sich umwandte, sah er Romana an dem Tische stehen, die Hand aufgestützt, in ihrem Gesichte ein frohes, glückliches Lächeln, nachdenkende Stille in den großen Augen.

Da trat die alte Dienerin herein; Romana half ihr den Tisch räumen und verließ das Zimmer. Der Capitän schlich schnell davon, erfreut, daß er in seine Kammer entkommen konnte und doch mehr noch als vorher warf die Liebe ihre Zauberbänder um ihn und umstrickte ihn ganz damit. Er schloß die

Jalousien, warf sich auf sein Bett und wollte die heißesten Tagesstunden verträumen, wollte nicht eher wieder sichtbar werden, bis der Abt zurückgekehrt sei, dabei aber horchte er auf jeden Ton, auf jedes leise Geräusch und mit sehnsüchtigem Verlangen vermuthete er, Romana möge kommen, anpochen und fordern, daß er aufstehe und ihr folge. In solchem Streben und Schwanken verging die Zeit, endlich aber, als er eben festgeworden, allen Verlockungen zu widerstehen, rief Romana mit süßer Stimme an der Thür: „O Siore Carlo, kommt doch zu mir in den Garten unter den Feigenbaum.“

„Sogleich! sogleich!“ rief er aufspringend und er folgte der Eva, die ihn versuchte, unter den Feigenbaum, unbekümmert um das Verbot, das der Herr schon im Paradiese vergeblich gethan.

Der Feigenbaum stand als ein Patriarch neben der Casa in dem Gehege mit weiten Aesten und jungem Blätterwachsthum; die Früchte aber, welche ihm fehlten, reiften auf Romana's blühenden Lippen. Unter dem Baume stand ein Tischchen vor der Bank, von den Bergen fächelte es kühl in den Zweigen. Die Sonne hatte ihr heißes Strahlen verloren, aber auf dem Tische dampfte der Kaffee, mit welchem Romana den Gast bewirthen wollte.

Wie geschäftig war sie nun wieder, wie lieblich ihre Bewegungen. In dem weißen blumigen Jäckchen, das sich an ihr blaues Kleid schmiegte und über welches ihr Haar lockig in den Nacken wallte, sah sie im Sonnengezitter, das durch die Blätter fiel, wie ein Seraph aus, der aus dem duftigen Aether herabgestiegen war. Und als sie ihn versorgt hatte, setzte sie sich neben ihn mit freundlichem Geplauder und es kam ihm vor, als sei ihre Zutraulichkeit noch inniger geworden, denn nun nannte sie ihn Herr Carlo und legte in den Namen einen Klang, der wunderbar wonnig in ihm wiederhallte.

Sie schien dies auch zu bemerken, denn plötzlich sagte sie: „Carlo hieß, wie Ihr wißt, mein lieber Bruder, der mir so unvergeßlich geblieben. Denn wie tapfer und stolz er war und wie sehr ihn seine Feinde fürchteten, so besaß er doch das gütigste, edelste Herz. Alle Menschen liebten ihn und ich zumeist, denn so voll Zärtlichkeit war er für mich, wie für kein anderes Wesen auf Erden.“

„Ich habe gehört,“ erwiederte Wilda, „daß in Corsika die Liebe der Geschwister über jeder andern Liebe steht, und daß kaum je ein Beispiel vorkommt, wo Bruder und Schwester sich nicht auf's innigste anhängen.“

„So ist es,“ erwiederte sie und mit schwärmerischem Ausdruck setzte sie hinzu: „Ich liebte meinen theuern Bruder Carlo, wie man Gott lieben soll, den Geber alles Guten. Viele unserer Voceros enthalten die Klagen einer Schwester, die ihren Bruder verloren hat.“

„Den Geboten des Bruders gehorcht aber auch die Schwester unbedingt,“ sagte Wilda.

„Es ist uralte Sitte,“ versetzte Romana. „Wie könnte ein Bruder etwas befehlen, was seine Schwester betrübt. Nie, o! niemals würde mein lieber Carlo mir befohlen haben, was ich beklagt hätte.“

„Ihr habt noch einen Bruder,“ sagte Wilda, „ist er von derselben Güte?“

„Giulio,“ erwiederte sie, und im Nachdenken schwieg sie einen Augenblick, ohne das Lächeln von ihren Lippen zu verlieren; darauf aber fuhr sie fort: „Er ist edel und gut, nur nicht so ruhig und besonnen wie Carlo war, sondern mehr nach der Art meines Oheims aufbrausend. Daher lieben sich auch beide so sehr.“

Der Capitän sah über sich hinauf in den Baum, welcher sich rauschend schüttelte, und eine Wolke löschte zugleich die Sonne aus, es wurde dunkel umher. Darauf wieder hell und Romana sprach zu gleicher Zeit: „Bruder ist der schönste Liebesname, den ein Mann empfangen kann von der, die ihm mit Seele und Leib angehört, alle Liebe und alle Sehnsucht liegt in dem Rufe nach ihm vereinigt. Aber wie blickt Ihr doch so ernsthaft, Herr Carlo? War's die Wolke, die vor der Sonne stand, oder welche Wolke ist es, die vor Eurer Seele vorüberfliegt?“

„Eine Wolke,“ antwortete Wilda, „welche wir nicht sehen, und doch fühlen wir ihren finstern Schatten. Die Wolke, welche mitten im Sonnenschein des Glücks plötzlich wie ein Gespenst uns einhüllt mit dem Mantel der Nacht, ohne Ende und ohne Zukunft.“

„Ohne Zukunft!“ rief Romana. „Habt Ihr denn nicht gehört, Siore Carlo, was Angelo sagte, als er in Euren Mienen und Augen las? Madre di Dio! wie hätte ich so froh sein mögen, wenn ich nicht wußte, daß Euch kein Leid geschehen werde. Angelo hat noch niemals falsch gesehen und ich weiß es, eine Stimme sagt mir, Gott schützt Euch!“

„Glaubt Ihr das, liebe theure Romana?“ fragte er, ihre Hände ergreifend, und es rauschte um seinen Kopf wie lodernde Flammen.

Einen Augenblick noch, und er hätte sie mit seinen Armen umschlossen, mochten alle Menschen von Oletta dabei stehen. Doch Romana sprang auf.

„Kommt," sagte sie, „wir wollen zu Angelo gehen, wir wollen Alles erfahren, er soll uns die Scapula lesen. Morgen will er weiter ziehen, er hat es mich wissen lassen. Heut aber treffen wir ihn noch an dem Felsen von Tenda, sicher auch erwartetet er mich."

„Was ist die Scapula?" fragte der Capitän.

„Ihr werdet es sehen," lächelte sie. „Zweifelt nur nicht daran, daß diese Weissagung falsch sein könnte. Von uralten Zeiten an ist ihr Wissen bei den Hirten. Achill Grimaldi hat mir erzählt, es stehe in den Büchern, daß sie vorhanden war, noch ehe es Christen gab."

„Das ist Aberglauben," sagte Wilda.

„Wer kann das wissen," erwiederte sie. „Habt Ihr nicht von dem Helden Sampiero gehört, dem größten, den Corsika hervorgebracht? Auch ihm verkündigte eine Scapula sein Schicksal, wie vielen andern berühmten Männern. Fragt nicht weiter, kommt, mein Lieber, denn die Sonne eilt schon über die Berge, wir hätten früher aufbrechen sollen."

Sie rief nach der alten Magd Bedetta, sagte ihr, daß sie in die Berge gehe, warf das Mandile über ihren Kopf und führte ihn über die Matten und Felder an dem Bache hinauf, die schmalen Stege aufwärts, welche zu dem Kastanienwalde an den Abhängen des Tenda leiteten. Zuweilen stand sie still, um mit dem Gaste zu plaudern, eine Blume zu pflücken oder ihn zu ermuntern, ihr nachzuklimmen auf einen steilen Gipfel, wo eine dunkle Cypresse einsam stand, umflossen von dunkelrother Abendgluth. Das Thal lag warm und duftig ausgestreckt, über sich die flammenden Felsköpfe mit funkelnden Augen, und dann traten sie in den schweigenden stillen Wald, Hand in Hand ohne Worte. Die Abendschatten wurden dichter, zuweilen blickte Romana lächelnd ihren Freund an, als wollte sie ihm Muth machen und den Ernst aus seinen Mienen scheuchen und dann wieder eilte sie voraus, ein Lied anstimmend, das mit dem zärtlichen Ruf eines verirrten Hirtenmädchens nach ihrem Geliebten endete. So erreichten sie endlich die Schlucht am Fuße des Hochgebirges, und Romana streckte ihre Hand aus und sagte: „Dort ist Angelo, er sitzt bei seinem Feuer."

Das zackige Haupt des Tenda schwebte in blutiger Röthe hoch am Himmel, in dem Felsenspalt aber rieselte die Nacht an den steilen Wänden nieder und das Feuer des alten Hirten glänzte hell darin. Bald wurden sie auch von den wachsamen Hunden empfangen, aber diese zeigten sich nicht feindlich gesinnt, sondern gingen vor ihnen her und begleiteten sie wie Trabanten, die ihren Auftrag auszurichten haben, zu ihrem Herrn. Die Heerde ruhte schon um die Hütte, doch die schwarze Ziege sprang auf, ließ ihre Grüße hören und bezeigte ihre Dankbarkeit für Romana's Liebkosungen. Seltsam genug war der Anblick, als die beiden Wanderer die Hütte am Felsen mit diesem Gefolge erreichten, und das Feuer, das davor brannte.

Angelo saß auf seinem Steinsitze, die lichte Flamme vor sich, welche er aus dem fetten Holz des wilden Oelbaumes genährt, den Rücken an den alten Stamm gelehnt. Auf seinem Schooß ruhte eine große Cither, deren dumpfe Klänge den späten Gästen entgegenschallten.

Der Greis hörte auch nicht auf mit seinem Spiele, als jene sich näherten, er schien sie nicht zu beachten, und selbst als Romana mit ihrem Begleiter dicht vor ihm stand, fuhr er noch fort, bis er aufblickend ihr zulächelte und seine harte große Hand aufhob.

„Guten Abend, Angelo," sagte Romana, „Du hast uns wohl nicht mehr erwartet?"

„Ich wußte, daß Du kommen würdest," erwiederte der Greis.

„Ich nicht allein," antwortete sie. „Sieh, auch dieser Herr, den Du kennst, ist mit mir gekommen."

„Ich wußte, daß er sein würde, wo Du bist," versetzte Angelo.

„Wußtest Du das?" rief Romana, „dann wußtest Du auch, warum ich ihn zu Dir führte."

„Auch das," sagte Angelo, „Du willst, das ich ihm die Scapula lese."

„Thue es, guter Angelo, im Namen Gottes thue es," bat Romana, sein weißes Haar berührend.

„Ist es Dein Wille, fremder Mann, willst Du Dein Schicksal hören?" fragte der alte Hirt mit feierlichem Ernst.

Ein eigenthümlicher Schauer überkam den jungen Officier. Er glaubte nicht an solche unheimliche Kunst, mochte wohl lieber darüber spotten; jetzt aber wurde ihm bange davor, er wagte es nicht, einen Zweifel zu äußern oder Nein zu sagen.

„Ich will mein Schicksal hören, Angelo," erwiederte er, „wenn Du es wahrzusagen verstehst."

„Du wirst es erproben," sagte der Hirt, „es wird sich erfüllen, wie sich Vieles erfüllt hat. Setze Dich mir gegenüber, auf den Stein dort und gib Romana Deine Hand. Was ich Dir verkündige, wird dann für Euch Beide gelten."

So sprechend zog er unter seinem Kittel etwas hervor, das Wilda mit Neugierde betrachtete. Es war ganz ohne Zweifel der Knochen eines Thieres, und Angelo bestätigte dies, als jener seine Vermuthung aussprach. „Es ist das Schulterblatt des Schafes, dessen Fleisch Ihr jüngst hier genossen habt," sprach er, „und ist das linke Schulterblatt, denn das rechte blendet und trügt, man darf es nicht nehmen. Betet nun in der Stille ein Gebet zur Mutter Gottes, daß sie Euch Gnade verschaffe für Eure Sünden, und was Ihr hoffet und wünschet, damit erfüllet Eure Seelen und fleht Gott an, daß er es Euch gewähre."

So saßen sie neben einander, ihre Hände verschlungen, sich anschauend; in ihren Gedanken aus ihren Wünschen die Welt aufbauend, nach welcher sie sich sehnten; ihre heißen Finger zuweilen zusammenzuckend vor dem, was sie schauten, ihre heißen Augen sich einbohrend, verschmelzend in dem Strom zärtlicher Gefühle, der ihnen entgegenschwoll, und zurückkehrend die süßeste Gewißheit brachte. Die Sympathie ihrer Seelen, die sie innig, einig empfanden, löste alles Fremde und Getheilte auf, als fließe durch die verbundenen Hände Blut und Leben, Geist und Wille in einen Körper zusammen.

Und welch' seltsamer Anblick, dies nächtliche Bild. Schweigen rings umher, tiefes Schweigen und Dunkelheit. Nur von ferne das dumpfe Gebraus des Baches, am Himmel die großen funkelnden Sterne und vor ihnen der Licht- und Feuerkreis. Darin die schwarzen Ziegen und Schafe, welche sich aufgemacht hatten und jenseits des Feuers ohne Blut und Bewegung standen wie verzauberte Dämonen. Vor ihnen der alte Hirt auf seinem Felsensitze in seinem weißen Laken, aus denen Funken zu sprühen schienen, in seiner Hand die Spalla und ein eirunder Achatstein, mit welchem er den Knochen rieb, bis dieser davon zu glänzen begann wie ein Spiegel. Zaubersprüche vor sich hinmurmelnd, fuhr er mit dieser Arbeit fort, bis der Feuerschein wundersam an dem weißen Knochen zu glühen begann, als sei er ein sprühend Eisen. Da ließ er den Stein sinken und seine Augen hefteten sich an diesem Spiegel fest und er blickte hinein, als wollte er in die Tiefe hinab sehen und als zeigten sich dort Bilder und Gestalten. Und jetzt erhob er seine Stimme, erst langsam in einzelnen Worten, dann rascher und fügsamer, bis er wie ein Seher sprach, den eine fremde erhabene Macht treibt, die ihn zu ihrem Werkzeuge gemacht, wie die Seher und Propheten des Alterthums.

„Blut! Blut!" begann er, „hoffet nicht auf Frieden, ich sehe Blut! Ist das nicht der Aliso, der so roth dort fließt, ist das nicht Oletta, das mit Thränen und Trauer gefüllt ist? Wehe Euch! wehe Euch! Ihr Verlorenen! Wie ringen die Mütter ihre Hände, wie schreien die Schwestern um ihre Brüder, wie klagen die Weiber und die Bräute! Fliehet! fliehet! rettet Euch! — Doch nein! Du bist geborgen, Romana. Da ist Giulio Saliceti. Tapferer Fremdling, Du kamst zu rechter Zeit. Doch hüte Dich! hüte Dich, eine schwarze Gestalt ist hinter Dir, dunkle Schatten fallen auf Deinen Weg. Sieh den Baum, der dort steht, Blitze fahren nieder und zerreißen seine Zweige. Wo bist Du, Romana, ich sehe Dich nicht mehr? Wo ist Dein tapferer Freund, wo ist er, daß er Dich nicht zerschmettern lasse von diesem Wetter!"

Er hielt inne, seine Augen öffneten sich weit; es war, als verfolge er verworrene Bilder, welche sich nicht enträthseln ließen. „Ein Fuchs, der Dich verschlingen will!" rief er dann, „ein Rachen mit tausend Zähnen über Deinem Haupt! Aber dort, welch' ein Strom ist das. Ich sehe eine Brücke und Blut, das von allen Pfeilern träufelt. Die Leichen treiben darauf und der Tag löscht aus. Wo bist Du, Fremdling, liegst Du dort bei den Haufen der Erschlagenen?!"

In wilder Angst umklammerte Romana ihren Freund und sah ihn mit Entsetzen an.

„Nein!" rief der Prophet, „ich sehe Dich! Du hältst Dein Schwert in Deiner Rechten, und wen trägst Du fort, wer reicht Dir seine Hand? Da ist auch sie und er segnet Euch. — Ich sehe ein Schiff, ist dies das Meer? Ich sehe den Baum wieder, er ist nicht zerschmettert. Ich sehe seine Krone, ich sehe seine Aeste. Fremder Mann, Gott hat Dich beschützt, Du wirst leben, lange leben! Du wirst erreichen, was Du begehrst; so Du, Ro-

mana, auch Du. Der Fuchs wird Dich nicht zerreißen, Du wirst keine Klagelieder singen. Da stehst Du geschmückt und die Myrthe blüht in Deinem Haar, fern, fern sehe ich Dich, aber seine Arme halten Dich. Schütze sie, Madre di Dio! schütze sie in Ewigkeit!"

Und wie er diese letzten Worte leiser und leiser sprach, ließ er seine Arme sinken, und der Zauberspiegel fiel nieder, der greise Kopf senkte sich auf seine Brust, er schlief. Aber Romana schlang beide Arme um den Hals des Geliebten mit inbrünstiger Zärtlichkeit, mit aller Seligkeit ihres Lebens.

„Romana! meine Romana!" rief er voll überströmender Liebeswonne.

„Carlo! mein Bruder! mein Bruder!" antwortete sie unter seinen Küssen.

So, ohne Sprache, im reinsten Menschenglück, in einer Minute ein langes Leben lebend, saßen sie umschlungen, als plötzlich die Hunde aufsprangen und dies zauberische Nachtbild zerstörten. Die schwarzen Thiere flohen von dem Feuer, ein Geschrei ließ sich hören, der greise Hirt wachte auf. Und als ob auch die Natur erwacht sei, fuhr ein Windstoß durch die Schlucht und jagte Flammen und Funken umher.

„Ruft die Bestien zurück!" schrie eine kräftige Stimme, „oder ich schieße sie nieder."

Angelo ließ seinen Ruf hören, zugleich aber eilte Romana einige Schritte vor das Feuer und sah Männer sich nähern, deren lautes Sprechen sie ankündigte, ehe man sie erkennen konnte.

„Alles in Ordnung, Achill!" rief der, welcher voranschritt, „wir sind richtig hier herunter gekommen. Oletta liegt vor uns, und der Hirt, der hier rastet, muß der alte Angelo sein. Holla, Angelo! Er muß uns Fackeln geben."

In dem Augenblicke sah er die Mädchengestalt vor sich und gleich darauf schrie er: „Colpo di Tuone! wer ist da? Romana, so wahr ich lebe!"

„Giulio! Giulio!" antwortete Romana, und nun wußte Wilda, wer diese Fremden seien: Romana's erwarteter Bruder, sein Vetter Achill Grimaldi und ein Hirt, der sie durch die Schluchten der Bergkette des Tenda begleitet hatte und einen Pack auf seinem Rücken trug, welcher Reisetaschen und Kleider des jungen Grimaldi enthielt.

„In frühester Frühe sind wir von Bastia aufgebrochen," sagte Giulio, nachdem er seine Schwester umarmt, „haben die Serra überstiegen und dann uns die Pfade in die Berge des Nebbio hinaufleiten lassen, um auf's Kürzeste zu Dir und nach Oletta zu kommen. Achill konnte die Zeit nicht erwarten," fuhr er lachend fort, „aber es ist ihm zu viel geworden. Die Felsen des Tenda sind nicht für weiche Füße gemacht."

„Glaube ihm nicht, liebe Romana," fiel der Andere mit wohllautender Stimme ein. „Auf die Spitze des Doro oder Blanco würde ich klimmen, wenn ich wüßte, Dich dort zu finden, und herrlicher konnten alle Heiligen mich nicht belohnen, als mit der Feude, Dich hier unverhofft zu finden.

Wie war das möglich, Romana. War es eine himmlische Eingabe oder was hat Dich in der Nacht hier herauf geführt?" fuhr er fort, indem er ihre Hände ergriff.

„Ich wollte Angelo noch einmal sehen," sagte Romana, „morgen zieht er weiter."

„Oho, Achill!" lachte Giulio, „das war also ihre Sehnsucht. Allein bist Du gekommen? Wo ist der Onkel?"

„Ich bin nicht allein gekommen," erwiederte Romana. „Unser Gast hat mich begleitet, der Capitän von der deutschen Compagnie."

„Wir haben in Bastia schon davon gehört, daß in Oletta Soldaten eingerückt sind, und Friedensunterhandlungen dort stattfinden sollen," entgegnete Achill Grimaldi. „Das hat den General auch bewogen, uns die Thore zu öffnen, und wir fliegen dem Frieden voran, theure Romana, und bringen Dir den Oelzweig."

„Aber wo ist dieser brave Siore Capitano," sagte Giulio, „daß wir ihm unsere Hände reichen!" Mit diesen Worten ging er auf das Feuer los und als er Wilda dort fand, rief er ihm ein freudiges Evviva Siore! entgegen. Gleich folgte auch Achill Grimaldi, und die drei jungen Männer betrachteten sich bei dem Scheine der Flammen und tauschten freundliche Worte.

Giulio Saliceti hatte etwas an sich, das den Capitän gleich für ihn einnahm, denn er ähnelte seiner Schwester; doch sein wohlgebildetes Gesicht prägte sich männlich kräftig aus. Man sah es ihm an, daß er rasch und heftigen Sinnes war. Seine Augen blickten feurig unter starken Brauen wie die des Abtes Peverino, seine Gestalt war schlank und sein corsisch dunkles Haar fiel dicht auf Stirn und Nacken und vermehrte den trotzigen Eindruck seines Anblicks. — Ganz anders sah

dagegen Achill Grimaldi aus, der kleiner und breitschultriger neben ihm stand. Dieser besaß das Wesen eines Mannes, der ebenso wohl welterfahrener als verständiger und klüger schien, als sein Gefährte. Sein farbloses, hageres Gesicht wurde von einer geschmeidigen Freundlichkeit belebt, seine Augen blickten ruhig und sicher; höflich und gewinnend, doch mit bedächtigen wohlgesetzten Worten drückte er dem Capitän seine Freude aus, ihn hier anzutreffen, und in Allem, was er sagte, war wohl zu bemerken, daß er mehr geistige Bildung und Urtheil besitze, als die meisten seiner Landsleute.

Giulio Saliceti trug einen corsischen weiten Kittel, den Pelone, eine Mütze nach dem üblichen Schnitt, auf seiner Schulter einen Carabiner und um seinen Leib einen Gurt für Pulver und Blei. Achill Grimaldi in seinem schwarzen Rocke, ein kleines Hütchen mit einer Tresse auf der Fülle seiner dichten feinen Haare, diese Haare selbst im Nacken zusammengebunden und in seiner Hand einen Rohrstock mit Goldknopf, sah dagegen aus wie ein Herr aus der Stadt, vertraut mit den Moden, welche die Franzosen dort üblich gemacht hatten.

Die Unterhaltung währte einige Zeit in freundlicher Weise fort, dann aber forderte Giulio seine Freunde auf, jetzt ohne Säumen nach Oletta hinabzusteigen. „Hungrig sind wir und müde, wie Du Dir denken kannst,“ sagte er zu seiner Schwester, „allein Du wirst Noth haben, Achill's Ansprüche zu befriedigen, denn er ist verwöhnt und liebt die französischen Gerichte.“

„Glaube dies eben so wenig, beste Romana,“ fiel Achill ein, „wie alles Andere, was er Böses von mir spricht. Ich vergesse niemals, daß ich ein Corse bin, somit wirst Du mich genügsam und dankbar für alles Gute finden. Wenn Du aber nichts mehr hier zu thun hast — ich hoffe, es ist geschehen was Du wolltest —“

„Es ist geschehen, Achill,“ fiel Romana lächelnd ein.

„So werden wir Giulio's Rath befolgen können, sobald Angelo uns mit Fackeln ausrüstet.“

Der alte Hirt hatte schon dafür gesorgt. Er zündete ein Bündel harziger trockener Spähne an und schritt dann, ohne ein Wort, voraus, die Andern ihm nach unter freudigem Geplauder. Durch den Wald flammte das Licht in das Thal hinab. Giulio folgte dem riesigen Alten mit Romana Hand in Hand. Achill Grimaldi wußte die kleinen Reiseabenteuer, welche er heut bestanden, mit den lustigsten Scherzen gewürzt, darzustellen; schweigsam betrachtete und beobachtete ihn der Siore Capitano.

Als sie dann an die Brücke des Baches gelangten, leuchteten andere Lichter ihnen entgegen. Der Abt Saliceti, zurückgekehrt in sein Haus, war unruhig ausgezogen, seine Nichte zu suchen, nun fand er sie hier mit seinem Neffen und Vetter. Groß war die Freude.

„Lebt wohl!“ rief Angelo von der Höhe herunter, auf der er stehen geblieben. „Gottes Segen mit Dir, Romana. Sei klug, so wirst Du glücklich sein!“

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelm Heinrich Riehl.

Wilhelm Heinrich Riehl wurde zu Biebrich am Rhein am 6. Mai 1823 geboren. Der Vater, nassauischer Schloßverwalter, ein kunstliebender Mann und eifriger Musiker, weckte früh die künstlerischen Neigungen des Knaben. Frühe und häufige kleine Reisen weckten Wanderlust und Beobachtungsgeist. Außerdem verliefen die Jugendjahre im gewöhnlichen Gleise und die Vorbildung zu gelehrtem Berufe ward von der Volksschule bis zur Universität im ordnungsmäßig herkömmlichen Gange durchgemacht. Auszeichnung auf musikalischem Gebiete war der Jugendtraum des Knaben; in den „Briefen über musikalische Erziehung“ (Culturstudien S. 33 ff.) hat Riehl mancherlei über seinen frühern musikalischen Entwicklungsgang mitgetheilt. — Auf den Universitäten Marburg, Tübingen, Bonn und Gießen studirte Riehl Theologie, absolvirte auch dieses Studium vollständig und machte das theoretische Examen in Nassau. Doch fesselte ihn vorwiegend nur das Studium der Kirchengeschichte und führte ihn zu culturgeschichtlichen Studien überhaupt hinüber. Riehl ging daher als Candidat der Theologie noch einmal nach Gießen, um sich ganz jenem letztern Wissenszweige zu widmen und sich an der dortigen Universität als Docent der Cultur- und Kunstgeschichte zu habilitiren. Da ihm jedoch seine ökonomische Lage die Ausführung dieses Pla-

nes erschwerte, nahm er 1845 einen Antrag als Mitredacteur der „Frankfurter Oberpostamtszeitung" an, der ihn in eine neue praktische Schule führte. Schon damals suchte er die Tagespolitik mit Vorliebe in Bezug zur Sittengeschichte des Volkes zu setzen und also die sociale Seite besonders hervorzukehren, erregte aber durch diese neue Auffassung bei dem postamtlichen Chef des Blattes mancherlei Bedenken, so daß ihm die Wirksamkeit lernte solchergestalt das parlamentarische Leben in nächster Nähe kennen. — Beim Ausbruche der Revolution von 1848 folgte er der Aufforderung einer Anzahl der angesehensten Männer seines Heimathlandes Nassau zur Gründung einer „Nassauischen Zeitung" in Wiesbaden, die er dann auch unter vielerlei Widerwärtigkeiten während fast dreier Jahre redigirte. Riehl betrachtete diese Periode als seine beste politische und volkswirthschaftliche



in Frankfurt rasch verleidet wurde und er im Jahre 1847 zu Dr. Giehne nach Karlsruhe ging, um die unter dessen Leitung neu aufblühende „Karlsruher Zeitung" mit zu redigiren. Giehne hat auf Riehl als Schriftsteller entschiedenen Einfluß geübt, ließ ihm freien Spielraum, förderte den natürlichen Zug seines Geistes und gab ihm im Formellen des literarischen und journalistischen Berufes manche gute Lehre. Die ersten Fragmente zur „Bürgerlichen Gesellschaft" wurden damals für die „Karlsruher Zeitung" ausgearbeitet. Zugleich verband sich Riehl mit dem Hofgerichtsdirector A. Christ zur Herausgabe des „Badischen Landtagsboten" und Lehrzeit. Das kleine Land spiegelte alle möglichen Verhältnisse des öffentlichen Lebens im kleinen aber klaren Bilde, und der Redacteur einer nassauischen Zeitung hatte Gelegenheit genug, dessen Züge im Detail zu erkennen, da er sich den Hauptstoff zu seinem Blatte überall selber zusammenschaffen mußte. In dem Wirrsal des aufgeregten kleinstaatlichen Parteilebens festigte sich dabei die conservative politische Grundanschauung Riehl's. Persönlich eine streng bürgerliche, nach Unabhängigkeit dürstende Natur, schreckte Riehl vor dem politischen Dilettantismus zurück, welcher mit einigen allgemeinen Ideen die Welt glaubte reformiren zu können und im Namen der

Freiheit eben so großen Meinungszwang übte, wie der ausgesprochene Despotismus. Das beste Gegengewicht gegen diese abstracte Freiheit der Schule glaubte er in der individuellen Freiheit des vielgestaltigen Volkslebens zu finden, und dieser leitende Gedanke führte ihn zu einer Menge von Einzelstudien der bestehenden Volkszustände, woraus allmälig seine „Naturgeschichte des Volkes“ hervorgewachsen ist. So vergingen die Jahre 1848—1850 im Sammeln und Beobachten und aufreibender journalistischer und praktisch agitatorischer Thätigkeit. Einen beruhigenden Gegensatz bildeten für Riehl dabei die gleichzeitig mit größtem Eifer wieder aufgenommenen Kunststudien. Aeußerer Anlaß dazu war zunächst durch die Reorganisation des Wiesbadener Hoftheaters gegeben, für welche eine vom Ministerium ernannte Commission thätig war, worunter sich auch Riehl befand, der durch mehrere Jahre der Oper sein besonderes dramaturgisches Wirken zuwandte. Die meisten Lieder der „Hausmusik“ componirte er in denselben Jahren für seine Frau, eine für die Bühne ausgebildete Sängerin (geborene von Knoll aus Stuttgart), die aber alsbald nach der Verheirathung die kaum erst begonnene Künstlerlaufbahn wieder verlassen hatte.

Auf Neujahr 1851 folgte Riehl einem Rufe des Baron von Cotta zur „Allgemeinen Zeitung,“ wo er bis 1854 namentlich bei der wissenschaftlichen und künstlerischen Sparte der Beilage in ziemlich freier Thätigkeit journalistisch wirkte und dabei Muße fand zu größern und selbständigen Arbeiten. Im Herbste 1851 erschien die „Bürgerliche Gesellschaft,“ vorbereitet und skizzenhaft ausgeführt bereits seit 3 Jahren, während sie in der Muße des Augsburger Lebens erst zu einem Buche ausreifen konnte. Im Jahre 1855 bedeutend umgearbeitet, erlebte sie seitdem fünf starke Auflagen. Das Jahr 1852 brachte die „Musikalischen Charakterköpfe,“ ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch, welches durch die Tendenz zusammengehalten ist, die Musikgeschichte in ihrer Verbindung mit der allgemeinen Culturgeschichte zu zeigen und theilweise die ältesten literarischen Versuche des Verfassers bietet. Denn mit einzelnen Abschnitten der nachmaligen „Charakterköpfe“ hatte Riehl schon 1844 seine ersten journalistischen Versuche begonnen. Von diesem Buche erschien 1857 eine veränderte und vermehrte Auflage und im gegenwärtigen Jahre ein zweiter Band. Wenn der erste Band in abgerissenen Skizzen eine Reihe vergessener Tonmeister neu an's Tageslicht zu ziehen suchte, so bietet der zweite eine zusammenhängende Geschichte der romantischen Oper und eine Charakteristik mehrerer durch die neuen Gesammtausgaben wieder erweckten classischen Meister des Claviersatzes. In Stil und Darstellung dürfte dieser zweite Band der „Charakterköpfe“ wohl einen Uebergang Riehl's von seiner frühern sprunghaft sentenziösen Schreibart zu einer einheitlich geordnetern, ebenmäßigern bezeichnen. Im Jahre 1853 gab Riehl die Schrift „Land und Leute“ heraus, als ethnographische Vorstudien zur „Bürgerlichen Gesellschaft.“ Sie erlebte bisher vier Auflagen. Eine vielfach umgearbeitete fünfte Auflage wird, wie wir hören, im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Im Jahre 1852 hatte König Maximilian von Baiern Riehl's „Bürgerliche Gesellschaft“ auf seiner italienischen Reise gelesen und in Italien schon den Entschluß gefaßt, den Verfasser nach München zu berufen. Bei seiner Rückkehr erfolgte der Ruf im Spätherbste desselben Jahres, welchem Riehl Folge leistete und zu Neujahr 1854 als Professor an der Universität nach München übersiedelte. Er warf sich nun eifrig in die neue, früher schon erstrebte akademische Lehrthätigkeit und las seitdem unausgesetzt staatswissenschaftliche und culturgeschichtliche Collegien mit andauerndem Erfolge. Als erste Frucht des wissenschaftlich gesammeltern Lebens in München erschien im Frühjahr 1855 die „Familie,“ als dritter Band der „Naturgeschichte des Volkes.“ Sie wurde in fünf Auflagen verbreitet, auch in verschiedene fremde Sprachen übersetzt. Daran reihte sich zu Weihnachten desselben Jahres die Herausgabe der von Riehl für das eigene Haus componirten Lieder unter dem Titel „Hausmusik,“ ein Werk, welches Riehl, wie er in der Vorrede sagt, gleichsam als musikalische Illustration zu seiner Schrift über die „Familie“ betrachtet wissen möchte. Die friedlichen Lieder waren von einer sehr kriegerischen Vorrede begleitet, denn nirgends bekennt Riehl entschiedener Partei als in der Musik, und erfuhren die widersprechendsten Urtheile, vom größten Lob bis zum größten Tadel, gewannen aber starke Verbreitung und erschienen kürzlich in einer neuen, vielfach überarbeiteten und mit zahlreichen neuen Liedern ausgestatteten Auflage. Denn Riehl's musikalischer Eifer rastete nie, und er hat wohl

die Hälfte seiner Arbeitszeit immerfort der Musik gewidmet. Im Sommer 1856 erschienen die „Culturgeschichtlichen Novellen“ (in zwei Auflagen). Sie sind großentheils in einer frühern Periode geschrieben.

Die Frucht eines directen persönlichen Auftrages des Königs Maximilian war Riehl's Buch „Die Pfälzer, ein rheinisches Volksbild“ 1857 (in zwei Auflagen). Ursprünglich nur als Manuscipt für den König verfaßt, dann mit dessen Erlaubniß unverändert abgedruckt, mag es wohl an vielen Stellen Zeugniß geben, wie unbefangen und ungefesselt vom herkömmlichen Curialstil der Gelehrte seine Beobachtungen diesem Fürsten vorlegen darf. Gleichen Ursprungs sind Riehl's „Augsburger Studien“ (in den „Culturstudien aus drei Jahrhunderten“). Das letztgenannte Buch (1859 in zwei Auflagen) enthält eine Sammlung verschiedenartiger kunst- und culturgeschichtlicher Essays, die, in einem Zeitraume von zehn Jahren abgefaßt, zugleich ein Bild der formellen literarischen Fortbildung des Verfassers geben.

Endlich dürfte noch erwähnt werden, daß Riehl den Plan zu der von einem Kreise baierischer Gelehrten unter dem Titel „Bavaria“ ausgearbeiteten Baierischen Landes- und Volkskunde entworfen hat und die redactionelle Leitung dieses umfangreichen Werkes führt, dessen erster Band im Januar 1860 erschienen ist.

Obgleich Riehl seit acht Jahren nicht wenig geschrieben hat, so arbeitet er doch langsam, mit doppeltem und dreifachem Abschreiben und Umbilden seiner Concepte. Zeugniß dessen ist auch seine Gewohnheit, vorläufig Bruchstücke eines künftigen Buches in Zeitschriften abdrucken zu lassen, die dann erst nach einer neuen Ueberarbeitung dem größern Ganzen eingefügt werden. Auch die zweiten Auflagen der „Charakterköpfe,“ der „Hausmusik,“ der „Bürgerlichen Gesellschaft,“ „Land und Leute“ rc., bekunden sein Streben nach Selbstkritik. Neue Frische zur Arbeit sucht er in seinen steten Fußwanderungen und in der Musik. Aus der Leidenschaft für's Wandern und Musiciren ist vielleicht der ganze Schriftsteller hervorgegangen, dort der Beobachter von Land und Leuten und hier der Kunst- und Culturhistoriker. Auch mag bemerkt werden, daß man seine Schriften zwar häufig im Sinne verschiedener Parteien ausgebeutet hat, daß aber Riehl selbst, als eine zur Vereinsamung sehr hinneigende Persönlichkeit, weder in der Politik noch in der Kunst jemals entschieden in irgend einer Parteiverbindung gestanden hat.

Deutsche Märchen.

Von

K. Simrock.

Klein Kerlchen.

Es war einmal ein klein Kerlchen, das ward alle Tage älter; wenn es aber in's Wirthshaus kam, ein Glas Bier oder Wein zu trinken, sagte der Wirth zu ihm: „Guten Tag, klein Kerlchen.“ Das war ihm sehr verdrießlich. Endlich ging er zum Schuster, sich ein Paar Absätze unter die Stiefel machen zu lassen. Wie er in die Werkstatt kam, sagte der Schuster: „Guten Tag, klein Kerlchen! Womit kann ich denn dienen?“ Da sagte klein Kerlchen: „Ihr sollt mir ein Paar Absätze unter die Stiefel schlagen, damit mich die Leute nicht immer klein Kerlchen nennen. Das ist mir sehr verdrießlich.“ Der Schuster that es, ließ sich baar bezahlen und als klein Kerlchen aus der Werkstatt ging, sagte er: „Adjes, klein Kerlchen.“ Das war ihm sehr verdrießlich, daß der Schuster nicht mehr Respect vor seiner eigenen Arbeit hatte. Der Wirth soll aber doch Augen machen, dachte er, und anders sprechen. Er ging also in's Wirthshaus, ein Glas Bier oder Wein zu trinken, und als er in die Stube trat, sagte der Wirth: „Guten Tag, klein Kerlchen; was ist Ihm denn gefällig, ein Glas Bier oder Wein?“ Das war ihm sehr verdrießlich, daß die hohen Absätze nicht besser gewirkt hatten: Als er aus dem Wirthshaus kam, ging er gradeswegs zum Hutmacher, sich einen Hut mit hoher Kuppe zu kaufen. Als er in den Laden trat, sagte der Hutmacher: „Guten Tag, klein Kerlchen! was ist Euch denn zu Diensten?“ „Ich will mir einen Hut kaufen,“ sagte klein Kerlchen, „damit mich die Leute nicht immer klein Kerlchen nennen. Das ist mir sehr verdrießlich.“ Da gab ihm der Hutmacher einen Hut mit hoher Kuppe, empfing sein Geld und sagte: „Adjes, klein Kerlchen!“ Das war ihm sehr verdrießlich, daß der Hutmacher nicht mehr Respect vor seiner eigenen Waare hatte. „Aber im Wirthshaus wird es jetzt anders lauten!“

Er ging also in's Wirthshaus und behielt den Hut auf wie ein Engländer. Da kam der Wirth herein und sagte gleich: „Guten Tag, klein Kerlchen! Was ist Ihm denn gefällig, ein Glas Bier oder Wein?“ Das war ihm sehr verdrießlich, da er doch Absätze unter den Stiefeln und den Hut mit hoher Kuppe auf dem Kopfe hatte. Wie sie ihn nun doch noch klein Kerlchen nennen konnten, das war ihm ganz unbegreiflich. Er fragte auch alle Leute, warum sie ihn immer klein Kerlchen nennten: er sei doch nun hübsch ausgewachsen und habe auch Absätze unter den Stiefeln und einen Hut mit hoher Kuppe auf dem Kopf. Warum er denn noch immer das kleine Kerlchen heiße? Aber so viel er fragte, Niemand wollte es ihm sagen; das war ihm sehr verdrießlich. Endlich dachte er bei sich selbst, wenn es hier Niemand wisse, so wollte er nach Rom zum Papst reisen: der müsse es doch wissen. Andern Tags schnürte er richtig seine sieben Sachspfeifen zusammen und nahm den Weg zwischen die Beine. Da kam er eines Abends an ein Wirthshaus und suchte Herberge. Wie er eintritt, sagt der Wirth: „Guten Tag, klein Kerlchen! Wohin geht die Reise?“ „Zum Papst nach Rom,“ sagte klein Kerlchen, „der soll mir sagen, warum ich immer klein Kerlchen heißen muß und habe doch Absätze unter den Stiefeln und einen Hut mit hoher Kuppe auf dem Kopf. Das ist mir sehr verdrießlich.“ „Recht!“ sagte der Wirth; „so will ich auch mit Euch, den Papst zu fragen, warum ich immer der arme Wirth heißen muß.“ Das hörte der Hausknecht und sagte: „Recht, so will ich auch mit und den Papst fragen, warum ich immer der faule Knecht heißen muß.“ Da machten sich andern Tags diese Drei auf den Weg und als sie gen Rom kamen, ließen sie sich bei dem Papste melden. Da wurden sie in ein Zimmer geführt, worin ein großer Spiegel hing. Als nun der Papst kam und ihr Anliegen hörte, sagte er zu dem Wirth: „So stellt Euch hier rücklings gegen den Spiegel, seht über die linke Schulter hinein und sagt mir, was Ihr da seht.“ Da sagte der Wirth: da säh er eine Menge Weiber beim Kaffeetisch sitzen. Der Papst fragte: Ob denn seine Frau nicht auch dabei sei? Ja, sagte der Wirth, die säße mitten darunter. „Ja seht, Herr Wirth,“ sagte der Papst, „Eure Frau besucht Kaffeevisiten und hält auch selber Kaffeevisiten: darum seid und bleibt Ihr der arme Wirth.“ Nun war die Reihe an dem Knecht: der mußte auch rücklings gegen den Spiegel stehen, über die linke Schulter hineinsehen und dann sagen, was er sähe; der Knecht sagte: da liefen die Hunde einem Hasen nach. Der Papst fragte ihn: Ob denn die Hunde den Hasen nicht einholten? Nein, sagte der Knecht, der Hase wäre so geschwind als die Hunde sein möchten und schwerlich würden sie ihn einholen. „Ja seht,“ sagte der Papst zu dem Hausknecht, „wenn Ihr auch so geschwind liefet, zu thun, was Euch der Wirth oder die Gäste hießen, wie der Hase vor den Hunden läuft, so brauchtet Ihr nicht der faule Knecht zu heißen.“ Nun kam zuletzt auch die Reihe an das kleine Kerlchen: der mußte sich auch rücklings gegen den Spiegel stellen und über die linke Schulter hineinschauen. Da fragte ihn der Papst, was er schaue. Klein Kerlchen sagte, da sähe er Nichts als sich selbst. Der Papst: Ob er denn im Spiegel viel größer schiene als in der Wirklichkeit? „Nein,“ sagte klein Kerlchen, „nur grade so groß.“ „Ja seht,“ sagte der Papst, „dann weiß ich Euch nicht anders zu rathen, als daß Ihr Euch so lange messen laßt, bis Ihr groß werdet. Hernach braucht Ihr nicht mehr klein Kerlchen zu heißen.“

Literarisches.

Die Reformen des osmanischen Reiches mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse der Christen im Oriente, von F. Eichmann. Berlin, Nicolaische Buchhandlung.

Für den Augenblick haben andere Fragen sich der türkischen vorgeschoben; aber der dunkel umwölkte Hintergrund ist dort derselbe geblieben, wie er war, um früher oder später abermals in heftige, für Europa und die civilisirte Welt erschütternde Gewitter aufzubrechen. Deshalb begrüßen wir mit Freude ein Buch, dessen Verfasser aus eigener Anschauung mit kundiger Hand uns ein Bild der Verhältnisse am Bosporus entrollt. Die Ansicht eines Preußen und Protestanten über die Türkei hat den Umständen nach einen besser begründeten Anspruch auf Unparteilichkeit, als diejenige des Angehörigen irgend einer andern europäischen Macht. Denn wie auch die Würfel fallen: Preußen kann nach wahrscheinlicher Voraussicht am Bosporus weder gewinnen, noch verlieren, weil den Ansichten der preußischen Regierung für die Türkei der unmittelbare Nachdruck fehlt. Preußen berührt

weder zu Lande die Türkei, noch vermag es etwas zur See. Und eben so ist der Protestantismus, durch den Preußen vielleicht eine geistige Macht in Constantinopel aufstellen könnte, ohne alle und jede Aussicht, dort bedeutsam zu werden (vgl. S. 258). Es fehlt ihm jedes Mittel der missionirenden Thätigkeit, welche die katholische Kirche dort in so reichem Maße entwickelt. Deshalb, weil mehr oder minder die Angehörigen der vier Großmächte, wo sie die Zustände der Türkei beschreiben, ihre Ansichten theils bewußt, theils unbewußt modificiren nach den politischen Plänen und Hoffnungen ihrer Regierungen, weil dagegen Preußen in seiner ungenügenden Machtstellung für die Lösung dieser orientalischen Frage von sehr geringer Bedeutung ist: deshalb erweckt die Abeit eines sachkundigen Mannes aus Preußen von vorn herein eine günstige Ansicht für die Unparteilichkeit.

Das Buch bietet einen außerordentlich reichen Inhalt dar, vor allen Dingen, wie dem Titel gemäß zu erwarten, über die Stellung der kirchlichen Parteien. Es möchte die Frage sein, ob das Verhältniß derselben zu einander, zu der Regierung der Pforte, zu den auswärtigen Mächten jemals mit solcher Sachkenntniß, mit solcher Klarheit dargestellt ist, als es hier geschieht. Wir heben hier die Zeichnung der Stellung des griechischen Patriarchen von Constantinopel hervor, der nicht bloß der oberste Geistliche seiner Kirche, sondern zugleich oberster weltlicher Beamter ist, durch welchen die Pforte ihre Unterthanen des griechisch-katholischen Bekenntnisses regiert (S. 17). Es ist eine traurige Wahrheit, sagt Eichmann, daß sich die oberste Behörde der griechischen Nation zum großen Theil in den Händen von Menschen ohne unabhängigen Charakter befindet, und daß sie bisher der Pforte die geeigneten Organe zu sein scheinen, welchen die Administration ihrer orthodoxen Unterthanen anvertraut werden könne. Wir sagen dies nicht aus Uebelwollen gegen eine Nation, deren Schicksal jedem gebildeten Europäer lebhafte Sympathien einflößen muß. Wir sind vielmehr überzeugt, damit die Ansicht der immer zahlreicher werdenden vernünftigen und wohlgesinnten Patrioten unter den Griechen auszusprechen, und wir glauben, daß die traurigen Verhältnisse allerdings eine Folge des Druckes und der Knechtschaft sind, unter denen die Nation in den vergangenen Jahrhunderten geseufzt hat. Und dennoch, setzt Eichmann mit historischem Blicke hinzu, dennoch ist es eine Wohlthat gewesen, daß die Knechtung, welcher die griechische Nation nun einmal verfallen war, durch das Medium ihrer eigenen Söhne, durch ihre eigene Kirche vollbracht wurde. Nur dadurch war es möglich, die Sprache und die Nationalität vor dem völligen Untergange zu retten und sie, wenn auch in einem jämmerlichen Zustande, zu erhalten. Hätten sich die Patriarchen und der griechische Klerus nicht gefügig gezeigt, hätten sie eine nationale Opposition gemacht: so ist kaum zu bezweifeln, daß die barbarische Energie der Osmanen das kleine und schwache Griechenvolk völlig vertilgt haben würde. Der Grieche hat sich zum willigen Werkzeuge der türkischen Herrschaft hergegeben, und indem er es that, rettete er nicht nur die eigene Nationalität, sondern erwarb auch mittelbar die Herrschaft über die Millionen von orthodoxen Slawen, welche das Schwert der Sultane nicht nur der Pforte, sondern auch dem griechischen Patriarchate von Constantinopel unterwürfig machte.

Neben dieser griechischen Kirche und in dieselbe hinein wirkt die römisch-katholische mit der erstaunlichen Kraft, welche sie durch ihre Organisation für die Missionirung besitzt. Interessant ist der Nachweis des Verfassers, daß die Schutzmacht der römischen Kirche im Oriente weniger Oesterreich als Frankreich ist. Dabei erkennt er jedoch vor allen andern Mächten England den Preis zu, daß es mit ganz besonderer Entschiedenheit die Sache des christlichen Glaubens in Constantinopel geführt hat. Stratford de Redcliffe, dessen Persönlichkeit der Verfasser (Seite 143) mit einer ganz besondern Vorliebe, wir möchten sagen, mit Begeisterung schildert, hat in dem Hattihoumayoun den §. 5 durchgesetzt, welcher die Gewissensfreiheit der Unterthamen des Sultans ausdrücklich sichert.

Alltagsleben in London. Ein Skizzenbuch von Julius Rodenberg. Berlin, Verlag von J. Springer.

In diesem neuesten Werke hat Rodenberg's liebenswürdiges Talent für gefällige Darstellungsform sich mit dem sichern Blicke des Beobachters nationaler Eigenthümlichkeiten verbunden, um dem Leser in kurz gefaßten, leicht und rasch sich entrollenden Skizzen ein wirklich vortrefflich gelungenes Bild des Londoner Lebens vorzuhalten. Man fühlt, daß der Verfasser alles was er beschreibt selbst durchlebte und mit empfänglicher Seele den Eindrücken sich hingegeben hat; darum fesselt seine Darstellungsweise so sehr. Das Buch bietet in der unterhaltenden Form wirklich werthvolle Mittheilungen und muß eben so sehr von den trocknen Compendien gelehrter Reisender wie von den oberflächlichen Erzählungen gewöhnlicher Touristen unterschieden werden: ein gemüthvoller Sinn und poetische Verklärung zeichnen es vorzugsweise aus.



Theorie und Praxis der Industrie

und die Geschichte der Erfindungen.

Von F. Knapp.

Wie im gewöhnlichen Leben überhaupt, so noch weit mehr in der Sphäre der Gewerbe und der Industrie, ist man gewohnt, die Praxis und die Theorie schlechthin als Gegensätze zu behandeln. Es besteht eine alte Eifersucht, eine alte aber noch immer nicht geschlichtete Fehde — um den Ausdruck des Bergmanns zu gebrauchen — zwischen denen von der Feder (die es verstehen aber nicht machen können) und denen vom Leder (die es machen können aber nicht verstehen) — einer dritten Classe zu geschweigen, der Dunkelmänner der Acten (die nichts verstehen und noch weniger machen können). Zwar sind jene beiden Parteien über das Ziel und den obersten Grundsatz in allen gewerblichen Fragen ziemlich übereinstimmender Ansicht und erkennen als Hauptaufgabe bei der Erreichung eines gegebenen Zwecks höchste Leistung bei geringstem Aufwand von Kraft, aber im Punkt der einzuschlagenden Wege gehen die Ansichten um so weiter aus einander. — Auf dem einen Extrem stehen diejenigen, welche die Erfahrung als Stichwort brauchen und als allein zulässige Richtschnur anerkennen, — welche meinen, die Theorie sei allein für die Schule, sie strebe, sich unberufen in die Praxis einzumischen, — welche glauben, daß in der Praxis die Dinge nach ganz andern Regeln vor sich gehen, als die Theorie angibt, — die alle Theorie für gelehrt, und weil gelehrt, für verkehrt halten. Auf dem andern Extrem stehen die Theoretiker des Compendiums, welche glauben, daß in der Theorie schon alles fertig und vorgezeichnet liege, daß man nur den betreffenden Lehrsatz aufzusuchen brauche, worauf sich dann die Ausführung von selbst verstehe, — welche die Praxis für nichts weiter als die geistlose Empirie halten, für die der Dümmste gut genug sei. Nicht viele stehen grade auf diesem extremen Standpunkte, aber wenige in der Industrie sind frei von den Vorurtheilen der einen und der andern Seite.

Jene Gegensätze, jene sich ausschließende Tendenz der Theorie und der Praxis sind zwar der ganzen Welt gemein, aber in keinem andern Lande stehen sie so schroff einander gegenüber, als in Deutschland, obwohl man eine bedeutende Besserung in den letzten 10 oder 20 Jahren anerkennen muß. Unser größeres Vaterland hat in seiner Entwicklung, wie mit der politischen Zersplitterung, so mit einer ungemein ungleichen Vertheilung der wissenschaftlichen Bildung zu kämpfen. Ein britischer Beurtheiler — und zwar kein parteiischer, denn er gesteht uns Deutschen mehr wissenschaftliche Leistung zu, als allen übrigen gesitteten Völkern zusammengenommen, — contrastirt Deutschland mit Amerika: in Deutschland finde sich die größte Zahl eminenter Capacitäten der Wissenschaft, aber eine dumpfe Unwissenheit der untern Schichten der Bevölkerung; Amerika mustere eine kaum nennenswerthe Zahl hervorragender Gelehrten,

aber doch eine in den untern Schichten weit aufgeklärtere Bevölkerung. Wenn dieser Ausspruch auch nicht mehr ganz vollgiltig ist, besonders den Erfolgen der populären Behandlung der Wissenschaft gegenüber, so ruht er doch im Ganzen unleugbar auf Wahrheit. Eine tiefe Kluft scheidet in Deutschland in der That die Classe der wissenschaftlich Gebildeten von den Massen, für die die Wissenschaft nicht da ist, oder doch erst seit unlanger Zeit für gut gefunden hat da zu sein. Jene vertreten im Gebiete der Industrie die Seite der Theorie, diese die Praxis, und eine Beleuchtung der Ansichten über das Verhältniß von Theorie und Praxis bietet mehrfach Interesse.

Unter den Einwänden, die von Seiten der Praxis gegen die Theorie erhoben werden, ist keiner von so tiefer Bedeutung als der, der sich auf die Geschichte stützt. Viele und wichtige, zum Theil epochemachende Gewerbe und Industriezweige, hat man gesagt, sind älter als Theorie. Das ist unleugbar. Einige Beispiele werden am besten zur Orientirung dieser Frage dienen.

Die ältesten Gewerbe sind aus der Haushaltung hervorgegangen, so die Brotbereitung.

Ursprünglich zerkleinerte man das Getreide — und zwar nachdem es vorher geröstet war, um es mürber zu machen, — in steinernen Mörsern und verwandelte das Mehl durch Backen in brotartige Kuchen. Als man anfing, ungeröstetes Mehl, welches sich für die Gährung des Brotteigs besser eignet, vorzuziehen, mußte man vom Stoßen zum Zerreiben des zähen Getreidekorns übergehen. Daher wurden die Mörser allmälig größer, schwerer, mit rauhen Flächen versehen und maschinenartig durch die damals einzige Betriebskraft durch Sclaven am Göpel betrieben. Schon lange vor unserer Zeitrechnung war die Kunst, Brot aus Getreide zu machen, aus der Haushaltung an ein besonderes Gewerbe übergegangen. Die Angehörigen dieses Gewerbes hießen im classischen Alterthum nicht Müller und nicht Bäcker, obwohl sie beides zugleich waren, sondern von der Entstehung der Mühlen aus den Mörsern her „Stößer" (pistor), daher „Pfister."*) In der zu Pompeji ausgegrabenen Werkstätte eines pistor steht im Hintergrund ein Backofen, in welchem jeder moderne Bäcker fortfahren könnte zu backen; im Vordergrund die Mühle. Von der Mörserform ist keine Spur mehr übrig: der unbewegliche oder Bodenstein hat die Form eines abgestumpften Kegels, einer Spitzsäule (meta) der Läufer die eines umhüllenden Hohlkegels (catillus); das Ganze war nach Art unserer Kaffeemühlen, nur daß bei diesen nicht der äußere Hohl-, sondern der innere massive Kegel beweglich ist. — Die Trennung der Bäckerei von der Müllerei vollzog sich erst mit Einführung des Wassers als Betriebskraft, aber auch diese ist von altem Datum. In der Zeit des Augustus kamen Wassermühlen nach Rom (Vitruv) von Asien her, 121 v. Chr., wo sie schon zu Mithridat's Zeit bekannt waren. Schiffmühlen erbaute Belisar, als er in Rom belagert war, 536 n. Chr.

Aehnlich wie mit dem Brot verhält es sich mit der Seife. Zwar den Autoren des alten Testaments war die Seife nicht bekannt, wie man nach der lutherischen Uebersetzung glauben könnte, denn die beiden als Seife übersetzten Wörter der Ursprache borith und nether sind dieselben Wörter, die noch heute als borax und na(i)trum fortleben, sie bedeuten Potasche und Soda. Ganz bestimmt war die Seife jedoch den Griechen und Römern bekannt, seit sie mit Galliern und Germanen in Berührung kamen, denn merkwürdig genug ging die Kenntniß dieses wichtigen Erzeugnisses von den Barbaren zu den Gesitteten, und schon damals waren die Gallier wie die heutigen Franzosen die ersten Parfumeure der Welt. Wie Plinius in der Naturgeschichte berichtet, machten jene Völker die Seife von Fett und Asche; die beste die Deutschen aus Hammeltalg und Buchenasche. Auch gab es bei ihnen bereits eine feste und eine flüssige Seife. —

Auch die Kenntniß des Biers (wenigstens aus Getreide ohne Destillation gewonnener geistiger Getränke) ist fast so alt wie die Geschichte und fast bei allen Völkern selbständig aufgekommen, so bei den alten Egyptern (Pelusium im Nildelta war berühmt durch seine Brauereien); so fand man bei den Peruanern ein Bier von Mais, Mungo Park bei den Völkern des innern Afrika ein Hirsebier, die Chinesen haben ein Reisbier. Bei den alten Germanen war nach Tacitus schon Gerste zu Bier gebräuchlich, ebenso bei den Belgen und Briten nach Strabo. Diese Biere, über deren Brauart nichts specielles bekannt ist, waren keinesfalls haltbar, denn die nach unsern Begriffen so sehr wesentliche Zuthat des Hopfens ist, wenn auch keines-

*) In Baiern üblich.

wegs neu, doch einer viel spätern Zeit angehörig. Zwar werden Humularien schon in einer Schenkungsurkunde Pipin's des Kleinen genannt, aber Hopfen kommt weder in den Gesetzen der alten Franken, noch in den Capitularien Karl's des Großen vor, worin doch Malz und Bier erwähnt wird, — der Hopfen war also doch im 8. Jahrhundert noch wenig verbreitet, und fand im 9. Jahrhundert erst allgemeinere Anwendung, noch später in Frankreich und den Niederlanden; in England wurde noch Anfang des 16. Jahrhunderts vorm Parlament gegen Hopfen petitionirt und Verbote durchgesetzt, worin dieses wichtige Ingredienz als nuisance gebrandmarkt ist.

Was von Brot, Bier, Seife gilt, gilt in ähnlicher Weise vom Weben, Spinnen, Gerben 2c.; aber auch viele weit weniger einfache und mit dem häuslichen Leben nicht so unmittelbar zusammenhängende Industriezweige gehören hierher.

So ist unter andern das Glasmachen eine uralte orientalische Kunst, aber zugleich eine der wenigen, die den Chinesen merkwürdigerweise nicht bekannt war, die doch schon mit der Porcellanfabrication völlig vertraut waren. Schon im alten Testament im Buch Hiob kommt das Glas vor, auch fanden sich Ueberreste von Glaswaaren in den Ruinen von Ninive. In Italien wurden Glaswaaren erst bekannt, nachdem Egypten eine römische Provinz geworden. Denn zu Alexandrien, sowie zu Sidon bestanden nach Plinius und Strabo bedeutende Glashütten, und in den Zeiten des ersteren (Plinius) hatte sich die Glasmacherkunst schon in Gallien und Spanien verbreitet. Egyptische Priester sollen dem Kaiser Hadrian geschliffene Pocale von farbigem Glas zum Geschenk gemacht haben.

Die orientalische Glasmacherkunst in ihrer hohen Ausbildung ging auf die im ganzen Mittelalter berühmte Hütte zu Venedig über, deren ausgezeichnete Glasarbeiten, reticulirte Gläser, Millefiori, Aventurin etc. erst mühsam von unserer modernen Technik wieder nacherfunden werden mußten. Im Jahr 1291 wurde diese Hütte aus der Stadt nach der Insel Murano verlegt, von der sie den Namen hat. — Gemalte Glasfenster in Kirchen kommen im 12., Fensterscheiben für Wohnhäuser langsam im 15. und 16. Jahrhundert auf. Mit Blei belegte Spiegel sind schon in Peeckhams (Joannes Pitanus), eines englischen Mönchs, perspectiva communis von 1279 ausführlich beschrieben; schon im 15. Jahrhundert handelte Nürnberg mit (Hohl-)Spiegeln, und selbst das Spiegelgießen ist schon 1688 von Abraham Thevart entdeckt.

Um die Geschichte der Erfindung des Schießpulvers zu verstehen, muß man sich erinnern, daß außerdem noch ähnliche Gemische von geringerer Explosibilität und Entzündlichkeit in der Feuerwerkerei als sogenannte Sätze zu Raketen benutzt werden. Die Kenntniß des Pulvers hat sich erst aus dem Gebrauch dieser Raketensätze entwickelt, der ihr lange vorausging. Nach den französischen Forschungen in diesem Gebiet kannten die Chinesen nicht Schießpulver, sondern zufolge der Arabern im 15. Jahrhundert mitgetheilten Vorschriften nur solche Sätze zu einer Art Raketen (flèches de Khatai). Die älteste europäische Schrift, die diesen Gegenstand berührt, ist ein einem gewissen, sonst unbekannten, Marcus Graecus zugeschriebenes Buch ad comburendos hostes, worin die Anfertigung des Satzes (mit doppelt so viel Kohle als das Pulver) gleich mit einer Anweisung zur Fertigung der Raketen und Hülsen gegeben ist. Auch Albert von Bollstädt (A. magnus 1193—1280) spricht in den mirabilibus mundi nur von Raketensätzen. Erst der Franciscaner Roger Baco von Oxford (1193—1280) beschreibt eine mit heftigem Knall verbrennende Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle, aber als bloßes Experiment, ohne die geringste Hinweisung auf den Kriegsgebrauch. Dies geschieht unzweifelhaft und nach dem jetzigen Standpunkt unserer Kenntnisse am frühesten in einer durch Reinaud und Favé bekannt gewordenen arabischen Handschrift des 14. Jahrhunderts aus Petersburg, durch ein mit abgebildetes Geschütz; das Pulver dieser Handschrift ist kaum (nur um 1½ Procent Kohle) von dem preußischen Militärpulver verschieden. In der Kriegsgeschichte des Abendlandes kommt der Gebrauch der Kanonen zuerst im Anfang des 13. Jahrhunderts, so in Villany's Bericht über die Schlacht bei Cressy zwischen den Engländern und Franzosen 1346 vor.

Eine in Bezug auf ihre Entstehung noch merkwürdigere Industrie ist die Silbergewinnung im spanischen Amerika durch Amalgamation. — In Europa findet sich das Silber stets als ein Begleiter der Kupfer- und besonders Bleierze, so daß seine Abscheidung nur gelegentlich mit der Abscheidung dieser beiden Metalle vor sich geht, was bekanntlich durch Schmelzen geschieht. Die Kosten dieser

Abscheidung vertheilen sich daher auf einen hohen Gehalt an nutzbarem Metall. In den Erzen des spanischen Amerikas ist das Silber von keinem andern Metall der Art begleitet; man hätte 8—1600 Theile taube Bergart durch Schmelzung zu bewältigen, um einen Theil Silber zu gewinnen, abgesehen davon, daß so kleine Mengen Silber in den Schlacken verloren gehen. In der holzarmen Hochebene von Mexico war am wenigsten an eine so kostspielige Verschmelzung zu denken. Nach der Entdeckung der erzreichen Minen in jenem Land entstand daher die Frage, das Silber durch einen im Großen ausführbaren Proceß, aber ohne Feuer, auszubringen.

Die spanische Hüttenkunde des 16. Jahrhunderts löste diese Frage durch die Einsilberung auf nassem Wege. Schon lange vor dieser Zeit gab es eine Methode, das Gold aus den Erzen mittelst Quecksilber auszuziehen (eigentliche Amalgamation), welche wahrscheinlich dem Erfinder Bart. de Medina den ersten Anstoß gegeben hat; aber das Quecksilber löst nur gediegene Metalle auf, und während das Gold stets gediegen in den Erzen vorhanden ist, so ist das Silber im Gegentheil fast immer vererzt, mit Chlor und Schwefel verbunden. Die Amalgamation der Silbererze setzt also voraus, daß diesen neben dem Quecksilber noch andere Agentien zugesetzt werden, welche das Silber in den gediegenen Zustand zurückführbar machen. Durch irgend einen kühnen Griff traf man das richtige in der Wahl des Kochsalzes und Magistrals (gerösteten Kieses), auf eine schwer zu begreifende Weise; es existirte nämlich nirgends ein entfernt analoger Fall, der darauf hätte führen können, noch viel weniger eine Inspiration von der Chemie aus, denn man kann mit gutem Gewissen sagen, daß selbst die moderne Chemie auf diesen Proceß — dessen theoretische Erklärung sie zur Zeit nicht einmal völlig zum Abschluß gebracht hat, — niemals verfallen wäre. — Aehnliches geht noch unter den Augen der heutigen Wissenschaft vor, z. B. mit der Photographie, deren Manipulationen aus den Sätzen der Wissenschaft noch keine Erklärung finden, die noch ohne alle Theorie dasteht.

In dem hohen Alter, sowie in der Art der Entstehung der genannten und vieler ähnlicher Künste, liegt die tief bedeutende Thatsache, daß allerdings zahlreiche Erfindungen und Fortschritte — und dazu von sehr complicirter Natur — ohne alle Betheiligung der Wissenschaft zu Stande kommen, während doch die dabei in Frage kommenden Momente und Schwierigkeiten nur von der Wissenschaft aus begriffen und verstanden werden können.

Diese Thatsache zwingt uns zur Anerkennung, daß dem praktischen Leben eine ihm eigenthümliche schöpferische Kraft innewohnt, die es wie in anderer, so auch in der technischen Sphäre zu einer Werkstätte großer, culturgeschichtlicher Thaten befähigt; — eine schöpferische Kraft, die besonders bei den älteren Erfindungen oft so sehr über die productive Thätigkeit der Individuen hinausgeht, daß es oft richtiger ist, den Autor — wenn man einen nicht ganz nahe liegenden Vergleich zulassen will — etwa wie beim Volkslied in der Poesie — in einem ganzen Zeitalter oder ganzen Volksstamm, statt in einem Einzelnen zu suchen.

Solche Leistungen des praktischen Lebens, so wunderbar sie nach dieser Richtung auch sein mögen, haben indeß auch ihre Kehrseiten und ihre Schwächen. Auf dem Probirstein des obersten Grundsatzes „höchste Leistung mit geringstem Aufwand von Mitteln“ sind sie nirgends probehaltig.

Die Wassermühlen, wie sie Vitruv beschreibt, haben in den Händen der Mühlärzte — die sich zur heutigen maschinenbauenden Mechanik verhalten wie Musikanten zu Musikern — im Lauf von 18 Jahrhunderten nur einen erheblichen Fortschritt in der Erfindung der Beutel gemacht. Die moderne Mechanik ist in wenig Jahren dahin gelangt, Mühlen zu construiren, die bei einem sehr verminderten Verbrauch von Kraft die Oberfläche der Körner vor dem Mahlen absolut von Staub reinigen, — durch zweckmäßige Abkühlung ein weit haltbareres Mehl und zwar gegen 20 Procent von den feinen Sorten mehr liefern, während der Verlust durch Verstäuben um 8 Procent verringert ist. —

Das Glas der egyptischen Alterthümer war schmutzig grün wie die heutigen Weinflaschen und zu Hiob's Zeiten so theuer wie Gold. Erst durch wissenschaftliche Hilfsmittel ist es gelungen, das Glas farblos von der Reinheit des Krystalls und durch Wohlfeilheit zu einem Gegenstand des täglichen Verbrauchs und wichtigen Beförderungsmittel der Naturwissenschaft zu machen.

Die Jahrtausende alte Praxis des Ackerbaues hat noch nicht die geringste Kenntniß

von dem Verhältniß der Pflanzen zum Boden gefördert, und erst in unsern Tagen hat die landwirthschaftliche Praxis von der Theorie erfahren, was für die Pflanzen Nahrung und was bloßes Vehikel der Nahrung, d. h. was bei der Ernährung der Pflanzen die Suppe und was der Löffel ist.

Auch kommt die empirische Praxis oft über Schwierigkeiten, von denen sie keine Ahnung hat, wie ein Nachtwandler hinweg, wie dies ein Vorfall aus dem französischen Kaiserthum ältern Stils zu zeigen sehr geeignet ist. — Ein bekanntes musikalisches Instrument, die Becken und Cymbeln waren früher ein Importartikel von China, der in Europa nicht gemacht werden konnte. Während der Continentalsperre stieg der Preis derselben von 40 und 60 Francs auf 600 Francs. Dieses Bedürfniß seiner Regimentsmusiker deckte der Kaiser Napoleon, indem er einem der ausgezeichnetsten Techniker, Darcet, den Befehl gab, die chinesische Kunst nachzuerfinden. Die chemische Analyse von 21 verschiedenen Proben ergab das Metall als eine Legirung von 4 Theilen Kupfer und 1 Theil Zinn, d. h. als die einfachste typische Mischung des Glockenmetalls. Man ging von der Analyse zur Synthese und bereitete dieses Glockenmetall genau nach jenem Verhältniß. Aber eine nach einem Muster der großen Oper daraus gegossene Cymbel zeigte sich zum Schrecken Darcet's bei der ersten Probe gänzlich unbrauchbar und in dem Grad spröde, daß sie in tausend Stücke zersprang. Aeußerlich war kein Unterschied zu bemerken, auch bestätigte eine Gegenanalyse die Richtigkeit der Mischung.

Der Empiriker wäre hier am Ende seines Thuns gewesen, der rationelle Techniker war am Beginn. Die Beobachtung, daß sein Metall etwas weniger dicht war, als das chinesische, gab Darcet einen Wink ab, den Unterschied in der Manipulation zu suchen. Nach analogen Fällen sich umsehend, erinnerte er sich, daß man in der Revolution von Glockenmetall Solsstücke geprägt habe, was voraussetzt, daß man dem Metall vorher irgendwie seine Sprödigkeit zu entziehen gewußt habe. Aber die Vernehmung der noch lebenden Arbeiter gab das bestimmte Resultat, daß man auf die Härte des Metalls überhaupt gar nicht reflectirt habe, und daß sich dieses geduldig und ohne weiteres Zuthun habe Walzen, Durchschlagen und Prägen lassen; es müßte der reine Zufall die unerläßliche Bedingung der Erweichung des spröden Glockenmetalls bewerkstelligt haben. Um in dieser spannenden Lage Licht zu erhalten, ließ Darcet die ganze Reihe von Operationen beim Münzen der Solsstücke wiederholen und es zeigte sich, daß das Metall vor dem Blanksieden der Legirung noch hart, aber nach dem Blanksieden, d. h. Ablöschen in verdünnter Schwefelsäure bereits weich war. Diese Thatsache blieb dieselbe, als man statt verdünnter Schwefelsäure bloßes Wasser nahm. Es ergab sich mit andern Worten, daß das Glockenmetall die umgekehrte Eigenschaft des Stahls besitzt, nämlich beim Ablöschen in Wasser zu erweichen statt zu erhärten — und der Weg war gefunden, den Cymbeln das Uebermaß von Sprödigkeit zu benehmen.

In Bezug auf das Verhältniß zwischen Theorie und Praxis ist außerdem hervorzuheben, daß die Theorie in der Industrie so jung wie die Praxis alt ist, daß jene so viele Jahrzehnte wie diese Jahrtausende arbeitet. Und doch sind in dieser kurzen Zeit aus dem unmittelbaren Impuls der Wissenschaft die wichtigsten Erfindungen, die Galvanoplastik, die Stearinfabrication, der Rübenzucker, die Fabrication von künstlichen Düngern, von Wasserglas, Ultramarin, der Luftballon, Holzgas und andere direct aus der Theorie hervorgegangen, — ja Erfindungen wie die Dampfmaschine und der elektrische Telegraph, die an culturgeschichtlicher Bedeutung nicht hinter Buchdruckerkunst und Schießpulver zurückstehen.

Noch sind einige Einwände von geringerm Belang zu berühren, welche häufig von der Praxis gegen die Theorie geltend gemacht werden. Man hat erhoben, daß Industriezweige der Ansicht der Theorie entgegen, und trotz dieser entstanden seien. Man erinnert sich dabei an die Gutachten Arago's über die Eisenbahnen. Auch andere Fälle liegen vor.

So war die Gasbeleuchtung z. B. in den Händen des Ingenieurs Murdoch und des berühmten James Watt in Sohofoundry bei Birmingham schon so weit ausgebildet und gereift, daß sie in Begriff stand, aus dem Stadium der Beleuchtung einzelner Gebäude in das Stadium der Beleuchtung ganzer Städte überzugehen, — als Sir Humphry Davy, darüber zu Rath gezogen, ausrief, ob man denn gar den Dom von St. Paul zum Gasometer machen wollte, und Webster in seinen Elements of Chemistry schrieb:

„Es ist zwar wahr, daß man dem Gas mit Kalk viel von seinem Geruch nehmen kann, sowie daß die Nebenproducte-Coak und Theer einen gewissen Werth besitzen, aber die meisten wissenschaftlich gebildeten Männer sind dennoch dahin einig, daß die Beleuchtung mit Gas eine Spielerei ohne Nutzen ist, weder für das Publicum noch für die Unternehmer." — Wenn solche Fälle etwas beweisen, so ist es nur das — nicht daß die Wissenschaft oder die Theorie, sondern daß die Gelehrten zuweilen irren.

Man findet hier und da, daß Theoretiker und theoretisch Gebildete nach dem Eintritt in die Praxis an der Wissenschaft und ihrem Werth irre werden, ja zur Ueberzeugung kommen, mit der Theorie sei nichts anzufangen, man müsse in der Praxis einen ganz andern Menschen anziehen rc.

Diese Enttäuschung beruht darin, daß solche Leute in den Schwierigkeiten und in den Wechselfällen der Praxis das eine oder andere Mal von ihren positiven Kenntnissen im Stich gelassen werden — in der That kann die Lehrcanzel nicht jeden möglichen Fall im Voraus beantworten — daß sie den Werth der Wissenschaft einseitig nur in den theoretischen Kenntnissen, nicht in dem eigentlichen Schlüssel Salomonis für die Verwicklungen des praktischen Lebens, in der wissenschaftlichen Methode gesucht haben.

Die Betrachtungen über das Verhältniß der Theorie und Praxis und deren Wesen führen in ihrer Gesammtheit zu dem Schluß:

Es gibt zweierlei Quellen der Wahrheit und Erkenntniß: das praktische Leben in seiner schöpferischen Kraft und die Wissenschaft; — beide sind nicht als Gegensätze, sondern als Ergänzungen zu einander zu fassen.

Der Beruf des Gelehrten kann daher nur der sein, die Wahrheiten aus beiden Quellen zu schöpfen und auf einander zurückzuführen. Die Wissenschaft soll mehr thun als passiv sich vom praktischen Leben ausbeuten zu lassen, sie soll ihre Stollen und Schächte in die Erzgänge des Lebens treiben. Das praktische Leben soll den Werth der Theorie nach Kenntnissen und Methode erfassen und sich aneignen zu gegenseitiger fruchtbarer Durchdringung. Darum sind auch grade diejenigen Zweige der Praxis vor allen hochstehend, in welchen sich diese Durchdringung am nachdrücklichsten vollzogen hat, die chemische Fabrication, der Maschinenbau, das Eisenbahnwesen und andere.

Die Phosphorsäure im Bier.

Von

Fr. Varrentrapp.

Erscheinungen wie die allgemeine Verbreitung des Biergenusses in allen Ländern während der letzten zwanzig Jahre haben tiefere Gründe als den bloßen Wohlgeschmack. Die sorgfältige Untersuchung anderer Getränke hat gezeigt, daß die Menschen es verstanden haben, mit einem merkwürdigen Instincte die wenigen Pflanzen, welche dem Kaffee ähnliche wirksame Bestandtheile enthalten, aufzufinden. Wie bekannt, ist der wirksamste Bestandtheil des Kaffees, das sogenannte Kaffeïn, auch in dem Thee enthalten. Der Cacao enthält Theobromin, der dem Kaffeïn ähnlichste Stoff, den wir kennen. Der brasilianische Cacao oder Guaruna enthält Kaffeïn, eben so wie der Maté oder Paraguaythee.

Man hat auf einer Seite dem Bier vorgeworfen, es sei so schädlich wie ein Gemisch aus Opium und Branntwein, während andere mit Grund behaupten, daß gutes Bier so wenig plastische und Respirationsnahrungsmittel enthalte, daß man in einem kleinen Weißbrote mehr davon genieße, als in einigen Maßen Bier.

Dennoch wird im Ernste Niemand behaupten wollen, daß man bei Leuten, welche täglich einige Maß Bier genießen, nicht den Einfluß dieses Genusses bemerke.

Nun enthält aber das Bier eine beträchtliche Menge an phosphorsaurem Salz. Ohne phosphorsaures Salz findet keine Blutbildung, keine Fleisch- und Knochenablagerung Statt, und nur wo diese Processe in einem thierischen Körper gut entwickelt sind, kann ohne Beeinträchtigung der Gesundheit eine bedeutende Fettablagerung stattfinden.

Das Zunehmen des Biertrinkens möchte aber seine Erklärung darin finden, daß der Genuß von Weißbrot täglich allgemeiner geworden ist und wird. So reichlich nun auch die Natur den Weizen, aus dem wir das Weißbrot bereiten, mit phosphorsauren Salzen versehen hat, so geflissentlich halten unsere Bäcker so viel als möglich von diesem werthvollen Bestandtheile in dem Nachmehl und den Kleien zurück, und entziehen es unserm Weißbrote, weil sie sonst kein weißes Brot zu erzielen verstehen. Möglich, daß Mège-Mourries' neueste Vorschriften zur

Weißbrotbereitung allmälig eine Besserung herbeiführen.

Die größte Masse der im Weizenkorn enthaltenen Phosphorsäure ist nämlich in dem kleinen Keime und unmittelbar unter der äußern Hülle, dem Pericarpium, abgelagert. Da nun beide, wenn sie dem Mehle beigemengt sind und die Gährung des Brotes auf die gewöhnliche Weise geleitet wird, die Bildung einer braunen Substanz veranlassen, welche die weiße Farbe des Brotes beeinträchtigt, so wird der Müller veranlaßt, das Mahlen so zu bewerkstelligen, daß aus dem besten, d. h. dem Mehle, welches für das weiße Brot bestimmt ist, jene Substanzen und somit die Phosphorsäure so viel als möglich herausbleiben.

Menschen, die schwere Arbeit zu leisten haben, bedürfen den meisten Ersatz an allen plastischen Nahrungsmitteln. Dieselben sind am ehesten eifrige Biertrinker geworden. Und doch können dieselben auch bei Weißbrot gewiß noch am besten die Phosphorsäure des Bieres entbehren, weil sie meistens viel Fleisch genießen. Aber namentlich die weibliche Bevölkerung, und zwar auch die der wohlhabenderen Classen hat sich an vielen Orten mit Liebhaberei einem mäßigen Biergenusse entschieden freundlich gezeigt. Wenn diese weniger Muskelersatz bedarf, so pflegt sie eben auch wenig Fleisch zu genießen.

Die Bleichsucht hat in einer auffallenden Weise unter dieser Classe der Bevölkerung zugenommen. Die Aerzte bedürfen Massen von Eisen, welche z. B. in Amerika so groß sind, daß man dasselbe in Retorten von der Größe wie unsere Leuchtgasretorten zubereitet. Es entsteht die Frage, ob das Eisen als solches (seine günstige Wirkung soll nicht geleugnet werden) wirkt, oder ob es die Phosphorsäure, welche wir in unsern Nahrungsmitteln dem Körper zuführen, bindet und in dem Körper zurückhält.

Man hat schon öfter empfohlen, den Nahrungsmitteln gradezu Knochenmehl, phosphorsauren Kalk in Pulverform, zuzusetzen, und will theilweise günstige Erfolge sowohl in Bezug auf Ernährung wie auf Heilung böser Geschwüre, sogar von Phthysis erzielt haben.

Die beste Form, in der man den phosphorsauren Kalk der Nahrung zusetzen könnte, möchte wohl die sein, wenn man gebrannte Knochen in möglichst wenig Salzsäure warm auflöst und die erkaltete Lösung mit viel kaltem Wasser verdünnt, mit verdünnter Auflösung von krystallisirter Soda so lange versetzt, bis diese keinen Niederschlag hervorbringt, ohne einen beträchtlichen Ueberschuß derselben zu verwenden. Man hat dann nur die Knochensubstanz in sehr feinvertheiltem, fast gallertartigem Zustande und etwas Kochsalz aufgelöst in der Flüssigkeit. Will man letzteres entfernen, so gelingt dies leicht durch Auswaschen des Niederschlages mit kaltem Wasser. Aber man darf denselben weder trocken werden lassen, noch selbst sehr lange unter Wasser aufbewahren, weil er sonst körnig wird und viel von seiner leichten Löslichkeit in Säuren und seiner Assimilirbarkeit verliert. Getrocknet möchte dieser Niederschlag kaum wirksamer als Knochenpulver sein, und ob dies in nennenswerther Menge von dem Körper assimilirt wird, ist sehr fraglich.

Man hat schwächlichen Kindern gefällten phosphorsauren Kalk zur Milch zugesetzt und will überraschende Resultate erhalten haben. Die Engländer führen jährlich tausend und abertausende von Centnern Knochen und Knochenkohle namentlich aus unsern zuckerfabricirenden Gegenden auf ihre Felder. Sie bauen die größten Rüben, sie erhalten die reichsten Ernten; seit wenigen Jahren hat man hier dieselbe Erfahrung gemacht und verwendet auf den wenigen Gütern bereits 20,000 und mehr Centner phosphorsauren Kalk. Die Engländer düngen aber auch ihre Wiesen damit. Die Aschenanalysen von englischem und deutschem Heu und Rüben geben keinen Aufschluß, ob in der That die englischen Futterstoffe reicher an phosphorsaurem Kalke sind als die deutschen. Die Analysen, welche zu Gebote stehen, sind aber auch nicht in der Absicht angestellt, dies aufzuklären, un die Bestimmung der Phosphorsäure pflegt die am mindesten zuverlässige zu sein. — Wir ziehen in Deutschland nicht leicht Rindvieh von der Schwere des englischen, auch wenn wir die Eltern von dort beziehen. Fohlen in Deutschland von ausgezeichneten englischen Hengsten mit vorzüglichen englischen Stuten gezüchtet, erreichen selten die Knochenfülle der Eltern. Sollten wir ihnen nicht phosphorsäurereicheres Futter bieten müssen, sollten wir nicht aufhören, den Engländern unsere todten Knochen zu Spottpreisen zu verkaufen und Summen Geldes ihnen zuzutragen, wenn wir ein Pferd mit gesunden lebenden Knochen besitzen wollen?



Ceylon.

Von Paul von Rosenhahn.

Unter dem Titel: „Ceylon, ein physischer, geschichtlicher und topographischer Bericht von der Insel, mit Bemerkungen über ihre Naturgeschichte, Alterthümer und Producte" (London 1859) hat der frühere Gouverneur von Ceylon, Sir James Emerson Tennent, ein ausgezeichnetes und sehr umfassendes Werk herausgegeben, welches sich des allgemeinsten Beifalles der englischen Kritik zu erfreuen gehabt hat. Es gibt keine Insel in der Welt, sagt dieser Autor, England selbst nicht ausgenommen, welche die Aufmerksamkeit der Schriftsteller in den verschiedensten Zeiten und Ländern in solchem Grade gefesselt hat, wie Ceylon; es gibt kein Volk in alter und neuer Zeit, welches eine Sprache und Literatur besitzt, dessen Schriftsteller dieses Thema nicht zu Zeiten behandelt haben. Die Natur, die Religion, die Alterthümer und Producte Ceylons sind sowohl von den Griechen des classischen Alterthums, als von denen des Kaiserreichs, von den Römern, von den Chinesen, Burmesen, Indiern, von den arabischen und persischen Geographen, von den italienischen und französischen Reisenden im Mittelalter, von den portugiesischen und spanischen Annalisten, von den abenteuernden holländischen Kaufleuten, und endlich von den Reisenden und Topographen Großbritanniens beschrieben worden. Trotz dieser Menge von Nachrichten aber liegt noch viel Dunkel über den Verhältnissen Ceylons, und über den gegenwärtigen Zustand und die Fortschritte des Landes gab es gradezu fast gar keine Notizen. Dies rührt zum Theil von dem Umstande her, daß die Berichte der Portugiesen und Holländer seit langer Zeit aus den Archiven der Colonie verschwunden sind; daß diese verloren gegangen, ist um so sonderbarer, weil man ihnen früherhin eine so große Wichtigkeit beigelegt hat. Als die Holländer im siebzehnten Jahrhundert Ceylon eroberten, belegten sie die officiellen Documente der Portugiesen mit Beschlag, und es gibt noch eine Denkschrift, worin der Gouverneur Van Goens, als er im Jahre 1663 seinem Nachfolger das Commando übertrug, das Studium dieser wichtigen Documente ihm anempfiehlt und die sorgfältigste Aufbewahrung derselben ihm zur Pflicht macht. Ebenso waren auch die Engländer eifrig darauf bedacht, diese Papiere zusammen mit denen der Holländer selbst bei der Einnahme von Colombo im Jahre 1796 zu erhalten, und sie wurden ihnen auch wirklich vermöge eines besondern Artikels in der Capitulation überliefert. Trotzdem sind sie verloren gegangen; von den portugiesischen Papieren ist keine Spur mehr da, und das Wenige, was noch von den holländischen Documenten übrig geblieben ist, ist durch die Zeit und das Zerstörungswerk der weißen Ameisen ganz unlesbar geworden. Es gibt jedoch Doubletten von den holländischen Documenten in Amsterdam, und eine Sammlung portugiesischer Depeschen im British Museum in London, welche wenigstens einigen Ersatz für die verloren gegangenen Original-Documente liefern. Außerdem besitzen wir Werke von holländischen, portugiesischen und englischen Historikern, besonders

von Valentyn, de Barros, Knox, Percival, Bertolacci, Philalethes u. s. w.; trotzdem aber hat sich Sir Emerson hauptsächlich an eigene Untersuchungen und orientalisches und europäisches Quellenstudium halten müssen; auch hat er für gewisse Theile seines Werkes, welche ihm selbst ferner standen, andere Kräfte benutzt; so haben ihm denn bei dem Capitel über das Klima einige Aerzte hilfreiche Hand geleistet; Sir Roderick Murchison hat die Geologie, und Dr. Hooker die Botanik superintendirt; ja der Verfasser hat sogar einen chinesischen Literaten, Wang Tao Chung, benutzt, um durch ihn Auszüge aus den chinesischen Schriftstellern zwischen dem fünften und fünfzehnten Jahrhundert zu erhalten, woraus sich ergeben hat, daß die Chinesen in jener Zeit nicht nur aufmerksam in Ceylon umhergereist sind, sondern auch die Resultate ihrer Studien in guten Schriften bekannt gemacht haben. Mit dem preiswürdigsten Fleiß und Eifer hat nun Sir Emerson aus allem Diesen eine außerordentliche Masse von Material zusammengebracht, und alle Lücken durch eigene sorgfältige und ausgedehnte Beobachtungen so ergänzt, daß es ihm gelungen ist, die Geschichte und Naturgeschichte von Ceylon in einem Panorama vor uns auszubreiten, welches an Größe der Dimensionen und an Reichthum des Details im Verhältniß zu der Größe und Anziehungskraft des Gegenstandes steht.

In diesem Werke ist so viel Neues enthalten, daß man einen ganz frischen Eindruck von einem Lande bekommt, wofür Reisende von Osten und Westen doch von jeher ihre Bewunderung ausgesprochen haben. Ceylon ist eine herrliche und gesuchte Besitzung. Die Brahminen nannten es Lanka, d. h. das glänzende, und priesen es in ihren träumerischen Rhapsodieen als das Land des Geheimnißvollen und Erhabenen; die buddhistischen Dichter bezeichneten es als Perle auf der Stirn Indiens; die Chinesen kannten es als die Insel der Juwelen; die Griechen als das Land der Hyacinthen und Rubine; und die Mohamedaner wiesen es den ausgestoßenen Eltern des Menschengeschlechts als ein neues Elysium an, um sie für den Verlust des Paradieses zu trösten. Die alten europäischen Schifffahrer verbreiteten die Fabel, daß der Wind von Ceylon her weit über's Meer die herrlichsten Düfte trüge, und Sir Emerson fügt sein eigenes Zeugniß hinzu, daß, von welcher Weltgegend man sich auch der Insel nähern mag, Ceylon einen so anmuthigen und zugleich erhabenen Anblick gewährt, wie vielleicht kein anderes Land in der Welt.

Der Kern der Gebirgsmassen besteht aus Gneiß, Granit und andern krystallinischen Felsen, welche durch die Umwälzungen der Erde so zerrissen und zerstreut sind, daß sie sehr malerische Formen zeigen. Die Laubwälder sind durch die endlose Mannigfaltigkeit und die lebhaftesten Farbencontraste bemerkenswerth; auch finden sich viele Pflanzen und Thiere auf Ceylon vor, welche auf dem indischen Festlande nicht einheimisch sind. Etwa vier Fünftheile der Insel bestehen aus wellenförmigen Ebenen, die durch Ausläufer von den Gebirgen variirt werden, wogegen das übrig bleibende Fünftheil vollkommen gebirgig ist. Von der Flora ist besonders die Kaffeestaude zu erwähnen, welche am besten in den Wäldern der Gebirgszone gedeiht, während das Graslaud auf den Hügeln nicht dafür geeignet ist. Zu den schönsten Partien des Landes gehören die Felder und Einschnitte, worin Reis wächst, in der Gebirgszone. Nahe an der Küste ist der Boden leicht und sandig; in den großen Mittellanddistricten von Neurakalawa und Wanny findet sich mitten im Walde eine Art von Pflanzenschimmel, worin früherhin unter Beihilfe der außerordentlichen künstlichen Bewässerungswerke, welche noch jetzt eines der Wunder dieser Insel darstellen, viel Reis wuchs. Viele dieser Wasserbehälter, welche man Tanks nennt, bedecken einen Flächeninhalt von fünf bis zehn Meilen; das System ist jetzt ganz vernachlässigt, das Wasser, welches eine ganze Provinz fruchtbar machen könnte, verliert sich im Sande, und hunderte von Quadratmeilen, welche Nahrung für alle Einwohner von Ceylon liefern könnten, sind der Einsamkeit und Fieberluft Preis gegeben, während Reis zur Unterhaltung der nicht ackerbauenden Bevölkerung jährlich von der gegenüberliegenden indischen Küste importirt wird.

Im Jahre 1847, wo Viscount Torrington Gouverneur von Ceylon war, entdeckte man, daß Zinn in der Alluvialschicht am Bergesgrunde vorkommt, aber nicht in solchen Quantitäten, daß man es mit Vortheil graben kann; kleine Mengen von Nickel und Kobalt, und auch Wolfram, welches man zur Färbung von Porcellan benutzen kann, finden sich vor, zusammen mit dem seltenen und kostbaren Tellurium, welches man sonst bloß noch in Siebenbürgen und im Ural nachgewiesen hat. Mangan ist

in großer Menge vorhanden, ebenso auch schönes Eisenerz; das letztere schmilzt leicht und gleicht in reducirtem Zustande dem Silber; verwandelt man es in Stahl, so schneidet es wie Diamant. Es gibt hier auch reiche Adern von Bleigätte, Molybden und Salpeter. Das Hauptinteresse jedoch, welches sich an die Berge und Felsen der Insel knüpft, ist, daß sie unerschöpfliche Gruben von Edelsteinen enthalten. Schon die Alten feierten die Edelsteine und Perlen von Taprobane; die Juwelen von Serendis werden in tausend und einer Nacht gepriesen; auch die Reisenden im Mittelalter erzählten bei ihrer Rückkehr nach Europa von den Saphiren, Topasen, Amethysten, Granaten und andern köstlichen Steinen Ceylons; Marco Polo spricht von einem Rubin, der dem Könige von Ceylon gehörte, eine Spanne lang war, keinen Riß hatte und über alle Beschreibung glänzte. Die Ausdehnung, in welcher man noch jetzt Edelsteine auf der Insel findet, erklärt diese frühen Ueberlieferungen hinlänglich; die Betten der von der Bergkette nach Süden fließenden Flüsse sind so reich an kleinen Stücken von Rubinen, Sapphiren und Granaten, daß der Sand daraus an manchen Orten von den Steinschneidern benutzt wird, um reichere Steine zu poliren und um die Elephantenzähne eben zu schleifen. Noch vor Kurzem brachte der Koch eines Regierungsbeamten in Galle diesem einen Rubin, den er in dem Kropf eines Huhnes aufgefunden hatte, und der so groß war wie eine kleine Erbse. Die Edelsteinsucher haben sich neuerdings sehr angestrengt; vernachlässigte Districte sind erforscht, neue Felder eröffnet, und auch Steine von ungewöhnlicher Größe und Werth aufgefunden. Die Eingeborenen suchen nach solchen Steinen besonders in den neuern Kiesschichten. Die Meisten, welche sich dieser unsichern Beschäftigung hingeben, sind Singhalesen, welche in der Zeit zwischen December und März, wo das Wasser niedrig ist, nach Juwelen suchen; doch machen sie ihre Arbeiten ziemlich unsystematisch; sie suchen immer nur in den Flußbetten, aber nicht in den Felsen, wo doch die Edelsteine ursprünglich entstehen. In Hina Pohura fand Dr. Gyrox eine Schicht von grauem Granit, welche zahllose Rubine von 1/10 bis 1/4 Zoll Durchmesser enthielt, von schöner Rosenfarbe, aber zersplittert und in Pulver zusammen fallend; dies war kein isolirtes Steinbett, sondern eine regelmäßige Schicht, welche wahrscheinlich dieselbe Tiefe und Weite hatte, wie die andern Granitformationen; er glaubt, daß solche Schichten sich über die ganze Insel erstrecken, und daß die schönsten Rubinen sich darin unzersetzt und vollständig erhalten vorfinden; und er fügt hinzu, daß man sie erhalten könnte, wenn man eine regelmäßige Mine in den Felsen grübe, wie die Rubinenmine in Baktrien, welche Sir Alexander Burnes beschrieben hat.

Sternrubinen, welche Plinius Asteria nennt, weil sie einen beweglichen sechsstrahligen Stern enthalten, findet man in Ratnapura und kann sie dort für kleine Summen haben. Die blaue Färbung, welche den Werth des reinen Rubins vermindert, dessen Farbe eigentlich der des Taubenblutes gleich sein soll, wird von den Singhalesen dadurch entfernt, daß sie den Stein mit gebranntem Kalk umgeben, und diese Masse einer sehr hohen Temperatur aussetzen. Es ist sonderbar, daß, obwohl der Sapphir, der kostbarste Stein der Insel, sich in größern Mengen vorfindet als der Rubin, derselbe noch nie in seinem ursprünglichen Bette aufgefunden ist. Außerdem gibt es hier Granaten, Amethysten und Mondsteine (Fraueneis), während die Diamanten, Smaragden, die bessern Opale, Turkise und Carneole gewöhnlich aus Indien herübergekommen sind, wenn sie sich im Besitz der Singhalesen befinden. Die Steinschneider in Ceylon sind meistentheils Mauren, verstehen ihr Handwerk aber so schlecht, daß die Steine gewöhnlich durch die Manipulationen dieser Leute an Werth verlieren. Sehr seltene Steine sind übrigens in Europa billiger als in Colombo; in London und Paris kommen nämlich aus allen Theilen der Welt verhältnißmäßig bedeutende Mengen solcher Juwelen zusammen, so daß sich daselbst ein Marktpreis bilden kann; in Ceylon aber, wo sie nur dann und wann vorkommen, richtet sich der P[illegible] meistentheils nach dem Rang und Reichthum des Käufers; die meisten Steine gehen von Ceylon an die Höfe der Rajahs und der eingebornen indischen Fürsten; übrigens beträgt der Gesammtwerth der Steine, welche in Ceylon aufgefunden werden, nicht mehr als 10,000 Pfund Sterling jährlich (66,000 Thaler).

Der obere Lauf der Flüsse in Ceylon geht durch die schönste Scenerie, die es vielleicht in der Welt gibt; und sie zeigen eine Aufeinanderfolge von Katarakten, Wasserfällen und Stromschnellen, wovon Sir Emerson mit Begeisterung spricht. Jedoch sind nur sehr wenige Flüsse auf längere Strecken schiffbar; auch Brücken finden sich nur selten hinüberge-

schlagen. Seen gibt es in Ceylon nicht, aber nahe an der Küste versiegen die Flüsse im Sande und verwandeln sich in seichte Lagunen, ohne direct in's Meer einzumünden. Das Klima bietet im Ganzen einen günstigen Contrast gegen das von Indien dar; es kommen



Eingang zum Buddhatempel in Dambul.

nicht so viele Orkane vor, die Winde sind nicht so wechselnd, und der Wechsel der Jahreszeiten geht so allmälig vor sich, daß man sich zuweilen danach sehnt, die Blätter fallen zu sehen, anstatt von ewigem Grün umgeben zu sein. In jeder Jahrszeit wird wenigstens in einem Theile der Insel gesäet und geerntet, und reife Früchte hängen an denselben Zweigen, welche mit sprossendem Grün bedeckt sind; da aber jede Pflanze ihre eigene Periode für Blüthe und Frucht hat, so besitzt jeder Monat eine ihm eigenartige Flora. Wenn es in Ceylon regnet, so erstaunen die Europäer über die sündfluthartigen Ueberschwemmungen; Schnee ist dagegen unbekannt und Hagel kommt nur äußerst selten vor; doch sieht man mitunter Wasserhosen und auch höchst eigenthümliche Erscheinungen, welche man „Anthelia" nennt, und die wahrscheinlich Veranlassung zu der Mythe von dem Nimbus um Buddha's Kopf gegeben haben. Ist das Licht nämlich intensiv und die Schatten verhältniß-

mäßig dunkel — also wenn die Sonne dem Horizonte nahe steht und der Schatten des Wanderers auf das thauige Gras fällt, gibt jedes Theilchen einen doppelten Reflex von seinen concaven und convexen Oberflächen; und betrachtet man seine eigene Gestalt, so sieht man darum einen strahlenden Hof, gleich als ob das Ganze mit glänzenden Diamanten umgeben wäre.

Besonders erscheint uns jedoch Ceylon als das Land der Naturwunder, wenn wir von seiner Flora und Fauna hören, welche in manchen Beziehungen weit reicher ist als die indische. Muskatnüsse und Mangosteens wachsen in ungeheuren Mengen; eben so häufig ist auch die Brechnuß (Nux vomica), woraus bekanntlich das Strychnin bereitet wird; aber der berühmte Upasbaum, welchen frühere Reisende hier gesehen haben wollten, existirt wenigstens jetzt auf der Insel nicht mehr. Am frappantesten sind wohl die Schmarotzerpflanzen, welche erstaunliche Dimensionen erreichen, dicker werden als die Taille eines Mannes, und über die höchsten Bäume des Waldes emporschießen. Vom Boden ausgehend umfassen sie die Stämme mit festen Umschlingungen, werfen dann ihre ungeheuren Ranken über die größern Aeste, steigen zum Gipfel empor und dann wieder in großen Festons zur Erde nieder; von hier aus springen sie auf andere Bäume über, steigen wieder auf und ab und verschlingen das Ganze mit so labyrinthisch durch einander verwebten Netzen, daß das Tauwerk eines Linienschiffes wie Kinderspiel dagegen erscheint. Allmälig sinken die so ihrer Lebenskraft beraubten Bäume unter ihrem eigenen Gewichte nieder, der gefallene Stamm verschwindet dann schnell ganz und die Kletterpflanzen wachsen nur noch weiter fort zu lebenden Irrgärten; all-



Der heilige Bobaum.

mälig umspannen die Ranken ganze Waldmassen, so daß zwischen den Bäumen, welche ursprünglich vereinzelt standen, gar keine Zwischenräume mehr vorhanden sind. Diese Eigenthümlichkeit der Vegetation wird auf zweckmäßige Weise von den Holzfällern benutzt, wenn sie für die Kaffeeplantagen europäischer Pflanzer den Urwald ausrotten. Sie sägen nämlich jeden einzelnen Baumstamm halb durch, bis sämmtliche auf einem Flächeninhalt von mehrern Morgen befindlichen Bäume umgestürzt werden können. Sie sägen dann einige Stämme auf dem höher gelegenen Theile des Waldes vollständig durch, und lassen diese auf die unten stehenden niederfallen, worauf dann die ganze Masse mit Blitzesschnelle zusammenstürzt; die höher stehenden Bäume fallen auf die weiter unten befindlichen, reißen sie mit sich nieder und ziehen auch noch andere Bäume, welche hinter ihnen befindlich sind, mittelst der Schmarotzerpflanzen, die sie verbinden, nach sich. Das Krachen, welches auf diese Weise entsteht, ist so betäubend laut, daß man es zwei bis drei Meilen weit in der klaren und stillen Atmosphäre der Hügel hört.

Im weitern Verlaufe seines Werks beschreibt uns Sir Emerson die Orchisarten Ceylons, von denen die meisten höchst groteske Aehnlichkeiten mit Thieren haben, und worunter besonders der sogenannte „König des Waldes“ merkwürdig ist, dessen schwarzsammtenen Blätter an der ganzen Oberfläche mit Adern von röthlichem Golde besprenkelt erscheinen. Es gibt hier auch eine eigenthümliche Palme, deren Stamm, ohne die geringste Unebenheit darzubieten, bis zu 250 Fuß lang und einen Zoll dick wird; an der Krone ist ein Büschel federartiger Blätter. Aus diesen Bäumen machen die Eingebornen Brücken über die Stromschnellen und Wasserfälle. Hier findet sich auch der Talipotbaum, dessen Blätter 16 Fuß im Durchmesser haben, der einen Flächeninhalt von 200 Fuß bedeckt, nur einmal blüht und dann abstirbt, wobei die Samenkapseln nach der Angabe der Eingebornen mit einer lauten Explosion aus einander krachen.

Auch die Fauna Ceylons bietet viele Eigenthümlichkeiten dar. Die Augen des Faulthiers sind hier so groß und glänzend, daß die Singhalesen das Thier fangen, um aus den Augen Zaubermittel und Liebestränke zu bereiten; dies geschieht, indem sie die Thiere an's Feuer halten, bis die Augäpfel bersten. Die Fledermäuse trinken den Saft der Kokusnußbäume, bis sie davon berauscht werden. Trotz der Menge der Affen in Ceylon erklären die Eingebornen, daß man nie einen todten Affen findet. Von den Leoparden erfahren wir, daß sie die Eigenthümlichkeit haben, niemals eine Beute zu verzehren, welche mit der rechten Seite auf die Erde fällt. Der Schakal hat hier ein Horn, welches als Talisman geschätzt wird. Der Schneidervogel näht sein aus Blättern verfertigtes Nest mit baumwollenen Fäden zusammen; der Webervogel hängt das seinige, welches die Gestalt einer Flasche hat, von einem Zweige herab in die Luft so, daß die Schlangen und Krokodile, welche ihm und seinen Eiern nachstellen, es nicht erreichen können; besonders unverschämt und schlau sind die Krähen, und Sir Emerson erzählt eine Geschichte, wie mehrere solcher Vögel sich zusammen gethan haben, um einen Wachthund zu plündern. Es gibt auch einen Vogel, dessen Gesang den besänftigenden Einfluß einer Pfeife oder Cigarre haben soll, was Sir Emerson auch wirklich an seinen eigenen Nerven empfunden zu haben angibt.

Auch Reptilien gibt es in ziemlich bedeutender Menge in Ceylon. Die Talla-Goya, eine große Eidechse, welche vier bis fünf Fuß lang wird, ist ziemlich unschuldig; man fängt sie leicht und macht aus ihrem Fleisch „Curry“ (ein sehr stark gewürztes Ragout), und aus ihrer Haut Schuhe. Die Krokodile, welche in den Teichen und Wassergruben schwärmen, ergreifen und fressen die Jagdhunde, und tragen die eben herabgeschossenen Wasserhühner aus dem Bereiche des Schützen fort; in der trocknen Jahrszeit machen sie oft große Reisen, um wasserhaltige Gruben zu finden; oft graben sie sich auch tief im Schlamm ein, in welchem sie „wie Rosinen in einem Pudding“ stecken bleiben, bis die Regenzeit kommt. Im Golf von Manaar findet man auch vier bis fünf Fuß lange Schildkröten. Von etwa zwanzig Schlangenarten, welche hier vorkommen, sind vier giftig, aber nur von zweien, nämlich der Tic Polanga und der Cobra de Capello, ist der Biß für den Menschen tödtlich; die letztere nähert sich gern menschlichen Wohnungen, klettert auch an Tauen hinauf, um in Schiffe zu kommen. Wenn die Singhalesen im Dunkeln unterwegs sind, tragen sie einen Stock mit einem losen Ring daran; diese schlagen sie gegen einander, und das so entstehende Geräusch vertreibt die Schlangen. Hier findet sich auch die Pythonschlange,

welche, obwohl nicht groß genug, um Elephanten zu zermalmen und Tiger zu verschlingen, nichts desto weniger zuweilen 17 Fuß mißt und verhältnißmäßig dick ist, Mauern, die 10 Fuß hoch sind, hinaufklettert und wilde Schweine frißt.

Ein eigenthümlicher Zug in der Naturgeschichte der Insel ist das plötzliche Erscheinen von ausgewachsenen Fischen an Orten, wo noch ein paar Tage früher harter Lehm war, und Sir Emerson vermuthet, daß diese Fische sich im Schlamm vergraben wie die Krokodile. Einige Arten von Fischen gehen sogar über Land, eine Beobachtung, die auch Sir John Bowring in Siam gemacht hat. Einige Arten von Barschen findet man mitunter auf heißen und staubigen Straßen, und es wird sogar angegeben, daß sie Bäume hinaufklettern. Die Insecten sind ausnehmend zahlreich, besonders Ameisen, welche Alles verzehren, was ihnen in den Weg kommt, den Inhalt voller Speisekammern, Bücher, Koffer, Holz und andere Gegenstände; da sie niemals schlafen, richten sie oft in einer Nacht eine ungeheure Verwüstung an. Die größte Plage für den Reisenden sind die sogenannten Landblutegel; sie kommen nicht sehr häufig in den Ebenen vor, weil diese zu heiß und trocken sind; schwärmen aber in ungeheuren Mengen in den untern Theilen der Hügelgegend umher, welche durch häufige Regenschauer feucht gehalten werden. Diese Blutegel leben nicht in Teichen oder Strömen, sondern auf dem Lande; sie pflanzen, wenn sie sich fortbewegen wollen, das eine Ende ihres Körpers in die Erde, und heben das andere in die Höhe, um ihr Opfer damit zu fassen. Ihr Instinct und ihre Wachsamkeit sind so beträchtlich, daß, wenn sich Jemand dem Orte nähert, wo sie ihr Standquartier haben, sie sich am Wege unter dem Gras und gefallenen Laub aufrichten und sich darauf rüsten, Pferde und Reiter anzugreifen. Die erste Andeutung, welche der Reisende erhält, ist, daß er das Blut an sich herabrinnen und den Blutegel kalt an seiner Haut sitzen fühlt; ihre Zahl ist so ungeheuer, daß sie wirklich gefährlich sind; im Jahre 1818, als die Kandyans sich gegen die englische Regierung empört hatten, litten die europäischen Soldaten und noch mehr die Madras Sipahis so sehr durch diese Thiere, daß eine Menge zu Grunde gingen an Blutverlust und Erschöpfung; wenn Pferde sehr stark von diesen Blutegeln heimgesucht werden, so bekommen sie den Koller und stampfen wüthend mit ihren Hufen auf den Boden, um die Thiere abzuschütteln. Auch die Sänftenträger und Kulis werden entsetzlich von diesen Parasiten geplagt; da ihre Hände während des Marsches in Anspruch genommen sind, können sie die Blutegel nicht gleich abreißen, und wenn sie Abends Halt machen, hängen oft nicht weniger als fünfzig bis hundert dick vollgesogene Thiere in Bündeln an den Knöcheln der Leute.

Außerdem theilt Sir Emerson noch sehr interessante Details über den Fang der Elephanten mit, und gibt endlich auch eine ausführliche Geschichte der Insel Ceylon seit ihrer Eroberung durch die Nachfolger Buddha's bis auf die neueste Zeit. Bevor die Europäer sich auf der Insel festsetzten, stand dieselbe unter einer despotischen Priesterherrschaft, welche den König sowohl wie das Volk in absoluter sclavischer Unterwürfigkeit hielt und so tyrannisch verfuhr, daß mit der Eroberung der Insel durch die Europäer in der That eine bessere Aera für die Eingebornen hereingebrochen ist.

Eines der merkwürdigsten Denkmale der Baukunst auf Ceylon ist der Buddhistische Tempel in Dambul (Seite 48), welcher sehr alt, groß und mit reichen Verzierungen versehen ist. Dieser Tempel ist in einen ungeheuren Felsen ausgehöhlt, der mehr als 500 Fuß hoch und etwa 2000 lang ist; die Höhle in dem Felsen ist zum Theil natürlich, doch hat man sie durch Keile noch vergrößert. Man hat nicht versucht, dem Innern einen künstlichen Charakter zu verleihen; wir finden darin verschiedene von einander getrennte Räume ohne architektonische Anordnung, indem sie bloße Unregelmäßigkeiten in der natürlichen Höhle und etwas durch menschliche Arbeit vergrößert sind; die Höhle selbst ist etwa 170 Fuß lang, 70 Fuß breit und vorn 20 Fuß hoch. Die Scheidewände, welche die innern Kammern trennen, sind keine Säulen oder Pfeiler, sondern rohe Felsenwände, welche nicht von Arbeitern angerührt sind. Die Eintrittshalle ist reichlich mit Steinhauerarbeit versehen. Der Anblick ist sehr frappant, indem das Licht kaum genügend ist, die langen Reihen von Statuen des Buddha in den verschiedensten Stellungen unterscheiden zu lassen. Einige von diesen sind außerordentlich groß, eine davon in einer halbliegenden Stellung ist 40 Fuß lang. Die Decke dieses düstern Gewölbes ist mit gemaltem Zeug verhüllt,

und die Wände der Hauptkammer sind mit einer Reihe grell gemolter Illustrationen von Scenen aus der Geschichte des Buddhismus verziert. Aus einer Spalte in dem darüberhängenden Felsen träufeln Tropfen herab, welche man in einer Aushöhlung im Boden auffängt und das als Wasser aus dem Ganges für heilig gehalten wird. Der Tempel heißt auch Swarna-Giriguhaya, d. h. die Höhle des goldenen Felsens, ein Name, aus dem man schließen kann, daß eine Höhle unter den Buddhisten in Ceylon wie unter ihren Glaubensgenossen in Ava, nicht nur das Prototyp, sondern auch das Modell eines Tempels war, deren Anblick und Düsterkeit man später in derartigen Bauwerken nachzuahmen suchte.

Der Bobaum von Anarajapura (Seite 49) ist wahrscheinlich der älteste geschichtliche Baum in der Welt. Er wurde 288 v. Chr. gepflanzt und ist daher jetzt 2148 Jahre alt. Man gibt hin und wieder an, daß die Baobabs am Senegal, der Encalyptno von Tasmanien, der Drachenbaum von Orotara und die Kastanie des Aetna ein- bis fünftausend Jahre alt seien. Aber alle diese Schätzungen beruhen nur auf Vermuthungen, während das Alter des Bobaumes durch historische Documente garantirt ist, indem alle Dynastien besonders darauf bedacht gewesen sind, den Baum zu bewahren, und eine vollständige Geschichte davon existirt. Mit diesem Baume verglichen ist die Eiche von Ellerslin nur ein Schößling, und die „Conqueror's oak" in Windsor ist nur halb so alt. Die Oliven im Garten von Gethsemane waren ausgewachsen, als die Sarazenen aus Jerusalem vertrieben wurden; die Eichenbäume von Fountains Abbey haben schon vor 1200 Jahren geblüht; und die Cypresse von Soma in der Lombardei soll zur Zeit von Julius Cäsar ein Baum gewesen sein; der Bobaum aber ist mehr als hundert Jahre älter als der älteste dieser Bäume, und scheint die bei seiner Anpflanzung ausgesprochene Prophezeiung zu rechtfertigen, daß er ewig grünen und blühen würde.

Der Baum wird von den Buddhisten sehr heilig gehalten. Könige haben ihm ihre Besitzungen gewidmet, im Glauben, daß er derselbe Feigenbaum sei, unter welchem Buddha ruhte, als er seine Apotheose unterzeichnete. Noch heutzutage darf der Baum durch keine Waffe verletzt werden, und die Priester sammeln nur die Blätter, welche von selbst abfallen. Diese werden von den Pilgern als Schätze angesehen und in die entferntesten Theile der Insel gebracht. Die übrigen Bobäume, welche man in der Nähe jedes Tempels in Ceylon findet, sollen alle von dem Stammbaume in Anarajapura herrühren, aber sie sind durch Samen fortgepflanzt. Diese abergläubische Sorge für die Erhaltung des Baumes datirt aus uralter Zeit, und schon vor 2000 Jahren wurde ihm dieselbe Verehrung gezollt. Die heiligen Annalen berichten genau die Werke, welche Könige in ununterbrochener Reihenfolge für die Präservirung des Baumes errichten ließen; die Mauern, welche man um den Baum herumbaute, die Verzierungen, welche man daran anbrachte, und die steinernen Stufen, welche zu dem geweihten Platze führen. Mit so abgöttischer Verehrung betrachtet, mit so beständiger Sorgfalt gepflegt, von Pilgern aus allen Ländern, wo Buddha's Name verehrt wird, besucht, scheint es unmöglich, daß die Vermuthung, der ursprüngliche Baum möge abgestorben und heimlich durch einen andern ersetzt sein, irgend welche Wahrscheinlichkeit für sich hat. Solch ein Ereigniß, wie das Absterben des großen Bobaumes von Anarajapura, würde Bestürzung nicht nur durch Ceylon, sondern auch durch Siam und China verbreitet haben. Man würde es als ein zu bedeutsames Unglück betrachtet haben, als daß man dabei hätte ruhig bleiben können, und es würde in den Annalen jeder Buddhistischen Nation in Asien mit Schmerz erwähnt worden sein.

Eine
Fahrt auf der Panama-Eisenbahn.

Geschäfte führten mich vor wenigen Wochen nach Portobello. Ich hatte solche Eile gehabt, daß ich bei Aspinwall nur einen kurzen Halt gemacht hatte, aber jetzt, nach Erledigung meiner Angelegenheiten, war ich Herr meiner selbst, und mochte mir den Genuß nicht versagen, meine Muße zu einem Besuche der merkwürdigen Bahn zu benutzen, durch die der nordamerikanische Unternehmungsgeist das Atlantische Meer mit dem Stillen Ocean verbunden hat. Portobello konnte mir durchaus nichts Merkwürdiges darbieten. Die Zeiten sind längst dahin, wo dieser Hafen die reichen spanischen Flotten aufnahm, die ihm

die Schätze von drei Welttheilen zuführten, und wo hier eine Messe abgehalten wurde, auf der binnen vier Wochen Waaren im Werthe von 11—12 Millionen Thalern von Hand zu Hand gingen. Das heutige Portobello ist ein verarmter und verfallener Ort, der zwar noch das äußere Ansehn einer Stadt besitzt, aber mit seinen 1185 Einwohnern und seinem Verkehr hinter manchem deutschen Dorfe an Wichtigkeit zurücksteht. Seine Straße nach Panama, der alte Weltweg der Spanier von Meer zu Meer, hat der tropische Wald überwuchert; und der noch thatkräftige Theil seiner Bewohner flüchtet vor der Armuth Portobello's und seinem tückischen Fieberklima nach Aspinwall. Einer solchen Stadt, die durch den Contrast der Gegenwart mit der Vergangenheit einen wahrhaft gräulichen Eindruck macht, kehrt man den Rücken, sobald man kann.

Von Portobello nach Aspinwall hat man zu Lande etwa fünf deutsche Meilen. Mit dem Dampfschiffe legt man eine solche Entfernung in ein paar Stunden zurück. Ich hätte kaum gedacht, daß ich auf dieser kurzen Fahrt eine Bekanntschaft machen würde, die für mich von höchstem Interesse war. Unter den Mitreisenden befand sich Oberst Totten, der Erbauer der Panama-Bahn. Dieser merkwürdige, durch Energie und Kenntnisse gleich ausgezeichnete Mann, untersucht die Landenge noch immer. Mit der Eisenbahn glaubt er sein Werk nur halb gethan, und sucht nach einer Linie, die den Bau eines Canals für die größten Seeschiffe ermögliche. Ihm und Herrn Center, der zu den eifrigsten Förderern der Bahn gehörte, verdanke ich die Aufschlüsse über den Bau derselben, die ich hier mittheilen werde.

Man dachte zuerst an einen Canal. Vorstudien für ein solches Riesenunternehmen waren nicht vorhanden, wohl aber ein Gutachten Pascual de Andagoya's über die Ausführbarkeit, in einem Bericht an Karl V. enthalten, und dieses Gutachten lautete: „Kein Fürst der Welt ist im Stande, die Kosten eines solchen Unternehmens zu bezahlen, und nur ein Mann ohne Kenntniß des Landes hat Ew. Majestät einen solchen Plan angerathen.“ Eben so wenig wie dieses Urtheil würden die ungünstigen Erfahrungen, die der Schotte Patterson zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts machte, als er das Thor der Meere zu öffnen suchte, gegen einen Canal und für eine Eisenbahn den Ausschlag gegeben haben, wenn nicht ein anderer Umstand hinzugekommen wäre. Ein Canalbau erfordert viele Jahre, und man brauchte rasch eine nähere Verbindung mit Californien.

Im Jahre 1848 gab der Congreß zuverlässigen Unternehmern, welche sich melden würden, die Ermächtigung, zwei Dampfschifflinien einzurichten, die eine von New-York und New-Orleans nach Chagres, die andere von Panama nach San Francisco in Californien. Die Linie des Stillen Meeres übernahm Wilhelm H. Aspinwall, einer jener Kaufleute, die mit Unternehmungslust einen großen Sinn und Vaterlandsliebe verbinden, die atlantische Seite Georg Law. Daß der Letztere ein gutes Geschäft machen werde, war von vornherein gewiß. Die Zwischenstationen der Linien mußten ihm so viel einbringen, daß der Verlust, der sich bei dem Endpunkte Chagres vielleicht herausstellte, übertragen wurde. Für Aspinwall hegte man dagegen Besorgnisse, denn es ließ sich kaum annehmen, daß der Verkehr zwischen Panama und San Francisco, auf den er allein zu rechnen hatte, bedeutend werden würde. Diesen Verkehr zu beleben, gab es nur ein Mittel — eine Eisenbahn von Chagres nach Panama, welche alle die Reisenden, die bisher den langen Weg um das Cap Horn gewählt hatten, an sich ziehe. Eine solche Bahn hatte Aspinwall bei der Uebernahme der Linie des Stillen Meeres in der That im Auge gehabt. Im Verein mit zwei andern unternehmenden Männern, Heinrich Chauncey und Johann L. Stephens, schloß er mit der Regierung von Neugranada einen Vertrag ab, dessen Bedingungen nicht ungünstig waren. Den drei Amerikanern wurde der ganze Grund und Boden, auf dem sie ihre Eisenbahn bauen würden, unentgeltlich überlassen und ihnen außerdem das Eigenthumsrecht von 250,000 Ackern ertheilt, die sie sich unter den öffentlichen Ländereien der Landenge beliebig auswählen könnten. Die Regierung versprach ferner, die beiden Buchten, zwischen denen die Eisenbahn von Meer zu Meer laufen werde, zu Freihäfen zu erklären und auf der ganzen Linie nur solche Zölle zu erheben, zu denen die Eisenbahngesellschaft ihre Zustimmung gebe. Dagegen sollte die letztere der Regierung 3 Procent vom Reinertrage abgeben, ihr unter gewissen Bedingungen ein Ankaufsrecht zugestehen und bis zur Summe von 120,000 Dollars Sicherheit gewähren. Der Vertrag wurde auf 49 Jahre geschlossen

und der nordamerikanische Congreß gewährleistete denselben, indem er der Gesellschaft zugleich seinen Schutz versprach. Nachdem diese Verträge abgeschlossen worden waren, gründeten die drei Unternehmer eine Gesellschaft, deren Capital auf eine Million festgesetzt wurde.

Unternehmungen solcher Art haben ihre Flitterwochen, in denen den Theilnehmern Alles im rosigsten Lichte erscheint. Die Freude in New-York war groß, als Berichte einliefen, durch die ersten Vermessungen sei das Ergebniß gewonnen worden, daß es keine Bodenschwierigkeiten gebe, von denen der Einträglichkeit der Bahn Gefahr drohe. Man hatte an die durch die Landenge ziehende Bergkette nie ohne Angst gedacht, und jetzt meldeten die Ingenieure Hughes und Baldwin, daß sie zwei Einsenkungen derselben gefunden hätten, deren Höhe über dem Meere bloß 263 und 300 Fuß betrage. Man hörte zugleich, daß die beiden Häfen, die Bucht von Panama auf jener, die Limonbai — von den Amerikanern Navybai genannt — in der Nähe von Chagres auf dieser Seite, nichts zu wünschen übrig ließen.

In ihrem vertraulichen Bericht an die Leiter des Unternehmens hoben die Vermesser nicht bloß diese Vortheile, sondern auch die tiefdunkle Schattenseite des Planes hervor. Es gehörte Muth dazu, diese in's Auge zu fassen und nicht am Gelingen zu verzweifeln. Auf den ersten drei deutschen Meilen, von der atlantischen Seite an gerechnet, mußte man einen tiefen Sumpf durchschneiden, der mit dem dichtesten Gebüsch bedeckt war, die ungesundesten Dünste aushauchte und fast alle die wilden Thiere, giftigen Schlangen und quälenden Insecten hegte, die es in den Tropen gibt. Weiterhin folgte ein Land, das von den Einwohnern den Namen des Paradieses (Paraiso) erhalten hat, das den Ingenieur aber keineswegs paradiesisch anlächelt. Er findet hier steile Hänge, denen er nothgedrungen folgen muß, Abgründe und Bergströme, über die Brücken zu werfen sind, bis er endlich die Höhe erreicht hat, wo er nachdenken mag, wie es ihm gelingen werde, den jähen Abfall nach der Küste des Stillen Meeres zu überwinden.

Das Klima und die Menschen vereinigen sich, neue Schwierigkeiten entgegenzustellen. In diesem Gebiet zwischen dem achten und neunten Grade nördlicher Breite herrscht das ganze Jahr hindurch eine drückende Hitze, und fast ein halbes Jahr lang strömen wahre Regenfluthen vom Himmel herab. So reich der Pflanzenwuchs ist, der den Boden der Landenge überzieht, ist dauerhaftes Bauholz doch selten. Die einheimische Bevölkerung ist ein Mischlingsgeschlecht von Spaniern, Indianern und Negern, und zu strenger Arbeit weder fähig noch geneigt. Diese verkommenen Menschen denken nicht daran, dem reichen Boden mehr abzugewinnen, als sie für ihr tägliches Bedürfniß brauchen. Man hatte mithin die angenehme Aussicht, Arbeiter, Baustoffe und Lebensmittel aus weiter Ferne herbeischaffen zu müssen. So abschreckend diese Verhältnisse waren, dienten sie bloß dazu, die Energie der Unternehmer noch mehr anzuspornen.

Zu Anfang des nächsten Jahres (1849) hatten sie das Glück, sich der Beihilfe von zwei Männern, des Oberst Totten und des Ingenieurs Trautwine, zu versichern, die sich nicht bloß durch Kenntnisse in ihrem Fach auszeichneten, sondern auch in den Tropen Erfahrungen gemacht hatten. Sie sind die Erbauer eines berühmten Werkes, des Canal del Dique, der vom Magdalenenstrom nach Carthagena führt, wo er in das Meer der Caraiben mündet. Sie brachten geübte Arbeiter mit und schritten sogleich zur Feststellung der Linie.

Die Arbeiten sollten bei Gorgona, einer Stadt am Chagres, sieben deutsche Meilen vom Atlantischen Meer entfernt, beginnen. Man wählte diesen Punkt, weil man die Linie von da bis Panama zuerst ausbauen und so den Goldgräbern eine Straße bieten wollte, auf der sie mittelst der Dampfschifffahrt und der Eisenbahn über den Isthmus gelangen könnten. Vorausgesetzt wurde dabei, daß der Chagres bis Gorgona schiffbar sei, wie man nach den Ermittlungen des Oberst Hughes annehmen durfte. Die Erfahrung lehrte so ziemlich das Gegentheil. Obgleich die beiden Dampfer, die man mitgebracht hatte, nicht tiefer als 14 bis 18 Zoll gingen, waren sie nicht zu gebrauchen. Selbst die Canoes der Indianer konnten nur unter den anstrengendsten, in einem Klima dieser Art gefährlichen Arbeiten, gegen den Strom gerudert werden, und überdies hatte die starke Nachfrage der californischen Goldgräber die Miethpreise in's Ungemessene gesteigert.

Man beschloß nun, unmittelbar am atlantischen Ufer zu beginnen, und wählte eine Insel an der östlichen Seite der Limonbai,

die früher Manzanilla hieß und von den Amerikanern Aspinwall getauft worden ist. Diese Insel, zwischen der und dem Festlande ein schmaler Canal liegt, hat etwa eine englische Geviertmeile im Umfang und ist niedrig, natürlich auch sumpfig. Sie trug Mangelbäume, die durch mächtige Weinreben und Dornengesträuch zu einem Dickicht verwoben waren, in das kein vierfüßiges Thier einzubringen vermochte. Alligatoren und Schlangen hätten sich Eingang zu verschaffen gewußt und in der pesthauchenden Luft schwärmte es von Sandfliegen und Moskitos. Die letztern waren so unerträglich, daß die Arbeiter mit einem Gazeschleier vor dem Gesicht arbeiteten. Auf dem schwarzen Schlammboden der Insel ließ sich nicht wohnen und man benutzte daher ein altes Schiff, das zugleich zum Herbeiführen von Baustoffen, Werkzeugen und Lebensmitteln diente.

In andern Ländern finden bei dem ersten Spatenstiche Feierlichkeiten statt. Hier sprangen die beiden Amerikaner, mit einem halben Dutzend Indianer im Gefolge, mit der Axt in der Hand aus einem ausgehöhlten Baumstamme, der einen Kahn vorstellte, auf die wilde und einsame Insel, warteten so lange, bis ihre Begleiter mit ihren rohen Messern eine Oeffnung in's Gesträuch gehauen hatten, und schlugen dann ihre Werkzeuge in den nächsten Baum. Schlag auf Schlag hallte an der Küste wieder, und nicht lange, so neigte die stattliche Palme ihre Krone und fiel krachend zu Boden. Auf diese Weise wurden die Arbeiten an der Panamabahn eröffnet.

Die Reinigung der Insel vom Gebüsch mußte den Messungen vorangehen. Am 1. Juni trafen 40 Arbeiter aus Carthagena ein, Nachkommen der alten spanischen Sclaven, fleißige und kräftige Männer, die bei dem erwähnten Canal Jahre lang gearbeitet hatten, und also Erfahrung mitbrachten. Das Gebüsch verschwand nun rascher, allein jetzt trat die Regenzeit ein und brachte neue Leiden. Die Insel wurde unbewohnbarer denn je und das Schiff bot für die vielen Menschen nicht Raum genug. Unter Deck hatte man mit Sandfliegen und Moskitos zu kämpfen und oben an der freien Luft wurde man vom Regen durchnäßt. Die Arbeiten und bösen Dünste des Tages, die Nässe und Unruhe der Nacht erzeugten Fieber, von denen bald die Hälfte der Mannschaft ergriffen wurde. Ein Arzt war nicht vorhanden und eben so wenig ein bequemer Ruheplatz. Es war eine große Erleichterung, als von Chagres ein Dampfschiff, der „Telegraph," eintraf, auf dem man wenigstens Raum hatte, wenn auch die Insecten ebenso unerträglich wie zuvor blieben. Ende August trafen abermals neue Arbeiter ein, so daß der Vermessung der Insel und des angrenzenden Landes mehr Kräfte gewidmet werden konnten. Die Regenzeit hatte jetzt ihre Höhe erreicht, und die Arbeiter wurden beständig von oben naß, während sie zwei, ja zuweilen vier Fuß tief in Schlamm und Wasser waten oder auf den Stümpfen der Mangelbäume oder von den Wurzeln der Reben getragen ihr Werk verrichteten. In der Nacht folgte dann der unvermeidliche Kampf mit den Insecten. Man hatte endlich einen Arzt erhalten, der darauf drang, daß jede Woche mit den Arbeitern gewechselt werden müsse. Auch Totten und Baldwin lösten sich in der Leitung ab, damit immer einer von ihnen sich vom Fieber erholen könne. Als 50 Irländer von Neu-Orleans ankamen, wurde es besser, ja man konnte schon daran denken, eine halbe deutsche Meile zu verdingen und eine gleiche Strecke weiter zu vermessen Die Linie lief theils an kleinen Hügeln hin, theils durch tiefen Sumpf. In diesem errichtete man das erste Wohnhaus, dessen man bedurfte, weil die Entfernung von der Insel zu groß wurde. Die Errichtung desselben war den Umständen angemessen. Es war ein Blockhaus, dessen Fußboden auf den Stümpfen abgehauener Bäume ruhte. Daß man die Thür nicht anders erreichen konnte, als indem man fast bis an den halben Leib im Wasser watete, kam nicht weiter in Betracht.

In der nächsten Zeit erhielt man viele Arbeiter und Handwerker von Jamaika, Carthagena und den Vereinigten Staaten. Man baute ihnen auf hügeligem Boden Wohnungen. Die Insecten hatten sich vermindert, und es wurden ihrer immer weniger, je weiter das Lichten vorschritt. Im August 1850 konnte man bereits daran denken, etwa zwei deutsche Meilen weiter, am Chagres, der Stadt Gatun gegenüber, eine Station zu errichten. Bis hierher gelangten die Dampfschiffe der Gesellschaft, welche Maschinen, Balken und Vorräthe brachten. Man baute sich von Gatun und vom Ausgangspunkte aus entgegen, und fast 400 Menschen ließen Axt und Spaten lustig erklingen. Die Hoffnungen auf ein ungestörtes Fortschreiten der

Bahn sollten nicht lange dauern. Das Krankenhaus, das man errichtet hatte, füllte sich mit entsetzlicher Schnelligkeit. Wie hätte es auch anders sein können, da Jeder dem Regen beständig ausgesetzt war, bis an die Brust im Wasser arbeitete und eine mit giftigen Dünsten geschwängerte Luft einathmete. Wenige Wochen vergingen und mehr als die Hälfte der Leute lag am Fieber krank. Von den übrigen ergriffen die meisten die Flucht, die einen aus Furcht, die andern, um bei der Beförderung der californischen Reisenden mehr Geld zu verdienen.

Das ganze Werk gerieth in's Stocken. Die Thatkraft der Leiter ließ sich aber selbst durch die ungünstigsten Umstände nicht beugen. Auf den benachbarten Inseln und in den Provinzen des Festlandes wurde mit Erfolg geworben, und nach wenigen Wochen begannen die Arbeiten auf's Neue. Im December hatte man mehr als tausend Arbeiter, zugleich leerte die trockne Jahreszeit das Krankenhaus und es konnte nun ein großer Theil der Strecke bis Gatun fertig hergestellt werden. Es war im April 1851, wo dieser erste Erfolg errungen, ferner die Linie bis Barbacoas, das mehr als drei deutsche Meilen entfernt ist, in Accord gegeben und von da bis Panama an mehrern Punkten zugleich die Arbeit begonnen wurde.



Vorbereitungen zum Bau.

In New-York waren die Nothzustände an der Limonbai nicht unbekannt geblieben. Das Capital der Gesellschaft war erschöpft und die Actien fielen bedeutend im Werthe. Es kam dahin, daß die Directoren auf ihren persönlichen Credit und zu Wucherzinsen Geld anschaffen mußten. Lange hätte das nicht so fortgehen können. Die Löhnung und der Unterhalt von mehr denn tausend Arbeitern mit vielen Beamten, der Ankauf von Schienen, Ballen und sonstigem Material für die Bahn, der kostspielige Transport endlich erforderten Geldsummen, die von Privatpersonen auf die Dauer nicht beschafft werden konnten. Da half ein Zufall aus aller Verlegenheit.

Im October 1851 war der erste Eisenbahnzug mit Arbeitskarren nach Gatun gegangen. Im folgenden Monat kamen zwei große

Dampfschiffe mit californischen Auswanderern auf der Rhede von Chagres an. Das Wetter war stürmisch und bei der Ausschiffung ertranken mehrere Menschen im wildbewegten Meer. Der Sturm nahm dergestalt zu, daß die beiden Schiffe in der Limonbai Zuflucht suchten. Ob in den nächsten Tagen gutes Wetter eintreten werde, war zweifelhaft und man machte daher den Vorschlag, die Reisenden auf der Bahn nach Gatun zu schaffen. Da man an einen solchen Fall nicht gedacht hatte, so fehlte es gänzlich an Personenwagen, allein die Reisenden waren so ungeduldig, daß sie, mehr als tausend an der Zahl, mit den vorhandenen Arbeitskarren befördert werden wollten. Man erfüllte ihren Wunsch, und mit dem nächsten Dampfschiffe kam die Nachricht nach New-York, daß die Eisenbahn bereits als Straße nach Californien benutzt werde. Dies wirkte wie ein Zauberschlag: die Actien schnellten in die Höhe und man hatte wieder Geld und Credit.

Oberst Totten erzählte mir mit großer Lebhaftigkeit, welchen Eindruck die erste Eisenbahnfahrt auf die Eingeborenen gemacht habe. Die Bürger von Gatun hatten ihre Freunde weit und breit benachrichtigt, daß das Ungeheuer, von dem so viel die Rede gewesen sei, an einem bestimmten Tage zu sehen sein werde. Eine unzählige Menschenmenge hatte sich eingestellt und erwartete am Ufer des Flusses, oder am Saume des Waldes den großen Augenblick. Jetzt hörte man in der Ferne den Lärm der Maschine und in der nächsten Minute wurde sie sichtbar, wie sie schwarze Dampfwolken aushustete und aus ihren Seiten weiße Rauchwolken ausspritzte. Die Aufregung war bereits eine ungeheure, als der Führer plötzlich die Pfeife ertönen ließ. Sofort ergriffen alle Eingeborenen die Flucht und warfen sich entweder in den Fluß oder verschwanden in den Tiefen des nahen Waldes. In einigen Augenblicken überzeugten sie sich, daß Keiner von ihnen den Tod gefunden habe, machten in ehrfurchtsvoller Entfernung Halt und beauftragten ihren Priester, das Thier zu untersuchen und über seine Beschaffenheit zu berichten. Der Padre kehrte mit der Versicherung zurück, es sei kein Thier, sondern eine Maschine, in deren Innern der leibhaftige Teufel, jedenfalls gefesselt, sitze und die Räder umdrehe. Diese Erklärung leuchtete



Das erste Wohnhaus.

den Indianern ein, und soll noch heute in den entferntern Gegenden der Landenge für die einzig richtige gelten.

Von dieser Zeit an gewann der Hafen der Limonbai ein lebhafteres Ansehen. Außer den Schiffen der Gesellschaft, die fast täglich von New-York, Jamaika und Carthagena einliefen und Arbeiter, Maschinen und Vorräthe ablieferten, kamen auch viele Fahrzeuge mit Auswanderern, für welche die Limonbai zum regelmäßigen Landungsplatze wurde. Dieser rege Verkehr hatte den großen Vortheil, daß man die kranken und schwachen Arbeiter fortwährend zurückschicken und durch frische Kräfte ersetzen konnte. Auf der Insel Manzanilla war eine kleine Stadt entstanden, die am 2. Februar 1852 den Namen Aspinwall erhielt. Die schlimmsten Zeiten hatte man überwunden, aber Schwierigkeiten und Unfälle stellten sich noch immer ein, gegen die man dieselbe Energie wie früher entfalten mußte.

Die in Accord gegebene Stelle umfaßte auch den Uebergang über den Chagres bei Barbacoas. Man hatte hier über das tiefe und felsige Flußbett eine Brücke von 300 Fuß Länge zu werfen, bei deren Bau auf plötzliche Anschwellungen des Wassers Rücksicht zu nehmen war, die in einer einzigen Nacht eine Höhe von 40 Fuß erreichten. Durch diese Hochfluthen wurde ein Joch weggerissen, als das Werk beinahe fertig war. Dann erkrankten die meisten Irländer, die man an diesem Punkte beschäftigte, und schließlich erklärte der Unternehmer seine Unfähigkeit, die übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Die Gesellschaft mußte in Folge dessen den Bau selbst übernehmen, und ein Jahr war beinahe nutzlos verstrichen.

Die größte Noth hatte man mit den Arbeitern, deren Zahl man fortwährend vermehrte, um rascher zu Ende zu kommen. Man hatte sie aus den verschiedensten Welttheilen herbeigeschafft und verfügte über Nordamerikaner aus den alten Staaten, über Leute aus Westindien, über Deutsche, Engländer, Irländer und Franzosen, über Kulis aus Ostindien und über Chinesen. Die Nordamerikaner, Westindier und Ostindier bewährten sich am besten, bei den Europäern war es Regel, daß man sie nach kurzer Zeit fortschicken mußte, weil sie das Klima nicht zu ertragen vermochten. Wahrhaft schrecklich erging es den Chinesen. Man hatte jede Sorge getragen, ihnen ihre gewohnte Lebensweise zu verschaffen, und sowohl Bergreis als Thee und Opium in genügenden Mengen herbeigeschafft. Dennoch verging kaum ein Monat und Krankheiten körperlicher und geistiger Art brachen unter ihnen aus. Viele wurden vom Fieber ergriffen, während auf die übrigen die Entfernung von ihrem Vaterlande und der Anblick der Leiden ihrer Genossen einen Eindruck machte, der sich durch einen unheilbaren Trübsinn und einen unwiderstehlichen Hang zum Selbstmord verrieth. 800 Chinesen fanden ihren Tod, den kläglichen Rest, etwa noch 200 Menschen, schickte man zurück. Man hat diese Katastrophe der Gesellschaft zum schweren Vorwurf gemacht, und in der That würde sie zu vermeiden gewesen sein — wenn man Sclaven aus den Vereinigten Staaten verwendet hätte. Welches Geschrei würde aber entstanden sein, wenn man diesen Entschluß ausgeführt hätte! Es ist gewiß, daß der Schwarze dem Klima der Tropen, die ja seine eigentliche Heimath sind, am besten widersteht, aber die sogenannte Menschenliebe der Abolitionisten verbietet seine Verwendung in solchen Gegenden, weil sie nun einmal nicht ohne Zwangsmaßregeln zu bewirken ist.

Wir haben nun die größten Unfälle genannt, von denen die Gesellschaft getroffen wurde. Der kleinern Schwierigkeiten gab es unzählige, und doch wurde das Werk mit jedem Monat rascher gefördert. Im Januar 1854 erreichte man den höchsten Punkt des Gebirges, der von dem Atlantischen Meer etwas über acht und von Panama ungefähr drei deutsche Meilen entfernt ist. Man begann nun die Arbeiten auch von der Seite des Stillen Meeres her, wo man zuerst die Ebene von Panama, dann die Sümpfe von Corrisal und Correnden überschritt und weiterhin dem Thal des Rio Grande folgte. Am 27. Januar 1855 wurde, genau um Mitternacht, in tiefer Finsterniß und unter herabströmendem Regen, die letzte Schiene gelegt. Am folgenden Tage brauste der Dampfwagen von Meer zu Meer, das verrammelte Thor war geöffnet, die Mechanik unserer Tage hatte den höchsten Sieg errungen.

Dies ist die Geschichte der Panamabahn, wie ich sie auf der Fahrt von Portobello nach Aspinwall aus dem zuverlässigsten Munde hörte. Als das Dampfschiff vor der jüngsten Stadt der Landenge seinen Anker auswarf, umgaben mich lauter freundliche Bilder, die mit dem, was ich eben gehört

hatte, den wohlthuendsten Contrast bildeten. Wir kamen in der trockenen Jahreszeit an, wo die frühen Morgenstunden wahrhaft köstlich sind und die verrufene Luft auf den Geist wie auf den Körper einen erfrischenden Eindruck macht. Ein reicher Thau hatte den bunten Farben der Landschaft eine gewisse Tiefe verliehen und die Luft mit einer angenehmen Kühle gesättigt. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und der goldene Horizont im Osten, der da, wo er den Kamm der Berge berührte, mit einem tief purpurrothen Bande umsäumt war, sah wie eine ungeheuere Feuersbrunst aus und wurde weiter nach oben bleicher und bleicher, bis er mit dem kalten Blau über uns zusammenschmolz.

Mein erster Gang war nach der Uferstelle, wo die Eisenbahn die Insel verläßt und über die Meerenge zu den Sümpfen des Festlandes führt. Das Meer ist hier nicht breiter als 200 Ellen, erweitert sich aber gegen Osten zu einem kleinen Archipel, dessen Inseln wie Smaragden auf einem Spiegel aussehen. Gegen Westen dehnt sich ein weites Becken aus, das bloß durch einen schmalen Laubgürtel von den Gewässern der Bai getrennt wird. Die Küsten tragen überall einen dichten Mangelwald, der seine Zweige tief in's Wasser niederhängen läßt, und folgt man der Linie der Eisenbahn mit dem Auge, so sieht man ein undurchdringliches und scheinbar endloses Dickicht. Ueber die Meerenge führt ein Damm, der zuerst durch Pfähle und Flechtwerk hergestellt und später mit Schutt und Steinen ausgefüllt wurde. In der Mitte hat man eine offene Stelle mit einer Schleuse gelassen, um dem Wasser freien Durchgang zu verschaffen.

An dieser Stelle saß ein farbiger Knabe und fischte. Er mochte ein Dutzend Fische gefangen haben, die er an einer Schnur aufgereiht hatte. An Gestalt und Größe glichen sie dem sogenannten Sonnenfisch der amerikanischen Seen im Norden. Sie glänzten in allen Farben des Regenbogens. Einige waren hellblau mit silbernen und goldenen Streifen, bei andern liefen blaue Bänder über die Grundfarbe von Scharlach, noch andere hatten unregelmäßige dunkle Flecken auf silbernem Grunde, während einige ganz grün oder zart orangefarbig waren. Nicht zwei Fische hatten dieselbe Zeichnung, aber alle waren wunderschön, und der kleine Fischer schwang sie in der Luft herum, daß sie in der Sonne glitzerten, und rief dabei: „Blumen des Meers! Zwei Realen für alle zusammen!" Wegen des hübschen Namens, den er erfunden hatte, schenkte ich ihm ein kleines Silberstück.

Ich ging über den Damm, um den Versuch zu machen, ob ich, die Eisenbahnlinie verlassend, in den Wald eindringen könne. An Anstrengungen ließ ich es nicht fehlen, allein es war nicht möglich; nicht zehn Schritte kam ich vorwärts. Der Mangelbaum hat in seinem Wachsthum mit der indischen Banane Aehnlichkeit. Viele seiner Zweige hängen bis zum Boden nieder, treiben dort Wurzeln, wachsen nach oben zurück, indem sie sich mit den Zweigen verschlingen, und bilden so eine Wand, gegen die ohne das breite schwere Waldmesser dieser Gegenden nichts auszurichten ist. Der Indianer trägt diese Waffe daher stets und kann sie in der That auf keinem Gange entbehren. Mag er wachen oder schlafen, immer hat er seine geliebte Macheta bei sich, und man sieht sie sowohl bei Knaben von fünfzehn Jahren als bei graubärtigen Greisen. Wo die Zweige der Mangeln über dem Wasser hängen, sind sie häufig mit Schalthieren besetzt, in denen ich echte Austern erkannte. Sie sind klein, schmecken aber eben so gut als die besten Holsteiner. Zuweilen hingen an einem einzigen Busche mehrere Pfund. Legte man sie auf Bänke, so würden sie gewiß die gewöhnliche Größe des Thiers erreichen, denn ihre Kleinheit stammt offenbar bloß daher, daß sie bald in der Luft und bald im Wasser hängen.

Als ich mir für den nächsten Zug einen Eisenbahnschein kaufen wollte, fand ich Oberst Totten im Zimmer. Er machte mir den Vorschlag, mein Gepäck abzugeben und ihn auf einer Besichtigung der ganzen Linie zu begleiten, die er auf einem Handkarren vornehmen wollte. Ich schlug mit Freuden ein und hatte davon einen großen Genuß. Nach wenigen Minuten schon rollte der Karren, der niedrig war und etwa sechs Fuß im Geviert hielt, vor das Gebäude. Zwei stämmige Indianer, bis auf den Gürtel entblößt, standen hinten auf und drehten eine doppelte Kurbel, welche in die Räder eingriff. Vorn befand sich ein Sitz, dessen Tritt grade hoch genug war, um die Füße vor jeder Berührung mit dem Boden zu schützen. Mit einem solchen Karren legt man in der Stunde zwei bis drei deutsche Meilen zurück. Die Bewegung ist die angenehmste von der Welt,

denn da man die bewegende Kraft nicht sieht, so glaubt man zu fliegen. Hat man dabei angenehme Gesellschafter und einen schönen Tag, so läßt sich kaum ein größeres Vergnügen denken.

Strain, der Führer der unglücklichen Expedition von Darien. Eine eigenthümliche Schicksalsfügung wollte, daß er fast zu dem Schauplatze seiner entsetzlichen Leiden zurückkehren mußte, um hier sein Grab zu finden.



Der Handwagen.

Zuerst fuhren wir durch den Sumpf, dann folgte der hohe Wald des Hoffnungsberges, eines vortretenden Rückens mit tiefen Einschnitten. Zur Linken, in der Nähe des Gipfels, bezeichnen weiße Flecken die Lage des Kirchhofs, der hier während der Arbeiten errichtet wurde. Dichtes Laubwerk umgibt ihn von allen Seiten und über den Grabsteinen schaukeln die Kronen von Palmen in der Luft. Viele der Gräber sind mit dichtem Grase bewachsen, aber es gibt auch frische Hügel, und unter einem derselben ruht Auf diesen Berg, der hier und da geklärt ist und Spuren frischen Anbaues trägt, folgt wieder Sumpf, und die Wunder der Pflanzenwelt entwickeln sich.

Man hat einen festen Damm gebaut und den Wald zu beiden Seiten fünfzig Fuß breit niedergehauen. Auf diesen offenen Stellen haben sich üppige Wasserpflanzen angesiedelt, unter deren breiten glänzenden Blättern Tausende von Callas und von langen Sumpflilien mit schmalen Kelchblättern hervorstreben und die Luft mit Wohlgeruch er-

füllen. Die niedrige und junge Pflanzenwelt längs der Bahn wird von einer alten Vegetation begrenzt, deren Mannigfaltigkeit und Ueppigkeit jeder Beschreibung spottet. Schlanke und hohe Palmen, von deren Kronen rothe und gelbe Büschel lang niederhängen, kleine und dicke Palmen, deren Stamm sich kaum über den Schlamm erhebt, aber anmuthig gefiederte Blätter sechs Ellen hoch emporschickt, große Cedern und Espabebäume, Riesen, die erst in einer Höhe von hundert Fuß starke Zweige aussenden, die sich über die Lichtung hinüber fast in einander verschlingen, während der Hauptstamm mit dicken Weinreben und mit Schmarotzerpflanzen bedeckt ist — diese und viele andere Arten sind so eng in einander verschlungen, daß das Auge sich vergeblich abmüht, in die Tiefen des Waldes einzudringen.

Die große Zahl und die Mannigfaltigkeit der Schmarotzerpflanzen lenkte meine Aufmerksamkeit besonders auf sich. Fast jeder Baum und Strauch trug einige dieser verrätherischen Blutegel, die in Form und Größe wunderbar wechselten. Bald waren es einfache Grasbüschel, bald ungeheure Gewächse mit Zweigen, welche jene des Opfers häufig an Größe übertrafen. Eine dieser Pflanzen hatte sich rund um einen starken Baum gewunden und ihn ausgesogen. Der Baum war eine bloße Schale geworden, stand aber noch aufrecht, und der Mörder hatte die Form des Opfers so vollständig angenommen, daß man nur durch einige Lücken hindurch wahrnahm, es sei darunter ein anderer Stamm vorhanden. Viele Schmarotzer tragen schöne und wohlriechende Blumen. Eigenthümlich ist eine Art, deren Samen von Vögeln auf die höchsten Bäume getragen wird und nach unten lange Ranken treibt, welche ohne einen einzigen Nebenschößling die Erde erreichen, Wurzeln treiben und sich bis zu einem Durchmesser von fünf bis sechs Zoll ausdehnen. Durch diese Ranken, die dem Takelwerk eines Schiffs zu vergleichen sind, wird mancher abgestorbene Baum in seiner Lage erhalten. Die dünnern derselben werden von den Eingebornen als Seile benutzt. Denkt



Der Hoffnungsberg.

man sich zu diesen eigenthümlichen Erscheinungen Weinreben und schön blühende Kriechpflanzen hinzu, die in reichen Gewinden von den Zweigen niederhängen, so hat man ein ungefähres Bild der tropischen Pflanzenwelt. Fast in jedem Augenblicke zeigen sich neue und seltsamere Gestalten, so daß des Staunens und Bewunderns kein Ende wird.

Nach drei Viertelmeilen fuhren wir über einen Arm des kleinen und trägfließenden Mindi. Sein Wasser wird von überhängenden Pflanzen fast verhüllt und soll eine Menge von Alligatoren ernähren. An seinem Ufer wächst der schlanke und anmuthige Bambus, der Riese unter den Gräsern, und fügt der Schönheit der Landschaft einen neuen Reiz hinzu. In der Nähe der Straße befindet sich einiges urbare Land, daß man zur Anlage von kleinen Gärtchen benutzt hat. Man pflanzt darin Mais, Zuckerrohr und Bananen, doch indem man dieses neue Bild in sich aufnehmen will, ist man bereits vorüber und wieder im Walde.

Unter den Bäumen tritt nun die Palmenart auf, von der man das Palmöl des Handels gewinnt. Sie unterscheidet sich von der Art, die ich vorhin beschrieb, dadurch, daß sie größer ist und statt der hellen Büschel ungeheure Klumpen scharlachrother Nüsse von der Größe einer Citrone trägt. Diese Klumpen treten, an einem einzigen Stengel hängend, unmittelbar unter den Blättern hervor und bilden mit dem Grün derselben den schönsten Contrast. Auf hohem Eisenbahndamm übersahen wir den Wald mit unbeschreiblichem Genuß, aber was empfanden wohl die Erbauer, die unten im Schlamm wühlten und ihr Leben auf's Spiel setzten?

Etwas nach zehn Uhr traten wir aus dem Sumpf und kamen auf das östliche Ufer des fünfzig Ellen breiten Chagres, der eine große Krümmung macht und dadurch schöne Aussichten in die dichten Wälder seiner Ufer gewährt. Nun folgt eine Reihe niedriger Hügel, die zu der Station Gatun geleiten. Die alte Stadt, d. h. ein Haufen von höchstens fünfzig Hütten, deren ganzes Material aus Rohr und Palmblättern besteht, liegt am jenseitigen Ufer des Flusses, am Rande einer ausgedehnten Grasebene. Die neue Stadt verdankt ihre Entstehung weniger der Eisenbahn, als der Schifffahrt, die hier eine Zeit lang, nach der Entdeckung des californischen Goldes, lebhaft im Gange war. Es gab Tage, wo hier vier Eier mit einem Dollar bezahlt wurden und eine Hängematte für eine Nacht nicht unter zwei Dollar zu haben war.

Vom Chagres gelangt man an einen seiner Nebenflüsse, den Gatun, über den eine eiserne Brücke von 97 Fuß Spannung führt. Nicht lange und über dem dichten Walde treten zwei Kegelberge hervor, Tiger und Löwe genannt, die ebenfalls über und über mit Grün bekleidet sind und das Auge durch ihre regelmäßige Form überraschen. Von Zeit zu Zeit begegneten uns kleine Haufen von Indianern, denen die Pflicht oblag, die Linie mit ihren Messern von Pflanzen rein zu halten. Man spricht gewöhnlich nur von den Nachtheilen, die das üppige Pflanzenleben der Tropen der Eisenbahn bringe, und diese Nachtheile sind in der That vorhanden. Es gibt jedoch auch einen Vortheil, der Manches ausgleicht. Dieselben Pflanzen, deren Zweige man nicht dulden darf, treiben unter der Erde mit gleicher Kraft Wurzeln, die sich in einander verschlingen und dadurch den Dämmen und Böschungen Festigkeit verleihen.

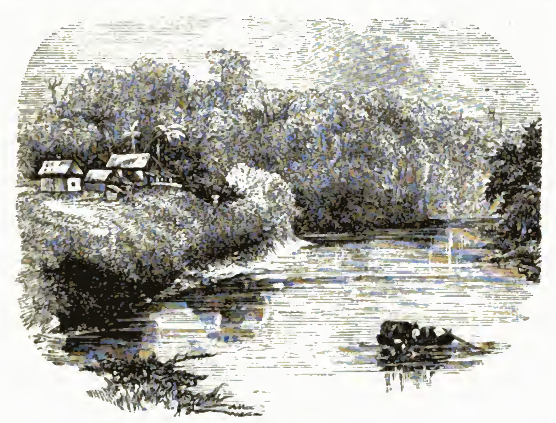
Am Fuße des Löwenberges liegt die zweite Station, zwischen welcher und der dritten, Ahorca Lagarto genannt, der Charakter des Pflanzenwuchses ein anderer wird. Es herrschen Wasserpflanzen vor, Rohrarten, Lilien von verschiedenen Gattungen, niedrige Palmen in großer Mannigfaltigkeit und strauchartige Mangeln. Wo längs der Bahn dunkle Teiche sichtbar werden, entfalten sich diese Pflanzen mit der größten Ueppigkeit. Bei der nächsten Station, wo wieder eigentlicher Wald beginnt, wurde ich auf einen Baumriesen aufmerksam gemacht, eine mächtige Leiba, die unter dem Namen „Stephens' Baum“ bekannt ist. Dieser Titan der Tropen mißt an seinem Fuße nicht weniger als fünf Ellen im Durchmesser, wobei freilich die Wurzeln mit gezählt sind, die auf jeder Seite gleich Strebepfeilern hervortreten. Er erhebt sich ohne Zweig hundert Fuß hoch und trägt ein Laubdach von vollen fünfzig Ellen im Durchmesser. Weinreben schmücken seinen Stamm, schlingen sich an seinen Zweigen fort und hängen von oben wie ein Vorhang auf die umstehenden Bäume nieder. Mehrere der letztern waren von Orchideen ganz überzogen, und auf dem Boden bildeten scharlachrothe und purpurne Passionsblumen in Verein mit zarten Sensitiven einen Teppich.

Während unserer Fahrt waren wir zuweilen von dem süßen Gesang von Vögeln

erfreut worden, oder hatten das schrille Geschrei des Papagei's und des Tukans gehört. Jetzt stand die Sonne ihrem Scheitelpunkte nahe, ihre Strahlen verbreiteten eine fast erstickende Hitze und das tiefste Schweigen herrschte ringsum. Alles Lebendige hatte den dichtesten Schatten des Waldes aufgesucht, selbst den zitternden Blättern schien vor der glühenden Hitze zu schaudern, aber unsere Eingebornen, die in der vollen Sonne arbeiteten, waren nach einer halbstündigen Rast wieder ganz frisch.

Die Eisenbahn führte zu einem Gegenstande, der wie eine von Grün überwucherte alte Stadt aussah. Rechts und links zeigten sich Mauern, Thürme, schlanke Säulen und gothische Bogen, und es bedurfte einer gewissen Anstrengung, ehe ich mich überzeugte, daß die Natur dieses sonderbare Schauspiel mit verschwenderischer und phantastischer Hand aus Myriaden von Winden geschaffen habe. Ganze Baumgruppen waren von ihnen so bedeckt, daß sie wie mächtige Festungswerke aussahen, Palmstämme von dreißig bis vierzig Fuß Höhe gestalteten sich zu hohen und festen Säulen von lauter Blätterwerk, und wenn sie sich gegen einander neigten, so wurden gothische Bogen daraus. So dicht war dieses Gewebe von Schmarotzerpflanzen, daß auf einem Raume von mehrern Ackern nicht ein Baum, ja nicht ein Zweig zu erkennen war, und dabei war das Ganze von glänzenden blauen Blumen, welche die Form von Trompeten hatten, wie durchflochten.

Wir flogen bei der grünen Stadt rasch vorbei, worauf zu unserer Linken eine dicht bewaldete Hügelkette sich zeigte, der wir folgten und die Station Bujio Soldado erreichten. Der Chagres, den man zur Rechten hat, gewährt hier abermals schöne Aussichten. Bei einem Steinbruch vorbei, in dem vierzig Indianer arbeiteten, gelangten wir zu einem reizenden Landhause, das am steilen Flußufer liegt, von einem Garten mit Blumen und Früchten umgeben und von einer Palme beschattet. Hier hat J. L. Stephens, der berühmte Reisende und Schriftsteller, in seinen Mußestunden gelebt. Die üppige Schönheit der Landschaft hatte so viel Anziehendes für ihn, daß er zu diesem stillen Plätzchen immer zurückkehrte, so oft seine Geschäfte es ihm erlaubten. Das Landhaus und jener Baumriese, von dem ich früher sprach, sind nach ihm benannt worden.



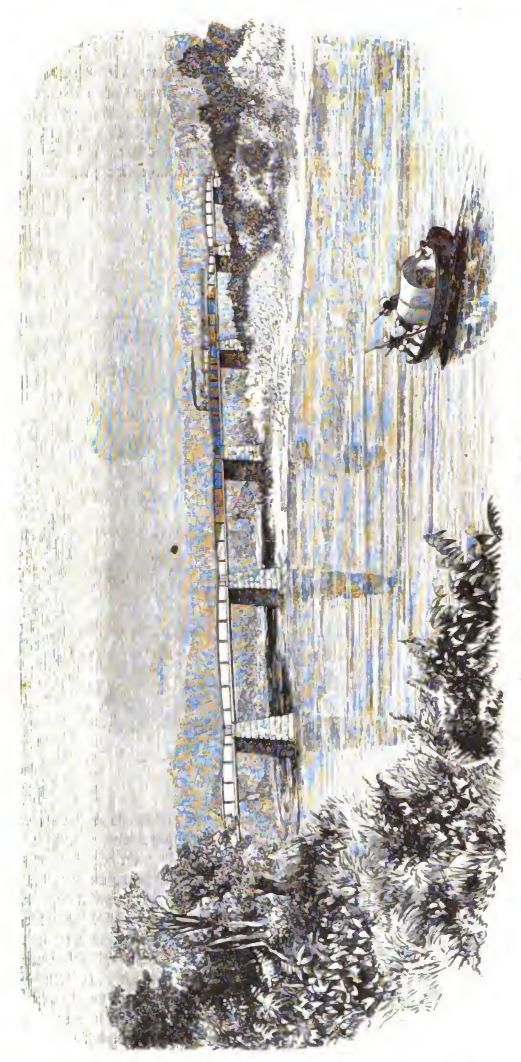
Stephens' Landhaus.

Bis zur Station Bueno Vistita, zu deutsch: hübsche kleine Aussicht, schlängelt sich die Bahn in einem gewundenen Thale fort. Die Stadt, bei der die Station erbaut worden ist, würde in Deutschland nicht einmal den Namen eines Dorfes erhalten. Sie besteht aus dreißig, höchstens vierzig Rohrhütten, neben denen kleine Gärten der rohe-



Stephens' Baum.

sten Art liegen. Ein paar Indianerinnen, im bloßen Kopfe, aber mit langen Kattunkleidern und alle mit einem nackten Kinde auf der Hüfte, repräsentirten die Bevölkerung, während die Thierwelt durch Schweine und Hühner vertreten wurde. Ich habe hier einen Unterschied gemacht, der in der Wirklichkeit nicht hervortrat, denn Menschen und Thiere lebten mit und durch einander und zwischen ihnen schien die völligste Eintracht zu bestehen. An das reine wilde Blut darf man bei dem Indianer nicht denken. Die Bevölkerung



Die Brücke über den Chagres bei Barbacoas.

besteht vielmehr aus Mestizen, neben denen Neger und Mulatten vorkommen. Stammen diese von den alten spanischen Sclaven der Provinz ab, so sind sie friedlich, wanderten sie aber aus Carthogena und Jamaika ein, so hat man sich vor ihnen zu hüten.

Die folgende Station heißt Frijoli. In dem anstoßenden Garten stritten Rosen, Rhododendren, Nelken, Stiefmütterchen und andere Blumen unserer nördlichen Klimate mit den Orchideen, Fuchsien und Passionsblumen der Tropen um den Vorrang, und es gab außerdem Rettige, Kopfsalat und Gurken, die keine Mitbewerber hatten.

Der erste Gegenstand, den wir beim Eintreten in die Gartenthür bemerkten, war eine kleine Boa Constrictor von 10 Fuß Länge, die mitten im Wege lag. Mich schauderte, aber zu meiner großen Beruhigung sah ich im Nacken des Unthiers zwei tiefe Messerschnitte. Die Schlange war todt, bloß der Schwanz bewegte sich noch, allein diese Bewegung reichte hin, uns einen weiten Umweg machen zu lassen. Der Besitzer des Gartens, Herr M'Cellan, ein auf der ganzen Landenge berühmter Sammler, war für den Mittag unser Wirth. Wir fanden ihn in einer bedeutenden Aufregung, die wir einer Begegnung mit der Schlange zuschrieben. Wir irrten jedoch; ein so alltägliches Ereigniß würde ihn nicht aus der Fassung gebracht haben. Seine Erregung kam daher, daß er wenige Ellen von seinem Hause eine seltene Colibriart beim Bauen des Nestes überrascht hatte. Seine Begeisterung steckte uns an und wir folgten ihm zu einigen niedrigen Palmen, wo wir, nachdem wir ein paar Zweige aus einander gebogen hatten, einen Colibri an einem Palmblatt arbeiten sahen. Das Blatt hatte ziemlich eine Kreisform angenommen, in die der kleine Vogel es gezwängt haben mußte. Wie staunten wir, als wir gewahrten, daß er das Ende des Blattes mit kleinen Erdhaufen beschwert und es so niedergebogen hatte. Er besaß nun ein gewölbtes Dach, das er durch Fäden aus den Fibern der Palmblätter be-



Basaltfelsen.

festigte und in seiner Lage erhielt. Eben hatte er das Nest an der innern Seite begonnen.

Unserm Wirth verdankte ich die Notiz, daß es auch einen singenden Colibri von dunkelbrauner Farbe gibt. Sein Gesang gleicht dem des Zaunkönigs, klingt aber lieblicher. Hier sah ich einen lebenden Tukan, einen Vogel mit dunkelrother Brust von der Größe einer Taube, mit einem tief eingezackten Schnabel von 7 Zoll Länge. Er frißt auf eine sonderbare Weise. Er pickt einen Bissen auf, wirft ihn eine halbe Elle in die Höhe und fängt ihn mit weit aufgesperrtem Schnabel auf. Wenn er trinkt, fährt er mit dem Schnabel so über das Wasser hin, daß es aussieht, als mache er das Zeichen des Kreuzes.

Bei Barbacoas sahen wir den Chagres wieder und überschritten ihn jetzt auf einer Brücke, die zu den schönsten und größten Eisenbrücken der Welt gehört. Sie hat sechs Bogen, von denen jeder 100 Fuß breit ist, und der ganze Bau ruht auf fünf Pfeilern und zwei Widerlagern, die so fest sind, daß die Zeit ihnen nichts wird anhaben können.

Jenseits des Flusses tritt die Eisenbahn auf eine offene Grasebene hinaus, die von hohen und steilen Bergen begrenzt wird. Der Fluß, der eine Krümmung in Hufeisenform macht, trägt an seinen Ufern Palmen und riesige Kautschukbäume. Diese Ebene soll von den Jesuiten schon vor einem Jahrhundert bebaut worden sein.

Die nächsten Stationen San Pablo, Mami und Gorgona bieten nichts Bemerkenswerthes dar. Gorgona war in der ersten Zeit des californischen Goldfiebers ein Rastplatz der Reisenden, der mehr berüchtigt als berühmt war. Man fand hier rohe Ochsenhäute, auf denen man schlafen konnte, wenn der Regen und die Insecten es erlaubten, und am nächsten Morgen gab es Bananen und getrocknetes Fleisch. Wir hatten jetzt die Gegend erreicht, die am wenigsten durch landschaftliche Schönheit ausgezeichnet, aber wegen der ungeheuern Arbeiten, welche der Eisenbahnbau nöthig machte, geschichtlich merkwürdig ist. Die höchste Steigung beginnt indessen erst jenseits der Station Obispo, wo sie 60 Fuß auf die englische Meile beträgt. Auf dieser ganzen Strecke sieht man das



Station Paraiso.

Denkmal, welches 1855 nach Vollendung der Bahn auf der Spitze des höchsten und schönsten Berges errichtet wurde. Noch eine Station weiter, und man ist auf dem Gipfel, also auf dem Punkte, wo das Land nach beiden Meeren hin abfällt. Noch 1854 mußten die Reisenden hier aussteigen und auf Maulthieren, in der nassen Jahreszeit wahren Wasserfluthen und im Sommer einer brennenden Hitze ausgesetzt, durch reißende Bergströme, am Rande tiefer Abgründe und über steile Berge, in fortwährender Furcht vor den Räubern, welche damals diese Gegend unsicher machten, reiten, bis sie nach 24 Stunden das nicht einmal drei deutsche Meilen entfernte Panama erreichten. In jenen Tagen war die Station Culebra ein blühender Platz mit drei Gasthöfen, die aus Nordamerika eingeführt worden waren und in denen oft tausend Menschen, Männer, Frauen und Kinder durch einander, für eine Nacht Unterkommen fanden. Dieser Glanz ist jetzt verschwunden, und nur einige Inschriften an den halb zerfallenen Häusern, welche Einladungen an die Reisenden enthalten, erinnern daran.

Wir befanden uns jetzt auf dem Abhange der Seite des Stillen Meeres. Die Neigung war eine beträchtliche und die Landschaft nahm einen höchst kühnen und pittoresken Charakter an. Aus den unregelmäßigen Bergreihen, die das obere Thal des Rio Grande umgeben, steigen überall hohe Bergkegel empor. Unser Weg führte durch die Vorsprünge der Felsen, nicht selten hart am Abgrunde vorbei, über hohe Dämme und durch tiefe Einschnitte hin. Mit den Schönheiten der Pflanzenwelt verbinden sich geologische Merkwürdigkeiten. Der Basalt, der fast überall in senkrechten Säulen aufsteigt, erscheint hier in wagerechten Lagern, oder hängt in einem Winkel von 40 Grad nieder. Diese Abweichung ist nicht das einzige Zeichen, daß gewaltige und verhältnißmäßig junge vulcanische Kräfte auf der Landenge thätig gewesen sind. Alle Felsen verrathen ihren Ursprung durch Feuer und hoch oben auf ihren Gipfeln sammelt man Corallen und Muscheln.

Weiterhin wird das Land wellenförmig und bildet das schöne Thal des Paradieses, dessen Name für die Station Paraiso gewählt worden ist; noch etwas weiter, und man befindet sich zwischen Niederungen und Sümpfen, wo der Berg, an dessen Fuß Panama liegt, und der Hügel der Buccaniere sichtbar werden. Mit den Sümpfen wechseln Grasebenen, drei kleine Flüsse werden auf Brücken überschritten und schon zeigt sich der Domthurm von Panama, die zerbröckelten Mauern der Stadt treten in Sicht, durch einige Lücken im Laubwerk der Landschaft blitzen die Wellen des Stillen Meers. Die letzten fünf Minuten verstreichen rasch. Wir sind am Ziel und treten in das geräumige Zimmer der Eisenbahngesellschaft ein.

(Schluß folgt.)

Ueber
die Einheit des Menschengeschlechts.
Von
M. J. Schleiden.

Eine erst kürzlich aus Europa nach St. Thomas gekommene Kammerjungfer machte ihre Herrin, als diese eben zum letzten Act des Deshabillements schreiten wollte, darauf aufmerksam, daß ein Mann im Zimmer sei. — „Ein Mann? Wo denn?“ erhielt sie zur Antwort, „ich sehe nur einen Neger.“ — Die dieser Antwort zum Grunde liegende Ansicht, die sich am schärfsten bei den spanischen Creolinnen ausprägt, welche die Gegenwart eines Negers fast mit größerer Gleichgiltigkeit behandeln als die eines Katers oder eines Hahns, ist nun keineswegs nur eine hochmüthige Laune der stolzen, weißen Amerikanerinnen, sie liegt vielmehr, weit verbreitet und fast systematisch ausgebildet, den Beurtheilungen der meisten Sclavenbesitzer zum Grunde, hat von daher in neuerer Zeit auch ihren Weg in die ernste Wissenschaft gefunden und insbesondere haben nordamerikanische Forscher und vor allen Nott und Glibdon, letztere nicht immer in der lautersten Weise, das Recht der Sclaverei aus naturwissenschaftlichen Grundlagen zu erweisen gesucht. Aber es ist auch von diesem speciellen Punkte aus eine lebhafte Verhandlung über eine Reihe von Fragen angeregt worden, die für alle unsere Naturauffassung überhaupt von tiefer Bedeutung sind.

Bleiben wir aber auch nur bei der Anwendung stehen, die wir von den in Frage gestellten Principien auf das Menschengeschlecht zu machen haben, so ist klar, daß diese Untersuchung unser höchstes Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet ist, daß die Entscheidung der hier aufzuwerfenden Fragen tief eingreift

in die Gestaltung der socialen und politischen Verhältnisse auf der Erde, und uns bestimmte Maßstäbe zur Beurtheilung welthistorischer Erscheinungen und Handlungen darbieten kann. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß, wenn wir von Menschen als unsern Brüdern, von unveräußerlichen Menschenrechten und Pflichten der Menschlichkeit reden, wir dabei immer voraussetzen, daß es sich dabei nur um unseres Gleichen, nur um Menschen unserer Art handelt, und daß wir durchaus nicht geneigt sind noch uns verpflichtet fühlen würden, selbst dem menschenähnlichsten Affen irgend eine sociale oder politische Berechtigung, geschweige denn Gleichstellung zuzugestehen.

Wenn es sich also um den Kreis handelt, innerhalb welches wir unsere Humanitätsbegriffe zur Geltung bringen wollen, so können wir uns der strengen Beantwortung der Frage nicht wohl entziehen: Sind denn auch alle, die mit gewissen allgemeinen Aehnlichkeiten uns als unsere Brüder präsentirt werden, wirklich unseres Geschlechts, wirklich unseres Gleichen, oder gehören sie einer anderen Art an, die dann dem eigentlichen Menschen, wie jedes andere Thier, nicht als Person, sondern als Sache zu beliebigem nur in der Form durch die eigene sittliche Würde beschränktem Gebrauche gegenüber stehen würde?

Die endgiltige Antwort auf diese Frage hat allein die Wissenschaft zu geben, sei es nun sogleich, wenn sie sich dazu schon für reif hält, oder dermaleinst, wenn sie den Umfang von Erfahrungen und Kenntnissen gesammelt hat, der zur endlichen Entscheidung dieser Frage die Grundlagen darbieten muß. Bis die Wissenschaft ruhig und unparteiisch gesprochen hat, wird aber das Leben es sich keineswegs nehmen lassen, da, wo die Frage irgendwie mit seinen realen Verhältnissen in Collision kommt, diese Frage vorläufig für sich factisch zu entscheiden und dabei werden sich dann nach den mannigfachsten, sich immer kreuzenden Interessen der Selbstsucht, des Eigennutzes, sowie nach den verschiedenen Standpunkten der Unwissenheit und Beschränktheit, oder des Wissens und der Geistesfreiheit die verschiedenartigsten Parteiantworten ergeben, die unter einander sich befeinden, mit einseitiger Leidenschaft vertheidigt und angegriffen werden. Es ist Sache des Gebildeten, bei solchem Kampfe streitender Interessen sich seine Freiheit des Urtheils zu wahren und mit ruhiger Prüfung die Gründe abzuwägen, die ihn auf die eine oder andere Seite führen, oder bestimmen können, vorläufig dem Streite parteilos zuzuschauen. Die folgenden Mittheilungen sollen dazu beitragen, wenn auch nicht die Frage selbst zur Entscheidung zu bringen, wozu eine so kurze Abhandlung nicht hinreichen möchte, sondern nur zu zeigen, wie umfangreich der Stoff ist, der beherrscht werden muß, wenn man sich ein wohl begründetes Urtheil in dieser Sache verschaffen will.

Indem wir uns die Frage stellen: „Gehören alle sogenannten Menschen wirklich einer Art an oder nicht?" tritt uns zunächst ein Wort entgegen, mit welchem gewiß verschiedene Menschen ganz verschiedene Begriffe verbinden und wobei gar manche wohl kaum sich Rechenschaft gegeben haben, was sie eigentlich mit dem Worte bezeichnen wollen. Ich meine das Wort „Art." — Ich will hier gleich bemerken, daß kein Laie sich zu schämen hat, wenn er mit diesem Worte keine ganz klare Vorstellung verbindet, denn „was Art sei, wie die Artverschiedenheit oder -gleichheit zu erkennen, ob es überhaupt Arten in der Natur gebe?" ist grade gegenwärtig ein Gegenstand umfassender Erörterungen in der Wissenschaft und die eben erwähnten Fragen werden von gleich ausgezeichneten Forschern in sehr verschiedenem Sinne beantwortet. Da aber der Fortgang meiner Betrachtungen ganz dadurch bedingt ist, daß meine Leser genau wissen, wie ich den fraglichen Begriff auffasse, so müssen sie sich schon gefallen lassen, daß ich mit einer kleinen logischen Erörterung beginne, und ich setze dabei voraus, daß es selbst dem schönern Geschlechte nicht uninteressant sein wird, einmal einige Blicke in die geheime Werkstatt ihrer eignen Seele zu werfen, die häufig selbst dem gebildeten Menschen bei Weitem weniger bekannt ist, als sein sollte.

Jedermann weiß, daß wir in unserer Sprache Eigennamen und Nennwörter unterscheiden. Mit dem Eigennamen, z. B. Hamburg, Friedenstein, Rheinfall bezeichnen wir einen wirklichen Gegenstand unserer Anschauung, mit dem uns nur eigne sinnliche Wahrnehmung bekannt machen kann, jede Beschreibung würde immer eine unvollständige, häufig eine falsche Vorstellung der Sache erwecken. Ganz anders aber verhält es sich mit den Nennwörtern, z. B. Stuhl, Linde, Elephant. Mit dem Worte „Linde" z. B. bezeichnen wir kein einzelnes, wirkliches Ding. Vielleicht sah Einer zuerst die schöne, große Linde auf Klopstock's Grabe, das Bild derselben wurde

von seinem Gedächtnisse aufgenommen; später trat er an den alten ehrwürdigen Baum von Neustadt in Würtemberg heran, ein zweites Bild prägte sich ihm ein; dann folgte ein drittes, viertes und so fort, bis das Gedächtniß sich weigerte, alle die einzelnen Bilder noch festzuhalten. Es ist aber bekanntes Gesetz des Gedächtnisses, daß das öfter Wiederholte sich leichter und fester einprägt als das, was nur einzeln oder selten sich darbietet, darauf beruht ja grade unsere Methode des Auswendiglernens. Die einzelnen Linden, die wir gesehen, waren nun völlig verschieden in Größe, Breite, Dicke des Stammes, Zahl und Anordnung der Zweige und Blätter u. s. w. Diese immer nur einmal vorkommenden Verhältnisse entfallen also, besondere ausgezeichnete Fälle abgerechnet, dem Gedächtnisse; aber die Form des herzförmigen, am Rand gezackten, kurz zugespitzten Blattes, die eigenthümliche Vereinigung der Blüthen auf einem länglich zungenförmigen Blättchen, ihre Farbe, auch eine gewisse zierliche Abrundung der Blättergruppe, eine gewisse Farbe der Rinde und so weiter, lauter Erscheinungen, die sich bei jeder einzelnen Linde wiederholen, prägen sich unverlöschbar dem Gedächtnisse ein und aus diesem Schatze bildet sich die Einbildungskraft eine Art Nebelbild, welches wir „Linde“ nennen. Ich nenne es Nebelbild, denn in der Wirklichkeit ist es in der That nicht vorhanden, ja es ist nicht einmal ein ganz fertiges Nebelbild und enthält gar viele völlig unausgeführte Striche und Züge. Läßt sich doch eine Linde so im Allgemeinen mit unbestimmter Dicke des Stammes und der Krone, unbestimmter Zahl der Zweige und Blätter gar nicht darstellen oder auch nur dargestellt denken. Denn so wie wir diese Unbestimmtheiten zeichnend bestimmen und ausführen, so ist das Bild nicht mehr eine Linde im Allgemeinen, sondern eine einzelne ganz bestimmte Linde, die sich von allen übrigen in einer Menge von Einzelheiten unterscheidet. Nun ist aber klar, daß Menschen sich gar nicht über Linden mit einander unterhalten könnten, wenn in ihrer Seele nur die unzähligen Bilder aller einzelnen Linden vorhanden wären, die ich dem Andern weder vorzeigen noch auch durch die endloseste Beschreibung vollständig vorführen könnte, während ich nur jenes Nebelbild „Linde“ zu nennen brauche, um gewiß zu sein, daß ein Anderer dabei an ein, wenn auch nicht gleiches, doch so ähnliches Nebelbild denkt, daß ein Zweifel über den Gegenstand unserer Unterhaltung nicht mehr stattfinden kann. — So geht es aber nun mit der Bildung aller Nennwörter in der Sprache zu und allein dadurch gewinnen wir die Möglichkeit geistiger Mittheilung unter den Menschen. Doch so wie wir weitere Erfahrungen machen, erhalten wir neben einander die Bilder der Winterlinde, Sommerlinde, der weißblättrigen Linde und so fort und indem wir diese alle neben einander in der Einbildungskraft festhalten, gestaltet sich durch denselben psychologischen Vorgang, den ich eben geschildert, das weitere und unbestimmter gezeichnete Bild von „Linde,“ dem sich die schon etwas bestimmter gezeichneten Bilder von Winterlinde, Sommerlinde u. s. w. unterordnen. Wir nennen nun diese erweiterte Zeichnung „ein Geschlechtsbild,“ die bestimmtern dagegen „Artenbilder.“ — Nun reihen sich aber an die Linde die Bilder der Kastannie, Erle, Eiche, Buche und wir erheben uns zu dem Ordnungsbilde des Laubholzes, dann mit den Nadelhölzern zusammen zum Classenbilde des Baumes, dieses mit Gräsern, Kräutern u. s. w. vereinigt gibt uns dann das höchst allgemeine Bild der Pflanze. — So zeigt sich uns zugleich in allen diesen Bildern eine gewisse Abstufung, wie in einem wohlgeordneten Staate, indem sie, einander übergeordnet, ein immer größeres Gebiet umfassen, wie in Familie, Gemeinde, Kreis, Landschaft, Staat. Das speciellste Bild, das Artbild, umfaßt die Einzelwesen selbst, die Bilder weitern Umfangs umfassen zunächst nur wiederum Bilder.

Je weiter der Mensch aber in Kenntnissen fortschreitet, je mehr sich die Zahl der Einzeldinge, die er kennen lernt, vergrößert, desto wichtiger wird es ihm, um in seinen Kenntnissen Ordnung zu halten und sie beherrschen zu können, daß er alle Unbestimmtheit und Unsicherheit möglichst entfernt. Es fragt sich also, was eigentlich die Merkmale sind, die sich in dem unbestimmten Bilde der Winterlinde vereinigt haben. Dabei findet sich dann vielleicht, daß das Bild noch manche einzelne Züge trug, die unwesentlich waren, daß vielleicht sogar ein oder der andere wesentliche Zug in demselben gefehlt hatte. Das Alles wird nun durch Nachdenken corrigirt, und indem der Mensch sich mit Bewußtsein alle die einzelnen Merkmale zusammenstellt, die zur Winterlinde gehören, erhebt er das Bild zum Begriff, das Artbild zum Artbegriff. — Deutliche Begriffe an die Stelle jener Nebelbilder zu setzen, ist die Aufgabe des Gebildeten,

je weiter er damit fortschreitet, desto gebildeter wird er; denn nur beiläufig will ich bemerken, daß ich hier nur des Folgenden wegen ein Beispiel aus der Natur entlehnt habe, es verhält sich nämlich durchaus nicht anders mit andern Nennwörtern, wie Buchstabe, Wort, Sprache oder That, Tugend, Weisheit u. s. w., die der gebildete Mensch sich von unbestimmten trüben Vorstellungen zu klar gedachten deutlichen Begriffen erheben soll.

Bei der dem Menschen überlegenen Größe der Welt und der Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Gegenstände ist aber der einzelne noch so Gebildete der ganzen Aufgabe nicht gewachsen und es tritt auch hier Theilung der Arbeit ein. Der Mineralog, der Botaniker, der Zoolog, indem er uns in seinem System die Arten aufstellt und durch deutliche Darlegung ihrer Merkmale bestimmt, thut nichts Anderes, als daß er mit Anwendung aller seiner Geisteskräfte das fortsetzt und in einem bestimmten Umfang vollendet, was jeder Gebildete, soweit Zeit und Kräfte reichen, auch schon gethan hat, ja selbst der Ungebildete bis zu einer gewissen Stufe und wenn auch vielleicht in geringem Umfange thun muß.

Und eben weil auch der Ungebildete an dieser Arbeit theilnehmen, schon der Jäger Hund, Wolf und Fuchs, der Hirt Rind, Schaf, Ziege, Pferd und Esel unterscheiden muß, ist bereits ein großes Stück dieser Arbeit gethan, ehe ein geistreicher und tieferer Denker sein Auge in das eigene Innere senkt und den so eben erörterten psychischen Mechanismus erforscht, der den Menschen zur Bildung der Artbegriffe führt. Wer diesen innern Vorgang nicht beobachtet hat und wie so vieles Andere im Geistesleben nicht mit dem aufmerkenden Bewußtsein begleitete, dem haben diese Artbegriffe etwas Geheimnißvolles, diese Luftbilder, denen kein wirkliches Ding entspricht und die doch auf alles Wirkliche passen. — Zunächst drängt sich der Gedanke auf, es stammten diese Begriffe so gut wie die Kenntniß der Einzelwesen selbst aus der Außenwelt, und man beginnt nun die Arten auf den verschiedensten Wegen in der Natur selbst zu suchen. Dieser Irrweg hat sich durch die ganze Geschichte der Menschheit hingezogen und die Nichtbeachtung jenes einfachen psychologischen Vorgangs ist der Grundstein, auf dem gar viele philosophische Systeme erbaut sind, ja der Grund, der noch jetzt die Denker häufig nicht zum gegenseitigen Verständniß kommen läßt. — Die Frage: „Ob die Arten in der Natur vorhanden sind, oder ob sie, wie oben entwickelt wurde, Begriffe von subjectivem, psychologischem Ursprung sind?“ muß eigentlich jeder naturwissenschaftlichen Forschung zu Grunde gelegt werden und ihre Beantwortung greift in der Anwendung auf das Menschengeschlecht tief in unsere socialen und politischen Verhältnisse ein.

Gar Viele machen sich die Sache sehr leicht, nehmen von Eltern, Lehrern, Standesgenossen irgend eine Entscheidung an und ignoriren dann muthig Alles, was ihrer vorgefaßten Ansicht widerspricht, am allermeisten aber da, wo, wie in der Sclavenfrage, auch die gemeinen Interessen des Lebens bei der endlichen Entscheidung so wesentlich betheiligt scheinen.

Soll man die Arten als in der Natur selbst vorhanden anerkennen, so müssen sie in derselben etwas Feststehendes sein, Typen, die in gleicher Weise immer wiederkehren, die sich durch die Fortpflanzung erhalten und die sich vielleicht durch Aussterben eines Stammes vermindern, aber nicht vermehren. Darüber sind denn auch alle Forscher einig und es gilt als unantastbares Axiom, was durch stetige Fortpflanzung zu einem Stamm gehört, also gleiche Abstammung hat, gehört auch einer Art an. Wollte ich die Richtigkeit dieses Satzes zugeben, so müßte ich doch die Unanwendbarkeit desselben und also seine Leerheit behaupten, da wir auch nicht ein Thier, eine Pflanze rückwärts bis zu seinen ersten Stammeltern in untadelhaftem Stammbaum verfolgen können. Und da wir eben diese Prüfung nicht vornehmen können, so kann es auch nicht die Natur sein, die uns die auf diesem Wege zu gewinnenden Artbegriffe darbietet. Der kleine Hochmuthsteufel, Mensch genannt, vergißt nämlich immer wieder, daß seine längste Erfahrung nur eine unwerthe, flüchtige Minute in der Zeitgeschichte der Erde bildet, aus der er allein gar keinen Schluß auf das Ganze ziehen darf. Der längste Zeitraum, den wir aus menschlicher Erfahrung unsern Betrachtungen zum Grunde legen können, wenn wir das Alter der egyptischen Denkmäler so hoch wie möglich hinaufrücken, umfaßt etwa 5000 Jahre. Geben wir vorläufig zu, daß in diesem Zeitraum keine Umwandlung einer Art in eine andere sich hätte beobachten lassen; was beweist das aber? Die Zeit, die seit dem ersten Auftreten organischer Wesen auf Erden verflossen ist, beträgt nach Burmeister etwa 12 Millionen Jahre. Davon machen 5000 Jahre $1/2400$ aus. Es ist gewiß,

daß an einer Taschenuhr der Stundenzeiger sich in 12 Stunden rund um das Zifferblatt bewegt, also in jedem kleinsten Zeittheile ein, wenn auch noch so kleines Stück seiner Bahn zurücklegt. Entfernt man aber den Minutenzeiger und läßt einen Menschen, der mit der Einrichtung und Bedeutung einer Taschenuhr noch unbekannt ist, den Stundenzeiger $^1/_{2100}$ von 12 Stunden, das heißt $^1/_3$ Minute lang ansehen, so wird er sicher zu der falschen Behauptung kommen, daß der Zeiger an seinem Platze still stehe, denn auch das schärfste menschliche Auge kann die zwar wirkliche, aber unendlich kleine Bewegung nicht wahrnehmen. Und grade so steht der Forscher der erwähnten Frage gegenüber, wenn er ihre Antwort aus der Erfahrung des Menschengeschlechts ableiten will.

Wenn wir also von Arten sprechen und das Merkmal derselben in der stetigen Fortpflanzung suchen wollen, so ist klar, daß das keinen Sinn hat, daß wir wenigstens nach diesem Merkmale die Existenz der Arten nicht aus der Natur ableiten können. Die ununterbrochene Abstammung von einem oder mehreren ganz gleichen Paaren ist ein leeres Gedankending, welches durchaus für den Menschen nie eine reale Bedeutung gewinnen kann.

Fassen wir aber die Fortpflanzung auch nur so weit, als sie unserer Beobachtung zugänglich ist, in's Auge, so werden wir in unsern Betrachtungen doch einen Schritt weiter geführt. Wir wissen aus der täglichen Erfahrung, daß unsere Hühner häufig mit eigenthümlichen federgeschmückten Auswüchsen auf dem Kopfe, als sogenannte Hollenhühner, aus dem Ei kriechen, wenn auch Hahn und Henne dergleichen Hollen nicht besaßen, und daß nicht selten solche Hollenhühner durch viele Generationen durch sich fortpflanzen. Sind nun die Hollenhühner eine eigene verschiedene Art, da sie doch ein auffallendes Merkmal haben, welches sie von den andern unterscheidet, oder nicht? Aehnliche Beispiele kommen bei gar vielen Thieren und noch mehr bei den Pflanzen vor. Ja bei den Menschen selbst zeigt uns die tägliche Beobachtung, daß die Kinder nicht in allen Merkmalen den Eltern gleichen. Es hat Familien gegeben, in denen Kinder geboren wurden, die an einer Hand statt fünf sechs Finger hatten und die Eigenthümlichkeit hat sich dann viele Generationen hindurch erhalten. — Hier waren die Vertheidiger der Arten in der Natur gleich bei der Hand und sagten, eben weil diese Merkmale im Laufe der Generationen entstehen und wieder verschwinden, sind sie unwesentlich und wir können auf ihnen keine Artverschiedenheit begründen; wir nennen sie vielmehr „Spielarten“ und, wenn sie sich in vielen Generationen erhalten, „Rassen;“ dagegen zählen wir nur die Individuen zu einer Art, die in ihren wesentlichen Merkmalen mit einander übereinstimmen. Damit war denn ein neuer Begriff, der von wesentlichen und unwesentlichen Merkmalen, in diese Frage eingeführt und man glaubte damit die Sache, wo nicht ganz erledigt, doch der Entscheidung bis auf ein Geringes nahe gerückt zu haben. Um zu wissen, ob die Unterschiede zwischen zwei Individuen uns berechtigen, sie zu zwei verschiedenen Arten zu stellen oder sie nur als Spielarten zu einer Art zu verbinden, brauchte man ja nur zuzusehen, ob sie in wesentlichen oder nur in unwesentlichen Merkmalen von einander abweichen. — Leichte Arbeit! — und doch leider eine unmögliche und der schöne Satz eine arge Selbsttäuschung. Was ist denn wesentlich, was unwesentlich? Dem Menschen in seinen täglichen beschränkten Bestrebungen heißt gar Vieles wesentlich oder unwesentlich, weil er bei Allem nur einen geringen Theil der Ursachen und Wirkungen übersieht und Alles auf seine eignen augenblicklichen Absichten und Zwecke bezieht. Für die Natur hat jener Unterschied absolut keinen Sinn. Jede Erscheinung in der Natur ist die nothwendige Folge der Gesammtheit der Bedingungen, die im nächst vorhergegangenen Zeitmomente vorhanden waren; von diesen Bedingungen kann ich keine ausstreichen, ohne daß auch das Resultat ein anderes wird. Alles, was ist in der Natur, ist wesentlich als nothwendige unabänderliche Folge alles Vorhergegangenen, — ist wesentlich als nothwendige Bedingung des darauf Folgenden. — Bei der Katzenfamilie ist uns der Schädelbau sehr wesentlich; nach leichten Verschiedenheiten desselben unterscheiden wir Art von Art, beim Hundegeschlechte sehr unwesentlich, denn Pudel und Windspiel rechnen wir zu einer Art, obwohl ihre Schädel verschiedener sind, als sonst überhaupt zwei Schädelformen in der ganzen Hundefamilie, z. B. von Wolf, Fuchs und Schakal. Warum das? Weil wir bemerkt zu haben glauben, daß die Schädel bei den Katzen in der Reihefolge der Generationen gleich bleiben, bei unsern Hunden aber nicht. Wir kommen also wieder auf die alte schon als untauglich

erkannte Abstammung zurück und noch dazu mit einer gar kindischen Spielerei, zu den zwei Sätzen: Die Reihefolge der Generationen erhält nur die wesentlichen Merkmale und wesenliche Merkmale sind solche, die sich in der Reihe der Generationen erhalten, das heißt, Münchhausen zieht sich selbst am eignen Zopf aus dem Sumpf heraus. Der Mensch, auch der geistreiche, spielt immer die komischste Figur, wo er sich abmüht, alte hergebrachte Sätze zu stützen und neu aufzustutzen, statt auf den Grund zu gehen und zu fragen, ob der Satz, wenn er nicht eben hergebracht wäre, noch jetzt bei irgend einem Gebildeten entstehen könnte, und ihn bei Verneinung dieser Frage einfach als unbegründet zu streichen.

Das eben erwähnte Beispiel von den Hunderassen hat aber in der uns beschäftigenden Frage noch in anderer Weise eine große Rolle gespielt. Auch die verschiedenen Menschenrassen unterscheiden sich zum Theil sehr auffallend durch die großen Verschiedenheiten im Schädelbau und die Vertheidiger der Einheit des Menschengeschlechtes haben sich immer auf die Hunde als auf eine schlagende Analogie berufen, um zu zeigen, daß sehr verschiedener Schädelbau nicht nothwendig eine Verschiedenheit der Art bedinge. — Leider sind dagegen in neuerer Zeit sehr tüchtige Zoologen aufgetreten, die sich getrauen durchzuführen, daß die verschiedenen Hunderassen seit den Zeiten des egyptischen Pyramiden- und Tempelbaues constante und ganz verschiedene Arten seien. Hier ist Streit unter den Forschern und nicht nur hier. Sehen wir nur die Schriften der Botaniker, der Zoologen an. Sind die besten Beobachter denn einig über Art und Nichtart? — Nimmt dieser nicht dreißig, jener fünf Arten von Eisenhut an, dieser nicht zehn Arten von Taucherenten, jener nur drei? — Sind nicht die Streitigkeiten darüber, „was Art sei, was nicht“ so endlos, daß man es mit vollkommenem Rechte für Zufall ansehen muß, wenn die Herren in einigen Fällen übereinstimmen? — Brächte uns die Natur die Arten als etwas Reales entgegen, trügen wir sie nicht als nothwendige psychologische Hilfsmittel in die Natur hinein, müßten die Naturforscher nicht längst wenigstens ein Princip gefunden haben, wonach man über Arteinheit entscheiden könne? — Wir finden aber keins, einfach, weil die Natur keins hat.

Nehmen wir die Sache scharf, so steht sie so: Jedes Individuum in der Natur, wie es real vorhanden ist, muß als das Product einer Anzahl von Bedingungen betrachtet werden, die so groß ist, daß sie für die Fassungskraft des Menschen als unendlich angesehen werden kann. Bei einem zweiten ähnlichen Individuum braucht nicht einmal eine dieser Bedingungen gefehlt zu haben oder durch eine andere Bedingung ersetzt worden zu sein, es genügt, daß zwei Bedingungen in einer andern Ordnung oder Zeitfolge auftreten, damit eben das eine Individuum ein anderes wird als das andere. Fehlt eine Bedingung, zwei, drei, mehrere oder werden sie durch andere Bedingungen ersetzt, so werden die Individuen immer verschiedener ausfallen und es ist ganz klar, daß es rein menschliche Willkür ist, ob wir die Individuen artgleich nennen wollen, wenn tausend Millionen Bedingungen oder tausend Millionen und eine oder zwei oder zehn und so weiter bei ihrer Bildung dieselben gewesen sind.

Und überblicken wir die Natur unserer Erde im Ganzen, so weit alle verschiedenen Disciplinen zusammengenommen uns den Horizont nach Raum und Zeit erweitert haben, so zeigt sich sogleich, daß die Frage nach der Arteinheit, die immer mit der Constanz der Arten, d. h. ihrer dauernden Erhaltung in der Zeit zusammenfallen wird, naturwissenschaftlich gar nicht mehr aufgeworfen werden kann, daß die Fragestellung vielmehr eine ganz andere werden muß.

Wie viel oder wie wenig auch bis jetzt die geognostischen Untersuchungen zu Tage gefördert haben, von welchem Umfange, von welcher eindringenden Gründlichkeit ihre Resultate auch zur Zeit sein mögen, ein Ergebniß steht doch schon unerschütterlich für alle Zeiten fest. Wenn wir die Geschichte der Entwicklung unserer Erde und der darauf lebenden Wesen in der Zeit rückwärts verfolgen, so kommen wir im Verhältniß zu der ganzen Dauer der Erdbildung ziemlich bald, wenn der Zeitraum auch einige hunderttausende von Jahren betragen mag, zu einer Periode, in der sich die gegenwärtig auf der Erde vorhandenen Pflanzen und Thiere allmälig verlieren während wir anstatt ihrer andere Formen auftreten sehen; bald finden wir kein Thier, keine Pflanze mehr, welche mit denen der Jetztzeit übereinstimmte. Aber auch die, welche an ihre Stelle getreten waren, finden wir in noch ältern Bildungsperioden nicht wieder und so geht es in mannigfachem Wechsel fort, bis wir zuletzt in den ältesten

Schichten unserer Erdrinde auf Geschöpfe treffen, die zwar dem allgemeinen Typus der Pflanzen- und Thierwelt gemäß gebildet sind, aber sonst mit der Fauna und Flora der Jetztwelt gar keine Aehnlichkeit mehr haben. — Mit einem Worte: in der allmäligen Entwicklung unserer Erde sehen wir nicht etwa nur einzelne Formen, sondern ganze Massen sogenannter Arten nach einander von der Erde verschwinden und immer wieder durch neue Formen ersetzt werden. — Wir nehmen in der Entwicklungsgeschichte der Erde gewöhnlich gewisse Bildungsepochen an, die aber eben so willkürlich zur bequemern Uebersicht ersonnene Abschnitte in dem stetigen Verlauf der naturgesetzlichen Entwidlung sind, als die ähnlichen Perioden, nach denen wir die Geschichte eintheilen. So wenig mit dem Ende der Völkerwanderung die Geschichte plötzlich aufhört und mit dem Mittelalter ganz neu beginnt, ebenso wenig geht die ganze Oberflächengestaltung der Erde, die wir mit dem Ausdruck der Triasperiode bezeichnen, der z. B. die nächste Umgebung von Jena angehört, plötzlich zu Grunde, um einer ganz neuen Bildungsform der Erdoberfläche, die wir Lias und Jura nennen, Platz zu machen. Nach unwandelbaren Naturgesetzen entwickelt sich vielmehr ein Zustand stetig aus dem vorhergehenden, der die sämmtlichen Bedingungen enthält, aus denen der folgende mit Nothwendigkeit hervorgehen mußte.

Mir ist es immer unbegreiflich geblieben, wie ein Naturforscher erzählen mag: „große Revolutionen zerstörten alle in dem bunten Sandstein, Muschelkalk und Keuper vorhandenen Organismen und eine ganz neue Schöpfung trat an die Stelle.“ — Das Wort „Schöpfung“ hat für den Naturforscher absolut gar keinen Sinn und ist für ihn ein durchaus bedeutungsloses Aggregat von einzelnen Buchstaben. Ueberhaupt läßt sich bei dem Wort Schöpfung als dem Act, durch welchen ein Etwas aus dem Nichts hervorgeht, von keinem Menschen etwas denken. Sei es im religiösen Glauben, sei es in der philosophischen Ueberzeugung, werden wir wohl dahin geführt, einzusehen, daß die endlose Reihe von Ursachen und Wirkungen, wie sie in der Zeit verläuft, einmal einen Anfang genommmen haben, eine absolute erste Ursache gehabt haben muß, und den Schritt von dieser ersten absoluten Ursache zu der späteren Verkettung von Ursache und Wirkung nennen wir Schöpfung, aber daran glauben wir nur, weil es eine unabweisbare Forderung der Vernunft ist, denken können wir uns nichts dabei. — Wenn der Naturforscher aber von Schöpfung eines neuen Organismus, einer neuen Art im Laufe der zeitlichen Entwicklungsgeschichte unserer Erde spricht, so redet er in Fieberphantasien und nicht als Naturforscher. — Glaubt denn wirklich ein Forscher daran, daß ein Männlein und ein Fräulein der großen drachenähnlichen Meeresseidechsen, wie wir sie zuerst im Muschelkalk der Triasperiode auftreten sehen, urplötzlich fix und fertig vom Himmel gefallen seien und sich dann fruchtbar vermehrt hätten? — Ja wüßten wir nur nicht, daß alle diese Thiere und Pflanzen der Vorwelt genau aus den gleichen Zellen zusammengesetzt waren, wie die gegenwärtig lebenden, daß diese gleichartigen Zellen eine gleiche Gesetzmäßigkeit ihrer Bildung, einen gleichartigen Entwicklungsproceß nothwendig voraussetzen, wüßten wir nur nicht, daß jedes Thier, jede Pflanze, welche Form der verschiedenen Fortpflanzungsarten wir auch in's Auge fassen, doch nie aus formlosem Stoff, sondern aus einer oder mehreren Zellen hervorgeht und daß diese Zelle wiederum nur als Product anderer organischen, d. h. einem bestehenden Organismus irgend einer Art angehörigen Zellen auftreten können, daß also jedes Individuum naturgesetzlich durch seine ersten Keimzellen mit einem anderen schon vorhandenen Individuum zusammenhängen, d. h. von demselben abstammen muß. — Half man sich auch bei den einfacher gebauten Infusionsthieren eine Zeitlang mit ihrer Entstehung aus unorganisirtem Schleim, so ist diese sogenannte freiwillige Erzeugung doch längst bei allen sorgfältigeren Forschern in's Fabelbuch geschrieben, und bei den zusammengesetzteren, höheren Organismen ist es ohnehin Niemand eingefallen, dieselben anders als nach dem alten Harvey'schen Satze: „Alles Lebendige entsteht aus einem Ei,“ oder, wie wir jetzt sagen würden, aus den von einem vorhandenen organischen Individuum gelieferten Keimzellen, entstehen zu lassen. — Das Zusammenleimen der höheren Thiere aus Millionen kleiner infusorieller Monaden, welches phantasirende Naturforscher des vorigen Jahrhunderts noch sich erträumen konnten, ist vor der strengen, exacten Geschichte der Thier- und Pflanzenzelle in Nichts zerflossen. Solche und ähnliche Theorien bezeichnen heutzutage nicht mehr den sogenannten geist-

reichen Forscher, der versucht, das noch Unerklärte zu erklären, sondern nur noch ganz einfach den Ignoranten, der in die Schule gehen und lernen muß.

Es ist vielmehr unzweifelhaft, daß in der Geschichte der Erde zahlreiche neue Formen, sogenannte neue Arten, auftreten, unzweifelhaft, daß, wenigstens für den Naturforscher (und ein Anderer hat hier nicht zu urtheilen), diese neuen Formen naturgesetzlich, also in organischer Abstammung von anderen Formen, entstanden sein müssen. Es kann also nicht mehr Aufgabe des Naturforschers sein, nachzuweisen, daß sich die sogenannten Arten constant durch ununterbrochene Abstammung erhalten haben, denn das ist thatsächlich nicht der Fall. Die Aufgabe lautet vielmehr so: Welcher Mittel bedient sich die Natur, oder richtiger ausgedrückt, welche Bedingungen müssen in der Natur vorhanden sein, damit sich aus einer gegebenen Form eine neue von der ersten so sehr verschiedene hervorbilde, daß wir uns veranlaßt sehen, sie als eine neue Art zu bezeichnen? — Diese Aufgabe wird heute und morgen nicht gelöst werden, was uns eben nicht in Erstaunen setzen wird, wenn wir bedenken, daß noch ganz andere Fragen von der Menschheit schon viele Jahrtausende bearbeitet und wohl ihrer Lösung näher gerückt, aber doch noch nicht endgiltig entschieden sind, während die wissenschaftliche Untersuchung der Bildungsgeschichte unserer Erde kaum ein Jahrhundert, die der organischen Natur kaum ein halbes Jahrhundert alt ist.

Gleichwohl können wir schon auf einige Momente hinweisen, die interessante Andeutungen für die Lösung jener Fragen versprechen.

Burmeister, der grade am wenigsten geneigt ist, die allmälige Umbildung der Arten in einander zuzugeben, hat mit großem Scharfsinn nachgewiesen, daß die Thiere früherer Perioden, z. B. die großen Saurier der secundären Periode, nicht den jetzt lebenden Thieren als Arten angereiht werden können, daß sie vielmehr die Merkmale vieler Arten, ja selbst vieler Geschlechter oder gar Familien in sich vereinigen. So ist eins der ältesten Thiere dieses Typus, das Labyrinthodon, nach Burmeister weder Frosch, noch Crocodil, noch Schlange und so weiter, sondern Merkmale von allen diesen Gruppen in sich vereinigend, eigentlich nur schlechthin eine Amphibie. — Nun wäre es sehr leicht möglich, daß diese Unbestimmtheit des Typus beim Urvater sich bei der Nachkommenschaft in der Weise geltend gemacht hätte, daß von derselben ein Stamm die Eigenthümlichkeiten der Froschfamilie, ein anderer die der Crocodilfamilie und so fort vorzugsweise vom Urvater ererbt hätte, woraus dann nach und nach diese Familienformen und dann später in ähnlicher Weise aus diesen die jetzigen Geschlechts- und Artformen hervorgegangen wären.

Einen anderen Fingerzeig geben uns die Untersuchungen von Sars und Steenstrup in den Erscheinungen, welche der Letztere mit dem Ausdruck des Generationswechsels bezeichnet hat. Es zeigt sich nämlich bei vielen der niederen Thiere, z. B. Medusen, Seesternen und so weiter; daß die Nachkömmlinge der ersten Generation den Eltern gar nicht gleichen, sondern ganz andere Formenkreise repräsentiren, zuweilen zeigt die zweite Generation abermals eine neue Gestaltung und so kehrt das Thier erst in der zweiten oder dritten Generation wieder zu der Uebereinstimmung mit dem großväterlichen oder urgroßväterlichen Typus zurück. So z. B. erscheint das Kind eines Polypen als Meduse, das Kind dieser als Infusorium und dieses verwandelt sich wieder in einen Polypen. Nehmen wir nun an, daß veränderte äußere Lebensbedingungen die Rückkehr zum großväterlichen Typus bei einer Anzahl von Individuen unmöglich machen, dagegen die Fortpflanzung in der Form der ersten Generation begünstigen, so sind aus einer Thierform zwei ganz verschiedene entstanden.

Das allerwichtigste Moment bleibt hier aber die Zeit, die man erst in neuerer Zeit richtig zu würdigen angefangen hat. — Mehr und mehr lernen wir in der Natur Erscheinungen kennen, welche im Verlauf eines gewissen, mit unsern Stunden und Tagen gemessen, lang erscheinenden Zeitraums Wirkungen hervorrufen, die so klein sind, daß sie sich dem Auge des Menschen vollkommen zu entziehen scheinen, die aber als sehr mächtige und in die Augen fallende hervortreten, wenn sich im Laufe größerer Perioden die Wirkungen von vielen Jahrtausenden summiren.

Die schwedische Ostküste erhebt sich durch vulcanische Kräfte langsam aber stetig aus den Fluthen des bottnischen Meerbusens, etwa drei Fuß im Jahrhundert, also ⅓ Zoll im Jahr, eine Bewegung, welche nicht wahrzunehmen wäre, da sie in dem durch andere

Ursachen wechselnden Wasserstand vollständig verschwindet, während ein Jahrtausend die ehemalige Strandlinie 30 Fuß über den Meeresspiegel erhoben hat. — Die Kieselpanzer der in unsern Bächen lebenden Infusorien bilden in einem Jahr eine kaum merkliche Staubdecke über den Geröllsteinen des Bettes, in vielen Jahrtausenden haben die kleinsten unter ihnen, die Gaillionellen, ganze mächtige Gebirgslager in der Gegend von Bilin erbaut. — Kein Auge nimmt das in heitrer Luft aufgelöste Wassergas wahr, kein Naturforscher dachte noch vor wenigen Jahrzehnten daran, daß die Erde sich dieses Wassergases aus der Luft bemächtigt, und doch beträgt diese langsame, aber stetige Aufnahme im Jahr für einen einzigen Morgen Landes schon mehrere Millionen Pfund Wasser.

So ist man denn auch in der Geologie dahin gekommen, daß man mehr und mehr den Gedanken an plötzliche, die ganze Erdrinde verändernde Revolutionen, die sich ohnehin fast nirgends in ihren Spuren nachweisen lassen, und durch die so oft ungestörte Lagerung der Schichten und der darin enthaltenen Organismen widerlegt werden, aufgibt und die wahrgenommenen Veränderungen vielmehr den langsam, aber stetig und durch lange Zeiträume fortwirkenden Kräften beimißt, die noch jetzt an unserer Erdoberfläche thätig sind. So möchte es denn gern sein, daß der verhältnißmäßig kurze Zeitraum unserer frivol sogenannten Weltgeschichte uns keine Umwandlung einer Form in eine andere erkennen ließe, die gleichwohl auffällig hervortreten würde, wenn wir im Stande wären, einen Zeitraum von hunderttausend Jahren mit nur gleicher Vollständigkeit und Genauigkeit zu überblicken.

Wenn wir uns insbesondere hier wieder unseres Hauptthemas errinnern und uns den Schicksalen des Menschengeschlechts zuwenden, so treten uns die interessantesten Aufgaben entgegen, welche die Forschungen der nächsten Jahrhunderte zu lösen haben werden. Es ist nicht gar lange her, daß in dieser Beziehung keine Untersuchung sich über die Chronologie jüdischer Rabbiner hinaus wagte, die in ihrer Unwissenheit die ganz verschiedenen in dem ersten Buch Mosis ziemlich locker verbundenen orientalischen Dichtungen für geoffenbarte Geschichte nehmend, dem Menschengeschlecht auf der Erde etwa ein fünftausendjähriges Alter anwiesen. Jetzt ist bei keinem orientirten Forscher davon mehr die Rede. Die Arbeiten der Orientalisten, die sich mit den indischen und persischen Alterthümern beschäftigten, die geistreichen Untersuchungen Gobineau's und Anderer haben gezeigt, daß wir mit der Mythengeschichte immerhin bis 5000 Jahr vor unserer Zeitrechnung hinausgehen dürfen, daß wir da die Menschen, zumal die weiße Rasse, wie besonders die Sprachforschung erwiesen hat, schon auf einer solchen Stufe der Cultur antreffen, daß mindestens 5000 Jahre hinzugerechnet werden dürfen, in welchen sich die Menschheit bis zu dieser Stufe emporarbeitete.

Man muß wohl zugeben, daß die ersten nur zu kindlichem Bewußtsein erwachenden Menschen auf der Erde ein tropisches Klima zu ihrer Existenz bedurften, welches ihnen ohne große Mühe und ohne die Künste, welche erst die weiter fortschreitende Cultur sich erfinden konnte, freiwillig den nöthigen Unterhalt darbot. Darauf gestützt, hat man immer dem Menschen das wärmere Asien als Wiege angewiesen, oder überhaupt seine Bildungsstätte in den tropischen Gegenden gesucht. Aber man hat dabei ganz vergessen, daß eben die Leichtigkeit des Lebens in der Tropenwelt völlig ungeeignet war, den Menschen zur Thätigkeit zu erwecken, seine geistige Kraft in Ueberwindung von Schwierigkeiten zu beleben und ihn so in die Anfänge der Cultur hineinzuführen. Wenn wir daher von älteren Wanderungen in sagenhaften Darstellungen hören, welche die schon sehr cultivirten Menschenstämme aus den wärmeren asiatischen Gegenden nach Westen führen, so geht eben aus jener Betrachtung hervor, daß diese Wanderungen nicht die ersten gewesen sein können, daß ihnen Wanderungen vorausgegangen sein müssen, welche die ersten Menschen nordwärts in weniger günstige Klimate brachten, wo im Ringen mit der feindlichen Natur um die Existenz die geistigen Kräfte erwachten und allmälig erstarkten, und daß die so fortgeschrittenen Menschen sich erst wieder ihre vielleicht ehemaligen Ursitze in den wärmeren Gegenden erobern mußten. — Jene Sagen, wie sie sich etwa aus den jüdischen Urkunden ableiten lassen, weit entfernt also, die Ursprünge des Menschengeschlechts selbst zu enthalten, setzen vielmehr eine lange weit über ihnen hinausliegende Geschichte des Menschengeschlechts schon voraus.

Mit diesen Ansichten stimmen denn auch alle neueren Forschungen überein. Die Inder sind nicht in ihren gegenwärtigen Sitzen

einheimisch, sondern von Nordosten herabgekommen und haben eine große, das südliche Asien damals bewohnende, schwarze, negerähnliche Bevölkerung erst verdrängt; das Zendvolk lebte ursprünglich nicht in Persien, ihre alten Sagen in der Avesta deuten mannigfach auf einen bei Weitem nördlicheren Ursprung. Die Tsudengräber im mittleren Asien zwischen dem 40. und 50. Grade N. Br., die Gobineau geistreich der weißen Rasse vindicirt hat, deuten auf eine mächtige weiße Bevölkerung in diesen Gegenden lange vor dem Eindringen der Mongolen, also lange vor dem Anfange der Sagengeschichte. Ja die Wanderungen der alten Keltischen Bevölkerung von Asien bis an die westliche Schranke des Atlantischen Oceans sind, wie die sprachlichen Untersuchungen zeigen, wohl viel älter als die ältesten Wanderungen der semitischen Stämme, deren die jüdischen Ueberlieferungen Erwähnung thun. — So führt historische und sprachliche Forschung das Alter des Menschengeschlechts schon viele Jahrtausende über den vermeintlichen, bis vor Kurzem als Glaubenssatz festgehaltenen Anfang des Menschengeschlechts hinaus.

Es sind wohl Stimmen laut geworden, die den erwähnten Resultaten dadurch entgegentreten und ihre beschränkten Ansichten dadurch gegen die aufgehende Sonne wissenschaftlicher Wahrheit schützen zu können glaubten, daß sie, ihre Unwissenheit zum Maßstabe nehmend, keck behaupteten, das Menschengeschlecht könne nicht älter sein als gewöhnlich nach jüdischer Sage angenommen werde, weil man wohl die Reste vorweltlicher Thiere, aber keine Menschenspuren fände, die auf ein höheres Alter deuteten.

Dieser Einwurf ist indeß nur in Unwissenheit begründet, denn es gibt allerdings der Thatsachen schon gar viele, welche auch in materiellen Resten das weit frühere Vorhandensein der Menschen auf der Erde unzweifelhaft darthun. Hier nur einige wenige Beispiele. Herr von Pourtalès fand in Florida einen menschlichen Unterkiefer mit Zähnen und ein Stück vom Fuße in Meereskalk (Korallenfells) versteinert. Agassiz berechnete das Alter dieses Gesteins auf wenigstens 10,000 Jahre. Beim Graben des Södertelgecanals, der den Mälarsee mit dem bottnischen Meerbusen verbindet, stieß man in bedeutender Tiefe auf die Reste einer Fischerhütte mit Stücken verarbeiteten Eisens; nach dem bekannten Maß der jetzt an der Ostküste Schwedens vor sich gehenden Niveauveränderungen berechnet sich das Alter dieser Hütte auf 12,000 Jahre; damals hätten also schon Menschen gelebt, die die Verarbeitung des Eisens verstanden. Beim Brunnengraben in der Nähe von New-Orleans fand man in der Tiefe, unter einer Reihe wechselnder Lager von Seegras, Cypressen und Eichen menschliche Schädel und Knochen, deren Alter Herr Dowler nach der Zeit, welche die darüber befindlichen Ablagerungen bedurften, auf wenigstens 57,000 Jahre berechnete. Endlich haben in neuerer Zeit die Ausgrabungen des Franzosen Boucher de Perthes im Thale der Somme das größte Aufsehen erregt. Tief im Diluvialgerölle, also in den Schichten einer Erdbildungsperiode, die unserer gegenwärtigen Zeit jedenfalls noch vorhergeht, fand er steinerne Beile, Streitäxte und andere Waffen, unzweifelhaft Kunstproducte von Menschen. Diese interessanten Funde, anfänglich heftig angefochten, sind später von vielen andern Forschern und insbesondere auch von anfänglichen eifrigen und ungläubigen Gegnern bestätigt worden, ja von Prestwich auch schon auf englische Lagerstätten ausgedehnt worden.

Und mit allen diesen Untersuchungen stehen wir noch im ersten Anfang; ganz anders wird sich die Sache stellen, wenn erst ein Jahrhundert mehr grade die Gebirgsformationen durchforscht hat, die in früheren Zeiten am meisten vernachlässigt wurden, weil sie keine Hoffnung auf Ausbeute neuer versteinerter Muscheln gaben, an welche sich lange die Geognosten einseitig anklammerten; Schichten, die aber grade diejenigen sind, welche am ersten erwarten lassen, daß in ihnen die Spuren des ältesten Menschengeschlechtes angetroffen werden können.

Durch die vorstehenden Bemerkungen will ich in der That den Menschen in derselben Weise an die frühere Thierwelt als deren Abkömmling anschließen, wie ich oben behauptet habe, daß die in der Geschichte der Erde neu auftretenden Thierformen in naturgesetzlichem organischem Zusammenhang mit früheren Formen stehen müssen. Seit man fossile Affen in den jüngsten Gebirgsschichten aufgefunden, ist auch das Auffinden fossiler Menschen nicht so unwahrscheinlich mehr. Es hat wohl Mancher im menschlichen Hochgefühle, um nicht zu sagen Hochmuth, es als rohen Materialismus bezeichnet, wenn man den Menschen mit dem Thiere zusammenstellte.

Schöne Redensarten nutzen hier aber nichts und so hoch ich selbst die geistige Bedeutung des Menschen anschlage, so steht doch nun einmal fest, daß der Mensch auch einen Körper hat und daß dieser so vollständig im Bau und Leben den Typus der höheren Thiere, der Wirbelthiere, an sich trägt, daß man ihn an diese mit größerem Rechte als gleichartig anschließt, als man Wirbelthiere und Wirbellose in eine Thierwelt vereinigt. Und dies zugegeben, was nicht zu bestreiten ist, können wir den Menschen als Thierkörper seiner Abstammung nach nur mit dem nächstverwandten Affen zusammenbringen. Dafür erinnere ich nur an folgende Thatsachen. Ob man geneigt sei oder nicht, den Neger als eine besondere Art von den anderen Menschenrassen zu trennen, ist hier noch nicht zu fragen, aber gewiß ist, daß die größten Verschiedenheiten, die überhaupt unter den Menschenstämmen vorkommen, zwischen Negern und Weißen stattfinden und daß diese Eigenthümlichkeiten alle ohne Ausnahme die Richtung zur Affenähnlichkeit haben. Es darf hierbei daran erinnert werden, daß die Erzählungen von affenähnlichen Menschen, wenn auch oft widerlegt, doch immer wieder auftauchen (führen doch die Chinesen ihren Ursprung selbst auf den Affen zurück), ja daß selbst die Sage von geschwänzten Menschen im Innern von Borneo, Sumatra und den indischen Gebirgen sich noch immer erhält und erneuert, also grade in den Gegenden, welche die uns bekannten Ursitze der schwarzen Rasse umfassen. Wer vor einigen Jahren, vom Zufall begünstigt, den jungen Orangutang und die beiden sogenannten Azteken zugleich beobachten und mit einander vergleichen konnte, blieb nicht lange im Zweifel, wo die größere Erziehungsfähigkeit zu suchen, und ihm wurde wenigstens so viel klar, daß der Abstand zwischen dem höchst entwickelten Thier und dem Menschen in seinen verkümmertsten Erscheinungen in geistiger wie leiblicher Beziehung lange nicht so groß ist, als die Verschiedenheiten, die wir innerhalb des Menschengeschlechtes selbst, z. B. zwischen einem Torfbauer der Lüneburger Heide und Goethe wahrnehmen.

Ich will auf diese Andeutungen nicht mehr Werth legen, als sie besitzen (die Untersuchungen sind hier noch lange nicht spruchreif); dieselben zeigen aber die **Möglichkeit** eines Ueberganges, den wir, so lange wir im Gebiet der Naturforschung bleiben wollen, doch irgend einmal finden müssen. Hierbei werden aber Zeiträume von hunderttausend Jahren uns das erklärlich und begreiflich machen können, was in kleineren, mit dem kurzen Menschenleben gemessenen Perioden als eine Unmöglichkeit erscheinen möchte.

Ueberblicken wir nun noch einmal kurz die Resultate, die wir in den vorhergehenden Betrachtungen gewonnen haben, ehe wir die Verschiedenheiten der Menschen in Bezug auf unsere Hauptfrage in's Auge fassen, so erhalten wir Folgendes:

Auf der Erde entstehen nach und nach organische Formen der Pflanzen und Thiere. Diese Formen sind wandelbar, sie vergehen und es entstehen neue, die in naturgesetzlicher, organischer Verbindung mit den vorangegangenen stehen, von diesen also abstammen. So entwickelt sich nach und nach die Thier- und Pflanzenwelt, die uns gegenwärtig umgibt, wobei die Annahme rein aus der Luft gegriffen erscheint, daß damit die Veränderungen der Formen für alle Zukunft abgeschlossen seien. — Um sich in den verschiedenen Formen der zahlreichen Individuen zu orientiren, schafft sich der Mensch nach psychologischer Gesetzmäßigkeit die Familien-, Geschlechts-, Artbegriffe und so weiter, die aber nicht in der Natur, die nur Individuen- und Bedingungscomplexe für die Entstehung derselben kennt, vorhanden sind. Jene Artbegriffe haben nur zeitliche Giltigkeit, ihr Zweck ist ausschließlich, die Orientirung in der großen Masse des Mannigfaltigen; nur dieser Zweck bedingt ihre Bildung und entscheidet über die Richtigkeit ihrer Anwendung. Ebendeshalb darf aber auch vom Artbegriff gar nichts weiter abgeleitet werden, was nicht durch den Zweck seiner Bildung gegeben ist.

Wenden wir dies Ergebniß auf das menschliche Geschlecht an, so folgt, daß es von vornherein keinen Sinn hat, sich darüber zu streiten, ob die Menschen eine oder mehrere Arten darstellen. Wer sich in den Verschiedenheiten, die uns die Menschenrassen darbieten, leichter zu orientiren glaubt, wenn er sie sich in mehrere Arten vertheilt, mag das thun. Für die Beurtheilung der Stellung der Menschen zu einander folgt daraus gar nichts. Nur darüber läßt sich eine Untersuchung anstellen, ob die unter den verschiedenen Stämmen der Menschen sich zeigenden Verschiedenheiten wirklich so constant, so bedeutend, so durchgreifend sind, daß es die Uebersicht der Formen in der That erleichtert, wenn man sie nach Artbegriffen zusammenstellt. Aber auch

selbst in dieser Beschränkung müssen wir die Frage verneinen, da sich aus einer unparteiischen Würdigung aller bis jetzt bekannten Thatsachen ergibt, daß die einzelnen Menschenrassen unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, so in einander greifen, so in einander übergehen, daß jeder Versuch, sich aus den verschiedenen Merkmalen Artbegriffe zu construiren, an der Unzulänglichkeit und Unvollständigkeit der Merkmale, oder an der, die Regelfälle fast übersteigenden Zahl der Ausnahmen scheitert. Zu diesem Resultat kommt auch einer der gründlichsten und ruhigsten Forscher, der in neuerer Zeit über diese Frage geschrieben hat, ich meine Waitz in seiner Anthropologie, obwohl er in mehreren wesentlichen, so eben erörterten Ansichten auf ganz anderem Standpunkte steht, als ich.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, in alle die Einzelheiten anatomischer, physiologischer, psychologischer, ethnographischer, historischer und linguistischer Untersuchungen einzugehen, die alle ihren Beitrag liefern müssen und geliefert haben, um die Frage nach der Arteinheit des menschlichen Geschlechts zu entscheiden. Es genügt hier vollkommen, einige der Hauptzüge hervorzuheben und an ihnen die Unmöglichkeit darzulegen, die Menschen unter verschiedene Artbegriffe zu classificiren, denn wenn die Hauptzüge die Unmöglichkeit nachweisen, können die untergeordneten Verhältnisse dies Resultat nicht mehr wankend machen.

Die Arbeit wird aber auch noch dadurch erleichtert, daß wir nicht auf Vergleichung sämmtlicher Formen, unter denen der Mensch auf der Erde erscheint, einzugehen haben. Darüber ist kein Streit und auch kaum einer möglich, daß der größte Abstand, der unter den Menschen gegeben ist, von der weißen Rasse bis zum Negertypus sich findet und daß, wenn hier sich keine andauernde und durchgreifende Verschiedenheit festhalten läßt, die uns zur Aufstellung zweier Arten veranlassen könnte, eine solche überhaupt nicht unter den Menschen vorkommt.

Wir können die Vergleichung nach zwei Richtungen hin anstellen: nach dem leiblichen Organismus und nach der psychischen Anlage und Entwicklungsstufe. Wenn wir hierbei uns zunächst den körperlichen Verhältnissen zuwenden und uns die auch jedem Laien scheinbar so auffälligen Verschiedenheiten des Negers von uns im Einzelnen vergegenwärtigen wollen, so begegnet uns als redlichen Forschern (was freilich nicht alle sind, die in dieser Frage mitgesprochen haben) das Mißgeschick, zu erfahren, daß es Neger in ihrer so charakteristischen Erscheinungsweise als größere Menschenrasse gar nicht auf der Erde gibt und, daß die ganze Anschauungsweise von einem großen volkreichen schwarzen Menschenstamm, der sich wesentlich vom weißen unterscheidet, nur auf der Unkenntniß und dem Mißgriff, die nach Amerika geführten Sclaven als die Urbilder **aller** schwarzen Menschen anzusehen, beruht.

Der schmale, niedrige, von hinten nach vorn verlängerte, sehr dickwandige Schädel, die nach vorn vorspringenden Backenknochen, die platte Nase, die wulstigen Lippen, die nach vorn schräg gestellten Schneidezähne, die schmalen Hände und Füße, letztere mit der kleinen und etwas abstehenden großen Zehe, die schmalen Hüften und die schwach entwickelten unschönen Beine, endlich die tiefschwarze Hautfarbe und die starke, widerlich riechende Ausdünstung finden sich zusammen nur bei einem ganz kleinen Theil der schwarzen afrikanischen Bevölkerung, nämlich bei den Bewohnern des westlichen Tieflandes zwischen dem Senegal und dem Niger, sowie in einigen Theilen von Senaar, Kordofan und Darfur. — Die ganze große Masse schwarzer Nationen vom Aequator südwärts zeigt nach Vaillant, Barrow, Kay, Owen, Omboni und Anderen den eben geschilderten Typus lange nicht so rein und bildet bis zu den südlichsten Hottentoten und Kaffern einen allmäligen Uebergang in die Charaktere der mongolischen und der weißen Rasse. Dringt man von den südlicheren Strömen, z. B. dem Gaboon in's Innere ein, so treten nach Hecquard und Bowdich die Stämme ganz allmälig dem kaukasischen Typus näher. — Die zahlreichen Stämme der schwarzen Bevölkerung in Ostafrika nördlich vom Aequator sind nach Hornemannn, Denham, Clapperton, Barth und Anderen ebenso wenig Repräsentanten der eben angegebenen echten Negerbildung, so daß manche sich nach Werne nur durch die schwarze Hautfarbe von dem Europäer unterscheiden. — Aber auch in den eigentlichen früher umschriebenen Negerländern ist die Bildung keineswegs so unterschiedslos gleichförmig, als viele Menschen zu glauben geneigt sind; z. B. zeichnen sich die Jolofs und die meisten Mandingos durch edlere Formen aus, und Aehnliches gilt oft in ausgezeichneter Weise von den Jamburen, den Bewohnern

des Bissagosarchipels und anderen. — Bei allen diesen Stämmen ändert denn auch die Farbe so ab, daß sie nach den einzelnen Gegenden vom tiefsten Schwarz bis in leichtes Hellbraun wechselt und daß Stämme, die nach Sprache und Körperbildung ganz entschieden der sogenannten kaukasischen oder weißen Rasse angehören, oft eine viel dunklere Hautfarbe zeigen, als unzweifelhafte Negervölker. Mit einem Wort, überblicken wir die zahlreichen Völkerschaften von Mittel- und Südafrika, ziehen wir dann noch die schwarzen Bevölkerungen von Neuholland, Neuguinea und so weiter in Betracht, und zwar nicht oberflächlich oder mit vorgefaßten Meinungen, sondern mit ernster Wahrheitsliebe, so müssen wir zu dem Schlusse kommen, daß es gar kein feststehendes Merkmal des Negertypus gibt, daß vielmehr alle Eigenthümlichkeiten fließende sind, die auf die mannigfachste Weise und in den verschiedenartigsten Combinationen vollständig bald in die mongolische, bald in die malaiische, bald in die kaukasische Bildung überführen.

Hier tritt aber noch eine andere Thatsache hinzu. Bedenkt man, wie unendlich kurz der Zeitraum ist, seit man angefangen, in dieser Hinsicht sorgfältig und wissenschaftlich zu beobachten, welcher langen Zeit, wahrscheinlich von vielen Jahrtausenden, es bedürfen wird, um einen scharf ausgeprägten Rassentypus allmälig nur durch veränderte äußere Verhältnisse und Lebensbedingungen umzugestalten, so muß es uns von der größten Bedeutung erscheinen, wenn so viele ausgezeichnete Beobachter, wie d'Orbigny, Lyell, Hancock, Ward, Williamson und Andere, der älteren Forscher nicht zu gedenken, ganz entschieden eine allmälige Umwandlung des Negertypus in Amerika, eine Annäherung zu der weißen Rasse in Bau, Hautfarbe und geistigen Anlagen behaupten und durch Thatsachen erhärten, wobei besonders hervorzuheben ist, daß die auffallendsten Veränderungen sich grade im Norden der Vereinigten Staaten zeigen, da wo die äußeren Lebensbedingungen von denen des Heimathlandes der Neger am meisten verschieden sind.

So ist denn von dieser Seite des körperlichen Baues keine feste Grenze zu ziehen, wodurch der Neger auch nur vom Europäer so getrennt würde, daß es zweckmäßig erscheinen könnte, beide als verschiedene Arten zu trennen.

Ich wende mich jetzt zu einigen Bemerkungen über die psychischen Verhältnisse, auf welche man oft noch mehr Werth gelegt hat, als auf die körperliche Bildung. Aber hier vor Allem kommt es darauf an, erst sich über die Hauptpunkte klar zu werden, um welche allein sich die ganze Betrachtung drehen kann, weil man sonst Gefahr läuft, sich in die wunderlichsten Confusionen zu verwickeln. — Zuerst werden wir uns wohl die Frage vorlegen und bestimmt beantworten müssen, wodurch sich der Mensch denn eigentlich psychisch vom Thier unterscheidet. Wir haben dicke Bücher über das Seelenleben der Thiere erhalten, ohne daß über diese Hauptfrage darin auch nur ein einziger erträglicher Gedanke vorkäme. — Es versteht sich dabei von selbst, daß der Naturforscher auch hier nur auf dem Boden der Beobachtung und Erfahrung vorgehen wird, Fictionen und Träumereien denen überlassend, die an solchen Kindereien Vergnügen finden. — Die Erfahrung zeigt uns nun, daß die Seelenthätigkeiten, die Erscheinungen unseres Denkens, Fühlens, Wollens, unvermeidlich geknüpft sind an die vielen hunderttausend Nervenfasern, welche im Schädel das sogenannte große Gehirn bilden. — Der Erscheinung nach können wir Seelenthätigkeit und Thätigkeit der Gehirnfasern identificiren, im lebenden Menschen kann keine von beiden getrennt auftreten. — Nun finden wir aber bei den höheren Thieren ein großes Gehirn, welches in dem menschenähnlichen Affen auch eine dem menschlichen Gehirn nahe kommende Bildung zeigt. Die Organe sind da, unthätig läßt sich kein Organ denken, weil es sonst zu Grunde gehen würde, also müssen die Seelenthätigkeiten sich auch bei dem Affen und auch bei den übrigen Thieren in gleicher Weise finden, so weit sie durch die gleiche Hauptmasse der Gehirnfibern bedingt sind. — In der That sehen wir auch alle Thiere, selbst so viel niedriger stehende wie Insecten, nach bestimmten Zwecken handeln, d. h. zur Erreichung bestimmter für Erhaltung des Individuums oder der Art nothwendiger Dinge und Verhältnisse thätig sein. — Aber hier zeigt sich auch sogleich der wesentliche Unterschied vom Menschen. Das Thier kann seine Zwecke nicht ändern, sie stehen ihm für immer, wie sie durch äußere Nöthigung gegeben sind, unveränderlich fest. Nicht einmal hinsichtlich der Nahrungsaufnahme ist das Thier fähig, dem ihm einwohnenden Triebe sich zu entziehen; nur in sehr geringen Grenzen der

Variation kann der äußerste Hunger ein Thier nöthigen, von der ihm eigenthümlichen Nahrung abzuweichen; und mit dieser Beschränktheit stimmt ja auch die Beschränktheit der Organisation, die eine solche Abweichung meistentheils unmöglich machen würde, überein. Den Menschen sehen wir dagegen seine Zwecke beständig nach den äußeren Verhältnissen ändern und denselben anpassen, und seine Organisation, die ohnehin die biegsamste ist, setzt ihm deshalb in der Verfolgnng neuer Zwecke keine Schranken, weil dieselbe nicht die einzige Vermittelung zur Erreichung des Zweckes für ihn ist. Er erweitert die Wirkungssphäre und die Zahl seiner Organe dadurch, daß er sich neue Mittel, mit einem Wort: Instrumente erfindet. — Alles dieses setzt aber als nothwendige Bedingung voraus, daß die verschiedenen Geistesthätigkeiten, die auch im Thier vorkommen müssen, nicht nur in dem Menschen vorhanden sind, sondern daß er sich auch derselben als vorhanden bewußt ist. Sein Wille wirkt abändernd auf dieseben ein, aber was ich nicht kenne, kann ich auch nicht ändern wollen. — Darin und darin allein liegt erfahrungsmäßig der psychische Unterschied zwischen Thier und Menschen — in dem Selbstbewußtsein des Letzteren, welches ihm eine Veränderung der Zwecke, eine Erfindung der Mittel und somit eine Selbsterziehung im Gegensatz zur Dressur des Thieres möglich macht. — Daß mit diesem Grundunterschiede noch weitere und tiefergreifende Erscheinungen zusammenhängen, brauchen wir hier nicht weiter zu verfolgen, da es zu unseren nächsten Betrachtungen nicht nothwendig ist.

Liegt nun aber im Selbstbewußtsein der Charakter des Menschen, so müssen wir die nächsten Hauptunterschiede unter den Menschen in den verschiedenen Graden des Selbstbewußtseins suchen. Finden wir solche nicht bei den größeren Abtheilungen des Menschengeschlechts oder nicht hinlänglich scharf unterschieden, so werden wir auch durch die psychische Organisation nicht berechtigt, die Menschen uns in verschiedene Arten einzutheilen. — Die größten Differenzen, die der Mensch in dieser Beziehung darbieten kann, kommen nun aber nicht bei verschiedenen Völkerstämmen oder Rassen vor, sondern bei dem einzelnen Individuum, indem auch der höchst entwickelte Mensch, ein Newton, ein Kant, ein Goethe sich erst allmälig aus einem Zustande hervorbildet, der in dem gänzlichen Mangel des Selbstbewußtseins der Thierheit gleicht, nämlich dem Zustand der frühesten Kindheit. Wir finden aber keinen Menschenstamm, der diese niedrigste Stufe der bewußtlosen Kindheit repräsentirte, keinen Stamm, der als solcher die höchste Stufe geistiger Entwicklung darstellte, zu der es die eminenteren Geister der verschiedensten Zeiten gebracht haben. Die Differenzen der verschiedenen Menschenstämme in psychischer Beziehung liegen also alle innerhalb des Variationskreises beim einzelnen Individuum, ja erreichen nicht einmal die Extreme desselben, sind also durchaus unbrauchbar, die Menschenstämme nach Arten zu unterscheiden. — Thatsächlich finden wir ja auch, daß die verkümmertsten Formen der weißen Rasse in rauhen und dürftigen Gegenden geistig selbst unter den bessern Negerstämmen stehen und daß sich zahlreiche einzelne echte Neger zu einer Stufe geistiger Entwicklung erhoben haben, die das mittlere Niveau irgend eines Volkes der weißen Rasse übersteigt.

Also auch in psychischer Beziehung ist es unmöglich, die Menschen so zu ordnen, daß man verschiedene Artbegriffe auf sie anwenden könnte, da man sich dadurch nicht die Uebersicht erleichtern, sondern nur durch Oberflächlichkeit sich das Verständniß des Wirklichen gradezu unmöglich machen, oder doch durch das confuse Durcheinanderlaufen der Regeln und Ausnahmen erschweren würde.

So wären wir denn am Ende unserer Betrachtung angekommen, indem wir behaupten: bei Klarheit des Gedankens und Fülle der Thatsache kann es Niemand einfallen, unter den Menschen verschiedene Arten unterscheiden zu wollen. — Damit haben wir denn auch den amerikanischen Vertheidigern der Sclaverei grade den Boden entzogen, auf welchem sie am sichersten fußen zu können meinten. — Aber ein großer Irrthum wäre es zu glauben, daß damit die Sclavenfrage selbst endgiltig entschieden sei. So wenig die Sclavenbesitzer berechtigt wären, wenn man auch die Menschen passend in mehrere Arten vertheilen könnte, so wenig sind die Abolitionisten in ihren Bestrebungen durch die Arteinheit gerechtfertigt. Man darf gewiß nicht die letzteren alle für edle, tugendhafte Menschen halten; schmutzige Leidenschaften sind auch hier häufig die Triebfedern ihrer Sclavenfreundlichkeit und, wo das nicht der Fall ist, so ist wenigstens nicht selten ihr Urtheil ein sehr beschränktes und ihre Kenntniß sehr gering.

Es gibt nun einmal unter den Menschen überall und nicht nur vom Weißen zum Negersclaven unzählige Abstufungen der Begabung und Ausbildung im Vernunftgebrauch, in Entwicklung des Verstandes und der Sittlichkeit. „Bildung ist Macht," sagt mit Recht der Engländer und mehr noch als in rohen Verhältnissen durch physische Ueberlegenheit, herrscht der durch Bildung Mächtige über die minder Gebildeten, selbst ohne es grade zu wollen. Jene verschiedenen Abstufungen unter den Menschen bedingen aber mit eiserner Nothwendigkeit die verschiedenen gegenseitigen Lebensstellungen. Größere Menschengruppen, Völker und Stämme, durchlaufen dieselben Stufen der allmäligen Entwicklung des Fort- und Rückschritts, wie das Individuum, nur in unendlich größerer Mannigfaltigkeit und in längeren Perioden. Steht dieser Stamm noch auf der Stufe des unwissenden oder dummen Schulknaben, so repräsentirt jener vielleicht den ungezogenen Gassenbuben; ein Volk vegetirt wie der kindisch gewordene Greis, während ein anderes den heruntergekommenen, unverbesserlichen Taugenichts darstellt. Und von diesen Verschiedenheiten hängt denn auch der ungleiche Antheil ab, den die Völker an den allgemeinen Rechten des Menschen nehmen. Diese Ungleichheit ohne Weiteres aufheben und allen Menschengruppen in der Wirklichkeit gleiche Rechte ertheilen zu wollen, ist dieselbe Dummheit, als wenn man dem dreijährigen Buben die Selbständigkeit und freie Selbstbestimmung des gebildeten, erwachsenen Mannes gewähren wollte, und ebenso witzig als wahr nannte Rivarol die „Erklärung der Menschenrechte" durch den Convent „eine verbrecherische Vorrede zu einem unmöglichen Werke."

Die Deutschen, die mit höchst wohlfeiler Philanthropie ihren moralischen Zorn gegen die Sclavereibesitzer ausgießen, vergessen ganz, daß sie vielleicht ihren eignen Großvater im Grabe beschimpfen. Wie lange ist es denn her, daß die Leibeigenschaft in Deutschland verschwunden ist, die bei unseren östlichen Nachbaren noch in voller Geltung besteht und sehr häufig viel schlimmere Formen annahm als die Sclaverei bei den Spaniern und besonders den Franzosen? — Die Gebildeten, die sich über die rohen Zustände der Sclaverei empören, vergessen, daß die Geschichte keinen Staat auf Erden kennt, der eine bedeutende Stufe geistiger Entwicklung erlangt und einen dauernden Einfluß auf die Fortschritte der Menschheit ausgeübt hat, welcher nicht im Anfang und bis in seine blühendsten Zeiten hinein das Institut der Sclaverei in seine Verfassung aufgenommen und gehalten hätte, sie vergessen, daß grade die bedeutendsten Völker, die Griechen und Römer, die Rolle in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit, zu der sie vom Schicksal berufen waren, ohne Sclaven gar nicht hätten übernehmen können; die Frommen endlich, von denen übrigens auch gar viele unter den Vertheidigern der Sclaverei sind, vergessen auf beiden Seiten, daß die Völkertafel des ersten Buches Moses nach richtiger Auslegung gar kein echtes Negervolk nennt, die Neger also nach der Bibel gar nicht zu den Menschen gehören würden.

Es gibt nicht bloß eine wissenschaftliche, sondern auch eine moralische Oberflächlichkeit, die das in der Wirklichkeit Gegebene ignorirt und ganz vergißt, daß in den realen Verhältnissen des Lebens dem einen Recht immer ein anderes grade so gut oder so schlecht begründetes entgegensteht, mit dem es sich eben auf friedlichem und also langsamem Wege vergleichen muß, wenn nicht die Menschheit in den Zustand des rohesten Faustrechtes wieder zurücksinken soll. Wollte man die drei Millionen Sclaven Nordamerika's plötzlich freilassen, oder, indem man sie mit ihrem Zustande unzufrieden macht, zum Aufstande bewegen, so müßten die uns immerhin in Rasse und Bildung doch unendlich näher stehenden Weißen ohne Gnade den Herd ihrer Väter verlassen und betteln gehen. Wer sieht das gradezu Verbrecherische einer solchen Bewegung nicht ein? Und sind denn nicht die nordamerikanischen Abolitionisten ganz in der Lage des Magdeburger Landraths? In einem Maikäferjahre hatte derselbe einen Preis auf die Einlieferung jeder Metze Maikäfer gesetzt. Ein pfiffiger Bauer kaufte billig einige dreißig Säcke voll zusammen und verlangte, dieselben vor das Haus des Landraths fahrend, den ausgesetzten sehr bedeutenden Preis; da der Landrath nicht zahlen wollte, weil es so doch nicht eigentlich gemeint gewesen sei, so sagte der Bauer ruhig: „Gut, da mache ich meine Säcke auf und lasse alle meine Maikäfer fliegen," und schnell verstand sich der Landrath zu einem billigen Abkommen. — Wollten die Sclavenbesitzer einmal ernstlich sagen: „Gut, wir lassen jetzt unsere drei Millionen Schwarze frei und schicken sie fort, d. h. zu Euch," die lautesten Schreier unter

den Abolitionisten würden die Ersten sein, die um Gotteswillen bäten: die Sclavenbesitzer möchten doch ihren Menschlichkeitsgefühlen die Zügel der Vernunft anlegen und die Sclaven noch einige Zeit als Sclaven behalten.

Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Dinge;
Wo eines Platz greift, muß das andre weichen.

Möge der Leser in dem Gesagten nicht eine Vertheidigung der Sclaverei sehen. So wenig mein ganzer Aufsatz Anspruch darauf macht, die berührten Fragen zu erschöpfen und für immer abzuschließen, so fern liegt mir in dem letzten Punkt die Anmaßung eines endgiltigen Urtheils. Bergen will ich aber nicht, daß ich mich oft gewundert habe, mit welcher Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit häufig über schwer zu beherrschende Verhältnisse des Völkerlebens, Fragen der sogenannten innern oder äußeren Politik abgeprochen wird, und meine Absicht war hier nur, in einem begrenzten Gebiet auf den Umfang der Untersuchungen und Kenntnisse hinzuweisen, der wohl in den meisten Fällen erforderlich sein wird, um sich ein auch nur erträgliches Urtheil in so verwickelten Angelegenheiten bilden zu können.

Noch weniger aber ist mit dem Vorstehenden den widerlichen Auswüchsen der Sclaverei, wie sie allerdings vorkommen, das Wort geredet. Nicht deshalb, weil der Mensch dem gleichberechtigten Menschen gegenübersteht, ist die Grausamkeit gegen den Neger, so wie irgend ein anderer Mißbrauch, ein der moralischen Verurtheilung unterliegendes Thun. Mir scheint Der noch auf einer unvollkommenen Stufe der sittlichen Beurtheilung zu stehen, der die Moralität der Handlungen aus irgend einer Gegenseitigkeit herleitet und nicht in sich selbst das Princip gefunden hat, wonach er die Sittlichkeit seines Thuns bestimmen kann. Die nutzlose Zerstörung irgend eines leblosen Gegenstandes oder einer Pflanze, das Quälen eines Thieres ist ebenso gut sittlich verwerflich als die Grausamkeit gegen einen Sclaven, nicht weil man Stein und Pflanze, Thier und Sclaven für empfindende Wesen hält, sondern allein deshalb, weil es ein Handeln nach bloß sinnlichen Antrieben ohne vernünftigen Zweck ist. Ein solches aber ist stets unsittlich, denn es widerspricht der persönlichen Würde des Vernunftwesens, als welches sich in jeder Beziehung geltend zu machen, dem Menschen die Aufgabe wurde.

Die Shetlandsinseln.

Diese jetzt so friedlichen kleinen Inseln der Nordsee waren einst der Zufluchtsort von mancherlei Seeräuberbanden und der Schauplatz blutiger Kämpfe. Die Wikinger hatten sie in Besitz genommen, diese furchtlosen nordischen Corsaren, welche Sicilien und die Normandie eroberten und die Seine bis unter die Mauern von Paris hinaufdrangen. Seit dem neunten Jahrhundert spielten die Shetlandsinseln eine Rolle in den alten isländischen Sagen, in denen sie den Namen Hialtland führen.

Als Harald der Blonde, welcher nur einer der Jarls, einer der Häuptlinge der norwegischen Clans war, die Unterwerfung des ganzen Landes unternahm, um dadurch die Liebe eines stolzen jungen Mädchens zu gewinnen, flüchteten die meisten norwegischen Edeln von ihren Herrschaften, um seiner Unterdrückung zu entgehen. Die Einen zogen sich auf Island zurück, Andere auf die Faroerinseln; Andere wieder auf die Orcaden oder auf die Shetlandsinseln. Einige ließen sich an den Küsten, an welchen sie landeten, als arbeitsame Ansiedler nieder; Andere, welche nicht so friedfertigen Charakters waren, ergaben sich der Seeräuberei.

Nachdem Harald ganz Norwegen seiner Herrschaft unterworfen und die schöne Gida, welche nur einem großen König ihre Hand reichen wollte, gefreit hatte, unternahm er eine Expedition zur Vernichtung jener Freibeuterschaaren, welche die nördlichen Küsten verwüsteten. Die Sage, deren Held er ist, erzählt, daß er im Sommer plötzlich auf den Shetlandsinseln erschien, dort eine Legion Corsaren überraschte und ohne Mitleid abschlachtete, dann sich dieses Archipels bemächtigte und ihn nebst den Orcaden einem seiner Neffen zum Lehen gab.

Seine Nachfolger herrschten dann gleich ihm über diese entlegenen Länder und führten dort mehr und mehr norwegische Sprache, Gesetze und Sitten ein. Die Sage vom heiligen Olaf berichtet, daß dieser eifrige Verbreiter des Evangeliums sich rühmte, die Bewohner der Shetlandsinseln und der Orcaden, welche gleich ihren norwegischen Vorfahren Thor und Odin anbeteten, zum Christenthume bekehrt zu haben.

Weder England noch Schottland durften zu jener Zeit den Versuch wagen, jene kleinen,

ihren Küsten so nahe gelegenen Inseln der scandinavischen Oberherrschaft zu entreißen. War das stolze England, dessen Flagge heutzutage so hochmüthig auf allen Meeren flattert, nicht selbst gezwungen worden, sich unter dieses ferne Scepter zu beugen? War es nicht erobert von Canut dem Großen, diesem Alexander des Nordens, von dem die Dichter sangen: „Canut herrscht auf Erden wie Gott im Himmel?“

Im fünfzehnten Jahrhundert gehörten die Shetlandsinseln und die Orcaden noch zu Dänemark. Es verlor sie nicht in einer Seeschlacht, sondern gab sie selbst in Folge eines Ehevertrages Preis. Als Christian I., der Gründer der oldenburgischen Dynastie, im Jahre 1449 zum Könige von Dänemark gekrönt wurde, erstreckten sich seine Staaten von der Mündung der Elbe bis zu den äußersten Grenzen Norwegens und von den Küsten der Nordsee bis zu den Grenzen Rußlands. Trotz dieser ungeheuern Ausdehnung seiner Herrschaften konnte er seiner Tochter, als er sie mit Jacob III. von Schottland vermählte, nur 2000 Gulden mitgeben, obgleich er 60,000 Gulden versprochen hatte. Bis zur Entrichtung des Restes dieser Summe trat er ihm als Sicherheit für die Erfüllung seiner Verpflichtungen die Shetlandsinseln und die Orcaden ab, aber nie ist die Mitgift ausbezahlt worden und Schottland behielt sein Unterpfand in Besitz. Welcher Verfall der Macht seit Canut dem Großen bis zu Christian I. und von Christian I. bis zu Friedrich VI., welcher seine Hauptstadt durch die Geschwader dieser britischen Inseln belagert und eingeäschert sah, die einstmals durch die nordischen Wikinger in Schrecken gesetzt wurden und dem Scepter Dänemarks unterworfen waren!

Zur Zeit wo Schottland vermöge eines glücklichen Ehevertrags von jenen beiden Inselgruppen Besitz ergriff, welche seine Besitzungen in grader Linie bis zum 61. Breitengrade hinausgeschoben, waren die Bewohner dieser Inseln dem damals in ganz Europa herrschenden Feudalsysteme nicht unterworfen. Nach dem alten norwegischen Gesetze saßen sie als Freie auf ihrem Grund und Boden, übten ohne Beschränkung ihre Fischereigerechtsame aus, und vererbten dieselben Privilegien auf ihre Kinder. Schottland stürzte dieses patriarchalische System. Die armen kleinen Inseln, welche ein Hochzeitskörbchen hatten füllen müssen, wurden raubsüchtigen Regierungen überantwortet, welche sie wie zwei mit Waffengewalt unterworfene rebellische Provinzen behandelten. Man hat auf den Shetlandsinseln jene beiden grausamen „Jarls,“ jene beiden Stuarts, Robert und Patrick, noch nicht vergessen, welche die ihrer Oberhoheit unterworfene schwache Bevölkerung so hart ausbeuteten und unterdrückten. Robert, welcher im Jahre 1565 zum Gouverneur dieser Inselgruppe ernannt wurde, bestrebte sich nur, die Mehrzahl seiner Untergebenen ihres Erbtheils zu berauben.

Eine große Menge von diesen sahen, zu Grunde gerichtet durch seine willkürlichen Maßregeln und seine Erpressungen, sich in die Nothwendigkeit versetzt, ihr väterliches Grundstück und Gehöft ihm für einen geringen Preis zu verkaufen oder als Bezahlung der ihnen aufgelegten Lasten zu überlassen. Aus diesen verschiedenen ländlichen Parcellen bildete der habsüchtige Robert allmälig herrschaftliche Domänen und drückte Diejenigen, welche noch kürzlich die Besitzer dieser Domänen gewesen waren und sich mit Stolz gleich ihren Vorfahren odal boender (freie Bauern) genannt hatten, zu Pächtern oder Tagelöhnern herab. Patrick Stuart, welcher im Jahre 1595 an Stelle seines verstorbenen Vaters Gouverneur der Shetlandsinseln wurde, war noch habsüchtiger und mitleidsloser als dieser. Er mißbrauchte die Gewalt, mit der er bekleidet war, auf eine Weise, daß er nun doch die Bestrafung seiner Willkür vom königlichen Rathe zu fürchten begann. Um dieser Gefahr zuvorzukommen, verbot er unter Androhung der strengsten Strafen den Shetländern, ihre Inseln zu verlassen; aber trotz dieser Vorsichtsmaßregeln wurde er verrathen, festgenommen und durch den Edinburger Gerichtshof zum Tode verurtheilt. Aber die unglücklichen, durch seine oder seines Vaters Missethaten zu Grunde gerichteten Bauern erhielten nicht die geringste Entschädigung für die erlittenen Ungerechtigkeiten und kamen nicht wieder in den freien Besitz ihres alten Eigenthums. Die Confiscationen der beiden unheilvollen Gouverneure blieben aufrechterhalten und die Shetlandsinseln wurden an Geschäftsleute verpachtet, welche auf alle nur mögliche Weise den höchsten Gewinn aus ihrer Speculation zu ziehen suchten.

Wir brauchen gewiß nicht hinzuzufügen, daß dieses traurige Regiment jetzt nicht mehr

existirt. Bei aller seiner Ehrfurcht für althergebrachte Ueberlieferungen weiß England doch sein administratives System, wo es nöthig ist, auf geschickte Weise zu modificiren. Die Shetlandsinseln haben Theil an der englischen Verfassung. Sie und die Orcaden bilden eine Bevölkerung von ungefähr 60,000 Seelen, welche ein Parlamentsmitglied wählen.

Gegenwärtig verbindet ein Dampfboot durch eine regelmäßige Ueberfahrt die Küste Schottlands mit diesen Inseln. Eine große Straße durchschneidet die Hauptinsel, welche Mainland heißt. In den kleinsten Dörfern findet man Schulen, und industrielle Etablissements erheben sich an verschiedenen Orten. Vor einiger Zeit unternahm auch ein recht liebenswürdiger und intelligenter dänischer Beamter, Herr Ploeyen, Gouverneur der Faroer, welcher uns zu Thorshavn mit einer Zuvorkommenheit, die wir nie vergessen werden, aufnahm, eine Reise nach den Shetlandsinseln, um im Interesse seiner Untergebenen den Fischereibetrieb und die Fortschritte des Landbaues dieser gleich den Faroern einst von abenteuernden Seefahrern eroberten Inseln zu studiren, welche wie die Faroer von einer scandinavischen Colonie bewohnt werden, sich aber einer größern Intelligenz und besserer Umstände erfreuen als die Faroer, indem letztere bis zum Jahre 1855 durch die dänische Regierung unter dem harten Drucke des Monopols darniedergehalten wurden.

Das Buch, welches Ploeyen nach seiner Rückkehr veröffentlicht hat, sowie dasjenige Edmondston's, gibt uns hinlängliches Material, um eine ziemlich vollständige Beschreibung dieser noch ziemlich unbekannten und doch so interessanten nördlichen Inseln liefern zu können.

Die Gruppe der Shetlandsinseln liegt zwischen dem 59. und 61. Breitengrade und besteht aus einem Hundert Inselchen, von denen nur dreißig bewohnt sind; die übrigen dienen nur zur Weide für das Vieh. Aber eine ist ganz verödet. Jeder einsame Felsen, jeder kleine Hügel, welcher einen Streifen Grün trägt, ist mit vier oder fünf Hammeln besetzt, welche der benachbarte Inselbewohner im Frühjahre dorthin bringt und beim Einbruche der rauhen Jahreszeit wieder abholt.

Die Hauptinsel dieser Gruppe wird Mainland genannt. Ihre Länge beträgt sechzig Meilen. An einigen Stellen hat sie eine Breite von zehn oder zwölf Meilen, an andern ist sie so schmal, daß sie einem zerfetzten Bande gleicht, welches von den fortwährend an beiden Seiten nagenden Wellen abgenutzt wird.

Die übrigen nach Mainland nennenswerthesten Inseln sind Bressa, Roß, Yell und Unst. Durch ihre merkwürdigen Auszackungen, den Buchtenreichthum ihrer Durchfahrten und die Formation einiger ihrer Vorgebirge gewähren die Shetlandsinseln dem Maler oder Touristen außerordentlich effectvolle Ansichten. Ploeyen hat an verschiedenen Punkten Partien aufgefunden, welche eben so bewundernswürdig waren wie diejenigen der Faroer, dieser herrlichen kleinen Inselgruppe. Zu Roß erhebt sich ein pikartig zugespitzter Fels wie ein schwarzer Thurm siebenhundert Fuß über die schäumenden Wogen. Zu Bressa wölbt sich ein kolossaler Bogen über einer tiefen mit Stalaktiten angefüllten Grotte, von denen einige wie mit ihren priesterlichen Gewändern angethane Prediger, andere wie mit entfalteten Flügeln kniende Cherubim aussehen. Man glaubt ein Heiligthum aus wunderbarer Vorzeit mit einer religiösen Versammlung versteinerter Riesen vor sich zu sehen.

Ploeyen, welcher die vorzüglichsten durch Scott's „Piraten" berühmt gewordenen Partien besuchte, sagt, daß Walter Scott von Fitfulhead ein fingirtes Gemälde entwirft. Dieser fabelhafte Schlupfwinkel der Zauberin Norna ist nur ein Felsen von neunhundert Fuß Höhe. Dagegen erwähnt Ploeyen mehrere andere Erscheinungen, welche der liebenswürdige Romanschreiber durch einige Pinselstriche in der ganzen Welt hätte berühmt machen können; unter Andern den Bogen, welchen das Meer wie ein Baumeister zu Dorchholm durchgebrochen hat; die Höhlung, welche die Wogen in den Busen eines umfangreichen Hügels eingegraben haben, und den einsamen Felsen, den Mädchenfelsen, welcher sich inmitten der Wellen erhebt, wie ein Obelisk in dem Sande des alten Egypten.

Er erwähnt auch verschiedene alterthümliche Gebäue und mehrere interessante Ruinen, besonders diejenigen von Mouners, welches ein großes und schönes, von vier Thürmen flankirtes und mit Schießscharten versehenes Schloß gewesen.

So pittoresk nun aber auch die Shetlandsinseln in ihrer Ausdehnung von zwei Breitengraden an manchen Stellen sein mögen, so bieten sie doch den Blicken meistens nur einen düstern, traurigen Anblick; wüste Hügel, die

sich nach allen Seiten allmälig nach dem Meer abdachen; sumpfige Landstrecken, wo man nur mühsam Fuß faßt; hier und da lange schmale Baien oder salzige Seen, welche man noes nennt; hier und da etwas Weideland, wo langhaarige Ponys mit stämmigen Gliedern, Kühe von geringer Größe und winzige Schafe mit geduldiger Resignation ihr kurzes und spärliches Gras abweiden; hier und da einige eingehegte Rasenplätze, deren Ertrag man sorgfältig für den Winter aufhebt, oder einige Gersten- und Haferfelder, deren Ertrag oft kaum der darauf verwendeten Aussaat gleichkommt; aber nirgends steht ein armseliger Apfelbaum, dessen Früchte den Blick eines Kindes ergötzten, nirgends eine Eiche mit grünen Aesten, in deren Schatten ein fröhliches Geplauder erschallte, nirgends eine Tanne, dieser melancholische Schmuck der nördlichen Regionen, kurz, nirgends ein Baum.

Welchem Umstande hat man diese traurige Oede der Shetlandsinseln zuzuschreiben? Keineswegs ihrer Lage in hoher Breite, denn in Finmark, unter dem 68. Grade nördlicher Breite, kann man sehr schöne Wälder sehen. Es liegt auch nicht an der Beschaffenheit des Bodens, welcher nicht schlechter ist als der des nördlichen Schottland, noch auch an der Temperatur der Atmosphäre, welche nur wenig rauher ist als diejenige von London. Nein. — Die Eingeborenen behaupten, daß man, um Bäume zu haben, diese mit hinlänglich hohen Mauern umgeben müßte, um sie vor den Einwirkungen des Meeres beschützen zu können. In der ganzen Ausdehnung der Shetlandsinseln findet man nicht ein Terrain, welches von der einen oder andern Seite weiter als zwei Meilen (2½ Kilometer) vom Meer entfernt wäre. In Folge der Heftigkeit der in diesen Gewässern sehr häufigen Stürme, besonders durch die Gewalt eines sehr starken Westwindes, welcher mit seinem ungestümen Flügel den atlantischen Ocean furcht, schleudern die bis in die Tiefe aufgewühlten Wogen salzige Wassergarben auf das Land, welche die Pflanzen zerfressen und die Blumen vernichten.

Wenn dies die Thatsache ist, welche auf den Shetlandsinseln das Wachsthum der Bäume verhindert, so kann uns dieselbe jedoch nicht dazu dienen, die gleiche Erscheinung auf der großen Insel Island zu erklären, wo nicht der geringste Wald existirt, obgleich verschiedene Districte derselben sehr weit vom Meer entfernt sind. Es ist dies ein Problem der Naturkunde, welches uns noch nicht gelöst zu sein scheint und welches wir bei mangelnder Sachkenntniß den Geologen und Physikern überlassen wollen.

Unter der norwegischen und dänischen Regierung waren die Shetlandsinseln, wie bereits bemerkt, in eine Anzahl kleiner, den Ansiedlern gehöriger Besitzthümer getheilt, wie diese nach und nach angekommen waren, um ihre Wohnung daselbst aufzuschlagen. Dieser freie Besitz wurde unter der Verfolgung und Unterdrückung der schottischen Finanzagenten in eine oligarchische Verfassung umgewandelt, welche noch jetzt besteht. Das ganze Territorium der Inseln ist dem Rechte der Erstgeburt unterworfen und gehört einer gewissen Anzahl Lairds, welche die verschiedenen Parcellen ihres Erbes zu einem ziemlich hohen Preise verpachten.

Ein gewöhnliches Pachtgut besteht aus einem Hause, oder besser gesagt, aus einer roh zusammengefügten Hütte und aus einem Stücke Land, welches zur Ernährung von etwa drei Kühen, zwei Ponys und fünf Schafen hinreicht, für welches so geringe Grundstück der Bauer nicht weniger als fünf Pfund Sterling jährlich bezahlt. Noch mehr, die Pacht wird nur auf ein Jahr abgeschlossen; er kann also kein großes Interesse an der Cultur eines Bodens haben, von welchem er nicht sicher ist, ob er ihn im nächsten Frühjahr noch besitzen wird.

Alle Wohnungen, sowohl die des Lairds als die der Pächter, sind in der Nähe des Meeres erbaut, besonders längs der „Noes,“ welche wie die norwegischen Fjords in das Innere des Landes einschneiden. Denn wenn auch die Aecker der Shetlandsinseln eine nur magere Ernte geben; wenn auch die einzigen Cerealien, welche man anbauen kann, Gerste und Hafer, oft unter der Einwirkung eines vorzeitigen starken Frostes, zu Grunde gehen; wenn auch die Kartoffel, diese fürsorgende Frucht der kalten Gegenden, oft die Hoffnung desjenigen täuscht, welcher sie mühevoll cultivirt, so bietet als Ersatz das Meer den Shetländern eine überreiche Ernte. Das Meer ist ihre vorzüglichste Domäne.

Von früher Kindheit an üben sich Alle darin, auf den Wellen dahinzuschaukeln und deren Stürmen Trotz zu bieten. Manche von ihnen veranlaßt die jugendliche Abenteuerlust, auf der königlichen Marine oder auf der Handelsflotte Dienste zu nehmen, und sie schwimmen auf allen Meeren bis an's

Ende der Welt. Die Mehrzahl jedoch mag den Boden, auf dem sie geboren, nicht verlassen, noch ihr Fischergewerbe, welches ihr Vater ihnen gelehrt, mit irgend einer andern Profession vertauschen.

Alle Shetländer sind Fischer, und zwar geschickte und muthvolle Fischer.

Im Winter besuchen sie die Märkte von London vermittelst einer eigenen Art schnellsegelnder Fahrzeuge, welche in ihrem Schiffsraume eine große mit Wasser gefüllte Wanne enthalten, in welcher die Fische bis zu ihrer Ankunft in der Hauptstadt schwimmen können. Zu dieser Jahreszeit so wie im Frühjahr unternehmen die Shetländer ihre Reisen nur in Schaluppen von zwei- bis fünfhundert Tonnen Gehalt.

Im Sommer begeben sie sich auf leichten Fahrzeugen nach einer gewissen Station, wo die Factore der verschiedenen Handelsgesellschaften sich versammeln; dort schlagen die Kaufleute ihre Buden und die Restaurateure ihre Schenklocale auf; dort ist während mehrerer Monate die das ganze übrige Jahr so verlassene und lautlose Gegend durch ein Ameisengewühl von Individuen aller Art, durch eine Menge täglicher Vorfälle und die Geschäftigkeit eines lärmenden Jahrmarktes belebt.

Die Fischer verlassen wöchentlich jeden Montag Morgen ihren häuslichen Herd und kehren erst am Sonnabend Abend wieder zurück. Während aller dieser Arbeitswochen segeln sie des Abends von ihrer Station ab und fischen die ganze Nacht. Jedes Schiff führt hundertundzwanzig Leinen von zweiundvierzig Faden Länge und jede Leine ist mit zehn Angelhaken versehen. Was diese Schiffe an Stockfischen und Merlanen einfangen, ist kaum zu berechnen. Ploeyen wohnte dem Fischfang einer Schaluppe bei, welche nach zwei Ausflügen, die noch nicht einen Monat in Anspruch nahmen, auf dem Comptoir eines Kaufmannes 40,000 Stockfische ablieferte.

Aber der arme Shetländer, welcher sich bei diesen Expeditionen so vielen Anstrengungen und Gefahren aussetzt, zieht daraus oft einen nur spärlichen Gewinn. Bisweilen wird der Ertrag eines Fischfangs unter die eigenen Leute der Schiffsbemannung vertheilt, aber nicht in gleichen Theilen, sondern nach dem Range, den sie auf dem Schiffe einnehmen, gemäß ihrer Stellung als Pilot, Segelmeister oder Arbeiter. Manchmal verkauft der Fischer im Voraus Alles, was er an seinen Angelhaken zu fangen gedenkt, zu einem festen Preise, auf die Gefahr hin, bei diesem Handel zu verlieren, wenn im Laufe der Saison der Preis der Fische in die Höhe geht.

Gewöhnlich reservirt er sich die Lebern der Stockfische, welche er im frischen Zustande wie Butter verwendet, späterhin kocht, und woraus er ein Oel bereitet, um damit die Lampe seiner Wohnung während der langen Winternächte zu speisen.

Die furchtlosen Shetländer begnügen sich nicht damit, jeden Augenblick zwischen den Felsenriffen und in den Stürmen des Oceans ihr Leben auf's Spiel zu setzen; eine große Menge von ihnen läßt sich von einer Leidenschaft, welche keine Vernunftgründe zu unterdrücken vermögen, dahinreißen: der Leidenschaft nach Erbeutung von Vogelnestern und der Jagd auf wilde Vögel. Oft sieht man sie, um dieser gefährlichen Thorheit zu fröhnen, zu der Spitze einer abschüssigen Felsenwand hinaufklimmen oder sich an einem Seile von der Spitze eines furchtbaren Abgrundes hinablassen, um eine in der Spalte eines Felsens verborgene junge Adlerbrut zu erbeuten.

Eine andere Erwerbsquelle der Shetländer, lobenswerther und sicherer als diese, ist die Wolle ihrer Schafe und der Ertrag verschiedener Wollenwaaren, welche ihre Frauen herstellen. Wie arbeitsam erfüllen diese braven Frauen der Shetlandsinseln die harte Aufgabe, welche das Geschick ihnen auferlegte! Während ihre Männer mit dem Fischfange beschäftigt sind, bauen sie ihr Feld, trocknen das Heu, ernten die Kartoffeln, schaffen den Torf, welcher ihr Brennmaterial ist, in's Haus und sammeln Meerpflanzen, um Mastfutter daraus zu bereiten. So oft sie nur inmitten dieser mühevollen Arbeiten einen Augenblick der Muße finden, nehmen sie ihre Nadel zur Hand und stricken.

Nirgends, selbst nicht in den durch die Vließe der Merinoschafe reich gewordenen Gegenden, wird der Schafwolle ein größerer Werth beigelegt als auf den Shetlandsinseln, und nigends verarbeitet man sie auch geschickter.

Die Schafe dieses Archipels sind von einer besondern Race, die man anderwärts nicht wiederfindet, sehr klein, ungestüm, wild und ihre Wolle ist meist in verschiedenen Schattirungen gefärbt. Wenn man sie ansieht in ihrer jämmerlichen Gestalt, scheu wie Gemsen

und flüchtig wie Damhirsche, sollte man nicht glauben, daß sie ihren Besitzern ein so gutes Product liefern. Aber ihre Wolle hat die Feinheit und Weiche des Sammts. Man schert sie nicht, wie bei uns, mit großen Scheren, sondern man enthaart sie, das heißt man zieht ihnen Haar um Haar den schönsten Theil ihres Vließes aus, und diese Verrichtung geht mit solcher Zartheit vor sich, daß das Thier keine Schmerzen dabei leidet. Zugleich trägt man Sorge, ihnen eine hinlänglich große Menge langer Flocken zu lassen, welche sie gegen die Kälte zu schützen vermag.

Wenn diese Arbeit beendigt ist, verliest die vorsichtige Shetländerin die aufgesammelte Wolle mit vieler Sorgfalt und theilt sie in verschiedene Partien von verschiedener Farbe, verschiedener Qualität und verschiedener Bestimmung hinsichtlich der Verwendung. Jene grobe Wolle da wird zur Verfertigung von Strümpfen und Schifferhandschuhen verbraucht. Jene andere wird einem Weber übergeben, welcher mit Hilfe eines Instrumentes von primitiver Construction Decken daraus bereitet. Aus dieser braunen Wolle hier sollen Frauenstrümpfe gestrickt werden; aus dieser grauen, Socken für Männer, welche die Herrin des Hauses an Reisende oder an irgend einen ambulanten Händler zu verkaufen gedenkt.

Es bleibt nun noch die Wolle der ersten Sorte übrig, welche man nicht kardätscht, sondern sorgfältig kämmt, und die man glättet, indem man sie mit einem vorzüglichen Oele tränkt. Man spinnt sie mit großer Behutsamkeit und verarbeitet sie dann zu Shawls, Handschuhen oder Strümpfen von einer solchen Feinheit, daß für ein Paar solcher Strümpfe bis zu zwei Guineen bezahlt werden.

Im nördlichen Deutschland, zumal in Sachsen und Preußen, haben die braven Bürgersfrauen wie die Shetländerinnen die Gewohnheit zu stricken. Sie stricken in ihrem Hause und auf dem Spaziergange; sie stricken des Nachmittags im Vergnügungsgarten, wobei sie ihr Täßchen Kaffee schlürfen und des Abends in ihren Zimmer, während sie der Vorlesung einer Geschichte von Auerbach oder einer Gerstäcker'schen Reisebeschreibung zuhören. Sie stricken vorzüglich zu Anfang des Winters, um am fünfundzwanzigsten December eine Anzahl niedlicher Strümpfchen für ihre Kleinen an die fröhlichen Zweige des Weihnachtsbaumes anhängen zu können.

Aber diese tägliche Beschäftigung ist für die Mehrzahl von ihnen nur ein nützlicher Zeitvertreib, während sie für die armen shetländischen Bäuerinnen oft ein Werk der äußersten Nothwendigkeit ist, ein Rettungsmittel in schlechten Jahren. Wenn häufige Stürme die Excursionen der Fischer hemmen, wenn kalte Septemberwinde die Reife des Getreides verhindern, nimmt die Hausmutter mit erneutem Eifer ihr Spinnrad und ihre Stricknadeln zur Hand und vermag es oft durch ihre rastlose Arbeit, den Grundzins für ihre kleine Pachtung und das Einkaufsgeld der Wintervorräthe zu erschwingen.

Dank dieser häuslichen Industrie, der muthvollen Thätigkeit der Männer und besonders derjenigen der Kinder, welche schon in zarter Jugend eine Barke regieren und in den Baien fischen lernen, erfreuen sich die Shetlandsinsulaner, wenn sie auch nicht reich sind, doch einer gewissen Behäbigkeit, und wenn ihnen ein Unglück zustößt, dürfen sie sicher sein, hochherzige Hilfe in den Häusern ihrer Nachbarn zu finden. Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft sind bei ihnen erbliche Tugenden, aus deren Ausübung sie sich eine Ehre machen. Der bescheidene shetländische Fischer nährt sich fast beständig nur von Fischen und ziemlich schlecht gewürzten Kartoffeln, er hat kaum ein anderes Getränk als die gegohrene Milch, welche ihren alten norwegischen Namen „Blanda" behalten hat. Aber wenn ihn ein Verwandter, ein Freund, vor Allem aber ein fremder Gast besucht, so würde er es sich zur Unehre rechnen, wenn er ihm nicht einen Hammelbraten oder Wildpret und eine Flasche Branntwein vorsetzen könnte. Die Lairds, die Aristokraten des Landes, üben die Gastfreundschaft auf eine pomphafte Weise aus. Sie geben große Gastmähler und setzen, wie der verehrungswürdige Magnus Troil Walter Scott's, ihren Stolz darein, diese Gastereien durch zahlreiche Libationen zu verlängern.

Die Wohnungen der Pächter und Fischer liegen allerwärts hin zerstreut und sind meistens von rohem Bau. Diejenigen der Lairds sind weit eleganter und einige darunter gewähren mit ihrer Frontseite von zwei oder drei Etagen, ihrem Perron und ihrem Garten einen recht hübschen Anblick. Auf den verschiedenen Inseln existiren aber nur wenige Anhäufungen von Häusern, welche durch ihr näheres Beisammenstehen einem Dorfe ähnlich sehen, und es gibt daselbst nur eine einzige

Stadt, Lerwick, die Hauptstadt des Archipels. Lerwick hat dreitausend Einwohner, ungefähr den zehnten Theil der Bevölkerung der Insel. Es ist die Residenz der obersten Beamten des Landes und mehrerer fremder Consuln. In Lerwick gibt es Gasthöfe, Luxusläden, einen vorzüglichen Hafen, Werfte, Magazine, ein kleines mit vierzehn Kanonen armirtes Fort, und jede Woche bringt ein Dampfboot von Aberdeen Nachrichten aus Schottland, England und allen Gegenden der Erde.

Welche herrliche Stadt ist Lerwick für die bescheidenen Shetländer, welche in dem gewöhnlichen Umkreise ihrer Fischerei nie weiter als zehn oder fünfzehn Stunden weit von ihrer Küste weggekommen sind. Welcher Abstand von Thorshavn, der Hauptstadt der Faroer, und Reykjavik, der Hauptstadt von Island, welche nur wenige hundert Häuser zählen, nur im Sommer einige Handelsschiffe auf ihrer Rhede ankommen sehen und überdies während der größeren Hälfte des Jahres einsam und verlassen, abgesondert von der ganzen Welt, inmitten ihres kalten Oceans liegen. Indeß tadelt Ploeyen die unregelmäßige Bauart der Häuser von Lerwick, die Verstöße gegen eine regelrechte Baulinie und ihre sonderbare Einrichtung. Unser würdiger Freund Ploeyen ist recht anspruchsvoll.

Der Ursprung dieses Fleckens reicht nicht weiter hinauf als 150 Jahre und die Shetländer verstehen es nicht, wie die Amerikaner, mit einem Fußtritte Städte aus der Erde zu stampfen. Man sieht jedoch die allmäligen Fortschritte Lerwicks und der sich daselbst entfaltenden Industrie; es ist kein Zweifel, daß es sich noch vergrößern und dereinst für jene wenig gekannten Küstenländer Großbritanniens ein ziemlich wichtiger Ort werden wird.

Trotz ihrer Entfernung von den scandinavischen Ländern, der verschiedenen Modificationen ihrer Verwaltung, ihres Charakters und ihrer Industrie haben die Shetländer nichtsdestoweniger einen Theil ihrer alten Gewohnheiten und verschiedene unterscheidende Merkmale ihres nördlichen Ursprungs bewahrt. Wie groß auch die Geschicklichkeit des Menschen und die Kraft sein mögen, welche die Vorsehung ihm verliehen, Charakter und Temperament den Umständen seines Lebensganges und den verschiedenen Klimaten der beiden Erdhälften anzupassen, bewahrt er doch lange selbst in der Einsamkeit das eigenthümliche Gepräge seiner Nationalität; und in einer Vereinigung zahlreicher Individuen desselben Stammes widersteht dies Gepräge noch kräftiger den Einwirkungen eines fremden Landes. Man findet in Rußland und Amerika deutsche Dörfer, welche länger als ein Jahrhundert vollkommen ihren deutschen Charakter beibehalten haben, und ist die französische Colonie von Canada nicht noch eben so französisch wie zur Zeit des tapfern Montcalm?

Die Shetländer, obgleich seit etwa 400 Jahren von Dänemark getrennt, reden unter sich die Sprache des Königreiches, zu dem sie gehören, und welche ihre Beamten und die Kaufleute sprechen, mit denen sie in fortwährender Berührung stehen. Sie besitzen einen aus scandinavischen und englischen Elementen gemischten Dialekt, in welchem aber das Scandinavische in so hohem Grade vorherrschend ist, daß man sie ziemlich leicht verstehen kann, wenn man des Dänischen mächtig ist. Ploeyen hat dies mehrfach erfahren.

Bei ihnen hat sich auch der Gebrauch der patronymischen Namen erhalten, welcher einst im Norden verbreitet war und noch in ganz Rußland besteht. So nennen sich die Söhne von Magnus Magnussons oder abgekürzt Mansons; die Kinder von James Jamessons oder James Daughters. Dieselbe Gewohnheit herrschte einst in den drei Königreichen Großbritanniens. Davon schreiben sich die vielen Namen her, welche in England sich auf das Wort son endigen, in Irland mit der Vorsilbe O' und in Schottland mit der Partikel Mac beginnen, welche dieselbe Bedeutung haben.

Hinsichtlich der Chronologie haben die Shetländer den Gregorianischen Kalender nicht einführen wollen; sie bleiben beim „alten Stile“ und Nichts kann sie bewegen, diesem Gebrauche zu entsagen.

Einer ihrer markirtesten und ausdauerndsten Charakterzüge ist ihre Hinneigung zum Aberglauben. Seeleute sind im allgemeinen dem Aberglauben sehr zugänglich, und das läßt sicht leicht erklären. Keine Lebensweise ist wie die ihrige den unvorhergesehensten Veränderungen und den gefahrvollsten Situationen ausgesetzt.

Alle Wechselfälle des Schifferlebens, alle Phänomene der Elemente, alle die phantastischen Gestaltungen der Strahlenbrechung, die Wasserhosen und die Wetterwolken, dies Alles muß nothwendig in der Seele des

Matrosen Truggebilde, die Vorstellung von einer unbegreifbaren geheimnißvollen Macht und eine Art von Fatalismus erzeugen, welche die Belehrung der Wissenschaft nicht zu bemeistern vermögen.

Bei den Shetländern knüpft sich aber dieser seemännische Aberglaube an die häufigsten Vorkommnisse und äußert sich in allen Arten traditioneller Gewohnheiten. Wenn eine Barke umschlägt, wenn ein Fischer ertrinkt, so erinnert man sich auf der Stelle einer Menge von Anzeichen, welche diesen Unfall vorausgesagt haben, und diejenigen, welche in der Nachbarschaft des Hauses des Verunglückten wohnen, schauen mit erschrockenen Blicken um sich; denn sie sind überzeugt, daß ein Geist unaufhörlich seine Wohnung umirrt, bis man ein christliches Gebet an ihn gerichtet, was niemand zu thun wagt, oder bis sein von den Fluthen an die Küste gespülter Leichnam aufgehoben und auf dem Gottesacker beerdigt ist. Die Erfüllung dieser Pflicht genügt aber noch nicht ganz zur Beschwichtigung der abergläubischen Furcht. Man nennt nie wieder den Namen dessen, der diesen verhängnißvollen Tod gestorben ist; wenn man von ihm zu sprechen wagt, bezeichnet man ihn durch eine Umschreibung. War er verheirathet, so verschließt sich seine Wittwe in ihre Wohnung und entzieht sich ganze Monate lang Aller Blicken. Von dem unglücklichen Tage an widmet sie sich einer fortwährenden Trauer, und wenn sie sich entschließt, wieder zu heirathen, was selten vorkommt, behält sie bei ihrer zweiten Hochzeit ein dunkles Kleid bei und geht gesenkten Hauptes und mit traurigem Gesichte zur Kirche, damit man nicht glaube, daß sie ihren Wittwenschmerz vergessen könne.

Wenn eine Familie nicht durch einen natürlichen Todesfall, sondern durch einen Mord in Trauer gesetzt wird, so ist der Eindruck davon unverwischbar.

Es gibt einsame Häuser, dunkle Grotten, die man für immer von Gespenstern besucht glaubt und die man mit einem Gefühle des Schreckens umgeht, weil sie an einem verfluchten Tage durch ein Verbrechen besudelt wurden.

Der Glaube an Wahrsagerei, welcher einst durch ganz Europa verbreitet war und von denen jetzt nur noch hier und da einige Spuren in den unwissendsten Volksschichten zu Tage treten, wurzelt noch sehr stark in der Seele der Shetländer. Sie sind überzeugt, daß es Leute gibt, vorzüglich Frauen, welche wie die Norna Walter Scott's durch die Macht ihrer magischen Beschwörungsformeln denjenigen, welcher sie beleidigte, durch einen traurigen Unglücksfall heimzusuchen, denjenigen, welchem sie wohlwollen, zu beglücken, Winde zu beschwören, Stürme zu erregen oder zu beschwichtigen im Stande sind.

Von der scandinavischen Mythologie, welche, wie die griechische, Wälder, Gewässer und Berge mit einer Menge zauberhafter Wesen bevölkerte, haben sich auf den Shetlandsinseln manche symbolische Bilder, einige übernatürliche Geschöpfe, unter andern die Meermaids (Meermädchen) und die Trows (Trollen) erhalten.

Die Meermädchen, diese Sirenen der nördlichen Gegenden, besitzen nicht wie die Sirenen des Alterthums jene furchtbare Macht, gegen welche Orpheus die Argonauten durch die wundervollen Töne seiner Lyra beschützte und der verschlagene Odysseus seine Gefährten zu bewahren sich gleichfalls angelegen sein ließ. Sie suchen nicht den Menschen durch ihren Gesang zu bezaubern und ihn in ihren Abgrund hinabzuziehen. Wenn sie ihn zu verführen suchen, geschieht es durch ihren sanften Blick und den melancholischen Ausdruck ihres Gesichts. Oft erscheinen sie an schönen Sommertagen an der Oberfläche des Wassers und kämmen ihre blonden Haare mit einem goldenen Kamme.

Man erzählt auch, daß die Meermädchen gleich den Sturmvögeln, diesen Kindern böser Vorbedeutungen, das Herannahen eines Sturmes anzeigen, und daß sie, wie die serbischen Wilen, die Zukunft weissagen.

Die Trows haben dieselbe Natur wie die Trollen der scandinavischen Sagen und die Kobolde der deutschen Märchen. Sie bewohnen gewöhnlich im Innern der Berge prachtvolle Grotten, deren Wände mit Gold- und Silberblättchen bekleidet sind. Dort heirathen sie und werden Familienväter wie gewöhnliche Menschen.

Auf den Shetlandsinseln existirt aber eine Vorstellung, von welcher wir keine Spur in den Sagen des Nordens finden, und welche uns ausschließlich der glänzenden Einbildungskraft der Bewohner von Unst und der benachbarten Inseln anzugehören scheint. Diese Idee sieht in dem Seehunde mit seinen schönen, klaren und sanften Augen gleich denen der Gazelle einen gefallenen Geist, welcher wegen einer großen Sünde zu

seinem elenden Amphibienleben verurtheilt wurde und in seiner Erniedrigung noch seinen herrlichen Blick wie ein Merkmal seines übernatürlichen Ursprungs bewahrt.

Zwei Gattungen Seehunde finden sich häufig in den shetländischen Gewässern, die **phoca barbata** und die **phoca vitulina.** Obgleich die Fischer der Inselgruppe der Lockung des Vortheils nicht widerstehen, welchen ihnen der Fang eines dieser Thiere bietet, so zerlegen sie es doch nicht ohne eine gewisse Beunruhigung; und aus dieser auf die Seehunde angewendeten Idee von Seelenwanderung und aus der Furcht, welche sie einflößt, sind verschiedene naive Sagen entsprungen. Wir wollen eine der bemerkenswerthesten mittheilen und mit ihr unsern Bericht über den armen kleinen Archipel schließen, welcher in seiner bescheidenen und einsamen Existenz niemals die Ehre gehabt hat, die Aufmerksamkeit eines europäischen Congresses zu beschäftigen, nicht einmal die, irgend eine Debatte im britischen Parlamente hervorzurufen.

Ein Shetländer irrte eines Morgens am Ufer des Meeres umher und sah einen Seehund, der auf einem einsamen Felsen im Sonnenschein eingeschlafen war. Zu dieser Zeit grade hatte er eine gute Fußbekleidung sehr nöthig. Das Fell des Thieres mußte ihm eine sehr vorzügliche liefern. Er näherte sich ihm mit leisen Schritten, versetzte ihm mit dem Spaten, den er zum Abstechen von Miesmuscheln und dergleichen bei sich führte, einen Schlag auf den Kopf, streckt ihn leblos zu seinen Füßen, zieht ihm das gewünschte Fell ab, wirft den entblößten Körper in das Meer und vereinigt sich wieder mit seinen Kameraden.

Als der Seehund aber in sein natürliches Element zurückkam, belebte er sich wieder; jedoch fror er und schämte sich, des Schmuckes seines schönen weißen Pelzes beraubt zu sein. Er irrte klagend und seufzend in den Gewässern umher und rief die Hilfe seiner Freunde an. Ein Meermädchen fragte, gerührt durch seine Klagen, ob es ihm nützlich sein könne?

„Ach,“ antwortete der arme Seehund, „welches Glück würde ich Dir verdanken, wenn Du mir mein Fell wiederschaffteſt, ohne welches ich friere und mich entehrt sehe.“

Das mitleidige Meermädchen erhob sich an die Oberfläche und schwamm davon.

Während dieser Zeit war der verwegene Fischer die Beute einer schmerzlichen Beklemmung. Er bereute den grausamen Raub, den er begangen und zitterte bei dem Gedanken, streng dafür bestraft zu werden. Um der Bestrafung zuvorzukommen, betete er und gelobte, sein Vergehen durch verschiedene gute Werke zu sühnen, und als er seinen Schiffsgenossen das Seehundsfell zeigte, wagte er nicht, ihnen zu gestehen, auf welche Weise er es erbeutet habe; er sagte, er habe es einem todt am Strande liegenden Seehunde abgezogen. Wie groß war sein Schrecken, als man in den Netzen, die seine Kameraden in's Meer gesenkt hatten, ein Meermädchen heraufzog!

Er bat, er beschwor sie, dasselbe augenblicklich in Freiheit zu setzen. Aber sie wollten es nicht. Sie banden es mit Stricken und setzten es auf den Boden ihres Bootes auf das Fell, welches das Meermädchen wiedererlangen wollte. Die arme Tochter der Gewässer wurde das Opfer ihres Edelmuths. Aber sie zweifelte nicht, daß die Geister des Meeres sie rächen würden. In der That erregten dieselben einen furchtbaren Sturm, das Boot versank im Abgrunde der Wogen; die Fischer kamen um und mit ihnen das Meermädchen, welches sich nicht von seinen Banden befreien konnte; aber der Seehund erhielt sein Fell wieder. Seit diesem Tage wurden die Seehunde, eingedenk der Aufopferung des Meermädchens für einen ihres Geschlechts, die Beschützer der edeln Töchter des Oceans. Sie holen ihnen die Nahrung von den Tiefen des Meeres, zu welchen diese nicht selbst zu gehen wagen. Sie begleiten sie wie getreue Ritter auf ihren Ausflügen; sie hören mit aufmerksamem Ohre ihren melancholischen Gesängen zu, sie vertheidigen sie mit Gefahr ihres Lebens gegen die Harpunen habsüchtiger Fischer.

Die Tiefen des Meeres
und das unterseeische Atlantische Telegraphenplateau.

Von

Dr. Schellen.

Die ersten Versuche, welche von Roß, Dupetit-Thouars und andern Officieren der englischen, französischen und holländischen Marine angestellt wurden, um die Tiefen des

Meeres zu erforschen, geschahen mit den gewöhnlichen Sondirungsleinen, wie sie für die kleinen Tiefen im Gebrauche sind, oder mit Schnüren von Seide oder Hanf, die ihrem Zweck entsprechend besonders geflochten waren, und beruhten sämmtlich auf der Voraussetzung, daß in dem Augenblicke, wo das Senkblei auf den Meeresboden aufstößt, der Stoß sich durch die Leine fortpflanze und fühlbar mache, so wie daß von diesem Momente an die Leine ihre Spannung verliere und aufhöre, sich abzuwickeln. Spätere Versuche haben jedoch ergeben, daß der Stoß sich auf bedeutende Tiefen nicht mehr fortpflanzt, und daß submarine Strömungen das Abwickeln der Leine noch lange fortsetzen, wenn das Blei längst aufgehört hat, darauf zu wirken. Sie haben gezeigt, das man schon bei Tiefen über acht- bis zehntausend Fuß den Resultaten der gewöhnlichen Sondirungsweisen durchaus kein Vertrauen schenken darf.

Seitdem hat man sich vielseitig bemüht, verläßlichere Methoden ausfindig zu machen. Es ist bekannt, daß kräftige, auf dem Meeresboden entstehende Explosionen, bei Windstille und ruhiger Umgebung, nach Art des Echo oder durch einen Reflex am Meeresboden sich bis zur Oberfläche des Wassers fortpflanzen können. In solchen Fällen läßt sich die Tiefe aus der bekannten Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalls ermitteln. Hierauf gestützt, hat man mehrfache Versuche mit hallenden und durch Stöße leicht entzündlichen Materialen angestellt: aber in sehr vielen Fällen verhielt sich das Echo schweigend und die erwartete Antwort vermochte nicht, aus der Tiefe bis an die Oberfläche zu gelangen. Ericson und viele Andere nach ihm construirten das Senkblei mit einer eingeschlossenen Luftsäule, die dem Druck des Wassers ausgesetzt war und die Einrichtung hatte, daß sie die Stärke der größten Compression auch dann noch anzeigte, wenn sie bereits wieder aus dem Wasser heraufgezogen war. Da der Druck des Wassers (von der geringen Differenz in der Dichtigkeit abgesehen) mit je 32 Fuß Tiefe um den Druck einer Atmosphäre zunimmt, so läßt sich aus dem Maximum des auf die Luftsäule ausgeübten Druckes die Tiefe sehr leicht ableiten. Die Ericson'sche Methode ist für die gewöhnlichern Tiefen recht brauchbar, aber in den großen Tiefen, wo der Druck auf Hunderte von Atmosphären ansteigt, vermochten auch die stärksten Instrumente nicht, dem Drucke den erforderlichen Widerstand zu leisten, sie zerbrachen.

Man hat auch Senkbleie angewandt, die nach Art eines Schraubenpropellers mit Flügeln und einem Zählwerk (Compteur) versehen waren, um die Anzahl der während des Fallens durch den Widerstand des Wassers entstehenden Umdrehungen zu bestimmen. Eine derartige Vorrichtung arbeitet recht gut und entspricht für mäßige Tiefen ihrem Zwecke vollständig; sie wird aber unbrauchbar in den sogenannten „blauen (sehr tiefen) Wassern“ wegen der Schwierigkeit, das Instrument wieder in die Höhe zu ziehen, wenn die Leine dünn ist, oder dasselbe dem Einflusse der Strömungen zu entziehen und bis auf den Boden gelangen zu lassen, wenn die Leine dick genug genommen ist, um es mit Sicherheit wieder aufwinden zu können.

Noch andere, zum Theil sehr sinnreiche und complicirte Anordnungen des Senkbleies, z. B. nach dem Princip eines elektrischen Telegraphen, haben ihren Zweck noch weniger erreicht.

Wenngleich alle diese Versuche es zu zuverläßigen Resultaten nicht haben bringen können, so sind sie doch nichts weniger als unnütz gewesen; denn sie haben wesentlich dazu beigetragen, den Eifer für dergleichen Arbeiten zu erhalten und zu erhöhen. Sind doch in andern Zweigen der Naturforschung noch viel größere Schwierigkeiten zu überwinden gewesen als bei der Erforschung der Meerestiefen. Wenn es der Astronomie gelungen ist, das Volumen der entferntesten Planeten zu bestimmen und ihre Masse zu wägen, sollte man da sich entschließen können, die auf die Erforschung des Meeresbodens bezüglichen Fragen in die Reihe der unlöslichen Aufgaben zu verweisen? Nach einer allgemein verbreiteten Ansicht sollen die Tiefen der submarinen Thäler die Erhöhungen der Continente so ziemlich ausgleichen; das ist indessen eine bloße Vermuthung, eine wenig begründete Annahme, die zwar an und für sich annehmbar sein mag, doch gewiß wenig geeignet ist, um denjenigen zu befriedigen, der die Geheimnisse der Tiefen unserer Oceane zu durchdringen wünscht. Wenn der Beobachter des Meeres seinen Blick durch die durchsichtige Decke desselben in die Tiefe versenkt, so hat er gewiß dieselbe Empfindung, als der Astronom, der in der Stille einer schönen Nacht die entferntesten Strahlen des

Himmels fixirt und ausblickt gegen das Reich unbekannter Welten.

Dank der Municifenz einzelner Freunde der Wissenschaft hat man an verschiedenen Orten Teleskope von riesigen Dimensionen und ungewöhnlicher Kraft der Vergrößerung aufgestellt und damit die Grenzen der Untersuchung in dem Weltenraum immer weiter hinausgerückt. Den Anstrengungen der Astronomen ist es mit solchen Hilfsmitteln gelungen, große Sternhaufen in Gruppen abzutheilen und Nebelflecken in Sternhaufen aufzulösen. Es ist damit nachgewiesen worden, daß jenseits dieser schwach erleuchteten Gegenstände der Himmel nach gewissen Richtungen noch andere zwar deutlich erkennbare, aber nicht mehr auflösbare Nebelmassen enthält, ja daß es, noch viel weiter, Regionen gibt, welche selbst die Strahlen des vollsten Sonnenlichtes nicht mehr zu erreichen und noch weniger zu durchdringen vermögen. Das Riesenteleskop endlich läßt erkennen, daß es in Gegenden einer entfernten Entlegenheit, für welche uns jede Anschauung fehlt, noch Anhäufungen von Materie gibt, welche den Gedanken an die Existenz von uns ganz unbekannten physikalischen Kräften aufkommen lassen und die Frage anregen, ob wirklich die Gravitation eine Kraft des Universums ist, und ob ihre Wirkung, welche der Welt einen Mittelpunkt setzt, in der Weise, wie wir sie wahrnehmen, sich auch noch in den entferntesten Tiefen des Raumes kund gibt.

Warum sollte man nun nicht auch in die Mysterien des Meeres eindringen, wie man einzelne Geheimnisse des Sternenhimmels entschleiert hat? Soll man daran verzweifeln, ein Instrument zu finden, das geeignet ist, die Tiefen des Oceans und die Beschaffenheit des Meeresbodens zu bestimmen, wenn es gelungen ist, ein solches herzustellen, um die Einzelheiten des Himmelsgewölbes zu erforschen?

Nachdem die mannigfaltigsten Versuche mit künstlichen Vorrichtungen und zum Theil sehr sinnreich eingerichteten Sonden nicht zum Ziele geführt hatten, kam man wieder auf die ersten Hilfsmittel zurück, wandte überall statt des Bleilothes eine gewöhnliche Leine mit einer Kanonenkugel an und ließ alles andere Beiwerk als zweckwidrig bei Seite. Außer der Einfachheit hat nämlich eine solche Sonde noch die sehr empfehlenswerthe Eigenschaft, zum praktischen Gebrauche stets fertig und unmittelbar anwendbar zu sein. Wohlgeleitete Versuche wurden bald von mehrern Seiten angestellt, und das Publicum erhielt bald Veranlassung, über die ungeheuern Meerestiefen zu erstaunen, welche die Anwendung der einfachen Sonde ergeben hatte.

Walsh, Lieutenant des amerikanischen Schooners Taney, theilte eine Sondirung mit, die 34,000 Fuß (10,363 Meter) Tiefe ergeben hatte, wobei jedoch der Boden des Meeres noch nicht erreicht war. Er hatte sich einer über elf Seemeilen langen Leine von Eisendraht bedient. Berryman, Lieutenant der amerikanischen Brigg Delphin, hatte in der Mitte des Atlantischen Oceans eine Tiefe von 39,000 Fuß (11,888 Meter) gefunden, ebenfalls ohne den Grund erreicht zu haben. Denham, Capitän auf dem englischen Schiffe Herald, bestimmte nach seinen Messungen die Tiefe des südlichen Theiles des Atlantischen Oceans zu 46,000 Fuß (14,020 Meter) und Parker, Lieutenant der amerikanischen Fregatte Congreß, der noch später die Meerestiefe in derselben Gegend bestimmte, ließ gar 50,000 Fuß seiner Leine ablaufen, ohne daß er das geringste Anzeichen von der Ankunft des Senkbleies auf dem Boden erhalten hatte.

Alle diese Untersuchungen, mit Ausnahme der erstgenannten, waren mit Sonden nach dem Muster derjenigen angestellt worden, welche in der amerikanischen Marine vorgeschrieben sind. Dieselben bestehen aus einer Leine, auf welcher die Längen von je 100 Klaftern (brasses à 182,87 Meter) deutlich markirt sind; in einer Länge von 10,000 Klaftern werden sie dann auf leicht drehbare Rollen aufgewickelt. Jedem Schiffe der Regierung wird eine Anzahl solcher Leinen zugetheilt, und der Capitän hat die Weisung, jede Gelegenheit in den „blauen Wassern" zu benutzen, um damit die Tiefe derselben zu messen. Sobald sich die Gelegenheit darbietet, befestigt man an das Ende einer solchen Leine eine Kugel von 32 oder 64 Pfund, wirft sie in's Meer und läßt die Leine ablaufen, wobei man nur Sorge trägt, das die Rolle sich möglichst frei drehe. In dem Augenblicke, wo man glaubt, daß die Kugel den Boden erreicht hat, schneidet man die Schnur ab und sieht nach, welche Länge noch auf der Rolle zurückgeblieben ist. Man erhält so die Tiefe auf Kosten einer Kanonenkugel und einiger Pfunde gewöhnlicher Cordel.

Allein es ist oben bereits angeführt worden,

daß bei großen Tiefen dieser Methode sehr erhebliche Schwierigkeiten entgegenstehen. Man bemerkte gleich anfangs, daß die Leine, einmal in die Tiefe hinabgeworfen, oft nicht aufhört abzulaufen, so daß man durchaus nicht im Stande war, mit Zuverlässigkeit den Augenblick zu bestimmen, wo die Kugel den Boden berührte, ja in den meisten Fällen nicht einmal erfahren konnte, ob dieses wirklich geschah. Die Annahme von submarinen, oft tief unter dem Niveau sich hinziehenden starken Strömungen, die auch durch andere auf die Meeresströmungen Bezug habende Erscheinungen vollständig gerechtfertigt erscheint, erklärt es leicht, warum die Leine ihren Lauf immer fortsetzt, und daß sie sofort zerreißt, wenn man sie nur einen Augenblick daran hindern oder den Lauf der Rolle hemmen will.

Es blieb nichts übrig, als die directe Methode abermals aufzugeben und auf einem Umwege dem Ziele möglichst nahe zu kommen. Durch öftere Wiederholung der Versuche bestimmte man zunächst die Zeit, die bei dem jedesmaligen Einsinken des Senkbleies von 100 zu 100 Klaftern verfloß, und gelangte so unter der Voraussetzung, daß die anzuwendenden Sonden an Gewicht und Volumen durchaus einander gleich waren, zu einem Gesetze über die während des Herabfallens des Senkbleies erzeugten Geschwindigkeiten.

Diese Versuche ergaben z. B.:

2 M. 21 S. Zeit f. d. Fall d. 400—500 Klafter
3 „ 26 „ „ „ „ „ 1000—1100 „
4 „ 29 „ „ „ „ „ 1800—1900 „

Nachdem diese Beziehungen einmal ermittelt waren, konnte man mit ziemlicher Sicherheit den Moment bestimmen, von wo ab die Kugel aufhörte, die Leine abzuwickeln und diese nur noch der Wirkung submariner Strömungen folgte. Diese Strömungen nämlich müssen der Leine eine nahe gleichförmige Bewegung ertheilen, während nach den vorstehenden Zahlen das Gewicht der Kugel in Folge des schnell wachsenden Widerstandes im Wasser derselben eine abnehmende Geschwindigkeit gibt.

Die Ermittlung dieses Gesetzes war ohne Zweifel ein großer Fortschritt in der Methode der Tiefemessungen. Es gab sofort zu erkennen, daß die oben mitgetheilten Sondirungen durchaus ungenau waren, und die gemessenen Tiefen die angegebenen Zahlen bei Weitem nicht erreichten. Gleichwohl war damit das Problem der Tiefemessungen schon deswegen nur unvollständig gelöst, weil man auf dem bezeichneten Wege eine Kenntniß von der Beschaffenheit des Meeresbodens nicht erhalten konnte. Die Leine mußte möglichst dünn genommen werden, um den Strömungen möglichst wenig ausgesetzt zu sein; sie war daher zu schwach und andererseits die daran hängende Kugel zu schwer, um wieder aufgewunden werden zu können. Bei den Versuchen gelang es nie, die Kugel mit den etwa daran haftenden Theilen des Meeresbodens an die Oberfläche zu bringen; die Schnur zerriß auch bei der größten Vorsicht jedesmal.

Fig. 1. Fig. 2.

Die Brooke'sche Sonde für die tiefen Gewässer

So standen die Sachen, als der Midshipman Brooke den Vorschlag machte, die Kugel mit einer Selbstauslösung zu versehen, die erst in dem Augenblicke, wo sie den Boden erreicht hat, wirken kann und dann die Kugel von der Leine unfehlbar lostrennt.

Diese ebenso sinnreiche, als einfache, nach ihrem Erfinder die „Brooke'sche Tiefensonde“ genannte Vorrichtung besteht, wie die Figuren 1 und 2 zeigen, aus einer Kanonenkugel A, die in der Richtung ihres Durchmessers durchbohrt ist, um der Stange B freien Durchgang zu gestatten. Die Haken C,C tragen an den Schnüren b,b die Kugel

A, so lange der Apparat an der Leine a frei schwebt, denn sie nehmen in Folge des Gewichtszuges der Kugel und der Stange die nach Oben geneigte in der Figur 1 abgebildete Lage an, in welcher das Oehr der Schnur b,b in dem Haken C,C sitzen bleibt. Sobald aber die Stange B den Boden erreicht und unterstützt wird, wirkt die Auslösung derart, daß die Kugel an den Schnüren b,b die um ein Scharnier sich drehenden Hakenarme C,C in die nach Unten geneigte Lage der Figur 2 niederzieht und die Oeffnung des Hakens abwärts richtet. Die Oehre der Schnur b,b verlassen daher die Haken C und die Kugel A gleitet vollends bis auf den Boden herab.

Der Stab B war in der Brooke'schen Sonde hohl und innen mit Unschlitt oder Seife bestrichen, damit die Bodenbestandtheile, die beim Aufstoßen desselben in seine Höhlung eingedrungen waren, darin haften blieben. Die Kugel bleibt auf dem Meeresboden liegen, die leichte Stange B aber kann mit ihrem Inhalt ohne Mühe an die Oberfläche befördert werden.

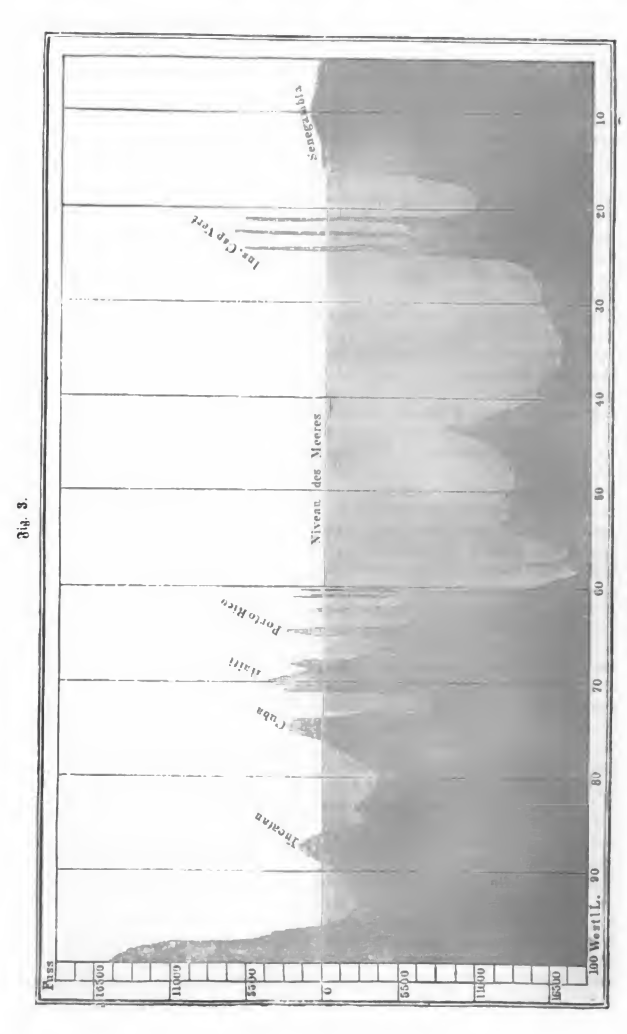
Bei anderen Operationen hat man den untersten Theil der Stange B mit gewöhnlichen, unten offenen Federkielen besetzt, welche die Bodentheile leicht in sich aufnehmen und festhalten. Am vollendetsten ist dieser Theil bei den Sondirungsapparaten ausgeführt, deren sich der englische Lieutenant Dayman im Jahre 1857 bei seinen Tiefenmessungen auf dem sogenannten Telegraphenplateau zwischen Irland und Neufundland bediente. An demselben befand sich unterhalb der großen Kugel eine federnde Klappe, welche beim Sinken der Sonde die Höhlung des Stabes offen ließ. Sobald jedoch der Stab auf den Boden aufstieß und in Folge davon die schwere Kugel sich loslöste, glitt diese über die Feder hinweg, schob sie in das Innere des Stabes hinein und sperrte so den Inhalt desselben nach Außen ab. Eine zweite bleierne ebenfalls durchbohrte Kugel, die während des Sinkens der Sonde auf der großen Kugel aufruhte, fiel mit dieser zugleich auf dem Stabe herab, blieb aber wegen ihrer kleinern Durchbohrung auf der eingeschobenen Feder sitzen und verhinderte den Rücktritt derselben während des Aufziehens der Sonde. Mit Hilfe dieses Apparates hat man viele Proben des Meeresbodens aus 11—12,000 Fuß Tiefe heraufgeholt und analysirt.

Die größten Tiefen, die man mit Hilfe der Brooke'schen Sonde erhalten hat, finden sich in dem nördlichen Theile des Atlantischen Oceans, und so viel man aus den angestellten Messungen abnehmen kann, gehen dieselben nicht über 25,000 Fuß (7620 Meter). Der zwischen 35 und 40 Grad nördlicher Breite unmittelbar unter (südlich von) den großen Bänken von Neufundland sich erstreckende Theil dieses Oceans scheint die größte Tiefe zu haben.

Das Bassin des Atlantischen Oceans ist in der Richtung seiner Längenerstreckung eine Art Graben, der die alte Welt von der neuen trennt, eine weit klaffende Spalte, welche die Hand des Schöpfers in der festen Rinde unseres Planeten geöffnet hat, damit die Gewässer sich darin versammeln können und das feste Land zur Wohnstätte des Menschen geeignet werde. Zur allseitigen Kenntniß der physischen Beschaffenheit des Erdballs ist es von großer Wichtigkeit, daß in derselben Weise, wie man die Erhebung des Festlandes, die Höhen der Berge, die Tiefen der Thäler ausmißt und die gemessenen Profile in dem Bilde einer Karte ausdrückt, auch die submarine Orographie unseres Planeten festgestellt, die relative Bodengestaltung der Oceane ermittelt und das Bassin eines jeden derselben in einem Bilde anschaulich gemacht werde. Das ist für den vielbesuchten Atlantischen Ocean, wenigstens für seine nördliche Hälfte auch bereits in genügender Weise ausgeführt worden. Die betreffenden Karten zeigen z. B. für die tiefsten Stellen im Mexicanischen Meerbusen eine Tiefe von ungefähr 1000 Klaftern, in der Nähe der Küste überall weniger, sonst aber überall mehr als 1000 Klafter, und an einer ziemlich ausgedehnten Stelle südlich von Neu-Schottland und Neufundland (36—38 Grad nördlicher Breite, 47—67 Grad westlicher Länge von Paris), die sehr bedeutenden Tiefen von 5200 Klaftern. Es muß jedoch hinzugefügt werden, daß an dieser Stelle nach genauen Prüfungen die Ergebnisse der daselbst angestellten Sondirungen etwas zweifelhaft sind.

Es ist nicht ganz leicht, aus den verschiedenen Schraffirungen oder Farben, mit denen in dergleichen Bassinkarten die Bodenplastik dargestellt wird, sich ein klares und anschauliches Bild von der Bodengestaltung selbst zu entwerfen. Viel faßlicher, aber dafür auch um so beschränkter, sind Karten, in denen die Verticaldurchschnitte des Meeresbodens nach

Fig. 3.



Profil des Meeresbodens ꝛc. (vergl. S. 95 ff.)

einer bestimmten Richtung abgebildet sind. Wir theilen in Figur 3 eine solche Karte mit, welche das Profil desjenigen Meeresbodens darstellt, der sich in der Nähe des 20. Grades nördlicher Breite von Afrika bis Amerika erstreckt. Die dunkeln Schraffirungen bilden darin den Meeresboden, resp. das Festland, die hellern bezeichnen das Meer; die an der Seite befindliche Skala gibt die Höhen resp. die Tiefen in Fußen an. Die Vergleichung dieser Karte mit einer dem gewöhnlichen Atlas entnommenen geographischen Karte des Atlantischen Oceans macht jede Erläuterung dazu überflüssig.

Von besonderm Interesse sind diejenigen Tiefemessungen, welche auf der Linie zwischen Irland und Neufundland ausgeführt worden sind, weil sie die Grundlage bildeten bei der Frage, ob das Project der Verbindung Europas und Amerikas durch ein Telegraphenkabel ausführbar sein werde oder nicht.

Im Sommer 1856 übersandte Lieutenant Barryman dem Marine-Departement der Vereinigten Staaten einen Verticaldurchschnitt des Meeresbodens längs der genannten Linie, die er nach den Resultaten der auf dem Dampfer „Arctik" bei der Hin- und Zurückreise angestellten Tiefemessungen entworfen hatte. Als ihm jedoch nach seiner Rückkehr von Europa mehrere Differenzen bemerklich gemacht wurden, die sich zwischen seinen Angaben auf der Karte und den in das Abstractlog des Schiffes eingetragenen Sondirungen vorfanden, reichte er ein zweites, von dem erstern ziemlich abweichendes Bodenprofil ein, welches jedoch abermals nicht mit demjenigen in Uebereinstimmung war, das nach den Angaben des Logbuches angefertigt wurde. Außerdem zeigten sich jedesmal Differenzen, wenn nahezu an derselben Stelle zweimal, einmal auf dem Hinweg, das andere Mal auf der Rückreise Sondirungen ausgeführt worden waren. Die Ergebnisse dieser Arbeiten mußten daher als unbrauchbar und werthlos angesehen werden.

Die englische Regierung übertrug nun die Wiederholung dieser Tiefemessungen dem Lieutenant Dayman, der dieselben im Jahre 1857 auf dem englischen Schiffe „Cyklops" ausführte.*) Er bediente sich dabei der oben beschriebenen Brooke'schen Tiefensonde, jedoch mit der Abänderung, daß die Kugel durch ein längliches kegelförmiges Gewicht, und die dieses Gewicht tragenden Schnüre durch Eisendrähte ersetzt waren, außerdem aber, wie oben bereits angeführt worden, die untere Abtheilung des Stabes die Einrichtung hatte, daß nach Abgleiten des Gewichtes die Höhlung desselben sich abschloß.

Außer der gewöhnlichen Lothleine von 18,000 Faden (à 6 Fuß) wurden 4000 Faden Walfischleine und 5000 Faden seidene Leine von 1/10 Zoll Durchmesser angewendet. An jeder Sonde befand sich noch ein Massey'scher Indicator, eine Vorrichtung, welche die Tiefen durch die Umdrehungen einer mit einem Zählwerk verbundenen Flügelschraube angibt. Die Zeitintervalle zwischen dem Ablaufen von je 100 Faden wurden sorgfältig notirt, und sie zeigten mit ein oder zwei Ausnahmen an, wann das Blei aufgehört hatte zu fallen.

Dayman versichert, daß er nach den ersten zwei oder drei Sondirungen im Stande gewesen sei, das Schiff während der ganzen Operation genau auf demselben Punkte zu fixiren; dasselbe hielt sich auf dem größten Kreise zwischen der Valenciabai in Irland und der Trinitibay in Neufundland. Die Hauptresultate seiner Arbeiten lassen sich nach Dayman folgendermaßen zusammenfassen.

Von der irischen Küste bis 11 Grad 15 Minuten westlicher Länge von Greenwich ist der Boden sahdig und die Tiefe nimmt allmälig bis 90 Faden zu. Unter 12 Grad westlicher Länge wurde felsiger Boden und eine Tiefe von 200 Faden, von da bis 13 Grad 15 Minuten westlicher Länge eine durchschnittliche Tiefe von 400 Faden mit schlammigem Boden gefunden.

Eine sandige Ebene mit einer mittlern Tiefe von 200 Faden liegt zwischen 13 Grad 30 Minnten und 14 Grad 30 Minuten westlicher Länge. Unter 14 Grad 48 Minuten westlicher Länge ergab sich eine Tiefe von 550 Faden bei felsigem, und unter 15 Grad 6 Minuten westlicher Länge von 1750 Faden bei schlammigem Boden; hier ist auf dieser Strecke die größte Neigung im ganzen Ocean, denn auf eine Entfernung von 18 Minuten (circa 10 englische Meilen) beträgt die Differenz der Tiefen 1200 Faden oder 7200 Fuß.

Zwischen dieser Stelle (15 Grad) und 45 Grad westlicher Länge liegt der tiefste Theil des Meeres auf der Linie zwischen Irland und Neufundland, dessen Boden fast ganz aus einer weichen, mehligen Substanz besteht.

*) Petermann, Geographische Mittheilungen, 1858 Seite 151 u. f.

Dieselbe ist auffallend klebrig, da sie an der Sondirungsleine während deren Passage vom Grunde bis an die Oberfläche haften blieb. Sie liegt wahrscheinlich in einer Schicht von unbedeutender Dicke, denn in manchen Fällen fanden sich kleine Gesteinstückchen in der Scheide, die den Schlamm enthielt, woraus man schließen möchte, daß die Spindel durch die weiche Masse auf den festen Grund gedrungen war. Die Tiefen wechseln auf dieser Strecke zwischen 1450 und 2400 Faden, aber diese Unterschiede verschwinden fast gänzlich, wenn man die Ausdehnung des Raumes, über welchen sie vertheilt sind, mit in Betracht zieht. Diese ganze Strecke, in einer Ausdehnung von 1400 englischen Meilen, mit einer durchschnittlichen Tiefe von 1900 Faden und nirgendwo tiefer als 2400 Faden, durchaus frei von submarinen Strömungen, erscheint daher als eine weit ausgedehnte Prairie, die nicht bloß wegen ihrer fast ebenen Oberfläche sondern auch ganz besonders deshalb zur Aufnahme eines Europa und Amerika verbindenden Telegraphenkabels geeignet ist, weil sie sich von Osten nach Westen genau zwischen den einander nächst gelegenen Punkten der alten und der neuen Welt erstreckt; sie wurde daher von Maury das Telegraphenplateau genannt, eine Bezeichnung, die andeutet, daß sich hier im Vergleiche zu den enormen Tiefen, die weiter im Süden des Oceans gefunden worden sind, eine verhältnißmäßig flache Einsenkung, eine Art Hochebene vorfindet. Nur an den beiden Stellen, wo dieses Plateau sich der Küste nähert, treten sehr rasche Veränderungen in den Tiefen ein. Wie an der irischen Küste auf einer Strecke von ungefähr 10 englischen Meilen der Boden auf 7200 Fuß abfällt, so steigt er wieder in der Nähe Neufundlands zwischen 45 Grad 23 Minuten und 45 Grad 45 Minuten westlicher Länge, also auf einer Strecke von etwas mehr als 12 englischen Meilen, von 2225 Faden auf 1450 Faden, was eine Höhendifferenz von 775 Faden oder 4650 Fuß beträgt.

Die durch den Lieutenant Berryman im Jahre 1853 mittelst der Brooke'schen Sonde aus dem Atlantischen Ocean erhaltenen Proben des Meeresbodens wurden durch den Professor Bailey einer genauen mikroskopischen Untersuchung unterworfen. Sie bestanden ausschließlich aus den Schalen untergegangener mikroskopischer Thierchen, zum größten Theile aus vollständig ausgebildeten und ganz erhaltenen Kalkschalen (Foraminiferen), theils auch aus Kieselschalen (Diatomaceen), aber nicht ein Atom Sand oder sonstige mineralische Theile waren darin aufzufinden.

Es scheint hieraus hervorzugehen, daß die Gewässer über dem Boden des Telegraphenplateau, dem diese Proben entnommen waren, sich in vollständiger Ruhe befinden; wie wäre es sonst denkbar, daß diese leicht zerbrechlichen organischen Ueberreste sich so vollständig hätten erhalten können? Auch scheinen tiefere Meeresströmungen daselbst nicht vorhanden zu sein, da nicht ein Körnchen Sand, nicht eine Spur von erdigen Theilen unter den Kalk- und Kieselschalen vorgefunden wurde, was doch der Fall gewesen wäre, wenn submarine Strömungen die Gewässer entfernterer Gegenden oder der Küste mit denen des Telegraphenplateau vermengt hätten.

Es geht hieraus hervor, das diese Strecken zur Aufnahme des Telegraphenkabels ganz besonders geeignet sind, da es, einmal in die schlammige Masse der Thierschalen eingebettet, für immer den Stößen und den Strömungen des Meeres entzogen, und wegen der Tiefe seiner Lage vor den Angriffen der Thiere und der Schiffsanker vollständig geschützt ist.

Die Proben, welche Dayman bei seinen Sondirungen von dem Meeresboden heraufgebracht hat, sind von Thomas Huxley untersucht worden. Sie stammten aus Tiefen zwischen 1700 — 2400 Faden und bildeten ein außerordentlich feines, hellbraunes, schlammiges Sediment in den Flaschen, in denen sie aufbewahrt wurden. Huxley berichtet über seine Untersuchungen, etwas abweichend von den Resultaten Bailey's, folgendermaßen:

„Fast in allen Sedimenten finde ich eine Menge merkwürdiger, rundlicher Körperchen, die allem Anscheine nach aus verschiedenen concentrischen Schichten bestehen, welche ein kleines helles Centrum umgeben, und die auf den ersten Blick wie einzelne Zellen der Pflanze Protokokkus aussehen; da sie aber von verdünnten Säuren rasch und vollständig aufgelöst werden, so können sie nicht organischer Natur sein und ich will sie einfach Kokkolithen nennen. Außer diesen Bestandtheilen sieht man immer eine größere oder geringere Menge eckiger Fragmente eines hellen Minerals, dem Anscheine nach Quarz, und sehr oft einer eigenthümlich durchsichtigen grünen Mineralsubstanz. Manche dieser Fragmente sind so groß, wie eine Erbse.

Die oben erwähnten, verhältnißmäßig schweren und festen kalkigen Organismen bilden durch ihre größere Gestalt die Hauptmasse des fettigen Schlammes. Sie sind fast undurchsichtig und erscheinen bei auffallendem Lichte weiß. Ich habe ihre Masse zu 9/10 des Ganzen geschätzt und ich bleibe gewiß noch hinter der Wahrheit zurück, wenn ich behaupte, daß 8½ Zehntel von diesen 9/10 oder 85 Procent des Ganzen, aus einem Genus und, wie ich glaube, aus einer Species der Foraminiferen, nämlich der Globigerina, in allen ihren verschiedenen und mannigfachen Entwicklungsstufen bestehen. Die übrigen 5 Procent der kalkigen Organismen sind Foraminiferen von höchstens vier oder fünf Arten. Die noch fehlenden zehn Procent des ganzen Sediments bestehen theils aus der oben erwähnten granulösen Substanz, theils aus thierischen und vegetabilischen Organismen, die mit kieseligen Skeletten und Schalen versehen sind. Unter den letztern, die man Diatomaceen nennt, kommt ein auffallend großer und schöner Coscinodiscus in großer Menge vor, aber gewöhnliche Diatomaceen sind außerordentlich selten und gewöhnlich zerbrochen und leer. . . ."

Wenn man das ungeheuere Areal bedenkt, über welches dieses Lager ausgebreitet ist, die Tiefe in der seine Bildung vor sich geht, und seine Aehnlichkeit mit Kreide oder mehr noch mit solchen Gesteinen, wie die Mergel von Caltanisetta, so gewinnt die Frage: woher kommen alle diese Organismen? ein hohes wissenschaftliches Interesse. In Uebereinstimmung mit der vorherrschenden Ansicht, daß das Leben auf verhältnißmäßig geringe Tiefen beschränkt ist, hat man vermuthet, daß diese Organismen entweder aus seichtern Gewässern an ihre jetzige Stelle geschwemmt worden sind, oder daß sie an der Oberfläche des Meeres leben, und erst nach dem Absterben auf den Boden niederfallen.

Der erstern Vermuthung widerspricht die scharf markirte zoologische Eigenthümlichkeit der Meerfauna. Wären die Globigerinen aus seichtem Wasser nach ihrer jetzigen Stelle geschwemmt worden, so müßte man mit ihnen vermischt eine große Menge der charakteristischen Bewohner seichter Gewässer finden, und dieses müßte um so mehr der Fall sein, als die in bedeutenden Tiefen so häufigen großen Globigerinen solider und massiver sind, als fast irgend eine andere Foraminifere.

Aber es ist Thatsache, daß die Menge der anderen Foraminiferen außerordentlich klein ist; auch habe ich bis jetzt in den Proben aus großen Tiefen keine Spur von Fragmenten von Mollusken, wie Echini (Seeigel) u. s. w. aufgefunden, die in seichtem Wasser gemein sind und eben so gut weggeschwemmt werden könnten, wie die schweren Globigerinen.

Die zweite Hypothese ist viel wahrscheinlicher und erhält eine kräftige Stütze durch die Thatsache, daß man von vielen Polycistineen und Coscinodiscen recht wohl weiß, daß sie an der Oberfläche des Meeres leben. Herr Macdonald, Assistenzarzt auf dem Schiffe „Herald," hat kürzlich einige sehr werthvolle Beobachtungen über lebende Formen dieser Art nach England geschickt, die er in dem Magen von Meermollusken antraf und die also gewiß Bewohner der oberflächlichen Schichten des Oceans sind. Aber es ist eigenthümlich, daß nur eine der von Macdonald abgebildeten Formen einer Globigerina ähnlich sieht, und selbst diese hat einige Charaktere, die mich an ihrer Verwandtschaft mit jener Gattung zweifeln lassen. Sie ist mit langen strahlenförmigen Fortsätzen versehen, von denen ich nie eine Spur an einer Globigerina gesehen habe. Sollte diese letztere wirklich solche Fortsätze besitzen, so würde dies erklären, was sonst ein gewichtiger Einwurf gegen die Annahme der Hypothese ist, wie nämlich die schwere Globigerina sich an der Oberfläche des Wassers halten könnte.

Sollte übrigens keine der beiden vorstehenden Annahmen für zulässig erscheinen, so bleibt nur noch die eine Hypothese, daß die organischen Wesen auf dem Meeresboden gelebt haben. Aber auch dieser Voraussetzung stellen sich sofort gewichtige Bedenken entgegen. Sie würden daselbst des wesentlichen Lebensprincipes, des Lichtes, haben entbehren müssen und hätten mit ihrer zerbrechlichen Schale und ihrer schwachen Organisation den enormen Druck einer Wassersäule von 12,000 Fuß Höhe, was einer Pressung von 400 Atmosphären gleichkommt, aushalten müssen. Freilich ist dagegen wieder nicht zu übersehen, daß nachweislich Thiere von einer viel höhern Organisation 300—400 Faden unter der Oberfläche des Meeres leben und daß der Unterschied in der Quantität von Licht und Wärme bei 400 und 2000 Faden Tiefe wahrscheinlich viel geringer ist, als der Unterschied in der Organisation zwischen diesen Thieren und den niedern Ordnungen

der Protozoa und Protophyta der untersuchten, aus sehr bedeutenden Tiefen stammenden Proben.

Da es für die Construction eines submarinen Telegraphenkabels durchaus erforderlich ist, daß man vorher das Profil des Meeresbodens, auf den es niedergesenkt werden soll, so genau als möglich kennt, so sind die Anlagen von unterseeischen Telegraphenlinien in der letzten Zeit sehr vielfach Veranlassung geworden, um die Tiefen des Meeres zu bestimmen. So haben unter Andern Delamarche und Ploix am Bord des Daim zwischen den Balearen und Algier Messungen von etwa 3000 Meter gemacht; das Kabel zwischen Cagliari und Malta liegt in der größten Tiefe etwa 10,000 Fuß, das zwischen Malta und Corfu etwa 8000 Fuß tief. Sondirungen des Capitäns Pullen bei Gelegenheit, wo das elektrische Kabel gelegt worden ist, haben ergeben, daß die Tiefe des rothen Meeres bei 10 Grad 59 Minuten nördlicher Breite und 64 Grad 27 Minuten östlicher Länge circa 11,300 Fuß beträgt, zwischen Sumatra und der arabischen Küste aber zwischen 7000 und 9000 Fuß variirt. Dagegen sind die Tiefen der großen Oceane, mit Ausnahme des Atlantischen, erst sehr wenig untersucht worden und sie bieten daher sowohl dem Seefahrer als dem Geographen immer noch reichen Stoff zu wissenschaftlichen hydrographischen Arbeiten dar.

Zur Geschichte des Hessenstammes.

Beschreibung des Hessengaues, von Dr. G. Landau. Mit einer Karte. Kassel. Commissionsverlag von Oswald Bertram.

Bei der gegenwärtigen Richtung aller Geister auf große nationale Fragen der Literatur sowohl wie der Politik könnte es auf den ersten Blick vielleicht scheinen, als vermöge eine Arbeit wie die vorliegende, die zu den ersten Anfängen der Geschichte eines einzelnen deutschen Stammes hinaufsteigt, ein allgemeineres Interesse nicht zu erregen. Allein eine solche Anschauung würde doch in hohem Grade irrig sein. Wem es um die Erkenntniß des eigentlichen Wesens unserer Nation zu thun ist — und hierauf kommt es doch Denen, die nach nationalen Zielen streben, vor Allem an — für Den wird neben der Blüthezeit unserer geistigen Entwicklung die erste Zeit der deutschen Stämme bis zum Beginn der Bildung eigentlicher Staaten das fruchtbarste Feld des Studiums sein. Hier erst zeigt sich der Charakter unsers Volkes in seiner ganzen Ursprünglichkeit: im Laufe der zweitausend Jahre, die seit jener Zeit verflossen sind, hat die Nation eine Cultur in sich aufgenommen, die mit ihren Wurzeln in die geistige Werkstatt der verschiedensten Völker und Zeiten hineinragt, und die, während sie allerdings meistens das Eigenwüchsige nur weiter entwickelte, doch auch manchen Zug unsers Wesens verändert, ja bis zur Unkenntlichkeit entstellt hat. Was nun in dieser bis heute gewordenen Bildung ist national, was aus der Fremde anerzogen zu nennen? Auf diese Frage wird nur der die richtige Antwort finden, welcher den Charakter unsers Volkes, wie er sich zur Zeit der ersten Anfänge eines politischen Lebens, und wie er sich auf dem Höhepunkte der Cultur darstellt, mit gleicher Gründlichkeit erforscht hat. Die Mittel, die beiden Endpunkte in unserer bisherigen Entwicklungsgeschichte in Vergleich zu stellen, hat uns ein gütiges Geschick reicher gewährt als irgend einer andern Nation: in Tacitus' Schrift über das alte Germanien besitzen wir hinreichendes Material, um theils die Zustände in der von ihm geschilderten Zeit lebendig zu erfassen, theils die Angaben der spätern nationalen Schriftsteller richtig zu verstehen, und wo es nöthig ist zu ergänzen. Freilich aber bedarf es hierzu einer tüchtigen Kritik und eines hingebenden Fleißes. Wir dürfen jedoch auf das, was unsere Gelehrten in dieser Beziehung bereits geleistet haben, mit nicht geringem Stolze hinsehen, als auf die Früchte ihrer Studien über die Periode unserer politischen und Bildungsgeschichte während der letzten Jahrhunderte. Und nicht der kleinste Theil dieses Ruhmes, sich mit patriotischem Eifer um die Erforschung der frühesten Vergangenheit unsers Volkes verdient gemacht zu haben, gebührt dem Verfasser des in Rede stehenden Werkes über den Hessengau.

Die Hessen sind neben den Friesen der einzige deutsche Stamm, welcher den alten Namen und die alten Sitze bewahrt hat; seine Geschichte ist deshalb, wenn es die Erkenntniß deutschen Wesens gilt, von fast größerer Bedeutung als die irgend eines andern Stammes; im Vergleich zu den Anwohnern der Nordsee aber schon um deswillen, weil er zu allen Zeiten auf das Gewichtigste in die Entwicklung der nationalen Verhältnisse eingegriffen hat. In Landau's Werke sehen wir nun das hessische Land und sein Volk recht eigentlich im Werden; denn der Verfasser begnügt sich keineswegs, bloß eine magere topographische Beschreibung zu liefern, wie etwa der Titel des Buches vermuthen lassen könnte, sondern wir finden auch die Territorialgeschichte des Landes

mit dem Wechsel des Besitzes und der Wandlung der Verfassungsverhältnisse bis zur Begründung der Landesherrschaft (im 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts), und zwar in der lichtvollsten Weise dargestellt. Besonders interessant ist aber, von dem Verfasser nachweisen zu sehen (S. 242), wie das spätere Institut der Landstände nur die ganz naturgemäße Fortsetzung der Versammlung des Volkes auf der Hauptdingstätte des Gaues war, wo nicht nur Recht gesprochen, sondern auch alle andern die Gesammtheit betreffenden Angelegenheiten berathen wurden. Diese Hauptmalstätte war bei Maden (Mattium) am Fuße des Gudensbergs (Wodansberg, d. i. Gottesberg, denn auch unser heutiges Gott ist aus Wodan hervorgegangen). Noch im dreizehnten Jahrhundert, entwickelt Landau, findet man alle Ritter und Bauern (omnes milites et rustici provinciales) daselbst versammelt. Indessen hatte die Stätte zu Maden damals schon nicht mehr ihre alte Bedeutung. Schon damals wird das Centgericht zu Kirchditmold als „oberstes Gericht" genannt, was darauf hinweist, daß die alten Centgerichte bereits diejenigen Rechtshändel an sich gezogen hatten, welche früher ausschließlich nur das Hauptgericht zu entscheiden hatte. Dennoch bestand das Gaugericht noch fort, aber nicht mehr als ungebotenes, d. h. als ein solches, dessen Hegung an bestimmte Zeiten gebunden war. Es geht dies aus der Bestimmung hervor, daß die Einsassen des Ortsbezirks von Kirchditmold verpflichtet bleiben sollen, ad majus tribunal comitatus Hassie zu erscheinen, wenn sie zu demselben berufen würden (evocati fuerint). Es fanden demnach nur dann noch Versammlungen statt, wenn es für nöthig erachtet wurde. Darum aber konnten es auch nicht mehr gerichtliche Verhandlungen sein, welche die Zusammenberufung veranlaßten, und fanden solche auch noch statt, so war dies doch nur mehr zufällig, indem man die Gelegenheit benutzte, welche die Versammlung darbot. Der eigentliche Zweck solcher außerordentlichen Zusammenkünfte konnte vielmehr nur noch der sein, über Angelegenheiten zu berathen, welche den ganzen Gau betrafen. Hatten auch die Centgerichte die ganze oberste gerichtliche Gewalt an sich gezogen, so blieben doch noch immer Gesammtinteressen übrig, welche nur durch gemeinsame Beschlüsse aller Landeseinsassen geordnet werden konnten, und es war ganz natürlich, daß dies an demselben Orte geschah, wo es auch schon seit langen Jahrhunderten stets üblich gewesen war, nämlich an der uralten Stätte zu Maden. Indem so eine Scheidung in den Angelegenheiten eintrat, und nur die Berathung solcher an dieser Stätte haften blieb, welche das ganze Land berührten, gewannen die hier statthabenden Verhandlungen ganz und gar den Charakter wirklicher Landtage, wie wir denselben freilich erst in weit späterer Zeit deutlicher erkennen. Die Landtage ergeben sich demnach als nichts Anderes, denn als eine einfache und ganz naturgemäße Fortsetzung des alten Gaugerichts.

Als ein weiteres interessantes Resultat der Forschungen Landau's müssen wir hervorheben, daß sich seine schon bei frühern Untersuchungen gemachte Beobachtung des Princips der Drei-, beziehungsweise Neuntheilung der deutschen Stämme auch im Hessengau bestätigt. Schon — sagt der Verfasser in dieser Beziehung — die allenthalben sich wiederholende Eintheilung des Volksheers in Zehn, Hundert und Tausend, und die Uebertragung derselben auf den Grund und Boden, schon dies allein weist mit Bestimmtheit auf die Nothwendigkeit einer gleichartigen sich aller Orten wiederholenden Gliederung hin. Finden wir meist auch nur einen der Zahlennamen (die Cent), so müssen wir doch auch die andern annehmen, weil der eine für sich allein sonst keinen Sinn haben würde. Es mußte darnach sich freilich eine Gliederung nach 10 × 10 × 10 ergeben, in der That findet sich aber dieselbe nur nach 9 × 9 × 9, und es handelt sich also nur noch um die Erledigung der Frage, welche Ursache liegt diesem Widerspruche zu Grunde und wo ist das zehnte Glied zu suchen? Auch diese Frage hält Landau indessen ihrer Lösung nahe.

Zum Schluß noch eine Erwägung, die sich uns beim Lesen des Buches aufgedrängt hat. Wir hörten einmal von einem unserer bedeutendsten Geschichtsforscher die Bemerkung machen, die Erfahrung scheine zu zeigen, daß die deutschen Stämme erst durch die Vermischung mit fremden Racen, wie z. B. die der Angelsachsen mit den Normannen in England, sich aus einer gewissen phlegmatischen Unbeweglichkeit zu entschiedener Thatkraft heranbildeten; sei ja bei den Völkerschaften unsers jetzigen Vaterlandes, eine solche Schwerfälligkeit zum Handeln überdies noch aus dem Umstande erklärbarer, daß zur Zeit der Völkerwanderung grade die kriegerischsten Elemente der Germanen in die Fremde ausgezogen und nur die friedlichen Elemente zurückgeblieben seien. Auf den ersten Blick scheint diese jedenfalls geistreiche Anschauung etwas für sich zu haben. Aber betrachten wir angesichts ihrer einmal die Geschichte, grade des Hessenstammes, wie er uns z. B. auch aus der Darstellung Landau's bis in die Blüthezeit des Mittelalters entgegentritt, und wie der Historiker seine spätere Entwicklung bis auf den heutigen Tag, d. h. bis zu dem einmüthigen Widerstande überschaut, den dieser Stamm dem Eindringen der Gewaltherrschaft entgegengesetzt hat; und fragen wir uns dann, ob jemals eine mehr dauerbare

Energie wohl irgend einen Volksstamm eines fremden Landes ausgezeichnet hat? Wird da die Antwort der Anschauung jenes Historikers günstig lauten können? Wir glauben nein. Uebrigens dürfen wir wohl grade hier noch eines andern Ergebnisses von Landau's Untersuchungen gedenken, daß nämlich die Bewohner des eigentlichen Hessengaues, die Nachkömmlinge der Chatten, deren Stamm Landau bei nur wechselnden Namen mit Franken und Sueven gleichbedeutend hält, die umwohnende Bevölkerung des sächsischen Hessengaues und des Oberlahngaues bereits in frühester Zeit in Abhängigkeit von sich gebracht und so das später dort herrschende Verhältniß der Hörigkeit begründet hätten, während sie selbst stets frei blieben. Dies Resultat der Forschung des Verfassers als richtig angenommen, erscheinen die Hessen in noch höherm Maße als die Repräsentanten echt deutscher Männlichkeit und Kraft, und es wird uns nur um so erklärlicher, daß sie — wie Landau selbst in äußerliche Züge hinein nachweist — ihr uralt eigenthümliches Wesen bis auf den gegenwärtigen Tag sich treu bewahrt haben.

Möge Landau in der Bearbeitung des Gebietes der deutschen Gaubeschreibung mit dem bisherigen Eifer fortfahren! Mit diesem Wunsche rechnen wir freilich auf seine seltene Uneigennützigkeit; denn noch immer ist die Theilnahme, welche sich für das Unternehmen, dem Landau so aufopferungsvoll seine Kräfte widmet, kundgibt, so gering, daß er sowohl seine Beschreibung der Wettereiba wie die des Hessengau's auf eigene Kosten hat veröffentlichen müssen.

Literarisches.

Geschichte von Brasilien. Von H. Handelmann. Berlin. Julius Springer.

Es ist ein inhaltreiches Werk, das uns hier vorliegt. Es reiht sich der Geschichte der Vereinigten Staaten und der Geschichte der Insel Haiti desselben Verfassers an, und damit ist die historische Schilderung der drei amerikanischen Staaten vollendet, die der Verfasser als Staaten der weißen und der schwarzen Race bezeichnet. Brasilien, in welchem doch im Flußthale des Amazonas noch die indianische Race sich erhalten, dient dem Verfasser als Uebergang zu der zweiten Staatengruppe Amerikas, die Handelmann unter dem Namen der Staaten weißer und rother Race behandelt, oder hoffentlich behandeln wird. Denn das Werk ist bedeutend nicht bloß in Rücksicht des Inhaltes, sondern zugleich auch in Rücksicht auf die lesbare Form. Wir finden darin eingehende Erörterungen der wichtigsten Fragen für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit. So ist namentlich ungemein lehrreich das Verhältniß der Sclavenbevölkerung Brasiliens im Vergleich mit der Sclavenbevölkerung der Vereinigten Staaten. Der Zustand der Sclaven in Brasilien ist ungleich milder. Eine wesentliche Erleichterung des immerhin schweren Joches, sagt Handelmann (S. 353), ist der Umstand, daß den Sclaven ziemlich allgemein die Möglichkeit gegeben ist, zu einem kleinen Privateigenthum zu gelangen. Wichtiger noch ist, daß in Brasilien der Unterschied der Race nicht besteht. Es ist dasselbe Verhältniß, welches Burmeister so nachdrücklich hervorgehoben hat: wo Freie von verschiedener Hautfarbe an öffentlichen Orten oder als Gäste unter demselben Dache zusammentreffen, da behandelt jeder den andern mit gleicher Rücksicht, und nie fällt es dem Mulatten ein, sich freiwillig dem Weißen unterzuordnen, oder dem Weißen, sich deutlich über den Farbigen zu erheben. Nur gegen höhere Beamte und sehr reiche Leute wird eine Art von Devotion an den Tag gelegt, und zwar von Jedermann, selbst von den Weißen. Es ist bekannt, wie in Nordamerika, auch in den Staaten, welche die Sclaverei ausschließen, ein Neger oder Farbiger niemals auf Gleichberechtigung in der Gesellschaft Anspruch machen darf. Handelmann findet diesen Unterschied begründet theils in dem Nationalcharakter der Portugiesen, ferner in dem Umstande, daß in der Zeit der colonialen Anfänge, als die Portugiesen wirklich noch allein das Volk von Brasilien bildeten, ihnen jene coloniale Selbstregierung fehlte, welche den englischen Einwanderern in Nordamerika von jeher zustand.

Um nicht in's Einzelne zu gerathen, heben wir namentlich die sehr lesenswerthe Abhandlung hervor, die Handelmann am Schlusse gibt: Brasilien und die Einwanderung, und dazu das Vorwort, in welchem er diese seine Abhandlung noch näher beleuchtet. Wie die Dinge jetzt liegen, räth Handelmann eine jede deutsche Einwanderung nach Brasilien ganz entschieden ab. Das Heilmittel für Brasilien kann nur darin bestehen, daß im Süden an die Stelle des Plantagebetriebes die kleine freie Ackerwirthschaft tritt, und somit das Sclaventhum auf die Mittel- und Nordprovinzen concentrirt wird. Erst wenn dies geschehen, wenn die Staatsländereien dadurch für die deutsche Einwanderung fruchtbringend verwendbar gemacht, die Ansprüche und Anrechte gesetzlich geregelt sind: erst dann darf Brasilien seine Hoffnung auf deutsche Einwanderung verwirklicht sehen, eher aber nicht.



Die Eleusinischen Feste.

Allbekannt ist Schiller's schönes Gedicht, in welchem er die Bedeutung jener Feste erläutert, welche in der blühendsten Zeit Griechenlands alljährlich zur Ehre der Ceres in Eleusis gefeiert wurden. Ceres oder, wie sie die Griechen nannten, Demeter, hat unter allen Gottheiten der alten Welt den wohlthätigsten Einfluß auf das Geschick der Menschen gehabt. Indem sie dieselben lehrte, wie sie durch Fleiß den Boden bebauen und das Getreide gewinnen sollten, legte sie den ersten Keim zur Cultur und heiligte die Arbeit. Darum leitet Schiller sein Gedicht über die Eleusinien mit den Worten ein:

> Windet zum Kranze die goldnen Aehren,
> Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
> Freude soll jedes Auge verklären,
> Denn die Königin ziehet ein,
> Die uns die süße Heimath gegeben,
> Die den Menschen zum Menschen gesellt.
> Unser Gesang soll sie festlich erheben,
> Die beglückende Mutter der Welt!

Diesen segensreichen Einfluß der Ceres verdankte die Menschheit der alten Sage nach dem reinsten aller Gefühle: der Mutterliebe nämlich, und somit tritt uns in der Erscheinung dieser Göttin alles das entgegen, was die Menschheit als edel und heilig verehrt. Als ihre Tochter Proserpina von Pluto geraubt war, suchte die bange Mutter neun Tage lang die Verlorne, mit Fackeln, die sie am Aetna entzündete, bis sie von Hecate, der Nachtgöttin, zu dem Sonnengott geführt wurde, von dem sie erfuhr, daß die Jungfrau, als sie mit ihren Gespielinnen auf einer Wiese bei Enna in Sicilien sorglos Blumen pflückte, plötzlich von Pluto, dem Beherrscher der Unterwelt, mit vier schwarzen Rossen entführt worden sei. Zürnend mied nun die trauernde Mutter die Gesellschaft der Götter und weilte unerkannt unter den Menschen, bei welchen sie gastfreundlich aufgenommen wurde. Dankbar weckte die erhabene Bewohnerin des Olymps die ersten Spuren einer höheren Entwicklung in dem Herzen derjenigen, unter denen sie weilte und von Eleusis, der Stätte ihres Aufenthaltes, breitete sich bald die Erkenntniß von der menschlichen Fähigkeit zur Beherrschung der Erde und von den höheren Gesetzen der Sittlichkeit unter den Bewohnern Griechenlands weiter aus. Nach und nach verliehen denn auch die anderen Götter den Schützlingen der beleidigten Ceres ihre Gaben, bis endlich Apollo und die Musen sie mit der höchsten Blüthe des irdischen Daseins, den schönen Künsten, bekannt machen.

Der Dienst der Ceres war hochheilig in Griechenland und das ganze Volk feierte die Eleusinien, welche alljährlich im Herbste stattfanden und ursprünglich wohl nur als Erntefeste galten. Wie jedoch die Menschheit in ihrer Fortentwicklung jedem Naturereigniß gern eine höhere Deutung gibt und alles Irdische nur als Symbol eines höheren Zweckes zu betrachten liebt, so bildete sich aus diesem frohen Nationalfest mit der Zeit ein geheimer Gottesdienst heraus, dem man den Namen der Eleusinischen Mysterien oder Geheimnisse beilegte.

Anlehnend an den Verfolg der Sage, welche Ceres in ihrer unvertilgbaren Sehnsucht nach der geraubten Tochter den Jupiter bewegen läßt, diese aus der Unterwelt zurückzurufen, was ihr nur theilweise bewilligt werden

konnte, so daß Proserpina einen Theil des Jahres bei ihrer Mutter weilen und den anderen Theil in der Unterwelt zubringen mußte, wurde der Wechsel der Jahreszeiten als Sinnbild der Auferstehung erfaßt und die Mysterien enthielten die Lehre dieser Deutung. Wer an diesen Mysterien Theil nehmen wollte, hatte zuvor verschiedene ernste Vorbereitungen zu bestehen. Da außer dem großen eleusinischen Feste im October noch ein kleineres im Beginne des Frühjahres gestiftet wurde, so erhielten diejenigen, welche die Mysterien mitfeiern wollten, bei dem kleinen Feste den ersten Grad der Weihe, im darauf folgenden Herbste den zweiten Grad und erst im Jahr darauf den dritten Grad. Die Mysterien selbst bestanden in geheimgehaltenen Gebräuchen, welche Bezug auf das unsterbliche Seelenleben hatten und bei denen eine große Reinheit der Sitten erstrebt wurde, wie denn überhaupt das ganze Fest als ein Fest der Gesittung, der menschlichen Verbrüderung und der bürgerlichen Tugenden, als Gegensätze zu den rohen Naturgewalten, betrachtet werden muß. Aus diesem Grunde hatte auch Schiller das bereits erwähnte Gedicht anfänglich Das Bürgerlied überschrieben, bis er ihm später den Titel: Das eleusinische Fest gab. Der Grundgedanke dieses Gedichtes, als Erklärung der Bedeutung des Festes, liegt in den Worten:



Festzug zu Eleusis.

Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
Zähmet das Naturgebot;
Doch der Mensch in ihrer Mitte
Soll sich an den Menschen reih'n,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig sein.

Die Auffassung dieser in den Mysterien enthaltenen Wahrheit konnte sich allerdings nur nach der Bildungsstufe der Einzelnen richten; es sind uns jedoch bewährte Aussprüche erhalten, welche die tiefsittliche Wirkung derselben außer Frage stellen.

Was die öffentliche Feier der Eleusinien betrifft, so zerfiel sie zuerst in die sechstägige Vorfeier, bei welcher Festspiele stattfanden und ein Kranz von Gerstenähren der Preis war. Auf diese folgte der große Festzug, bei welchem das Bild der Ceres umhergetragen wurde. Dann kam die eigentliche Feier der Mysterien im Innern des Heiligthums zu Eleusis, über welche nichts Genaueres bekannt ist, da ihre Geheimhaltung bei den fürchterlichsten Strafen geboten und Fluch und Tod auf das Brechen des Schwurs gesetzt war.

Die Basilika San Zeno
in Verona.

Von Wilh. v. Metzerich.



Basilika San Zeno.

Der Besucher dieser heiligen Stätte erwarte, der Benennung „Basilika" zufolge, nicht jene äußere und innere Pracht, jenen Aufwand von Kunstschätzen, der ihn bei Besichtigung der Kirchen Venedigs in Staunen versetzt hatte. — Die Kirche San Zenone Maggiore, deren Entstehung in das zehnte Jahrhundert verlegt wird, ist schlicht und doch voll unbeschreiblicher Harmonie und Majestät aufgeführt; sie fesselt durch ihren edeln neugriechischen Baustil gewiß nicht minder den Kunstverständigen, als sie durch ihre Monumente, durch ihre Fresken und Sculpturen des Culturhistorikers Augenmerk verdient. Wir wenden uns bei Schilderung dieses interessanten Baudenkmals vorzugsweise an den Letztern, ohne dabei des poetischen Zaubers zu vergessen, der den säulengetragenen Räumen des stillen Gotteshauses entweht.

Wir besuchten die S. Zenokirche im Juni v. J. kurz nach der Schlacht am Mincio; draußen rasselten die Kriegswagen unauf-

hörlich vorüber. Soldaten, Verwundete und Gefangene drängten sich in wirrer Hast durch die Thore herein und allerwegen herrschte ein grauenvolles Getümmel; vor dem Scheiden von der bedrohten Festung wollten wir noch einmal die ehrwürdige Basilika sehen und auf die Reise gleichsam ihren Segen mitnehmen. Durch einen Knäuel von Bagagekarren, welche die Piazza ausfüllten, drängten wir uns an dem verödeten Kirchlein S. Procolo; welches zu einer großen Feldschmiede diente, der Pforte unseres geweihten Zieles zu; nur eine alte Bettlerin saß davor, im Innern war kein lebendes Wesen zu erblicken, es herrschte vollkommene Stille. Der Gegensatz, der hier zu der wilderregten Außenwelt bestand, diese erhebende Stille, die hehre Architektur und das milde Dämmerlicht, welches durch schmale Fensterchen von oben herabfiel, wirkten wohlthuend und entrückten das geängstigte Gemüth für Momente der bedrohlichen Gegenwart.

Man gelangt zur Basilika, wenn man durch die altersschwarze Porta Borsari dem ritterlichen Castel Vecchio zuwandert, links das freundliche Palais Carlis (Radetzki's früheren Wohnsitz und zuletzt das kaiserliche Hauptquartier) liegen läßt und die Uferkrümmung der Etsch, den malerischen Lungadige, verfolgt; nicht weit davon, wo noch ein alter bemooster Wartthurm der stolzen Scaligerbefestigung aus den reißenden Fluthen hohläugig aufstarrt, führt eine ärmliche Strada zu einem geräumigen Platz, wo seit mehrern Jahrhunderten alljährlich in der letzten Faschingswoche ein glänzendes Bacchanal, das Noderlfest, abgehalten wird.

Kriegsmaterial aller Art und meist dürftige Häuschen bilden zur Basilika eine traurige Staffage; größtentheils sind es arme Gärtner, die sich hier, in dem entlegenen Stadttheile, angesiedelt halten, die ehemalige Pracht ist geschwunden und in dem alten Thurme des versunkenen Palastes, wo einstmals Könige und Kaiser gewohnt, hat gegenwärtig ein Färber seine Werkstatt aufgeschlagen. Dieser wohlerhaltene Rest mittelalterlicher Größe harmonirt trefflich zu dem schlichten Glockenthurme (Campanile), der auf der andern Seite der Kirche dem grasbewachsenen Friedhofe schlank wie eine Riesentanne entsteigt, sowie zu den davor stehenden Grabmonumenten, die dem Archäologen eine besondere Ausbeute versprechen. Wir wollen aber zuvörderst das am Portale vorspringende Vestibul betrachten, dessen zwei Tragsäulen auf Löwen von rothem Marmor*) ruhen; letztere halten auf geheimsymbolische Weise, der eine einen Widder-, der andere einen gehörnten Menschenkopf zwischen den Tatzen; über dem Schirmdache steht wie ein ernstblickendes Gottesauge jenes berühmte große Fenster; von welchem das volksthümliche „Glücksrad“ den Namen entlehnte. Diese sinnige Arbeit, welche zwar der Heiligkeit des Ortes nicht recht angemessen ist, rührt von einem gewissen Briolotto her. Zwölf marmorne Säulchen bilden hier die Speichen eines Rades, an dessen Umkreise sechs Figuren hervortreten, eine zu oberst sitzend, geschmückt mit Scepter und Krone, eine andere unten, nackt und am Boden liegend, die vier übrigen in verschiedenen Stellungen des Emporklimmens und Fallens dargestellt. Zur Deutung der Allegorie stehen um die Achse des Rades theils außer-, theils innerhalb der Kirche die Verse:

En. ego fortuna moderor mortalibus una,
Elevo, depono, bona cunctis vel mala dono.
Induo nudatos, denudo veste paratos;
In me confidit si quis, derisus abibit.**)

Auffällig ist der Contrast, welchen die zu beiden Seiten des Vestibuls angebrachten rohen Sculpturen, achtzehn Tafeln mit Reliefarbeiten in parischem Marmor, zu der reinen Architektur des Ganzen bilden; gleichwohl mögen dieselben als historische Denkmäler ihre Anerkennung finden und vermöge der kindlichnaiven Conception und des wunderlich allegorischen Sinnes, der ihnen theilweise zu Grunde liegt, den Beobachter einige Zeit lang fesseln. Dahin gehören namentlich jene auf der linken Seite: der träumende Adam, Eva, welche hier der Rippe entsteigt, dort in steifer Haltung ein riesiges Feigenblatt vor den Schooß hält und daneben wieder, während Adam Holz spaltet, zwei Säuglinge auf den Knien haltend, emsig spinnt u. s. w., barocke Gebilde eines noch ganz ungelenken Meißels. Sie entstammen dem An-

*) Dieser röthliche, Verona eigenthümliche Marmor, der bei Chiusa gebrochen wird, lieferte auch das Baumaterial für das römische Amphitheater. Ein ähnliches Löwenpaar lagert vor dem Portal der gothischen Pfarrkirche zu Botzen.

**) Sieh! allein durch das Glück regier' ich die Sterblichen alle,
Hebe, erniedrige sie, bescher' ihnen Gutes wie Böses,
Ziehe die Nackten an und entblöß' die mit Kleidern Geschmückten;
Spott wird treffen den Mann, der auf mich Vertrauen gesetzt hat.

fange des zwölften Jahrhunderts und werden, und zwar die Darstellungen aus dem neuen Testamente dem Bildhauer Guglielmo, jene aus dem alten einem gewissen Nicolo zugeschrieben. Von Nicolo rühren auch die in der Lunette des Schirmdaches angebrachten colorirten Basreliefs her, sie stellen Begebenheiten aus dem Leben des heiligen Zeno, sowie die darüber am Schlußsteine (Chiave) ausgehauene Hand mit den zwei erhobenen Fingern nach uralter Sitte Gott oder den lateinischen Segen dar. — Nicht minder merkwürdig als die Abbildungen in Stein sind die beiden innern Thorflügel, durch welche wir nun schreiten, wegen der bizarren Bronzefiguren, welche uns hier anglotzen, — sie sollen, dem Geschichtschreiber Verona's, Dalla Corte, zufolge, von den deutschen Herzögen von Cleve gestiftet und noch vor dem Zeitalter des berühmten Erzgießers Bonano da Pisa entstanden sein, wunderliche Bildungen, die uns so recht, abgesehen von der Rohheit des Geschmacks, den abergläubischen finstern Geist des Mittelalters veranschaulichen. Hier fährt z. B. einem Weibe ein gebanntes Teufelchen aus dem Munde, dort werden Einige geköpft und Andere in die Luft entführt, hier sitzen pagodenähnliche Gestalten mit Kronen geschmückt zu Gericht, dort springt Einer aus einem Karren hervor, an dem Schweise eines davorgespannten Schweines reißend, u. dgl.

Bevor wir die Bretterthür öffnen, welche in das Innere führt, dürfte eine gedrängte historische Skizze am Platze sein. Leider liegt uns über die eigentliche Gründung dieses interessanten Gotteshauses nichts Bestimmtes vor. Man liest nur von einer, im neunten Jahrhundert unter dem König Pipin angeordneten Erweiterung des San Zenokirchleins, welches man noch gegenwärtig an einem dunklen, niedrigen Orte hinter dem Abteihofe zeigt; eben so liest man von einer Schenkung, welche Otto I. im Jahre 961 gemacht, nach Einigen zum Ausbau, nach Andern zur Wiederherstellung der Basilika, nachdem ihr die Hunnen bei einem Einbruche großen Schaden zugefügt hatten; der eigentliche Ursprung ist aber in Dunkel gehüllt. Der Bau des isolirt stehenden Glockenthurmes wurde erst im Jahre 1045 begonnen und im Jahre 1178 von dem Baumeister Martino vollendet. In dieselbe Zeit soll auch der Neubau des Schiffes fallen, jener des Chores aber ein Jahrhundert älter sein. Man weiß ferner, daß der viereckige rothbraune Thurm, der seine Zackenkrone (merlatura) über dem verfallenen Kloster erhebt, ein wohlerhaltener Rest des frühern bischöflichen Palastes sei, wo auch Pipin eine Zeit lang residirt hatte und später von Königen und Kaisern Diplome ausgegangen waren. Die Kirche S. Zeno lag damals noch außerhalb der Stadtmauern, die sich als mura di Teodorico vom Kirchlein del Crocifisso bis zum Castell Vecchio erstreckten. S. Zeno, den Verona als seinen Patron verehrt, war der Legende gemäß zu Ende des dritten Jahrhunderts aus Kleinasien hierhergekommen, betrieb anfangs das Fischerhandwerk und leistete später als Bischof (in der Reihenfolge der achte, von 290—335) Vieles für die Verbreitung des Christenthums. Das seinem Andenken geweihte Haus, in welches seine Gebeine im Jahre 589 übertragen wurden, ist alljährlich sowohl bei dem Namensfeste als auch am Tage der Auffindung des h. Leichnams der Zielpunkt einer großen Volkswallfahrt, und werden dann in der magisch erleuchteten Gruft der prachtvoll geschmückte gläserne Sarg und die Reliquien des Heiligen zur öffentlichen Verehrung ausgestellt. Prachtvoll ist auch bei solch einer festlichen Gelegenheit der Anblick der, von unzähligen Kerzen erhellten obern Räume; schwere Draperien von rothem Damast umwöllen die hochgeschwungenen Arkadenbogen, der Klerus fungirt im glänzendsten Ornate und dem über dem Aufgange zum Presbyterium stehenden Chore entquellen die schmelzendsten Tonweisen. Wir ziehen aber die Einsamkeit vor, sowie die spärliche Tageshelle, welche die schmalen, rings unter der Decke hinlaufenden Fenster einfallen lassen, und genießen ungestört schon an der Schwelle einer erhebenden Ueberschau.

Der weite, majestätische Bau ist in drei Schiffe getheilt, deren mittleres, in welches man über zehn Stufen hinabsteigt, sich sanft zu dem hochthronenden Presbyterium erhebt, während die Seitenhallen zu je zwei dunkeln Doppelbogen führen, durch welche man wieder über breite Stiegen in die geräumige unterirdische Kirche hinabgelangt. Das, von achtzehn Pfeilern gebildete Mittelschiff ist 32, jedes der beiden Seitenschiffe elf Fuß weit; eine hohe Decke von hellbemalten Holzbalken überwölbt das Ganze. Die Mauern sind nicht übertüncht und mit den kolossalen Säulen, die sie tragen und den übrigen Ornamenten in der ursprünglichsten, ältesten Bauweise ausgeführt. Besonders merkwürdig sind

die Säulencapitäle, welche in ihrer Form die größte Abwechslung bieten.

Wenngleich die Altargemälde von den besten Malern aus der Blüthezeit der Veroneserschule herrühren und unter andern schätzbare Werke von Bernardino d'India, Domenico Brusasorci, Mantegna, Monsignori und Ridolfi enthalten, so verdienen doch die dazwischen verstreuten Fresken die vorzugsweise Aufmerksamkeit des Kunstfreundes; wie selbe in verschiedenen Kalkschichten, die wohl Jahrhunderte zwischen sich liegen haben, über einander lagern und aus dem Grabe der Tünche allmälig wieder frisch hervortreten, blättert sich, so zu sagen, an ihnen ein bedeutender Theil der alten italienischen Kunstgeschichte ab, deren erste Anfänge uns hier, sowie in jener Felsenhöhle hinter der Pfarrkirche S. S. Nazaro e Celso, wohin sich die ersten Christen mit ihrem Gottesdienste vor der Verfolgung der Heiden geflüchtet hatten, in farbigen Spuren anschaulich werden. — Unter den neuern Bildern zeichnet sich eine „Auferstehung Christi" von Domenico Brusasorci aus, einem Maler, welcher nebst Paolo Cagliari, Moroni, Balestra, Stefano da Zevio und Paolo Morando, dem Raphael Verona's, zu den würdigsten Repräsentanten seiner Schule zählt. Am reichsten ist die Wand des südlichen Seitenschiffes geschmückt; hier finden sich sehr alte Malereien, über denen hier und dort Inschriften stehen. Leider sind ihre Schöpfer unbekannt; nur an einigen will man die Meisterhand Giotto's, des Wiederherstellers der Malerei in Italien, entdeckt haben. — Die Fresken im Presbyterium, besonders auf jener Seite, wo S. Zeno in cattedra sitzt, verdienen ein besonderes Augenmerk. Unter den gegenüberbefindlichen Wandmalereien sei noch eines Curiosums gedacht, dessen Bedeutung wir umsonst zu erforschen suchten; es findet sich an einem heiligen Abendmahl, welches sich nur zur Hälfte dem Kalküberzuge entrungen hatte. Zwischen jedem Gedecke kriecht nämlich ein großer schwarzer Skorpion auf dem Tische hin; würde blos Einer sein, der etwa von Judas her dem Heiland sich näherte, so wäre die Allegorie leicht zu deuten; so aber möchten wir dieses neue Accessorium gern für eine bloße Caprice des unbekannten alten Meisters halten.

Die früher erwähnten zwölf steinernen Apostel mit dem Heiland in der Mitte, der sie alle überragt, sind bemalt, was von einem rohen Geschmack zeigt und schon von Maffei sehr getadelt wurde; sie erscheinen auf diese Art wie aus Holz geschnitzt, zu welcher Meinung schon ihre steife Haltung verlocken möchte; die Köpfe sind etwas besser gehalten; man gibt sie für ein Werk des genannten Briolotto aus; dagegen wird aber eingewendet, daß derselbe viel jünger gewesen war als die erwähnten Bildhauer Guglielmo und Nicolo, mit deren, an der Façade angebrachten Arbeiten diese Steinfiguren dem Alter und der Bildung nach übereinstimmen.

Als eine besondere Merkwürdigkeit wird eine große runde Porphyrvase bewundert, welche links vom Eingange unter einem nicht minder großen griechischen Kreuzbilde auffällt. Sie hat 24 Fuß im Umkreise, besteht sammt dem Piedestal aus dem reinsten Gestein und stand ehemals mit Wasser gefüllt außerhalb der Kirche; man pflegte nämlich nach altem Brauche in derlei Becken vor dem Eintreten in die geweihten Räume, als Sinnbild der Reinigung, die Hände zu tauchen, welchem Brauche später das Besprengen des Gesichts substituirt worden ist. Nach Einigen ist diese Vase ein heidnisches Monument, welches zu einem ähnlichen Zwecke vor der Pforte eines nahegelegenen Tempels gestanden hatte. Diesem sehenswürdigen Objecte entspricht das gegenüberstehende, von einem Gitter umschlossene achteckige Taufbecken (Battisterium) mit jener Vorrichtung zum Eintauchen, wie sie noch bis zum 14. Jahrhundert üblich war; die Erfindung und Ausführung desselben schreibt eine alte Inschrift, welche sich in der Nähe davon zur Seite des Crucifixes befindet, dem mehrgenannten Briolotto zu. Sehwürdig ist auch der erste Altar links von der Porphyrvase wegen seines Marmorreichthums; hier prangt die seltene gelbe Species neben dem werthvollen Verde antico des Altarsteines, eines mächtigen Stückes von 2,7 Meter Länge und 1,4 Meter Breite, das früher zum Deckel des Sarges des h. Bischof Anselmus gedient hatte. Der gewöhnliche Zielpunkt der Wanderung durch die Kirche ist eine gigantische Statue des h. Zeno, welcher im Bischofgewande mit dem Krummstabe und (als Patron der Fischer) mit der Angelgerte und einem silbernen Fische rechts über dem Eingange zu seinem Grabe sitzt; es ist dies aber eine äußerst plumpe, buntbemalte Gestalt mit lächelndem, fast grinsendem Antlitz; den Rumpf wollen Einige von einer antiken Bacchusstatue entlehnt wissen, was

sich jedoch bei näherer Besichtigung widerlegt; schauderhaft sind die angesetzten Arme gearbeitet. Der Gang dahin würde sich daher keinesfalls verlohnen, wenn es nicht der danebenstehenden Fresken und des großen Tableaus im Chore wegen wäre, welch letzteres, in drei Abtheilungen, Madonna und Engel zwischen Gruppen von Heiligen darstellend, Mantegna gemalt und die Franzosen unter andern Kunstschätzen Verona's nach Paris entführt hatten, von wo es jedoch bald wieder zurückkehrte.

Zu beiden Seiten des breiten Aufganges zum Presbyterium führen je zwei Gitterthore, über deren Bogen Thierbilder, Laubwerk und allerlei andere wunderliche Arabesken, Sculpturen von Adamino di San Giorgio, angebracht sind, in die von einer Ampel schwach erhellte Gruft (Krypta), welche viel älter als die obere Kirche sein soll. Inmitten, grade unter dem Hochaltar, thront der Sarkophag des h. Zeno, umfriedet von einem zierlich gearbeiteten Eisengitter, ähnlich jenem, welches die steinernen Grabmonumente der Scaligeri umschließt; hinter demselben ist eine Capelle gelegen. Man hatte den h. Leichnam vor zwanzig Jahren in der darunter befindlichen Vertiefung des Bodens, als man nach silbernen Candelabern suchte, welche vor der Habgier der französischen Soldaten versteckt worden waren, aufgefunden. Gegenüber an der Wand steht der roh gearbeitete steinerne Sarg, der, wie das Epigraph lehrt, S. Zeno's Gebeine ursprünglich geborgen hatte, und in einer unfern gelegenen Nische erinnert eine halb verwitterte Marmortafel an S. Euprepio, welcher ein Schüler des Apostels Petrus gewesen und als der erste Glaubensgesandte nach Verona gekommen war. Noch interessanter als diese, wenngleich meist weltlichem Andenken geweiht, sind die, leider größtentheils zerstörten Grabmale, welche im Kreuzgange in dem schönen Peristil des alten Klosterhofes stehen. Man gelangt dahin aus dem nördlichen Seitenschiffe durch eine Pforte, um welche herum Ridolfi die sieben Sacramente gemalt hatte.

Rechts von der Seitenpforte, durch welche wir aus der Kirche herausgetreten waren, befindet sich eine versperrte Thür, welche, wie es die darein gefügte trübe Glasscheibe zeigt, über einige Stufen in eine alte, von vier Säulen gestützte Capelle hinabführt. Dieselbe liegt parallel mit dem Gruftgewölbe zur Rechten des Hochaltars und soll der Tradition zufolge die ursprüngliche Ruhestätte San Zeno's gewesen sein.

Ein düsterer Thorgang führt sofort unter dem Thurm in's Freie hinaus; doch erheischt auch noch die südliche Umgebung der Basilika einen Besuch; es ist dies der anstoßende Friedhof von S. Procolo, wohin man von der Kirche aus gelangt, um die geheimnißvolle Gruft zu besichtigen, in welcher die Tradition Pipin's Grabstätte erblicken will. Inmitten hohen Grases steigt der Besucher über zwölf Stufen in ein dunkles, feuchtes Gewölbe hinab, welches einen von vier Säulen getragenen, sehr alten Sarkophag enthält. Die am Eingange zu dieser Grabstätte über der Stiege angebrachte Inschrift: „Pipini, Italiae regis, Magni Caroli imperatoris filii piissimi sepulcrum" ist ungefähr ein Jahrhundert alt und hat daher keine eigentliche Beweiskraft. Sie besagt jedoch nichts Unwahrscheinliches, da Pipin, wiewohl zu Mailand gestorben, doch zur Bestattung nach Verona gebracht worden war und einige Zeit lang in der Nähe des Klosters seine Residenz gehabt hatte.

Literarisches.

Unter den lyrischen Sammlungen jüngerer Dichter sind zwei als erfreuliches Zeugniß zu erwähnen, daß jugendlich frische Empfindung und wahrer Enthusiasmus für den Cultus des Schönen sich immer wieder neu regen. Die erste dieser Sammlungen heißt: Sinnen und Minnen. Ein Liederbuch von Robert Hamerling. Prag. Kober und Markgraf; ist sehr reichhaltig und enthält neben vielen einfach schönen Liedern auch manches formschöne Gedicht. Die zweite Sammlung, welche betitelt ist: Mariengarn. Ein Liederkranz von Eduard Tempeltey, Leipzig bei F. L. Herbig, bietet nur rein lyrische Stimmungen, die großentheils in edler und ungezwungener Form ausgesprochen sind.



Der Kopf Cromwell's.

Das große revolutionäre Drama, welches einen so wichtigen Platz in der Geschichte Englands einnimmt und, mit der Einführung des Schiffsgeldes beginnend (1637), mit der Restauration endete (1660), hatte seinen Prolog und auch seinen Epilog. Einzelne Züge, welche von den großen Geschichtschreibern, wie Mackintosh, Lingard, Macaulay in England, Villemain und Guizot in Frankreich, übergangen worden sind, verdienen von dem Chronisten aufbewahrt zu werden. Die Orgien und ausschweifenden Freudenbezeigungen, durch welche man die Restauration feierte, hatten kaum aufgehört, als die neue Regierung sich daran machte, feige Repressalien gegen die leblosen Ueberreste der Männer auszuüben, welche ihre Vorgänger in der Macht gewesen waren. Man liest in dem Tagebuche des Unterhauses, es sei am 8. December 1660 „von den im Parlament versammelten Lords und Gemeinen beschlossen worden, daß die Gerippe von Oliver Cromwell, Henry Ireton, John Bradshaw und Thomas Pride, möchten sie in der Westminsterabtei oder anderwärts begraben sein, in aller Eile wieder ausgegraben, auf einem Weidengeflecht nach Tyburn geschleift, und dort in ihren Särgen aufgehängt werden sollten; und nachdem sie eine gewisse Zeit daselbst gehangen, sollten sie unter dem besagten Galgen von Tyburn beerdigt werden." Diesem Beschlusse gemäß wurden am 26. Januar 1661 zwei Leichname, von denen man behauptete, daß es diejenigen Cromwell's und Ireton's seien, aus den Grüften oder Kellern der Westminsterabtei hervorgeholt und am folgenden Montag auf einem Karren nach dem Wirthshause zum Rothen Löwen in Holborn geschafft; an demselben Montag wurde ein anderer Leichnam, welcher, ohne daß man mehr wüßte, auf wessen Autorität hin, ebenso für denjenigen Bradshaw's ausgegeben wurde, ausgegraben und am folgenden Morgen, Dienstags, nach dem Rothen Löwen getragen. Am Mittwoch, den 30. Januar, am Jahrestage der Hinrichtung Karl's I., wurden diese drei Leichname auf die schimpflichste Weise behandelt, wie uns ein gleichzeitiges Journal berichtet: „Heute wurden die drei Gerippe auf einer Schleife nach Tyburn gefahren. Dort angekommen, wurden sie aus ihren Särgen genommen und an die drei Arme dieses Galgens gehängt, an denen sie bis Sonnenuntergang hängen blieben; nachdem sie wieder abgenommen waren, schnitt man ihnen die Köpfe ab und warf die scheußlichen Rumpfe in ein zu Füßen des Galgens gegrabenes tiefes Loch." Ein anderes Journal aus derselben Zeit fügt hinzu, daß „die auf Pfähle gespießten Köpfe auf das Dach des großen Saales von Westminster gesteckt wurden, derjenige Bradshaw's in der Mitte und genau über der Stelle, auf welcher er während des Processes Karl's I. als Präsident gesessen hatte; die beiden andern zu jeder Seite."

Warum nur drei Leichen ausgegraben wurden, statt der im Parlamentsbeschluß namhaft gemachten vier; warum die Leichname aus ihren Särgen genommen wurden, wie das eben genannte Journal angibt, anstatt in ihren Särgen selbst aufgehangen zu werden, wie es ausdrücklich angeordnet worden war; endlich, warum sie zunächst nach dem Wirthshause zum Rothen Löwen transportirt

worden sind, — das sind Fragen, die man heutzutage nicht mehr lösen kann. Es ist außerdem im höchsten Grade zweifelhaft, um nicht mehr zu sagen, daß irgend einer der so ausgegrabenen Leichname derjenige Oliver Cromwell's gewesen sei. Man hat nie mit voller Gewißheit erfahren können — und wird es auch wahrscheinlich nie erfahren, — an welchem Orte die sterblichen Reste des Protectors beigesetzt worden sind. Dieses historische Problem ist es, für welches wir einen Augenblick die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nehmen.

Cromwell starb an einem Wechselfieber. Diese Fieber waren früher nächst der Pest eine der größten Geißeln Englands. Der Bischof Burnet sagt uns, daß sie eine so große Menge Menschen auf einmal dahinrafften oder arbeitsunfähig machten, daß in einem Jahre einmal ein Theil der Ernte verloren ging, weil es an Armen fehlte, um sie einzuscheuern. Sie nahmen einen epidemischen Charakter an und verheerten periodenweise die Hauptstadt, als man die Sümpfe in der Umgebung von Moorfields, Wapping und Lambeth noch nicht ausgetrocknet hatte. Der Vater Cromwell's war gleichfalls an diesem Wechselfieber gestorben, als sein Sohn noch jung war; seine Mutter, seine Brüder, seine Schwestern, seine Dienerschaft wurden auch alle von solchen Anfällen heimgesucht; kurz das erste Auftreten des Lord Protectors im öffentlichen Leben fand bei Gelegenheit eines Streites mit den Commissären der Krone statt, welche kraft ihrer Amtsgewalt die Austrocknung der seine Vaterstadt Huntingdon umgebenden Sümpfe hintertreiben wollten.

Man hat geglaubt, daß eine wohlbekannte psychologische Thatsache, die sich an die traurigen Wirkungen der sogenannten malaria der Sümpfe knüpft, ein helles Licht auf die bisher noch ungenügend erklärten Sonderbarkeiten im Charakter Cromwell's werfen könnte. Die Hypochondrie wird wie das Fieber oft durch den atmosphärischen Einfluß erzeugt, welcher unter der Gestalt der malaria auftritt, und die durch diese beiden Krankheiten herbeigeführte eigenthümliche Schwäche macht den menschlichen Körper für spätere Anfälle empfänglich. Man darf also wohl glauben, daß der große Mann bereits in seiner Jugend, während seines Aufenthaltes inmitten der Sümpfe von Huntingdonshire, die Keime zu jenem religiösen Fanatismus empfing, welcher seinen Charakter stets verdüsterte. Cromwell hatte Zeit seines Lebens viel Empfänglichkeit für Fieber. Nach der Schlacht von Dunbar (1650) hatte er einen heftigen Anfall und die Anstrengungen, welche er dann während eines äußerst rauhen Winters erdulbete, mußten für ihn verhängnißvoll werden. Im Monat März des folgenden Jahres glaubte er sich dem Tode nahe, dann erholte er sich wieder bis zum Mai; als er dann aber wieder in einen Zustand völliger Entkräftung zurückfiel, kehrte er nach Edinburg zurück, wo sein Uebel sich dermaßen verschlimmerte, daß seine Armee ihn eine Zeit lang für todt hielt. Im Juni war er weit genug hergestellt, um sich eines Wagens bedienen zu können; aber er bekam einen Rückfall und es verfloß nochmals ein Monat, bevor er seine Gesundheit wiedererlangte.

Ungefähr sieben Jahre später wachte der Protector, an Leib und Seele gebrochen, am Krankenbett seiner Lieblingstochter, Lady Claypole. Vierzehn Tage lang überschritt er kaum die Schwelle jenes Zimmers, von welchem er sich nicht früher losreißen konnte, als bis der Tod den Leiden der Kranken ein Ziel gesetzt hatte. Sein tiefer Schmerz über den Tod dieser geliebten Tochter, welcher vielleicht auch durch einige Gewissensbisse verstärkt wurde und auf eine ohnehin schon geschwächte Constitution einwirkte, zog ihm einen Rückfall des Fiebers zu, einen letzten Angriff dieses hartnäckigen, hinterlistigen Feindes, der so oft zurückgeworfen war, aber doch zuletzt siegen sollte, denn während des merkwürdigen Sturmes von 1658, mitten im Kampfe der entfesselten Elemente, hauchte Cromwell seine Seele aus.

Eine interessante Thatsache knüpft sich an die letzte Krankheit dieses berühmten Mannes: ein bedauernswerthes Vorurtheil verhinderte seine Aerzte, bei ihm jenes vorzügliche Heilmittel, die Chinarinde, anzuwenden. Es war ungefähr drei Jahre her, daß dieses köstliche Medicament durch die Jesuiten in England eingeführt worden war; da aber ein Alderman von London nach Anwendung desselben gestorben war, erhob sich von protestantischer Seite ein sehr starkes Vorurtheil gegen seinen Gebrauch. Selbst nach 1679, zur Zeit wo in der Hauptstadt die großen antipapistischen Demonstrationen stattfanden, trug man ein Kistchen mit der sogenannten Jesuitenrinde in Procession umher und verbrannte es schimpflich zugleich mit dem Bilde des Papstes. Erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gelang es den Anstrengungen Sir Hans

Sloane's, dieses vorzügliche Fiebermittel populär zu machen.

Am Tage nach Cromwell's Tode bezeichnete ein Ministerialbefehl verschiedene Aerzte, welche damit beauftragt wurden, zur Einbalsamirung seines Körpers zu schreiten. Der Doctor Bates, sein gewöhnlicher Arzt, hat über diesen Vorgang einen Bericht hinterlassen. Die Eingeweide wurden herausgenommen, der Körper mit Spezereien angefüllt, in eine dazu vorbereitete Leinwand sechsmal eingewickelt und in einen bleiernen Sarg gelegt, der von einem zweiten eichenen umschlossen war. Trotz dieser Vorsichtsmittel brach sich die Verwesung durch das Holz und Blei hindurch Bahn; man mußte den Körper bereits vor dem Tage beerdigen, an welchem die Leichenfeier stattfinden sollte, welche sein Sohn Richard mit mehr als königlicher Pracht zu begehen wünschte und für welche er Ausgaben machte, die ihn in Schulden stürzten.

In Folge dieses beschleunigten Begräbnisses mußte man statt seines Körpers eine Wachsfigur unterschieben, welche ihn während der öffentlichen Ausstellungsfeierlichkeiten und der Bestattung repräsentirte. Nachdem diese Figur hergestellt war, wurde sie am 20. September von den Leuten des Cromwell'schen Hauses von Whitehall nach Somerset-House getragen. Aber erst einen Monat später, den 18. October, waren alle Vorbereitungen beendigt und konnten die Zimmer, in welchen die Wachsfigur öffentlich zur Schau gestellt wurde, geöffnet werden. Vier mit schwarzem Sammt ausgeschlagene und mit dem Wappen Cromwell's, über welchem kaiserliche Kronen angebracht waren, verzierte Säle waren dieser Schaustellung gewidmet. In dem letzten dieser Säle ruhte die Wachsfigur, mit einem Staatskleide von purpurnem Sammt angethan, welches mit Hermelin, goldenen Trodbeln und Goldstickerei verziert war, auf einem Paradebett von Scharlachsammt. In ihre eine Hand war der Reichsapfel, in die andere der Scepter gelegt; zu ihrer Seite strahlte eine prachtvolle Rüstung als Symbol der kriegerischen Tugenden des berühmten Verblichenen. Nachdem diese Ausstellung einen ganzen Monat hindurch gedauert hatte, fand der Pomp des öffentlichen Leichenbegängnisses Statt. Die Wachsfigur wurde auf einem prachtvollen, mit schwarzem Sammt bedeckten Wagen nach der Westminsterabtei geführt, und „als sie am westlichen Thore ankam, wurde sie von zehn Edelleuten herabgehoben, welche sie nach dem östlichen Ende der Abtei trugen, wo sie auf ein zu ihrer Aufnahme bestimmtes Mausoleum niedergesetzt wurde.“ Wir sehen diese Wachsfigur noch einmal durch den Nebel der Vergessenheit hindurch wieder erscheinen, worauf sie für immer verschwindet. In der „Public intelligence“ vom 14. Juni 1660 liest man: „Man hat an einem der Fenster von Westminster das Wachsbild des Oliver Cromwell den Blicken des Volkes zur Schau gestellt, welches einst mit so großem Pompe zu Somerset-House figurirte; es hatte einen Strick um den Hals, mit welchem es an eins der Gitterstäbe des Fensters gebunden war.“

Der Doctor Bates theilt uns einfach mit, daß die Leiche Cromwell's vor dem Leichenbegängniß bestattet wurde; aber er sagt nicht wo und es existirt in Wahrheit nicht ein authentischer Bericht in Bezug auf dies Privatbegräbniß, obgleich man über diesen Gegenstand zwei verschiedene Auslegungen hat. Der Geschichtschreiber Oldmixon, dessen Wahrheitsliebe nicht in Zweifel gezogen werden kann, erklärt, er wisse von einer Person, welche den Protector in seiner letzten Krankheit gepflegt habe, daß entschieden worden sei, „sein Körper sollte mit Blei umhüllt, auf ein Fahrzeug gebracht und an der tiefsten Stelle der Themse versenkt werden und dies sei in der folgenden Nacht durch zwei nahe Verwandte und einige Soldaten, auf deren Verschwiegenheit man rechnen konnte, ausgeführt worden.“

Die andere, weit romantischere Erzählung wird in gewissem Grade durch eine Verkettung von auf Ueberlieferungen beruhenden Beweisen unterstützt. Man leitet ihren Ursprung von einem gewissen Barkstead her, einem achtbaren Manne, der gegen Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts als ein täglicher Besucher der literarischen Cafés von London bekannt war. Dieser Barkstead, ein Sohn des Königsmörders Barkstead, welcher kurze Zeit nach der Restauration hingerichtet wurde, war zur Zeit von Cromwell's Tode ein Knabe von fünfzehn Jahren. Barkstead der Vater hatte in seiner Jugend in London die Goldschmiedsprofession ausgeübt; nachdem er jedoch in der Miliz der Cité gedient hatte, glaubte er einen militärischen Beruf zu haben; er begab sich zur parlamentarischen Armee, erhielt einen Grad und wurde zuletzt zum Gouverneur von Reading ernannt. Später bekam er die wichtige Stelle als Statthalter des Towers und in Folge

seiner engen Freundschaft mit Cromwell wurde er auch Intendant des Hauses des Protectors. Barkstead der Sohn also erzählt, daß sein Vater und einige andere Personen, welche das ganze Vertrauen Cromwell's besaßen, diesen, nachdem alle Hoffnung für seine Herstellung verloren war, gefragt hätten, wo er beerdigt zu werden wünsche und daß der Protector geantwortet habe: „da, wo er seinen ruhmvollsten Sieg erfochten und so nahe als möglich dem Orte, wo der Hauptkampf stattgefunden habe, nämlich in der Ebene von Naseby in Northamptonshire." Demzufolge wurde kurz nach seinem Tode seine Leiche in einen bleiernen Sarg gelegt, von Whithehall mitten in der Nacht weggeführt und auf das Schlachtfeld von Naseby gebracht, wobei der junge Barkstead auf Anordnung seines Vaters die ganze Zeit hindurch den Leichenwagen begleitete. Dort angekommen fand man eine Grube von etwa neun Fuß Tiefe in voller Bereitschaft, indem die Rasenstücke der Oberfläche sorgfältig auf der einen Seite in Ordnung gestellt und auf der andern Seite der Sand aufgeworfen war. Als der Sarg in die Grube hinabgelassen war, wurde diese sofort wieder gefüllt; der Rasen wurde in der Weise wieder darüber gelegt, daß er nicht die geringste Erhebung bildete, und die übriggebliebene Erde mit Sorgfalt entfernt.

Da zu Naseby eine Sage umlief, nach welcher Cromwell auf dem dortigen Schlachtfelde begraben liegen sollte, fragte Se. Ehrwürden W. Marshall, welcher der letzte Pfarrer dieses Kirchspiels war, bei Oliver Cromwell von Cheshunt an, dem Urenkel und letzten männlichen Abkömmling des Protectors, der 1821 starb, ob er in dieser Beziehung etwas wisse. Cromwell antwortete, daß seine Mutter, die ein Alter von hundertunddrei Jahren erreichte, in ihrer Jugend Richard, den ältesten Sohn des Protectors, gekannt habe, und daß einer der Bedienten Richard's ihr erzählt habe, er hätte des Nachts die Reste des Protectors durch Cheshunt kommen sehen, als man sie nach dem Orte führte, wo sie beerdigt werden sollten, und daß er, der Bediente, der damals noch ein junger Bursche war, die Postpferde begleitet hätte, welche den Leichenwagen bis Huntingdon zogen, von wo man ihn mit den Pferden zurückgeschickt hätte, daß er jedoch glaubte, der Leichenwagen sei noch weiter gegangen.

Die Stelle, welche man der Ueberlieferung nach das Grab Cromwell's nennt und noch als solches in der Ebene von Naseby zeigt, ist gewiß nicht der Ort, wo „der Hauptkampf" stattfand, selbst nicht einmal ein anderer Theil der Schlacht. Dieser befindet sich in einiger Entfernung links, und hinter der äußersten Linken der Position, welche die parlamentarischen Streitkräfte einnahmen, nicht weit von dem Orte, wo während der Schlacht ihre Bagage stand, und neben dem Fuße eines Hügels, der in der Gegend unter dem Namen Lean-Lease Hill bekannt ist.

Es gibt noch eine dritte Version, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, obgleich sie mehr dazu dient, das Geheimniß zu verwickeln als aufzuklären. Sir John Prestwich, der Abkömmling eines sehr mittelmäßigen und heute vergessenen Dichters gleichen Namens, veröffentlichte 1787 ein Buch unter dem Titel Respublica, eine Sammlung heraldischer und genealogischer Notizen über die bemerkenswerthesten Persönlichkeiten, welche während des Bürgerkrieges in beiden Parteien figurirten. Indem er auf den Ort von Cromwell's Grab anspielt, sagt er: „Seine Reste wurden heimlich in einer kleinen Umzäunung bei Holborn beerdigt, an demselben Orte, wo sich der Obelisk befindet, den man auf dem Rothen-Löwen-Platz bemerkt...." Man begreift nicht recht den Sinn dieser orakelhaften Mittheilung; Prestwich konnte sagen wollen, daß Cromwell unmittelbar nach seinem Tode heimlich in dem Raume beerdigt wurde, der heute den Rothen-Löwen-Platz bildet; oder auch daß sein Leichnam zunächst in der Westminsterabtei beigesetzt und dann von dort durch die Leute, welche mit der Ausführung des Parlamentsbeschlusses beauftragt waren, weggeholt wurde; daß er aber, während er in dem Wirthshause zum Rothen Löwen niedergelegt war, von einigen Parteigängern heimlich entführt und in jenem Raume wieder beerdigt wurde, während ein anderer Leichnam dem des Lord-Protectors untergeschoben und den Beschimpfungen zu Tyburn überlassen wurde.

Wie dem nun auch sei, das Geheimniß, welches von Anfang an diese Angelegenheit verhüllte, gab zu den abgeschmacktesten Erzählungen Veranlassung. Die Parteigänger Cromwell's haben jederzeit geleugnet, daß es sein Körper gewesen sei, den man auf der Schleife nach Tyburn gezogen habe; Einige gingen so weit zu behaupten, daß es der Leichnam Karl's I. mit wiederaufgesetztem Kopfe gewesen sei, welcher an die Stelle des

jenigen Cromwell's untergeschoben worden, folglich wäre der Leichnam des Königs zu Tyburn aufgehängt und sein Kopf über dem Westminstersaale aufgepflanzt worden. Diese sonderbare Erzählung fand Glauben wegen der Unsicherheit, in welcher man über den Ort zu sein glaubte, wo Karl bestattet worden war. Herbert, der treue Diener des unglücklichen Monarchen, hat diesen Ort genau angegeben, in der Gruft Heinrich's VIII. in Windsor. Als aber nach der Restauration es sich darum handelte, den Sarg Karl's I. mit allen königlichen Ehren nach Westminster zu bringen, befleißigte sich der mit der Aufsuchung seiner Leiche beauftragte Commissär, dieselbe nicht aufzufinden; die Sache ist die, daß Karl II., der in diesem Punkte dem Sohne Cromwell's wenig glich, lieber das Geld für seine Vergnügungen brauchte, als um seinem Vater Ehre zu erweisen. Im Jahre 1813 jedoch fanden Sir Henry Halford, der Prinz Regent und der Decan von Windsor, begleitet von einigen andern Personen und geleitet durch die Angaben Herbert's ohne Schwierigkeit den Sarg und stellten die Identität seines Inhalts mit den enthaupteten Resten Karl's I. vollkommen fest.

Was die Mißhandlung des Leichnams Cromwell's zu Tyburn und die Ausstellung seines Kopfes über dem großen Westminstersaale betrifft, so haben wir nur noch ein Nebenzeugniß, welches wir erwähnen zu müssen glauben, obgleich es sehr verdächtiger Natur ist. Der Verfasser einer vor etwa fünfzig Jahren an das „European Magazine" gerichteten Mittheilung macht den Inhalt eines Papieres bekannt, das er in dem Schubfache eines Möbels gefunden zu haben behauptete, welches einer längst verstorbenen Dame seiner Verwandtschaft angehört hatte. Es wird darin gesagt, daß die Urgroßmutter dieser Dame eines Tages mit Sir James Norfolk gespeist habe, welcher vom Parlamente zum Vorsitzenden der gegen die Reste Cromwell's beschlossenen Execution ernannt worden war, und daß Sir James bei Tafel erzählt habe, er habe den Leichnam Cromwell's in der Mauer der Westminsterabtei aufgefunden, eingeschlossen in sechs hölzerne und bleierne Särge, die so fest an einander gehangen, daß man sie mit Aexten habe aufbrechen müssen. Den Leichnam habe er als den Cromwell's an einem goldnen Halsschilde mit eingravirtem Namen erkannt, welches auf seiner Brust gelegen.

Diese Geschichte, ganz abgesehen von der Unbestimmtheit der damit verknüpften Umstände und dem gänzlichen Stillschweigen aller Schriftsteller über das goldene Halsschild, kann nur mit äußerster Vorsicht aufgenommen werden. Sie erschien in der That zu einer Zeit, wo die Cromwellköpfe, deren Echtheit keine bessere Garantie hatte, zur Schau ausgestellt und als Merkwürdigkeiten verkauft wurden. Bekannt ist jene Anekdote von dem Landmanne, welcher bei einem Besuche des Britischen Museums den Kopf Cromwell's zu sehen verlangte. „Den haben wir hier nicht," sagte der Aufseher. „Das nimmt mich Wunder," sagte der Mann, „im Ashmol'schen Museum zu Oxford haben sie ja sogar einen."

Während langer Zeit nach dem Tode Cromwell's hatte sein Kopf gar keinen Werth und Niemand hörte von ihm sprechen. Selbst nach der Revolution, wo die jakobitische und hannover'sche Partei sich um die Krone stritten und das Andenken an den Lord Protector der einen eben so verhaßt war wie der andern, blieb sein Kopf in der Dunkelheit. Als aber diese bürgerlichen Streitigkeiten beendigt waren und die Nation sich im Kriege mit ihren amerikanischen Colonien befand, konnten diejenigen, welche mit den letztern sympathisirten, gegen Bezahlung einer gewissen Vergütung, den Kopf des großen Mitwirkenden in der ersten Revolution Englands betrachten. Als die politischen Verhältnisse die Erinnerung an Cromwell wieder aufgefrischt hatten, beeilte sich ein gewisser Speculant, seinen Kopf zur Schau zu stellen und erklärte die Art und Weise, wie er in seinen Besitz gelangt sei, folgendermaßen — und es ist bemerkenswerth, daß man dieselbe Geschichte von allen Cromwellköpfen erzählte, welche zu verschiedenen Zeiten als Merkwürdigkeiten ausgestellt wurden: — während einer stürmischen Nacht, wie es scheint, zur Zeit Jacob's II., sei der Kopf durch den Wind von dem Dache der Westminsterabtei herabgeworfen und von einer Schildwache aufgenommen worden, welche ihn an einen der Voreltern des Eigenthümers verkauft habe.

Der amerikanische Krieg hatte ein Ende und der Kopf Cromwell's kam nochmals in Vergessenheit. Aber es fand sich ein gewisser Cox, welcher in Spring-Gardens eine Art Museum, wie er es nannte, besaß, in dem sich auch ein Kopf des Lord Protectors befand. Er ließ ihn nicht öffentlich sehen, da dies bei den herrschenden Gewalten hätte

Mißtrauen erregen können, aber er zeigte ihn gegen eine besondere Vergütung denjenigen, welche sich diesen Anblick verschaffen wollten. Cox ging den Weg alles Fleisches, seine Sammlung zerstreute sich wie alle Sammlungen dieser Art, und man hörte nicht mehr von Cromwellköpfen sprechen bis zu der Zeit, wo die französische Revolution ein Wiederaufschießen demokratischer Ideen in England bewirkte. Da wurde, nach einer Annonce im Morning Chronicle vom 18. März 1799 „der wahre einbalsamirte Kopf des mächtigen Usurpators Oliver Cromwell" zur Schau gestellt und zwar „an demselben Orte in der Old-Bond-Straße, wo voriges Jahr die Klapperschlange zu sehen war." Hamlet macht eine seiner philosophisch-phantastischen Reflexionen über die edle Asche Alexander's, welche das Spundloch eines Fasses verschloß! Aber was ist dieses Bild gegen den Kopf Cromwell's, der der „Klapperschlange vom vorigen Jahre" folgte. Indessen der revolutionäre Geist in England verlosch sehr bald; Napoleon Bonaparte wurde der Nationalfeind, die Journale und Magazine wurden nicht müde, den französischen Usurpator mit dem englischen zu vergleichen und so wurden denn auch die verschiedenen Cromwellköpfe wieder bei Seite gelegt.

Diese Vergessenheit sollte aber nicht ewig währen. Eine neue Wissenschaft, die Phrenologie, rief ihn noch einmal an's Tageslicht hervor. Man kann unmöglich sagen, wie viele Cromwellköpfe ausgestellt wurden und durch ganz England zum Texte für Vorlesungen sogenannter Professoren gedient haben. Da wir aber wissen, daß derartige Vorträge über zwei Schädel des gewöhnlichen Mörders Eugen Aram stattgefunden haben, so können wir daraus mit aller Sicherheit schließen, daß von Anfang bis zu Ende eine weit beträchtlichere Menge falscher Cromwellköpfe vorhanden gewesen ist.

Das große Argument aller Eigenthümer eines Kopfes Cromwell's, um dessen Echtheit zu beweisen, ist folgendes: „Beachten Sie," heißt es, „daß dieser Kopf einbalsamirt war und daß man darin noch die Spitze des Eisens bemerkt, auf welches er aufgesteckt gewesen ist. Kann man nun wohl eine andere historische Persönlichkeit namhaft machen, deren Kopf einbalsamirt wurde vor oder nach dem Abschneiden und Aufpflanzen auf einer Eisenspitze?" Es versteht sich von selbst, daß man für einen Naseweis und Schlechtunterrichteten gelten würde, wollte man sich unterfangen zu antworten: „Wir wissen allerdings keine Persönlichkeit namhaft zu machen, welche sich in solcher Lage befunden hätte; aber konnte nicht ein mit dem zugehörigen Körper einbalsamirter Kopf, nachdem er eine lange Reihe von Jahren ruhig in seinem Sarge gelegen, durch einen ruchlosen Betrug von seinem Rumpfe abgeschnitten und auf eine alte verrostete Eisenspitze gesteckt werden, um dann für Geld ausgestellt zu werden?" Ein Eigenthümer eines der Cromwellköpfe brachte einen originellen Beweisgrund zum Vorschein: „Die auffallende Rundung dieses Kopfes," sagte er, „beweist evident, daß er dem Oberhaupte der „Rundköpfe" angehören mußte." Wir haben bisweilen Beweisgründe aus dem Munde von Charlatans vernommen, welche diesem letzterwähnten nicht gleichkommen.

Bei einer Frage, wo die Geschichte in dichte Finsterniß gehüllt ist und die Sage uns nur ein schwaches und zweifelhaftes Licht bietet, wird es uns vielleicht erlaubt sein, eine Vermuthung zu wagen. Es ist sehr natürlich, daß Cromwell auf seinem Todtenbette, als er vorhersah, daß die Restauration früher oder später statthaben werde, den Wunsch hegte, seine Reste vor Entweihung geschützt zu wissen; aber die romantische Idee, auf dem Schlachtfelde von Naseby beerdigt zu werden, stimmt wenig mit dem Charakter dieses Mannes überein. Eben so wenig ist es glaublich, daß der ehrgeizige Wunsch, in der Westminsterabtei begraben zu werden, seine letzten Gedanken beschäftigt habe. Aber es ist sehr möglich, daß er in jener Ausdrucksweise der heiligen Schrift, die er so sehr liebte, den Wunsch geäußert hat, zu seinen Vätern versammelt zu werden, und daß demzufolge seine Reste nach seiner Familiengruft in Huntingdon geschafft wurden. Diese Conjectur ist nicht durchaus unverträglich mit der Erzählung Barkstead's. Diejenigen, welche den Leichnam nach Huntingdon führten und ihn dort beerdigten, konnten, um das Geheimniß zu bewahren und die Nachsuchungen, welche später seitens der Feinde des Protectors gehalten werden mochten, irrezuführen, sich zu der Aussage verabredet haben, daß er nach Naseby gebracht worden sei. Die Ueberlieferung, die sich unter den unmittelbaren Nachkommen Cromwell's erhalten hat, hat stets behauptet, er sei auf einer Stelle seiner väterlichen Besitzung zu Huntingdon beerdigt worden. Ein merkwürdiger und vielleicht bezeichnender Um-

stand knüpft sich an diese Frage: daß man nämlich den Ort gleichfalls nicht kennt, wo Elisabeth, die Frau des Protectors, die ihn um sieben Jahre überlebte, begraben liegt. Sie starb bei ihrem Schwiegersohn Clappole zu Norborough in Lincolnshire. Einige Schriftsteller sagen, daß sie in der Sacristei der Kirche von Norborough ruhe; andre in Wicken in Cambridgeshire; endlich behaupten einige, daß ihre Reste zuerst eine Zeit in Norborough beigesetzt waren und später nach einem unbekannten Orte übergesiedelt wurden. Da sich aber ihre Ruhestätte durch keine einzige Grabschrift angedeutet findet und in keinem Kirchenbuche verzeichnet ist, so darf man mit Recht vermuthen, daß sie heimlich neben den Resten ihres Gatten beerdigt ist; und obgleich man noch nicht mit Sicherheit den Ort kennt, wo Cromwell beerdigt wurde, so scheinen uns doch die Zeugnisse, welche wir besitzen, hinreichend zu dem Glauben zu berechtigen, daß sein Leichnam nicht den Beschimpfungen unterworfen wurde, welche ihm Karl II. und das Parlament der Restauration zugedacht hatten. Uebrigens aber kommt wenig darauf an, den Ort der Ruhestätte Cromwell's mit Sicherheit zu kennen; sein Name gehört zu denjenigen, welche keiner in Marmor oder Erz gegrabenen Inschrift bedürfen, um ewig in dem Andenken der Menschen fortzuleben.

Literarisches.

Friedrich der Erste und die Quitzow's. Historische Bilder von Adolph Streckfuß. Berlin, Verlag von Julius Springer.

Diese beiden Bände, welche den interessanten Kampf Friedrich's des Ersten gegen die mächtigen brandenburgischen Adelsgeschlechter enthalten, bilden den Anfang eines größeren Werkes, das unter dem Gesammttitel „Hohenzollern“ die Geschichte dieses Fürstenhauses in einfachen treuhistorischen Bildern darstellen soll. „Mit dem Kampfe für das Recht Aller im Staate, gegen die Unterdrückung des Volkes durch eine mächtige Aristokratie, begannen die Hohenzollern ihre Herrscherlaufbahn in Preußen,“ heißt es in der Ankündigung und diese ersten Thaten des Markgrafen Friedrich finden sich in den vorliegenden beiden Bänden in novellistischer Form, mit getreuer Schilderung der Ereignisse, Sitten und Charaktere aus der betreffenden Zeitperiode dargestellt. Im Anhang zum ersten Bande erwähnt der Verfasser die Vertheidigungsschriften mehrerer neuerer Geschichtsschreiber, welche sich bemühten, den märkischen Adel jener Zeit mit glänzenden Farben zu schildern, und erwähnt dagegen die Beweisstücke aus alten Documenten und Chroniken, wonach es durchaus falsch erscheint, die Quitzow's und ihre Anhänger als Repräsentanten des alten schönen Ritterthums zu schildern, wenn auch einigen darunter Thatkraft und Tapferkeit nicht abgesprochen werden kann. „In Friedrich von Hohenzollern dagegen,“ sagt er, — „spiegelt sich das Ritterthum in seiner schönsten Vollendung ab! Er, der Bekämpfer der Quitzow's und ihrer Freunde, zeigt sich überall, wo er auftritt, in ruhiger Mäßigung, ein Freund der Bedrängten und ein Schützer des Rechts, auch nach dem Siege ist er großmüthig.“ Wir können diesem Werke, welches wichtige historische Thatsachen in anziehender Form darbringt, nur die weiteste Verbreitung wünschen!

Vergangene Tage. Geschichten von Edmund Höfer. Prag, Kober und Markgraf.

Dies Bändchen, welches den Schluß des vorjährigen Romanalbums bildet, enthält drei kleinere Erzählungen, die dem anerkannten Talente des Verfassers alle Ehre machen. Höfer besitzt ein so feines Gefühl für die Grenze des Edlen und Unedlen in der menschlichen Empfindung, daß er es getrost wagen darf, in seinen Erzählungen Verirrungen der menschlichen Natur vorzuführen, die nur durch zartfühlende und psychologisch richtige Behandlung zu einem poetischen Ganzen gestaltet werden können. So sind hier die schönsten Bande der sittlichen Welt, in „Fräulein Else“ das Verhältniß zwischen Vater und Tochter, und in „Im Waldschloß“ die Beziehung zweier Brüder zu einander in trauriger Zerrüttung geschildert, aber das Bessere behält in beiden Erzählungen die Oberhand, und ohne sich etwas zu vergeben oder das Gefühl des Lesers zu verletzen, ringt die edlere Natur sich aus den Schlacken der unreinen Umstände durch moralische Kraft hervor. Die letzte der drei Geschichten „Ein Schrei“ ist ein Meisterstück von ebenso kraftvoller Erfindung, wie lebendiger und ergreifender Darstellung. Höfer's Dichtungen sind unstreitig nicht nur ausgezeichnet durch die hohe Wahrheit seiner sittlichen Anschauung, sondern auch durch die echt künstlerische Vollendung und Klarheit der Ausführung.



Neuestes aus der Ferne.

Der persische Hof.

Der gegenwärtige Schah Nasireddin machte sich zu Anfang seiner Regierung durch eine grausame Verfolgung gegen die Babis, eine fanatische Secte von Altgläubigen, bekannt. Später hegte er ehrgeizige Pläne und wurde durch sein Bestreben, Khorassan vollständig zu unterwerfen und seine Herrschaft von dort über Herat auszudehnen, in einen Krieg mit den Engländern verwickelt. Nach dem Frieden richtete er seinen Thätigkeitstrieb auf innere Reformen, und auf diesem richtigen Wege ist er bis jetzt geblieben. Er macht Reisen in die Provinzen, durch die er sich von den Zuständen persönlich unterrichtet, er gewährt Jedermann Zutritt zu seiner Person und unterscheidet sich auch darin von frühern Schahs, daß er die Feste gemeinschaftlich mit seinem Volk feiert, ohne daß ein Heer von Polizeidienern, mit schweren Stöcken bewaffnet, Ordnung hält. Er hat viel Sinn für Kunst und Wissenschaft und geht mit dem Plan um, in Teheran nach dem Beispiel Mahmud's des Ghasneviden einen Musenhof zu gründen, dem freilich vorläufig noch die Firdusis fehlen. Es ist hohe Zeit, daß ein persischer Schah einmal selbst zu regieren anfängt. Mit Ausnahme der nördlichen Gebietstheile, wo Abbas Mirza, der Handel mit Europa und die Nähe der Russen wohlthätig gewirkt haben, ist das Land verödet. Die Statthalter, namentlich die von königlichem Geblüt, wetteifern mit den Räubern, gegen welche sie niemals Schutz verleihen, in der Aussaugung des Landes. Ueberall sieht der Reisende verödete Städte, selbst das weltberühmte Schiras, dessen Rosengärten das Entzücken der orientalischen Dichter waren, hat sich mit Armuth, Schmutz und Trümmern gefüllt. Die Bewohner ganzer Gegenden geben, von unerschwinglichen Abgaben erdrückt, den Ackerbau auf und schließen sich den umherwandernden Stämmen an. Diese leisten der Regierung keinen Gehorsam, und ihr rohes Hirtenleben stellt den glücklichsten Zustand dar, den es in Persien giebt. So tief ist das intelligenteste und bildungsfähigste Volk Asiens gesunken. Eine beispiellos schlechte Regierung hat es hinter die vorchristliche Zeit zurückgebracht, wo Iran als Heimath des Ackerbaues und der Bildung den Gegensatz zu dem Nomadenleben und der Rohheit Turans bildete.

Entdeckungen im Columbia-Gebiet.

Der amerikanisch-englische Streit über den Juan-Archipel hat der Erdkunde Nutzen gebracht. Nicht genug, daß wir zwei kleine Inselgruppen dadurch näher kennen gelernt haben, sind die englischen Officiere des dort vereinigten Geschwaders in der Erkundung der Küsten thätig gewesen. So hat man auf der Vancouver-Insel einen beträchtlichen, für kleine Seeschiffe und Dampfer schiffbaren Fluß, der sich in den geräumigen und sichern Hafen Augusta ergießt, ermittelt und ihn Courtenay genannt. An seinen Ufern ziehen sich ausgedehnte Striche herrlichen Landes hin, frei von Nadelholz und bekleidet mit üppigem Graswuchs. Am obern Fraserfluß, von der Küste bis Port Alexander, sind ebenfalls mehrere wichtige Entdeckungen gemacht worden, namentlich einer zusammenhängenden, beinahe vierzig deutsche Meilen langen Kette

von Seen, auf der flachgehende Dampfer fünfundzwanzig Meilen weiter zu den obern Bergwerksbezirken vordringen können.

Engländer und Amerikaner in Japan.

Die letzten Berichte aus Japan sprechen von einem Benehmen der Europäer, das nicht abscheulicher gedacht werden kann. Es sind Dinge vorgekommen, die den christlichen Namen in den größten Verruf bringen müssen. Die japanischen Gesetze sind fast in jeder Beziehung verletzt worden, durch Schleichhandel, durch die Ausgabe falscher Münzen im Betrage von 50,000 Dollars, durch Betrügereien und Brutalitäten gegen die Beamten. Betrunkene Matrosen haben sich die größten Schändlichkeiten gegen Männer und Frauen erlaubt, und diesen Gemeinheiten ist jene Ermordung russischer Seeleute zuzuschreiben, für welche die japanische Regierung so schwer hat büßen müssen. Die letztere benahm sich bei den fortgesetzten Beleidigungen mit musterhafter Geduld. Als ein Streit über das japanische Geld entstand, gab sie nach, so weit sie konnte. Im Verkehr kommen besonders zwei Münzen vor, Kobangs, die man aus Gold prägt, und Itzebu's, die aus Silber bestehen. Vier Itzebu's gehen auf den Kobang, und der Werth eines Itzebu ist 31 amerikanische Cents oder 13 Sgr. 5 Pf. Das Werthverhältniß des Silbers zum Golde ist aber ein ganz anderes, als bei uns; das Gold steht um volle hundert Procent niedriger, und die Ausfuhr der Goldmünzen ist daher streng verboten. Nachdem die falschen Dollars in Umlauf gekommen waren, untersagte die Regierung ihren Unterthanen auch die Annahme fremden Silbergeldes. Die fremden Kaufleute erhielten jedoch von den Beamten gegen echte Dollars so viel Itzebu's, als sie für den Verkehr brauchten, jede Firma täglich 5000 Stück. Sie behaupteten unendlich mehr zu bedürfen, und ein einziges Haus wollte mit einem Male 5,400,000 Dollars, die es nicht zum zehnten Theile besaß, umwechseln. Ja die Verhöhnung der japanischen Beamten ging zuletzt so weit, daß sechs englische Kaufleute eine Sextillion Itzebu's forderten. Ein solches Gebahren versetzte die japanische Regierung in die Nothwendigkeit, Ende Novembers allen Verkehr mit den fremden Kaufleuten bis auf Weiteres aufzuheben. Der englische Generalconsul Alcock in Jeddo hat diese Maßregel vollständig gebilligt. In einem Rundschreiben an die englischen Consuln sagt er: „Lieber kein Handel, als der Handel, der bisher durch gewissenlose Menschen betrieben wurde. Lieber gar kein Verkehr, als ein solcher, der am Ende zum Kriege führen müßte.“ Von den Kaufleuten seiner Nation sagte er, daß sie sich frechen Leichtsinnes und niedriger Rohheit schuldig gemacht, die Bestimmungen des Vertrags schnöde verletzt und den englischen Namen geschändet haben.

Die japanische Regierung hat die Mäßigung bewiesen, die gegen die englischen Kaufleute getroffenen Maßregeln auf andere Nationen nicht auszudehnen. Die Amerikaner haben an jenen Schändlichkeiten nicht Theil genommen, und mit ihnen ist der Verkehr wieder hergestellt worden. Am 20. December 1859 ist ein neuer japanisch-amerikanischer Vertrag folgenden Inhalts abgeschlossen worden. Der freie Ankauf aller Gattungen japanischer Waaren soll nicht länger gehemmt werden. Alle japanischen Erzeugnisse können in unbeschränkter Menge ausgeführt werden, ausgenommen Reis, Weizen, gereinigtes Kupfer, ungemünztes Silber und Gold. Die japanischen Beamten dürfen nicht als Verkäufer auftreten und sich überhaupt in keine Handelsgeschäfte mischen. In Kanagawa sollen vorläufig nicht mehr als 10,000 Itzebu's täglich ausgewechselt werden, bis Maßregeln getroffen sind, um den Vorrath mit der Nachfrage in Einklang zu setzen. Das für die Fremden bestimmte Quartier soll sogleich in Ordnung gebracht werden. Die amerikanischen Dollars erhalten freien Umlauf, nachdem ihnen chinesische Zeichen aufgeprägt worden sind, welche den Werth ausdrücken.

Die preußische Expedition in die östlichen Meere.

Aus einer Denkschrift des preußischen Finanzministers ersehen wir zu unserer Freude, daß der Reisezweck des preußischen Geschwaders, dem die Ehre zu Theil werden wird, die preußische Kriegsflagge zum ersten Male in den fernsten Meeren zu zeigen, weiter gesteckt worden ist, als man nach den frühern Veröffentlichungen annehmen durfte. Das Geschwader soll nicht blos China, Japan und Siam, sondern unter Umständen auch die Sandwichsinseln besuchen. Den Leiter der Expedition werden vier andere diplomatische Beamte begleiten, um Specialsendungen zu übernehmen. Vier Naturforscher sollen das ihnen gebotene reiche Feld im Interesse der Wissenschaft und der Berliner Sammlungen ausbeuten. Drei mitgehende Kaufleute er-

halten die Aufgabe, sich mit den Bedürfnissen der asiatischen Märkte genau bekannt zu machen und die Aufmerksamkeit der dortigen Händler auf die Erzeugnisse des zollvereinsländischen Gewerbfleißes zu lenken, von denen zahlreiche Muster aus allen Zweigen der Fabrication mitgenommen werden. Auch ein landwirthschaftlicher Sachverständiger, ein Zeichner und ein Photograph begleiten das Geschwader.

Die Ufer des Golfs von Petschili; der Peiho.

Ein Engländer Mickie hat an den nordöstlichen Küsten China's gekreuzt und der geographischen Gesellschaft in London über seine Reise Bericht erstattet. Er besuchte den Golf von Petschili und den Golf von Leotung (wir behalten die englische Schreibart der Namen bei), der sich von dem erstern gegen Norden abzweigt. Die Küsten von Leotung und Shantung, die sich am gelben Meere gegenüberliegen, sind gebirgig und werden durch die Kette der Maitasinseln, die mit kurzen Zwischenräumen vom Vorgebirge Leotung bis Taug-chufu läuft, gewissermaßen verbunden. Anderthalb bis zwei deutsche Meilen landeinwärts dehnen sich hinter dem schroffen Küstengebirge schöne Thäler aus, die nach dem Regen der Monate Juni und Juli ein frisches und pittoreskes Ansehen gewinnen. In der Nähe von Che-fu ist frisches Wasser selten, doch säet man vor Ende Juni Erbsen, Mais und Hirse. Die Abhänge der Berge werden in Stufen angebaut und bekleiben sich vierzehn Tage nach dem Regen mit Grün, während die Thäler zu derselben Zeit von Fruchtbarkeit strotzen. In Leotung steht der Ackerbau auf der höchsten Stufe. Schantung besitzt das ganze Jahr hindurch ziemlich viel Wasser, nur in Nuchwang fehlt es während der trocknen Jahreszeit an demselben. Die letztgenannte Stadt liegt in einer sumpfigen Ebene, wo Brunnen nicht gegraben werden können, und der Fluß, der bei ihr vorbeiströmt, ist eine bedeutende Strecke weit aufwärts salzig. Die Straßen sind im allgemeinen rauh und können blos für Saumpfade gelten. Die Provinz Chile am Peiho ist flach, aber wo sie, in der Nähe der großen Mauer, mit Leotung grenzt, erhebt sich der Boden und wird spärlich bewaldet. Im Sommer und Frühling ist das Klima gesund, die Hitze niemals drückend. Im Golf von Petschili wechselt das Frühlingswetter häufig und selbst im Mai ist es zuweilen kalt. Vor der Peiho-Mündung ist der Juli der heißeste Monat. Die Winterkälte ist so bedeutend, daß man Kohlenpfannen unter die Betten stellt. Diese Landestheile haben feste, aber schmucklose Gebäude, reinliche und verhältnißmäßig breite Straßen. Die Einwohner sehen stark und trotzig aus und haben einfache Gebräuche. Niemals war vor Mickie ein Fremder in Tungtuku ans Land getreten. Zuerst waren die Einwohner unruhig und argwöhnisch, allein bald wurde ihr Benehmen ein freundliches und sie versorgten das Schiff mit Lebensmitteln. Ackerbau und Fischerei sind ihre Hauptbeschäftigungen, doch halten sie auch große Ziegenheerden und scheinen sehr gewerbfleißig zu sein. Yeutai hebt sich zum Handelsplatze empor, und südlich und westlich vom Vorgebirge Schantung ist der Verkehr ebenfalls bedeutend. Westlich von Haichow fließen mehrere Ströme, und an einem derselben liegt Hetsin, der Mittelpunkt des Kohlenhandels dieser Gegenden. Man vermuthet, daß die Engländer und Franzosen am Golf von Petschili landen werden, und dies gibt den Nachrichten Mickie's, so fragmentarisch sie sind, einen gewissen Werth.

Wir haben immer unbedenklich von einem Flusse Peiho gesprochen. Jetzt wird in England gestritten, ob der Name wirklich in geographischem Sinne existire, oder ob der angebliche Peiho nicht Tientsin-Fluß heißen müsse. Hüben und drüben stützt man sich bei diesem Streit auf gute Autoritäten. Für den Namen Peiho wird das chinesische Repertorium angeführt, wo es bei einer Beschreibung von Peking heißt: „Der Peiho entspringt im Norden der großen Mauer, fließt elf englische Meilen östlich von der Stadt vorbei, nimmt dann eine südöstliche Richtung und mündet jenseits der Stadt Tientsin in's Meer.“ Der Name Peiho soll weißer Fluß bedeuten, wie Hoangho mit „gelber Fluß“ zu übersetzen ist. Dagegen behauptet Sir John Bowring, daß in China nur der Name Tientsinho für den Fluß bekannt sei. Peho bedeute Fluß im Norden und werde für jeden chinesischen Strom gebraucht, wenn es darauf ankomme, die Himmelsgegend zu bezeichnen, wo er liege. So spreche man ja auch von Peking, um Hauptstadt des Nordens zu sagen, und von Nanking, Hauptstadt des Südens.

Straßen in Syrien.

In der Türkei geschieht über die nächste Umgegend Constantinopels hinaus für die

Verkehrsinteressen so gut wie nichts. Als ob man keine Ahnung davon hätte, wie wesentlich die Cultur, zumal die geistige, davon abhängt, daß die Menschen leicht und rasch zu einander kommen können, läßt man die Straßen in dem erbärmlichsten Zustande. Darum verzeichnen wir gern die kleinsten Fortschritte, die in dieser Beziehung gemacht werden, namentlich wenn sie in einer so fernen Provinz wie Syrien sich ereignen. Dort wird seit längerer Zeit fleißig an einer Kunststraße von Beyrut nach Damaskus gearbeitet und auf der ersten Strecke von Beyrut landeinwärts fahren bereits Omnibus. Auch der Bau einer für Wagen fahrbaren Straße von Jaffa nach Jerusalem soll nächstens in Angriff genommen werden. Die darüber mit der Regierung gepflogenen Verhandlungen sind glücklich zu Ende gebracht worden.

Wissenschaftliche Regungen in Griechenland und auf den ionischen Inseln.

Corfu besitzt gegenwärtig einen ionischen Verein. Vorsitzender ist Mustosidi, ein Gelehrter von europäischem Ruf und Mitglied des französischen Instituts. Außer ihm sind die vier hervorragendsten Mitglieder Tipaldo Xidian, Peter Braila, Vulisina und Napoleon Zambelli. Der Zweck des Vereins ist, die Vergangenheit aufzuhellen und zur Verbesserung der gegenwärtigen Lage der Hellenen beizutragen. Zu diesem Zwecke sollen auf den Inseln und auf dem benachbarten Festlande Ausgrabungen veranstaltet, Preise für künstlerische und literarische Arbeiten ausgesetzt und Vorschläge gemacht und geprüft werden, wie der Handel und die Gewerbe gefördert werden können. Man erwartet von England viel Beihülfe und hat für London zwei Agenten ernannt, welche Geschenke und Jahresbeiträge anzunehmen beauftragt sind.

In den Klöstern des Berges Athos regt sich endlich ein gewisses Leben. Die dortigen Mönche, deren Reichthum bekannt ist, haben in Athen eine vollständige Druckerei angekauft und zugleich tüchtige Setzer angeworben. Sie beabsichtigen, ihre werthvollsten Handschriften durch den Druck zu vervielfältigen und wollen mit dieser Thätigkeit die Herausgabe einer Kirchenzeitung verbinden. Hoffen wir auch keineswegs, daß die Druckerei vom Berge Athos irgend ein Meisterwerk Altgriechenlands zu Tage fördern wird, so rechnen wir doch auf diese oder jene Schrift, welche über die ersten christlichen Zeiten Licht verbreiten wird.

Die Besiedlung der Kuma-Manitsch-Niederung.

Den frühern Mittheilungen über die Möglichkeit, eine Wasserstraße zwischen dem Schwarzen und Caspischen Meere herzustellen, haben wir jetzt hinzuzufügen, daß die russische Regierung die Niederung, welcher der Canal folgen würde, besiedeln will. Wir entnehmen diese interessante Thatsache einem in den Petermann'schen Mittheilungen abgedruckten Schreiben des Staatsraths Bergsträßer. Im Frühling dieses Jahres sollen die zu Niederlassungen am besten geeigneten Plätze untersucht werden. Daß die Niederung in dieser Beziehung die schönsten Resultate verspricht, unterliegt keinem Zweifel. Für die Viehzucht wird sie schon jetzt in einem ziemlich ausgedehnten Maßstabe benutzt. Pferde, Rinder, insbesondere aber Schafe sind hier in ihrem wahren Elemente, und an Wasser fehlt es weder für Thiere noch für Menschen. Man findet es, wie wir bereits früher mittheilten, in geringer Tiefe unter dem Boden in jeder gewünschten Menge. Für Weizen, Oelfrüchte und besonders für Senf ist der Boden in hohem Grade günstig. An Absatz für die gewonnenen Früchte kann es nicht fehlen, da das nicht fern gelegene Rostow am Don einen vorzüglichen Markt abgibt. Was allein fehlt, ist Holz. Einigen Ersatz dafür bieten die ausgedehnten Schilfwälder, deren starkes Rohr eine Höhe von achtzehn Fuß und mehr erreicht. Man benutzt das letztere nicht blos als Brennstoff, sondern auch zum Bauen. Was die Herstellung des Canals betrifft, so schätzt Bergsträßer die Kosten, die durch das Abdämmen der Seitenarme und Niederungen, in denen das Wasser gegenwärtig sich verliert, entstehen werden, auf höchstens 30,000 Rubel Silber. Dann erübrigt noch, die Kuma in das Manitsch-Bett zu lenken. Sind diese Arbeiten vollendet, so hat man eine Wasserstraße von Meer zu Meer.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 44. Mai 1860.



Romana.

Novelle von Theodor Mügge.

VI.

Am andern Tage war es wohl zu merken, daß Giulio Saliceti in sein Vaterhaus zurückgekehrt war, denn viele junge Leute aus der Gemeinde, seine Freunde und Genossen kamen, um ihn zu begrüßen und ihre Zuneigung zu beweisen. Bernardo Leccia fehlte nicht dabei und fröhlich ging es her, mancher Weinkrug wurde geleert. Die Sache des Vaterlandes wurde heiß besprochen und viele Schwüre, viele Flüche gegen die Franzosen verhallten in dem großen Gemache. Der Abt saß inzwischen bei ältern angesehenen Leuten, Achill Grimaldi unter diesen, denen er Nachrichten gab über die Verhältnisse in Bastia, über das französische Heer und über die Generale. Seine Schilderungen waren ungemein anregend und lebhaft, doch keineswegs ermuthigend.

Der französische König hatte ausgesuchte Soldaten herübergeschickt, die besten, welche er besaß, und diese stießen zu dem Heere, das die Corsen im letzten Sommer so übel zugerichtet. Ihre Niederlagen zu rächen, brannten sie um so mehr, da nicht allein die Corsen verspottende Siegeslieder sangen, sondern ganz Europa Beifall klatschte und das heldenmüthige kleine Volk pries, das so große Thaten vollbrachte. Dazu kam, daß die frischen Schaaren aus Frankreich ihre Kameraden verächtlich behandelten, da sich diese von Bauernhaufen schlagen und jagen ließen. Die Stimmung der Franzosen wurde dadurch eine wüthende und rachedürstige, sie zitterten vor Begier nach dem erneuten Kampfe und dieser wurde von ihren Generalen auf's Sorgfältigste vorbereitet.

Was Achill mittheilte, wurde verschiedentlich aufgenommen. Die meisten der jungen Leute lachten und prahlten, manche der ältern hatten jedoch auch bedenkliche Mienen. Achill Grimaldi übte ein unzweifelhaftes Gewicht aus. In seinem schwarzen Kleide, seinen Schuhen mit Schnallen, seinem gebundenen Haar und seiner weißen, faltigen Hemdkrause unterschied er sich eben so bedeutsam von diesen Dorfbewohnern, wie durch die geistige Ueberlegenheit seiner Darstellungen. Dabei wußte Jedermann, daß die Grimaldi aus einer alten Signorenfamilie stammten, Jederman wußte auch, daß der alte Rath zu den angesehensten Männern gehörte, daß Leo Grimaldi Paoli's getreuster

Freund sei und daß dieser junge Rechtsgelehrte nächstens einer der neun Richter sein würde.

Nur den Abt Saliceti verdroß es, daß sein Vetter so sprach, als wolle er Schrecken vor den Franzosen verbreiten. Er runzelte daher seine Stirn, ließ seine Augen rollen und sah den schwarzen Advocaten von Bastia spöttisch messend an. „Ich sehe wohl," rief er endlich, „daß die Leute in der Stadt, wo sie mit den Franzosen umgehen müssen und sich putzen müssen, striegeln und bügeln, immer mehr dabei verlernen, wie es bei dem Volke in den Bergen aussieht. Es sind aber noch dieselben Corsen, die bei Borgo die weißen Lilienfahnen in den Staub stürzten und Dein eigener Bruder Leo Grimaldi war es, welcher dreimal die Franzosen schlug, trotz aller ihrer Wuth und Tapferkeit."

„Wir werden sie wieder schlagen, daran zweifle ich nicht," erwiederte Achill; „doch haben wir jetzt 30,000 gegen uns, während Chauvelin nur die Hälfte hatte."

„Und wären ihrer so viele, wie Sand am Meere!" brauste Peverino auf, „so wollen wir Corsen bleiben. Maledetto! alle diese Elenden, die uns zu Knechten des Franzosenkönigs machen wollen. Aber es wird nicht dahin kommen," setzte er ruhiger hinzu, „in wenigen Tagen werden wir es sehen. Graf de Vaux ist ein edler gerechter Mann und ein Freund unsers Volkes."

Achill Grimaldi schwieg darauf einige Augenblicke, indem er vor sich hinlächelte und mit der goldenen Kette an seiner Uhr spielte, die einzige, welche hier zu finden war. „Graf de Vaux ist sicherlich ein edler und ein Ehrenmann," erwiederte er darauf. „Er wird für Corsika thun, was er immer vermag, ich wünsche es von ganzem Herzen. Ein ehrenvoller Frieden ist das Beste für uns und besonders für mich," setzte er hinzu, indem er eine seiner Hände auf seine Brust legte und mit einem verliebten Blicke Romana nachsah, welche soeben durch das Zimmer ging.

Jedermann wußte, was er meinte, mancher Mund verzog sich, aber Achill fuhr fort: „Graf de Vaux ist ein sehr kluger Mann von den größten und vortrefflichsten Gaben. Er kennt Corsika genau, kennt unsere ersten und besten Männer. Wenn Einer Unterhandlungen zu leiten versteht, so versteht er es, wenn Einer uns den Frieden verschaffen wird, so wird er es sein. Ein großer Feldherr ist er nicht, wie man sagt, dafür aber hat er den General Marbeuf zur Seite."

„Und das ist Einer, der nichts schont und scheut!" rief Bernardo Leccia. „Er hat Dörfer verbrennen lassen und Menschen todtschießen oder gar rädern lassen ohne Gnade, wo ein Schuß auf seine Franzosen aus einem Hause gefallen war."

„Somit muß sich ein Jeder vor ihm und vor dem Todtschießen und Rädern in Acht nehmen," erwiederte Achill in einer Weise, daß ein allgemeines Gelächter entstand.

„Das wollen wir, indem wir ihn selbst in die Hölle schicken mit allen seinen verdammten Franzosen!" schrie Bernardo übermüthig.

So ging es weiter her in diesem Kreise, der endlich sich zerstreute, ohne eben klüger geworden zu sein. Auf den Frieden rechneten Viele und wünschten ihn, andere hingen fest an dem Präsidenten Paoli, dem sie treu bis in den Tod folgten. Ingrimmiger Haß und Stolz gegen die Franzosen drückte sich in den meisten dieser braunen Gesichter und in ihren feurigen Worten aus; daran ließ es auch Giulio Saliceti nicht mangeln.

Er hatte von seinem Vetter in Bastia weder Vorsicht noch Klugheit gelernt und erklärte mit vieler Lebendigkeit, daß ihm nichts so schwer geworden sei, als sich so weit zu verstellen, daß er keinen Anstoß gegeben. Aber er habe niemals in einer Gesellschaft aushalten mögen, wo sich Franzosen befanden und doch sei dies nicht zu vermeiden gewesen. Nach Bastia zurück wolle er auch nimmer, er habe an dem überstandenen Aufenthalt in der Stadt vollkommen genug.

Dieser Gegenstand wurde dann weiter behandelt, als die Familie allein war. „Ich bin jetzt zwanzig Jahre alt," sagte Giulio, „da ist es Zeit, an mich zu denken, und da mein Bruder nicht mehr lebt, will ich meines Vaters Erbe übernehmen und ein Landmann sein, wie er es war."

„Eheh!" rief der Abt, ihm zunickend, „und führst uns auch bald wohl eine junge Frau in's Haus. Hast Dich schon umgesehen danach."

„Nein, nein!" versetzte Giulio, „noch hat mir keine gefallen, so viel ich auch gesehen habe."

„Narrheiten sind das!" schalt der Abt.

„Mag sein," lachte Giulio, „doch was scheeren mich die Weiber! Meine Braut ist mein Vaterland, eine andere verlange ich nicht. Wenn Corsika frei ist, will ich an ein Weib denken. Sollte ich aber mein Leben lassen

müssen, Oheim, so bleibt Dir Romana und Achill, der sie beschützen wird."

Der Abt schüttelte sich und sah nach dem Balcon hin, wo Romana und ihr Vetter beisammen standen, und er warf einen langen Blick auf Beide und sprach darauf: „Sie wird jetzt bald siebenzehn, doch nicht eher will ich ihr einen Mann geben, als der Friede geschlossen ist."

„Du bist unser Vater und redest weise; allein wir können sie doch verloben," versetzte Giulio. „Ich habe es Achill versprochen, Dir seine und meine Bitte mitzutheilen. Er liebt Romana mit Zärtlichkeit und wo gäbe es für sie einen bessern Mann?"

Der Abt stimmte ihm bei. „Es ist ja eine längst beschlossene Sache," sagte er „wenn es mir auch nicht gefällt, daß Achill derartig von den Franzosen spricht, wie er es thut."

„Onkel!" rief Giulio spottend, „Du meinst doch nicht, Achill könnte nicht wie ein Corse denken? Ich will Dir etwas vertrauen. Graf de. Vaux ist ein schlauer Herr. Er sucht zu gewinnen, wer sich irgend gewinnen läßt und er weiß sehr gut, welchen Einfluß die Grimaldi haben. Auch an Achill hat er sich gemacht, doch da ist er an Einen gekommen, der schlauer ist als er. Da Achill in Paris war, sich modisch kleidet und französische Suppe ißt, meint er, ihm so recht vertrauen zu können und sieht ihn gern bei sich, so daß Achill mancherlei erfährt."

„Ich würde lieber nichts erfahren," fiel der Abt unmuthig ein.

„Er ist ein Advocat, aber ein noch größerer Patriot," sagte Giulio. „Alles, was er erfährt, theilt er seinem Bruder mit, so bleibt dem Präsidenten nichts verborgen. Obwohl Bastia scharf bewacht wird, gibt es doch Mittel und Wege, um Briefe nach Corte zu bringen und in die Berge."

„Steht es so," sprach der Abt, „so ist es freilich ein großer Dienst, den Achill dem Vaterlande leistet, obwohl ich lieber wollte — aber weißt Du es gewiß?"

„Alles weiß ich, Oheim. Groß sind die Gefahren, die er wagt, denn der geringste Verdacht würde ihm das Leben kosten. Aber Achill ist ein Corse, er fürchtet den Tod nicht. Es gibt kein so braves, so tapferes Herz, darum liebe und ehre ich ihn wie meinen ältern Bruder und darum will ich, daß Romana sein Weib werden soll."

So sprachen sie weiter und der Abt wurde immer zufriedener, bis er zuletzt behaglich blickend zugab, Achill Grimaldi sei eine Ehre für die Saliceti und freudig werde er Romana ihm angeloben, heute oder morgen, sobald Achill dies wünsche oder wolle. Während dies aber drinnen gesprochen und bedacht wurde, unterhielt auf dem Balcone Achill Grimaldi seine schöne Muhme mit Beschreibungen, wie viel und oft er an sie gedacht, welche Unruhe er empfunden und mit welcher Sehnsucht er den Tag herbeigewünscht, der ihn in ihre Nähe bringen und so glücklich machen sollte, als er jetzt sich fühle. Romana, mit ihren großen sonnenhellen Augen ihn anschauend, als wollte sie bis in Herz und Seele ihm leuchten und mit ihrem lieblichen Lächeln, das ihr freudiges Beistimmen nicht holder ausdrücken konnte, schien dem melodischen Klang seiner Worte aufmerksam zu lauschen. Es kam dem klugen Advocaten vor, als ob Romana eine Prüfung mit ihm anstellte, als habe sie etwas in ihrem kleinen Kopfe, was sie beschäftigte, und er wußte, daß sie nicht ohne geistige Fähigkeiten sei, um nachzudenken und zu urtheilen.

„Was ist es," fragte er daher, plötzlich in seiner Rede abbrechend, indem er seine feurigen, scharfen Augen auf sie heftete, „das Dich beschäftigt, liebe Romana?"

„Ich denke nach," erwiederte sie, „wie sich Deine Versicherungen zu den Wirkungen verhalten, welche sie bei mir hervorrufen."

Er lachte auf. „Das klingt ja so gelehrt, als ob es ein Professor von der hohen Schule in Corte sagte. Ich hoffe doch, Du zweifelst nicht an der Wahrheit jeder Silbe."

„Nein, Achill, ich zweifele nicht, ich glaube es," war ihre Antwort.

„Nun, und was ist die Wirkung?"

„Daß auch bei mir Alles wahr sein muß, was ich empfinde."

„Herrlich, liebe Romana! Folge der Stimme der Wahrheit in Deinem Herzen. Du wirst doch nicht von ihrem Pfade weichen wollen?"

„Nein, Achill, ich glaube an die Wahrheit."

„Wie es einer christlichen Jungfrau geziemt, theure Romana. Willst Du mir immer die Wahrheit sagen?"

„Das will ich, wenn Du mich frägst."

„Gut. Was sagt diese schöne Stimme in Deinem Herzen?"

„Da kommt Er!" rief Romana, indem sie sich über den Balcon beugte.

„Wer?" fragte Achill.

„Sior Carlo Wilda," versetzte sie. „Richtig,

er ist es. Er kommt heute wieder sehr spät und einen Brief hält er in seiner Hand."

„Oh," sagte Achill lächelnd, „Du hast diesen Sior Carlo wohl schon lange erwartet?"

„Schon seit einer Stunde," erwiederte sie. „Er war heute so früh schon fortgegangen, daß ich ihn noch nicht gesehen habe."

„Das ist ja recht schade!" fuhr Achill freundlich fort. „Es scheint ein sehr artiger Herr zu sein."

Romana hörte nicht mehr darauf. Sie lief von dem Balcone nach der Thür, offenbar, um ihren Freund zuerst zu empfangen, und Achill folgte ihr nach, so einnehmend lächelnd, als bisher, während er in dem Satze fortfuhr, den er abgebrochen und leise zu sich selbst sagte: „den der Henker holen mag, sobald es ihm beliebt. Aber ich muß diesen Burschen näher kennen lernen."

Sein Wunsch konnte bald erfüllt werden, denn Wilda trat in der nächsten Minute schon herein und wurde von Allen wohl empfangen. Romana bot ihm ihre Hand dar und fragte, warum er so lange fort geblieben, und er antwortete darauf, daß es auch die Männer hörten: „Ich empfing eine wichtige Nachricht, wir haben morgen schon den Präsidenten zu erwarten. Gleich in der Frühe wird er eintreffen und von Fiorenzo herauf General de Vaux mit seinem Gefolge kommen. Der Podesta hat mich rufen lassen, um Vorkehrungen zum Empfange zu verabreden, gleich wird er selbst hier sein, um dem Herrn Abt Saliceti mehr davon zu sagen."

Diese Mittheilungen wurden mit lebhafter Theilnahme gehört, sie brachten bald die ganze Familie in Bewegung. Schon Beschlossenes wurde von Neuem bedacht und Anderes hinzugefügt, was nun erst zu Rath gelangte. Der Podesta versammelte die Gemeindevorsteher, um jegliche Fürsorge zu treffen, daß die Zusammenkunft durch nichts Ungehöriges gestört werde, und jetzt kam zur Ausführung, was schon früher angeregt, daß die größte Ruhe und Stille herrschen, das Volk von Oletta sich in seinen Häusern halten solle. Die Casa Saliceti aber sollte geschmückt werden, so viel dies geschehen konnte. Der Podesta und die Vorsteher sollten die hohen Fremden empfangen und bis an die Treppe begleiten, die Soldaten die Ehrenwache bilden; um aber die sechseckigen rothen, kleinen Steine, aus denen der Fußboden des großen Gemaches bestand, zu bedecken, prahlte der Abt mit dem prächtigen großen Teppich, den er aus der Kirche holen lassen wolle, wo er vor dem Altare lag.

So auch wurden die Anstalten besprochen, um die Gäste zu bewirthen, und solche und ähnliche Angelegenheiten beschäftigten den Abt und die Männer von Oletta den ganzen Tag über. Romana mit den Mägden des Hauses und der Beschließerin wurden damit nicht minder in Thätigkeit erhalten, denn die Befehle und Fragen des Abtes donnerten umher. Er selbst hielt Musterung über alle Geschirre und Vorräthe und ordnete in seiner polternden Weise an, was schnell beschafft werden sollte. Giulio Saliceti wollte nichts damit zu thun haben, er untersuchte dafür Gewehre und Waffen, lief zu seinen Freunden und sprach mit ihnen geringschätzig über die Franzosen, indem er zugleich zornig gegen jede Nachgiebigkeit redete, welche etwa von dem Präsidenten bewilligt werden könnte. Er reizte die jungen Leute damit auf, doch zu gleicher Zeit war er verständig genug, zur Ruhe zu ermahnen, damit kein Schimpf auf Oletta oder auf die Saliceti und deren Freunde falle. „Laßt sie nur unterhandeln," sagte er, „ich denke, es wird doch nichts helfen. Diese Franzosen sind übermüthig und anmaßend; laßt sie nur kommen. Es soll ihnen noch einmal so gehen, wie bei Borgo, das ist auch Achill Grimaldi's Meinung."

Der Advocat aus Bastia hatte inzwischen Gelegenheit gesucht, sich an den deutschen Capitän zu machen und ihm besonderes Wohlwollen bewiesen. Er zeigte sich zutraulich und in allen Dingen wohl unterrichtet. Nach der Sitte der wohlhabenden Familien der Insel, welche ihre Söhne in Florenz und in Pisa studiren ließen, war auch er in diese Pflanzstätte corsischer Bildung geschickt worden und hatte sie als Doctor der Rechte verlassen. Ein längerer Aufenthalt in Paris sollte vollenden, was ihm noch fehlte, und als er vor zwei Jahren nach Bastia zurückkehrte, war er wohl im Stande, eine politische Rolle zu spielen, wenn sich dazu die Gelegenheit bot.

Zu derselben Zeit aber traf er in seines Vaters Hause dann seine junge Verwandte Romana Saliceti und man erinnerte ihn daran, was im Familienrath beschlossen und was er gut genug wußte.

Er kannte Romana aus der ersten Kinderzeit, und ihre Schönheit und geistige Befähigung, wie die Aussichten auf nicht unbeträchtliches Vermögen, waren seinen Wünschen

gemäß. So vereinigten sich Wohlgefallen und Berechnung in seinen Absichten und machten ihn zu einem ergebenen Freunde der angesehenen Familie sowohl, wie des kindlichen Mädchens, dessen Neigung er für sich zu gewinnen suchte.

Und dies schien ihm auch vollkommen zu glücken. Romana kannte keinen Andern, in dessen Gesellschaft sie lieber gewesen wäre, der ihre Fragen besser beantwortete, ihren Gedanken und Vorstellungen Richtung und Bewegung gab, mit solcher Theilnahme sich mit ihr beschäftigte, ihr Vertrauter und ihr Beschützer sein mochte. Sein Uebergewicht begründete sich durch seine geistige Ueberlegenheit, durch die Achtung vor seinem Scharfsinn und seinen Kenntnissen, welche ihm so viele Männer zollten, durch sein Ansehen bei seinen Verwandten sowohl, wie bei seinen Mitbürgern. Nur der Krieg im letzten Jahre, der Tod Carlo Saliceti's, den Romana so zärtlich liebte, und der Tod ihres Vaters hinderten die Erklärung des Lebensbündnisses, aber Achill Grimaldi sah seine Erwählte ruhig nach Oletta zurückkehren, er wußte, daß sie ihm gehörte.

Jetzt stieg zum ersten Male ein Zweifel darüber in ihm auf, hervorgerufen durch diesen deutschen Soldaten, den ein Zufall hierhergebracht hatte. Wenn er die Verhältnisse bedachte, kam es ihm verächtlich vor, daß ein Abenteurer seinen Weg durchkreuzen könnte, denn was hatte dieser Mensch zu erwarten, sobald die Saliceti ahnten, wohin seine verwegenen Wünsche gingen. Abt Peverino hätte ihn mit dem Scapulier aus dem Hause getrieben und Giulio ihm eine Kugel durch's Herz gejagt. Doch dahin durfte es auf keinen Fall kommen. Der Präsident Paoli war nicht der Mann, um eine Gewaltthat, an seinen Officieren verübt, zu dulden, ohne Rücksicht darauf, wer die Verbrecher seien. Ein Liebesverhältniß Romana's zu diesem Fremden hätte jedoch ohnedies die Ehre der Saliceti, die Ehre Romana's und seine eigene Ehre angetastet. Niemand durfte daher etwas erfahren. Achill Grimaldi beobachtete mit scharfen Augen, obwohl Niemand etwas davon bemerkte, während des ganzen Tages das Benehmen der beiden Verdächtigen und bildete sich daraus sein Urtheil. Der Capitän schien Romana zu vermeiden, ihren leuchtenden Blicken auszuweichen, ihren fröhlichen Fragen und Ermunterungen mit höflicher Gemessenheit zu begegnen. Aber Romana kümmerte sich nicht darum, sie blieb in derselben glücklichen Stimmung. Achill Grimaldi wurde irre an dieser Sicherheit. Der deutsche Abenteurer erschien dagegen ernst, zuweilen zerstreut und nachdenklich, und als davon die Rede war, daß diese Zusammenkunft der Generale entweder zu einem raschen Frieden oder zum raschen Kriege führen werde, brach er in die hastigen Worte aus: „Mag kommen, was da will, Alles ist besser, als diese Lage."

„Seid Ihr so unzufrieden damit?" lachte Achill. „In Oletta ist es freilich langweilig, allein seine Bewohner werden Euch eben deswegen nicht gern scheiden sehen, mein Herr Captiän."

Wilda warf einen scharfen Blick auf den Advocaten, doch dieser sah ganz harmlos aus. — „Ich bin dieser edeln Familie Saliceti vielen Dank schuldig," antwortete er darauf, „dennoch muß ich wünschen, daß der Krieg beginnt und mich fortruft, denn die gerechte Sache Corsika's kann nur mit dem Schwerte erstritten werden."

„Hoffen wir, daß es so geschehe," versetzte Grimaldi, „und daß Ihr dann mit uns den Frieden feiern helft und bei uns bleibt als ein Bürger des freien Corsika's."

Da er keine bestimmte Antwort erhielt, fuhr er fort: „Viele tapfere, großherzige Männer stehen uns bei, aber wir können sie leider nur mit unsern Bürgerkronen belohnen und Wenige werden diese annehmen, denn es ist wahr, man muß in Corsika geboren sein, um die Welt vergessen zu können."

Wilda dachte daran, was er mit Romana erst gestern über denselben Gegenstand gesprochen, und er antwortete mit denselben Worten fast, die ihm einfielen: „Nichts kann das Vaterland ersetzen, Herr Grimaldi. Auch ich werde in meine Heimath zurückkehren, sobald Corsika frei ist."

„Gott gebe es!" rief Achill und er ließ es zweifelhaft, was er meine, denn Wilda wurde durch einen seiner Soldaten abgerufen, den er nach St. Pietro hinaufgeschickt hatte, um dem Podesta die nahe Ankunft des Präsidenten zu melden.

Inzwischen kam Giulio mit einigen andern jungen Leuten, welche voller Scherz und Uebermuth sich zu dem Advocaten setzten und ihn wegen seiner Liebe zur Einsamkeit und seiner Schweigsamkeit verspotteten. Bernardo Leccia befand sich bei ihnen und war

der Munterste von allen. Er kannte Achill und that vertraut mit ihm. „Es kann nicht anders sein," sagte er, „der gelehrte Doctor Grimaldi muß krank sein, doch betrübt Euch nicht, meine Freunde, es wird kein Lamento um ihn angestimmt werden, ich kenne diese Krankheit aus Erfahrung. Ist Euch nicht sehr bange um's Herz, mein lieber Achill," fragte er im Tone eines Arztes, „zu gewissen Zeiten und wenn gewisse Personen in Eure Nähe gerathen?"

„Ich glaube, daß ich nicht nein sagen darf," versetzte Achill.

„Und wenn Ihr von zwei Augen angesehen werdet, die allerdings seltsamlich leuchten wie Johannisfeuer, ist Euch dann nicht so zu Muthe, als müßtet Ihr auf Eure Knie niederfallen und sie anbeten?"

„Wie Ihr das genau zu beschreiben wißt!" rief Achill.

„O! ich kenne diese Leiden aus dem Grunde, ich habe sie studirt, mein gelehrter Herr Doctor," versetzte Bernardo, „aber ich will Euch vertrauen, wie ich selbst davon befreit wurde. Eines Tages, als ich eine Angst empfand, ärger als ein Bandit, hinter dem die Vendetta ist, gerieth ich in Wuth. Und eben begegnete mir die Ursache meines Uebels. So sprang ich auf sie los, überwand alle Furcht, schloß sie in meine Arme und schloß ihren Mund mit meinem Munde, damit sie nicht schreien könnte. Doch siehe da, sie schrie nicht, und es geschah ein Wunder, illustrissimo Dottore. Die Zauberei hatte keine Macht mehr über mich, ich fühlte, wie die Krankheit von mir abfiel und statt der Angst, die mich wie ein Berg von Blei zusammengepreßt viele Tage lang, schien es mir, als hätte ich Flügel bekommen und schwebte durch alle Himmel, an meinem Herzen die Strega, die böse Hexe, welche sich in einen Gottesengel verwandelt hatte. Und seit dieser Zeit, mein vortrefflicher Herr Achill, bin ich so gesund und so glücklich gewesen; daß ich Euch nur rathen kann, dies Recept auf's Pünktlichste und Schnellste zu gebrauchen."

„Wirklich," antworte Grimaldi, „nun, ich sage Euch, hochweiser Wunderdoctor, ich habe die größte Lust dazu."

Das Gelächter, das Bernardo's Rathschläge begleitete, verdoppelte sich. „Auf der Stelle! auf der Stelle!" schrien Mehrere.

„Nein, meine lieben Freunde," versetzte Achill, „das würde sich nicht schicken. Doch morgen werde ich Bernardo's Mittel gebrauchen und da unser großer Präsident dann ebenfalls in Oletta sein wird, soll das Wunder in seiner Gegenwart geschehen, damit er es segne."

Ein Freudengeschrei folgte darauf und ein Scherz jagte den andern. Es war gewiß, daß Giulio seinen Freunden vertraut hatte, wie es mit der Verlobung seiner Schwester mit seinem Vetter stand. Ohne Wein und Gesang ging es nicht ab, die Cithern wurden herbeigeholt und bis spät in die Nacht hinein saßen sie singend und trinkend beisammen. Daß Achill Grimaldi sich entfernte, wurde von den Wenigsten beachtet.

Unter dem Feigenbaume in dem Gehege hatten inzwischen Romana und ihre Freundin Maria ein langes Gespräch gehalten, das hauptsächlich deren nahe Hochzeit, ihr Liebesglück und ihre häuslichen Einrichtungen zum Inhalte hatte. Maria erzählte mit Stolz, was sie Bernardo zubringen würde sowohl an ihrer Ausstattung in Kisten und Kasten, wie auch an Kastanien- und Oelbäumen, an Fruchtgärten und an Weinstöcken. Die Leccia aber waren überdies eine wohlhabende Familie und Maria Montalti versicherte nicht ohne Stolz, daß sie dann die ersten in Oletta sein würden, die Saliceti ausgenommen.

„Du," rief sie dann, „hast bald nichts mehr mit solchen Dingen zu schaffen. Was kümmern Dich Weingärten und Oliven! Du wirst in der Stadt wohnen, Dich putzen und wie eine Dame leben."

„Ich denke, so wird es kommen," antwortete Romana.

„Und Bastia wird wieder die größte und erste Stadt durch die Franzosen," fiel Maria ein.

„In Bastia werde ich nicht leben," unterbrach sie Romana.

„Oh! es gibt andere Orte, wie Corte oder Ajaccio. Doch ich möchte nimmer aus Oletta und Bernardo eben so wenig. Erst heute noch schwor er mir, hier zu leben und zu sterben."

„Sterben! — wenn man glücklich ist," sagte Romana nachsinnend.

„Schweige! schweige! wir werden daran denken, wenn wir alt sind," rief Maria.

„Könntest Du nicht mit Bernardo sterben?" fragte Romana. „Möchtest Du zurückbleiben?"

„Nein! Gottesmutter, nein! Möchtest

Du leben, wenn Achill in dem Leichentuche läge?"

Romana antwortete nicht. Sie legte ihre Hand auf Maria's Hand und besann sich.

„Was fragte ich Dich neulich," begann sie dann, „erinnerst Du Dich daran? Ich fragte Dich, wenn Du hörtest, Bernardo reiste weit fort, wenn Du hörtest, er habe Dich verlassen, wenn Du hörtest, er sei gestorben, was Du thun würdest? und ich dachte dabei selbst an Achill Grimaldi. — Du riefst mir mit erzürnter Stimme zu, Du könntest es nicht ertragen, ich aber empfand Deine Schmerzen nicht; daran wußte ich es gewiß, daß ich Achill nicht liebte."

„Du liebst ihn nicht?" antwortete die Freundin erstaunt. „Liebst Achill Grimaldi nicht, den alle Leute bewundern und Dich glücklich preisen?"

„Mögen sie ihn bewundern. Er ist sehr klug, was geht das mich an."

„Dein Oheim, Dein Bruder, alle Deine und seine Verwandten sind einig und freudig, Romana. Was würde geschehen, wenn sie Deine Worte erführen?"

„Kann ihre Einigkeit denn machen, daß ich ihn liebe?" antwortete Romana. „Liebst Du Bernardo Leccia, weil Deine Eltern es Dir befohlen?"

„Du liebst ihn nicht, aber Du liebst auch keinen Andern," rief Maria erschreckend vor dem, was sie hörte und doch ungläubig und sich tröstend. „Dein Herz ist ein Lilienblatt, aber die Stunde wird kommen, wo es zur Purpurrose wird. Achill Grimaldi wird es schlagen und beben machen."

„Falsch! falsch!" sagte Romana, „mein Herz gehört schon Einem, der keinen Raum für Achill Grimaldi darin übrig läßt."

Jetzt wurde Maria bange. „Du liebst einen andern?" fragte sie zweifelnd. „Wer könnte es sein?"

In dem Augenblicke hörten sie, wie vom Hause her Jemand durch das Vorthor der Treppe in das Gehege trat und Romana sprach: „Er kommt."

„Wer?" fiel Maria hastiger ein.

„Den ich liebe."

„Gott und ihr Heiligen!" flüsterte Maria. „Bist Du bei Sinnen, Romana? Eine Hexe hat Dich bezaubert."

„Ich habe mich selbst bezaubert," antwortete Romana. „Würdest Du Deinen Bernardo Dir nehmen lassen?"

„O! meine arme Romana," rief Maria heftig bewegt, sie mit ihren Armen umschlingend, „höre mich! höre mich! Ich werde glücklich sein, Dich aber werden sie umbringen in ihrer Wuth, und wer soll das Leben dessen retten, den Du liebst?"

„Ich," antwortete Romana freudig.

„Nein, nein, wie könntest Du das?! Du liebst diesen Fremden, es ahnte mir, nun weiß ich es. Niemals wird Dein Oheim, wird Giulio solche Schmach ertragen und ganz Oletta wird ihnen Recht geben. Möchten Raben und Hunde eher sein Fleisch gefressen haben, ehe er hierher kam."

„Wie böse Du bist," sagte Romana. „Bist Du nicht meine treue Maria, die mir helfen soll?"

„Wie soll ich Dir helfen, o! wie soll ich helfen!" schluchzte Maria, ihre Hände ringend. „Erbarme Dich, Gottesmutter! Morgen soll sie an Achill Grimaldi verlobt werden!"

„Wer hat Dir das gesagt?" fragte Romana ruhig.

„Dein Bruder. Es ist mit Deinem Oheim so beschlossen."

„So mag es geschehen, wenn es geschehen muß."

„Du willst nicht nein sagen? Willst Dich nicht widersetzen?"

„Ich werde es nicht thun."

„Und dieser Mann — dieser Fremde —"

„Er wird uns verlassen und Gott wird mit ihm sein."

„Liebe gute Romana!" rief die Freundin getröstet, „laß ihn von dannen ziehen. Versprich mir, daß Du gehorchen und schweigen willst."

„Höre, was ich ihm sagen werde," antwortete Romana lächelnd, und sie trat aus dem Schattenkreise des Baumes hervor, eben als die Schritte dessen sich näherten, der hier erwartet wurde. Ein großer Stern funkelte am Himmel über dem Feigenbaume, und es war, als sammle sich sein Licht auf Romana's Gesicht. Wilda glaubte ihr frohes Lächeln und die glücklich glänzenden Augen zu sehen, während ihre süße Stimme ihm entgegenhallte.

„Kommst Du, mein Geliebter," rief sie, „kommst Du, um Abschied zu nehmen von Deiner Schwester? Du mußt mich verlassen, Du hast es mir heute geschrieben und ich habe Dir geantwortet, daß ich Dich erwarten will unter diesem Baume. Du wirst mich nicht vergessen."

„So lange ich zu denken vermag, niemals!" erwiederte er.

„Schwöre nicht!“ fiel sie ein, „ich weiß es, daß Du Wahrheit sprichst und auch von mir fordere keinen Schwur. Keine Stunde wird vergehen, wo ich Dich nicht sehe, und schaust Du hinauf zu dem Sterne dort, wird er Dir meine Grüße sagen.“

„O! daß all mein Glück sich in eine Minute zusammendrängte!“ sagte Wilda, sie an seine Brust pressend, indem er zu dem großen leuchtenden Sterne hinaufblickte.

„Morgen wird mein Bruder mich mit Achill Grimaldi verloben,“ unterbrach sie ihn, „und mein Oheim wird uns seinen Segen geben.“ Als er keine Antwort darauf gab, legte sie ihre Arme um ihn und fuhr fort: „Sei nicht traurig darüber, mein Geliebter. Weißt Du nicht, daß Gottes Wille mächtiger ist, als Menschenwille? Sie würden Dich todt niederstrecken mit ihren Kugeln und Messern, wollten wir vor sie hintreten und sprechen: Ihr sollt nicht! — Aber es wird doch nicht geschehen. O! mein Carlo, mein Geliebter! Gott beschützt uns, er wird uns vereinigen, wir werden glücklich sein!“

Mit solcher Gewißheit, als gäbe es keinen Zweifel, sagte sie ihm, daß er ruhig und freudig sie verlassen solle, vertauen solle auf das, was im Himmel beschlossen sei, und voll Schmerz und Erstaunen sah Wilda, mit welcher gläubigsten Zuversicht auf die Prophetengabe des alten Hirten, auf die Spalla, welche dieser gelesen, ihre Seele mit den süßesten Tröstungen gefüllt war. Wie kläglich, verdammlich erschien ihm der Aberglaube, wie stieß er ihn von sich, voll Bitterkeit und Stolz, und dennoch — wie hätte er den süßen Liebeszauber zerstören, das Gottvertrauen vernichten können, die ihre Seele mit Muth und unerschütterter Freudigkeit füllten. In den Armen des holden Kindes, das ihn umschlang und ihn mit Liebesnamen bedeckte, zitterte sein Herz in dem Weh der Entsagung. Von jenem Augenblicke an, wo Grimaldi plötzlich auf dem Felsen am Tenda erschien, war es ihm gewiß gewesen, daß er Romana vor Unglück bewahren müsse. Nun war er dazu entschlossen, es konnte nicht anders sein, er mußte von ihr scheiden auf Nimmerwiederkehr; doch sie sah diese Trennung nur als eine kurze an, hinter welcher das Glück einer ewigen Vereinigung stand.

„Geh denn, theurer Carlo!“ rief sie bei ihren Küssen, „geh, Gott wird mit Dir sein. Keine Kugel wird Dich treffen, kein Schwert Dich verletzen, Du wirst geschützt sein durch die Hände der heiligen Jungfrau und ich will für Dich beten, will Dich erwarten. Ich sehe Dich als ein Sieger, ich sehe Dich und mich, wie Angelo uns gesehen hat. Glück in Deinen Augen, mein geliebter Freund, Glück in Deinen frohen Mienen, wenn Du gehst. Glaube, glaube an Gottes Segen und nun lebe wohl! Küsse Deine Romana, lebe wohl!“

Eine stumme Minute verging, der Stern funkelte heller, Schweigen war überall, dann klang der leise Ruf: „Lebe wohl, Romana, von allen himmlischen Mächten sei ewiglich beschützt!“ Gleich darauf eilte ein dunkler Schatten durch das Gehege. Es war, als ob er fliehe, als ob er den giftigen Spinnen und Skorpionen entgehen wollte, die zur Nachtzeit aus diesen Blüthen kriechen.

Romana blieb stehen. Ihre Hände streckten sich ihm nach, dann blickte sie zu dem Sterne empor, lächelte und nickte ihm zu, ohne Worte. Als sie unter den Baum zurückkehrte, fand sie Maria nicht mehr; von Bangigkeit getrieben, hatte diese leise sich entfernt, sie wollte keinen Theil haben an Romana's Vergehen.

Und wieder wurde es still unter dem Feigenbaum, auch Romana war gegangen. Aber hinter dem Stamme hervor trat jetzt Achill Grimaldi. „Es ist nicht werth,“ sagte er nach kurzem Bedenken lächelnd und die Achseln zuckend, „um diese Komödie ein finsteres Gesicht zu machen. Romana war immer eine Schwärmerin, mag sie sich damit die Zeit vertreiben, bis sie ein neues, schönes Lamento auf diesen Deutschen machen kann. Hoffentlich verschafft ihr eine französische Kugel dies Vergnügen, wo nicht — so werde ich es ihr verschaffen.“

VII.

Am folgenden Tage fand die Unterredung Statt, welche zwischen dem Präsidenten der corsischen Republik, Pasquale Paoli, und dem Anführer des französischen Heeres in Oletta verabredet war. Am frühen Morgen kam ein Trupp Reiter auf kleinen, rothen Corsenpferden von den Bergen von Olmetta herunter und bald blieb kein Zweifel übrig, daß dies der Präsident mit seinen Officieren und Räthen sei. Paoli war von Corte, seinem Regierungssitze, nach Murato gekommen und von dort über die Pässe der Bergkette in das Nebbio hinabgestiegen. Sobald die

Töne der Muschelhörner sich hören ließen, wurde es in Oletta lebendig, die Soldaten versammelten sich an dem Kirchplatze und der Abt machte sich auf, den General zu empfangen; doch dieser kam ihm beinahe zuvor, denn eben als der geistliche Herr vor das Thor trat, sprengten die rothen Pferde schon in Oletta hinein.

Es hielten wohl ein Dutzend Reiter an der Thür der Casa Saliceti und die meisten derselben konnten die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, denn die tapfersten und tüchtigsten Männer des kleinen hart bedrängten Volkes befanden sich darunter. Pietro Colle, der Sieger in der Casinca, der tapfere Serpentini, Achill Murati und der düstere Clemens Paoli, kenntlich vor Allen an seinen großen fanatisch glühenden Augen. Doch alle diese Tapfern wurden vergessen über den Anblick des Mannes, der Corsika's Schicksal auf seinen Schulteren trug und dem das Volk mit begeistertem Vertrauen anhing.

Pasquale Paoli war damals zweiundvierzig Jahre alt, doch mochte man ihn für jünger halten. Von kräftiger, hoher Gestalt drückte sein edles Gesicht Festigkeit und Milde zugleich aus. Hochgewölbt und frei war seine Stirn, dichte schön gebogene Augenbrauen über den klaren blauen Augen, welche groß und hell Jedem bis in die Seele schauten; edel und stolz Nase und Mund, das Haar voll und fein bis in den Nacken fallend, Alles an ihm wohlgebildet, würdevoll, voller Ruhe und Verstandessicherheit, und doch noch mehr voller Milde und Menschenliebe.

Die Leute aus Oletta staunten aber weniger die edle Gestalt und den würdigen Kopf ihres Präsidenten an, als sein Gewand, das ihnen noch wunderbarer dünken mochte. Einfach in seinem Leben, so einfach an Kleid, Haus und Tisch, wie der schlichteste Mann aus dem Volke, hatte Niemand den Präsidenten noch anders angethan gesehen, als mit dem corsischen Wollenrocke und dem Gurte, welcher diesen zusammenhielt. Heute jedoch trug er ein grünes, reich mit Goldtressen besetztes Kleid, einen Federhut mit blitzender Agraffe von Edelsteinen und einen prächtigen Türkensäbel in rother und goldener Scheide, den ihm der Bai von Tunis, als Zeichen seiner Bewunderung, vor Kurzem übersandt hatte. Kein anderer Mann aus seinem Gefolge steckte in einer Uniform, alle trugen den haarigen Mentone, doch dieser war als Zeichen ihres Ranges mit Aufschlägen von Sammt und mit Seidenschnüren besetzt; nur Clemens Paoli schritt in seinem braunen groben Rocke ohne alle Abzeichen daher.

Noch aber war der Abt Saliceti mit den Bewillkommnungen seiner Gäste beschäftigt, als man den Ton einiger Trompeten vernahm, die aus der Feldschlucht des Aliso heraustönten. Die französischen Generale nahten, diese Zeichen kündigten sie an und bald sah man am Eingange der Paese eine flatternde Fahne und hinter ihr einen Reitertrupp auf hohen, mächtigen Rossen, die von den kleinen Bergpferden der Corsen sehr verschieden waren.

Von seinen Officieren umgeben, ging der Präsident den Franzosen entgegen und empfing sie am Rande der kleinen Ebene, auf welcher die Kirche lag.

Graf de Vaux befand sich an der Spitze, begleitet von den Generälen Marbeuf und Grandmaison, dem Befehlshaber in Fiorenzo. Adjutanten folgten ihnen, den Schluß machte eine Abtheilung Dragoner. Kaum erblickte de Vaux den Feldherrn der Corsen, als er von seinem Pferde stieg und mit freundlicher Eile und lebhaftem Gruße sich ihm näherte.

Aus ihren Häusern konnten die Einwohner von Oletta sehen, daß der französische Graf den Pasquale Paoli umarmte, sie konnten sehen, wie höflich seine Begleiter sich zu dem Gefolge des Präsidenten benahmen, und als de Vaux vertraulich dann seinen Arm in den Arm seines Gegners legte und beide mit ihren Begleitern der Casa Saliceti zugingen und darin verschwanden, wurde manches Gesicht froh, denn der Friede schien gewiß zu sein.

Aber es kam anders, als die Vertrauenden in Oletta dachten. Das große Gemach im Hause der Saliceti war festlich geschmückt; die Teppiche lagen auf dem rothen Steinboden, der Tisch war besetzt mit Wein und Speisen, und Abt Saliceti lud mit verbindlichen Worten zum Genuß seiner Gastfreundschaft ein. Niemand verschmähte diese. Der Obergeneral ergriff zuerst sein Glas und trank auf das Wohl des edeln und tapfern Generals Paoli, und mit der würdigen Haltung, die ihm eigen, erwiederte der Präsident dies mit einem Wohle auf den König von Frankreich, der so oft schon dem corsischen Volke seinen mächtigen Schutz und seine freundschaftliche Theilnahme geschenkt.

„Diese Theilnahme, diesen Schutz,“ erwie-

derte der Graf einfallend, „wird mein allergnädigster König auch niemals den Corsen entziehen; ja, ich bin beauftragt, es Ihnen, General, auf das Bestimmteste zu versichern, daß Se. Majestät Alles für diese Insel thun will, was in seiner Macht steht, um sie mit Wohlthaten zu überhäufen."

Der Präsident verneigte sich, es entstand eine augenblickliche Pause. „Wir vertrauen der gnädigen Zusicherung des Königs," erwiederte Pasquale Paoli alsdann. „Möge es dem mächtigen Monarchen gefallen, der edle Schirmer und Schützer unserer Freiheit zu sein, wofür wir ihm ewig dankbar sein wollen."

Graf de Vaux lächelte, indem er leise die Achseln zuckte. Er sah weniger wie ein Kriegsmann, denn wie ein Hofmann aus. Auf seinem Kopfe trug er eine lockige Perrücke, reich mit Puder bestreut, sein Gesicht war geschminkt, die Züge darin offen und angenehm, die Stirn edel gewölbt, die Augen voll Güte, und ein adlig Wesen ihm aufgeprägt, das von seiner hohen, leichten und noch jugendlichen Gestalt vermehrt wurde. Er war das Bild eines französischen Cavaliers aus der alten Zeit, edeln und ritterlichen Empfindungen eben so wohl zugänglich wie grau geworden in der sittlichen Verwilderung am Hofe des fünfzehnten Ludwig's. In Wahrheit konnte er nicht recht begreifen, warum diese halbwilden Corsen sich so fanatisch weigerten, die Unterthanen des allermächtigsten und größten Monarchen der Welt zu werden, der ihnen obenein die schönsten Vorzüge und Vortheile bot.

„Mein lieber General," sagte er mit einer anmuthigen Handbewegung, „täuschen wir uns nicht über die Absichten und Zwecke unserer Zusammenkunft und erschweren wir uns nicht den Erfolg. Der König hat die Insel Corsika durch den Vertrag von Versailles am 15. Mai 1768 von Genua gekauft; auf's Tiefste beklage ich es, daß die Corsen sich dagegen empört und die Rechte des Königs mit den Waffen in der Hand bekämpft haben."

Ein Gemurmel entstand in den Reihen der corsischen Anführer. Paoli sandte ihnen einen befehlenden Blick zu und sagte dann mit seiner tiefen weichen Stimme: „Wider alles Völkerrecht hat Genua gehandelt, denn es verkaufte, wozu es kein Recht besaß. Nur durch Gewalt und Mord haben die Genuesen Corsika seit Jahrhunderten zu erobern und zu beherrschen gesucht, doch niemals hat das corsische Volk sich ihnen unterworfen. Immer hat es sie als seine Feinde betrachtet, sie bekämpft, und jetzt hat es diese Fessel für immer abgeschüttelt. Es hat sich eine Verfassung gegeben, es ist frei und hat keinen Herrn. Frankreich selbst stand uns dazu bei, unterhandelte mit uns als mit einem unabhängigen Staate. Wie war es danach möglich, unser Land und uns wie ein herrenloses Gut oder wie eine willenlose Heerde zu kaufen?"

Seine Augen ruhten auf dem Grafen mit solcher Festigkeit und die Macht der Wahrheit wirkte mit solcher Stärke, daß de Vaux sichtlich verlegen, nur durch eine kecke Antwort sich zu helfen suchte. „Dies sind unentschiedene Streite, mein General," rief er. „Die Genuesen behaupten das Gegentheil, sie haben ihr Recht immer zu behaupten gesucht."

„Aber es ist falsch," versetzte Paoli. „Niemand kann sich darüber täuschen. Wir haben bis zur Sonnenklarheit es in unsern Druckschriften vor den Augen der ganzen Welt bewiesen, zum Ueberfluß aber es jetzt noch einmal gethan."

„Tritt hervor, Carlo Bonaparte," fuhr er fort, indem er sich zu seinem Gefolge wandte, und es nahte sich ihm sein Geheimschreiber, jener junge schöne Advocat aus Ajaccio, der Vater des berühmten gewaltigen Mannes, den die Vorsehung dazu bestimmt hatte, Kaiser der Franzosen zu werden und Frankreichs Recht und Freiheit so unter seinen Füßen zu zerstampfen, wie Corsika's Recht und Freiheit zerstampft wurde.

Aber Graf de Vaux stand auf, als er Carlo Bonaparte mit einem dicken Hefte erblickte und sagte abwehrend: „Schriften vorzulegen und Rechte zu prüfen, haben wir weder Zeit noch Beruf. Ich bin nicht gesandt worden, um solche Untersuchungen anzustellen. Der König, mein gnädigster Herr, hat mich an die Spitze seines Heeres gestellt, um seinen Willen zu vollziehen. Recht oder Unrecht, gleichviel, ich bin Soldat und gehorche den Befehlen meines Monarchen; aber ich beschwöre Euch, Ihr Herren, bringt es nicht zum Aeußersten. Dem Könige ist diese Insel wichtig, er will und muß sie besitzen, leistet ihm nicht länger fruchtlosen Widerstand. Ihr sollt wissen, daß es ein Unterschied ist, zu Genua zu gehören oder zu Frankreich. Frankreich wird Euch reich und glücklich machen, Genua hat Euch ausgesogen. Euer Handel wird aufblühen, Euer fruchtbar schö-

nes Land wird das reichste in der Welt werden. Eure Häfen werden lebendig sein, Eure Städte groß, das Volk aus seiner wilden Verlassenheit zur Bildung und Gesittung reisen, Eure Kinder werden fortan in Frankreich erzogen werden und Ihr selbst, Ihr Herren, die Ihr Edelleute seid, Ihr werdet von dem großen und gütigen Monarchen die Rechte Eures Standes empfangen, mit Ehren und Würden belohnt werden. Wenn Sie Ihr Vaterland lieben, General," rief er lebhaft aus, indem er Paoli's Hände ergriff, „dann zögern Sie nicht, meinen Vorschlag anzunehmen. Unterwerfen Sie sich dem Könige als getreuer Unterthan. Legen Sie die Waffen nieder, überliefern Sie ihm die Insel, und ich verbürge mich mit meiner Ehre, alle Ihre andern Wünsche sollen befriedigt werden."

Wiederum lief ein dumpfes Gemurmel durch die Reihe der Corsenführer.

Die Gesichter von Bronce erhielten Leben, die schwarzen Augen funkelten und glühten, die Lippen zuckten und zeigten weiße zusammengepreßte Zahnreihen, aber Pasquale Paoli streckte nochmals gebietend seine Hand aus, und sprach zu gleicher Zeit, würdig aufgerichtet vor den Franzosen, fest und stolz: „Nicht um Gnade bitten wir, nicht um Lohn und Ehren, sondern um Gerechtigkeit. Gott und Menschen rufen wir zu Zeugen an, daß, was wir begehren, unser ewiges und heiliges Menschenrecht ist. Wir fordern nichts als das Recht, in dem Lande unserer Väter als freie Männer zu leben und zu sterben. Warum wollt Ihr uns zu Franzosen machen, die wir nicht sein wollen? Warum wollt Ihr unser Land erobern, uns mit Gewalt zu Eures Königs Unterthanen machen? Recht und Gerechtigkeit verachtend, uns, die wir nichts so sehnlich wünschen, als in Ruhe und Frieden mit allen Völkern der Welt zu leben, das einzige Gut nehmen, das wir besitzen, unsere Unabhängigkeit?! Um dies höchste aller Menschengüter haben die Corsen gekämpft mit den Sarazenen, den Pisanern und Genuesen seit den Zeiten des Giudice della Rocca und des Sampiero, und jetzt endlich, wo es ihnen gelang, frei zu sein, ein Volk zu werden, das mit guten Gesetzen sich selbst regiert, jetzt erscheint Ihr, die wir als unsere Freunde liebten und ehrten, um uns neue Fesseln zu bringen. Wenn Gerechtigkeit noch auf Erden wohnt, kann so großes Unrecht nicht geschehen. Gott wird es nicht zulassen, er wird in unserer Noth uns Hilfe senden. Er hat das Mitgefühl aller Völker für unsere gerechte Sache geweckt, er hat noch nie ein Unrecht ungerächt gelassen!"

Mit steigender Bewegung sprach Pasquale Paoli. Edel und schön war sein Anblick. Graf de Vaux konnte seine feurigen und vorwurfsvollen Blicke nicht ertragen. — „Ihr hofft auf Englands Beistand," sagte er, den Präsidenten unterbrechend, „ich versichere Euch mit meiner Ehre, Ihr habt keine Hilfe von dort zu erwarten. Das englische Cabinet hat dem Könige die feierliche Versicherung gegeben, Euch keine Unterstützung zukommen zu lassen und in diesem Augenblicke ist die Bekanntmachung erneut, welche schon vor acht Jahren in London gegeben, den Engländern jeden Verkehr mit den corsischen Rebellen verbietet."

„Graf de Vaux!" rief Pasquale Paoli, indem er dem französischen Obergeneral einen Schritt näher trat und seine Rechte zum Himmel aufhob, „wir kennen Sie als einen edeln, als einen gerechten und Wahrheit liebenden Mann, dessen Namen das corsische Volk mit Freude und Vertrauen hörte, als es erfuhr, Sie kämen von Ihrem Könige gesandt. Sind wir Rebellen, sind wir Verräther?! Verdienen wir Schmach und Schande? Lastet eine Schuld auf uns, die uns werth macht, verachtet und verfolgt zu werden? Gibt es ein Recht, das Sie gutheißen können, um uns zu Unterthanen des Königs von Frankreich zu machen? Antworten Sie im Namen der Wahrheit, im Namen Gottes!"

In größter Verwirrung wandte de Vaux sein geröthetes Gesicht dem neben ihm stehenden Grafen Marbeuf zu, als suche er Beistand bei ihm, und hiezu ließ sich der rauhe General sogleich bereit finden.

Sein narbiges finsteres Gesicht hatte den harten Ausdruck eines Soldaten von Handwerk, der seinen Befehlen unbedingten Gehorsam zu verschaffen weiß. Er hatte in diesem Kriege auch schon bewiesen, daß er seine Feinde schonungslos behandelte, und die Corsen fürchteten ihn mehr als jeden Andern, denn er galt als der wahre Feldherr der Franzosen, der die Pläne zur Eroberung des Landes machte und ausführte, während de Vaux geschickt war, um durch seine überredende Milde die Eroberung zu erleichtern.

„Was können Fragen helfen, die ohne Antwort bleiben müssen, da Niemand hier sein Urtheil über den Willen des Königs abgeben darf," begann er. „Se. Majestät hat

uns befohlen, diese Insel in Besitz zu nehmen und Jeden, der sich zu widersetzen wagt, als Rebellen und Verräther zu behandeln, das ist Alles, was wir erwiedern können. Graf de Vaux hat, wie mir scheint, bestimmt erklärt, was des Königs Gnade Euch anbietet; Ihr habt zu wählen, ob Ihr diese annehmen oder die Folgen Eures Ungehorsams tragen wollt. Wie sieht es in Corsika aus trotz Eurer hohen Worte! Das Land ist wild und arm bei aller seiner Fruchtbarkeit. Der Boden liegt wüst und unbebaut, statt hundertfältiger Ernten trägt er Rosmarin, Dornen, Disteln und wildes Oelgestrüpp. Und wie der Boden, so sind die Menschen faul und träge. Die Männer an müßiges Umhertreiben gewöhnt, die Weiber ihre Lastthiere. Nirgends in der Welt geht es so gesetzlos her, nirgends wird mehr Blut vergossen. Statt fleißig zu arbeiten und als gute Bürger friedlich zu leben, schweifen die meisten mit ihren Doppelgewehren umher, um ihren schlechten Leidenschaften, ihren Rachegelüsten nachzujagen, ihre Mitbürger zu ermorden. Das muß aufhören. Der König will es nicht länger dulden, er will Euch Gesetze und Ordnung bringen, er will dieser Barbarei ein Ende machen. Alle redlichen Menschen müssen sich darüber freuen; wer sich widersetzt, hat verwirkt, was er verdient."

Mit starrem Erstaunen hörten die Häuptlinge der Corsen diese harten drohenden Worte. Anfänglich fesselte sie die Ueberraschung, sie standen wie Bildsäulen, mit jedem neuen Satze dieser Rede aber verbreitete sich ein grimmigerer Zorn in ihren Adern und Muskeln und noch hatte der General nicht geendet, als ein Schrei der Wuth in dem Gemache widerhallte.

Clemens Paoli, der Mönch, wie er genannt wurde, war aus der Reihe seiner Gefährten hervorgetreten und mit seinen schrecklichen Augen den General verschlingend, mit der Hand an dem Dolchmesser in seinem Gürtel, rief er dröhnend laut: „Wer wagt es, die Corsen zu schmähen?! Wer wagt es, unser Volk und Vaterland zu verleumden?!"

Und alle Hände zuckten nach den Dolchen und Pistolen, die französischen Officiere faßten nach ihren Degen. Marbeuf allein blieb stehen, seine Arme gekreuzt, ohne eine Miene zu ändern, seine furchtlosen Augen auf einen grimmen Corsen gerichtet, der seine Pistole gegen des Generals Kopf richtete.

Es war ein gefahrvoller Augenblick, den Paoli's Großherzigkeit überwand. „Halt!" rief er seinen Officieren zu, „befleckt unsere Ehre nicht! Beweist denen, die uns lästern, daß sie Unrecht haben. Fort mit den Waffen, meine Brüder, diese Männer stehen unter dem Schutze corsischer Gastfreundschaft, kein Haar darf ihnen gekrümmt werden."

Alle gehorchten, nur Clemens Paoli sagte in seinem begeisterten Prophetentone: „Wehe Euch, Ihr Uebermüthigen, die Ihr gekommen seid, als Unterdrücker der Gerechten. Wehe Euch, Ihr Knechte des Gewaltigen, die Ihr prahlt mit Ruhm und Ehren, Schande sei Euer Erbtheil. Seid Ihr Männer voll Mannessinn, Werkzeuge eines Despoten, fühllos gegen Recht und Gerechtigkeit, die Ihr in dies Land kamt, bereit, uns in Ketten zu schlagen? Wahrlich höher als Ihr steht der geringste der Corsen, der voll Freiheitsliebe, voll Liebe für sein Vaterland aufsteht gegen Euch. Ihr sollt uns finden und sollt uns Rede stehen. Gott wird richten zwischen uns und Euch!"

„Auf die Galeeren mit Euch allen!" murmelte Marbeuf, indem er einen funkelnden Blick auf den Corsen warf, der soeben von ihm sein Pistol zurückzog.

Es war Carlo Abbatucci, den er nicht lange darauf in Bastia vom Henker brandmarken und auf die Galeeren verurtheilen ließ, was er ihm im Stillen hier zugeschworen.

„Sie machen den Corsen ungerechte Vorwürfe," begann inzwischen nochmals der Präsident, nachdem er die Ruhe hergestellt. „Voll Betrübniß sehe ich, wie vergebens meine Bemühungen sein werden, Gerechtigkeit zu erlangen. Was wahr ist in dem, was Sie sagten, wird leider von Ihnen nicht gebessert werden, wenn Gott es in seiner ewigen Weisheit geschehen lassen sollte, daß Corsika in die Hände der Franzosen fiele. Wir sind von uralten Zeiten her ein Volk von Hirten und Fischern gewesen," fuhr er fort; „sehen Sie unsere Männer in den Gebirgen und an den Küsten, sie sind rasch, kräftig und tüchtig, keinen in der Welt stehen sie nach. Ackerbauer sind die Corsen nicht, harte Arbeit scheint ihnen Sclaverei, das reiche Land gewährt zu leicht und gütig, was sie nöthig haben und ihre Bedürfnisse sind gering. Wahr ist es, wir haben Fehler und Mängel, tief zu beklagende Fehler, aber diese entspringen fast alle aus Freiheitsliebe, aus kühnem Mannessinn, aus übergroßem Ehrgefühl.

Doch wir besitzen auch Tugenden, wie man diese vergebens in manchen Ländern suchen wird." — Er hob seinen Kopf auf und sagte mit Kraft: „Es gibt bei uns bis jetzt keine Diebe und keine Betrüger! Eines Corsen Haus hat kein Schloß und keine Riegel, eines Corsen Wort wird treu gehalten. Heilig ist die Freundschaft, heilig die Liebe! Unter allen Schrecken und Schicksalen hat der stolze Sinn dieses armen Volkes sich erhalten, keines Volkes Geschichte weiß edlere, schönere Thaten der Vaterlandsliebe und der Menschenwürde zu melden. Seit zwölf Jahren habe ich es versucht, mein Vaterland seiner Freiheit werth zu machen, und es blühte empor und begann zu gedeihen; jetzt erscheint Ihr, um diese jungen Blüthen zu zertreten. In der Freiheit werden die Corsen ihre Fehler ablegen, sie werden ein einsichtiges, nachdenkendes Volk, ein thätiges, friedfertiges und die Gesetze ehrendes werden; Ihr aber, die Ihr ihm sein Selbstgefühl und Freiheitsgefühl nehmen wollt, werdet es nicht bessern, Ihr werdet das Gute verderben und das Schlechte vermehren. Gott möge mich bewahren, daß ich dazu helfe, daß ich mein Volk verrathe und mich selbst mit Schimpf und Schande bedecke! Ist, was ich hörte, Alles, was Sie mir zu sagen haben, Herr Graf de Vaux, so habe ich nichts mehr darauf zu erwiedern. Dann mag diese Unterredung beendet sein; alles Blut und alles Elend aber falle auf die Schuldigen!"

Diese stolzen, entschlossenen Worte des Präsidenten beendeten nun zwar die Zusammenkunft nicht, aber eine Wiederholung des heftigen Auftritts, den General Marbeuf herbeigeführt, wurde vermieden durch das höfliche und gewinnende Benehmen, mit welchem der französische Obergeneral sich bemühte, seine herzliche Theilnahme für Land und Volk der Corsen zu betheuern. Er sagte viel zu ihrem Lobe, erinnerte daran, wie er Jahre lang hier gelebt und immer der Corsen Freund gewesen, schwur, daß sein Rath aus eines Freundes Herzen komme, entschuldigte den Grafen Marbeuf, der, wenn auch Soldat und des Königs eifriger Diener, es doch gut meine, drückte seine tiefe Betrübniß aus, daß er nicht mehr thun könne und wiederholte endlich schmeichelnd und überredend alle die glücklichen Folgen, welche Corsika von einer Vereinigung mit Frankreich genießen würde.

Doch was er auch klug und gewandt zu reden wußte, es prallte ab an der stolzen Freiheits- und Vaterlandsliebe dieser Männer. Vergebens hielt er ihnen seine Lockungen hin, vergebens zeigte er ihnen das glänzende Paris und den goldenen Lohn, der ihrer wartete. Seine Winke, zu fordern was sie begehrten, und gewiß zu sein, es zu erhalten, prallten wie Pfeile ab auf einen Panzer von Stahl. Pasquale Paoli bedurfte nichts als eine Hand voll Kastanien oder ein Stück Brot, um satt zu werden, und diese Männer in ihren groben Mänteln verachteten das Gold der glänzenden Uniformen eben so sehr, wie die Goldstücke mit dem Bildnisse des Königs, der sie mit deren Hilfe zu Verräthern machen wollte.

Beide Theile sahen endlich wohl, daß eine Vereinigung nicht erfolgen werde, so bemühten sie sich denn um so mehr, ihren redlichen Willen zu betheuern und ihre letzten Hoffnungen auf reifliche Ueberlegung und Prüfung, wie es Männern geziemt, zu setzen. Beweise der Hochachtung und persönlicher Zuneigung wurden gewechselt, von frühern Zeiten erzählt und lebhafte Mittheilungen über die Kämpfe des letzten Jahres gemacht, wobei General Marbeuf mit größter Freimüthigkeit die Tapferkeit der Corsen rühmte und mehrern der anwesenden Anführer, besonders dem kühnen Pietro Colle, der den Sieg bei Borgo entschieden, seine Bewunderung bezeigte.

Die Unterhaltung wurde dabei bald scheinbar herzlicher und allgemeiner. Die Flaschen kreisten wieder, Trinksprüche folgten, daß Friede und Versöhnung die Wiederkehr des Krieges verhindern möchten, und während so Abt Saliceti seines Hauses Gastfreundschaft alle Ehre zu machen suchte und seine alte Bekanntschaft mit dem Grafen de Vaux erneuerte, hatte nur General Grandmaison es vorgezogen, in's Freie hinauszugehen, wo er auf dem Kirchplatze mit Achill Grimaldi umherwandelte.

General Grandmaison war ein noch ziemlich junger Officier, galant und tapfer, die Eigenschaften Marbeuf's und de Vaux's vereinigend. Er hatte Achill Grimaldi in Bastia kennen gelernt und stand mit ihm auf vertrautem Fuße.

„Es wird nichts mit unserm Vergleich werden, mein lieber Grimaldi," sagte er lachend, „denn diese Herren, Eure verehrten Freunde und Vettern, sind so hart wie ihre rothen Felsen."

„Haben Sie denn jemals geglaubt, Gene-

ral, daß Felsen zu erweichen sind?“ antwortete Achill.

„Nein, beim Teufel! ich kannte sie genugsam,“ versetzte Grandmaison, „und ich glaube, de Baux war der einzige unter uns allen, der eitel genug meinte, seine schönen Worte und sein Goldgeklimper in der Tasche könnten diesen tugendhaften Präsidenten und seine Helden in Ziegenhaarröcken bewegen, unsers erhabenen Monarchen gehorsame Kinder zu werden.“

„Pasquale Paoli war ein Schwärmer von Kindesbeinen an,“ erwiederte Achill. „Schon sein Vater Hyacint, der Landdoctor von Morosaglia, bestand aus demselben Stoffe und erzog ihn danach in seiner Verbannung zu Neapel. Seit den zwölf Jahren, wo dieser großherzige Paoli nun Corsika regiert, hat er sich bemüht, unser Solon zu werden; aber er ist der Phantast geblieben, der er gewesen, und als solcher wird er enden.“

„Mag es je eher je lieber so geschehen,“ versetzte der General, „damit würden wir diesen elenden Krieg los und könnten leben, wie es gebildeten Menschen geziemt. Statt uns mit diesen wilden Gesellen abzuplagen, die nichts besitzen als ihre schlechten Hütten, ranziges Oel, Zwiebeln, ekelhafte Ziegenbutter und ihre Doppelflinten, um aus jeder Felsenecke uns das Lebenslicht auszublasen, könnten wir in dem schönen Frankreich vergnügte Feste mit gefälligen Schönen feiern, während diese braunen Weiber und Mädchen uns noch grimmiger hassen wie ihre Männer. Aber ich fürchte, mein lieber Grimaldi,“ fügte er dann hinzu, „wir werden noch manchen Schweiß- und Blutstropfen zu vergießen haben, ehe wir diese Phantasten zur Vernunft bringen.“

Der Advocat gab darauf keine Antwort, und sie gingen beide an der Kirche vorüber, bis zu dem Felsenvorsprunge, welcher dort steil in das Thal abfiel. „Die Corsen,“ sagte Achill, als beide dort stillstanden, „sind nicht alle von demselben fanatischen Schlage. Es gibt auch manche darunter, die wohl begreifen, daß ihre Insel ein nichtssagender, unbedeutender Punkt im Meere ist, der niemals irgend eine Wichtigkeit in der Weltgeschichte haben kann, so wenig wie dies arme, unwissende Volk, das diese Berge bewohnt. Was können ihre größten Männer jemals werden und was sind sie von jeher gewesen als Häuptlinge und Bandenführer, die zuletzt noch immer ermordet oder verjagt wurden. Alle Größe und Macht hier ist die Größe und Macht in einer Nußschale; alle Corsen, welche Ehrgeiz besaßen, sind darum stets auch nach Frankreich, Neapel oder Spanien gegangen. Man muß ein Tugendschwärmer sein wie Paoli, oder so roh und wild wie die meisten dieser Freiheitshelden, um Geschmack an solchem Nußschalendasein zu finden. Die klugen Männer, General, wissen, was uns Frankreich, als großes Vaterland, gewähren kann und gewähren wird. Es gibt deren mehr, als Paoli denkt; ich hoffe, lange wird es nicht mehr dauern, so wird er es erfahren.“

„Bravo, Grimaldi! Ihr verdient ein Franzose zu sein,“ lachte Grandmaison. „Wie steht es mit Eurem Bruder?“

„Ueberlaßt es mir, ihm zur rechten Zeit die Augen zu öffnen. In der nächsten Zeit komme ich nach Bastia zurück und sehe Euch in Fiorenzo.“

„Kommt lieber gleich heute mit uns,“ erwiederte Grandmaison.

Grimaldi schüttelte den Kopf. „Unter den hervorstechendsten Eigenschaften der Corsen steht das Mißtrauen obenan,“ sagte er, „ich gelte schon als Einer, der französisches Wesen liebt. Ueberdies habe ich noch einen zweiten zarten Grund zum Bleiben. Ich will mich noch heute mit meiner Cousine Romana verloben.“

„Das blonde, artige Mädchen mit den Veilchenaugen, eine Seltenheit auf diesem Boden,“ rief der General. „Euer Geschmack ist nicht übel, mein Freund, aber wollt Ihr dies hübsche ländliche Kind wirklich heirathen?“

„Dazu habe ich in der That nicht wenig Lust,“ versicherte Achill.

„Bedenkt es wohl, ob es nicht besser wäre, Ihr wartet noch,“ fuhr Grandmaison fort. „Ich hoffe, Ihr sollt bald einen hohen Platz auf dieser Insel inne haben, Großrichter sein oder Civilgouverneur des Königs. Habt Ihr dann nicht lieber Eure Hand frei für eine Dame aus einem der edlen Geschlechter der Colonna, Istria oder Buttafuoco und wie sie weiter heißen?“

Achill Grimaldi schüttelte nochmals den Kopf. „Die Saliceti sind eine uralte Landesfamilie und ihr Ansehen ist gewichtiger bei dem Volke, als wären sie gräfliche Nachkommen.“

„Wahrscheinlich sieht es auch in ihren Taschen besser aus, als in denen mancher

Signori," lachte Grandmaison, indem er den Advocaten bedeutsam anblickte.

„Die Familie hat hier umher großes Grundeigenthum, die Oel- und Kastanienwälder, Weingärten und Campannen bis hinauf an die Serra gehören ihr zu. Es könnte sein, daß dies einmal viel werth würde."

„Und das liebliche Kind ist sicherlich die einzige Erbin, mein scharfsichtiger Freund," fragte der General.

„Romana hat noch einen Bruder."

„Der Bursche mit den funkelnden Augen, der uns ansah, da wir kamen, als hätte er die beste Absicht, uns niederzudolchen. Ist es der?"

Achill lächelte bejahend.

„Eine vortreffliche Familie! Dieser Abt mit einem wahren Banditengesicht; der älteste Bruder unser Todfeind bis an sein Ende, und dieser andere wahrscheinlich noch schlimmer."

„Er wird sein Leben nicht sparen, wo es gilt," sagte Grimaldi. „Er schießt beinahe eben so gut wie Clemens Paoli, der sich rühmt, noch niemals einen Gegner gefehlt zu haben, und mit Dolch und Säbel sucht er seinen Meister. Es wird mancher Eurer Grenadiere etwas davon zu erzählen wissen, mein General, ehe dieser Krieg zu Ende ist."

Grandmaison's Mienen waren voll Spott. „Um so besser also für Euch, mein Freund Achill," versetzte er, „denn meine Grenadiere werden sich dieses Hitzkopfs in derselben Weise annehmen, wie sie seinen Bruder zu einem ruhigen Mann machten. Seid auch versichert, daß ich dazu beitragen werde, so viel ich kann. Dann habt Ihr alle diese schönen Olivenwälder und die kleine Romana obenein ganz allein für Euch; aber ich möchte Euch dennoch rathen, seht Euch vor, heirathet sie ein ander Mal, oder nehmt sie mit nach Bastia, wo Ihr nicht gestört werden könnt."

Sein Lachen war frivol, und seine Blicke streiften über Grimaldi hin, der ihn lauernd betrachtete und dann fragte: „Meint Ihr denn, daß wir hier gestört werden könnten, mein lieber General?"

„Ich meine nichts," antwortete Grandmaison, „aber — wohlan Grimaldi, ich will Euch Vertrauen schenken, denn Ihr seid ein Mann, der über engherzige Ansichten hinaus ist und seine Vortheile versteht. Wir müssen das Nebbio haben, wenn wir den Krieg mit entscheidenden Schlägen beginnen wollen. Oletta muß zunächst unser sein, es ist eine feste gute Stellung, aus der uns so leicht kein Paoli und kein Saliceti wieder vertreiben werden."

„Ihr wollt es also fortnehmen."

„Marbeuf hat meinen Plan gebilligt, de Vaux hat Ja gesagt, sobald die heutige Unterredung fruchtlos ausfällt. Sie ist so ausgefallen, und in Fiorenzo steht meine Brigade bereit."

Grimaldi war über das, was er hörte, nicht erstaunt. Er schwieg einige Augenblicke und sagte darauf: „Was Ihr unternehmen wollt, ist nicht ganz leicht. Die Leute in Oletta werden Euch blutig empfangen, und die deutsche Compagnie besteht aus verwegenen Soldaten. Wenn die Hohlwege gut besetzt sind, kommt Ihr nicht herauf ohne schwere Verluste, oder gar nicht; gelingt es Euch aber, in der Stille hier oben anzulangen und diese Kirche zu besetzen, so habt Ihr die ganze Pieve in Eurer Gewalt."

„Wahrlich, Ihr habt Recht, Grimaldi," erwiederte Grandmaison, „Ihr seid auch für den Krieg nicht ohne Anlagen geboren. Aber was Ihr da sagt, ist uns nicht unbekannt. Diese Kirche ist im Voraus als unsere Festung betrachtet und wir wollen in ihr einen Gesang anstimmen, der ganz Oletta aus dem Schlaf wecken soll."

„Wann denkt Ihr diesen frommen Hymnus anzustimmen?" lächelte Grimaldi.

„Morgen, wenn Ihr nichts dagegen einzuwenden wißt."

Der Advocat nickte beistimmend. „Ihr habt Recht", sagte er darauf. „Am Tage nach dieser freundschaftlichen Unterredung erwartet man eine solche Ueberraschung gewiß am wenigsten. Die Deutschen werden Euch auch nicht hindern, denn ich hörte, daß der Präsident sie mit sich hinauf nach Murato nehmen will, ich aber werde, nach dem, was ich jetzt erfahren, ganz gewiß meine Verlobung feiern und ein Fest begehen, bei dem es an Fröhlichkeit nicht fehlen soll."

„Ihr habt besondere Gründe dazu, ich sehe es Euch an."

„Aus reiner Menschenliebe," erwiederte Achill. „Ganz Oletta wird kommen und bewirthet werden, tanzen, singen und springen bis in die Nacht hinein, darauf sich müde und mit Wein gefüllt auf's Ohr legen und glücklich und fest schlafen bis an den hellen Morgen. Es kann somit kaum einen vorschnellen Burschen geben, der etwa mit dem ersten Grauen in's Thal hinausliefe, um unter Bajonette und Säbel zu gerathen; selbst mein Vetter Giulio, der gern nächtlich mit seinem Carabiner in den Bergen umher-

schweift, Fuchs und Wildhuhn zu belouern, wird friedlich ausschlafen und damit großen Gefahren entgehen."

„Das ist ja recht schade," lachte Grandmaison, „und Ihr seid allzu zärtlich, mein lieber Achill, gegen diesen liebenswürdigen Vetter und dies undankbare Volk, aber ich bewundere Euch! Ihr wißt nichts von den corsischen Vorurtheilen, welche der phantastische Präsident vorher so hoch pries, sondern stellt Euch auf die höhere Stufe der Weltbürgerschaft."

Der Spott in seinen Worten schien sich zu verstärken durch einen gewissen verächtlichen Ausdruck; Grimaldi bemerkte diesen gewiß, aber sein Gesicht blieb so ruhig freundlich wie vorher. „Ich liebe mein Vaterland mehr als diese Verblendeten, die es in Blut und Leiden stürzen ohne vernünftiges Bedenken," erwiederte er. „Ich wünsche das Elend des armen Volkes wenigstens abzukürzen, zu erhalten, was möglich, den Kindern ihre Väter zu sparen, da ich nicht mehr zu thun vermag. Könnten wir Euch widerstehen, wären wir ein starkes mächtiges Volk, dann, mein lieber General, würde ich wahrscheinlich einen andern Platz nehmen, als an Eurer Seite."

„Nein, nein! es ist so besser," fiel Grandmaison ein. „Ihr seid ein kluger verständiger Mann, den alle Verständigen hochachten müssen. Was hat man davon, wie ein Narr zerschossen oder zerhackt zu werden für eine Einbildung, oder arm und verlassen umherzuirren und umzukommen! Man muß das Leben genießen und ausbeuten, so viel man kann, mein Freund, jetzt kommt und laßt uns unsere Sache genau verabreden."

So sprechend gingen sie weiter, und noch währte ihre Unterredung fort, als aus dem Hause der Saliceti der Obergeneral und sein Gefolge heraustraten, dem sich nun auch Grandmaison beigesellte, während Grimaldi unbemerkt verschwand. Bei aller gegenseitigen Höflichkeit, wußten doch beide Theile, daß dieser Versuch zur Versöhnung gescheitert sei, und sie eilten, sich zu trennen, nachdem der Zwang des längern Beisammenseins bestimmter und kälter hervortrat. Ihre Worte und Mienen blieben jedoch freundlich und hoffnungsvoll, und Graf de Vaux schüttelte dem Präsidenten beim Abschiede herzlich die Hand und versicherte, daß nichts ihn so sehr freue, als die Hoffnung, welche er bewahre, daß dieser Tag sich wiederholen und dann in Einigkeit enden werde. Damit schwang er sich auf sein Roß und Grüße nach allen Seiten spendend ritt er das Thal hinab, den Schluchten des Aliso zu; nur der finstere Marbeuf ließ nicht von seinem strengen Wesen.

Als die Corsenführer allein waren, umstanden sie eine Zeit lang schweigend ihren schweigenden General und Präsidenten, der vor dem Hause Saliceti mit ernsten Mienen auf der Steinbank an der Thür saß und mit seinem Degen Züge und Linien in den lockern Boden malte. Nachdenklich blickte er darauf hin und die Augen der andern verfolgten die Striche, bis endlich Clemens Paoli seine schwere Hand auf seines Bruders Schulter legte, und mit der andern niederdeutend sagte: „Du machst Deinen Schlachtplan."

„Es ist Alles vorbei!" antwortete Pasquale, indem er aufstand und seine blauen Augen umherleuchten ließ. „Nichts bleibt uns mehr, Freunde, als Gott und unser Schwert. Müssen wir untergehen, so sei es als freie Männer!"

Wie er seine Gefährten ansah, wußte er, daß sie dachten wie er selbst. Ihre stolzen Mienen sagten es ihm und die düstere Entschlossenheit darin, daß der Todeskampf sie nicht erschrecke. Aber ein Lächeln verbreitete sich über Paoli's Gesicht und mit der milden Festigkeit, die ihm so großes Vertrauen verschaffte, fuhr er fort: „Wir sind keine Verzweifelnde, sondern Männer, die besonnen handeln werden. Keine Schuld drückt uns; für das Edelste und Höchste kämpfen wir, so laßt uns froh und freudig bleiben. Noch haben sie uns nicht in Ketten geschlagen, bleiben wir nur einig und treu, so mögen wir hoffen und vertrauen. Ich habe meinen Plan gemacht, Freunde; laßt die Franzosen kommen, unsere Berge sind unsere Bundesgenossen. In ihren granitenen Wällen wird ein tapferer Mann zu zehn."

Er wandte seine Augen, da Jemand sich näherte, und erblickte den Capitän Wilda. „Sammelt Eure Leute, mein Freund," rief er diesem entgegen, „denn es bleibt dabei, Ihr sollt uns begleiten. Ich habe für Euch in Murato zu thun und dahin wollen wir sämmtlich aufbrechen, unsere lieben Wirthe für jetzt verlassen. Bald, will's Gott! sind wir wieder hier."

Der Abt Saliceti trat bei den letzten Worten aus der Thür hervor, hielt Romana an der einen, Achill an der andern Hand,

gefolgt von Giulio und dessen Freunden, sammt Maria Montalti und jungen Mädchen im schönsten Putz. „Heute sollt Ihr bei uns bleiben und an unserer Freude Theil nehmen," sprach er, „denn seht, ich bringe Euch ein Brautpaar zum Segnen: meine Nichte und meinen Vetter Grimaldi."

Der Präsident küßte beide und gab ihnen seine schönsten Glückwünsche, so auch die Andern, aber zu bleiben verweigerte er, vieler dringender Geschäfte wegen. Doch Abt Peverino schrie auf, er wollte nichts davon hören, und was der Präsident auch begütigend einwandte, er drang darauf, Alle baten mit ihm, nur Achill Grimaldi that es nicht. Er wartete bis zuletzt und während dessen war sein Kopf mit Vorstellungen gefüllt. Wenn Paoli und diese Männer in Oletta blieben, wenn morgen in der Frühe die Franzosen kamen und den Ort besetzten, wenn er sie in deren Hände lieferte, welche That und welche Folgen! Der Krieg war mit einem Schlage aus, die Unterwerfung gewiß, de Vaux Meister in Corsika. Aber auch die deutschen Soldaten blieben und wenn ein verzweifelter Kampf entstand, wenn es mißglückte?! Und endlich: wenn die Franzosen siegten, wie konnten sie ihren Sieg benutzen, wenn sie den Verräther Preis gaben? Welche Sicherheit hatte Achill Grimaldi? Auf ihn allein fiel dann der Fluch seines Vaterlandes und die Saliceti's wurden seine grimmigsten Feinde. Schwankend zwischen widersprechenden Entschlüssen schwieg er, bis der Abt auf ihn losfuhr und schrie: „Weißt Du denn gar nichts zu sagen, Achill, um Deine Ehre an diesem Tage zu vermehren?"

„Vieles und Manches," antwortete Achill, würdig sich verneigend, „denn eine hohe Ehrensache ist es mir gewiß, die ersten Männer unsers Landes in Oletta festzuhalten; um dessentwillen bitte ich, bleibt bei uns, wenn es irgend angeht. Auch in meines Bruders Namen bitte ich, ehret uns damit."

Paoli blieb vor ihm stehen, da er ihm die Hand bot, sah ihn an, als bedächte er sich, und antwortete darauf: „Ihr müßt mir beistehen, Grimaldi, wenn ich dennoch Nein sage; denn Ihr wißt besser als Alle, daß ich nicht recht thäte, wenn ich hier bliebe."

„Wie meint Ihr das, mein Herr?" fragte Grimaldi mit einem innern Schauder, der ihn durchlief.

„Ihr seid ein Mann, der weiß, was Zeit und Stunde bedeuten," fuhr Paoli fort. „Gehe ich jetzt, so erreiche ich noch Murato und kann morgen frei über mich bestimmen; bleibe ich, so ist morgen für mich verloren und wer weiß, was mehr. Jetzt sprecht, was ich thun soll."

Grimaldi schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „So müßt Ihr gehen, mein Herr Präsident, ich muß es für das Beste halten."

Und mit diesem Ausspruche war die Abreise entschieden, denn Paoli nickte ihm dankend zu und rief: „Es ist gewiß das Beste, mein würdiger Freund, Abt Saliceti, ich würde Euer Fest gestört haben. Kommt und gebt uns den Abschiedstrunk, wir wollen ihn leeren auf das Glück der schönen Braut."

So geschah es denn und in weniger als einer Stunde bewegte sich der Zug gegen die hohe Serra hinauf, wo die Engpässe nach Murato führen. Die deutsche Compagnie machte den Schluß und wo man zum letzten Male nach Oletta hinabschauen konnte, blieb ihr junger Capitän stehen und sah auf die graue, hohe Casa Saliceti nieder. Von Allen war er freundlich geschieden, Alle hatten gute Wünsche für ihn, und sie mit den großen, sonnigen Augen, sie hatte ihm glückselig zugelacht, ihre Hand in Achill Grimaldi's Hand.

„Lebe wohl, Romana, lebe wohl!" rief er leise und wehmüthig, dann sprang er über die Steine fort, hastig fliehend vor den Tönen der Cithern und dem Gesange, der aus dem Thale zu ihm emporstieg.

Das Fest begann in Oletta mit den Jubelgesängen der Jugend und das Volk der Pieve sammelte sich vor dem Hause und ließ sich den Inhalt der großen Weinkrüge schmecken, welche niemals leer zu werden schienen. Und lauter wurde die Lust mit jeder Stunde; die besten Sänger thaten sich zusammen, Achill Grimaldi war der erste. Sie sangen Serenaden und Lamentos ohne Ende und das Volk wurde nicht müde im Zuhören, bis die Sterne am Himmel aufgezogen und durch die Nacht funkelten. Romana aber blickte mehr als einmal zu dem großen, hellen Sterne auf, der über dem Feigenbaume stand, nickte ihm zu und flüsterte süße Namen. Dann kam es zum Tanze und sie tanzten die Reihentänze des Volks, Blumensträuße in den Händen, die bunten Mandili schwingend, bis endlich Oletta still wurde und immer stiller und zuletzt kein Licht mehr zu sehen, die Nebel aufdampfend, feuchte Finsterniß überall.

Wachend allein lag Achill Grimaldi in seiner Kammer, wachend und sinnend, zuweilen

aufhorchend, aufgerichtet, dann wieder spottend über sein Erschrecken. Plötzlich aber fuhr er aus seinem Halbschlaf empor. Der Tag graute, er hörte ein Geräusch wie von vielen Schritten, Waffengeklirr, und jetzt wirbelten die Trommeln. Oletta war von den Franzosen besetzt.

VIII.

Der Präsident Paoli hatte beschlossen, in Murato ein festes Lager zu errichten und das Urtheil Friedrich's des Großen, der ihn einen Mann von großen Feldherrngaben genannt hatte, den größten, den Italien besitze, wurde dadurch bestätigt. Murato lag vor dem Ausgange der Bergpässe, die aus dem Nebbio in das Thal des Golo hinabführten, des größten Flußthales in Corsika, und so lange es den Franzosen nicht gelang, hier hinabzudringen und das östliche Küstenland zu erobern, blieb die Insel unbezwungen. Sollte Murato aber auch verloren gehen, so boten die steilen Felsmassen von Lento und Canavaggio Seitenstellungen, die ein Feind im Rücken lassen konnte, um in das Golothal niederzusteigen. So hoffte der Präsident, die Uebermacht der Franzosen zu bändigen und er versammelte eilig die beiden Regimenter Soldaten, sammt den Abtheilungen der Freiwilligen, welche aus dem Landvolke kamen und ließ Schanzen und Festungswerke aufführen, wobei er sich hauptsächlich des Rathes und der Kenntnisse seiner deutschen Officiere bediente.

Gleich am nächsten Morgen, wo er in Murato angelangt, begann er seine Thätigkeit. In einem der finstern Häuser des schlechten kleinen Ortes saß er bei'm ersten Tageslicht mit seinen Secretären, um nach allen Seiten hin seine Briefe und Befehle zu verbreiten. Der goldige, grüne Rock, den er am vorigen Tage getragen, war verschwunden, in dem einfachen groben Kleide seines Landes, das er fast niemals ablegte, sah er wie der schlichteste Bürger aus. Kein Glanz, keine Auszeichnung waren an ihm und um ihn zu bemerken. Seine Thätigkeit war eine ungeheuere, rastlose und unermüdliche; wenige Stunden Schlaf genügten ihm nach den größten Anstrengungen; aber obwohl die schwersten Sorgen auf ihm lasteten, trug sein Gesicht nicht die Spuren davon. Er hatte mit Neid, mit Unmuth, mit Haß und Armuth zu kämpfen, mit offenen und heimlichen Feinden, doch Körper wie Seele gehörten seinem Vaterlande und seinem Volke, das auf ihn wie auf seinen Messias schaute. Die Größe seiner Ideen, die sein Herz und seinen Kopf füllten, gaben ihm den Muth der Begeisterung und diese strahlte ihren Frieden und ihre Ruhe aus seinen Augen und verschönte sein edles Gesicht, das unerschrocken, voller Menschenwürde, alle Gefahren so fest und sicher anblickte, wie jeden Mann, der sich ihm nahte. Daher dies wunderbare Vertrauen der armen unwissenden Corsen. Und jetzt nach den Siegen über die Franzosen hatte sich dies auf's Höchste gesteigert, denn Pasquale Paoli, der große Bürger, wird sie wiederum schlagen und verjagen. Zwar haben die Feinde viele Kanonen, viele Soldaten und viel Geld, das sie großmüthig ausstreuen und die Corsen haben nichts, kaum Brot genug, kaum Pulver und ihre Doppelflinten, aber was thut das! Sie haben ihren Präsidenten, ihre tapfern Arme und ihre Freiheitsliebe.

Was hatte dieser Präsident, der Mann aus dem Volke, nicht Großes schon vollbracht, was sollte ihm nicht gelingen? Er hatte die Genuesen verjagt, er ist der Gesetzgeber seines Volkes geworden, er hat die Republik begründet von unten auf, durch freie Gemeindeverfassung, durch Selbstregierung, durch billige Selbstbeschatzung, durch wenige dem Volke verantwortliche Beamte, durch reisende Richter und unabhängige Gerichtshöfe. Er hat den Handel und noch mehr den Ackerbau belebt, Sümpfe ausgetrocknet, Straßen gebaut, Einöden fruchtbar gemacht, den Oelbaum und die Kastanie darauf gepflanzt. Aber auch Schulen hat er begründet, vor Kurzem erst die hohe Schule in Corte, damit die Corsen ihre Kinder nicht mehr nach Pisa schicken mögen, um zu studiren. Frieden und Sicherheit herrschen im Lande, denn die Vendetta hat er bei Todesstrafe verboten.

O, Pasquale Paoli! gesegnet ist Dein Name in allen Hütten. Wie sollte dies arme verlassene Volk Dich nicht als seinen Messias verehren, wie sollte es nicht in großen Haufen das kleine Haus in Murato umringen, an dessen Thür zwei Schildwachen stehen, um zu verhindern, daß die Leute nicht bis in das Innere dringen, wie dies oft schon geschehen.

Der Präsident arbeitete fort trotz des Lärmens vieler Stimmen vor seiner Wohnung, er hatte jedoch strengen Befehl ertheilt, Nie-

mand zu ihm einzulassen mit Ausnahme seiner Officiere, und deren Einer trat so eben herein. Als Paoli aufblickte, sah er den Hauptmann Wilda vor sich.

„Ich habe Euch erwartet, mein Herr," rief er ihm entgegen, „denn Ihr sollt mir wichtige Aufträge erfüllen, die ich keinem Andern übertragen möchte. Ihr habt mit solcher Freudigkeit unsere gerechte Sache ergriffen und seid ein so tapferer und geschickter Officier, daß es mir ein Trost ist, Euch bei mir zu haben."

„Befehlt über mich, Herr Präsident," erwiederte Karl von Wilda, „ich stehe zu Euren Diensten."

„Heute noch muß ich Murato verlassen," fuhr Paoli fort, nachdem er ihm die Hand gereicht und ihn neben sich sitzen lassen, „denn ich muß nach Corte in den Staatsrath und muß in den Süden, um den Widerstand des Landes zu beleben. Euch lasse ich hier als Commandant zurück und vertraue Euch das Heil Corsika's an. Befestigt diese Pässe, so gut Ihr könnt, und vertheidigt sie bis in den Tod, sobald ihr angegriffen werdet. Hilfe sende ich Euch, so schnell ich es vermag."

„Seid versichert, mein General," antwortete Wilda, „daß, so lange Blut und Leben in mir ist, kein Franzose nach Murato kommen soll."

Paoli drückte ihm dankbar die Hand und betrachtete den kräftigen Mann mit Freuden. „Was meint Ihr von unserer Sache, Capitän?" fragte er darauf. „Glaubt Ihr, daß wir widerstehen können?"

„Wenn irgendwo, so hier," antwortete Wilda, und was er weiter hinzufügte, gab Anlaß zu einem langen Gespräche über die Vertheidigung dieses Platzes, von welchem der Besitz des Nebbio und der Verlauf des Krieges abhängen mußte. Aufmerksam hörte der Präsident zu, was sein Officier über die möglichen Absichten der Franzosen sagte, welche nicht lange mehr zögern würden, weiter vorzubringen. Er theilte mit, was er während der letzten Tage von der Ansammlung der Franzosen in Fiorenzo gehört, und fügte die Vermuthung hinzu, daß deren Absichten sich auf Oletta richten müßten, welches für ihre weiteren Unternehmungen besonders vortheilhaft sei.

„Sie werden den Krieg nicht eher beginnen, ehe sie nicht alle ihre Macht beisammen haben," versetzte Paoli. „De Vaux wird nicht eher das Schwert aus der Scheide ziehen, ehe die letzten Befehle aus Frankreich eingetroffen sind. Bei allen ihren Großsprechereien sind sie doch nicht sicher, ob England ruhig zusieht. Es kann und darf nimmer zusehen, wenn seine Minister nicht blind sind, dieser König Georg nicht voll übermäßig kurzsichtigen Haß gegen Volksrecht und Volksfreiheit ist. Doch das ist es nicht allein. Sie haben Netze mit goldenen Maschen ausgeworfen und hoffen auf guten Fang. In Bastia haben sie Verräther gefunden, es schleichen Menschen umher, die guten Lohn bieten, warnen und drohen. Aus Calvi, aus Ajaccio, aus Corte selbst sind mir warnende Briefe zugekommen, aber was will das sagen," fügte er lächelnd hinzu, „haben sie doch selbst mir schon den Grafentitel angeboten und Geld genug, um eine Grafschaft zu kaufen. Sie hoffen, daß die Landesversammlung uneinig und zum Frieden geneigt sein wird, und bis dies sich zeigt, werden sie warten, um statt mit Bomben uns mit Goldsäcken zu unterjochen."

„Und sind dies nicht die furchtbarsten Waffen, die es gibt?" fragte Wilda.

„Seid ohne Sorgen," rief der Präsident. „Ihr werdet sehen, wie wenig sie fruchten. Die mit mir sind, sind treu, Gold kann ihnen nichts anhaben. Um alle Schätze Frankreichs würde Keiner sein Vaterland verrathen."

„Will's Gott, daß Ihr immer Recht haben mögt, mein General," versetzte der Capitän.

Paoli blickte ihn scharf an. „Wißt Ihr Einen, an dem Ihr zweifeln möchtet?" fragte er.

„Nein," sagte Wilda, denn was hätte er antworten können?

„Ihr habt in Oletta wackere Männer kennen gelernt," fuhr Paoli fort. „Die Saliceti haben hohen Ruhm aus alter Zeit aufzuweisen und Karl Saliceti's Name wird bei'm corsischen Volke ewig fortleben. Mit den Grimaldi ist es dieselbe Sache," sprach er weiter, „das ist ein stolzes, ritterliches Geschlecht. Leo Grimaldi hängen die tapfern Männer vom Cap mit Leib und Seele an, und dieser Achill ist ein außerordentlicher Kopf, er wird einmal die höchsten Stellen einnehmen. In Bastia sagt man von ihm, er gehe viel mit den Franzosen um," fügte er lächelnd hinzu und es war, als wollte er den Gedanken begegnen, welche er in dem Capitän vermuthete — „ich weiß das. Leo Grimaldi ist sein Bruder und wer sich mit

den Saliceti verbindet, wer die Nichte des Abtes, die Schwester Karl Saliceti's heirathet, der kann kein Franzose sein. Laßt den Advocaten seine Sache machen, machen wir die unsrige nach unserer Art."

Karl von Wilda schwieg.

„Ihr habt in Oletta frohe Tage verlebt," fragte Paoli freundlich. „Gerieth Euer Herz nicht in große Gefahr in der Nähe der schönen Romana?"

„In große Gefahr, mein General."

„Das thut mir Leid. Aber Grimaldi war ihr längst bestimmt und in Liebe zu ihm ist sie aufgewachsen."

In welchen Kampf der Gefühle sah sich der arme Capitän gestürzt. Sollte er dazu schweigen oder bekennen, was verschwiegen bleiben mußte. Das Blut stieg ihm in den Kopf und mit halber Stimme antwortete er: „Diese Liebe ist doch wohl nicht so sicher, als man meint. Romana folgt dem Willen ihrer Verwandten."

Des Präsidenten Blicke hatten etwas Mitleidiges, als er ihm die Hand drückte und dabei sagte: „Sie schien mir eine glückliche Braut zu sein. Tröstet Euch, mein lieber Freund, ändern läßt sich nichts daran, also müßt Ihr Eure artige Bekanntschaft vergessen. Glücklicherweise ist sie kurz gewesen. Wenn aber Corsika frei ist und Gott uns beide erhält, will ich Euch dankbar beistehen, auch wenn es gilt, um ein edles und schönes Weib zu werben, stammte sie selbst aus dem stolzesten Geschlechte."

Er legte dabei seine Hand auf des Capitäns Schulter und sah ihn mild und zutraulich an, denn er sah die Wolke auf der Seele seines jungen tapferen Freundes. „Weiß ich doch besser als Mancher," fuhr er mit einem Anfluge von Rührung fort, „was dieser Schmerz bedeutet, und stehe allein und habe entsagt."

In dem Augenblicke erhob sich der Lärm heftiger unten an der Thür. Die rauhen Stimmen der Wachen schallten herauf und das Klirren ihrer Gewehre, die sie auf den Boden stießen, worauf ein noch lauteres Geschrei des Volkes folgte. Der Präsident stand auf, ging an ein Fenster und schaute hinab. Es stand vor den grimmigen Wachen, welche sie zurückgestoßen, ein Weib in der schwarzen Trauermütze, in schwarzer, langer Faldetta, um den Hals ein schwarzes Band mit einem silbernen Mohrenkopfe, dem corsischen Wappen, das viele als Zeichen ihrer Gesinnung trugen. An ihrer Hand führte sie einen Jüngling, der klein und behend, fast noch wie ein Kind aussah, aber ein langes Doppelgewehr am Riemen und um den Leib Kugeltasche und Pulverhorn trug.

„Laßt sie hereintreten," rief Paoli hinab und die Wachen wichen zurück. Doch er, erzürnt über den Lärm und die Ungebühr, stieß die Thür hastig auf und rief ihr herrisch entgegen: „Was wollt Ihr? Warum drängt Ihr Euch hier ein?"

Die Frau war groß und ihre Augen stolz und tief. Langsam hob sie ihren Kopf auf und zeigte dem Präsidenten ihre ernsten, von Kummer gefurchten Züge. „Mein Herr," begann sie, ohne zu erschrecken, „zürnet mir nicht, sondern wollt mich hören. Ich hatte zwei Söhne, der eine fiel am Thurme von Gicolata, der andere steht hier. Da das Vaterland bedroht ist, bringe ich ihn Euch, damit er seinen Bruder ersetze."

Und als sie dies gesagt, kehrte sie sich zu ihrem Sohne um und sagte zu ihm: „Mein Sohn, vergiß niemals, daß das Vaterland Dir näher steht, als Deine Mutter. Sei tapfer, wie Dein Bruder war, und lebe wohl. Gottes Segen und Deiner Mutter Segen sollen Dich in die Schlacht begleiten!"

Und leise ihr Haupt beugend und ihre Hände faltend ging sie nach der Thür. Doch Paoli, verwirrt und gerührt, eilte ihr nach und hielt sie fest. „Großherzige Frau!" rief er, „bleibe, daß ich im Namen des Vaterlandes Dir danke. Ich will für Deinen Sohn Sorge tragen und auch für Dich, wenn Du es nöthig hast. Verlaß Murato nicht, sondern komm zu mir zur Mittagszeit," und als sie ihm dies zugesagt, wandte er sich voller Freudigkeit zu Wilda um.

„Nehmt Euch dieses Jünglings an, ich übergebe ihn Euch und will ihn von Euch fordern," sagte er, „doch seht da, mein Freund, welch Beispiel der höchsten, der hochherzigsten Liebe. Welch Beispiel für uns Alle! Dürfen wir nicht an des Vaterlandes Rettung glauben? Ist es nicht erhebend, ist es nicht schön, dieses Volkes Befreier zu sein?!"

Er umarmte den Capitän mit stolzen, feurigen Blicken, doch indem er dies that, sprengten Rosse auf der Straße daher und das Volk unten vor dem Hause erhob ein wildes Geschrei mit hundert verworrenen Stimmen. Es umringte einen Reiter, dessen kleines Roß athemlos schien von einem langen Ritte. Der Reiter selbst war ein Diener aus dem Hause Saliceti. Wilda erkannte

den Mann auf der Stelle und auch er erkannte den Capitän und erkannte den Präsidenten an dem schmalen Fenster. Da richtete er sich in dem Sattel auf, hob seine Hände empor und schrie mit durchdringend scharfer Stimme: „An Euch, mein Herr, richte ich meine Botschaft. Oletta ist in dieser Nacht von den Franzosen überfallen und besetzt worden mit vielem Volk, als wir in Frieden schliefen. Sie haben befohlen, daß Niemand sich aus der Pieve entfernen solle, doch bin ich ihnen entkommen, um Euch dies zu melden. Helft uns von den treulosen Feinden, mein Herr. Sie haben die Kirche in Besitz genommen und Kanonen davor gestellt."

Paoli hörte dies bestürzt an; der Volkshaufe schwieg, als der Präsident dem Boten befahl, hereinzutreten, dann aber brach ein Wuth- und Rachesturm los, Verwünschungen und das Geschrei: „Nach Oletta!"

Pasquale Paoli aber dachte eine Minute lang nach und sprach darauf ruhig zu dem Capitän: „Ihr habt richtiger gesehen als ich, Oletta ist verloren, wir können es jetzt nicht wieder nehmen. Murato gilt es zu halten; alle Macht, die ich schaffen kann, soll sich hier vereinigen. Beobachtet Oletta, tröstet unsere Freunde dort, helft ihnen, wenn sie sich befreien können. Denkt an Romana Saliceti, doch denkt noch mehr daran, was des Vaterlandes Wohl von Euch verlangt."

IX.

In Oletta war ein ganzes Regiment Franzosen eingerückt, 1500 Mann unter Befehl des Marquis von Arcambal, eines strengen alten Kriegsmannes. Der Ueberfall wurde so gut ausgeführt, daß die Gemeinde vollständig besetzt war, ehe es die Bewohner inne wurden. Das Dorf war umzingelt, bald standen auch vier Kanonen vor der Kirche, die Kannoniere mit brennenden Lunten daneben, bereit, jedes Haus in Trümmer zu zerschmettern, aus welchem ein Schuß fallen würde. Aber die Leute in Oletta erkannten alsbald, wie verderblich und wie vergebens jede unbesonnene Handlung sein würde und der schweigsame, überlegende Sinn des ernsthaften Volkes trat sogleich in sein Recht. Ihren glühenden Zorn verschlossen sie in ihre Herzen und als der General Grandmaison nach einer Stunde von Fiorenzo heraufkam und befahl, daß der Podesta und die Gemeindevorsteher vor ihm erscheinen sollten, leisteten sie sämmtlich Gehorsam, so auch der Abt, den er dazu gefordert.

In der Casa Saliceti war inzwischen leidenschaftliches Toben genug gewesen, denn bei der ersten Entdeckung dessen, was geschehen, war Giulio bereit, mit den Waffen dareinzuschlagen, allein der Abt hielt ihn davon zurück und Achill Grimaldi, welcher dazu kam, stand ihm bei. Der Abt, so aufgebracht er war, blieb doch ein Corse; er wußte seine Racheluſt zu begrenzen, da er einsah, er könne ihr nicht genügen, ohne selbst zu verderben. Er sprach daher zu seinem Neffen mit ganzem Ansehen, ernst und würdevoll, und wies auf Romana hin, die geschützt und gesichert werden müsse. Romana selbst war jedoch furchtlos und ihr Muth ungetrübt, was sie bald beweisen sollte.

„Wir werden bleiben, die wir sind," sagte der Abt, „ob Franzosen in Oletta hausen oder nicht, aber die heilige Jungfrau sei gelobt, daß der Präsident sich nicht bewegen ließ, bis heute hier zu verweilen und daß Du, mein lieber Achill, ihm beistandest und unsere kurzsichtigen Bitten vereiteltest, das danke Dir Gott! Gestern zürnte ich Dir darüber, heute segne ich Dich dafür. Romana muß Dich zwiefach dafür lieben und ehren, so lange sie lebt."

Grimaldi nahm die Lobsprüche willig in Empfang und küßte Romana, die es mit Freudigkeit erwiederte, denn sie dachte dankbar dabei, daß auch ihr Freund dadurch gerettet wurde. — Der Abt legte dann sein geistlich Gewand an, nahm Kreuz und Scapulier und ging mit Achill Grimaldi und mit dem Podesta und seinen Männern auf den Kirchplatz, wo General Grandmaison vor einer Mauer von Bajonetten sie erwartete.

Der junge General lächelte spöttisch, als er sie kommen sah, was wohl zumeist Grimaldi galt; dann benahm er sich mit vieler Artigkeit und suchte die Gewalt vergessen zu machen. Auf Befehl des Generals de Vaux habe er Oletta besetzen lassen und sei beglückt, daß es in friedlicher Weise geschehen. Kein Leid auch solle den Bewohnern widerfahren, wenn sie als friedliche und getreue Leute sich benehmen würden. Auch keine Last solle sie treffen, denn die Besatzung werde in der großen Kirche und in dem Stifte bleiben und bezahlen, was ihr geliefert werde. So biete er ihnen Frieden und Freundschaft und hoffe, diese würden nicht gestört werden. Hierauf ermahnte er den

Podesta und die Gemeindevorsteher, für Ordnung und Ruhe zu sorgen, ermahnte auch den Abt mit eindringlichen Worten, sein ganzes geistliches Ansehen anzuwenden, damit kein Unglück über Oletta komme. Der Abt sowohl als alle Andern wußten, daß Vorwürfe oder Widerspruch gar nichts helfen konnten, sie nahmen schweigend die Befehle hin, nur der Geistliche sagte für Alle: „Es bleibt uns nichts weiter übrig, als Euch zu gehorchen, mein Herr; da dies das Beste ist, so wird es geschehen.“

„Ihr sprecht sehr verständig, hochwürdiger Herr,“ versetzte Grandmaison, „und obwohl Ihr uns jetzt nicht mit gutem Herzen betrachtet, wird dies später doch der Fall sein. Ich bin aufrichtig Euer ergebener Freund, Herr Abt. Alles, was Ihr wünscht und was in meiner Macht ist, zu gewähren, thue ich mit Freuden.“

Der Abt dankte höflich dafür und sprach darauf seinen Wunsch aus, daß die Besatzung, statt in die Kirche gelegt zu werden, es sich lieber bei den Bewohnern Oletta's gefallen lassen möge. „Wir werden Euch als Gäste bewirthen, so gut wir es vermögen,“ sagte er, „verschont jedoch das Gotteshaus, das nicht dazu bestimmt ist, ein Heerlager zu werden.“

Der General lehnte dies jedoch ab und was er dachte, ließ sich wohl merken. „Leider würde dies gegen den Befehl sein, den ich befolgen muß,“ versetzte er. „Die Bewohner von Oletta sind gewiß von der besten Gesinnung, wir würden bei ihnen wohl aufgehoben sein, allein wir leben noch im Kriege, Herr Abt, so müssen wir danach uns benehmen. Für Eure Kirche seid unbesorgt, sie soll nicht geschändet werden, sind wir doch alle gute katholische Christen. Eure liebenswürdige Gastfreiheit jedoch nehme ich dankbar für mich und meine Officiere an. Gern wollen wir Euch begleiten und auf Euer Wohl und das Eures Hauses trinken, wenn Ihr uns ein Glas Wein reichen wollt.“

Das hatte der Abt wohl nicht im Sinne, allein es blieb ihm nichts übrig, als sich bereit zu zeigen und so folgten ihm denn die Anführer der Feinde seines Vaterlandes, die Oletta überfallen, voll heimlichem Hohn und Uebermuth und thaten sich gütlich an derselben Stelle, wo gestern der Frieden vergeblich verhandelt wurde. General Grandmaison schien die Kälte und die Schweigsamkeit des Wirthes nicht zu bemerken, er blieb höflich und fröhlich, sprach viel mit Achill Grimaldi, doch kein Wort über die Besetzung des Ortes, um so mehr aber von der gestern gefeierten Verlobung und von Festen und Freuden. Dabei brachte er seine Glückwünsche, bat, ihm auch die schöne Braut zu zeigen, und als Romana kam, machte er ihr die herrlichsten Schmeicheleien, die sie freundlich und gefällig annahm. Nichts Verdrossenes oder Sprödes stand in ihrem lieblichen Gesicht, ihre Augen leuchteten heut wie gestern und ihre rosigen Lippen lächelten, als sei nichts geschehen, das sie betrüben könnte. Sie nahm die Glückwünsche des artigen Generals mit unbefangener Heiterkeit an und dankte mit zierlichen Verbeugungen, als die Officiere auf ihre glückliche Zukunft toasteten. „Herr Grimaldi,“ sprach Grandmaison darauf, „Ihr sagtet mir vorhin, daß Ihr nach Bastia Eurer Geschäfte wegen zurückzukehren wünschtet, sicher stellen wir Euch kein Hinderniß entgegen. Aber wäre es nicht das Beste, wenn Damigella Romana Euch begleitete und Oletta jetzt verließe, wo sie gewiß nicht so gut in dieser unruhigen Zeit aufgehoben ist, als bei Eurer Familie und in Eurer Nähe.“

Wenn dieser Vorschlag nicht verabredet war, so traf er doch sicherlich mit Grimaldi's Wünschen zusammen, der mit Blicken auf den Abt und Romana zugab, daß dies allerdings ihm sehr wünschenswerth und richtig erscheinen müsse.

Was er sprach und andeutete, schien begründet genug und an den Mienen des Abtes ließ sich der günstige Eindruck erkennen; allein eben, als der General versicherte, daß er mit Vergnügen bereit sei, für jede Sicherheit und Bequemlichkeit Sorge zu tragen, lief Romana auf ihren Oheim zu, umarmte ihn und rief: „Nein, mein theurer Onkel, ich will mich nicht von Dir und meinem Bruder trennen. Ich will bei Euch bleiben und glaube an keine Gefahren, wenn aber solche uns kommen sollten, will ich sie mit Euch tragen.“

Dabei blieb es, obwohl noch viel dagegen gesprochen wurde, Achill Grimaldi lächelnd Einwürfe erhob und der General ihn lebhaft und galant unterstützte. Giulio ließ sich nicht blicken, er wollte mit den Franzosen in seines Vaters Hause nicht verkehren und der Abt behielt Romana am liebsten bei sich, da sie selbst es so wollte.

„Du weißt wohl,“ sagte er zu seinem Verwandten, „daß ein corsisches Mädchen nicht

eher aus dem elterlichen Hause scheiden will, bis die Hochzeit es ihr gebietet. So laß sie denn hier, doch komm Du dagegen, so oft es angeht, zu ihr und uns nach Oletta, bis sie Dir folgen wird.“

„Muß es so sein, Romana?“ fragte er.

Sie reichte ihm ihre Hand und antwortete: „Wenn das hochzeitliche Roß an meiner Thür steht, dann führe mich in Dein Haus; eher aber nicht, Achill; so lange will ich warten.“

„So geschehe Dein Wille“, versetzte er freundlich. „Ich will sorgen, daß der glückliche Tag bald komme und werde bald wieder hier sein, um mich zu trösten.“

Die Vorbereitungen zur Abreise wurden nun getroffen und als Grimaldi bereit war, ging er in Giulio's Zimmer, wo dieser sich eingesperrt hatte.

„Ich muß Dich verlassen,“ sagte Achill, „aber ich hoffe, Du hast nichts im Sinne, was verderblich sein könnte. Verhalte Dich ruhig und warte ab, was geschieht.“

„Das will ich,“ erwiederte Giulio, „doch Oletta soll nicht in der Gewalt der Franzosen bleiben. Ich habe so eben einem getreuen Diener Auftrag gegeben, in Murato zu berichten, was hier geschehen ist. Wäre dieser Capitän mit seinen Deutschen hier geblieben, die ihre Posten und Wachen ausstellten, die Schurken hätten uns nicht so überrumpeln können.“

„Bei alledem,“ antwortete Grimaldi, „war es Zeit, daß dieser Mann sich entfernte.“

Giulio blickte ihn fragend an, Achill fuhr leiser fort: „Was ich Dir jetzt sagen werde, behalte für Dich. Wisse, daß dieser fremde Narr sich erdreistete, seine Blicke auf Romana zu werfen und sie —“

„Achill!“ fiel Giulio heftig ein, „willst Du meine Schwester beschuldigen?“

„Gott behüte mich davor!“ antwortete Grimaldi ruhig lächelnd, „aber ich wiederhole: es ist gut, daß er ging, und nun höre, Giulio. Sprich kein Wort zu Romana über diesen Fremden, aber sorge für sie mit Deiner ganzen brüderlichen Liebe. Unternimm nichts, was Gefahr bringen könnte, wartet die Nachrichten ab, welche ich Euch verschaffen werde. Sobald ich in Bastia bin, soll mein Bruder Leo erfahren, wie es hier steht. Laß Dich nicht mit den Leuten in Murato ein, nicht mit dem Deutschen, er soll keine Verbindung mit Dir haben.“

Giulio Saliceti sah finster und drohend aus, Grimaldi hatte einen Verdacht angeregt, der ihn heftig erzürnte. Bei der erbitterten Stimmung, in welcher er sich befand, mußte diese Neuigkeit ihn um so mehr reizen. Seine Schwester in heimlicher Neigung zu diesem Fremden, dies zu denken, erfüllte ihn mit Wuth, doch verwarf er schnell solche Vorstellung und schob sie auf eine eifersüchtige Anwandlung seines Freundes. „Romana weiß sicherlich, was sich schickt,“ sagte er mit einigem Stolze, „auch hat sie Dir, so viel ich bemerkte, keinen Anlaß gegeben, Anderes von ihr zu glauben. Indeß will ich thun, was Du wünschest; auch soll es an Vorsicht nicht fehlen. Ich will den fremden Capitän nicht als meinen Freund; unser Vaterland aber schuldet ihm Dank, und was ich von ihm sah, war recht und tüchtig. Reise ruhig, Achill, doch hilf uns schnell, wenn Du es kannst, denn diese Franzosen in Oletta brennen mich wie höllisches Feuer.“

Grimaldi suchte ihn zu beruhigen und eine halbe Stunde später ritt er mit General Grandmaison nach Fiorenzo hinab, gleich darauf aber ließ der Oberst Arcambal bei Trommelwirbel überall verkündigen, daß Niemand Oletta ohne seine Erlaubniß verlassen dürfe, auch Niemand sich mit einer Waffe zeigen solle, bei harter Ahndung.

Das gab neuen heftigen Verdruß, sowohl in der Casa Saliceti, wie im ganzen Dorfe. Giulio rief mit Zähneknirschen, daß er sich nicht fügen wolle, und zu ihm kamen seine Freunde, Bernardo Leccia und Andere, nicht weniger aufgeregt und erbittert. Alle Fröhlichkeit hatte ein Ende, die Leute saßen in ihren Häusern und vermieden die Soldaten, diese aber, durch Benehmen und Blicke der Bewohner überzeugt von deren feindlicher Gesinnung, vergalten ihren Mißmuth durch höhnische und grobe Worte. Am folgenden Tage schon kamen Beleidigungen vor und es wurden ein paar Männer gefangen gesetzt, weil sie in Streit mit den Wachen gerathen. Anderer Streit entstand darauf um die Lieferung der Lebensmittel, und überall benahmen sich die Officiere herrisch, der alte Oberst that wie in Feindes Land.

Am dritten Tage, als es finster geworden war, kam es einem der Wachtposten vor, der am Rande des Felsenweges stand, welcher nach Olmetta hinauf führt, als ob Jemand nicht weit von ihm vorüberschreite. Er konnte die Gestalt nicht sehen, allein er hörte das Geräusch, und da er auf seinen Ruf keine

Antwort erhielt, rannte er mit dem Bajonett darauf los. Doch nun fand und vernahm er nichts mehr, nur ein Stein kollerte den steilen Hang hinab und blieb vor ihm liegen. Lachend und pfeifend kehrte der Grenadier um und verfluchte alle diese corsischen Rebellen, denen es übel ergehen sollte, wenn Einer davon in seine Hände fiele. Wenige Minuten später aber öffnete Jemand leise die Vorthür an der Casa Saliceti, stieg leise dann die Treppe hinauf, blieb horchend stehen und wandte sich eben dem Feuerscheine in der Küche zu, als Giulio heraustrat, dessen scharfes Auge sofort ihn bemerkte.

„Wer ist da?“ fragte er auf ihn zugehend.

„Mein Herr,“ antwortete eine flüsternde Stimme, „ich suche den Giulio Saliceti.“

„Und woher kommst Du?“

„Darauf will ich antworten, sobald ich weiß, ob Ihr der seid, an den ich gesandt bin.“

„Warte einen Augenblick,“ sagte Giulio, ging zurück und kam mit einem Lichte wieder. Nun beschaute er den Boten und fand einen fremden Jüngling, kaum dem Knabenalter entwachsen, klein und behend, mit braunem scharfen Gesicht und schwarzen lebendigen Augen. In seinen dicken groben Rock gehüllt, über welchen das zottige Haar fiel, die rothe phrygische Mütze tief über die Stirn gezogen, sah er so wild und verschmitzt aus wie eine Katze aus den Wäldern des Hochgebirges, friedlicher auch wurde sein Anblick nicht durch den Gurt seines Mantone, in welchem zwei Pistolen und ein Dolchmesser steckten.

Giulio hatte diesen Burschen niemals gesehen. Er führte ihn in seine Kammer und sagte dort: „Nun sprich, ich bin Giulio Saliceti. Wer bist Du?“

„Ich bin Pietro Barbaro, mein Herr,“ redete der Kleine, „aus der Pieve Rutali.“

„Und woher kommst Du?“

„Ich komme aus Murato —“

„Sprich leise,“ sagte Giulio, ihn unterbrechend, und er selbst dämpfte seine Stimme.

„Hat Dich kein Franzose gesehen? Wer zeigte Dir mein Haus?“

„Die Franzosen haben keine Augen,“ antwortete Pietro spöttisch. „Euer Haus, mein Herr, wurde mir genau beschrieben.“

„Wer beschrieb es Dir?“

„Mein Capitän.“

„Dein Capitän? Wie heißt er?“

„Ich habe hier einen Brief von ihm,“ versetzte der Bursche, und er zog aus der Tasche des Mantels ein kleines gefaltetes Papier, das er Giulio hinreichte.

Dieser öffnete es, trat zum Lichte, blickte hinein, und heftete seine Augen starr auf die wenigen Zeilen, welche er fand, während Gluth seinen Kopf füllte. „Theure Romana!“ stand darin, „tausend Grüße für Dich. Sende mir ein Wort, daß Dir kein Leid geschah, bald soll Oletta wieder frei sein. Gottes Engel beschützen Dich und mögen mir beistehen.“

Giulio nahm sich Zeit, seine Gefühle zu besänftigen. Er faltete das Papier wieder zusammen, steckte es ein und sagte dann zu dem Boten: „Du hast noch einen Brief, gib mir den andern.“

Pietro Barbaro erschrak und griff in seinen Rock, aber der kluge Bursche schickte sich in die Umstände. „Gut,“ versetzte er, „so nehmt diesen dafür und gebt mir jenen zurück, der nicht hierher gehört.“

Giulio las den zweiten Brief, es stand darin: „Wir haben das Unheil vernommen, das Euch betroffen. Der Präsident ist nach Corte, um Hilfe zu sammeln, ich befehle in Murato. Gebt mir Nachricht, was Ihr thun wollt, und rechnet auf mich mit Leib und Leben. Mit hundert tapfern Männern bin ich in Eurer Nähe; wollt Ihr mich sprechen, so führt Pietro, dem Ihr ganz vertrauen mögt, Euch zu mir. Carlo Wilda.“

Giulio dachte einige Minuten nach, dann fragte er: „Wo ist der Capitän?“

„Aus Olmetta schickte er mich hinab,“ antwortete der Bote; „jetzt wird er in dem Kastanienwalde sein, dort wollte er mich erwarten.“

„Ich werde Dich begleiten,“ sagte Giulio, „den andern Brief werde ich bestellen, und selbst die Antwort bringen. Bleib in dieser Kammer, Niemand darf Dich sehen. Wenn das Haus schläft, brechen wir auf. Ruhe aus, ich werde Dir Nahrung bringen.“

Damit nahm er das Licht, ging hinaus, schob den Riegel vor die Thür, und ließ Pietro Barbaro allein, der sehr verdrießlich über seine Unachtsamkeit, sich jedoch bald darüber tröstete; denn sein Capitän hatte ihm keine besondere Heimlichkeit empfohlen, sondern nur gesagt, er möge dies Briefchen der alten Beschließerin des Hauses geben, wenn es ihm nicht selbst gelänge, es der Donizella einzuhändigen.

Giulio Saliceti kam nach einiger Zeit zurück, brachte Wein und Speisen, und fragte

den Boten über Manches aus: wie es in Murato stehe, wie viel Mannschaft dort beisammen, welche Officiere und wie die Meinung? Aus den Antworten ging hervor, daß man bald die beiden Corsenregimenter erwarte, auch Milizen aus der Casinca und vom Süden her, daß jedoch für jetzt nur die deutsche Compagnie vorhanden sei und was aus Murato und der Umgegend sich mit ihr vereinigen ließ. Giulio erfuhr aber auch, daß der deutsche Capitän rastlos arbeiten lasse und bei allem Volk in großem Ansehen stehe. Dabei vernahm er zugleich, daß Pietro Barbaro der Sohn jener Wittwe sei, die ihn, als Ersatz für seinen Bruder, zum Präsidenten gebracht, und mit begeisterten Worten lobte der Knabe des Capitäns Güte und Sorge um ihn. Er hing ihm sicherlich dafür mit corsischer Zuneigung an.

Als Giulio Saliceti dies Alles erfahren hatte, ging er in das Wohngemach zurück, wo seine Schwester am Tische arbeitend saß und mit ihr Maria Montalti, neben beiden Bernardo Leccia. Maria sah betrübt aus, Bernardo ingrimmig. Sie hatten davon gesprochen, daß nun nichts aus ihrer Hochzeit werden könne, so lange die Franzosen in Oletta seien, und Bernardo hatte ein paar wilde Verwünschungen ausgestoßen über die Greuelthaten der Soldaten, die es nächstens dahin bringen würden, daß die Messer und Pistolen Arbeit erhielten.

„Dann werden sie Euch alle Waffen fortnehmen," sagte Romana. „Der Onkel erzählte heute schon, daß der Oberst Arcambal nur auf Gelegenheit warte, solchen Befehl zu erlassen."

„Aber mein Messer und meinen Karabiner werden sie nicht blank und rein bekommen," rief Bernardo.

„Madre de Dio!" fiel Maria ein, ihre Nadel niederlegend und ihn ängstlich anblickend, „sprich nicht solche Worte, lieber Bernardo."

„Wie?" fragte Bernardo, sein Haar von der heißen Stirn werfend, „wolltest Du einen Mann nehmen, der sich ungestraft entehren läßt?! Wolltest Du einem Deine Hand geben, der seine Waffen ablieferte?"

„Nein, nein!" rief Maria, „aber sie werden es nicht wagen."

„Sie werden noch weit mehr wagen, wenn wir es dulden," fuhr Bernardo fort. „Wir hätten diese Schufte nicht in Oletta dulden, sie jagen sollen, sobald sie sich blicken ließen."

„Was konntet Ihr thun," sagte Romana, „da der fortgezogen, der Euch allein helfen konnte."

„Meinst Du den deutschen Capitän?" fragte Giulio.

„Den meine ich," versetzte sie mit leuchtenden Augen. „Er hätte Wache gehalten für Euch, als Ihr schlieft."

„Was schiert uns dieser Fremde," versetzte er rauh. „Wir werden uns selbst helfen, wie es Corsen geziemt. Alle diese Soldaten taugen nichts. Heute dienen sie uns, morgen laufen sie zu den Franzosen. Das sind schlechte Männer, die sich weit von ihrem Vaterlande in der Welt umhertreiben."

„Gehen die Corsen nicht auch noch nach Neapel, zum Papst und nach Spanien?" versetzte Romana. „Und hat der Präsident Paoli nicht selbst diesen deutschen Capitän hier vor allen Leuten gelobt?"

„Warum nimmst Du Dich dieses Mannes so besonders an?" fragte Giulio. „Hat er Dir so sehr gefallen?"

„Das hat er," antwortete sie unerschrocken.

„Dann bete für ihn, daß es ihm wohlergehe!" rief er spottend.

„Gern thue ich es," erwiederte sie, „und es wird ihm wohlergehen."

„Schweig!" rief er aufbrausend, „es ist ein Anderer da, für den Du beten sollst. Für keinen Andern."

Maria Montalti drückte ängstlich Romana's Hand, aber Bernardo sprach inzwischen: „Was zankt Ihr Euch um diesen Mann. Er ist fort, doch ich wollte, er wäre bei uns. Er hat uns Allen wohl gefallen, und Wenige sind in Oletta, die nicht denken wie Deine Schwester. Geschehen ist aber geschehen, jetzt ist es an uns, diesen Franzosen zu beweisen, daß wir nicht Schelme sind, die sich wie solche behandeln lassen."

Giulio schwieg mürrisch, es kochte in seinem Herzen; er merkte wohl, daß Grimaldi recht gesehen hatte. Romana sprach von diesem Capitän, als sei er ein Heiliger, und der Zettel, den er gelesen, bewies genugsam ihre Vertraulichkeit.

Jetzt kam auch der Abt, er war bei dem Podesta gewesen, an den der Commandant harte Drohungen und neue Forderungen geschickt hatte, welche erfüllt werden sollten. Der Abt sah noch aufgeregt von dieser Verhandlung aus, die Adern lagen ihm dick

auf der Stirn, sein mächtiger Kopf war so roth wie eine Pfefferschote und Giulio mußte es hören, wie auch er darüber seufzte, daß die Deutschen nicht in Oletta geblieben seien und ihr tapferer Capitän nicht hier an seinem Tische sitze.

Romana lächelte stolz dazu und Giulio war mehr als einmal nahe daran, den Zettel hervorzuziehen und ihr diesen zuzuschleudern; aber er bezwang sich, denn er dachte an Grimaldi und daß seines Hauses Ehre ihm Verschwiegenheit gebot. Wessen sollte er seine Schwester auch beschuldigen? Sie mochte immerhin schmeichelnden Worten ihr Ohr geschenkt haben, ernstlich Wesen war das nicht. Mit Achill hatte sie willig sich vereinigen lassen, neue Unbill wollte er abwehren.

Sie saßen bis spät am Abend beisammen; es kamen Freunde, viel wurde über die Verhältnisse gesprochen und die Stimmung blieb trübe und gedrückt. Zuweilen loderte leidenschaftliche Gluth wild auf, doch der Abt tadelte strenge die jungen Leute, und die Alten stimmten ihm bei. „Wir müssen ruhig und geduldig bleiben," sagte er, „damit die Franzosen keinen Anlaß finden, über uns herzufallen. Auch Achill Grimaldi hat uns dringend gebeten, kein Unglück über unsere Familien, über Weiber und Kinder zu bringen. Arcambal hat geschworen, an Oletta ein Beispiel zu geben, wovon kommende Zeiten noch lange erzählen sollen, sobald er uns auf Verrath ertappe. Sie fürchten geheime Einverständnisse mit unsern Brüdern in Murato, darum soll morgen schon ausgerufen werden, daß bei Todesstrafe Niemand den Ort verlasse. Ich befehle und bitte Euch Alle, bleibt und haltet Euch still. Befreien kann uns Niemand, also seid klug wie corsische Männer, bis die rechte Stunde erscheint. Quält man uns dennoch weiter, so wird Grimaldi bei dem Grafen de Vaux unsere Klage anbringen und wir werden nicht ohne Hilfe bleiben."

So verständig und behutsam ermahnte der Abt, sein Neffe hielt geheim, was er wußte, und auch als sie beide allein blieben, sagte er ihm nichts von dem Boten und seinen Absichten. — Als Mitternacht vorüber, schlichen zwei schattengleiche Gestalten durch das Gehege hinter der Casa Saliceti und ihre leisen Schritte verloren sich bald in der Dunkelheit der Campagna. Einmal wurde der Ruf einer französischen Wache gehört, dann nichts weiter.

Mit raschen Schritten stieg Giulio die mächtigen Felsen hinauf dem Kastanienwalde zu, der in einer breiten Kette den Bergsattel bedeckte, bis gegen Olmetta und Vallecalla hin. Pietro folgte ihm, flink wie ein zottiger Spürhund, seine Augen nach allen Seiten werfend und seine Ohren gegen den Wind haltend. Lange aber dauerte es, daß sie durch die riesenhaften Bäume irrten, durch Schluchten abwärts und steile Gehänge aufklimmend, ohne zu finden, was sie suchten. Die Finsterniß im Walde ließ keinen Pfad erkennen und wie genau Giulio hier auch bekannt war, blieb doch nichts übrig, als nach Vermuthungen sich zurechtzufinden. Geduld und Vorsicht wurden bei dieser nächtlichen Wanderung auf harte Proben gestellt und diese um so mehr geschärft, da Giulio viele Gründe hatte, um zu eilen. Es drängte ihn, mit dem Capitän zusammenzutreffen, ihm zu sagen, was er wohl überlegt; es drängte ihn aber auch, zurückzukehren ehe der Tag anbrach, daß Niemand seine Abwesenheit bemerkte, so wenig die Leute im Hause, als die Franzosen. Aber Stunden vergingen, bis endlich von einer Stelle aus Lichtschein gesehen wurde, zugleich auch rief Pietro: daß dies die Capanne am Walde sei, wo der Capitän ihn verließ und dort in der Tiefe Olmetta liege.

Als er dies laut und erleichtert ausrief, antwortete eine Stimme in seiner Nähe: „Pietro Barbaro, wer ist mit Dir? Ist es Giulio Saliceti?"

„Ja, mein Herr, ja!" schrie der Bursche freudig, „er ist hier, nach dem Ihr mich schicktet."

Und unter einem der Bäume hervor in den Weg trat eines Mannes Gestalt und sprach mit bekanntem Tone: „Ihr seid es, Giulio Saliceti?"

„Eurer Aufforderung bin ich gefolgt," versetzte Giulio. „Hier bin ich, um Euch Antwort zu geben."

„Seid willkommen," erwiederte Wilda, „folgt mir in die Capanne."

Er griff nach Giulio's Hand, doch dieser zog sie zurück. „Ihr habt mich weit hinauf beschieden," sagte er, „ich habe keine Zeit, lange zu verweilen. Was wir zu reden haben, mag hier geschehen."

„Bis nach Mitternacht blieb ich im Walde über Oletta," war des Capitäns Antwort, „dann kehrte ich hierher zurück, da ich Euch nicht mehr erwartete. Mit dem ersten Mor-

gengrauen wollte ich nach Murato, um am Abend wieder hier zu sein, zu Euren Diensten."

„Nehmt meinen Dank, mein Herr," fiel Giulio ein, „doch bleibt in Murato und erfüllt dort Eure Pflicht. Wir bedürfen Eure Dienste nicht."

„Ihr bedürft sie nicht?" fragte Wilda, betroffen von dieser kalten Behandlung.

„Oletta wird für sich selbst sorgen, sobald dies nöthig," fuhr Giulio fort, „auch wird ihm Hilfe nicht ausbleiben. Fest jedoch sind wir entschlossen, uns kein Unglück auf den Hals zu ziehen durch unkluge Versuche."

„Wie es Euch beliebt; doch hätte ich andere Antwort erwartet," sagte der Capitän.

„Das mögt Ihr," versetzte Giulio, „doch bemüht Euch nicht weiter, mein Herr. Kümmert Euch nicht mehr um Oletta und seine Bewohner."

„Ihr sprecht zu mir in einer wenig freundlichen Weise," sagte Wilda, „womit habe ich das verdient?"

„Hört mich an, mein Herr. Ich bin Euer Freund nicht, wünsche jedoch auch nicht Euer Feind zu sein. Ich komme zu Euch ohne Waffen, damit kein Streit entstehen kann zwischen Euch und mir. In Oletta achtet man Euch, auch mein Oheim will Euch wohl. Möge Euch Gott in seinen Schutz nehmen!"

„Und dennoch," fiel Wilda ein, „sind Eure Worte so bitter. Wißt, daß ich nichts so hoch schätzen möchte, als Eure Freundschaft; daß ich Blut und Leben geben möchte für Euch zu jeder Stunde."

Die herzliche Wärme, mit welcher er dies aussprach, blieb nicht ohne Wirkung auf Giulio Saliceti. Er schwieg eine Minute lang, und antwortete dann milder als bisher: „Wollt Ihr meine Freundschaft, so vernehmt noch Eins vorher. Hier ist der Brief, den Ihr an meine Schwester Romana geschrieben. Nehmt ihn zurück, und niemals versucht es wieder."

„Was denkt Ihr von mir und von Romana," antwortete der Capitän überrascht. „Ich schwöre Euch —"

„Kein Wort weiter!" unterbrach ihn Giulio. „Ihr seid der Freund meines Vaterlandes, auch rühmt man Euch als einen tapfern und klugen Mann. Zeigt Euch als solcher; nehmt die Saliceti als Eure Freunde, niemals aber denkt an Romana."

„Nicht an sie denken!" rief Wilda erregt, und er hob seinen Kopf zu dem schönen Sterne auf, der über dem Walde stand und blickte in sein silbernes Gezitter. „Wie wäre das möglich!" fuhr er fort. „Könnt Ihr dem Strom verbieten, in's Meer zu fließen? Könnt Ihr die Sonne vom Himmel nehmen und auslöschen? Ihr wißt es, daß ich Romana liebe, und wollt mir befehlen, sie zu vergessen?"

„Ihr liebt sie!" schrie Giulio in Wuth, „und wagt es, mir das zu sagen! Fluch und Tod über Euch! Wißt Ihr nicht, daß sie Achill Grimaldi verlobt wurde? daß wir Alle dies wollen und daß Romana eher sterben soll, und Ihr und wir, ehe Schande über uns gebracht wird?!"

„Ich weiß, was das heißt," versetzte Wilda, ruhig, „sorgt nicht, daß ich Unglück über Euch bringen werde," und stärker seine Stimme erhebend fügte er hinzu: „Was ich besitze, sollt Ihr mir nicht nehmen, es ist mein und wird mir bleiben. Laßt uns Freunde sein, Giulio Saliceti, Eure Ehre ist meine Ehre."

Aber der hitzige, heißblütige Corse war dadurch nicht zufriedengestellt. Es blieb ihm dunkel, was dieser Deutsche meinte, er konnte das Widersprechende nicht auflösen. „Ich danke Euch, für dies letzte Wort, mein Herr," sagte er, „doch scheint es mir das Beste, wir bleiben geschieden. Kommt nicht wieder nach Oletta, möge dann jeder Eurer Wege glücklich sein. Und nun lebt wohl! Treffen wir uns einst wieder, so sei es in Freundschaft."

„Bleibt, Giulio Saliceti!" rief Wilda ihm nach.

„Nein," lautete die Antwort. „Ich habe Euch nichts mehr zu sagen, und bald wird der Tag anbrechen."

So ging er zurück, Stolz in seinem Herzen und mit der Gewißheit, recht gehandelt zu haben, dabei im Zwiespalt mit sich selbst, ob er diesen Fremden lieben oder hassen solle. Hätte er nicht Romana's wegen ihm gegrollt, so mochte er ihm gern seine Hand reichen, allein in dies milde Empfinden mischte sich immer wieder sein Zürnen, und er dachte dann an Grimaldi und fand es gut, was er gethan. — Nach Oletta sollte dieser Mann nicht wieder kommen, Romana sollte ihn nicht wiedersehen, dann blieb nichts weiter zu besorgen von seiner thörichten Liebe, die er fernab nähren mochte, wie es ihm beliebte. Und indem er dies weiter bedachte

und spottend vor sich hin lachte, wie eine Liebe ohne Besitz unsinnige Einbildung sei, die nur ein Narr sich schaffen könne, da doch Romana Achill zum Manne nahm, zog ein bleicher Schimmer durch die Gipfel des Waldes und um die Felsenhäupter der Serra ballten sich Nebel, welche bald wie mit Geistermacht auch überall im Thale entstanden. Der junge Tag brachte sie mit, als wollte er sich darin verstecken, doch immer eiliger verfolgte Giulio seinen Weg, denn er wußte wohl, daß dies nicht lange dauern würde.

Der Nebel lag jedoch so dick, daß, als er aus dem Walde trat, es rings umher noch Nacht schien; weder Steg noch Richtung ließ sich erkennen. Dann tauchte zu seiner Linken eine steile felsige Wand auf und er glaubte nun zu wissen, daß er rechtwärts gehen müsse, indem er aber dahin weiter schritt, sprangen mehrere Männer ihm entgegen. Waffen klirrten, ein paar Hände packten ihn am Arm und Kragen; er war von einer französischen Streifwache ergriffen.

Nach einem augenblicklichen Widerstande sah Giulio ein, daß er nicht entrinnen konnte, denn die Franzosen würden ihn mit Kugeln und Bajonetten durchbohrt haben; auch ohne Flucht waren sie aufgelegt genug dazu. Wild durch einander schreiend überhäuften sie ihn mit höhnenden Worten und bedeuteten ihn, in's Gefängniß zu folgen.

Darein mußte sich Giulio ergeben. Er verstand die Franzosen so wenig, wie diese ihn, aber er hörte wohl, wie sie in ihrer Sprache über den Fang frohlockten und ihn bedrohten. Er schwieg dazu und sie brachten ihn in's Dorf hinein, eben als es Tag wurde und die Nebel vor der Sonnenhelle zerrannen. Sie führten ihn an seinem Hause vorüber in das Stifthaus, wo unten die Wache sich befand, darüber Oberst Arcambal sich einquartiert hatte, und bald versammelte sich ein ganzer Schwarm Soldaten, welche herbeiliefen, um den eingefangenen Spion zu sehen.

Eine Stunde mochte so vergangen sein, unter großem Aerger des Gefangenen, als er endlich zu dem Obersten hinaufgeführt wurde, der mit mehrern Officieren ihn erwartete. Einer davon sprach italienisch und begann ihn zu verhören; doch wie auch sein Blut in den Adern kochte, äußerlich benahm sich Giulio Saliceti gelassen und darauf bedacht, seine Lage nicht zu verschlimmern. Er gab an, daß er am Abend spät in die Berge gegangen sei, um nach seinem Eigenthume zu sehen, den kleinen Pächtereien, welche er dort besitze, und daß er dann zurückgekehrt vor Tagesanbruch von der Wache angehalten wurde.

Der kurze stämmige Oberst mit dem dicken Zopfe und dem Fleischhackergesicht musterte ihn mit grimmigen, harten Blicken. Als des Abts Neffe war er ihm bekannt, doch das machte zunächst keinen Unterschied. „Wißt Ihr nicht," fuhr er ihn in gebrochenem Italienisch an, „daß ich befohlen habe, Niemand soll Oletta verlassen? Warum untersteht Ihr Euch, meinen Befehl zu verachten?"

Giulio entschuldigte sich, so gut es ging, dabei zitterte er vor Aufregung; dem Obersten aber mochte dies als Furcht erscheinen. Er maß ihn geringschätzig und sagte dann zu seinen Officieren: „Der Bruder dieses Menschen war von heldenmüthigem Sinn, dieser hier hat dafür ein Hasenherz bekommen, er bringt uns niemals in Gefahr! Selbst seine Waffen hat er zu Hause gelassen, was sonst kein Corse thut; das Zittern wird er nicht so bald aus den Gliedern loswerden. Also mag er gehen."

Und sich wieder zu dem Gefangenen wendend fuhr er fort: „Für diesmal sollt Ihr so davon kommen; doch heute noch will ich es ausrufen lassen, daß Jeder erschossen wird, der ohne meinen Paß aus dem Dorfe geht, lägen ihm auch Vater und Mutter in der Campagna im Sterben. Fort mit Euch! aber merkt Euch, daß Ihr zuerst an den Galgen sollt, wenn Ihr Euch nochmals ertappen laßt." Damit deutete er auf die Thür und als Giulio Saliceti hinausging, schallte ihm ein Hohngelächter nach, in welches die Soldaten unten an der Treppe einstimmten. — Mit wilden Blicken seine Zähne zusammengebissen wand er sich durch den übermüthigen Haufen und halblaut murmelte er vor sich hin: „Alle Qualen der Hölle über Euch, Ihr verdammten Schurken! Seid verflucht in Ewigkeit!"

Plötzlich hielt er inne und taumelte zur Seite. Blut strömte über sein Gesicht. Ein riesenhafter Sergeant hatte ihm einen Faustschlag versetzt. Vielleicht hatte er gehört, was Giulio murmelte, vielleicht nur geahnt, was dessen Lippenbewegung bedeutete. „Corsischer Spitzbube," schrie er, „ich will Dich schimpfen lehren!" Damit hob er seine Faust abermals auf.

Mit Blitzesschnelle griff Giulio nach dem Gurte, in welchem sonst sein Messer stak, aber er fand es nicht, und mit einem hastigen Sprunge entrann er seinem Feinde, unter einem weithin über den Platz schallenden Hohngelächter der Franzosen.

Dies Geschrei aber lockte den Abt Saliceti an sein Fenster. Eben war er aufgestanden und erblickte voller Verwunderung seinen Neffen unter den Soldaten, die ihn umringten und verspotteten. In diesem Augenblicke fiel der Schlag und es war dem Abte, als ginge ein Schwert ihm mitten durch den Leib. Hinter seinem Fenster stieß er ein Gebrüll aus, gleich dem verwundeten Mars, so daß die nachsetzenden Soldaten es hörten und davor erschraken. Giulio aber hörte es auch. Er sah mit seinem blutenden Gesicht zu dem Fenster hinauf und sah seines Onkels rothen Kopf und dessen Hände, welche sich nach ihm ausstreckten. Da sprang er in's Haus, die Treppe hinauf, und leichenblaß, wie er war, flog er in Peverino's Arme, vor Schmerz und Wuth seiner Sinne nicht mehr mächtig, darin zusammensinkend. Doch sein Ohm rüttelte ihn auf und zog ihn mit sich fort in seine Kammer.

(Schluß folgt.)

Vereinsleben und Schaubelustigungen in Belgien.

Von Friedrich Oetker.

IV.

Der Stelzenkampf zu Namur. Schaugepränge unter Joseph II. und zu Ehren Napoleon's.

Ein eigenthümliches Schauspiel pflegte man in Namur bei ungewöhnlichen Gelegenheiten zu geben. Es war das ein Kampf auf Stelzen. Oft nahmen 1500 bis 1600 junge Leute, in Rotten getheilt, prächtig, aber nach bestimmten Farben gekleidet, mit Anführern, Trommlern und Pfeifern versehen, überhaupt in völlig kriegerischem Aufzuge, daran Theil; doch hatten sie keine andere Waffen als Hände, und ihre „zum wenigsten vier Fuß hohen“ Stelzen, womit sie einander fortzuziehen oder umzuwerfen suchten. Ihre Gewandtheit dabei war außerordentlich; der Kampf fand auf dem großen Markte Statt. Erst marschirte man von zwei Seiten in Parade auf; dann ward die Schlachtordnung mit Reserveabtheilungen ꝛc. gebildet, und der Kampf, welcher nicht selten zwei Stunden lang ohne entscheidenden Ausgang dauerte, durch die berühmtesten Streiter begonnen. „Wenn sie zum Kampfe ausrücken,“ sagt ein Geschichtschreiber der Stadt, „so sieht man ihre Väter, Mütter, Schwestern, Frauen, oder nächsten Verwandten hinterherziehen, welche sie während des Streits mit den lebhaftesten Ausdrücken ermuthigen, den Wankenden die Hand reichen, damit sie sich auf dem Pflaster nicht verletzen, den Gefallenen wieder aufhelfen und sie anreizen, in den Kampf zurückzukehren, und die Ehre der Partei zu wahren .... Die Fahne jeder Abtheilung ist an einem Fenster des Stadthauses aufgepflanzt; der Träger schwenkt sie, sobald seine Partei einen Vortheil erringt.“

Als 1748 der Marschall von Sachsen einem solchen Kampfe zusah, soll er geäußert haben, wenn zwei kampfbereite Heere so aufgeregt seien, als die jungen Leute von Namur, so würde die Schlacht zu einer „entsetzlichen Schlächterei“ werden.

Bis Ende des Jahrhunderts war dies Kampfspiel noch sehr in Gunst. Ein Kampf von 1669 ist in einem Heldengedicht besungen worden.

Die beiden gegnerischen Genossenschaften hatten die Namen Melans und Avresses, und scheinen in zwei frühern Stadtabtheilungen Anlaß zu haben.

Ein anderes Schaustück der Namurer war „der Tanz der sieben Mackabäer,“ von eben so viel jungen Leuten in leichter weißer Kleidung mit rothem Bänderbesatz, unter vielen kunstreichen Wendungen, wobei jeder das Degenende des Genossen mit der linken Hand festzuhalten hatte, aufgeführt. Ein Trommler schlug den Tact dazu. Der Ursprung dieses Tanzes ist nicht bekannt, soll aber sehr alt sein.

Eine besondere Erwähnung verdienen die Festlichkeiten, welche Antwerpen am 17. April 1635 beim Einzuge des Cardinal-Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, des Bruders und Stellvertreters König Philipp's IV., veranstaltete, weil kein Geringerer als P. P. Rubens die Zeichnungen zu den hauptsächlichsten Ehrenbauten geliefert hat. Sie sind in einem riesigen Folianten beschrieben und nachgebildet, und mit übergelehrten Erklärungen von Kaspar Gevartius unter dem Titel: Pompa

introitus etc., 1641 zu Antwerpen herausgegeben worden, und setzen durch Fülle und Mannigfaltigkeit wahrhaft in Erstaunen. Sechs große Siegesbögen, eine Säulenhalle mit den Kaiserbildern seit Rudolph I., ein Tempel des Janus, eine Apotheose der Infantin Isabella, und mehrere sonstige Gegenstände waren nach den Entwürfen des berühmten Meisters errichtet worden; alle Bögen zu beiden Seiten mit mächtigen Schildereien aus dem Leben des Gefeierten und der Geschichte des Hauses Habsburg ꝛc. versehen.

Wie es scheint, ist dieses Fest, namentlich in künstlerischer Bedeutsamkeit, niemals wieder erreicht worden.

Unter den spätern Herrschern der Niederlande war Einer, Kaiser Joseph II., nicht nur kein Freund und Begünstiger des hergebrachten Schaugepränges, sondern ein ausgesprochener Gegner aller unnützen Kostspieligkeiten und Zeitvergeudungen. Als Joseph im Juni 1781 Belgien besuchte, um sich selbst von den Zuständen des Landes zu unterrichten, that er alles Mögliche, um der öffentlichen Aufmerksamkeit und Huldigung zu entgehen. Er blieb fast einen ganzen Tag in Tervueren und zog erst Abends in Brüssel ein; wenn er ausging, suchte er unerkannt zu bleiben und verließ durch Hinterthüren das Schloß. Bei der Einführung der Statthalter, der Erzherzogin Marie Christine und ihres Gemahls, verließ er Brüssel, um die Festlichkeiten durch seine Gegenwart nicht zu „contrariiren," und es geschah vermuthlich nicht ohne seine Einwirkung, daß jene zur Kostenersparung die Beschränkung der Zurüstungen auf ein Feuerwerk ꝛc. verlangt hatten.

Am 12. Juni war er in Ostende, wo er Alles mit der größten Aufmerksamkeit untersuchte und die Stadt zum Freihafen erklärte. Der Freude und des Lobs war kein Ende. Solche Fürsorge, solche Kenntnisse, solche Leutseligkeit und Zugänglichkeit für Jedermann waren unerhört. Zu wiederholten Malen gab er Allen, die ein Anliegen hatten, Gehör, und ließ die Stunden öffentlich bekannt machen. Er besuchte mehrere Arbeitsstätten, den Hafen, das Krankenhaus, die Kriegsgebäude, überall durch Einsicht und Freundlichkeit zur Bewunderung hinreißend. Abends wohnte er eine volle Stunde dem vlamischen Schauspiel bei und gab wiederholt seinen Beifall durch Klatschen zu erkennen.

Die Ostender konnten sich vor Jubel nicht halten, die Stadt war auf einmal glänzend erleuchtet; an allen Ecken loderten Freudenfeuer auf, und „Jeder trachtete, sich durch seinen Eifer hervorzuthun." Und Jeder glaubte natürlich auch den kaiserlichen Beifall zu verdienen. Wie war man daher erstaunt, als Joseph ernst und unverhohlen sein Mißfallen darüber aussprach. Sein sonstiges Benehmen war unerhört; allein dies war völlig unbegreiflich, für dergleichen hatte man gar kein Fassungsvermögen. Indessen die Stadt verdankte dem Kaiser zu viel und war zu voll seiner Verehrung, als daß man sich lange hätte besinnen mögen; Alles ward sofort abgethan, welke gehoorzaemheyd, setzt ein Jahrbuch hinzu, zyne majesteyt zeer behaegde.

Es ist bekannt, welche Unzufriedenheit und welchen Widerstand die Neuerungen und Umbildungen hervorbrachten, welche Joseph in den Niederlanden vornahm. Und doch würde er seine Ziele erreicht haben, hätte er nur auf die hergebrachten Formen und Anschauungen mehr Rücksicht genommen, hätte er es nur verstanden, eine Partei zu bilden und Dasjenige erbitten zu lassen, was er aus freiem Antriebe allzu selbstwillig gewährte. Es war nicht das religiöse Gefühl, welches der Philosoph auf dem Kaiserthrone verletzte: Joseph kniete, als er in Gent dem Sacrament begegnete, auf offener Straße nieder, und die Genter ließen eine Gedenktafel an der Stelle errichten; wohl aber waren es die Ueberbleibsel der alten Selbständigkeit und Selbstthätigkeit, die Reste des regsamen Gemeinde- und Vereinslebens, und vor allen Dingen der Hang zu gewohnten Belustigungen, welche durch die eigenwilligen Anordnungen und Verbote des Kaisers vielfach gekränkt wurden. Die meisten Maßregeln, namentlich die ersten, berührten und bewegten die Menge der Bevölkerung gar wenig; Manches wurde sogar wohlwollend aufgenommen und würde mit der Zeit zur allgemeinen Zufriedenheit und zur Dankbarkeit der Mehrheit sich eingebürgert haben; selbst die Aufhebung eines Theils der Klöster brachte nicht den Eindruck hervor, den man wohl hätte erwarten sollen. Als aber 1786 die vielen Kirmessen, die Umzüge, das Schaugepränge ꝛc. verboten oder beschränkt wurden, als die Gilden ihre Costüme und Fahnen bedroht sahen, als die Processionen von Musik und allerlei fabelhaften Bildern entblößt wurden, als die Brüsseler „Janneken

en Mieken," die Mechelner ihren Bayard, ihre „Heymanskinner" und „Op-Signorken," die Löwener den Riesen Herkules und den Kinnebaba nicht mehr zeigen sollten, da ward der Unwille allgemein und die Aufwiegler, namentlich die geistlichen Aufreizer, gewannen für die Wühlereien und Ausstreuungen den empfänglichsten Boden.

So ward jene elende „brabanter Revolution" ausgebrütet, so ward jenes Treiben eines Heintje Van der Noot, jenes Kopfabsägen, jenes Gebräu von Scheußlichkeit und Lächerlichkeit des Jahres 1790, möglich.

Und mitten im Lärm des Aufruhrs verleugnete sich der Hang zu Prunkzügen und Aufputz nicht. Die Pfarrer wußten wohl, wo die schwache Seite ihrer Heerden war. Am 21. Juni kamen gegen 2000 Bauern unter Führung ihrer Geistlichen nach Brüssel, mit einem Kinde zu Pferde an der Spitze, als Zeichen des „eifrigen Verlangens," und mit einer Standarte, welche die Inschrift trug: Pro fide et patria armata communitas Contich. Auf die Geistlichen und die Ortsbehörde folgten Bewaffnete. Sie begleiteten einen Wagen mit zwölf Kindern, von denen ein's ein Herz hielt, mit Schwert und Oelzweig umgeben, und mit der Inschrift versehen: Ad utrumque parati — zu beiden bereit! Dann folgte eine Schützengilde, dann ein Wagen mit jungen Mädchen, welche die Provinz Brabant, die Freiheit, die Kraft ꝛc. darstellen sollten, und einiges Geld „zum Ankauf einer Kanone" mit sich führten; dann wiederum eine Waffengilde, hierauf ein weiterer Wagen mit einigen achtzigjährigen Greisen, welche kamen, „um dem Vaterlande ihren letzten Blutstropfen anzubieten." Demnächst fuhr ein Wagen mit einer Züchtigungsbank und den Inschriften: „Den Vaterlandsverräthern" — und „Einer nach dem Andern." Auf der Bank lag ein Strohmann, welchem einige hoffnungsvolle Jungen nach Leibeskräften das Hintertheil walkten. Zuletzt zog ein Haufe Bauern mit dreifarbig angestrichenen Heugabeln und einige Dutzend in wunderlichen Husarencostümen einher.

Ein ander Mal rückte ein dickes, zu Pferde sitzendes Mädchen, den Pfarrer zur Seite, an der Spitze seiner Dorfmannschaft ein. Van der Noot, der volksführende Advocat, trat ihr entgegen, öffnete die Arme und rief: „O meine Judith!" konnte aber vor Rührung nicht weiter reden.

Am 2. Juli führten acht junge Landmädchen, mit Flinten, Säbeln und Jagdmessern bewaffnet, irgend einen Kerl nach Brüssel, den sie für „verdächtig" gehalten hatten, und wurden dafür mit Ehrenzeichen belohnt.

Zu Brüssel selbst kauften die Frauen und Mädchen der Hofbergstraße (Montagne de la cour) eine Kanone, und brachten dieselbe in höchst feierlichem Aufzuge dem Vaterlande dar; ein junges Fräulein trug dabei eine Art Standarte, äußerst ausdrucksvoll beschildert und mit der Inschrift versehen: Qui pourra nous résister?

Und so ging es Monate lang. Beinahe alle Tage Cavalcaden, in jedem Stadttheile ein Freiheitsbaum, und selbst Manneken-pis in der Uniform eines Freiwilligen!

Man kennt den Verlauf. Joseph starb voll Herzeleid; die alte Ordnung der Dinge ward wieder hergestellt, und bald darnach nöthigten französische Ohnehosen den Belgiern unter den scheußlichsten Zugaben alles Dasjenige auf, was sie aus der Hand des deutschen Kaisers nicht hatten annehmen wollen. Niemals ward ein Unfug bitterer gebüßt, als die brabanter Revolution.

Nach den Freiheitsmännern kam Napoleon. Als er im Juli 1803 Brüssel zum ersten Male besuchte, ward er auf's Glänzendste empfangen und mehrere Tage lang gefeiert. Aufzüge, Beleuchtungen, Festessen, Volksbelustigungen, nichts fehlte; man ließ einen Luftballon steigen, Manneken-pis und die Springbrunnen des Rathhauses spendeten Wein statt Wasser: kurz es war einmal wieder wie vordem. Auf dem Stadthause bot man dem Gefeierten einen angeblichen Sessel Karl's V. an; doch lehnte er es ab, sich zu setzen. Als die grüne Allee beleuchtet war, brannte am Ende derselben auf einem hundert Fuß hohen Obelisk in farbigen Lichtern die Schmeichelei: A Napoléon le Grand; im Theater gab man ein Gelegenheitsstück: La joyeuse entrée. Auch Josephine ward nicht vergessen; die Stadt schenkte ihr ein kostbares Spitzenkleid, das sie bei der Messe in St. Gudula trug. Es war also nicht zu verwundern, wenn sich die hohen Gäste von der Brüsseler Aufmerksamkeit und Jubelluft ungemein befriedigt fühlten. Und in der That war Napoleon so wohlgelaunt, daß er einen ganzen Tag länger blieb, als seine Absicht gewesen war, um noch einem Feste im Park beizuwohnen,

das wegen ungünstiger Witterung verschoben werden mußte. Gewiß eine Gunst, die sein rastloser Geist nicht oft und nicht Vielen gewährt hat.

Zum zweiten Male ward Napoleon 1810, diesmal mit Marie Louise, der Tochter des letzten Herzogs von Brabant, in Brüssel empfangen und gefeiert.

Dann kamen die Feste, die man dem Kaiser Alexander, dem Herzog von Wellington, dem Prinzen von Oranien, dem König Leopold und seiner Familie veranstaltete.

Ob das Haus Coburg das letzte sein wird, dem die Belgier ihre Huldigungsfeste widmen?

König Leopold ist ein kluger und umsichtiger Herr. Er kennt seine Belgier, ihre Tugenden und ihre Fehler, ihre Neigungen und ihre Schwächen, wie Keiner. Sicher! er wird nicht daran denken, ihre Freiheiten zu verletzen, ihren Eifer zu hemmen, ihrer Selbstthätigkeit vorzugreifen; er wird ihr Vereinsleben nicht beeinträchtigen, noch ihre Genußsucht zügeln, noch ihrer Festlust und Prunksucht irgend ein Hinderniß in den Weg legen. Er hat es ruhig geschehen lassen, daß man zur Jubelfeier seines Regierungsantritts Millionen verwendete. Er wird nicht müde, nach allen Seiten hin tausendmal zu grüßen und zu danken, und an einem Tage zwanzig oder dreißig Mal die Brabançonne anzuhören. Erst leistet er in Brüssel das Mensch- und Mögliche; dann geht er nach Brügge, nach Namen, nach Dinant, nach Arlon, nach Antwerpen, nach Lüttich, nach Hasselt, nach Gent, nach andern Orten, und überall ist er das Wohlwollen und die Empfänglichkeit selbst, überall voll Dank und Geduld für endloses Reden, für hundertfaches Schaugepränge und für zwanzigmalige Wiederholung der Brabançonne; und am Ende beklagt er's gar noch in einem durch die Regierung allen Gemeinden zugefertigten Erlasse, daß er nicht jedes Städtlein, nicht die kleinsten Weiler besuchen kann, trotz der furchtbaren Gefahren einer Dorfbrabançonne.

Kann man ein willigeres und klügeres Eingehen auf den Volkssinn verlangen?

Literarisches.

Eutiner Skizzen. Zur Cultur- und Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Wilh. v. Bippen. Weimar, H. Boehlau.

Nach der üblichen schriftstellerischen Schablone ist Bippen's Buch nicht gearbeitet, die Composition ist locker, es finden sich häufig Wiederholungen und Digressionen an sehr entlegene Dinge, der Darstellung mangelt die stilistische Glätte und Rundung. Aber auch mit diesen Fehlern ist uns das Buch willkommen. Dasselbe führt uns im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in die Eutiner Landschaft und beschäftigt sich mit dem Zusammenleben der Stolberge, Voß, Claudius u. s. w. Die literarhistorischen Partien der Monographie befriedigen weniger, weil es Bippen an kritischer Schärfe und an einem entwickeltern Darstellungstalente gebricht, dagegen liest man nicht ohne Vortheil und Anregung diejenigen Abschnitte, welche sich „Localhistorisches“ und „aus der Culturgeschichte“ überschreiben. Namentlich in dem letztern trifft man auf eine Fülle neuer und belehrender Mittheilungen. Was Bippen über den Volkssinn und das Volksleben, über die öffentliche Meinung und den Nationalgeist in der Epoche beibringt, zeigt von umfassenden und eingehenden Studien, die er für seinen Zweck angestellt hat.

Fürst Metternich. Geschichte seines Lebens und seiner Zeit. Von Schmidt-Weißenfels. Lieferung 1—7. Prag, Kober und Markgraf.

Zeitgemäß und einem wirklichen Bedürfniß entsprechend ist die vorliegende Arbeit gewiß. Eine geistige Vertiefung in seinen Gegenstand können wir Schmidt-Weißenfels allerdings nicht zuerkennen, aber sein Unternehmen dürfte dem praktischen Bedürfniß genügen. Für den Historiker von Fach reicht das Buch nicht aus; auf das große Publicum berechnet, erfüllt es seinen Zweck. Man wird in demselben über den großen Staatsmann Oesterreichs und über die von ihm befolgte Politik in einer Weise orientirt, mit der man einverstanden sein kann. Die Darstellung ist meistens lichtvoll und klar, nur mitunter rhetorisch allzu sehr gefärbt.



Ueber Finsternisse,

insbesondere totale Sonnenfinsternisse.

Von J. H. Mädler.

Drei Körper, ein leuchtender, ein schattenwerfender und ein beschatteter, gehören zu einer Finsterniß; der schattenwerfende muß die mittlere Stellung einnehmen. In unserm Sonnensystem kann nur allein die Sonne selbst eine wahre Finsterniß bewirken, und die drei Körper müssen ganz oder doch nahezu in einer graden Linie stehen. Participirt die Sonne nicht bei einer solchen Stellung, sind z. B. die drei Körper Erde, Mond und ein Fixstern, so nennt man den Vorgang eine Bedeckung, und dieser interessirt in der Regel nur den beobachtenden Astronomen, auch bedarf es für die meisten derselben einer Bewaffnung des Auges. Dies ist nun auch der Fall bei den Finsternissen, wo nicht unser Mond participirt, also z. B. denen der Jupiterstrabanten. Es ist daher gebräuchlich, unter Finsterniß im engern und eigentlichen Sinne nur die zu verstehen, wo der Mond vom Schatten der Erde getroffen wird (Mondfinsterniß) oder zwischen unsere Erde und die Sonne tritt (Sonnenfinsterniß).

Wenn der volle dunkle Schatten des Körpers A den Körper B erreichen kann, so wird diesem, so weit der Schatten auf ihm reicht, die Sonne ganz verdeckt. Trifft nun der Halbschatten von A auf B, so wird für B nur ein Theil der Sonne verdeckt. Der Halbschatten unserer Erde auf dem Monde kann von uns nicht oder doch nur sehr wenig wahrgenommen werden.*) Was also für uns eine Mondfinsterniß bewirkt, ist stets der volle Erdschatten, und dieser volle Schatten trifft entweder nur einen Theil des Mondes (partiale Mondfinsterniß) oder den ganzen Mond (totale Mondfinsterniß). Wie sich die Sache für den Mond, als Standpunkt betrachtet, gestalten müsse, habe ich in meinem Aufsatze: „Auf dem Monde," im Maiheft 1859 dieser Zeitschrift dargestellt.

Bei einer allgemeinen Beurtheilung der Möglichkeit eines derartigen Vorgangs kommt die Länge des Schattens hauptsächlich in Betracht. Der Sonnenkörper ist weit größer, als alle zu ihrem System gehörenden Planeten und Monden, deshalb ist kein voller Schatten endlos, sondern der schattenerfüllte Raum bildet einen Kegel. Man kann die Länge dieses Kegels finden, wenn man die Entfernung des schattenwerfenden Körpers A von der Sonne durch den Unterschied der Polarhalbmesser der Sonne und des Körpers A dividirt, und den Quotienten durch den Polarhalbmesser von A multiplicirt. So erhält man für die Länge des Erdschattens in mittlerer Entfernung 185,450 Meilen, was weit über den Mond hinaus-

*) In lichtstarken Fernröhren ist ein Theil des Halbschattens, wenn die Erdatmosphäre hinreichend heiter ist, noch wahrnehmbar.

reicht. Die Schatten der Nachbarplaneten Mercur, Venus, Mars sind weit kürzer, der des Mercur z. B. nur 30,000 Meilen; die großen Planeten von Jupiter an haben Schatten, die sich auf viele Millionen Meilen erstrecken.

Kein einziger Planet kann seinen vollen Schatten auf einen andern Planeten werfen; jeder Planet kann alle seine Monde beschatten.

Bei den Himmelsbegebenheiten, von denen hier die Rede sein soll, ist es der Mond, der zwischen Erde und Sonne tritt. Es fragt sich also zunächst, ob unser Mond seinen vollen Schatten bis zur Erdfläche erstrecken kann.

Nach der obigen Regel ergibt sich:

Länge des Neumondschattens
in größter Sonnenferne (2. Juli) 51,083 Meilen,
in mittlerer „ (2. Apr., 1. Sept.) 50,209 „
in kleinster „ (1. Januar) 49,376 „

Ferner ergibt sich:

Größte Entf. d. Mondes v. d. Erde 54,644 Meilen,
Mittlere „ „ „ „ „ „ 51,803 „
Kleinste „ „ „ „ „ „ 48,961 „

und wenn man die Entfernung nicht vom Centrum, sondern von dem Punkte der Erdoberfläche aus mißt, den der Mond im Scheitelpunkte hat, so sind die drei letzten Zahlen noch um 859 Meilen zu vermindern.

Man sieht hieraus leicht, daß nur, wenn die Entfernung des Mondes kleiner als die mittlere ist, die Spitze des Mondschattens noch die Erdfläche erreichen kann; aber jedenfalls nur eine sehr schmale Spitze, deren Breite höchstens nur etwa $^1/_{16}$ des Monddurchmessers oder 31 Meilen betragen kann. Die schräge Richtung gegen die Erdfläche kann nun wohl eine größere Breite der Zone bewirken, doch ist sie, mit der Gesammtoberfläche verglichen, stets nur von sehr geringer Ausdehnung, und daher währt es meistens Jahrhunderte, bevor ein bestimmter Erdort eine totale Sonnenfinsterniß wieder sieht. So erblickt z. B. Paris im ganzen neunzehnten Jahrhundert keine totale Sonnenfinsterniß, und Berlin, wo 1704 die letzte stattfand, wird die nächste am 19. August 1887 erleben.

Der seiner Länge nach unbegrenzte Halbschatten ist durch keine der obigen Bedingungen beschränkt; da er nun überdies an Breite zunimmt, je weiter er sich erstreckt, so kann der Halbschatten des Mondes da, wo er die Erdfläche trifft, gegen 900 Meilen Breite haben, und deshalb sind bloß partiale Sonnenfinsternisse gar nicht so selten, und die Zahl der in einer bestimmten Erdgegend sichtbaren kann in einem Jahrhundert auf 40 bis 50 steigen. Sie bewirken aber, wenn sie nicht sehr groß sind, also der totalen nahe kommen, keine merkliche Verminderung des Sonnenlichts.

Eine besondere Art der partialen Finsternisse sind die ringförmigen. Wenn nämlich der äußerste Theil des Mondschattenkegels die Erde nicht wirklich erreicht, gleichwohl aber in seiner Verlängerung die Erdoberfläche treffen und nicht etwa an der Erde vorbeistreichen würde, so wird an diesem Punkt und seiner nähern Umgebung der Mond so vor der Sonne stehen, daß rund herum von letzterer ein schmaler Ring sichtbar bleibt. Diese Art von Sonnenfinsternissen ist nicht viel weniger selten als die totalen und etwa von eben so kurzer Dauer; so trat z. B. für Paris die einzige ringförmige des neunzehnten Jahrhunderts am 9. October 1847 ein; Berlin erblickt keine in diesem Jahrhundert.

Der eben gegebenen Erklärung zufolge würden nun auch die Vorgänge, bei welchen Mercur oder Venus von der Sonnenscheibe gesehen werden, zu den ringförmigen Sonnenfinsternissen gerechnet werden müssen. Der astronomische Sprachgebrauch hat indessen dies mit Recht unterlassen. Wir würden z. B. die Scheibe eines Schießstandes gewiß nicht deshalb einen Ring nennen, weil eine Flintenkugel ein Loch hindurchgeschlagen hat. Diese mit bloßen Augen vor der Sonnenscheibe gar nicht oder kaum (bei Venus) sichtbaren schwarzen Kreise können eben so wenig aus der Sonne einen Ring im gebräuchlichen Sinne des Worts machen. Man bezeichnet diese Phänomene als Durchgänge. Sie gehören zu den seltenern Ereignissen: Berlin z. B. wird im neunzehnten Jahrhundert von jetzt ab noch vier Mercursdurchgänge sehen.

Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir nun zu einer nähern Betrachtung der totalen Sonnenfinsternisse über, als desjenigen Phänomens, welches seit den ältesten Zeiten die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich gezogen, wie nicht minder die sonderbarsten Meinungen und Befürchtungen veranlaßt hat. Der Leser wird es entschuldigen, wenn wir diese Meinungen und Befürchtungen nicht weiter berühren, sondern zur Sache schreiten.

Während die bloß partialen Sonnenfinsternisse nur etwa für Zeit- und Längenbestimmung (in welcher Beziehung sie den Sternbedeckungen gleich zu achten sind) astronomische Wichtigkeit haben, zeigen uns die ringförmigen und noch mehr die totalen Finsternisse so auffallende und zum großen Theil räthselhafte Vorgänge, daß ihre genaue Wahrnehmung von höchstem wissenschaftlichen Interesse ist. Leider wird diese Wahrnehmung in einem ungemeinen Grade erschwert. Schon oben haben wir darauf hingedeutet, wie selten für eine bestimmte Erdgegend der Vorgang ist. Hier nun fügen wir noch hinzu, daß er von äußerst kurzer Dauer ist. 3 bis 4 Minuten ist in der Regel die längste Zeit; nur polare Erdgegenden oder solche, welchen die Sonne gleichzeitig sehr tief am Horizont steht, können 6 bis 7 Minuten lang (im äußersten Falle) die totale Sonnenfinsterniß erblicken. Wie nun soll in so kurzer Zeit auch nur *eine* astronomisch genaue Bestimmung erhalten werden, und wer ist im Stande, das Gesammtbild des Vorganges am Himmel und auf der Erde aufzufassen und darzustellen?

Freilich, der Einzelne vermag es nicht. Um so weniger, als auch selbst der erfahrenste Astronom auf solche Beobachtungen niemals *eingeübt* ist. Die wenigsten haben, und oft im Verlauf eines langen Lebens und vieljähriger Thätigkeit, auch nur eine einzige totale Sonnenfinsterniß erblickt; oft aber in dieser Absicht weite und beschwerliche Reisen vergebens gemacht, wenn etwa im entscheidenden Momente eine Wolke vor die Sonne trat. So wurden bei der Sonnenfinsterniß vom 28. Juli 1851 an achtzehn Punkten in Rußland und Polen Veranstaltungen zur Beobachtung getroffen, und nur an dreien gelang sie. Ferner: wer kann und mag mitten auf dem Meere, wer in den Eiswüsten Nordamerika's und Nordsibiriens, wer im glühenden Sande der Sahara genaue Beobachtungen anstellen? Man muß es für einen glücklichen Ausnahmszufall erachten, wenn die schmale Zone der Totalität mit einem beträchtlichen Theil ihres Zuges cultivirte, wohl organisirte Länder trifft, in denen die nothwendigen Requisite, die der Beobachter bedarf, ohne zu erhebliche Schwierigkeit herbeizuschaffen und an Ort und Stelle einzurichten sind. Es ist in dieser Beziehung gewiß nicht übertrieben, wenn die von der Pariser Akademie ernannte Commission zur Berichterstattung über die letzte brasilische Sonnenfinsterniß die Hoffnung und den Wunsch ausspricht, daß mindestens vierzig Astronomen aus Frankreich, England, Deutschland, Rußland und Italien sich bei der nächst bevorstehenden, unten ausführlicher zu besprechenden Finsterniß an die geeigneten Punkte in Spanien und Algier begeben möchten.

Es möge hier eine — übrigens nichts weniger als vollständige — Aufzählung der einzelnen Punkte folgen, auf welche die Beobachter bei solchen Vorgängen ihre Aufmerksamkeit zu richten haben.

Zeit des Anfanges und Endes der Finsterniß überhaupt, so wie der totalen oder ringförmigen insbesondere.

Art des Verschwindens und Wiedererscheinens der Sonnensichel; Berge des Mondrandes, der hierbei in Betracht kommt.

Die Lichtkrone, ihre Bildung, Gestalt, Erstreckung, Färbung, Verschwinden.

Farbe und Intensität der Sonnenfackeln und Sonnenflecken, die letztern im Vergleich zur schwarzen Mondscheibe. Ein- und Austritt der vorzüglichsten Flecke.

Die farbigen Erscheinungen in der Lichtkrone am innern Rande: Lage, Gestalt, Größe, Farbe, Veränderungen derselben.

Grad der Dunkelheit des Himmels, Farbe der Wolken. — Heran- und Hinwegziehen des über die Landschaft hinstreichenden Mondschattens.

Während der Totalität sichtbar werdende Sterne, so wie insbesondere solcher, die unerwartet sichtbar werden können, wie Kometen oder neue Planeten.

Richtung und Stärke des Windes.

Temperatur der Luft, in der Sonne und im Schatten.

Färbung der Landschaft. Ferne erleuchtete Berggipfel. Färbung der Wasserflächen.

Form der Zwischenlücken in den Baumschatten.

Untersuchung, ob die Schatten größerer Gegenstände, wie der Bäume und Gebäude, auch noch im Lichte der Krone wahrnehmbar sind.

Wirkung der Lichtkrone auf ein Brennglas.

Wirkung der Lichtkrone auf photographisch zubereitete Platten.

Photographische Darstellung der Sonnensichel in verschiedenen Momenten.

Wie lange vor und nach der Totalität ist eine gewisse Schrift noch im Freien lesbar?

Verhalten der Haus- und anderer Thiere.
Verhalten der Blumen, namentlich der offenen Kelche.

Auch wenn Alles, was sich vorbereiten läßt, mit gehöriger Muße vorbereitet, alle Verabredungen getroffen und das Corps der Beobachter auf's Zweckmäßigste organisirt ist, wird es immer noch schwierig sein, auf Alles dieses oder nur auf den größten Theil desselben die Aufmerksamkeit zu richten; und keine Zahl von sachkundigen Theilnehmern kann als zu groß erachtet werden.

Aus frühern Jahrhunderten ist — außer der chronologisch sehr wichtigen Thatsache, daß an dem und dem Orte während dieser oder jener Begebenheit eine totale Sonnenfinsterniß stattgefunden — in obigen Beziehungen fast nichts zu entnehmen. Dumpfes Erschrecken und Erstaunen, ängstliches Fragen und Forschen, welch ein Unglück dies zu bedeuten habe, trat damals an die Stelle ruhiger, unbefangener Beobachtung. Dazu kam, daß man in früherer Zeit sie nur mangelhaft oder gar nicht vorauszuberechnen verstand, mithin von ihnen überrascht wurde. Erst das achtzehnte und noch mehr das gegenwärtige Jahrhundert gewähren auch in dieser, wie in so vielen andern Beziehungen, ein erfreulicheres Bild. Wir führen aus den vorhandenen Berichten hier einige an.

Byrger Vassenius in Christiania gibt bei Gelegenheit der 1740 dort stattfindenden totalen Sonnenfinsterniß die erste, nur freilich unvollständige und nicht ganz deutliche Nachricht von den seit 1842 so vielfach discutirten rothen Hervorragungen am Mond- (oder Sonnen-) Rande; leider konnte er sie nicht ungestört beobachten.

Gronau in Berlin gibt uns Nachricht über die (übrigens nur nahezu totale) Finsterniß von 1748, wo die Dunkelheit gleichwohl so groß ward, daß man in den Zimmern Licht anzünden mußte. Die Wolken hatten eine ungewöhnliche, theils grünliche, theils violette Färbung.

1776 beobachtete der Spanier Ulloa eine totale Finsterniß auf dem Atlantischen Ocean. Kurz vor dem erwarteten Wiedererscheinen der Sonne sah er plötzlich, wie er meint, durch eine Lücke am Mondrande, einen kleinen Theil der Sonne. Ob es wirklich dies gewesen, oder ob eine der rothen Hervorragungen, die vielleicht außergewöhnlich stark glänzte, die Erscheinung veranlaßt hat, bleibt ungewiß. Man hat sogar an ein durch den Mond hindurchgehendes Loch gedacht. Runde Gruben von allen Größen und sehr bedeutender Fülle und Tiefe hat nun freilich der Mond in Fülle, auch an seinem Rande, aber an eine Durchlöcherung, wie hier gemeint war, ist nicht zu denken; eine so auffallende Gestaltung hätte bei den sorgfältigen und jahrelang fortgesetzten Beobachtungen mehrerer Astronomen und des Verfassers selbst nicht verborgen bleiben können. Wir hegen nicht den mindesten Zweifel an dem, was Ulloa als wirklich gesehen berichtet, lassen aber seine und seiner Zeitgenossen Erklärung auf sich beruhen.

Ueber die Finsterniß vom November 1816, die auf einer Zone, welche Danzig, Thorn und Warschau inbegriff, total erschien, liegen manche Berichte vor, aus denen jedoch wenig zu entnehmen ist. Bewölkung verhinderte an den meisten Orten genauere Wahrnehmungen, wo sie indeß günstiger war, bemerkte man mehrere Sterne, theilweise bis zur dritten Größe.

Wir wollen die Einzelberichte, die sich von jetzt ab mehr anhäufen und sowohl reichlicheres als auch genaueres Detail darbieten, möglichst in ein Gesammtbild zusammenfassen, wiewohl aus mancherlei Ursachen eine solche allgemeine Darstellung nicht jeder totalen Finsterniß im Einzelnen genau entsprechen kann. Jahreszeit, Klima, Zustand der Luft und andere Ursachen modificiren das Phänomen terrestrisch, und dazu kommen noch die sehr verschiedenen astronomischen Verhältnisse, unter denen es sich ereignet.

Der Anfang, der Verlauf in den ersten drei Viertelstunden unterscheiden sich in nichts von einer bloß partialen Finsterniß. Bald aber ist nun die Breite der Sichel auf $1/4$ ihres Durchmessers herabgesunken und man merkt die Abnahme des Lichts und der Wärme. Immer schmaler wird die Sonnensichel, während sie sich gleichzeitig an beiden Enden verkürzt (bei einer ringförmigen verlängert) und die Dunkelheit nimmt rascher zu. Ueberblickt man die Landschaft von einer freien Höhe, so sieht man im Westen den Mondschatten heraneilen (etwa 1 deutsche Meile in 7 Secunden) und es lagert sich nächtliches Dunkel um den Westhorizont, während östlich sich noch Tageshelle zeigt und namentlich die höhern Berggipfel, falls die Gegend solche zeigt, im Sonnenlicht glänzen. Wenn nur noch $1/20$ der Sonnenscheibe frei ist, muß man schon das Lesen feinerer Druck-

schrift einstellen, wogegen scharfe Augen nun schon einen oder den andern Stern wahrnehmen können. Es wird kühler; ein Finsternißwind erhebt sich und streicht über die Fläche in der Richtung hin, welche der Mondschatten nimmt. Endlich ist die kurze schmale Linie, die von der Sonne zuletzt noch übrig blieb, und welche die Randberge des Mondes im letzten Moment noch in einzelne Stücke zertheilen, ganz verschwunden. In demselben Momente hat der Mondschatten den Standpunkt des Beobachters erreicht und ihn umhüllt, die totale Finsterniß hat begonnen.

Fast bis zum letzten Momente konnte man die Schatten größerer Gegenstände scharfgezeichnet wahrnehmen, jetzt umhüllt eine tiefe Dämmerung Alles rings herum. Es wird desto dunkler, je näher der Standpunkt der Centrallinie des Schattens liegt, doch selbst auf dieser bricht keine völlige Nacht herein. Auch wenn an keiner Seite des Horizonts noch eine Spur der Tageshelle sich zeigte (was doch in den meisten Fällen geschehen wird), verhindert die Lichtkrone, die sich um die verfinsterte Sonne herum bildet, eine völlige Dunkelheit. Diese Lichtkrone, deren erste Spuren oft schon vor dem gänzlichen Verschwinden der Sonne wahrgenommen worden sind, erstreckt sich rings herum 6 bis 10 Minuten weit (einige geben bis 30 Minuten an). Sie zeigt entweder Strahlenbüschel (auch schräglaufende) oder bildet mehr einen unbestimmten Schimmer, der sich nach außen unmerklich verliert. Am innern Rande ist diese Krone oft so hell, daß man zuweilen darüber ungewiß bleibt, ob wirklich die ganze Sonne verschwunden sei. Neuere Beobachter haben nichts von den verschiedenen wechselnden Farbenstrahlen in der Krone wahrgenommen, sondern schildern sie uns rein silberweiß. In neuerer Zeit ist man sogar unter sehr günstigen Umständen dahin gelangt, sie zu photographiren, und ein bei der Finsterniß am 28. Juli 1851 erhaltenes Kronenbild zeigt sie nicht ganz kreisförmig, sondern der Sechseckform nahe stehend.

Obgleich diese Krone sich sicherlich nicht in unserer Atmosphäre erzeugt, so hat doch ohne Zweifel der Zustand derselben großen Einfluß auf die Art, wie sie erscheint. Auch an die Mondatmosphäre, wenn man ihre Existenz annehmen wollte, ist der weiten Erstreckung wegen nicht wohl zu denken; wir können die Ursache dieser Erscheinung nur in der Sonne selbst suchen. Ist es eine unter gewöhnlichen Umständen ihres schwachen Lichtes halber unsichtbare äußere Photosphäre der Sonne, oder ist der Lichtäther in der Nähe der Sonne so stark verdichtet, daß er diese Helle veranlaßt? Hoffentlich wird uns die Zukunft darüber Ausschluß geben.

An mehrern Stellen des Randes der schwarzen Scheibe, welche die Mitte dieser Lichtkrone einnimmt, zeigen sich (wie es scheint, nicht jedesmal) rothe oder violette bergähnliche Hervorragungen von großer Intensität und meistens sehr bestimmt gezeichnet. Aber nicht bloß Bergformen, auch rückwärts gekrümmte hakenförmige Gestalten, und in einem Falle sogar einen vom Rande der Scheibe ganz abgetrennten rothen Fleck, hat man gesehen. Sie zeigen sich am frühsten an der dem Verschwindungspunkte gegenüberliegenden Seite, am spätesten an diesem Punkte selbst. Eben so bleiben sie hier länger stehen als da, wo zuerst ein Stück der Sonne wieder sichtbar wird. Zuweilen ist wahrgenommen worden, daß sie vor dem gänzlichen Verschwinden ihre Farbe verlieren, ohne ihre Gestalt zu ändern. Ihre Höhenerstreckung wird verschieden angegeben, von 5 und 10 bis zu 25 und 30 Secunden; zu genauen Messungen ist wohl die Zeit zu kurz, und bei einem kundigen Astronomen werden Schätzungen hier gewiß genügen.

Auch diese Erscheinungen müssen wohl in irgend einer Weise auf die Sonne selbst bezogen werden. So hohe Berge hat der Mondrand nicht, abgesehen davon, daß sie uns, eben so wie der ganze Mond, zu solcher Zeit nur ihre unerleuchtete Seite zeigen können. Inflexionserscheinungen, wie Feilitzsch und Parpart wollen, sind es ebenfalls nicht, diese würden keine so große Mannigfaltigkeit und namentlich keine so grotesken Formen erzeugen können. Auch ist 1851 bestimmt wahrgenommen worden, daß der oben erwähnte ganz abgetrennte Fleck nicht mit dem Monde fortrückte, sondern in gleichem Abstande vom Sonnencentrum blieb. Noch weniger aber können wir mit Lamont das Substrat der Erscheinung in unserer Atmosphäre suchen. Wäre dies, so würde man nicht an verschiedenen, sogar durch Meere getrennten Orten, wie Schweden und Preußen, die gleichen Formen dieser Erscheinung beobachtet haben. Wir werden weiterhin noch einiges hierher Gehörige beibringen und fahren in unserer Schilderung des Phänomens fort.

Man sieht ohne Mühe die Sterne erster Größe mit bloßem Auge, so wie die über dem Horizonte befindlichen hellern Planeten. Ist man tief genug im Schatten, so erscheinen auch die Sterne zweiter und selbst einige der dritten Größe. Stehen Wolken am Himmel, so zeigen diese ein eigenthümliches Farbenspiel. — Die Dunkelheit, obgleich bei Weitem keine völlige Nacht, läßt doch Gegenstände, die 100 bis 150 Fuß entfernt sind, nur dann erkennen, wenn sie sich vor ihrer Umgebung durch beträchtlich hellere Färbung herausheben.

Die Thierwelt geräth in Unruhe und Verwirrung. Pferde drängen sich ängstlich an einander; ein Reiter mag ja absitzen. Das Rindvieh läuft brüllend umher; Hunde pflegen sich ruhiger zu verhalten. Vögel flattern ängstlich umher, fallen wohl gar herab; Hühner machen Anstalt, sich zur Nachtruhe zu begeben.

Blumen schließen sich (doch nicht alle, selbst bei gleicher Gattung); Blattkelche falten sich zusammen. Andere, besonders dünn- und hochstielige Pflanzen biegen sich um und hängen mit der Blüthe herab, so lange die Dunkelheit währt.

Denn der erste wieder hervorbrechende Sonnenstrahl bringt Alles wieder in die alte Ordnung. Der Schatten des Mondes jagt nach Osten hin, während von Westen her das Licht wieder heranrückt. Die Krone verschwindet, es verschwinden die schon bleich gewordenen Bergformen, und viel rascher, als vorher das Licht abnahm, nimmt es jetzt wieder zu. Dies hat indeß keinen astronomischen, sondern nur einen physiologischen Grund. Während der Dunkelheit hat sich nämlich die Pupille erweitert und das Auge ist jetzt für Lichteindrücke viel empfänglicher als vorher. Nur 3 bis 5 Minuten, und man glaubt sich schon wieder in voller Sonnenhelle zu befinden. Die Abnahme der Finsterniß erfolgt in umgekehrter Ordnung wie die Zunahme und der Vorgang läßt nirgends eine bleibende Spur auf der Erdfläche zurück.

Dieses allgemeine Bild wird vielfache Modificationen erleiden und besonders bei nicht ganz günstigem Luftzustande Manches vermissen lassen; doch auch bei völliger Trübheit geht das Phänomen nicht unbemerkt vorüber. Die Dunkelheit während der totalen Verfinsterung ist sogar dann wo möglich noch stärker und die Erscheinungen in der organischen Natur erfolgen ganz wie oben beschrieben; ein Beweis, daß nicht der Anblick des Phänomens, sondern nur das plötzliche, nicht vorher empfundene Dunkel die Thierwelt in Unruhe versetzt.

Wenn Schneeflächen unsern Standpunkt umgeben, so kann man das Heran- und Hinwegziehen des Mondschattens deutlicher als im Sommer wahrnehmen; das Hauptphänomen selbst erscheint weniger gut wegen des alsdann meist sehr tiefen Standes der Sonne. Wo die Sonne grade beim Auf- oder Untergange total verfinstert ist, fallen die Morgen- resp. Abendröthen fast ganz hinweg.

Wir gehen nun zur nächst bevorstehenden, durch die so seltene Constellation ausgezeichneten Finsterniß am 18. Juli d. J. über, die, wenn anders die Witterung sie begünstigt, für die physische Kenntniß der Sonne und ihrer Umhüllung bedeutenden Gewinn verspricht. Die Zone der totalen Verdunkelung hat am Anfang und Ende etwa 18, in der Mitte 22 bis 24 Meilen Breite. Sie beginnt im Stillen Meere südwestlich an der Vancouver-Insel, durchzieht die wenig bekannten Gegenden des britischen Nordamerika, trifft auf den Charlottensund, Forks Fort und Athapescow, den Bedfordsee und Fort Churchill an der Hudsonsbai. Sie geht weiter durch den nördlichen Theil dieser Bai und die unwirthlichsten nördlichen Striche von Labrador bis zur Nashwalbai unter dem 59. Grade nördlicher Breite. Von hier an ist ihr weiterer Verlauf bis zur Nordwestküste Spaniens ein oceanischer, wobei sie weit nördlich an den Azorischen Inseln vorbeizieht.

Zwischen Santander und Oviedo trifft die Centrallinie auf die spanische Nordküste, zieht durch das Ebrothal und erreicht bei Cropesa das Mittelländische Meer. Madrid bleibt südwestlich, Barcellona nordöstlich außerhalb der Zone; beide Orte, eben so wie Bayonne, Pampelona, Valladolid erblicken sie sehr groß, so daß man sehr helle Sterne auch an diesen Orten während der Finsterniß wahrnehmen kann. Im Mittelmeere werden Ivia, Formentera und die westlichste Ecke von Majorca von der Zone getroffen, Palma, so wie die Insel Minorca, bleiben außerhalb. Im weitern Verlauf trifft die Zone auf die algierische Küste; die Städte Algier, Bugia, Constantine erblicken die Finsterniß total; Bona und Oran bleiben außerhalb. Weiter zieht sie durch den Ludeahsee

in der Regentschaft Tunis, den südlichen Theil von Tripolis und den nördlichen von Fezzan. Quer durch die Wüste ziehend, überschreitet sie den Nil im 20. Grade 40 Minuten nördlicher Breite und endet im Rothen Meere zwischen Massaua, wo sie total verfinstert untergeht, und Loheia, wo beim Untergange der Sonne noch eine ganz schmale Sichel gesehen wird.

Diese Zone von beiläufig 2300 Meilen Länge und 20 Meilen durchschnittlicher Breite, bildet den 200sten Theil der gesammten Oberfläche unserer Erde. Selten wird sie erheblich mehr, oft aber weniger betragen. Gleichzeitig wird immer nur ein Kreis von 350 bis 400 Quadratmeilen Inhalt beschattet, und drei Stunden verfließen für ihren gesammten Weg vom Stillen Meere bis in's Rothe.

Weit ausgedehnter ist natürlich der Bezirk, wo man überhaupt etwas von der Finsterniß sieht. Zu ihm gehört die Ostspitze Nordasiens, ganz Nordamerika bis Mazatlan und die Mündung des Rio del Norte herab (nur der südliche Theil von Florida bleibt außerhalb); ganz Europa; ganz Nordafrika bis auf einige Küstenstriche im Osten und Westen; fast die Hälfte Südafrika's; Arabien, Persien und der größte Theil Mittel- und Nordasiens. Je näher ein Punkt dieses Raumes der oben bezeichneten Centrallinie liegt, desto größer erblickt er die Finsterniß; je näher seinen Grenzen, desto kleiner. Fünf Stunden ist die Dauer der gesammten Finsterniß für die Erde überhaupt.

Die Strecken des britischen Nordamerika, so wie die des innern Afrika, welche im Wege des Mondschattens liegen, müssen wohl als unwirthbar und ungeeignet zu wissenschaftlichen Beobachtungen bezeichnet werden; und so bleiben nur Nordspanien und die genannten Punkte des französischen Afrika übrig, die denn auch, wie zu hoffen steht, nicht sparsam mit Beobachtern besetzt sein werden. Denn auch Amerika's Astronomen werden nicht die ihnen geographisch näher liegenden Punkte im hohen Norden, sondern gleichfalls Spanien und Algier zu ihrer Station wählen.

Wir haben bereits eben der seltenen Constellation erwähnt, welche die nächst bevorstehende Finsterniß auszeichnet. Es werden nämlich die vier hellsten Planeten sämmtlich in der Nähe der Sonne, und zwar zu zwei Paaren gruppirt, sichtbar sein: Venus und Jupiter links neben der Sonne, nur resp. $5^1/_2$ und $7^3/_4$ Grad von ihr entfernt; und etwas weiter gleichfalls zur Linken Mercur und Saturn, 5 Grad aus einander stehend und von der Sonne $25^3/_4$ und $28^3/_4$ Grad abstehend; außerdem in der Südwestregion Regulus, Sirius, Procyon, Beteigeuze von erster, Castor, Pollux und vier Orionsterne von zweiter Größe. Die andern hellern, aber weiter umher zerstreuten Sterne sind Capella, Aldebaran, Arctur, Wega und Spica. (Bei dieser Angabe liegt die Himmelsstellung im nördlichen Spanien, speciell die von Saragossa zum Grunde.)

Hier mögen nun noch für einige Orte, welche die Finsterniß total oder doch sehr groß erblicken, die Momente wie die Größe angegeben werden.

1. Totale Finsterniß.

Alle hier gegebenen Zeiten sind wahre Sonnenzeit des Ortes.

	Anfang	Mitte	Ende	Dauer d. tot. Finsterniß
Algier	2h13'18"	3h25' 8"	4h30'10"	1'34"
Aranda	1 28 47	2 43 5	3 50 53	57
Bilbao	1 29 20	2 43 46	3 51 11	2 16
Burgos	1 27 1	2 41 42	3 49 50	2 54
Calatayud	1 39 48	2 53 39	4 1 2	3 19
Oviedo	1 13 6	2 28 39	3 37 42	2 21
Reynosa	1 23 53	2 38 42	3 46 53	3 19
Santander	1 24 29	2 39 11	3 47 13	2 57
Saragossa	1 44 12	2 57 35	4 4 32	2 27
Soria	1 35 4	2 49 15	3 56 55	3 15
Valencia	1 50 23	3 3 41	4 10 30	2 12
Vittoria	1 31 36	2 45 52	3 53 32	2 50

2. Sehr große Finsterniß.

	Anfang	Mitte	Ende	Breite der unbedeckt bleibenden Sichel (des Sonnendurchmessers)
Alicante	1h51'51"	3h 5'16"	4h12'16"	$^1/_{32}$
Barcelona	2 0 26	3 12 18	4 17 58	$^1/_{39}$
Bayonne	1 36 59	2 50 36	3 57 41	$^1/_{60}$
Cartagena	1 50 15	3 3 53	4 10 55	$^1/_{25}$
Corunna	0 59 37	2 15 57	3 25 51	$^1/_{15}$
Ferrol	1 0 32	2 16 47	3 26 36	$^1/_{48}$
Huesca	1 46 9	2 59 14	3 6 0	$^1/_{240}$
Madrid	1 30 27	2 45 15	3 53 28	$^1/_{43}$
Montpellier	2 5 41	3 16 21	4 21 5	$^1/_{11}$
Pampelona	1 37 6	2 50 49	3 58 2	$^1/_{660}$
Pau	1 42 29	2 55 24	4 2 0	$^1/_{82}$
Salamanca	1 18 14	2 33 45	3 42 42	$^1/_{89}$
S. Sebastian	1 34 24	2 48 18	3 55 38	$^1/_{100}$
Tarragona	1 56 2	3 8 20	4 14 24	$^1/_{100}$
Toulouse	1 52 45	3 4 39	4 10 25	$^1/_{17}$
Valladolid	1 23 2	2 38 5	3 46 36	$^1/_{100}$

Der totalen Zone am nächsten unter allen zu Frankreich gehörenden Orten liegt das Dorf Behobia, wo 1/60 der Sonnenscheibe unbedeckt bleibt.

In Deutschland wird ihre Größe überall zwischen 7 und 10 Zoll (12 Zoll = dem Sonnendurchmesser angenommen) betragen; etwas mehr in Frankreich und Italien; am wenigsten im nördlichen Rußland (in Petersburg 5 Zoll).

Es mögen nun noch einige Notizen über die in den vier letzten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts zu erwartenden Finsternisse folgen, in so fern sie als totale oder centrale unsern Erdtheil berühren. Da ihre Anzahl nur mäßig ist, so sollen sie nicht bloß tabellarisch, sondern mit etwas mehr Detail aufgeführt werden: indeß wird man keine ganz genaue Vorausberechnungen hier erwarten. Für entferntere Zeiten sind sie zwar gar wohl möglich, aber in Ermangelung aller Vorarbeiten zu zeitraubend, während sie einige Jahre vor ihrem Eintritte sich aus den allgemeinen Ephemeriden, ohne unverhältnißmäßige Arbeit, so genau als man wünscht, berechnet werden können.



Totale Finsterniß 1861 am 31. December Nachmittags.

Der letzte Tag des scheidenden Jahres schließt mit einer totalen Finsterniß der untergehenden Sonne. Doch nur die äußerste Südspitze Morea's wird das Phänomen so erblicken. Sie beginnt als totale Finsterniß im mexicanischen Meerbusen, durchzieht von der Senegalmündung bis Tripolis den afrikanischen Continent und endet in dem Augenblicke, wo sie Europa's Gestade berührt.

Als partiale Finsterniß wird ganz Europa bis zum Polarkreise sie sehen, nur jenseits Moskau geht die Sonne vor Anfang der Finsterniß schon unter. — Den ganzen Verlauf erblickt nur Spanien und der größte



Totale Sonnenfinsterniß.

Burgos, Saragossa, Algier, 1860, Juli 18. — Cap Mataran, 1861, December 31. Cadix, Malaga, Constantinopel 1870, December 22. — Havelberg, Berlin, Moskwa 1887, August 19. Drontheim, Wardoe, Kola 1896, August 9.

Theil von Frankreich. Kein anderer Ort in Europa erblickt das Ende, Königsberg schon nicht mehr die Mitte; je weiter nordöstlich, desto weniger ist von ihr zu sehen.

	Anfang	Mitte	Größe
Berlin	2h49'	3h52'	6⅔ Zoll
Frankfurt a. M.	2 22	3 33	7
Hamburg	2 27	3 34	6
Kopenhagen	2 41	3 42	6
Königsberg	3 27	—	—
Mailand	2 30	3 39	7
Rom	2 49	3 59	9½
Ofen	3 24	4 23	8½
Wien	3 2	4 9	8

Ringförmige Finsterniß 1867, 6. März, Vormittags.

Zwischen Fez und Marokko beginnt die Ringform mit Aufgang der Sonne. Die Zone zieht weiter durch Algier, Tunis, die liparischen Inseln, das nördliche Sicilien (Palermo, Messina), Tarent, Widdin, Kronstadt, Kasan. Hoch im Norden Sibiriens, jenseits des Jenisei, im 66. Grade nördlicher Breite und 115. Grade östlicher Länge, liegt der Punkt, wo die Sonne ringförmig untergeht. — Ueberall in Europa erscheint sie als große Finsterniß.

	Anfang	Mitte	Ende	Größe
Augsburg	8h53'	10h17'	11h40'	10 Zoll
Berlin	9 13	10 32	11 54	9⅔
Frankfurt	8 46	10 7	11 29	9¾
Kopenhagen	9 14	10 32	11 52	9
Königsberg	9 53	11 15	11 35	9¾
Mailand	8 42	10 5	11 31	10½
Paris	8 16	9 32	10 54	9⅔
Prag	9 14	10 35	12 0	10
Rom	8 50	10 17	11 46	11½

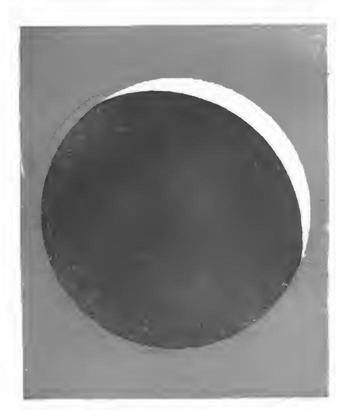
Totale Finsterniß 1870, 22. December, Nachmittags.

Sichtbar in ganz Europa bis zum Polarkreise und überall beträchtlich groß. Die Zone der Totalität kommt aus dem Atlantischen Meere, trifft Cadix, Gibraltar und Malaga, setzt dann nach Nordafrika (Algier, Constan-



Berlin 1860, Juli 18.

tine) über, trifft im weitern Lauf auf Siciliens Südspitze, Larissa und Constantinopel, und endet in der Nähe von Asow. In Europa ist sie überall wenigstens 9 Zoll groß; südlich von der angegebenen Zone nimmt ihre Größe viel rascher ab, so daß sie meistens schon diesseits des Aequators aufhört. Für genauere Beobachtungen werden sich nur



Montpellier 1860, Juli 18.

wenige Orte eignen, da sie, mit dem kürzesten Tage zusammenfallend, überall in Nordeuropa tief am Horizonte gesehen wird.

	Anfang	Mitte	Ende	Größe
Berlin	12h29′	1h40′	2h47′	9½ Z.
Frankfurt	12 1	1 13	2 47	9¾
Hamburg	12 8	1 18	2 31	9½
Kopenhagen	12 20	1 34	2 44	9½
Königsberg	1 2	2 17	3 27	9½
Paris	11 28	12 46	2 0	10
Petersburg	1 51	—	—	—
Prag	12 30	1 48	3 1	10
Rom	12 24	1 44	3 5	11½
Wien	12 47	2 2	3 15	10¼

Totale Finsterniß 1887, 19. August, Vormittags.

Die einzige Finsterniß des neunzehnten Jahrhunderts, welche Berlin total erblickt. Von der Niederelbe bei Havelberg zieht die Totalitätszone über Berlin, überschreitet die Oder bei Freienwalde, die Weichsel zwischen Marienburg und Dirschau, geht dann weiter über Wilna, Moskau, Tobolsk und durch Nordasien und die Mandschurei nach dem Großen Ocean, wo sie im 24. Grade nördlicher Breite und 191. Grade östlicher Länge beim Untergange der Sonne endet.

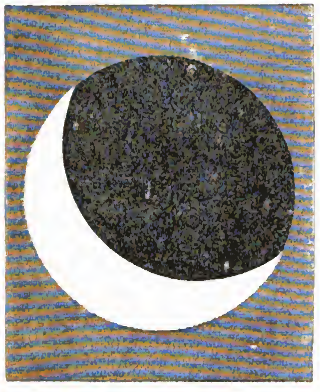
Der Anfang ist (den größten Theil Rußlands ausgenommen) überall in Europa unsichtbar, in Westeuropa von Nürnberg an auch die Mitte. Im südwestlichen Frankreich, in Spanien und Portugal erblickt man nichts von der Finsterniß, da sie dort vor Aufgang der Sonne schon geendet hat.

	Anfang	Mitte	Ende	Größe
Augsburg	—	—	5h37′	—
Berlin	—	4h56′	5 54	total
Frankfurt	—	—	5 28	—
Kopenhagen	—	5 1	5 23	11½ Z.
Königsberg	—	5 30	6 34	11⅞
Hamburg	—	4 39	5 37	11¾
Mailand	—	—	5 25	—
Petersburg	5h21′	6 17	7 15	11⅓
Prag	—	5 1	5 57	11¾
Rom	—	—	5 39	—
Wien	—	5 7	6 2	11

Paris und alle südwestlicher gelegenen Orte erblicken nichts von der Finsterniß. — In Berlin und der Umgegend werden an diesem Tage zwei Morgendämmerungen stattfinden, da die erste, zur gewöhnlichen Zeit beginnende, vor Sonnenaufgang einer fast völligen Dunkelheit wieder Platz macht.

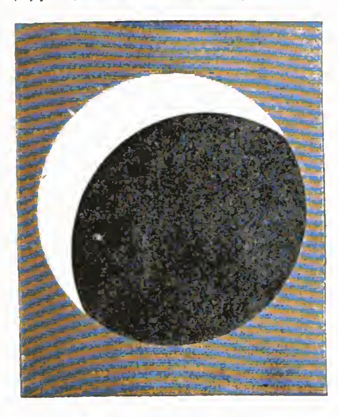
Ringförmige Finsterniß 1890, 17. Juni, Vorm.

Fast in der Mitte des Atlantischen Meeres, westlich vom Cap Palmas, beginnend. In schräger Richtung durchzieht die Zone den



Cadix 1860, Juli 18.

afrikanischen Norden bis zur großen Syrte, durchschneidet die Insel Candia (der einzige Punkt in Europa, der die Sonne ringförmig sieht). Zwischen Knioah und Aleppo erreicht



Rom 1861, December 31.

die Zone ihren nördlichsten Punkt, zieht durch Syrien, Persien und Indien und endet im chinesischen Meere südwestlich von Canton. Sie ist zwar in ganz Europa sichtbar, aber meistens nur klein, denn nach Norden wie nach Süden hin nimmt die Größe rasch ab, und zieht man eine Linie über Madrid, Toulouse, Basel, Dresden, Moskau und Kasan, so werden alle nördlich von derselben gelegenen Orte sie kleiner als 6 Zoll erblicken. Amerika sieht sie gar nicht, dagegen fast ganz Afrika, so wie Mittel- und Südasien, die östlichsten Gegenden ausgenommen.

	Anfang	Mitte	Ende	Größe
Augsburg	8h51′	10h 8′	11h30′	6½ Zoll
Berlin	9 15	10 28	11 46	5½
Mailand	8 33	9 53	11 19	7
Prag	9 12	10 29	11 52	6¼
Paris	8 14	9 24	10 35	5½
Petersburg	10 54	11 54	12 59	4
Rom	8 46	10 10	11 36	8½
Wien	9 17	10 39	12 7	7
Candia	10 0	11 25	12 54	Ring

Totale Finsterniß 1896, 9. August, Vormittags.

Total in Drontheim, Wardöhuus, Kola, die große Tundra der Samojeden und das nördliche Sibirien. Im übrigen Europa durchweg groß, aber meist nur zum Theil sichtbar. Petersburg sieht noch den ganzen Verlauf, weiter westlich und südlich fällt der Anfang unter den Horizont. Hamburg erblickt so eben noch die Mitte, Eger, Wien und Venedig nicht mehr. Für ganz Frankreich, Spanien und Portugal fällt das Ende vor Sonnenaufgang, auch England und Italien werden nur wenig von dieser Finsterniß sehen. Die Längenerstreckung der Totalitätszone ist bei dieser Finsterniß geringer als gewöhnlich, die Breitenerstreckung dagegen sehr beträchtlich, stellenweise 60 bis 80 Meilen, wegen des in sehr schräger Richtung die Erdfläche treffenden Schattens.

	Anfang	Mitte	Ende	Größe
Berlin	—	4h18′	5h 9′	8½ Z.
Hamburg	—	4 4	4 53	9¼
Frankfurt	—	—	4 41	—
Kopenhagen	—	4 18	5 10	9¾
Königsberg	—	4 57	5 49	9
Mailand	—	—	4 54	—
Prag	—	4 19	5 10	8
Petersburg	4h55′	5 39	6 36	10
Rom	—	—	4 56	—
Wien	—	—	5 15	—

Ringförmige Finsterniß 1900, 28. Mai, Nachm.

Die Ringformzone beginnt im Stillen Meere, durchzieht Mexico, Texas und die



Mailand 1867, März 6.

mittlern Staaten der Union. Ueber das Atlantische Meer zieht sie in östlicher Richtung und trifft auf Portugals Küsten zwischen den Mündungen des Douro und Mondego. Ihr weiterer Zug ist durch Oporto, Coimbra, Alcantara, Toledo und Almeria bezeichnet. Dann zieht sie über das Mittelländische Meer, Algier, Constantine und Tripolis fort und endet bei Sonnenuntergang an den Wasserfällen des Nil im südlichen Egypten. Sie wird in ganz Europa gesehen werden.

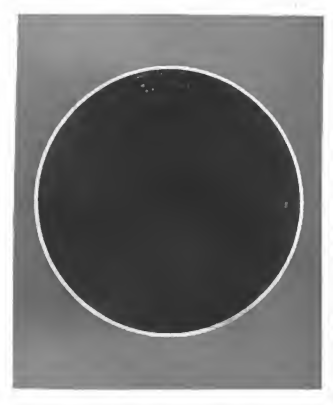
	Anfang	Mitte	Ende	Größe
Augsburg	3h47′	4h51′	5h50′	7¾ Z.
Berlin	3 55	4 56	5 52	6½
Frankfurt	3 35	4 38	5 36	7½
Hamburg	3 38	4 39	5 36	6½
Königsberg	4 28	5 23	6 17	5
Kopenhagen	3 49	4 48	5 42	6
Mailand	3 41	4 48	5 54	8¾
Paris	3 6	4 10	5 11	8½
Petersburg	5 9	5 55	6 37	3¾
Prag	4 3	5 4	6 1	7
Rom	4 1	5 13	6 20	9¼
Wien	4 13	5 15	6 13	7½
Almeria	2 40	3 48	4 50	Ring

Europa wird also nach 1860 überhaupt noch 4 totale und 3 ringförmige Sonnenfinsternisse bis zu Ende des Jahrhunderts erblicken. Die übrigen in Europa, jedoch nur partial sichtbaren, werden eintreten:

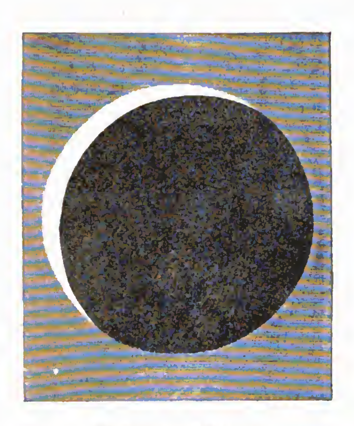
1863, 17. Mai, Nachmittags;
Berlin Mitte 7h24′; Größe 4⅔ Zoll.
1868, 23. Februar, Nachmittags;
Berlin Mitte 4h37′; Größe ⅓ Zoll.
1873, 26. Mai, Vormittags;
Berlin Mitte 9h38′; Größe 2½ Zoll.
1874, 10. October, Mittags;
Berlin Mitte 11h30′; Größe 5¾ Zoll.
1880, 31. December, Nachmittags;
Paris Mitte 2h50′; Größe 2⅓ Zoll.
(Berlin sieht nur den Anfang.)
1882, 17. Mai, Vormittags;
Berlin Mitte 7h50′; Größe 3⅔ Zoll.
1891, 6. Juni, Nachmittags;
Berlin Mitte 6h35′; Größe 4½ Zoll.
1899, 8. Juni, Vormittags;
Berlin Mitte 6h11′; Größe 1¾ Zoll.

Ueberhaupt also in vierzig Jahren fünfzehn in Berlin sichtbare Sonnenfinsternisse.

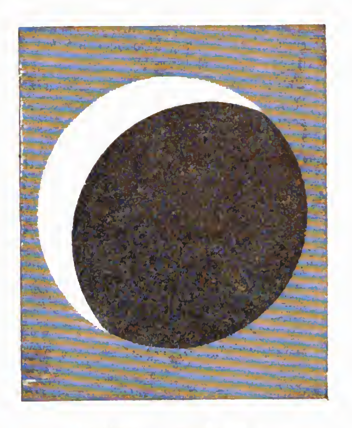
Nicht immer sind wir im Stande, von den Erscheinungen in der Natur Erklärungen aufzustellen, die über allen Zweifel erhaben sind. Oft müssen wir zu Hypothesen von größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit unsere Zuflucht nehmen, und sie haben jedenfalls den Nutzen, daß durch sie der weitern Prüfung ein bestimmtes Ziel gegeben ist und sie uns also bei unsern Beobachtungen leiten. Es ist aber namentlich da, wo



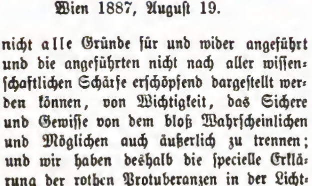
Ringförmige Sonnenfinsterniß.
Palermo, Widdin, Kasan 1867, März 6.
Candia, Aleppo 1890, Aug. 17.
Oporto, Toledo, Almeria 1900, Mai 28.



Wien 1887, August 19.

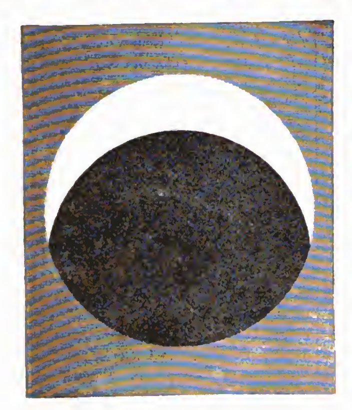


Petersburg 1896, August 9.



nicht alle Gründe für und wider angeführt und die angeführten nicht nach aller wissenschaftlichen Schärfe erschöpfend dargestellt werden können, von Wichtigkeit, das Sichere und Gewisse von dem bloß Wahrscheinlichen und Möglichen auch äußerlich zu trennen; und wir haben deshalb die specielle Erklärung der rothen Protuberanzen in der Lichtkrone, da sie sich noch nicht zur Gewißheit erheben läßt, bis hierher verschoben.

Es zeigen sich bekanntlich auf der Sonnenscheibe außer den gewöhnlichen grauen oder schwärzlichen Flecken auch nicht selten sogenannte Fackeln, das heißt einzelne Stellen, welche stärker glänzen als die übrige Fläche, und solche Stellen unterscheiden sich auch meistens durch eine hochgelbe oder röthliche Färbung. Das, was dieser Erscheinung zum Grunde liegt, kann nun gar wohl sich in einiger Entfernung von der Oberfläche befinden und einzelne Massen wolkenartig über der Sonnenkugel schweben. Dann werden sie aber, wenn in Folge der Sonnenmotion der Punkt, über welchem sie schweben, für unsern Anblick in den Rand tritt, neben diesem Rande stehen müssen. Daß wir sie nun hier nicht sehen, dürfte dem so nahen blendenden Lichte der Sonne zugeschrieben werden: wenn jedoch dieser Glanz wegfällt und gleichwohl die Umgegend der Sonne frei bleibt, also nur bei totalen Finsternissen, können sie gesehen werden, und somit wären diese rothen oder violetten Hervorragungen identisch mit den Sonnenfackeln.



Rom 1900, Mai 28.

Namentlich glaubten bei der letzten in Europa beobachteten totalen Sonnenfin-

sterniß von 1851 einige Beobachter die einige Tage vorher wahrnehmbaren Sonnenflecken in einer solchen Stellung beobachtet zu haben, daß sie gar wohl am Tage der Finsterniß an den Punkten, wo die rothen Flecke gesehen wurden, stehen konnten. Oft ist jedoch die Sonne ganz fackelfrei, und daher mag es kommen, daß nicht alle totalen Sonnenfinsternisse diese Erscheinung zeigen. — Man darf erwarten, daß eine so seltene Gelegenheit, wie sie namentlich die nächst bevorstehende Finsterniß darbietet, zur Entscheidung der Sache nach Möglichkeit benutzt werden möge.

Johann Mathesius,

der alte Bergprediger zu Joachimsthal in Böhmen.

Von

Dr. Jakob Nöggerath.

Theologie und Bergbau sind sehr verschiedenartige Gegenstände, und seltsam genug kann es erscheinen, wenn wir diese beiderlei Richtungen der Forschung und Erfahrung mit einander verbunden, auf einander bezogen und in einander verwebt in zusammenhängenden Canzelvorträgen behandelt finden. Wir beziehen dieses auf einen vor nahe dreihundert Jahren in deutscher Sprache abgefaßten Folianten, ein nach Inhalt und Form der Darstellung merkwürdiges Buch. Grade in der heutigen Zeit bei der vorwaltenden berg- und hüttenmännischen Regsamkeit kann dieses Buch, es ist die „Bergpostill von Johann Mathesius," weiland Pfarrers zu Joachimsthal, einiges Interesse in Anspruch nehmen. Dasselbe bewegt sich eben so sehr auf mineralogischem, geologischem, berg- und hüttenmännischem und bergrechtlichem Gebiete, und bespricht ausführlich die Glasmacherkunst nebst der Münzkunst, als es seinen Hauptzweck, die Christenlehre und Moral-Theologie, im Auge hält. Der Berg- und Hüttenmann findet freilich nichts Neues darin, was er für sein kunstreiches Gewerbe heut zu Tage noch praktisch nutzbar machen könnte: aber wir erhalten dadurch ein treues Bild, wie es damals mit den bezüglichen Kenntnissen und ihrer Anwendung beschaffen war, und nicht bloß diese Blicke drei Jahrhunderte rückwärts sind anziehend, sondern auch die in dem Predigtbuche enthaltenen geschichtlichen Nachrichten vom Bergbau. In dieser Rücksicht kann man es ein Quellenbuch nennen.

Die uns vorliegende älteste Ausgabe führt den Titel: „Sarepta. Darinn von allerley Bergwerck und Metallen, was ir eygenschafft und natur, und wie sie zu nutz und gut gemacht, guter bericht gegeben. Mit tröstlicher und lehrhafter erklärung aller sprüch, so in Heyliger Schrifft von Metall reden, und wie der Heylig Geist in Metallen und Bergarbeit die Artickel unseres Christlichen glaubens fürgebildet. Sampt der Jochimsthalschen kurzen Chroniken. Durch M. Johann Mathesium Pfarrer in S. Jochimsthal, selber für seinem seligen Ende verfertigt. Nürnberg. MDLXXII." Die große Aufnahme, welche das Buch gefunden hat, beweisen seine vielen Auflagen durch länger als ein ganzes Jahrhundert hindurch; bekannt sind deren folgende: Nürnberg 1562, 1564, 1571, 1578, 1587. Folio. — Leipzig 1614. Quarto. — Freiberg 1679. Quarto.

Mathesius als Prediger einer großartig aufblühenden Bergstadt war bemüht, die Lehren des Christenthums in ihrer Gestaltung nach der Reformation seinen Zuhörern, den Gewerken und Bergleuten, in der denselben geläufigen technischen Sprache vorzutragen, und konnte sich einen um so größern Erfolg versprechen, als er die Gleichnisse und Bilder in seinen Reden dem berg- und hüttenmännischen Gewerbe und Leben entnahm. Er sagt zwar in der Vorrede seines Buches, daß die sachliche Belehrung des Bergmannes nicht eigentlich in seiner Absicht liege, und verweist in dieser Hinsicht auf das damals schon erschienene berühmte Bergbuch Bermannus von Georg Agricola und andere Werke, aber er war eben so sehr Bergmann als Prediger, und konnte es daher doch nicht unterlassen, in seinen Reden ausführliche technische Excurse aufzunehmen, welche dem Predigtbuche grade jetzt noch den besondern historischen Werth verleihen. Seine bezüglichen Anschauungen ergänzen die bekannten Arbeiten Agricola's, welcher früher auch in Joachimsthal lange als Stadtarzt gelebt hatte und den Mathesius seinen Freund nennt, in mannigfacher Rücksicht und in ganz origineller Weise. So entstanden die Bergpredigten, welche sich so lange Zeiten hindurch eines großen Beifalls zu erfreuen hatten. Ihre Form fand sogar später vielfache Nachahmungen, keine derselben dürfte aber in der kernhaften Sprache, welche freilich nur aus

ihrer Zeit heraus gewürdigt werden kann, die Bergpredigten unseres Mathesius erreicht haben.

Wenn man sich das rege bergmännische Leben denkt, welches zur Zeit des Mathesius in Joachimsthal vorhanden war, so wird die Zweckmäßigkeit der Form seiner Canzelreden recht begreiflich. Damals standen die Bergwerke bei dieser Bergstadt in einer herrlichen Blüthe, sie producirten ganz außerordentliche Mengen Silbers und lieferten große Ausbeute, welches die alte Welt in Erstaunen setzte. Der Bergbau von Joachimsthal hatte mit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts erst begonnen; vor dieser Zeit stand noch kein Haus der dermaligen Bergstadt, und sie wuchs vom Jahre 1500 mächtig in der Bevölkerung und im Reichthum. Peter Albinus in seiner Meissen'schen Bergchronik (1589) gibt die reine Ausbeute, also ohne die landesherrlichen Abgaben und nach Abrechnung aller Berg- und Hüttenkosten, der Joachimsthal'schen Bergwerke in den vierundvierzig Jahren von 1516 bis 1560 zu 4,049,563 Thalern oder zu mehr als vierzig Tonnen Goldes an. Die silbernen Thaler wurden zuerst im Jahre 1519 geprägt, und von diesem Prägort führen die Thaler (Joachimsthaler) den Namen. Im Jahre 1520 wurde Joachimsthal zur freien Bergstadt erhoben.

Mathesius war ein für seine Zeit sehr gelehrter und zugleich helldenkender Mann. Seine große Belesenheit auch in den Werken des Alterthums ergibt sich aus der „Sarepta." Seinen Werth als Theologe lassen wir hier außer Betracht; nur seine berg- und hüttenmännischen Kenntnisse sind wir näher zu würdigen im Stande, und müssen wir diese für ihre Zeit um so höher anschlagen, als damals das Fach nur ein auf Empirie gegründetes Gewerbe war, und alle seine Hilfswissenschaften noch sehr tief standen, die Naturwissenschaften namentlich nur als erste Keime vorhanden waren. Als Theologe der damaligen Zeit und unmittelbarer Schüler Dr. M. Luther's konnte Mathesius den Teufel zu kirchlichem Zweck nicht entbehren und er trägt ihm auch vielfach Rechnung, so wie sich sein Haß gegen das Papstthum überall in seinen Reden zu erkennen gibt. Den Alchymisten war er aber schon sehr abhold, glaubte nicht an ihre Kunst und läßt es nicht an bitterm Spott über ihr Treiben fehlen. Ueber die Umwandlung mineralischer Verbindungen in dem Erdkörper in andere und neue, bekanntlich ein Gegenstand, womit sich heut zu Tage die Geologen und Chemiker viel und erfolgvoll beschäftigen, führt er interessante Erfahrungen an; die Deutung derselben ist allerdings meist gänzlich verfehlt, da er die Aufklärungen der heutigen Chemie dabei nicht benutzen konnte.

Mathesius seltsame combinirte Richtung für Theologie, Berg- und Hüttentechnik findet, neben seinen äußern Verhältnissen, vorzüglich in seinem Bildungsgange ihre Erklärung. Was wir nachstehend aus seinem Leben mittheilen, ist meist aus seinen eigenen Schriften entnommen, einiges ist aber aus seiner Lebensbeschreibung geschöpft, welche ein jüngerer Verwandter von ihm, M. Johann Balthasar Mathesius, Pfarrer in Brockwitz, in bombastischem Stile deutsch zusammengestellt und im Jahre 1705 zu Dresden herausgegeben hat.

Der Joachimsthal'sche Mathesius war zu Rochlitz in Sachsen im Jahre 1504 geboren. Er erzählt selbst, daß er in seinem zehnten Lebensjahre von seinem Vater, den er einen „stattlichen Gewerken" der dortigen Bergwerke nennt, auf den Gruben eingeführt wurde, wo er geschrieben und die Zubuße „eingemahnt" habe. Sein Vater habe ihm dabei geweissagt, daß er Bergmann werden würde. Ein „geistlicher Bergmann," wie er sich selber nennt, ist er zwar geworden, aber das Schlägel- und Eisengewerbe im eigentlich praktischen Sinne hat er nicht verfolgt. Er erhielt seine Gymnasialausbildung zu Nürnberg, und es scheint, daß das Vermögen seines Vaters ganz verloren gegangen war; dieser hatte es wahrscheinlich, bergmännisch ausgedrückt, „verbaut," denn in Nürnberg hatte der junge Mathesius sich, nach der damaligen Weise armer Studenten, seinen Unterhalt durch Singen verdienen müssen. Wir finden ihn später in München bei dem Besitzer einer großen Bibliothek („Liberei") beschäftigt und darauf als Hauslehrer auf dem Schlosse Odulzhausen. Das Studium der Theologie, besonders die lutherische Lehre, hatte ihn sehr angezogen und bestimmte ihn, in seinem fünfundzwanzigsten Lebensjahre die Universität Wittenberg zu besuchen, auf welcher Dr. M. Luther, Ph. Melanchton, Johann Bugenhagen, Pommeranus, Jonas und andere berühmte Männer lehrten und welche überhaupt in großer Blüthe stand. Es war nicht allein die Theo-

logie, welche er hier mit Eifer betrieb, das Studium der römischen und griechischen Classiker, besonders der Dichter ließ er sich gleichzeitig sehr angelegen sein, die physikalischen und mathematischen Wissenschaften betrieb er ebenfalls, und für die Musik hatte er eine große Vorliebe.

Alle seine Studien und sein großes Wissen brachten ihn aber anfangs nur zu einer untergeordneten Stelle; wir erfahren von ihm, daß er Schuldiener zu Altenburg war. Wir denken uns freilich hierunter keinen eigentlichen Diener einer Schule, sondern einen Schulgehilfen einer höhern lateinischen Schule der damaligen Zeit. Im Jahre 1532 wurde er aber als Schulmeister nach Joachimsthal berufen, und wie hoch dort die Schule stand, sieht man daraus, daß hier sogar lateinische und griechische Komödien, namentlich von Sophokles und Aristophanes, aufgeführt wurden. Im Jahre 1539 wurde er zum Prädicanten in der Bergstadt vorgeschlagen. Im Jahre 1540 verließ er aber seine Schule und besuchte von neuem die Universität Wittenberg zwei Jahre lang. Er stand während dieser Zeit seinem Lehrer Dr. M. Luther so nahe, daß dieser ihn zu seinem Tischgenossen aufnahm. „Und diesen wohlgezogenen Tisch-Pursch liebte auch der selige Vater Lutherus vor andern heftig: dahero wenn er fröhlich war, über oder nacher Tische sang und zu seiner Laute griff, mußte unser Mathesius mit seiner Stimme sich hören lassen.“ So berichtet sein Biograph Mathesius der Jüngere.

Im Jahre 1541 wurde Mathesius von Wittenberg wieder nach Joachimsthal berufen, zum dortigen Pfarrer aber erst 1545 bestellt. Als Theologe war er sehr geschätzt und wurde zu einer Professur an die Universität Leipzig berufen. Sein Freund Melanchton schrieb ihm damals: „Wie ich vernehme, so will man Euch nach Leipzig vociren, doch glaube ich nicht, daß Ihr aus Eurer Sarepta Euch wegbegeben werdet.“ Und so war es auch. Mathesius schlug diese so wie manche andere an ihn ergangene Berufungen aus. Er starb in Joachimsthal den 8. October 1565, nachdem er eben eine Predigt gehalten hatte, wahrscheinlich am Schlage.

Mathesius hat, außer seiner „Sarepta,“ die wir hier ihrer Eigenthümlichkeit wegen nur allein würdigen wollten, noch vieles Andere in Druck gegeben, besonders Canzelreden, unter diesen auch solche über das Leben Dr. M. Luther's, welche manche Originalnachrichten über den Reformator enthalten.

Mathesius in seiner Zeit aufgefaßt, war allerdings ein merkwürdiger Mann, und stellen wir ihn auch nicht grade als eine sehr berühmte Persönlichkeit hin, so verdient er doch gewiß diese eng gehaltene Reminiscenz. In Bibliotheken und selbst in Hausbücherschränken modert noch vielfach seine „Sarepta,“ und freuen sollte es uns, wenn hierdurch ihre Durchsicht, besonders bei der bergmännischen Gilde, angeregt würde. Man darf dabei freilich nicht scheuen, sich durch die dreihundert Jahre alte deutsche Sprachform hindurch zu arbeiten: dann aber wird dem Leser manche interessante Ausbeute zu Theil.

Der Hof und die Gesellschaft in Persien.

Aus den Briefen der Lady Sheil.

Teheran, Januar.

Wir sind einige Tage vor Weihnachten aus dem Gebirge zurückgekehrt, und haben dieses Fest so gut wir konnten nach alter englischer Weise gefeiert. In Ermangelung der Stechpalmenzweige, welche durchaus nicht vorhanden waren, haben wir unsere Zimmer mit Epheu ausgeschmückt, und zu diesem die wenigen Blumen hinzugefügt, welche in unserm Garten noch übrig waren.

Das neue Jahr wurde recht angenehm mit einer Reminiscenz an Europa, in Form von lebenden Bildern, eröffnet, welche mit vielem Erfolg unter der anmuthigen Leitung der Prinzessin D. im russischen Gesandtschaftshotel dargestellt wurden. Die in Teheran wohnenden Europäer waren allein nebst einigen bevorzugten Persern, welche in Europa gewesen waren und dessen Sitten kannten, dazu eingeladen. Diese schienen bezaubert: und in der That waren auch die Gruppen mit vielem Geschmack angeordnet. So leichtfertig sie auch scheinen mögen, so sind derartige Vergnügungen doch von vielem Nutzen in diesem Lande, denn sie dienen dazu, die exclusiv asiatischen Ideen allmälig zu modificiren. Von dem Walzer und der Polka wüßte ich nicht dasselbe zu sagen. Alle Perser, welche davon haben sprechen hören, können nicht begreifen, wie Frauen, welche Selbstachtung besitzen, sich dergleichen Tänze zu erlauben wagen.

Während dieses Monats habe ich meine zweite und letzte Visite bei der Mutter des Schahs abgestattet. Aus mehr als einem Grunde können einer Europäerin intime Beziehungen zu Perserinnen wenig wünschenswerth erscheinen. Die Gesellschaft dieser Damen ist unerträglich, sei es auch nur durch die Art und Weise ihrer vertraulichen Unterhaltungen im Innern des Harems. Diesmal empfing mich die Fürstin ohne alle Ceremonie. Nachdem wir Thee und Kaffee in ihren Gemächern genossen hatten, führte sie mich in Begleitung ihrer sämmtlichen Frauen durch eine Reihe von Höfen nach einem schönen Garten, wo wir den Schah trafen, der ohne Begleitung spazieren ging. Er unterhielt sich mit mir einige Minuten recht artig und ließ uns dann den neuen Theil des Palastes besuchen, auf welchen er ungemein stolz ist. Einige dieser Gemächer, nach persischer Mode decorirt, enthielten zwei Reihen schlanker Säulen, welche gleich der Decke mit kleinen Spiegeln bedeckt waren. Mehrere andere Zimmer dagegen glichen unsern europäischen Salons; ihre mit gemaltem Papier bedeckten Wände waren mit ziemlich schlechten colorirten Kupferstichen verziert. Ein Cabinet diente als Bibliothek, und enthielt in Glasschränken Manuscripte, deren Decken von schönem Brocat waren. Dort nahmen wir Abschied von Sr. Majestät und betraten das Zimmer, welches die Kleinodien enthält. Da ich mich nicht auf Edelsteine verstehe, so kann ich über den Werth derjenigen, welche man mir zeigte, kein Urtheil abgeben. Ich muß mich mit dem Ausspruche begnügen, daß mir die Diamanten und Perlen eine ungeheuere Größe zu haben schienen, daß sie aber zu schlecht gefaßt waren, um in ihrem vollen Glanze zu Tage zu treten. Man führte mich dann in das Porcellancabinet, wo ich mich durch Neid versündigte, denn es standen dort prächtige Vasen, deren Werth man gar nicht zu kennen schien. Als wir wieder in den Anderoum kamen, machte mich die Mutter des Schah darauf aufmerksam, daß die Wände des Hofes neuerdings al Fresco gemalt waren. Verschiedenartige Gegenstände waren dort dargestellt; aber sie hielt sich nur vor einem derselben auf, welcher ihr ohne Zweifel Scenen aus ihrer Jugend in's Gedächtniß zurückrief. Es war dies ein Nomadenlager in einer grünenden Ebene, mit weidenden Ziegen und Schafen, während die Frauen mit Kochen, mit Wassertragen und mit dem Melken des Viehes beschäftigt waren. „Welch ein glückliches Leben!“ rief die Khanoum aus, „welch ein liebliches Bild!“ Alle Frauen, welche sie begleiteten, brachen in beistimmende Ausrufe aus. „Gewiß,“ sagten sie, „sein Leben unter einem Zelte hinzubringen, in freier Luft, bei herrlich klarem Wasser und Hammelfleisch, das ist das glücklichste Loos auf der Welt!“ Die Fürstin ließ mich dann ein Porträt ihres verstorbenen Gatten betrachten, vor welchem sie Thränen vergoß und sich zum Zeichen der Trauer auf die Brust schlug. Ich glaube, daß sie ihn ungemein geliebt hatte bis zu der Zeit, wo er sie völlig verließ. Sie hatte sich die Fortdauer seiner Zuneigung durch ein Mittel zu sichern gesucht, welches den Europäerinnen höchst sonderbar scheinen wird, im Orient aber ziemlich gewöhnlich ist. Sie schrieb eines Tages einen ergreifenden Brief an ein Mitglied der englischen Gesandtschaft und bat, ihr eine Summe Geld zu leihen, die sie, wie sie sagte, nöthig habe, um ihren Gatten, den damaligen Thronfolger, zu besuchen, den eine militärische Expedition entfernt hielt. Der Engländer glaubte diese Vorspiegelung und lieh ihr das erbetene Geld, die Prinzessin aber verwendete dasselbe augenblicklich zum Ankauf einer jungen Circassierin, welche sie ihrem Gatten schickte, anstatt ihn selbst zu besuchen.

Einige Tage später machte ich einen Gegenbesuch bei der Halbschwester des Schah, einem hübschen jungen Mädchen von fünfzehn Jahren, die in einen Winkel des Harems verstoßen bei ihrer Mutter lebte. Ihr Bruder vernachlässigte sie gänzlich und Jedermann folgte natürlich seinem Beispiele. Sie war wirklich reizend; die Regelmäßigkeit ihrer Züge und die Zierlichkeit ihrer Formen fanden nur in den Meisterwerken der italienischen Kunst ihresgleichen. Sie ist eine der wenigen Schönheiten, die ich in Persien gesehen habe. Sie trug nach Landessitte ungeheure Beinkleider von so dickem Brocat, daß dieselben hätten aufrecht stehen können. Ihre Haare waren gelockt und sie war buchstäblich mit Diamanten bedeckt. Ihre Manieren waren ruhig und melancholisch. Sie schien sehr neugierig hinsichtlich aller Einzelheiten unserer europäischen Lebensweise. Was sie am meisten zu verwundern schien, war die Mühe, die wir uns nehmen, uns jeden Abend vor dem Schlafengehen zu entkleiden. Sie fragte mich, ob es wahr sei, daß wir des Nachts mit einem langen weißen Gewande

angethan wären? Alle Perserinnen sind über diesen Gebrauch in hohem Grade erstaunt, den sie sich nur ungemein schwer erklären können. Sie entkleiden sich niemals. Wenn die Zeit zum Schlafen kommt, begnügen sie sich, in ihre leichte wattirte Matratze sich einzuwickeln, welche den Tag über in einem Winkel des Zimmers versteckt wird. Sie wechseln ihre Kleider nur dann, wenn sie in das Bad gehen. Einige Tage später sandte mir die junge Prinzessin ein Stück Seidenzeug mit der Bitte, ihr durch meine Frauen ein Kleid daraus machen zu lassen, weil sie sich nach der Mode der „Feringis" kleiden wolle, um zu sehen, wie dieses Costüm ihr sitze. Dies arme Kind flößte mir viel Mitgefühl ein. Ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist; aber ich darf vermuthen, daß man sie an einen Mann von sehr untergeordnetem Range verheirathet hat.

Teheran, 5. Februar.

Als wir heute eine Spazierfahrt vor den Thoren der Stadt machten, kamen wir an einem armen an der Erde liegenden Kamele vorüber, welches uns mit dem melancholischen Blicke ansah, der diesen Thieren eigenthümlich ist. Da es in einem Zustande des äußersten Leidens zu sein schien, ließen wir unsern Wagen halten, um uns davon zu überzeugen, und bemerkten, daß dieser Schmerzensblick des unglücklichen Thieres nur zu sehr gerechtfertigt war. Es hatte eine Wunde erhalten, welche ihm für die Zukunft das Gehen unmöglich machte, und sein Herr hatte es, als er es außer Stande zu fernern Diensten sah, an diesem Orte verlassen, wo es dem Hungertode preisgegeben war. Diese grausame Gewohnheit ist bei den Persern allgemein. Alle alten und unbrauchbar gewordenen Thiere werden in's Freie hinausgejagt und ihrem Schicksale überlassen; sie zu tödten, würde als eine That der Unmenschlichkeit angesehen werden. Es besteht in Persien auch eine gewisse abergläubische Furcht in Betreff getödteter Thiere; man glaubt, daß sie am Tage der Auferstehung diejenigen, welche ihnen den Tod gegeben, verfolgen und sich rächen könnten. Mein Mann ließ gegen die persische Sitte die Pferde der Gesandtschaft, welche zu jedem Dienste untauglich geworden waren, mit Flintenschüssen tödten, was ihm einen wenig günstigen Ruf zuzog. Davon erhielt er folgenden Beweis. Eines Tages wurde der Kedkhoadah oder Vorsteher des Dorfes Goolahek, wo wir im Sommer unser Quartier genommen hatten, von dem Obersten Sheil mit einer exemplarischen Bestrafung bedroht. „Ich weiß wohl, daß Ihr mich bestrafen lassen werdet," rief der alte Mann aus. „Seid Ihr nicht jener Vezir Moukhtar, der seine alten Pferde hat erschießen lassen, nachdem sie ihm treu gedient?" Aber um wieder auf unser armes Kamel zurückzukommen, beklagten wir uns in einem nahen Dorfe über die Unmenschlichkeit, dasselbe Hungers sterben zu lassen und machten den Einwohnern begreiflich, daß man es tödten müsse. Sogleich brachen etwa zwanzig Leute auf, bewaffnet mit ihren Messern, und machten sich daran, das arme Thier abzuschlachten, um sein Fleisch zu ihrer Mahlzeit zu benutzen. Am folgenden Tage stellte sich der Eigenthümer des Thieres in unserer Behausung ein und verlangte von uns den Preis seines Kamels, welches, wie er sagte, dem Gesetze zuwider getödtet worden sei. Um zu sehen, wie die Sache gerichtlich entschieden werden würde, antwortete mein Mann dem Perser, daß er seine Klage dem Gerichte übergeben solle und daß der Entscheidung der Obrigkeit nachgekommen werden solle, sie möge ausfallen wie sie wolle. Bald darauf kam ein Bescheid an, in welchem der Richter erklärte, daß, da der Oberst Sheil nach einer bloßen Selbstüberhebung gehandelt und der Eigenthümer des Kamels das Recht habe, mit demselben zu verfahren, wie es ihm beliebe, der besagte Eigenthümer den zehnten Theil des Preises seines Thieres beanspruchen dürfe, d. h. zehn Schilling.

Teheran, Februar.

Unter die Merkwürdigkeiten von Teheran zähle ich auch die Frauen der Turkomannen, welche als Geißeln des Stammes von Gokkan dort zurückgehalten werden. Dieser wohnt am südöstlichen Winkel des Caspischen Meeres, nicht weit von Asterabad, und steht unter persischer Botmäßigkeit, statt die Unabhängigkeit der übrigen Stämme dieses Volkes zu theilen, welche die zwischen dem Caspischen Meere und dem Oxus liegende Gegend innehaben. Obgleich gezwungen, fortwährend vierzig bis fünfzig Familien unter dem Namen von Geißeln zu stellen, verfehlen doch die Gokkans nie, von allen innern Streitigkeiten in Persien Vortheil zu ziehen und auf dessen

Gebiete Raubzüge zu unternehmen. Wenn wir nicht gewußt hätten, daß die Turkomannen eine der verabscheuungswürdigsten Völkeracen auf dem Erdboden sind, würden wir geneigt gewesen sein, sie zu beklagen, daß sie ihrem freien Leben in ihrem herrlichen vom Goorgan gebadeten Lande entrissen wurden, um als Gefangene in der erstickenden Atmosphäre von Teheran zu leben, dessen Thore sie nicht verlassen dürfen. Ihre Häßlichkeit ist ungemein groß und besonders die der Frauen. Sie haben ein breites und plattes Gesicht, hervorspringende Backenknochen, eine kurze, platte Stumpfnase, kleine und tiefliegende Augen, und einen gelben Teint. Da sie der Stammrace der Türken angehören, so kann man sich nicht genug über den Contrast wundern, welcher zwischen ihren häßlichen Zügen und der Schönheit der Physiognomie der Osmanlis von Constantinopel herrscht, deren Voreltern unzweifelhaft diesen Wilden glichen. Die Veränderung erklärt sich aus den fortwährenden Ehen mit Circassierinnen, Georgierinnen, Kurdinnen, Araberinnen, Albaneserinnen, Griechinnen und Armenierinnen, welche nach und nach die unterscheidenden Merkmale der mongolischen Race ausgemerzt haben. Die Frauen der Turkomannen gehen stets ohne Schleier aus. Ihre eben so sonderbare als wenig anständige Kleidung besteht aus einem engen rothen Beinkleid und einer Art Jacke oder Oberrock von rothem Tuch, welcher bis oberhalb des Knies hinabreicht. Kopf und Hals sind in ein gelbes Tuch gehüllt. Der moralische Charakter der Turkomannen verdient eben so wenig Lob als ihr physischer. Nicht nur sind sie wild und beutegierig, wie dies aus ihrer Lebensweise hervorgehen muß, sondern sie sind auch voll Treulosigkeit und stets bereit, die Gesetze der Gastfreundschaft gegen die Fremden, die sie in ihren Zelten aufgenommen haben, zu verletzen. Man kann nicht einmal sagen, daß sie tapfer sind, denn auf allen ihren Zügen vermeiden sie den Kampf so viel sie nur können. Da sich ihre Raubzüge weithin erstrecken, so sind sie der Schrecken aller persischen Grenzvölkerschaften und besonders der zahlreichen Pilger, welche sich fortwährend nach Meschid begeben, um vor dem Grabmale des Iman Reeza zu beten. Diejenigen Gefangenen, welche kein Lösegeld entrichten können, verkaufen sie in Khiva. So kam es, daß vor Kurzem die Schwester eines vornehmen Afghanen, welcher von England eine Pension bezieht, geraubt wurde, als sie mit ihrer Familie von Meschid nach Teheran zurückkehrte. Sie würde jedenfalls auf dem Sclavenmarkt von Khiva figurirt haben, wenn man sich nicht beeilt hätte, zu ihrer Auslösung die Summe von fünfhundert Tomans zu bezahlen, d. h. ungefähr hundertundfünfzig Pfund Sterling. Oft bemerkte ich, wenn ich das Gesandtschaftshotel verließ, vor der Thür arme Leute, welche lange, von ihrem Halse herabhängende Ketten trugen. Damit wollten sie andeuten, daß ihre Söhne oder Töchter von den Turkomannen geraubt seien und daß sie die öffentliche Barmherzigkeit anflehten, um die zum Loskaufe derselben nothwendige Summe zusammenzubringen.

Teheran, April.

Die Verlängerung meines hiesigen Aufenthaltes hat meine englischen Ideen über die Abgeschlossenheit und Sclaverei der persischen Frauen vollständig vernichtet. Die Sclaverei existirt in gewisser Beziehung, aber die Abgeschlossenheit ist eingebildet. Die Erfahrung jedes Tages überzeugt mich mehr und mehr, besonders wenn ich unsern Arzt besuche, daß die Perserinnen sich einer außerordentlichen Freiheit erfreuen. Die Thür und das Haus des Arztes sind buchstäblich überfüllt von Frauen jedes Alters und Ranges, von den Prinzessinnen bis zu den niedrigsten Bürgerinnen, die ihm ihre Gebrechen mittheilen und seine Hilfe nachsuchen wollen. Der wenig triftige Grund der Mehrzahl dieser Besuche läßt mich glauben, daß sie mehr durch die Begierde zu schwatzen als durch das Bedürfniß ärztlichen Rathes verursacht werden. Zur Vertheidigung und Erklärung der Freiheit, die sich die Perserinnen in solchen Fällen gestatten, muß ich hinzufügen, daß in diesem Lande der Arzt ein bevorzugtes Wesen ist. Der Harem steht ihm stets offen. Gatte oder Bruder, Frau oder Schwester, jeder empfängt ihn dort, und alle zusammen setzen sich bei ihm nieder, um sich in ein langes Geplauder einzulassen, welches mindestens eben so heiter und so frei wie in Europa ist. Es ist wahrhaft zu bedauern, daß diese fröhlichen Perser so weit von uns wohnen; wären sie unsere Nachbarn, so würden sie bald umgewandelt sein. Obgleich sie im Stande sind, ein Leben voll Entbehrungen und Anstrengungen leicht zu ertragen, so zieht sie ihr natürlicher Geschmack doch zu dem Luxus und den Ver-

gnügungen der Civilisation hin. Dies Bedürfniß wächst täglich bei ihnen und Europa allein kann es befriedigen.

Teheran, 1. Mai.

Zur großen Verzweiflung seiner Umgebung hat sich der Schah soeben entschlossen, Ispahan zu besuchen. Die Unzufriedenheit der Höflinge hierüber erklärt sich leicht durch die beträchtliche Ausgabe, die ihnen aus dieser Ortsveränderung erwächst. Das Lager eines reisenden Königs von Persien gleicht genau dem einer Armee, denn es enthält zugleich Infanterie, Cavallerie, Artillerie und eine Masse Dienerschaft aller Art. Jeder Würdenträger ist gehalten, sich durch ein zahlreiches Gefolge begleiten zu lassen, wodurch er genöthigt wird, sich mit einer großen Menge Proviant aller Art zu versehen, als ob es sich um eine Expedition in irgend eine unbekannte Gegend der Erde handle. Wir bemerken noch, daß der Perser, bei welchem sich überlieferungsweise der Geschmack am Nomadenleben noch erhält, in seinem Zelte von allen Genüssen des gewöhnlichen Lebens umgeben sein will.

Mißmuthig haben wir uns darauf eingerichtet, durch unsere Gegenwart den Glanz des königlichen Reiselagers zu erhöhen. Die täglich zunehmende Hitze und meine geschwächte Gesundheit erfüllten mich mit ungemeiner Furcht vor dieser Prüfung; da aber die russische Gesandtschaft den Schah begleiten wollte, durfte der Vertreter Englands sich nicht weniger eifrig zeigen. Um der gänzlichen Einsamkeit zu entgehen, in welcher ich in Teheran geblieben sein würde, zog ich es vor, den Strapazen der Reise Trotz zu bieten.

Der Schah, welcher nicht der graden Straße folgen wollte, war bereits aufgebrochen, als wir eine Nachricht erhielten, welche Schreck, Erstaunen und Lachen zu gleicher Zeit erregte. Auf der kleinen, im südöstlichen Winkel des Caspischen Meeres gelegenen Insel Ashooraba besitzen die Russen einen Hafen für Kriegsschiffe, die sie auf diesem Punkte halten, um die Turkomannen der östlichen Küste im Zaume zu halten, welche mit Hilfe ihrer Schiffe fortwährende Raubzüge auf der persischen Küste unternehmen, wo sie Männer, Frauen und Kinder aufheben, die sie dann in Khiva verkaufen. Da die unglücklichen Perser das Recht verloren haben, auf dem Caspischen Meere eine Flotte zu halten, sind sie genöthigt, zur Vertheidigung ihrer eigenen Küste den russischen Schutz in Anspruch zu nehmen. Wüthend über das ihnen auferlegte Joch und in Verzweiflung über die Verhinderung ihrer Raubzüge, suchten die Turkomannen sich zu rächen und es gelang ihnen auch. In der dem Osterfeste vorhergehenden Nacht, wo jeder Moskowite sich durch reichliche Libationen für die strenge Enthaltsamkeit während der Fastenzeit entschädigt, bestiegen die Turkomannen ihre leichten Schiffe und überrumpelten die Insel. Sie tödteten, verwundeten oder machten zu Gefangenen alle Russen, welcher sie habhaft werden konnten, Männer, Frauen und Kinder; dann eilten sie nach dem Festlande zurück. Wie es scheint, fanden sie gar keinen Widerstand. Ein im Hafen vor Anker liegender Dampfer begnügte sich, seine Kanonen auf's Gerathewohl abzufeuern, und man versichert, daß seine ganze Bemannung betrunken war. Dieser von halbbewaffneten Wilden mit so viel Erfolg ausgeführte Handstreich ist eine Beschimpfung, welcher die russische Gesandtschaft jetzt einen ernsten und bedrohlichen Charakter beilegt. Die Folgen dieses Vorfalles sind für Persien beunruhigend, denn die Turkomannen, die Urheber der Missethat, sind dem Namen nach persische Unterthanen. Auch sprechen die Perser mit ihrer gewöhnlichen lebhaften Einbildungskraft sich bereits allgemein dahin aus, daß der ganze Vorfall durch die Russen selbst provocirt worden sei, um einen Vorwand zu neuen Eingriffen zu finden.

Ispahan, 15. Juni.

Wir sind in Ispahan. Es wäre überflüssig, eine Beschreibung dieser Stadt zu versuchen, nachdem so viele Reisende über sie berichtet haben. Doch kann ich mir nicht versagen, den herrlichen Platz und die prächtige Moschee des Schah Abbas namhaft zu machen. Wir fanden großes Vergnügen daran, einige Paläste dieses Monarchen zu besuchen, dem man fast alle merkwürdigen Gebäude Persiens zuschreibt. Derjenige Ort, der auf mich den lebhaftesten Eindruck machte, ist der große Audienzsaal, Cheel-Sittoon genannt, d. h. die vierzig Säulen. Außer den Spiegeln, Gemälden und Vergoldungen, die verschwenderisch alle Decken und Täfelwerke zieren, sieht man hier mehrere Fresken, welche Scenen aus dem Leben der persischen Herrscher vor zwei oder drei Jahrhunderten dar-

stellen. Die Farben derselben sind brillant und ihre Zeichnung correct. In einigen dieser Gemälde ist Schah Thamas dargestellt, der vor dreihundert Jahren regierte, wie er seinem Gaste, dem Kaiser Houmayoun, der zur Flucht aus Hindostan gezwungen, beim Könige von Persien ein Asyl gesucht hatte, ein glänzendes Fest gibt. Die Höflinge umgeben sitzend die beiden Monarchen; die Bajaderen führen ihre Tänze auf; der Wein macht in den Schalen die Runde. Vierzig Jahre später sehen wir Schah Abbas selbst mit dem türkischen Gesandten tafelnd. Die beiden Personen haben sich offenbar zusammengesetzt, um mit einander zu trinken. Die Höflinge sitzen wieder zu beiden Seiten, während heutzutage die Etikette streng verlangt, daß sie mit gekreuzten Armen stehen. Die im Hintergrund placirten Leute des Gefolges betrachten die Scene und im Vordergrunde des Gemäldes figuriren die Tänzerinnen. Die Orgie ist bereits weit vorgeschritten. In einer Ecke sieht man einen Mann betrunken auf der Erde liegen und noch eine Flasche zum Munde führen; während ein anderer, auf der höchsten Stufe der Trunkenheit angelangt, von seinen Dienern weggetragen wird. Fast alle Herrscher der Dynastie der Sophis scheinen den Excessen im Weintrinken ergeben gewesen zu sein, ohne die geringsten eigenen Gewissensscrupel und ohne alle Furcht, die religiösen Gefühle ihrer Unterthanen zu verletzen, welche sich damals vielleicht freier als jetzt die vom Propheten verbotenen Genüsse gestatteten. Wie dem auch sei, diese Gemälde erlauben uns ein Urtheil über die Sitten der damaligen asiatischen Reiche.

Wir wohnen in dem Viertel der Armenier. Es sind dies die Nachkommen der Bevölkerung, welche durch Schah Abbas mit Gewalt von Armenien nach Ispahan versetzt wurde. Sie zählten damals, wie man sagt, zwölftausend Familien, welche jetzt auf sechs- oder achttausend zusammengeschmolzen sind. Diese Unglücklichen sind in das äußerste Elend gerathen. Sie gehen in großer Zahl nach Indien, wo sie sich durch ihre industrielle Thätigkeit auszeichnen. Wenn sie sich ein kleines Vermögen erworben haben, kehren sie zurück, um ihr Leben in ihrer Geburtsstadt zu beschließen. Sie haben als geistliches Oberhaupt einen Bischof, welcher von dem armenischen Patriarchen, d. h. von Rußland, ernannt wird, wie es zum Ueberfluß die von einem zweiköpfigen Adler gekrönte Decoration andeutet, welche seine Brust schmückt. Seinem Klerus weit überlegen, ist dieser Prälat ein gebildeter Mann, dessen Benehmen voll Würde ist.

Ich habe oft sagen hören, daß der Charakter der Armenier in allen Ländern des Orients, wo sie zerstreut leben, derselbe sei. Die unbeugsame Zähigkeit, mit welchem dieses verfolgte Volk seit so vielen Jahrhunderten an seinem christlichen Glauben festhält, verdient zum Mindesten Achtung. Der Armenier ist ein Muster von Einfachheit und Enthaltsamkeit, so lange er nicht mit den Versuchungen des Weins zu kämpfen hat. Obgleich man oft Ursache hat, ihm hinsichtlich der Rechtschaffenheit Vorwürfe zu machen, so muß doch auch bemerkt werden, daß er selbst in dieser Beziehung den orientalischen Völkerschaften, unter denen er lebt, überlegen ist. Er ist ein geschickter und unermüdlicher Kaufmann, welcher seine Handelsunternehmungen bis an die Grenzen der Tartarei und China's ausdehnt. Er hat große Abneigung gegen das Kriegshandwerk und bezahlt mit Freuden alle möglichen Abgaben, wenn er nur nicht Soldat zu werden braucht. Die Unterdrückung hat ihn furchtsam und kriechend gemacht, aber doch ist der Armenier bei allen seinen Fehlern den Fortschritten der Civilisation vollkommen zugänglich; Rußland scheint das auch begriffen zu haben, denn während seiner letzten Kriege mit Persien und der Türkei hat es alle Mittel der Verführung angewandt, um mehrere Tausend armenische Familien aus den Districten von Tabriz und Ezerum zur Uebersiedlung nach Georgien zu bewegen.

Die armenischen Frauen und besonders die, welche verheirathet sind, leben in einer viel strengern Abgeschlossenheit als die Perserinnen. Sie haben die Gewohnheit, ihren Mund zu verhüllen, selbst im Innern der Häuser beibehalten. Während mehrerer Jahre nach der Verheirathung darf eine Armenierin ihre allernächsten männlichen Verwandten nicht sprechen. Während einer langen Zeit ist sie zum Schweigen verurtheilt und darf selbst in Gegenwart der Eltern ihres Mannes sich nicht entschleiern. Sie ist in der That eine Dienstmagd, welcher man mit Fleiß alle Belehrung vorenthalten hat. Schöner als die Perserinnen, haben die Armenierinnen doch harte Züge und oft scheint die zu lebhafte Röthung ihrer Hautfarbe das Laster der Trunkenheit zu bezeugen, dessen man sie in Gemeinschaft mit ihren Männern anklagt.

Wir haben in Ispahan eine kleine Heerde

katholischer Armenier angetroffen, welche von einem ehrwürdigen, aus Anatolien stammenden Priester geleitet wird, welcher seine religiöse Bildung in Rom erhalten hat. Eines Tages ereignete es sich, daß unsere irländischen Bedienten, als wir in der kleinen Kirche der katholischen Armenier die Messe hörten, mit Schrecken unter der Assistenz des Geistlichen die Frau und die drei Töchter desselben entdeckten. Sie wußten nicht, und wir hatten es vergessen, daß die weltlichen Geistlichen der orientalischen Kirchen nicht zum Cölibate verpflichtet sind.

Unser Aufenthalt in Ispahan hat uns den Beweis von der Abschwächung der religiösen Vorurtheile der Muselmänner geliefert, selbst in denjenigen Städten, wo sich keine europäische Residenten befinden. Ich hatte eine Amme nöthig und man hatte mir gerathen, sie nicht aus den Armenierinnen zu wählen, welche in der Regel wenig gesund sind. Ich mußte daher eine unter den Perserinnen suchen. Noch vor wenig Jahren wäre es keine Kleinigkeit gewesen, eine Muselmännin zur Uebernahme einer solchen Stelle zu bewegen; aber jetzt war mein Wunsch kaum bekannt geworden, als die Nachsuchenden sich in Menge einstellten. Diese Frauen kamen vor unsere Thür in Begleitung ihrer Männer; dann traten sie allein ein und schienen sich nicht im Geringsten darüber zu beunruhigen, daß die Engländer ihr Gesicht erblickten. Mehrere unter ihnen waren wohlhabend und diese wollten sich nur einer Protection versichern. Alle waren damit einverstanden, ihr Haus und ihre Familie zu verlassen und uns nach Teheran zu folgen, wo sie sich ganz vereinsamt finden mußten. Sie verließen sich mit unbedingtem Vertrauen auf die bekannte Redlichkeit der Engländer in der Erfüllung eingegangener Verpflichtungen. Die junge Frau, welche ich behielt, war sehr arm; sie wünschte leidenschaftlich, angenommen zu werden. Als sie eines Tages eine Rivalin erscheinen sah, ereiferte sie sich so, daß sie mit allen in Persien gebräuchlichen Schwüren betheuerte: wenn sie sich der Ehre beraubt sähe, den jungen Vezir Moukhtar (so nannte sie das Kind) zu säugen, so würde sie diese Naseweise, welche sie zu verdrängen suche, schon zu züchtigen wissen. Wir nahmen sie mit nach Teheran.

Ich habe über diese persischen Ammen viele Erfahrungen gesammelt, und auch über ihre Kinder, denn sie wollen immer wenigstens ihr ältestes bei sich haben. „Khanoum,“ sagten sie mir, „ich kann nicht leben ohne Khatoon (oder irgend ein anderer Name), er ist das Licht meiner Augen.“ Diese so rege Zärtlichkeit hindert jedoch nicht, ihre Kinder, wenn sie unartig sind, bis auf's Blut zu peitschen. Wenn sie in Zorn sind, raufen sie sich die Haare aus und zerkratzen sich den Busen. Dieses Vorbild war für meine kleine Franciska nicht verloren, welche, so jung sie noch war, Miene machte, sich die Haare auszureißen und mit dem Kopfe gegen die Wand zu stoßen, um ihren Verdruß zu bezeugen, wenn man eine ihrer Launen nicht befriedigen wollte. Die Frauen erfüllen ihre religiösen Pflichten mit exemplarischer Pünktlichkeit. Dreimal täglich verrichten sie ihre Abwaschungen und ihre Gebete vor einem Steine, der aus Kerbellah stammte und den sie nach der Gegend von Mekka hin aufstellten. Um sich zu vergnügen, tanzte die Eine bisweilen zum Schalle des Tambourins, welches die Andere schlug. Sie verstanden kaum das Nähen und brachten den größten Theil ihrer Zeit mit Schlafen hin, was ihnen außerdem als Mittel dient, den gehörigen Grad von Beleibtheit zu erreichen. Sie gingen einmal wöchentlich in's Bad und kamen nie zurück, ohne die Färbung ihrer Hände, Füße und Haare erneuert zu haben. Ich vermuthe, sie fühlten eine Art von Verachtung für mich, wenn sie mich mit der Nadel arbeiten sahen. Eine von ihnen begleitete mich bis nach Constantinopel und ich glaube, wenn ich es gewünscht hätte, so wäre sie mir bis nach England gefolgt.

Drei Arten schwarzer Sclaven werden über Meer in Persien eingeführt: Die Bambassis, welche von Zanzibar kommen, die Abyssinier und die Nubier. Die erstern, welche alle Züge der reinen Negerrace besitzen, sind treulos, wild und träge. Die andern dagegen haben von den Negern nur die Haut und sind durch ihre Sanftmuth, ihre Treue, ihren Muth und ihre Intelligenz vortheilhaft bekannt. Hier wie anderwärts mißbrauchen die Herren ihre unumschränkte Gewalt; aber ich muß hinzufügen, daß die Sclaven nur selten die Beute der Grausamkeit oder auch nur der Härte werden. Man behandelt sie wie die übrigen Diener der Familie und bisweilen noch besser, besonders wenn sie Abyssinier oder Nubier sind. Man verwendet sie niemals zur Feldarbeit, sondern benutzt sie zum Dienste im Innern des Hauses. Ich glaube übrigens, daß die in den Harems der lau-

nischen Müßigkeit der Frauen unterworfenen Negerinnen schlimmer daran sind als die Sclaven des andern Geschlechts, und hier gibt es keine Zeitschriften, um den Mißbrauch der Gewalt zu denunciren. Kurz, die Sclaven werden in Persien so schonend behandelt, als es ihre Stellung nur zuläßt. Sie sind nicht wie in Amerika der Gegenstand allgemeiner Verachtung und kein besonderes Gesetz garantirt die Aufrechterhaltung ihrer Herabwürdigung. Oft erhalten sie ihre Freiheit und dann finden sie ihre Stelle in der Gesellschaft, ohne daß Jemand daran denkt, ihnen aus ihrer Farbe oder ihrem frühern Stande einen Vorwurf zu machen. Weiße Sclaven erheben sich bisweilen bis zu den höchsten Aemtern, aber das sind gewöhnlich Kriegsgefangene. Es hält sehr schwer, mit einiger Genauigkeit die Zahl der zur See in Persien eingeführten schwarzen Sclaven abzuschätzen; man vermuthet, daß sie bis zu zwei oder drei Tausend jährlich betragen könne, von denen die Mehrzahl stirbt, nachdem sie das glühende Küstenklima verlassen haben.

Die Perser, welche die Wallfahrt nach Kerbellah machen, und diejenigen, welche bis nach Medina und Mekka ziehen, bringen gleichfalls eine Anzahl schwarzer Sclaven mit, welche sie gewöhnlich in Bagdad kaufen. Neger beiderlei Geschlechts gelangen zuweilen auch auf der Straße von Damas nach Persien.

Am 1. September begannen wir, unsere Rückreise nach Teheran auszuführen, wohin der Schah bereits vorausgegangen war. Ein einziger Zufall unterbrach die Einförmigkeit unserer Reise, und ich erzähle ihn, weil er einen charakteristischen Zug der Sitten dieses Landes gibt. Ein damals in Ungnade gefallener Perser, welcher vorher ein hohes Amt bei dem Schah bekleidet hatte, hatte sich unserm Lager angeschlossen. Eines Abends hörten wir zu einer schon sehr späten Stunde in der Entfernung Seufzer in Begleitung eines dumpfen Geräusches, welches sich in sehr kurzen Zwischenräumen wiederholte. Da dieses Geräusch nicht aufhörte, wollten wir die Ursache kennen. Es fand sich nun, daß unser Reisegefährte, ein eifriger Verehrer des Bacchus, sich mit seinem Koche veruneinigt hatte und ihm die Bastonade auf die Fußsohlen geben ließ. Ich weiß nicht, wie lange diese Züchtigung noch fortgedauert haben würde, wenn wir derselben nicht auf der Stelle Einhalt gethan hätten. Es sind wenige Jahre her, daß kein Rang vor dieser Strafe schützte, welche der Schah in seiner Gegenwart die Statthalter seiner Provinzen erdulden ließ, wenn er mit ihnen unzufrieden war. Während des letzten Krieges wurde einem der vornehmsten Perser, einem Cousin des Schah's, auf dem großen Platze von Teheran, die Bastonade gegeben, weil er sich von den Russen hatte schlagen lassen. Nur wurde er aus Rücksicht auf seinen Rang auf einen Teppich ausgestreckt und ihm der erste Schlag von dem Thronerben Abbas Mirza verabreicht.

Als unser Khan herbeigerufen wurde, um sich über die große Ungebührlichkeit zu verantworten, welche er sich durch die Verhängung einer solchen Strafe innerhalb des Gerichtskreises des Vezir Moukhtar (so nannte man meinen Gatten) erlaubt hatte, behauptete er mit großer Artigkeit, daß er eben nur aus großer Achtung für den Oberst Sheil so gehandelt habe; denn sein Koch sei so unverschämt gewesen, zu behaupten, unsere Diener hätten sich des sämmtlichen Geflügels in dem benachbarten Dorfe bemächtigt.

Die Perser sind wirklich merkwürdige Leutchen. Immer auf der Lauer, die Intriguen und Falschheiten Anderer auszuspähen, legen sie die leichteste Bewegung des Fingers oder des Auges aus; und dennoch bleiben sie überzeugt, daß ihre eigenen Finessen Meisterwerke der Politik sind, undurchdringlich für das übrige Menschengeschlecht. Wie oft habe ich unsere persischen Secretäre eine Reihe Lügen schmieden hören, welche der gröbste Verstand sogleich errathen mußte, und dieses wegen Kleinigkeiten ohne alle Bedeutung, wo es genügt hätte, die einfache Wahrheit zu sagen. Auf der andern Seite ist die Leichtgläubigkeit der Perser bisweilen ganz unerklärlich. Obgleich sie die Doppelzüngigkeit ihrer Landsleute kennen, lassen sie sich dennoch mit der größten Leichtigkeit täuschen, und wenn man sie fragt, wie sie den Worten dessen, der sie zum Besten gehabt hat, Glauben schenken konnten, antworten sie: „Was sollte ich machen? Hat er nicht so viele Schwüre vorgebracht, daß ich mir selbst sagte, seine Sprache könne wohl aufrichtig sein?“ — Sie haben übrigens eine eigene Weise, moralische Eigenschaften zu würdigen. Sedakat bedeutet: Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Treuherzigkeit; aber wenn sie diese Tugend Jemandem zuschreiben, so halten sie ihn für einen Tropf. Eben so nennen sie den einen Narren, welchen sie mit einer großen Unerschrockenheit begabt wissen.

Die deutschen Colonien in Süd-Brasilien.

Reise durch Süd-Brasilien im Jahre 1858, von Dr. Robert Avé-Lallement. Zwei Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Die Nachrichten, welche man über die deutschen Ansiedlungen in Südbrasilien erhält, gewinnen immer mehr an Wichtigkeit, je mehr sich die einzelnen Niederlassungen ausbreiten und je zahlreicher die Auswanderung sich nach jenen Ländern richtet. Das oben genannte Werk befaßt sich eingehend mit der Schilderung der Zustände von Brasilien, in besonderer Rücksicht auf die deutsche Colonisation daselbst. Es enthält die Aufzeichnungen des Arztes Dr. Robert Avé Lallemant, welcher mit der österreichischen Novara-Weltumseglungs-Expedition bis Rio Janeiro reiste, dort seine Demission nahm und einen, bereits früher längere Jahre von ihm bekleideten Posten als Hospitalarzt in Rio wieder antrat. Die interessanten Mittheilungen, welche er über eine Reise durch Südbrasilien veröffentlicht hat, sind namentlich geeignet, den gegenwärtigen Zustand daselbst dem größern Publicum bekannt zu machen, und wenn der Verfasser auch mit günstigem Vorurtheil auf die dortigen Verhältnisse blickt und sich mitunter von deutscher Gemüthlichkeit etwas tief in kleinliche Auseinandersetzungen führen läßt, so hat er doch jedenfalls das große Verdienst, seine Beobachtungen, die er aus eigener unmittelbarer Anschauung gewonnen, in leicht verständlicher Weise und mit großer Sorgfalt ausgearbeitet zu haben.

Erstaunlich ist es, wie zahlreich bereits die deutschen Einwanderer in Südbrasilien ansässig sind. Neuern Nachrichten zufolge hat der Kaiser von Brasilien seinen zeitweiligen Sommeraufenthalt von der reizend gelegenen Stadt Petropolis unweit Rio verlegt und dadurch der dortigen deutschen Niederlassung sehr bedeutenden Schaden gethan; zur Zeit als Avé Lallemant von Rio nach Petropolis gelangte, war daselbst noch alles im schönsten Flor. Die liebliche Lage des früher nur von den Deutschen bevölkerten Ortes zog den kaiserlichen Hof regelmäßig dahin und die Einwohnerzahl war auf 7000 gestiegen, von denen noch 2700 Deutsche waren. Petropolis liegt im Gebirge über 2000 Fuß hoch und genießt gesundheitlich alle Vorzüge eines Gebirgsklimas. Alles, was in Rio krank, schwach, hinfällig wird, was vom heißen Klima erschlafft, vom gelben Fieber bedroht, von Sorgen ermattet ist, geht dort hinauf und sucht Genesung in Petropolis. Unter den vielen prachtvollen Gebäuden steht der freundliche, einfache Palast obenan, woselbst die kaiserliche Familie von December bis April zu wohnen pflegt und wo sich dieselbe ohne jeden Zwang dem geselligen Verkehr hingibt.

Weit zahlreicher und wichtiger als die Niederlassungen in diesen heißen Regionen sind die südlicher gelegenen, namentlich diejenigen in den Provinzen Santa Catharina, Parana, San Paulo und vornehmlich in Rio Grande do Sul, mit der Hafenstadt Porto Allegre und den großen deutschen Colonien San Leopoldo, San Martinho, Santa Cruz, San Angelo und andern.

Als Amerika von Europäern entdeckt ward, durchstreiften verschiedene Indianerstämme die brasilianischen Gegenden; seitdem hat nun ein fortwährendes Ab- und Zuströmen der mannigfaltigsten Völkerstämme stattgefunden. Nach der Provinz Rio Grande war das Zuströmen europäischer Kräfte stets das geringste. Anfangs kamen wohl nur Spanier und Portugiesen, je nachdem größere Landestheile der einen oder andern Nation gehörten, bis eine höchst eigenthümliche Wirthschaft sich im Innern des Landes entwickelte.

Predigend und erobernd zogen die Jesuiten am Uruguay und Parana hinauf und gründeten in frommer Stille nördlich und nordwestlich in der Provinz Rio Grande und über dieselbe, ja selbst über den Parana hinaus das eigenthümliche Reich der dreißig oder zweiunddreißig Missionen, von denen noch heute sieben zu Brasilien gehören.

Mit allen Mitteln, welche Klugheit, List, Gewalt und Habsucht, unbedingt aber auch ein gewissenhaft katholischer Kircheneifer immer nur anwenden können, wußten sie dort sich eine Macht zu erhalten, vor der man noch heute staunt, wenn man die Geschichte liest und die Ruinen jener Priesterburgen durchirrt.

Die unfreien Bewohner der Missionen waren jedoch zu keinem freien Staatsleben erzogen worden und konnten das helle Licht eines allseitigen Europäismus nicht ertragen.

Dieser Europäismus aber hatte sich, obgleich ihm der Jesuitismus im Nordwesten über den Kopf zu wachsen drohte, und weit über den Kopf hinausgewachsen war, dennoch im Osten der Provinz langsam entwickelt.

Nicht für einen Mönchsorden, sondern für eine heranwachsende Nation hatte man schon einzelne Städte, wie z. B. Rio Pardo und Porto Alegre, angelegt. Aber portugiesische Herrschaft fürchtete sich vor dem Heranwachsen des jungen brasilianischen Riesen, an dessen Gestaden das „Surge et impera" mit granitnen Zügen geschrieben stand. Wohl sah sie das Blühen ihrer Colonie gern, fürchtete aber immer, es könnte einmal zu einem Aufstehen und selbsteigenen Herrschen kommen.

Da hing sich Peter I. selbständig das kaiserliche Pallium um die mächtigen Schultern, und eine zweite Jesuitenherrschaft, der Druck eines selbstischen Mutterlandes auf eine Colonie war glücklich vorübergeführt. Und seit einigen Jahren wurde noch eine dritte Jesuitenherrschaft, die der Provinz Rio-Grande böse Wunden geschlagen hat, beseitigt. Denn so Gott will, ist sie für immer vorbei, diese Jesuitenherrschaft eines republikanischen Freiheitsschwindels, in welchem jeder einzelne so gern der Tyrann des andern geworden wäre, wie denn so mancher der Mörder seines Nachbarn geworden ist.

Unterdeß gedeiht die Provinz Rio-Grande und ihre Einwohnerschaft fröhlich fort. Man kann die Einwohnerzahl gut auf 300,000 Seelen schätzen. Nicht ganz 200,000 Menschen davon gehören, ohne Rücksicht auf welche Färbung, zu freier Bürgerberechtigung, weniger als 100,000 Menschen sind Sclaven. Der numerische Ueberrest zertheilt sich in Ausländer, von denen es allein an Deutschen 25 — 30,000 Individuen geben mag.

Besonders möchte man bei dieser etwas vagen Schätzung die Zahl der Sclaven viel eher geringer als größer anschlagen. Und eben das bietet eins der glücklichsten Momente für die sich schon realisirende und noch mehr zu hoffende Entwicklung der Provinz, daß das Gift der Sclaverei des Negerthums lange nicht so tief in sie hineingedrungen ist, als in die Provinzen des mittlern und selbst nördlichen Brasiliens.

Diese geringere Negersclaven-Anzahl, mag sie nun Ursache oder Folge der Lebenseigenthümlichkeiten in der Provinz sein, hängt genau mit dem Ueberwiegen der Viehzucht vor dem Ackerbau zusammen.

Die Rio-Grandenser sind, wenn auch schon früher mancherlei Ackerbauversuche gemacht und durchgeführt worden sind, in ihren weiten Gefilden von jeher Viehzüchter gewesen. Zum Ackerbau hatten sie immer zu viel Boden, zu wenig Hände, und außerdem lag die Weide von der Natur vollkommen fertig vor ihnen da.

Die Viehzucht, wie sie in Rio-Grande getrieben wird, verlangt vielen Boden und kann mit wenigen Händen vollführt werden, ja sie macht sich meistens allein und von selbst und wird deswegen mit wenig Sorgfalt getrieben. Diese Leichtigkeit der Arbeit und des Lebenserwerbes hat offenbar einen entschiedenen Einfluß auf den Charakter der Bewohner im Innern der Provinz gehabt. Von keiner kleinlichen Lebenssorge und keiner schweren Arbeit gedrückt, sind sie frei von jenem Kleinlichkeitssinn, der so häufig durch die ganze Welt das Eigenthum der Städte unter Krämern und Handwerkern ist. Dem Rio-Grandenser kommt es auf eine Ausgabe, auf das Hingeben eines Pferdes, einer Kuh oder diverser Pfunde Fleisch, auf die Aufnahme eines Fremden u. s. w. im Allgemeinen gar nicht an. Wenn ihn auf der einen Seite der Umstand, daß in den ungemessenen Gefilden seines Landes die Wohnungen weit aus einander liegen und Hôtels gar nicht vorkommen, zu einer gewissen Gastfreundlichkeit anstandshalber zwingt: so ist dennoch auf der andern Seite ganz freiwillige, gern angebotene Gastlichkeit ein tiefer Grundzug bei den meisten Estancieiros, und selbst bei armen Leuten, wenn es solche auf dem Lande gibt, Gastlichkeit im allerweitesten Maßstab. Ja es gibt keinen schlimmern Ruf in der Provinz, als den eines ungastlichen Mannes.

Aus dieser Gastlichkeit entspringt nun eine ganze Reihe von guten Eigenschaften. Häufig blöde im Anfang, sind sie gar bald offen, freimüthig und doch immer höflich, wißbegierig und dennoch bescheiden im Fragen, furchtlos und muthig, ohne herauszufordern.

Nach ihren Körperanlagen lassen sie sich sehr schwer bezeichnen, da sie vom mannigfachsten Ursprung und ziemlich aus allen drei Racen, der schwarzen, indianischen und europäischen, zusammengesetzt sind.

Manches gestaltet sich schon anders in den Städten, Villas und Freguesias der Provinz, wo sich das Leben in all denselben Formen zu entwickeln strebt und entwickelt, wie Europa selbst sie zu entwickeln sucht. Grundzug ist hier Höflichkeit und Güte, und wenn man erst einmal sich selbst legitimirt hat in seiner eigenen Wesenheit, unbedingte Herzensgüte.

Der Umstand nun, daß bei der weiten

Ausdehnung des Weidelandes und des bedeutenden Viehstandes auf demselben ein eigentlicher Ackerbau sich nicht kräftig entwickeln wollte, während doch dessen Nothwendigkeit sich überall aufdrängte, hat nun seit einigen Decennien einen anfangs leichten, aber in neuern Zeiten allmälig anschwellenden Strom von ackerbautreibender Bevölkerung herbeigezogen, in der den Deutschen die größte Bedeutung, der höchste Werth zuzutheilen ist: eine Bedeutung, ein Werth, der nicht allein von der Regierung, sondern auch vom Volke selbst, welches doch an der harten Arbeit der nordischen Pioneers eine mächtige Concurrenz findet, vollkommen anerkannt ist, so daß der Wunsch einer ausgedehnten Auswanderung nach Rio-Grande recht eigentlich ein Nationalwunsch, seine Realisirung eine Haupttagesfrage, seine consequente Durchführung ein ganz specielles Streben der Regierung geworden ist.

Die deutsche Colonisation in Rio-Grande ist schon keine Mythe mehr, sie ist eine glänzende Thatsache, sie hat schon ihre Geschichte, wie sie denn in den statistischen Annalen der Provinz ihr eigenes Blatt hat, auf welches jeder Provinzialpräsident seinen Namen gern aufschreibt.

Mit der Colonie von S.-Leopoldo beginnt die Geschichte deutscher Colonisation; denn was früher oder gleichzeitig darin versucht ward, z. B. in der fern liegenden Mission von S.-Joao und S.-Luiz und in gewisser Hinsicht auch in Tres Forquilhas und bei Torres: das war so eng umschrieben, daß es neben S.-Leopoldo ziemlich ganz zurücktritt, wie sehr auch der deutsche Anbau in der Gegend der letztgenannten Punkte still und geräuschlos seinen gesegneten Gang weiter geht.

In der Geburt freilich schien S.-Leopoldo durch nachlassenden Eifer der Gründer, Treulosigkeit einzelner Angestellter und Agenten zur Rolle eines Waisenkindes bestimmt zu sein. Es hatte eine harte Jugend, aber die Bergluft, der gute Boden und das gute Wasser der Waldbäche waren ihm gesund; es ward groß, stark, riesenstark wie der Urwald, den es verdrängte, oder noch viel stärker, sonst würde es ihn nicht so siegreich verdrängt haben.

Man muß aber S.-Leopoldo selbst besuchen und besehen, um sich einen klaren Begriff von einer deutschen Colonie auf einer rio-grandenser Serra zu machen. Schon die deutsche Villa überrascht den Beschauer. Und dennoch, was ist die Villa von S.-Leopoldo? Eine Bagatelle ist sie, ein Nichts gegen das Ackerbautreiben hoch oben in den Picaden, wo leider nur so wenige hinaufsteigen, wenn sie nach S.-Leopoldo gehen. „Was wäre Porto Alegre ohne S.-Leopoldo?“ das hört man überall sagen von Brasilianern und Deutschen.

Die deutsche Colonie versorgt die Provinzialhauptstadt mit Nahrungsmitteln im Ueberflusse. Und dennoch versorgt die Colonie jene Stadt, ja die Provinz bis zum fernen Uruguay hin mit etwas noch Besserm, als mit Kraut und Rüben: mit freien, arbeitenden Kräften. Man gehe nur einmal durch die Gassen von Porto Alegre und erkundige sich bei den Tausenden von Deutschen, wo sie herkamen? Wie viele werden sagen: Von S.-Leopoldo! Man erkundige sich nur einmal nach den Familien in Santa-Maria, und sie werden alle in mehr oder minder nahem Zusammenhange mit S.-Leopoldo stehen. Und wo sonst ein Deutscher die Frucht seiner Arbeit wohl genießt im weiten Lande, wird er meistens seinen Anfang, seinen Ausgangspunkt auf die Colonie von Rio dos Sinos und Cahy zurückführen.

Von den 25—30,000 Deutschen in der Provinz Rio-Grande sind 18—19,000 im District von S.-Leopoldo oder von ihm ausgegangen. In den Colonien leben sie als Landleute, viele als Kleinkaufleute und Aufkäufer, in den Städten sind sie Handwerker und selbst Geschäftsleute, auf vielen Estancias findet man sie als Zimmerleute, als wohlbezahlte Knechte und Hirten, deren Stellung aber dort eine ganz andere ist, als bei uns in Deutschland ein Hirt sich zu seinem Gutsherrn verhält. Es gibt dort Leute, die auf Estancias bei freier Station 30—40 Thlr. preuß. monatlichen Lohn bekommen. So können sich bettelarme, aber fleißige und nüchterne junge Deutsche bald zu einem kleinen Capital verhelfen, womit sie sich eine Colonie kaufen und zu Grundbesitzern machen können.

Im herrlichsten Fortschritt haben wir das kaum begonnene Sta.-Cruz der Colonie von S.-Leopoldo aufwachsen sehen. Nach dem gedruckten Relatorio des Präsidenten vom Jahre 1857 producirte Sta.-Cruz in dem Jahre

3129 Sack schwarze Bohnen à 8 Mlrs., Gesammtwerth 25032 Mlrs.
236998 „Hände“ Mais (1 Hand 60 Aehren) à 400 Mlrs. 94799 „

1970	Sack Kartoff. à 2 Mlrs.	3940 Mlrs.
309	Arroben Tabak (1 Arrobe 30 Pfd.) à 3 Mlrs.	927 „
658	gemäst. Schweine à 25 Mlrs.	16450 „
698	Zuchtschweine à 10 Mlrs.	6980 „
2666	Ferkel à 5 Mlrs. .	13330 „
	Gesammtwerth	161458 Mlrs.

etwa 150,000 Thlr.

Davon wurden ausgeführt: 2835 Sack Bohnen, 313 Sack Mais, 100 Sack Kartoffeln, 309 Arroben Tabak, 1303 Arroben Speck und 294 Arroben Schweinefleisch zum Gesammtwerth von 37318 Mlrs.

Da nun ganz allgemein die feste Ueberzeugung gewonnen ist, daß nur durch solch Colonisiren im weitern Maßstab und durch Hinzuziehung von nordischen Kräften die Provinz sich entwickeln und zu ihrer vollen Mächtigkeit erwachsen kann: so sucht nicht nur die Regierung mit Beihilfe der Provinzialkammern, sondern selbst Privatbesitzer auf weitern Landesstrecken suchen fleißige Anbauer für ihren Boden zu gewinnen.

Am Taquary sind bereits neue sechs Quadratmeilen freien Landes zu einer Colonie abgemessen, und zwar in einer Gegend, die ebenso herrlichen Boden enthält, als sie wegen des Flusses im ungestörten Zusammenhang mit Porto Alegre steht.

In derselben Gegend am Taquary sind schon einige Privatleute mit dem Unternehmen beschäftigt, ihre Grundstücke durch Colonisationen zu verwerthen. Der Oberstlieutenant Victorino Jozé Ribeiro auf seiner Estancia da Estrella, ferner Baptista Fialho und Comp. auf der Besitzung dos Couventos, und der Oberstlieutenant Antonio Joaquim da Silva Mariante haben alle bereits Colonien im Kleinen angelegt, oder doch wenigstens angeregt.

Mit viel mehr Pomp hat sich eine Colonisationsgesellschaft: Montravel Silveira und Comp. aufgethan und Großes zu leisten versprochen. Montravel ist ein bejahrter, französischer Graf und ehemaliger Viceconsul, der selbst in einem halben Säculum seines bewegten Lebens kein Glück und keine Ruhe gefunden zu haben scheint und nun andere glücklich machen will. Sowie es scheint, will er nur Katholiken in's Land ziehen.

Dann ist noch bei Triumfo am Zusammenfluß des Taquari und Jacuhy ein Regierungsterrain vermessen, welches 47 Colonien, nämlich 23 Colonien jede zu 200,000 Quadratbrassen und 24 jede zu 150,000 Quadratbrassen enthält. Der Beginn der Colonie soll nächstens effectuirt werden.

Man braucht kein Bild von solchem Beginn einer Colonie zu geben. Es ist ein gewaltiges Leben! Und eben da es ein so gewaltiges Leben ist, so prüfe sich Jeder, der die Heimath verlassen und über Meer ziehen will, ob er zu solchem gewaltigen Leben sich berufen fühlt, ob er einen verständigen Grund zum Auswandern, rüstige Kraft zum Beginnen der Arbeit, festen Willen zur Durchführung derselben in sich habe.

Verständigen Grund zum Auswandern. Seitdem das Wort Auswandern durch die deutschen Gauen hindurchgedrungen ist, mag es kaum einen Menschen geben, den das Wort nicht einmal in einige Versuchung geführt habe, und Hunderttausende sind von ihm verführt worden. Wo Phantasterei und Sentimentalität und Träume von einem Idealleben im Urwald, Unzufriedenheit und Uebermuth bei leiblich guten Heimathsverhältnissen, Mißbehagen an politischen Schwierigkeiten der Grund, der alleinige Grund zum Auswandern ist: da ist meistentheils Enttäuschung auf fremdem Boden die Folge davon.

Nur ein Grund sollte zum Auswandern auffordern: das volle, sichere und starke Bewußtsein, eine gute Kraft zu besitzen, die zu vollerer Geltung, als das in Europa möglich ist, im fremden Lande gebracht werden kann, eine physische und moralische Kraft. Viele andere Gründe, in denen die Leute auswanderten, sind verzeihlich, und wenn Leichtfertigkeit beim Begehen des großen, ernsten Schritts durch bittere Reue und Enttäuschung bestraft und abgebüßt ist, kann es noch allen Auswanderern, wenn sie nur mit Ernst wollen, gut gehen.

Eine volle physische und moralische Kraft aber ist die beste Standarte, unter der Tausende, ja Millionen deutsche Einwanderer in Rio-Grande einziehen können. Wie kaum irgendwo in der Welt, und namentlich kaum irgendwo in Europa, hat die Arbeit in Rio-Grande ihr Recht, ihr Ansehen, ihre Achtung und ihren Erfolg. Keine Convenienz, kein Rang, Stand, Herkommen und Vergangenheit, kein Kastengeist des alten Egypten und der Hindu hindern daran. Zur Arbeit, zur ehrlichen, tüchtigen Arbeit allein wandere man aus, zu ihr allein! Wer um der Arbeit willen nach Rio-Grande auswandert, hat den rechten Stecken und Stab zum Auswandern

erwählt, den einzigen Grund, der in jeder Hinsicht gutgeheißen und gebilligt werden kann.

Er bringe aber, der mit Weib und Kind kommende Auswanderer, auch eine rüstige Kraft mit zum Beginnen der Arbeit, denn der Beginn der Arbeit ist schwer.

Wichtig ist auch die am Fluß Itajahy in der südbrasilianischen Provinz S.-Catharina befindliche Colonie Blumenau, die Dr. Blumenau im Jahre 1850 gegründet hat und über welche bereits mehrere Schriften veröffentlicht wurden. Auch deren Aufblühen in Arbeit, Kirche und Schule hat Avé Lallemant anziehend geschildert.

Auch hier am Itajahy, so erzählt er, und an der Gracia überkam mich jenes Gefühl von Staunen, Achtung und Bewunderung beim Anblick der Riesenarbeit, die der deutsche Arm durchsetzt. Da reiht sich, grade wie in Rio-Grande und seinen Colonien, ein Schlachtfeld an das andere an; tief hinein in den Wald hat sich die Axt gehauen, weit um sich hat das Feuer gefressen und das verzehrt, was nicht feuerfest war; aber die echten Waldriesen sind feuerfest: Zweige und Aeste sind verbrannt, aber die Stämme sind nicht verkohlt, kaum etwas angebrannt, und mögen noch manches Decennium liegen, ehe sie vermodert sind. Und zwischen diesem Wirrwarr schwankt das dichte Zuckerrohr hin und her, und mancher hübsche Weideplatz ist dem Urwald längst abgewonnen. Man vergesse nicht, daß ich im sogenannten Winter, im Juli, am Itajahy war, und deswegen weniger von dem lebhaften Colorit des Waldes und Landbaues rede.

Geht man nun von einem Coloniehäuschen in's andere, so findet man mehr oder minder zufriedene Menschen.

Am glücklichsten sind diejenigen, die in Europa allein auf ihre tüchtigen Fäuste angewiesen waren. Ehemalige Tagelöhner, Knechte, Gärtner u. s. w. gedeihen glänzend, zumal dann, wenn sie mit einer gesunden Frau verheirathet sind. Sie erinnern mich lebhaft an ganze Gruppen in S.-Leopoldo und Sta.-Cruz in Rio-Grande. Wirklich herrliche Familien trifft man dort und hier. Leute, die mit nichts anfingen, haben sich trotz vieler Schwierigkeiten herausgearbeitet und sind glücklich geworden, ja viele haben manche nicht ganz unbedeutende Schulden abarbeiten können.

Weniger günstig, ja zum Theil recht ungünstig sind die gestellt, welche in Europa den Uebergang vom Land zur Stadt bildeten und vielleicht nicht aus dringender Noth auswanderten. Namentlich sind die Frauen und Töchter in solchen Familien zu bedauern. Die Männer finden in der harten Urwaldarbeit und in dem Gelingen des Werks immer Trost, sehr häufig selbst Freude. Die Frauen aber, die in der schlechten Hütte oder dem Colonistenhäuschen wohnen, gedenken mit heißer Sehnsucht der kleinen, freilich armseligen, aber dennoch saubern Heimath, in der ihnen dieser und jener Lebensgenuß, manche Freude und immer die Hoffnung auf ein Besserwerden gegönnt war. Nicht so in den entlegenern Picaden an der Garcia! Ich traf eine Familie aus Hamburg inmitten einer sich eben entwickelnden Colonie. Der Mann war leiblich zufrieden und muthig. Die Frau aber war gedrückt! Das Haus ist noch gewaltig offen an allen Ecken und Enden; zwischen den schlanken Palmenstämmen, die meistens noch die Wände bilden, weht der Wind noch recht lebhaft durch, und der Verschlag, worin die Frau mit ihren drei Töchtern wohnt, ist noch lange, lange keine Wohnstube, wie mancher europäische Hausrath, der letzte Rest einer saubern Aussteuer, auch an den Pseudowänden umherstehen mag. Am allerwenigsten aber passen die Kinder, wie sie jetzt noch aussehen, da hinein. Ein hübsches erwachsenes Mädchen von sauberm Ansehen zeigt Zoll für Zoll, daß sie nicht für Axt und Hacke aufgewachsen ist. Eine zweite Tochter von etwa zwölf Jahren, die in Folge der Seereise am Schiffstyphus gelitten hat, aber bereits wieder rüstig umhergeht, strahlt in wirklich lieblichen Farben und einer reizenden kindlichen Verschämtheit, die dem großgewachsenen Kinde so schön steht. Und nun noch ein drittes kleines Mädchen, eine kleine, wilde Hummel von hübschem Ansehen! Was will das im Urwald? Alle leben in einer Art von Verbannung! Ja, wenn die Mädchen tüchtige Bauermädchen wären und die Axt schwingen könnten! Da bekämen sie nach der Reihe bald einen derben Mann, und das lebensfrische Ehepaar wäre im Stande, die Waldbäume mit der Wurzel auszureißen. So aber wie sie beschaffen sind, leiben sie tief an der Auswanderung nach Blumenau, von der man in deutschen Zeitungen so viel Schönes gesagt hat. Und kann man es am Ende einer Mutter verdenken, wenn sie, ohne einmal an sich selbst zu denken, beim Anblick ihrer Töchter und der Urwaldswirklichkeit in tiefes Heimweh versinkt?

So findet man denn beim Durchsuchen des Colonistenlebens zwischen Fluß und Wald viel Freudiges, viel Betrübendes. Ich glaube bestimmt, daß Alles auch am Itajahy sich vielmehr regeln und zum vollkommenern Guten wenden wird, ja ich denke, daß das schon in wenig Jahren geschehen wird, wo es einer verständigen Verwaltung mit reichlichen Mitteln gelingt, allen Anforderungen der Billigkeit und Menschlichkeit vollkommen nachzukommen, wenn je im Menschenleben etwas vollkommen genannt werden kann.

Eine Fahrt auf der Panama-Eisenbahn.

(Schluß.)

Die Lage von Panama ist für die Zwecke des Handels schlecht gewählt. Die Halbinsel von vulcanischer Bildung, auf der die Stadt ihre Straßen und Plätze ausdehnt, ist auf allen Seiten fast eine Viertelstunde in's Meer hinein von Korallenriffen umgeben, welche den Seeschiffen den Zugang zum Strande verwehren. Grade wegen dieses Nachtheils hat man diese Stelle für das neue Panama ausgewählt.

Man kann diesen Ort nicht betreten, ohne daß sich der Geist in seine Geschichte versenkte. Die Zeiten der ersten spanischen Entdeckungen, die Blüthe des spanischen Amerika's, die Tage des Verfalls unter einer bigotten und trägen Regierung, die noch traurigere Verödung, die dem kurzen Traum eines in Freiheit und Wohlstand neu erstehenden Südamerika's auf dem Fuße folgte, endlich die neuesten Versuche einer Besiegung der Schranke zwischen Meer und Meer, und die unerwartete Realisirung des kühnen Gedankens mitten in dem Aufschwunge, den die Entdeckung californischen Goldes dem Unternehmungsgeiste gab — alle diese Erinnerungen knüpfen sich an die Küste von Panama.

Von dem Gipfel der nahen Cordillere erblickte Vasco Nunez von Balboa am 25. September 1513 die Südsee. Der Weg zum „Dorado" war nun gefunden, und unter dem lauten Jubel seiner Gefährten schritt der Entdecker, in voller Rüstung, mit dem Schwert in der Hand, in die brandenden Wogen hinein, um die Südsee auf ewige Zeiten für Castilien und Leon in Besitz zu nehmen. Den Namen Panama — der Ton liegt auf der letzten Silbe — erhielt die Bucht durch Tello de Guzman, der ihr im Grunde aber nur ihren alten indianischen Namen ließ, dessen Bedeutung „die fischreiche" ist. Das alte Panama wurde an einer Stelle erbaut, die drei Leguas oder etwa zwei deutsche Meilen östlich liegt, und 1521 von Karl V. mit Stadtrechten wie mit dem Namen der edelsten und getreuesten Stadt Panama begabt.

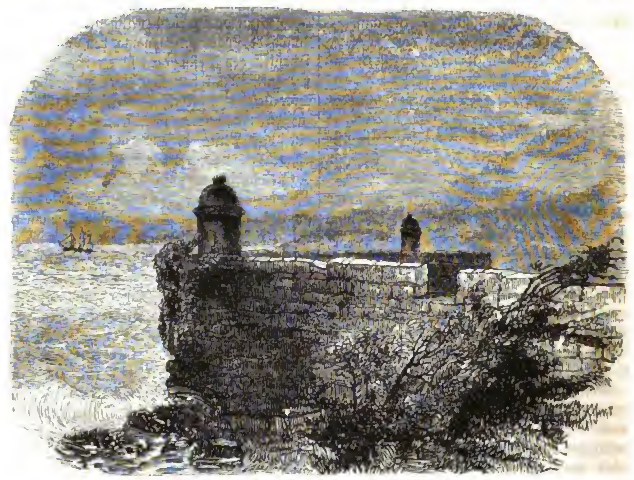
Drei Jahre später entwarfen Don Francisco Pizarro, Diego de Almagro und Hernando de Luque in Panama den Plan, dem Spanien den Besitz des silberreichen Perus verdankt. Nun hob sich die Stadt rasch zu ihrer höchsten Blüthe. Von prächtigen Pflanzungen und Feldern umgeben, die allerdings mit dem Blute der armen Indianer der Landenge gedüngt waren, wurde sie die Niederlage für alle Reichthümer der amerikanischen Westküste. Was Peru und Chile schickten, wurde auf einer schönen gepflasterten Straße nach Portobello, dem spanischen Handelshafen auf der Atlantischen Seite, verfahren. Panama wurde jetzt ein Ort mit mehr als siebentausend Häusern und mit Kirchen, die von Gold und Silber strahlten und ihre Mauern mit den schönsten Gemälden der alten Welt schmückten. 1665 hatte es seinen Höhepunkt erreicht. Dies war die Zeit der Buccaniere, jener kühnen Seeräuber, durch die der spanische Handel mit Südamerika den ersten erschütternden Stoß empfing.

1668 plünderte und zerstörte Sir Henry Morgan, der berühmteste aller Buccaniere, Portobello. Don Perez de Guzman, der Statthalter von Panama, hatte dem bedrängten Platze Hilfe geschickt, aber seine Söldner waren geschlagen worden. Sein Erstaunen über diesen Ausgang war so groß, daß er den Buccanier brieflich bat, er möge ihm Proben der Waffen schicken, die ihm zu seinem Siege verholfen hätten. Morgan empfing den Boten höflich und übergab ihm eine Pistole mit mehreren kleinen Kugeln. Das seien seine Waffen, ließ er sagen, und man möge sie in Panama aufheben, bis er sie nach einem Jahre in Person abholen werde. Er erhielt seine Pistole schleunig zurück, aber den versprochenen Besuch machte er der Stadt dennoch.

Im nächsten Jahre erließ Morgan einen Aufruf „an alle tapfern Männer, die mit geringer Mühe zu einem großen Reichthume zu kommen wünschten," sich an einem näher

bezeichneten Punkte der Küste von Hispaniola (Hayti) zu versammeln. Mehr als 2000 Seeleute von allen Nationen kamen und billigten Morgan's Plan, der ihnen jetzt erst mitgetheilt wurde. Ein Theil segelte voran und erstürmte San Lorenzo, die spanische Festung an der Grenze des Chagresflusses. Morgan, der mit dem Gewaltshaufen nachfolgte, behielt zum Angriff auf Panama 1200 Mann. Mit diesen fuhr er den Chagres hinauf und zog dann zu Laude weiter. Einer seiner Begleiter, Basil Ringrose, hat von diesem Zuge eine Beschreibung hinterlassen, nach der die Leiden, Mühen und Entbehrungen der Buccaniere furchtbar gewesen sein müssen. Die Indianer der Landenge waren geflohen und hatten ihre Vorräthe mitgenommen oder zerstört, so daß Morgan und die Seinigen in die bitterste Noth geriethen.

Am neunten Tage ihres Marsches erstiegen die Buccaniere eine Höhe, von der sie die Thürme von Panama erblickten. Sie fingen eine Menge Ochsen und Pferde und konnten sich nun einmal wieder sättigen. Man hatte sie bemerkt und schickte ihnen Reiter entgegen, die unter Trompetengeschmetter Herausforderungen ausstießen, aber sich nicht nahe heranwagten. Ohne diese Prahler zu beachten, legten sich die Buccaniere auf der bloßen Erde zum Schlafe nieder, und ließen sich auch von dem Geschützfeuer, das die ganze Nacht unterhalten wurde, nicht stören. Am nächsten Morgen rüsteten sie sich zum Kampfe. Die Streitkräfte der Spanier bestanden aus 2400 Fußsoldaten, 2000 Reitern und 2000 wilden Stieren, die gegen den Feind getrieben werden sollten. Don Perez de Guzman



Alte Mauer am Hafen.

rückte kühn in's freie Feld hinaus, beging aber den Fehler, seine Streitkräfte zu trennen und erst die Reiterei, dann das Fußvolk, zuletzt die wilden Stiere angreifen zu lassen. Jeder dieser Haufen wurde geschlagen und der Rückzug wurde zur wilden Flucht, als die wüthend gewordenen Stiere sich auf die Spanier warfen. In dieser Nacht schlief Morgan innerhalb der Mauern von Panama, umgeben von Haufen Erschlagener jeden Alters und Geschlechts.

Die Spanier hatten ihre besten Schätze mit den Frauen und Kindern der bessern Classen vor dem Angriff auf Schiffe geflüchtet. Die Gebäude der Stadt mußten es entgelten, daß den Buccanieren so der beträchtlichste Theil der Beute entging. Die Kirchen und öffentlichen Gebäude, die Privat-

wohnungen der Stadt und der nächsten Umgegend — Alles wurde niedergebrannt und nebenbei die Wuth in dem Blute der zurückgebliebenen Einwohner gekühlt. Diese Greuelscenen dauerten drei Wochen, worauf Morgan abzog und nach der Versicherung seines Geschichtschreibers Ringrose „175 Maulthiere, beladen mit Gold, Silber und kostbaren Waaren, nebst 600 Frauen, Kindern und Männern, mit sich nahm." Ein Theil dieser Gefangenen bestand aus Sclaven, die übrigen mußten sich auslösen.

Nach diesem Ueberfall fand die Verlegung der Stadt auf ihre jetzige Stelle Statt. Der König befahl, keine Kosten zu scheuen, um den neuen Hafen unangreifbar zu machen, und die Behörden von Panama befolgten diesen Befehl so buchstäblich, daß der Rath von Indien ganz erschrocken bei ihnen anfragte, „ob sie ihre Mauern von Gold und Silber bauen wollten." Diese Bollwerke, die an manchen Stellen vierzig Fuß hoch sind, sollen mit ihren Forts und Wachtthürmen, mit dem tiefen Graben, der gegen das feste Land hin gezogen wurde, und mit den massiven Stadtthoren einen Aufwand von sechs Millionen Piastern verursacht haben. — Einen Theil der alten Mauer auf der Seeseite stellt unser Bild dar.

Die goldene Zeit Panamas kehrte nicht wieder. Der Handel wurde wohl bedeutend, blieb aber stets hinter der frühern Höhe zurück. Außerdem folgten große Brände rasch auf einander und legten dreimal, in den Jahren 1739, 1761 und 1784, die meisten Straßen in Asche. Als die Landenge dem im Süden gegebenen Beispiele folgte und sich unabhängig erklärte, war Panama zu einem unbedeutenden Landstädtchen herabgesunken. Unter der Republik nahmen auch die wenigen Hilfsquellen, die ihm geblieben waren, sein Handel mit Jamaica, seine Perlfischerei, sein Absatz von Erzeugnissen der Umgegend, von Jahr zu Jahr ab.

Diese geschichtlichen Erinnerungen beschäftigten uns, als wir in der kurzen tropischen Dämmerung vom Bahnhofe durch die Cienega zur Stadt gingen. Die Cienega ist eine von Farbigen und Negern bewohnte, mithin schmutzige Vorstadt. Hier spielte die Blutscene vom April 1856. Die Veranlassung war ein Streit, in den ein Nordamerikaner mit dem Verkäufer einer Wassermelone gerieth. Beide zogen Waffen hervor, auf beiden Seiten nahmen Freunde Partei, und im Nu hatte sich ein Gefecht entsponnen. Die Eisenbahnbeamten suchten die Ruhe herzustellen, und da auch dreißig Polizeisoldaten mit aufgepflanztem Bajonnet erschienen, hielt man die Gefahr für vorüber. Das Gegentheil war der Fall. Die Soldaten, meistens Neger, feuerten auf die Weißen und ermunterten so den Pöbel zu neuen Gewaltthaten. Man schoß auf Fliehende, man verfolgte sie und Pöbel und Polizei im Verein sprengten die Thore der Gasthäuser, wo die ganz unbetheiligten Reisenden der Eisenbahn und der Dampfschiffe sich verrammelt hatten. Von dem vergossenen Blut und den aufgefundenen Branntweinvorräthen berauscht, warf sich die Horde auf die Niederlage der Eisenbahngesellschaft. Hier floß das meiste Blut und wurde am stärksten geraubt. Am nächsten Morgen lagen in dem halb zerstörten Gebäude 18 Leichen und 10 Sterbende. Die Behörden der Stadt zeigten sich erst dann, als die Mörder sich so berauscht hatten, daß sie kein Unheil mehr stiften konnten. Was wir in der Cienega sahen, ließ uns die Wiederholung solcher Schändlichkeiten für sehr möglich halten. Die ärmlichen und schmutzigen Hütten, aus denen die ganze Vorstadt besteht, würden uns weniger beunruhigt haben, wenn wir in ihren Bewohnern nicht Kerle mit Galgengesichtern kennen gelernt hätten, deren Hauptbeschäftigung darin zu bestehen scheint, zwischen dem Spieltisch, auf dem ein paar Quartillos den Einsatz bilden, und der Branntweinbude hin- und herzugehen.

Der tiefe Graben, der die Cienega einst von der Stadt trennte, ist nicht mehr vorhanden. Man hat ihn ausgefüllt und auch die äußere Mauer niedergerissen. Die Hauptmauer und ihr Thor, beide verfallen und mit Moos bewachsen, erinnern noch heute an die alte Festung. Noch ein kurzer Gang durch enge Straßen und Aspinwall-Haus war erreicht. Dieser Gasthof hat ein düsteres Ansehen, ist jedoch erträglich rein und zeichnet sich durch eine gute europäische Küche aus. Der Wirth ist ein Franzose, die sechs Kellner sind Deutsche. Die unangenehmste Einrichtung dieses Hauses, daß nämlich in jedem Zimmer ein halbes Dutzend Betten stehen und Schlafgesellschaft nicht verbeten werden darf, läßt sich in einem Orte wie Panama nicht umgehen. Die Ankunft der Fremden hängt von den Dampfschiffen ab, und kommen sie, so kommen sie massenweise.

Wir trafen es so glücklich, den Gasthof fast leer zu finden.

Mein Schlaf wurde früher unterbrochen, als ich erwartet hatte. Ein entsetzlicher Lärm, der außerhalb Panamas nicht vorkommen kann, erweckte mich, als der Tag dämmerte. Es war, als ob mindestens fünfzig große kupferne Kessel von kräftigen Händen mit eben so vielen Pflastersteinen geschlagen würden. Halb betäubt, erkundigte ich mich, was der Lärm zu bedeuten habe, und hörte, daß der Tag eines Heiligen mit Glockenläuten gefeiert werde. Statt Glockenläuten hätte man sagen sollen: Glockenschlagen. Wie es scheint, gibt es in Panama bloß geborstene Glocken und keine Klöppel; wenigstens kann ich verbürgen, daß die Töne, die mich aufschreckten, durch Menschenhände, die mit Steinen bewaffnet sind, hervorgebracht werden. Da es um meine Ruhe einmal geschehen war, kleidete ich mich an, um einen Gang durch die Straßen zu machen.



Straße und Bewohner der Cienega.

Panama ist eine pittoreske und düstere Stadt. Die engen, schlecht gepflasterten Straßen, die hohen, schwerfälligen Häuser in maurischem Stil, die mit Eisen beschlagenen Thüren, die roh verzierten Altane, die vergitterten Fenster bedürften eines lebhaften Straßenverkehrs, um nicht den Eindruck des Verfalls zu machen, und dieser Verkehr fehlt. Was man sieht, sind Lastträger, deren athletische Glieder leider in Lumpen gehüllt

sind, Wasserverkäufer, die ihre Schläuche und Eimer einem armen kleinen Maulthier aufgebürdet haben, und hier und da eine Dame, die mit anmuthig über den Kopf geschlungenem Rebozo zur Messe geht.

Der Domplatz, der größte Platz der Stadt, wird nach dem erhabenen Gebäude benannt, das seine westliche Seite einnimmt. Der flügeln und tragen das Dach. An lebensgroßen Bildsäulen von Heiligen, silbernen Zierrathen und künstlichen Blumen ist kein Mangel. Ein von einem Mahagonigeländer eingefaßter Raum im Schiff ist für den Chor bestimmt. Bei dieser Gelegenheit mußten sich die Gläubigen mit dem Gesange eines einzigen Mannes begnügen, der in jenem



Der Dom.

Gründer des Doms war ein Schwarzer, der Bischof Don Francisco Xavier y Luna Victoria, der 1751, ein Jahr nach der Vollendung des Gebäudes, zu seiner hohen Würde befördert wurde. An der Vorderseite des Doms sind bronzene Bildsäulen des Heilands und der Apostel angebracht, und ihre beiden Seiten werden von hohen Thürmen eingefaßt, deren Spitze mit Perlmutterschalen belegt ist.

Da die Thür offen stand, so trat ich ein. Vier Reihen mächtiger Pfeiler mit gewölbten Bogen trennen das Schiff von den Seiten- Raum auf- und abschritt und dem Priester mit einem schönen Bariton antwortete. Andächtige waren zwanzig bis dreißig da, die theils knieten, theils mit der Stirn am Boden dalagen. Die meisten waren Frauen, die entweder den schwarzen Spitzenschleier der Vornehmen oder den anmuthigen Rebozo der untern Classen trugen.

An der Südseite des Gebäudes liegt der Cabildo, das Regierungsgebäude. Der untere Stock hat Bogengänge und enthält, wie es in Panama allgemein der Fall ist, Kaufläden, in dem obern Stockwerk versammelt sich der

Landtag des Staats und das Obergericht der Stadt. Die beiden übrigen Seiten des Domplatzes werden von hohen steinernen Gebäuden eingenommen. In einem derselben befindet sich die Druckerei der in englischer und spanischer Sprache erscheinenden Zeitung Star and Herald.

Indem ich der Fortsetzung der Straße, die mich auf den Domplatz geführt hatte, folgte, gelangte ich zu dem Mönchsthor, das sich gegen das Meer hin öffnet. Die beiden letzten Gebäude unmittelbar vor dem Thore stehen sich wie zwei Stellvertreter der Gegenwart und der Vergangenheit gegenüber. Rechts liegt das Gebäude der Agentur der Südsee-Dampfschifffahrtsgesellschaft, hübsch restaurirt und sauber gehalten, mit Blumen und Zierpflanzen auf allen Altanen. Links erhebt sich das Kloster Las Consebinas, massiv, aber von der Zeit so zernagt, daß es binnen wenigen Jahren zusammenbrechen wird. Es beherbergt in diesem Augenblicke noch vier alte Nonnen, wahrscheinlich die letzten, die Panama je sehen wird.

Als ich aus dem Thore zum Strande hinaustrat, hatte die Ebbe eben ihren tiefsten Stand erreicht. Da die Fluthhöhe bei Panama volle zwanzig Fuß beträgt, so lag der Meeresboden eine gute Strecke weit entblößt da und ich konnte einige Blicke in die Geheimnisse eines Korallenriffs thun. Bei jedem Schritte krochen mir Krabben aus dem Wege. Hier lebt eine Art mit blauen, purpurrothen und weißen Scheeren, deren Fleisch das Entzücken der Feinschmecker ist. Ich sah ferner den Dintenfisch, der eine dunkle Flüssigkeit ausspritzt und dadurch das Wasser trübt, um sich das Entkommen zu erleichtern. Von seltenern Muscheln waren die Cypria, die Olivia, die bärtige Pinna und die berühmte Perlmuschel vertreten. An den Felsen hingen noch viele andere Arten, die ich nicht kannte. In den kleinen Wassertümpeln entwickelten sich wunderschöne Anemonen von seegrüner, Scharlach- und Purpurfarbe, verschieden gefärbte Korallen und ausgesuchte Algenarten.

Um neun Uhr mußte ich wieder in meinem Gasthofe sein, denn diese Zeit ist die allgemeine Frühstücksstunde von Panama. Der Rest dieses Tages war einem Besuche der pittoresken Trümmer des Klosters und der Kirche San Domingo gewidmet. Um sie zu erreichen, muß man durch ein enges Gäßchen, dann durch den Schuppen eines Grobschmieds und zuletzt durch einen schrecklich verwilderten Garten gehen. Der Weg verlohnt der Mühe. Freunde des Romantischen können kaum etwas Schöneres sehen, als die mächtigen alten Bogen dieser Trümmer, die mit Gesträuch, Weinreben und Schmarotzerpflanzen dicht bedeckt sind. In Panama interessirt man sich besonders für zwei Merkwürdigkeiten dieses Klosters. Die eine ist ein flacher Bogen, der bei vierzig Fuß Spannung in der Mitte so dünn ist, daß die Stelle, wo man den Schlußstein eingefügt hat, nur eine Dicke von zwei Fuß besitzt. Dennoch hat dieser Bogen unter einem tropischen Himmel den zerstörenden Einflüssen von zwei Jahrhunderten widerstanden.

Die zweite Merkwürdigkeit des Klosters sind seine Glocken. Bei dem großen Brande von 1761, der auch diese Gebäude zerstörte, stürzten sie vom Thurme herab und wurden stark beschädigt. Die meisten sind in Geröll und Schmutz halb begraben, zwei hängen an Balken sechs Fuß hoch über der Erde und werden gelegentlich noch gebraucht. Man erzählt sich von ihnen Folgendes: „Als sie in Madrid gegossen wurden, wohnte die damalige Königin von Spanien mit ihrem Hofstaate und mit vielen Frauen des Adels und des Bürgerstandes der Festlichkeit bei. Jede Dame war aufgefordert worden, etwas Silber mitzubringen und in die schmelzende Masse zu werfen, damit die Glocken den hellsten und reinsten Klang bekämen. Die Königin ging mit gutem Beispiel voran, ihre Damen opferten, was sie an großen Münzen oder Silbergeschirr mitgebracht hatten und nicht lange, so erreichte die fromme Begeisterung eine solche Höhe, daß Alles, was die glänzende Versammlung an goldenen Schmucksachen besaß, in die Glockenspeise flog. Oft schon haben Speculanten die Glocken kaufen wollen, um eine Scheidung der Metalle vorzunehmen, und hohe Preise geboten, aber Panama trennt sich von seinem eifersüchtig behüteten Schatz nicht.“

Mein Rückweg führte mich bei dem großen Jesuitencollegium vorbei, dessen Bau 1738 begonnen, aber nie vollendet wurde. Die Verfolgungen, die den Orden später trafen, sprengten seine Mitglieder aus einander und die Erben seiner Schätze ließen das halbvollendete Collegium verfallen. Der üppige Pflanzenwuchs der Tropen hat sich auf und an den Mauern angesiedelt, ohne sie bis jetzt aus den Fugen bringen zu können, so fest haben die Väter Jesu gebaut.

Vom Collegium der Jesuiten bis zum Walle ist nicht weit. An dieser Stelle hat die alte Umfassungsmauer noch eine Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß bei zehn Fuß Breite und ihre Brustwehr ist ziemlich gut erhalten. Die vielfarbigen Schichten und die Schlingpflanzen, die den Wall bis zu seiner Grundlage von Korallenfelsen bekleiden, machen auf dem lichtgrauen Stein die hübscheste Wirkung. Wo die Mauer an ihrem südöstlichsten Vorsprunge gegen Norden umbiegt, erweitert sie sich zu einer breiten Fläche, die den Spaziergang der Modewelt bildet. Gegen das Land hin sieht man zwanzig Fuß hoch auf die Höhe des Arsenals, des Gefängnisses und der Kaserne hinab. Auf dem Hofe der letzteren wurde ein Dutzend halb nackter Soldaten im Gebrauch der Flinte geübt. Der Hof des Gefängnisses war leer, aber hinter den Gittern des Gebäudes blickten wilde Gesichter hervor, die mir bewiesen, daß diese Trümmer noch benutzt werden. Von diesem Schauspiele wendete ich mich gern ab, um des heiteren Anblicks zu genießen, den der Wall selbst darbot. Die Stunde des Abendspazierganges war gekommen, und Gruppen schwarzäugiger Senoritas wandelten auf und ab. In einer Ecke hatte sich eine Damengesellschaft um einen Caballero gesammelt, der zur Guitarre sang. Hier und da lehnte ein Liebespaar an der Brustwehr und blickte sich stumm in die Augen, oder auf's Meer hinaus. Eben stieg der Mond über den Horizont empor und goß sein silbernes Licht über die ruhigen Fluthen. Rechts, etwa in der Entfernung einer halben Stunde, liegen grüne Inseln mit pittoresken und kühnen Formen, einst die Lieblingsplätze der Buccaniere, die hier den Silberschiffen aus Peru auflauerten. Jetzt warteten dort die Dampfschiffe der californischen Linie auf Reisende, und neben ihnen wiegten sich einige nordamerikanische Kriegsschiffe auf ihren Ankern.



Ruinen im Kloster San Domingo.

Die Bewohner von Panama sehen diese Schiffe mit scheelen Augen an, aber den Verkehr, den Nordamerika auf ihrer Landenge in's Leben gerufen hat, lassen sie sich gern gefallen. „Los Yankis" haben in der That eine Umwandlung bewirkt, die nicht größer sein könnte. Ganz Centralamerika hat jetzt einen Abzugscanal für seine werthvollen Erzeugnisse von Cochenille, Indigo, Kaffee, Zucker und Häuten gewonnen. Alle diese Waaren strömen nach Panama, wo sich in Folge dessen ein lebhafter Verkehr einge-

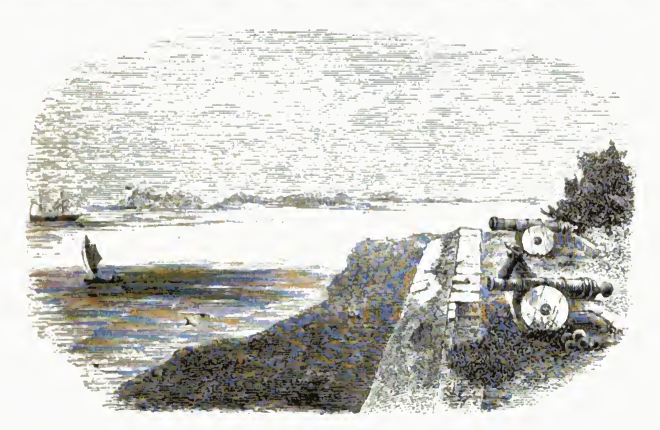
funden hat, der noch im Wachsen begriffen ist. Die centralamerikanische Dampferlinie, durch die dieser Handel vermittelt wird, reicht jetzt bis San Jose de Guatemala. Durch die Eisenbahnreisenden gewinnt Panama ebenfalls bedeutend. Im Jahre 1849 gingen 800 Reisende über die Landenge, ein Jahr später waren es schon 13,484, und 1856 wurde die neu eröffnete Eisenbahn von 31,427 Menschen benutzt. An Waaren wurde in dem letztgenannten Jahre über Panama für 14,135,553, an edeln Metallen für 77,467,240 Thaler verschickt. Der Handel Centralamerika's hob sich 1856 um 2¹/₃ Millionen Thaler. Es läßt sich erwarten, daß dieser wahrhaft riesige Verkehr der Stadt Panamá mit der Zeit ihr ruinenhaftes Ansehn nehmen wird. Nach dem zu urtheilen, was man jetzt in den Straßen sieht, werden es Fremde sein, denen der Welthafenplatz seine Verschönerungen zu verdanken haben wird.



Collegium der Jesuiten.

Bisher bestanden die Vergnügungen der Einwohner in Stiergefechten, Hahnenkämpfen, Wettrennen, Spaziergängen und Spazierritten. Durch die Fremden hat man Wagen kennen gelernt und besitzt nun eine Unterhaltung mehr. Das gewöhnliche Ziel der Ausflüge, die man zu Wagen macht, ist der Cerro de

los Buccaneros, der Hügel, auf dem Morgan vor seinem Angriff lagerte. Auch ich besuchte diesen geschichtlichen Ort in dem Omnibus, den der Besitzer des Aspinwall-Hauses für seine Gäste hält. Man fährt aus dem ehemaligen Westthor, dessen Stelle gegenwärtig eine breite Straße einnimmt, die in grader Linie über den zugeschütteten Stadtgraben zu der Vorstadt Santa Anna führt. Sie ist die größte von allen und besitzt viele stattliche Gebäude, die aber in einem so vernachlässigten Zustande sind, daß der Anblick weh thut. Weiterhin gelangt man zu der alten Straße nach Portobello, die durch Beschütten mit Kies in einen recht guten Zustand versetzt worden ist. Zu beiden Seiten stehen die Rohrhütten von Eingeborenen. Keiner dieser Indianer hält es der Mühe werth, aufzublicken, während wir vorbeirasseln. Die auf der Straße spielenden Kinder kriechen uns aus dem Wege — darin besteht der ganze Eindruck, den unser Erscheinen hervorruft.



Aussicht vom Wall.

Die Landschaft, durch die man zum Hügel der Buccaniere fährt, ist prachtvoll. Rechts hat man das Meer, von dem eine kühle Abendluft ausgeht, von deren Hauch die Gipfel der Bananen und Palmen leise geschaukelt werden. Auf der andern Seite dehnt sich eine wellenförmige Grasebene bis zu palmentragenden Vorbergen aus, hinter denen die Gipfel der Cordillere, in ein entzückendes goldenes Licht getaucht, emporsteigen.

Eine Viertelstunde vor unserm Ziel biegt der Weg von der Straße ab. Der Hügel war noch vor kurzem eine Wildniß und ist jetzt ein reizender Garten mit Zuckerrohr, Platanen und einer Fülle tropischer Blumen und Früchte. Am Eingangsthor muß man ein kleines Eintrittsgeld bezahlen und erhält dafür Ananas, gelber wie Gold. Oben entfaltet sich die reichste Rundschau über das Meer und seine Inseln, über den Berg Ancon und das zu seinen Füßen liegende Panama, über Thäler und Berge, bis zu der Cordillere, hinter der eben die Sonne mit unbeschreiblicher Farbenpracht untergeht.

Für den Tag meiner Abreise war ein Besuch in Altpanama verabredet worden. Bei Sonnenaufgang saß ich im Sattel und sprengte mit meinen Begleitern, einem Künstler aus New-York und einem der Leiter des Star und Herald, zum Strand hinab. Dort ging es bereits lebhaft zu. Viele Bongos der Eingeborenen wurden auf den Strand hinaufgezogen oder warfen dicht am Ufer Anker. Diese Fahrzeuge haben die verschiedensten Formen und sind bald ausgehöhlte, an beiden Seiten zugeschnitzte Baumstämme, bald wirkliche Schiffe mit einem Steuerruder und zwei Segeln. Nach hinten zu pflegt

eine mit Palmblättern gedeckte Hütte angebracht zu sein. Die Ladung besteht aus Fischen, Krabben und Austern. Um jedes dieser Schiffe stand eine Gruppe von Bürgern und kaufte ein.

Der Strand, auf dem wir ritten, war so weiß wie Marmor und eben so fest. Die Wellen des Stillen Meeres rollten bis zu den Füßen unserer Pferde heran. Weiterhin kamen wir zu schwarzen Felsmassen, über



Ruinen mitten in Panama.

die der Maler entzückt war, weil sie den prächtigsten Vordergrund für ein Seebild abgaben, die wir aber im Stillen verwünschten, während unsere Thiere langsam und vorsichtig über sie hinwegkletterten. Dann lenkten wir in das Bett eines Flusses ein, in das die starken Zweige von Mangelbäumen so tief niederhingen, daß wir uns auf den Hals der Pferde legen mußten, um nicht herabgeworfen zu werden. Dieser Weg führte uns zu den Ebenen von Petillo, schönen mit Wald eingefaßten Wiesen, auf denen Rinder weideten. Der letzte Theil unseres Weges führte wieder am Strande hin.

Eine Stelle, die bei Hochfluth eine Bucht genannt werden mußte, jetzt aber völlig trocken lag, war in geologischer Beziehung merkwürdig. Ihr Boden bestand aus einem Felsen von offenbar neuem Ursprung, da in seiner Oberfläche Muscheln steckten, die ihre Farben noch nicht verändert hatten. Wir kamen sogar an Punkte, wo der Stein noch in der Bildung begriffen war und alle Uebergangsstufen von dickem Schlamm zu festem Fels aufwies. Das Auge konnte keinen Unterschied zwischen diesen Bildungen wahrnehmen, und nur daran, daß unsere Pferde bald bis an die Knöchel einsanken, bald mit schallendem Geräusch auftraten, erkannten wir, ob wir über Schlamm oder über Stein ritten.

Von der Bucht aus sahen wir den hohen Thurm, der für den einzigen Ueberrest von Alt-Panama gelten kann. Seine Mauern werden von behauenen Steinen gebildet und erheben sich zu einer Höhe von 80 Fuß. Moos und ein Netzwerk starker Weinreben bekleiden sie vollständig. Was sonst noch von der alten Stadt übrig ist, das versteckt

sich in dem dichten Walde, der seit zwei Jahrhunderten aus der üppigen Erde hervorgeschossen ist. Was jenen Thurm betrifft, der seinen Namen San Jerome behalten hat, so steht er auf einer ausgedehnten Fläche, die gleich hinter dem Strande, nicht viel über dem Meere erhaben, sich ausdehnt. Hinter ihm bemerkt man mitten in einem Gewirr von Gesträuch die Trümmer eines großen Gebäudes, zwischen denen hundert Fuß hohe Bäume gewachsen sind.



Vorstadt Santa Anna.

Indem wir uns nach einem Schutzdach für unsere Pferde umsahen, entdeckten wir in geringer Entfernung vom Thurme zwei Hütten, die jedoch leer standen. Etwas weiter entfernt lag eine dritte, deren Eigenthümer glücklicher Weise zu Hause war. Sie bestand aus einem Strohdache, das auf Pfählen ruhte, und ihre Ausstattung war die einfachste von der Welt: eine Handpresse zum Ausdrücken des Zuckerrohrs, eine alte Hängematte, eine hölzerne Bank, die das Bett vorzustellen schien, einige roh geschnitzte hölzerne Schalen, ein paar irdene Geschirre und ein Kessel, der auf verschiedenen großen Steinen stand. Hinter der Hängematte war ein hölzernes Kreuz zu sehen, das noch hier und da Spuren von Vergoldung trug und aus einer der verfallenen Kirchen Panama's zu stammen schien. Am Dache hing ein zweites Kreuz, in dem wir die eigene Arbeit des Hüttenbesitzers zu erkennen glaubten. Dieser Mann war so gekleidet, daß er mit seinem Besitzthum in Einklang stand. Eine Viertelelle blauen Kattuns, die um die Hüften geschlagen war, Sandalen von rohen Häuten und ein alter Hut, das war alles, was er auf seinem weißen Haar und seiner schwarzen Haut trug. Dabei besaß Marco Segundo, denn unter diesem Namen stellte er sich uns vor, in seinem Benehmen eine ruhige Würde, mit der sich eine angeborene Höflichkeit verband, und sprach wie ein Philosoph. Er hatte sich mit zwei Gefährten, den Eigenthümern jener leeren

Hütten, vor zwanzig Jahren in die Wildniß zurückgezogen, um der schlechten Gesellschaft zu entfliehen und lebte von dem Flechten von



Thurm in Altpanama.

Seilen, gegen die er in der Stadt Tabak und seine andern kleinen Bedürfnisse eintauschte. „Ich bin zufrieden!“ mit diesem stolzen Worte schloß er seine Erzählung und bot uns Chichi oder Zuckerrohrsaft an. — Marco wurde unser Führer im Walddickicht. Ein enger und gewundener Pfad führte durch dasselbe, welches so dicht war, daß kein Sonnenstrahl durch sein verschlungenes Blätterwerk den Weg fand.

Nach einigen Minuten machte Marco Halt und zeigte mit dem Finger auf ein ganz überwachsenes und kaum erkennbares Ge-

mäuer, welches zu einer ehemaligen Kirche gehört haben sollte. Auf dieselbe Art machte er uns auf andere Ueberreste aufmerksam, an denen außer einigen schöngewölbten Thüren und Fenstern nichts Sehenswerthes war. Weit merkwürdiger war das phantastische Spiel, das die Natur mit diesen Trümmern getrieben hatte. Riesige Weinstöcke kletterten an den Mauern empor und sahen Schlangen so ähnlich, daß wir fast zurückschreckten. Bruchstücke von gepflasterten Straßen sahen wir mehrmals und zuletzt kamen wir an eine Brücke, die vollkommen erhalten war. Hier sollten die Marktboote, die vom Meer zurückkehrten, ausgeladen haben. An diesem Punkte wendete sich Marco gegen uns zurück, beschrieb mit seinem Arme einen Kreis und sagte: „Die Herren haben Alles gesehen.“



Brücke in Altpanama.

Wir waren so ermüdet und so hungrig, daß diese Nachricht uns nicht unangenehm klang. Nach einer halben Stunde saßen wir wieder in Marco's Hütte und tranken Chichi. Auf einen bösen Ritt in der Hitze folgte ein köstliches Bad, ein erträgliches Abendessen; dann wurde eine halbe Stunde lang gepackt, und als die Sonne unterging, war ich am Bord des Schraubendampfers Columbus und auf dem Wege nach San Jose de Guatemala.



Johann Joachim Winckelmann.

Von

Hermann Hettner.

Ein schöner Sommernachmittag lockte mich nach Nöthenitz, einem Dorfe etwas über eine Stunde von Dresden entfernt. Es war eine Wallfahrt zum Angedenken Winckelmann's, welcher als Bibliothekſecretär des Grafen von Bünau hier sechs einsame, fleißige, entscheidende Jahre verlebte. Hier trat ihm der große Beruf, zu dem er sich innerlich geboren fühlte und den er dann so herrlich vollführte, immer mächtiger und lebendiger vor die Seele. Hier durchkämpfte er die schweren Kämpfe, um die Hindernisse hinwegzuräumen, welche sich seinem unwiderstehlichen Verlangen entgegenstellten. Dieser Aufenthalt in Nöthenitz war so sehr mit dem tiefsten Wesen Winckelmann's verwachsen, daß er in mehrern Briefen aus Rom die dereinstige Rückkehr in die ländliche Einsamkeit von Nöthenitz sich als einen wünschenswerthen Zukunftstraum ausmalte.

Schon oft hatte ich auf Stätten geweilt, auf welchen mich der Geist Winckelmann's in weihevoller Erinnerung umschwebte. Wie oft hatte ich in der Villa Albani zu Rom, in dem Schlosse des Cardinals Albani zu Porto d'Anzo und an seinem Grabdenkmal bei San Giusto in Triest seiner gedenken müssen in dankbarster Rührung; aber niemals war mir die hehre Gestalt Winckelmann's in seinem mühevollen Kämpfen und in seiner glänzenden Sieghaftigkeit so lebendig und anschaulich entgegengetreten wie hier angesichts dieses stillen thurmgekrönten Schlosses, dessen einer Seitenflügel durch seine hohen schmalgeschlitzten Rundbogenfenster seine frühere Bestimmung als Bibliotheksaal deutlich bekundet, angesichts dieser grünen, hügeligen, baumreichen Gärten und Felder, in denen Winckelmann oft sorgenvoll und zukunftsfreudig auf und ab gewandelt sein mochte. Auf jenen italienischen Erinnerungsstätten sind die Eindrücke zu gewaltig und zu verschiedenartig; die Wunder der großen Natur und Kunst, welche einst auch auf Winckelmann so beglückend und erhebend gewirkt hatten, fordern ihre unabweisbaren Rechte. Hier aber sammelt sich unsere ganze Betrachtung ungestört und ganz ausschließlich in dem feiernden Angedenken Dessen, der diesem stillen, unscheinbaren, abgeschiedenen Dorfe einzig und allein Weihe und geschichtliche Bedeutung gibt.

Es überkommt uns in solchen Augenblicken jenes Gefühl innerer Erhebung, das uns beweist, wie tief in der menschlichen Natur der Heroencultus der Alten begründet ist. Und wohl war Winckelmann ein Heros im höchsten Sinn; ein Heros in der entschlossenen Thatkraft, mit welcher er unerschütterlich sich seinen eigenen neuen Weg bahnte, und ein Heros nicht minder in der Höhe des Ziels, das er sich gesteckt hatte und durch dessen Erreichung er einer der eingreifendsten Förderer der neuern Bildung wurde.

Die Griechen rühmten von besonders alten und ehrwürdigen Götterbildern, daß sie vom Himmel gefallen seien; sie wollten damit sagen, diese Bildwerke seien durchaus einzig in ihrer Art und unerklärlich in ihrem Ur-

sprung. Fast möchte man sich versucht fühlen, diese Bezeichnung auf Johann Joachim Winckelmann anzuwenden. Einen Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, ja selbst einen Goethe und Schiller sehen wir mit einer gewissen Naturnothwendigkeit aus den herrschenden Bildungszuständen herauswachsen; sie sind die reife Blüthe und Frucht einer stillkeimenden, lange vorbereiteten Entwicklung. Winckelmann erscheint in seiner genialen Ursprünglichkeit wie ganz aus sich selbst herausgewachsen. Das Tiefste und Eigenste seiner Richtung wird ihm nicht gegeben durch die Anregung der Gegenwart und der nächsten Umgebung, sondern erwacht und kräftigt sich nur im steten und unerschrockenen Kampf. Er schlägt Saiten an, die bis dahin noch niemals berührt worden. Gleich jenen gewaltigen Seefahrern der vergangenen Jahrhunderte entdeckt und erobert er Länder und Welten, die bis dahin völlig unbekannt oder doch dem Auge der Menschen wieder völlig entschwunden waren. Er erschaute und verkündete das Wesen und die urewige Schönheit der griechischen Kunst in einer Zeit, welche noch völlig von den Banden der französischen Geschmacksverwilderung umstrickt war und diese mit prahlerischer Untrüglichkeit als höchstes Bildungsideal pries, und er brachte mit dieser in ihm neu auflebenden Kunstbetrachtung in die gesammte Wissenschaft sowohl wie in die ausübende Kunst selbst einen Umschwung, der sich immer mächtiger und mächtiger ausbreitete und noch bis auf den heutigen Tag unermeßlich segensreich fortwirkt.

In Winckelmann's Jugendgeschichte bewahrheitet sich wie bei allen genialen Naturen, daß der Mensch in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist.

Er war am 9. December 1717 zu Stendal in der Altmark geboren, als der Sohn eines armen, ehrsamen Schuhflickers. Kein Hinderniß schreckte ihn zurück, den angeborenen Wissenstrieb zu befriedigen. Wie einst Luther, erwarb er sich sein Brot als armer Singschüler; einem alten erblindeten Lehrer diente er als Führer und Vorleser. Alle Nachrichten stimmen überein, daß Winckelmann schon früh durch den wärmsten Eifer für die alten Sprachen sich auszeichnete; ja es deutet überraschend auf Winckelmann's künftige Bestimmung, wenn wir erfahren, daß der Knabe schon jetzt Todtenköpfe sammelt und in der Umgegend nach Urnen gräbt. Schon ist die griechische Mythologie seine Lieblingsbeschäftigung. Dem Theatrum genealogicum von Hieronymus Henninges (Magdeburg, 1598, vier Bände, Fol.), aus welchem er seine ersten mythologischen Kenntnisse zog, bewahrte er sein ganzes Leben hindurch eine so unwandelbare Dankbarkeit, daß er es noch in seiner Vorrede zu den Anmerkungen über die Geschichte der Kunst rühmend anpreist und allen andern Schriften dieser Art vorzieht.

Bald genügt ihm die Schule der Vaterstadt nicht mehr. Er wendet sich nach Berlin, besucht die Schule zum grauen Kloster und findet im Hause des Rectors desselben freundliche Aufnahme und Unterstützung. Aber auch hier haften die Lehrer nur an der Schale; Winckelmann nannte sie später in der Erinnerung an seine Schulzeit ἄμουσοι, d. h. den Musen Fremde. Ostern 1738 bezieht er die Universität Halle. Auf Wunsch seiner Gönner sollte er Theologie studiren; er that es ohne innere Neigung; es schreckte ihn, wie er selbst sagt, der Gedanke, dereinst auf einer Landpfarre zu verkümmern. Gleich seinem etwas jüngeren Zeitgenossen Lessing fühlte er sich von der herrschenden Universitätsgelehrsamkeit zurückgestoßen; es blieb ihm, wie er noch im Jahre 1765 als berühmter Mann an den Baron Schlabrendorf (Band 10, Seite 391) schreibt, die akademische Speise zwischen den Zähnen hängen, so daß er, „was man nennt, liederlich wurde und nur mit sehr großer Noth ein kahles Theologenzeugniß bekam." Dafür ist sein Sinn nur um so lebhafter auf die Griechen gerichtet, obgleich das Griechische, wie Winckelmann später spottet, hier seltener als Gold war. Es ist bezeichnend, daß der Wunsch, die Oertlichkeiten des Alterthums mit eigenen Augen zu sehen, bereits mit unwiderstehlicher Macht in ihm auftaucht und ihn sogar schon zu wagender Ausführung drängt. War er bereits in seinen ersten Jünglingsjahren, bei Pfarrern und Amtleuten um Reisegeld einsprechend, von Berlin aus nach Hamburg gewandert, um sich dort in einer Bücherversteigerung heißersehnte Ausgaben griechischer Schriftsteller zu erstehen, und hatte es ihn 1738 nach Dresden getrieben, die dort eben stattfindenden Hoffestlichkeiten und die neu erworbenen großen Kunstsammlungen zu sehen, so unternimmt er es jetzt, im Anfang des Jahres 1740, durch den Gallischen Krieg Cäsar's angeregt, nach Frankreich und Rom vorzudringen. Herberge und Unterhalt sucht

er in den Klöstern unter dem Vorwand, daß er die Religion verändern und in Rom sein Glaubensbekenntniß ablegen wolle; doch nöthigte ihn der ausbrechende Krieg, bei Gelnhausen in der Nähe von Frankfurt am Main wieder umzukehren. Wir sehen in diesem Entschluß, wie durchaus seine Natur auf sinnliche Anschauung angelegt ist und wie früh er sich an den Gedanken gewöhnt, nöthigenfalls durch Wechsel der Religion sich die Möglichkeit einer italienischen Reise zu sichern.

Auch in den folgenden Jahren finden wir ihn in der drückendsten Armuth. Im Jahre 1741 ist er Hauslehrer zu Osterburg bei dem Rittmeister von Grollmann. Darauf geht er nach Jena, Medicin und höhere Mathematik zu studiren; offenbar war es der Drang nach lebendiger Naturanschauung, welcher ihn zu diesem Studium lockte. Im nächsten Jahre treibt ihn die Noth, wieder eine Hauslehrerstelle anzunehmen bei dem Oberamtmann Lamprecht in Heimersleben in der Nähe von Halberstadt. Im Jahre 1743 wird er Conrector in Seehausen mit so kärglicher Besoldung, daß er von Freitischen leben mußte, welche ihm die Eltern seiner Schüler gaben.

Einen höchst merkwürdigen Einblick in diese Zeit gestattet ein Brief, welchen Boysen, sein unmittelbarer Amtsvorgänger, am 10. August 1743 an Gleim schrieb. Dieser Brief ist in den „Briefen von Herrn Boysen an Herrn Gleim, Frankfurt und Leipzig, 1772," Seite 34, enthalten. Er lautet: „Da ich nach Magdeburg zurückreisete, fand ich im Kruge von Heimersleben einen Candidaten, der Winckelmann heißt. Er hat mit uns in Halle studirt und Sie müssen ihn auf den öffentlichen Bibliotheken oft gesehen haben. Weil er sehr dürftig ist, konnte er sich kaum Bücher anschaffen. Daher besuchte er den Büchersaal auf dem Waisenhause, bei der Universität und Marktkirche und las daselbst die Schriften der alten Griechen. Er war aber, da ich ihn wider alles Vermuthen auf dieser Rückreise nach Magdeburg fand, so schlecht bekleidet, und von einem alten Kummer dergestalt entstellt, daß ich ihn kaum noch kannte. Mit einer Wehmuth, die mein ganzes Herz durchdrang, entdeckte er sich mir, und bat mich, ihn nach Seehausen zu meiner Stelle zu empfehlen, weil man ihm geschrieben hätte, daß ich mit der Vollmacht, einen geschickten Nachfolger auszusuchen, wäre versehen worden. Ich nahm mich seiner, nachdem er mich durch bewunderungswürdige Proben von seinen großen Talenten und von der Stärke in der griechischen Literatur überzeugt hatte, aus allen Kräften an, und ich habe es dahin gebracht, daß er mein Nachfolger im Amte geworden ist. Was meinen Sie aber? Jedermann glaubt in Seehausen, daß ich mehr für Winckelmann als für die Schule gesorgt hätte, und verschiedene meiner Freunde haben mir die bittersten Verweise gegeben. Der neue Conrector kann nicht predigen, es mag ihm auch wohl an der äußern Lehrgabe fehlen und vielleicht ist ihm die Bühne zu eng; kurz, die Zahl der Schüler hat sich merklich verringert, und Winckelmann hat mich mündlich und schriftlich ersucht, ihn anderwärts unterzubringen. Zu meinem großen Glück hat ihm Herr Nolten das vortrefflichste Zeugniß ertheilt, ich würde sonst noch schärfere Strafbriefe erhalten haben. Denn dies Zeugniß schützt mein Urtheil von ihm, und erhält mir das Lob, welches mir mein Gewissen gibt, daß ich redlich gehandelt habe. Die Merkwürdigkeit muß ich denn noch von Winckelmann melden, daß er den Herodot nicht nur übersetzt, sondern diesen Schriftsteller auch, als ob ein Genius ihn inspirirt hätte, erklärte."

Fünf lange Jahre verwaltete Winckelmann dies freudlose Amt, da alle Pläne, in andern Stellungen oder gar auf Universitäten sich freier regen zu können, fehlschlugen. Es war die unglücklichste Zeit seines Lebens; noch spät schreibt er (Band 9, Seite 60): „Ich habe Vieles gekostet, aber über die Knechtschaft in Seehausen ist nichts gegangen." Aber, um seine eigenen Ausdrücke zu gebrauchen, während er Kinder mit grindigen Köpfen das ABC lesen ließ, wünschte er sehnlich zur Erkenntniß des Schönen zu gelangen und betete Gleichnisse aus dem Homer. Ja trotz aller Hemmnisse tritt die bildende Kunst bereits auf das Bestimmteste in den Vordergrund. Am 8. April 1745 schreibt Boysen (a. a. O. Seite 52) an Gleim: „Winckelmann, den ich nach Klosterbergen nicht habe befördern können, will so lange in Seehausen bleiben, bis er sich ein kleines Capital gesammelt hat und dann nach Egypten gehen, um bei den Pyramiden die Kunst der Alten zu studiren." Und in einem Briefe vom September 1747 schreibt Winckelmann an seinen Freund Genzmer (Band 11, Seite 474) mit der lebhaftesten Freude von

Sandrart, von einer Statue in der Villa Borghese, von Le Brün, Poussin, Rubens, van Dyk, von einigen in der nächsten Umgegend geschehenen Gemäldeankäufen, und schließt dann mit den rührenden Worten: „Du wirst vermuthlich jetzt als ein guter Kenner von Stücken in der Kunst sprechen können, wozu Du die schönste Gelegenheit hast. Ich kann aus meiner Sphäre nicht kommen. Das Schicksal hat mich zu einem mühsamen Studiren verdammt, ohne die Früchte zu sehen; ich muß zufrieden sein."

Endlich im Sommer 1748 gelang es ihm, bei der Bibliothek des Grafen von Bünau in Nöthenitz bei Dresden ein Unterkommen zu finden. Es war der lockende Anreiz der großen Dresdener Kunstschätze, welcher ihn bewogen hatte, sich grade um diese Stelle zu bewerben. Er erhielt nur achtzig Thaler Gehalt, aber nie hat er es in seinem tiefen Gefühl der Dankbarkeit dem Grafen vergessen, daß dieser, wie er mehrmals sagt, ihn aus Dunkel und Finsterniß zog. Er arbeitet am Katalog der Bibliothek, er macht die anstrengendsten Vorarbeiten für die Reichshistorie, welche der Graf schrieb. „Seine Auszüge sind (Band 9, Seite 45) ein ganzer Schiebkarren voll, die Scripturen der sächsischen Geschichte allein machen etliche achtzig Lagen." Aber dem unermüdlich Fleißigen bleibt doch noch immer Muße zu eigener Fortbildung. „Ich habe mich gewundert," sagt er (Band 9, Seite 76), „daß ich seit einiger Zeit mit einer ganz andern Einsicht die Alten angefangen habe zu lesen; den Homer allein habe ich diesen Winter dreimal mit aller Application, die ein so göttliches Werk erfordert, gelesen." Und neben der Liebe zu den griechischen Dichtern stärkt und befestigt sich immer mehr die Liebe zu den bildenden Künsten. Dresdens Künstler und Kunstwerke wirken mächtig auf ihn. Seine Briefe erzählen mit dem Behagen innigsten Glücksgefühls, daß er „nunmehr unter die Maler gerathen sei und daß er freien Eintritt in die königliche Galerie habe, so gut wie irgend ein Hofmaler." Er nimmt Unterricht im Zeichnen und treibt Anatomie, er schreibt Betrachtungen über die Bilder der Gemäldegalerie. Fortan wankt und weicht der Gedanke nicht mehr von ihm, daß einige Jahre in Rom zu leben, sein um jeden Preis zu erstrebendes Ziel sei.

Wie aber ist für ihn, den Armen und Gebundenen, das Ziel erreichbar? Schon seit längerer Zeit hatten der päpstliche Nuntius Archinto und der königliche Beichtvater, Pater Rauch, den talentvollen Mann auf der Bibliothek des Grafen kennen und schätzen gelernt. Sie eröffneten ihm die Möglichkeit des ersehnten Zieles, wenn er sich entschließen könne, zur katholischen Kirche überzutreten. Jene Frage, mit welcher Winckelmann in frühern Jahren schon oft getändelt und gespielt hatte, trat jetzt mit furchtbarem Ernst an ihn. Soll er jener Lockung Folge geben oder soll er für immer verzichten auf seine eigenste, klar erkannte Bestimmung? Zwei Jahre lang schwankt und zögert er in peinvoller Unruhe. Er hat schon längst mit dem evangelischen Kirchenglauben gebrochen; er kennt Bayle, die Werke Voltaire's nimmt er später sogar nach Rom mit, Pope's Gedicht über den Menschen weiß er auswendig. Aber steht ihm eben darum die katholische Kirche nicht noch ferner? Man kann die vertrauten Briefe, welche er in dieser Gewissensqual an seinen Freund Berendis schrieb, nicht ohne die innigste Theilnahme lesen. Wir wollen nur den Brief vom 6. Januar 1753 (Band 9, Seite 39) hervorheben. Er lautet: „Mein Schatz, Du weißt, daß ich allen Pläsirs abgesagt und daß ich allein Wahrheit und Wissenschaft gesucht. Du weißt, wie sauer es mir geworden; durch Mangel und Armuth, durch Mühe und Noth habe ich mir müssen Bahn machen. Fast in Allem bin ich mein eigener Führer gewesen. Die Liebe zur Wissenschaft ist es und diese allein, welche mich bewegen können, dem mir gethanen Anschlag Gehör zu geben. Es ist mein Unglück, daß ich nicht an einem großen Ort geboren bin, wo ich Erziehung und Gelegenheit haben können, meiner Neigung zu folgen und mich zu formiren. Gott und die Natur haben wollen einen Maler, einen großen Maler aus mir machen und beiden zum Trotz sollte ich ein Pfarrer werden. Nunmehr ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerei und Alterthümer, die ich durch fertigere Zeichnung gründlicher machen muß. Hätte ich noch das Feuer oder vielmehr die Munterkeit, die ich durch ein heftiges Studiren verloren, ich würde weiter in der Kunst gehen. Nunmehro habe ich nichts vor mir, worin ich mich hervorthun könnte, als die griechische Literatur. Ich finde keinen Ort als Rom geschickter, dieselbe weiter und,

wenn es sein könnte, auf's Höchste zu treiben. Du kannst Dir aber wohl einbilden, daß der Antrag des Pater Rauch nicht sine conditione sine qua non geschehen. Das ist der wichtigste Punkt. Eusebia und die Musen sind hier streitig bei mir; aber die Partei der letztern ist stärker. Sie ist bei mir der Meinung, man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien hinwegsehen, der wahre Gottesdienst sei allenthalben nur bei wenigen Auserwählten in allen Kirchen zu suchen. — — Der Finger des Allmächtigen, die erste Spur seines Wirkens in uns, das ewige Gesetz und der allgemeine Ruf ist unser Instinkt; demselben mußt Du und ich, aller Widersetzlichkeit ohngeachtet, folgen. Dieses ist die offene Bahn vor uns. Auf derselben hat uns der Schöpfer die Vernunft zur Führerin gegeben; wir würden wie Phaeton Zügel und Bahn ohne dieselbe verlieren. Pflichten, welche aus diesem Principio fließen, vereinigen alle Menschen in eine Familie zusammen: hierin bestand das Gesetz bis auf Mosen und die Propheten. Die folgenden göttlichen Offenbarungen erhalten ihre Ueberzeugung nicht durch den todten Buchstaben, sondern durch göttliche Rührungen, die ich, wie vielen Gläubigen geschehen, billig auch an mir in stiller Anbetung erwarte. Ich habe rechtschaffen und seit meinen akademischen Jahren, wie Du weißt, unsträflich (menschlich zu reden) gewandelt. Ich bin treu gewesen ohne Absichten, ich habe gearbeitet ohne Schein einer Gefälligkeit, Gott hat mir Leben und Gedeihen gegeben. Ich habe mein Gewissen rein gehalten; wie sollte ich es verletzen, wenn mich Jemand, der mich befördern will, nöthigt, ihm und seinen Glaubenssätzen, die in göttlicher Offenbarung nicht gegründet sind, aber die auch selbige nicht umstoßen, beizupflichten? Ich glaube, ich würde ebensowenig sündigen als es ein Professor zu Wittenberg zu thun glaubt, der die Formulam Concordiae unterschreibt, ohne sie gelesen zu haben oder darauf sterben zu wollen. Er thut es, Professor zu werden und tröstet sich mit seiner Reservation. Meine Bewegungsgründe sind noch edler und uneigennütziger."

Der entscheidende Schritt geschah. Am 8. Juli 1754 trat Winckelmann in Dresden zur katholischen Kirche über. In welchem Sinne, erhellt am besten daraus, daß er kurz nachher in seinen Briefen (Band 9, Seite 109) spottet, daß sein „Knieleder" zum Knieen zu dünn und empfindlich sei und daß er allerhand schöne Sachen gebeichtet, die sich besser im Latein als in der Frau Muttersprache sagen lassen.

Nun faßte Winckelmann sein Ziel bestimmter in's Auge. Im October desselben Jahres verließ er die Dienste des Grafen Bünau und ging nach Dresden. Mit dem glücklichen Gefühl tiefster Selbstbefriedigung zeichnet er alle Tage wenigstens zwei Stunden, studirt fleißig in der Gemäldegalerie und in der Antikensammlung, liest Alles, was er von Kunstliteratur habhaft werden kann, verkehrt mit den Dresdener Künstlern und Kunstgelehrten, mit Lippert, mit Hagedorn und besonders mit Oeser, welcher ihm im Alter völlig gleichstand und bei welchem er wohnte. Winckelmann wurde zwar von seinen katholischen Gönnern unterstützt; aber die Abreise nach Rom verzögerte sich, da man ihm nur sehr schwankende Aussichten eröffnete. Es drängte Winckelmann, von seinem Thun und Treiben öffentlich Rechenschaft zu geben, und durch eine gediegene Leistung vielleicht auch für seine Zukunft einen festen Anhalt zu gewinnen. So entstand seine erste Schrift: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst," welche er im Frühling 1755 verfaßte. Um die Wirkung zu verstärken, bekämpfte er selbst dieselbe in einem fein ironischen Sendschreiben und setzte dann diesem Angriff eine erläuternde und widerlegende Gegenschrift entgegen.

Goethe nennt in seinem vortrefflichen Buch über „Winckelmann und sein Jahrhundert," diese Erstlingsschriften Winckelmann's, sowohl dem Stoff als der Form nach, dergestalt barock und wunderlich, daß man ihnen wohl vergebens durchaus einen Sinn abzugewinnen suchen möchte, wenn man nicht von der Persönlichkeit der damals in Sachsen versammelten Kenner und Kunstrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet sei. Dieses Urtheil wäre bei Goethe, der doch sonst im Verständniß Winckelmann's so liebevoll und feinsinnig ist, geradezu unbegreiflich, müßte man es nicht jenem Mangel an geschichtlichem Sinne zuschreiben, welcher sich nicht selten bei Goethe bemerkbar macht.

Allerdings ist die Anordnung der einzelnen Theile noch wirr und tumultuarisch. Aber doch liegt in diesen Schriften bereits

Winckelmann's tiefstes Wesen vollständig ausgeprägt, in seiner hochragenden epochemachenden Bedeutung sowohl wie in der Einseitigkeit, welche ihm noch aus den Ueberlieferungen der Rococozeit anhaftet. Versetzen wir uns in die Dresdener Umgebung Winckelmann's. Rings um ihn wogt und herrscht der zügelloseste Rococogeschmack. Eben waren der Zwinger und die katholische Kirche erbaut; frisch und fein gedacht, unvergleichliche Meisterwerke der schwelgenden Rococokunst mit allen ihren Vorzügen und Schwächen. Eben waren die Wände und Decken derselben angefüllt worden mit den Fresken und Bildwerken entarteter Italiener aus der Schule Maratta's und Bernini's. Der König selbst, der prachtliebende August III., huldigte diesem Geschmack mit Vorliebe, obgleich er mit Eifer und Freude die Gemälde der großen italienischen Glanzzeit für die Galerie kaufte und für die Schönheiten derselben ein offenes und empfängliches Auge hatte. Einzelne deutsche Künstler, wie Dietrich, Ismael und Rafael Mengs und Oeser, suchten zwar nach größerer Formenreinheit, aber sie waren theils noch im Werden, theils selbst noch in ärgster Manier befangen. Da sprach Winckelmann, der eben erst an die Kunst Herantretende, in tiefster und genialster Ursprünglichkeit das gewaltige Losungswort aus, daß „der einzige Weg, groß, ja wenn möglich, unnachahmlich zu werden, die Nachahmung der Alten sei, d. h. derselbe Weg, welchen auch Michel Angelo, Rafael und Poussin einst eingeschlagen." Mit schönheitbegeistertem Auge enthüllt Winckelmann die großen Vorzüge der griechischen Kunstwerke, die schöne Natur, welche den Griechen von Hause aus durch die Gunst eines sanften und reinen Himmels und durch glückliche Sitten und Einrichtungen zu Gebote stand, die über die unmittelbare Wirklichkeit erhobene Idealität der Conturen in der Bildung des Körpers sowohl wie der Gewandung, die edle Einfalt und stille Größe in Stellung und Ausdruck. Und schildert er die Hoheit der Sixtinischen Madonna, welche erst seit zwei Jahren im Besitz der Galerie war, so geschieht es nur, um zu beweisen, wie nahe Rafael dieser Großheit der Conturen und der edeln Stille und Einfalt des Ausdrucks verwandt sei. Winckelmann bringt die Idee des hohen Stiles wieder in das Bewußtsein der Menschen. Er selbst spricht den unmittelbaren Zeitbezug offen aus. Er sagt Band 1, Seite 34: „Das wahre Gegentheil, das entgegenstehende äußerste Ende ist der gemeinste Geschmack der heutigen, sonderlich angehenden Künstler. Ihren Beifall verdienet nichts, als worin ungewöhnliche Stellungen und Handlungen, die ein freches Feuer begleitet, herrschen, welches sie mit Geist, mit Franchezza, wie sie reden, ausgeführet heißen. Der Liebling ihrer Begriffe ist der Contrapost, der bei ihnen der Inbegriff aller selbst gebildeten Eigenschaften eines vollkommenen Werkes der Kunst ist. Sie verlangen eine Seele in ihren Figuren, die wie ein Komet aus ihrem Kreise weichet; sie wünschen in jeder Figur einen Ajax und einen Capaneus zu sehen." Jenes Wort von der edeln Einfalt und stillen Größe der alten Kunstwerke ist bis auf den heutigen Tag das unübertroffene Schlagwort zur Bezeichnung des innersten Wesens griechischer Kunst geblieben. Und kann man die Verirrung der Zopfzeit treffender schildern als hier geschieht? Man müßte denn an jenes spätere Wort der Kunstgeschichte (Bd. 4, S. 41) erinnern, in welchem Winckelmann von Bernini sagt, „er suchte Formen, aus der niedrigsten Natur genommen, gleichsam durch das Uebertriebene zu veredeln, seine Figuren sind wie der zu plötzlichem Glücke gelangete Pöbel."

Das Buch erregte daher sogleich überall das gewaltigste Aufsehen und wurde sogleich in alle Sprachen übersetzt. Es war der Anfang einer allgemeinen Umwälzung. Man hat es treffend Winckelmann's Reformationsthesen genannt.

Jedoch dürfen wir dabei einen tiefgreifenden Mangel nicht übersehen; zumal dieser niemals von Winckelmann gründlich überwunden wurde. Wenn wir in Zeichnung und Composition zu den Alten zurückkehren, wie steht es um den Inhalt? Hier zeigt sich Winckelmann durchaus von der herrschenden Kunstlehre der Zeit, namentlich von der Einwirkung Breitinger's umstrickt. Wie Breitinger, so wirft auch Winckelmann Poesie und bildende Kunst noch völlig unterschiedlos zusammen, nach jenem alten Spruch des Simonides, daß die Malerei nur eine stumme Poesie sei. „Es scheint nicht widersprechend," sagt Winckelmann (Band 1, Seite 167), „daß die Malerei eben so weite Grenzen als die Dichtkunst haben könne und daß es folglich dem Maler möglich sei, dem Dichter zu folgen, so wie es die Musik im Stande ist zu thun." Und hatte Breitinger als Wesen

und Ziel der Poesie das Wunderbare und als die vollendetste, am meisten von sittlichem Zweck und Nutzen getragene Verwirklichung des Wunderbaren die Fabel bezeichnet, so macht Winckelmann von diesem wunderlichen Satz die eben so wunderliche Anwendung, daß (Seite 168) „was bei Kindern die Fabel, im engsten Verstande genommen, sei, das sei die Allegorie dem reifen Alter." Damit wird allem leeren und todten Allegorienkram nicht nur Thür und Thor geöffnet, sondern es wird (Seite 55) sogar als höchste Aufgabe, als nothwendige Erweiterung der Kunst hingestellt, daß, nachdem die Geschichte der Heiligen, der Fabeln und Verwandlungen der ewige und fast einzige Vorwurf der neuern Maler seit einigen Jahrhunderten gewesen, nunmehr der Maler sich als einen Dichter zeigen und Figuren durch Bilder, d. h. allegorisch malen müsse." Die künstlerische Schwäche Oeser's wird eine wissenschaftliche Schwäche Winckelmann's. Nach dieser Seite hin konnte die Einwirkung Winckelmann's gefährlich werden und wurde es. Dies war daher der nächste, mit Händen greifbare Anstoß zu Lessing's Laokoon, welcher, an diese Schrift Winckelmann's anknüpfend, die vermeinte Einheit und Gleichheit der Poesie und der bildenden Kunst widerlegt und deren ewig unüberspringbare Stilunterschiede nachweist.

Auf Anrathen seiner hohen Gönner hatte Winckelmann diese Schrift dem König gewidmet. „Dieser Fisch soll in sein rechtes Wasser kommen," soll der König gesagt haben. Er setzte ihm ein Jahresgehalt von zweihundert Thalern aus. Im Herbst 1755 reiste Winckelmann über Tirol, Venedig, Bologna, Ancona und Loretto nach Rom, woselbst er am 18. November eintraf.



Johann Joachim Winckelmann.

Rom wurde fortan sein zweites Vaterland, seine eigenste geistige Heimath.

Winckelmann war jetzt achtunddreißig Jahre alt. Wie athmete er auf in dem leichten und zwanglosen Leben des glücklichen Südens, in den größern und würdigern Verhältnissen, in welche er sich versetzt sah, in dem frischen und begeisterten Anschauen der gewaltigen Denkmale der alten Kunst und Geschichte. Alle Briefe Winckelmann's an seine nordischen Freunde sind voll von dem Entzücken über Rom und sein neu gewonnenes Leben; er wird nicht müde zu erzählen, daß er jetzt an Freude und Genuß nachhole, was er in seiner kümmerlichen Jugend und in seinem

Schulstande versäumt habe, und daß er erst in Italien angefangen habe zu leben. Es drückt den innersten Gedanken Winckelmann's aus, wenn er am 8. December 1762 (Band 10, Seite 146) schreibt: „Du verlangest meine Lebensgeschichte zu wissen und diese ist sehr



Winckelmann's Denkmal zu Stendal.

kurz, weil ich dieselbe nach dem Genuß abmesse. M. Plautius, Consul, welcher über die Illyrier triumphirt hatte, ließ an sein Grabmal, welches sich ohnweit Tivoli erhalten hat, unter allen seinen angeführten Thaten setzen, vixit annos IX, er lebte neun Jahre. Ich würde sagen, ich habe bis in das achte gelebet; dieses ist die Zeit des Aufenthalts in Rom und in andern Städten von Italien. Hier habe ich meine Jugend, die ich theils in der Wildheit, theils in Armuth und Kummer verloren, zurückzurufen gesuchet und ich sterbe wenigstens zufriedener, denn ich habe Alles, was ich wünschte, erlanget, ja mehr als ich denken, hoffen und verdienen konnte."

Die erste Zeit seines römischen Aufenthaltes wohnte Winckelmann bei Rafael Mengs auf dem Monte Pincio. Die Empfehlung, welche er von Dresden aus an den Cardinal Passionei mitgebracht hatte, benutzte er nur, um von dessen reicher Bibliothek den freiesten Gebrauch zu machen. Dann wohnte er eine Zeit lang im Palast seines Bekehrers, des Cardinals Archinto. Er gewinnt die Gunst des Alterthumskenners Cardinals Alessandro Albani, macht im Februar 1758, zum Theil von Freunden unterstützt, die erste Reise nach Neapel, Pompeji, Herkulanum und Pästum, geht im August desselben Jahres nach Florenz, um die große Gemmensammlung des verstorbenen Baron Stosch zu ordnen und zu beschreiben, tritt dann in die Dienste des Cardinals Albani und wird bald dessen Freund und Vertrauter, er übernimmt außerdem für einige Jahre die Stelle eines Custoden an der Vaticanischen Bibliothek und erhält im April 1763 die Stelle eines Antiquario della Camera apostolica, d. h. des Präsidenten der römischen Alterthümer. In allen diesen Stellungen wahrte er sich die größte Freiheit und Muße. Je mehr ihm sein innerer Beruf, das verlorene Land ächter Kunstschönheit wiederzuentdecken, vor Augen tritt, desto fester beharrt er auf dem Entschlusse, seine Unabhängigkeit nicht zu entäußern. Bald ist Winckelmann als der erste Alterthumskenner Roms allgemein anerkannt und gefeiert. Er verkehrt mit den Cardinälen auf gleichem Fuß, er liest sogar dem Papst einzelne Abschnitte seiner Werke vor. Kein reisender Fürst glaubt Rom in Wahrheit gesehen zu haben, wenn ihn nicht Winckelmann in den Ruinen und Museen belehrte und leitete; und oft entspannen sich aus diesen Verhältnissen, wie vor Allem mit dem edeln Leopold von Anhalt-Dessau, die innigsten und dauerndsten Verbindungen. Der Gedanke, für immer in Rom zu bleiben, faßte in Winckelmann immer tiefere Wurzel. Zwar richtet er seine Plane zuweilen nach Kassel, Berlin und Dresden, auch kommt ihm öfter der Gedanke, seine Bestimmung sei, ein Lehrer der Jugend zu sein; aber er gibt diese Schwankungen leicht wieder auf, sobald sich die geringsten Hindernisse entgegenstellen. Es genügt ihm zu wissen,

daß unter allen Umständen seinem Alter eine ehrenvolle und sorgenfreie Stellung gesichert sei.

Wie tief und gewaltig entfaltet sich jetzt sein inneres Leben!

Schon Herder und besonders Goethe haben den antik heidnischen Zug in der Natur Winckelmann's hervorgehoben. Hatte, wie Goethe mit Recht bemerkt, diese antike Natur Winckelmann's gleich anfangs ihr ungeheures Probestück abgelegt, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte, so kommt sie nun, zu einer gemäßen Umgebung und Freiheit gelangt, zu ihrer vollen und ungestörten Blüthe.

Bei dem Allen ist Winckelmann Mensch mit voller und ganzer Seele; er freut sich der menschlichen Vorzüge und sucht sie zu genießen und zu bethätigen, aber er schämt sich auch nicht der menschlichen Schwächen. Von allem Lob, das Winckelmann Italien spendet, wiederholt er keines häufiger und bewegter, als daß Italien das Land der Menschlichkeit sei. Man sieht diese antike Sinnesweise in der frischen aber maßvoll besonnenen Weltfreudigkeit, in dem festen und siegesgewissen Vertrauen auf sich und seine Thatkraft, in der Liebe zum Ruhm, die sich des Erfolgs freut und doch so fern von jeder Eitelkeit und Anmaßung ist, in der heitern und gesunden Hingebung an die Gegenwart ohne viel rückwärts oder vorwärts zu blicken, in der derben und rückhaltslosen Offenheit, mit der er all sein Thun und Lassen, Fühlen und Denken ohne Umschweif und Beschönigung kundgibt.

Aber besonders sind zwei hervorstechende Charakterzüge Winckelmann's in dieser Hinsicht von jeher hervorgehoben worden. Es ist das lebhafte Freundschaftsbedürfniß, dessen leuchtende Vorbilder er aus dem Alterthum nahm, und der rege Ausblick nach menschlicher, besonders männlicher Schönheit, welche seine schönheitsverlangende Seele nicht selten zu schwärmerischer Liebe entzündete.

Noch in Dresden, in einer der gedrücktesten Lagen seines Lebens, kurz vor seinem Uebertritt, schreibt Winckelmann an Berendis (Band 9, Seite 86): „Mein Gott, ich weiß wohl, dergleichen Freundschaft, wie ich suche und cultivire, ist ein Phönix, von welchem Viele reden und den Keiner gesehen. In allen neuern Zeiten ist mir nur ein einziges Exempel bekannt zwischen Marco Barbarigo und Francesco Trevisano, zweien Nobili di Venezia, deren Andenken in einer kleinen raren Schrift erhalten worden. Dieser göttlichen Freundschaft sollte ein Denkmal an allen Thoren der Welt, an allen Tempeln und Schulen zum Unterricht der Menschenkinder, ein Denkmal wo möglich aere perennius gesetzt werden. Es verdient, den großen Beispielen des Alterthums, die Lucian in seinem Gespräch Toxaris oder von der Freundschaft gesammelt hat, an die Seite gesetzt zu werden. Eine von den Ursachen der Seltenheit dieser nach meiner Einsicht größten menschlichen Tugend lieget mit an der Religion, in der wir erzogen sind. Auf Alles, was sie befiehlt oder anpreist, sind zeitliche und ewige Belohnungen gelegt; der Privatfreundschaft ist im ganzen neuen Testament nicht einmal dem Namen nach gedacht, wie ich unumstößlich beweisen kann; und es ist vielleicht ein Glück für die Freundschaft, denn sonst bliebe gar kein Platz für den Uneigennutz.“ Alle seine Briefe geben das rührendste Zeugniß, wie er sein ganzes Lebelang ausgeht, einen Freund in seinem Sinne zu suchen und denselben bald in Franke und Berendis, bald in Mengs, Stosch, Füßli oder Riedesel gefunden zu haben meint; wer Winckelmann's Testament gelesen hat, weiß, mit wie dankbarer Treue und Anhänglichkeit er seinem Freunde und Gönner Albani zugethan war. Und seine Freundschaft wird Liebe, wenn sie sich, wachgerufen durch seine warm empfindende Schönheitsbegeisterung, an schöne Jünglinge wendet. Schon in seinen Hauslehrerjahren hatte Winckelmann seinen Schüler Lamprecht seine erste Liebe genannt und er konnte es nie verwinden, daß dieser später von ihm abfiel und ihm mit Undankbarkeit lohnte; in Rom hatte er einen jungen Liefländer, Baron von Berg, kennen gelernt, und faßte zu ihm eine Freundschaft, von welcher er selbst sagt, daß sie Liebe sei. Ein Brief, welchen ihm Winckelmann am 9. Juni 1762 nach erfolgter Trennung schrieb, lautet (Bd. 10, S. 115): „So wie eine zärtliche Mutter untröstlich weint um ein geliebtes Kind, welches ihr ein gewaltthätiger Prinz entreißt und zum gegenwärtigen Tod in das Schlachtfeld stellt, ebenso bejammere ich die Trennung von Ihnen, mein süßer Freund, mit Thränen, die aus der Seele selbst fließen. Ein unbegreiflicher Zug zu Ihnen, den nicht Gestalt und Gewächs allein erweckt, ließ mich von dem

ersten Augenblick an, da ich Sie sah, eine Spur von derjenigen Harmonie fühlen, die über menschliche Begriffe geht und von der ewigen Verbindung der Dinge angestammt wird. In vierzig Jahren meines Lebens ist dieses der zweite Fall, in welchem ich mich befunden und es wird vermuthlich der letzte sein. Mein werther Freund, eine gleich starke Neigung kann kein Mensch in der Welt gegen Sie tragen, denn eine völlige Uebereinstimmung der Seele ist nur allein zwischen zweien möglich; alle andern Neigungen sind nur Absenker aus diesem edeln Stamme. Aber dieser göttliche Trieb ist den meisten Menschen unbekannt und wird daher von Vielen übelverstanden gedeutet. Die Liebe in dem höchsten Grad ihrer Stärke muß sich nach allen möglichen Fähigkeiten äußern und diese ist der Grund, worauf die unsterblichen Freundschaften der alten Welt, eines Theseus und Peirithous, eines Achilles und Patrollus gebaut sind. Freundschaft ohne Liebe ist nur Bekanntschaft. Jene aber ist heroisch und über Alles erhaben; sie erniedrigt den willigen Freund bis in den Staub und treibt ihn bis zum Tode. Alle Tugenden sind theils durch andere Neigungen geschwächt, theils eines falschen Scheines fähig: eine solche Freundschaft, die bis an die äußersten Linien der Menschlichkeit geht, bricht mit Gewalt hervor und ist die höchste Tugend, die jetzt unter den Menschenkindern unbekannt ist und also auch das höchste Gut, welches in dem Besitze derselben besteht. Die christliche Moral lehrt dieselbe nicht; aber die Heiden beteten dieselbe an, und die größten Thaten des Alterthums sind durch dieselbe vollbracht." Einen schönen Florentiner, den Winckelmann nur einmal gesehen, konnte er ruhelos nicht wieder vergessen, und hätte ihm eine seiner Schriften gewidmet, wenn er dessen Namen hätte erfahren können (Bd. 9, S. 435). Einen schönen vierzehnjährigen Jüngling ließ er sich eigens malen, um mit diesem Bildniß sein Zimmer zu schmücken (Bd. 10, S. 86). Welche reine, ächt plastische Gesinnung der innerste Beweggrund dieser Neigungen Winckelmann's war, bezeugt das Widmungsschreiben, mit welchem er seine Schrift „von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen" an jenen edeln liefländischen Jüngling, „welcher schön von Gestalt und mit der Grazie übergossen war" richtete. Er sagt (Bd. 2, S. 379): „Der Inhalt ist von Ihnen selbst hergenommen. Unser Umgang ist kurz und zu kurz für Sie und für mich gewesen; aber die Uebereinstimmung der Geister meldete sich bei mir, da ich Sie das erste Mal erblickte. Ihre Bildung ließ mich auf das, was ich wünschte, schließen und ich fand in einem schönen Körper eine zur Tugend geschaffene Seele, die mit der Empfindung des Schönen begabt ist."

Es ist eine sehr leidige Unsitte neuerer frömmelnder Geschichtschreiber, daß sie bei ihren Helden immer sogleich nach dem Stempel der Christlichkeit fragen und von dem Ergebniß dieser Prüfung ihr Gesammturtheil abhängig machen. Hier bei Winckelmann aber ist diese Umschau berechtigt. Es setzt Winckelmann's Wesen erst in die vollkommene klare Beleuchtung, wenn wir sehen, daß auch hier seine antik heidnische Natur durch alle äußern Einwirkungen und Beschränkungen rückhaltslos hindurchbricht. Katholik war Winckelmann so wenig, daß, wie aus einzelnen Briefen (Bd. 10, S. 89. Bd. 11, S. 199, 202, 253) hervorgeht, er wegen einiger vorlauter Aeußerungen und Freiheiten zuweilen eine kleine Furcht vor der Inquisition blicken läßt. Auch in Rom, im engen Verkehr mit Papst und Cardinälen ist der anerzogene Protestantismus die Religion seines Herzens geblieben. Er verweist seinen Freund Stosch (Bd. 10, S. 247) im Unglück auf die Stütze der Religion, da die philosophische zuweilen nicht zuverlässig genug sei; er läßt sich sein altgewohntes hannöver'sches Gesangbuch nach Rom kommen, singt (Bd. 10, S. 83) alle Morgen Lieder aus demselben zu seiner Erbauung, und ist (Bd. 10, S. 293) empört darüber, daß er in seiner Ausgabe sein altes Leiblied: „Ich singe Dir mit Herz und Mund, Herr, meines Herzens Licht!" nicht findet. Aber dabei ist er doch weit entfernt vom strengen Kirchenglauben und lehnt Alles ab, was ihm in demselben die reine Entwicklung der vollen und ganzen Menschennatur zu beeinträchtigen scheint. Schreibt er einmal an seinen Freund Franke (Bd. 10, S. 251), daß er wenig über Religion nachdenke, „denn er habe an andere Sachen zu denken, die angenehmer, um nicht zu sagen, wichtiger seien," so scheut er sich auch an andern Stellen durchaus nicht, der christlichen Lehre und Sitte das Denken und Leben des Alterthums lobend entgegen zu stellen. Anklänge dieser Art konnten wir bereits in seinen Betrachtungen über die Freundschaft hören. In der Schrift über die Allegorie

(Bd. 2, S. 458) sagt er: „Da bei den Alten in ihren besten Zeiten nur heroische Tugenden, das ist, diejenigen, welche die menschliche Würdigkeit erheben, geschätzet wurden, andere hingegen, durch deren Uebung unsere Begriffe sinken und sich erniedrigen, nicht gelehret noch gesuchet wurden, so hat man diese um so viel weniger auf öffentlichen Denkmalen vorgestellet. Denn die Erziehung der Alten war der unsrigen sehr entgegengesetzt; und da diese, wenn sie gut sein soll, vornehmlich auf die Reinigkeit der Sitten fällt und die Ausübung der äußern Pflichten der Religion besorget, so war jene bedacht, das Herz und den Geist empfindlich zu machen gegen die wahre Ehre, und die Jugend zu einer männlichen großmüthigen Tugend zu gewöhnen, welche alle kleinen Absichten, ja das Leben selbst verachtete, wenn eine Unternehmung der Größe ihrer Denkungsart nicht gemäß ausfiel. Bei uns wird die edle Ehrbegierde erstickt und der dumme Stolz genähret."

Nicht also als ein Fremder zum Fremden, sondern als ein Heimischer zum Heimischen trat Winckelmann zu den großen Kunstwerken des Alterthums. Wie die großen Italiener des sechzehnten Jahrhunderts studirte er nicht bloß das Alterthum, er lebte es. Daher dieses genial Instinctive, mit welchem Winckelmann in die ureigenste Schönheit der alten Kunst eindringt. Das feine, scharfe, greifende Auge, die gelehrte Kenntniß des Alterthums, die künstlerische Bildung und Uebung allein hätte zu diesem schöpferischen Entdecken und Verstehen nicht hingereicht. Die alten Kunstwerke waren, um einen Goethe'schen Ausdruck zu gebrauchen, für Alles, was die Natur in ihn gelegt hatte, nur die antwortenden Gegenbilder.

Winckelmann bedurfte nur kurzer Umschau in der großen Kunstwelt des römischen Bodens, um sofort zu erkennen, daß er klarer sehe als die Andern und daß er berufen sei, die nichtsehende Welt sehend zu machen. Jene ächt künstlerische Hingebung und Vertiefung des sechzehnten Jahrhunderts, welche sich liebevoll und unbefangen in die alten Kunstwerke hineinlebte und mit ihm zu wetteifern suchte, war längst vorüber. Die Künstler glaubten der Antike entwachsen zu sein; die Gelehrten hatten kein Auge für die schöne Form, sondern kümmerten sich um die alten Denkmale nur in so weit, als sie aus dem Inhalt derselben ihre Kenntniß der alten Persönlichkeiten und Lebenszustände bereichern zu können hofften. Der Gesichtspunkt war ein rein antiquarischer; und auch dieser war äußerst beschränkt und verkehrt, da namentlich in Italien die Kunde des griechischen Alterthums völlig abhanden gekommen und Alles ausschließlich auf altrömische Sitte und Geschichte bezogen ward. Selbst Montfaucon und Christ hatten nur selten sich über diese Schranke erhoben. Waren einige Schriften unter dem Namen einer Geschichte der Kunst an das Licht getreten, wie Monier's Geschichte der Kunst, Durand's und Turnbull's Geschichte der alten Malerei, oder Richardson's Beschreibung der alten Kunstwerke, so gilt von ihnen doch durchaus das Urtheil, das später Winckelmann in der Vorrede seiner eigenen Kunstgeschichte (Bd. 3, S. II) aussprach, daß die Kunst nur einen geringen Antheil an ihnen habe, daß sie entweder nur dasjenige berühren, wo Gelehrsamkeit anzubringen war, oder, wenn sie von der Kunst reden, es theils mit allgemeinen Lobsprüchen, theils mit falschen und uneinsichtigen Gründen geschieht. Mit derselben unerschrockenen Kühnheit und Sicherheit, mit welcher Winckelmann seine reformatorische That bereits in Dresden begonnen, schritt er daher auch hier ein. Schon seine ersten römischen Briefe bekunden die scharf betonte Absicht, sowohl gegen das Unwesen der herrschenden Kunstschriftstellerei wie gegen die Manierirtheit Bernini's und der Franzosen einen unerbittlichen Kampf aufzunehmen. Am 1. Juni 1756 schreibt er an seinen Freund Uden (Bd. 9, S. 164): „Ich bin nach Rom gegangen, um zu sehen, finde aber, Rom ist mit seinen Schätzen weder den Römern noch den Ausländern bekannt; dieses wecket mich, von Neuem zu schreiben." Dasselbe wiederholt er an Franke (Bd. 9, S. 174). Und mit seiner vollen liebenswürdigen Derbheit schreibt er an Berendis (Bd. 9, S. 178): „Ich glaube, ich bin nach Rom gekommen, denenjenigen, die Rom nach mir sehen werden, die Augen ein wenig zu öffnen; ich rede nur von Künstlern, denn alle Cavaliere kommen als Narren her und gehen als Esel wieder weg; dieses Geschlecht der Menschen verdienet nicht, daß man sie unterrichte und lehre. Einer gewissen Nation ist Rom gar unerträglich. Ein Franzose ist unverbesserlich, das Alterthum und er widersprechen einander. Es ärgert mich, daß ich aus Gefälligkeit einigen neuern Künstlern gewisse Vorzüge eingeräumet. Die Neueren sind Esel gegen

die Alten, von denen wir gleichwohl das Allerschönste nicht haben, und Bernini ist der größte Esel unter den Neueren, die Franzosen ausgenommen, denen man die Ehre in dieser Art lassen muß."

In diesem Ziel sammelt und vertieft sich fortan sein gesammtes Denken. Er war bei seinem Eintritt in Rom noch unschlüssig gewesen, ob nicht auch das Studium der griechischen Literatur und die Herausgabe vaticanischer Handschriften einen guten Theil seiner wissenschaftlichen Thätigkeit ausmachen solle. Nunmehr aber liest er die Alten hauptsächlich nur zu dem fest bestimmten Zweck, durch die Kenntniß der alten Geschichte und Dichtung tiefer in das Verständniß der alten Kunst einzudringen. Die ersten Jahre hindurch ist Rafael Mengs sein vertrautester Freund und Rather. Winckelmann selbst bekennt dankbar, wie mannigfach er angeregt und belehrt, wie tief er in seiner Richtung befestigt ward durch den befreundeten Künstler, welcher auch seinerseits in der Antike das höchste Kunstideal erblickte und aus der verwilderten Manierirtheit heraus eine strengere Formenreinheit erstrebte. Doch dürfen wir nur die Schriften beider Freunde vergleichen, um unzweifelhaft zu ersehen, auf wessen Seite die tiefere wissenschaftliche Einsicht und Schöpferkraft liegt.

Ueber Gang und Art dieser Studien hat Winckelmann selbst in der „Vorrede zu den Anmerkungen über die Geschichte der Kunst des Alterthums" den vollkommensten Aufschluß gegeben. Man gewahrt staunend, wie richtig und sicher er von Anfang an beginnt und fortschreitet, wie allmälig immer bestimmter und bestimmter seine Ahnungen und Ueberzeugungen volle Reife und festen Abschluß gewinnen.

Die erste epochemachende That war die scharfe Grenzbestimmung seines Gebiets. Streng und klarbewußt sonderte er die Untersuchung und Kenntniß der alten Kunstdenkmale von der Untersuchung und Kenntniß der alten Oertlichkeiten, Inschriften und Münzen, oder zog dieselben wenigstens nur in so weit in seinen Kreis, als sie ihm für seine eigensten Zwecke wichtig und förderlich waren. Damit war von Hause aus die ächt und ausschließlich künstlerische Betrachtungsweise gewahrt. Es ist nichts als ein sehr bedauerlicher Rückfall auf den alten von Winckelmann überwundenen, bloß antiquarischen Standpunkt, wenn neuerdings wieder einige Kunst- und Alterthumsforscher die Wissenschaft von der alten Kunst mit der Wissenschaft der alten Ortsbeschreibung der Inschriften und Münzen, d. h. mit Topographie, Epigraphik und Numismatik unter dem neu erfundenen Namen der monumentalen Philologie unterschiedslos zusammenwerfen; die Betrachtung der Kunstdenkmale geht nicht bloß auf den Inhalt, sondern eben so sehr und noch mehr auf die Form, während den andern Denkmalen einzig und allein der Inhalt Werth und Bedeutung gibt. Und hatte nun Winckelmann die Kunstbetrachtung scharf abgesondert von allem wuchernden und störenden Beiwesen, so ruhte und rastete er nicht, als bis er sowohl für das Verständniß der künstlerischen Form wie für die Erklärung des in den Kunstwerken dargestellten Inhalts die letzten überzeugenden und unumstößlichen Gesetze auffand. In Betreff der Form entdeckte er mit fast untrüglichem Scharfblick das Wesen und die Merkmale der geschichtlichen Stilunterschiede. Es ist für die künstlerische Erziehung des Auges belehrend zu hören, welchen Weg Winckelmann dabei einschlug. „Ich sahe die Werke der Kunst an," erzählt er, „nicht als Jemand, der zuerst das Meer sah und sagte, es wäre artig anzusehen; die Athaumasie oder die Nichtverwunderung, die von Strabo angepriesen wird, weil sie die Apathie hervorbringet, schätze ich in der Moral, aber nicht in der Kunst, weil hier die Gleichgiltigkeit schädlich ist. In dieser Untersuchung ist mir zuweilen das Vorurtheil eines allgemeinen Rufs, den einige Werke haben, zu Statten gekommen, und trieb mich, wenigstens etwas Schönes in denselben zu erkennen und mich davon zu überzeugen. Da es mir nun gelungen war, in einer oder der andern Statue die vermeinten Gründe ihrer Achtung und ihrer Schönheit zu finden, fuhr ich fort, die übrigen allezeit dergestalt zu betrachten, daß ich mich in die Stelle setzete dessen, welcher vor einer Versammlung von Kennern Rechenschaft davon geben sollte und ich legte mir selbst die Nothwendigkeit auf, nicht den Rücken zu wenden, bevor ich etwas von Schönheit mit dessen Gründen gefunden hatte. Nach einiger Erleuchtung, die ich erlanget, bemühete ich mich, den Stil der Künstler der Egypter und der Hetrurier, wie nicht weniger den Unterschied zwischen diesem letzten Volk und der Kunst der Griechen zu bestimmen. Die Kennzeichen egyptischer Arbeiten schienen sich von selbst anzubieten; mit dem Stil der Hetrurier aber

gelang es mir nicht auf gleiche Weise, und ich unterstehe mich noch itzo nicht, unwidersprechlich zu behaupten, daß einige erhabene Arbeiten, die hetrurisch scheinen, nicht von dem ältesten Stil der Griechen sein können. Mit mehr scheinbarer Gewißheit entdeckete ich verschiedene Zeiten in griechischen Werken, aber es gingen einige Jahre vorbei, ehe sich von dem hohen Alter einer Muse im Palaste Barberini einige Beweise darboten." Und in Betreff des dargestellten Inhalts fand er, gegenüber der herrschenden Unsitte, Alles aus der römischen Geschichte erklären zu wollen, den maßgebenden, wenigstens bis in die alexandrinische Zeit unverbrüchlich festgehaltenen Grundsatz, daß die künstlerischen Vorwürfe einzig der griechischen Götter- und Heroenwelt entlehnt seien. Winckelmann hatte im dritten Jahr seines römischen Aufenthalts die Beschreibung und Erklärung der geschnittenen Steine des verstorbenen Baron von Stosch übernommen. „Ich kam hier," berichtet Winckelmann, „zuerst auf die Spur einer Wahrheit, die mir nachher in Erklärung der schwersten Denkmale von großem Nutzen gewesen, und diese bestehet in dem Satze, daß auf geschnittenen Steinen sowohl als in erhabenen Arbeiten die Bilder sehr selten von Begebenheiten genommen sind, die nach dem trojanischen Kriege oder nach der Rückkehr des Ulysses in Ithaka vorgefallen, wenn man etwa die Herakliden oder Ablömmlinge des Herkules ausnimmt." Bis auf den heutigen Tag sind die von Winckelmann aufgestellten Gesetze in der Geschichte und Erklärung der alten Kunst von unangreifbarer Geltung. Die reich zuströmenden neuen Funde haben viele Einzelheiten berichtigt und fortgebildet; die Grundgedanken selbst sind nur um so tiefer bestätigt und befestigt worden.

Diesem Studiengang entspricht die Zeitfolge der Schriften. Wir hören von einem unausgeführten Entwurf über die Ergänzungen der alten Statuen, wir hören von einem zweiten Entwurf über den Geschmack der griechischen Künstler, für welchen Winckelmann die begeisterten Beschreibungen der vornehmsten römischen Kunstwerke, des Vaticanischen Apollo, des Torso, des Laokoon verfaßte; diese Entwürfe sind das erste Drängen und Gähren der neuen Ideen und Anschauungen. Aus dem Jahre 1759 stammt die „Erinnerung über die Betrachtung der Werke der Kunst" und die Abhandlung „von der Grazie in den Werken der Kunst;" sie schildern, wie die ersten Dresdener Schriften, jedoch tiefer und kenntnißreicher, in großen Grundzügen das Wesen und die Hoheit des antiken Kunstideals, die schlichte Naivetät und stilvolle Ruhe desselben in scharfem Gegensatz gegen die theatralische Künstelei und Wildheit Bernini's und der Franzosen. Diese festen, aber noch unzulänglichen Umrisse wurden vertieft und ausgefüllt durch die sorgfältigsten Einzelstudien. Die Sendschreiben über die Herculanischen Entdeckungen (1578 — 1763), das erklärende Verzeichniß der Stosch'schen Gemmensammlung (1760), die Anmerkungen über die Baukunst der Alten (1761) bezeugen, wie aufmerksam Winckelmann nach allen Seiten umschaut, das Wesen der Dinge in deren sinnlicher Erscheinung und geschichtlicher Entwicklung zu suchen. So ist allmälig die Geschichte der Kunst des Alterthums in ihm herangereift. Bereits am Anfang des Jahres 1762 (vergl. Bd. 10, S. 111) war sie vollendet, doch wurde sie durch Schuld des Verlegers erst 1764 veröffentlicht. Die Kunstgeschichte ist das Hauptwerk, in welchem alle Strahlen wie in ihrem gemeinsamen Brennpunkte zusammenlaufen. Die frühern Schriften waren nur Vorstudien zur Kunstgeschichte gewesen, die spätern sind nur der weitere Ausbau einzelner Theile. Hatte die Kunstgeschichte die griechische Kunst als die höchste, ja als die ausschließliche Kunst gefeiert; so suchen die Abhandlungen „von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst (1763)" und „Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst (1766)" in diesem Sinn auf die Fortbildung und Ausübung der neuern Kunst einzuwirken. Und hatte die Kunstgeschichte nur die künstlerisch wichtigsten und ausgezeichnetsten Kunstwerke berücksichtigen können, so treten jetzt die Monumenti inediti (1767) ergänzend ein und geben eine Reihe der feinsinnigsten und gelehrtesten Erklärungen alter Kunstwerke, zur Durchführung und Bewahrheitung jenes epochemachenden mythologischen Gesetzes, welches ihm als Grundgesetz feststand.

Winckelmann's Kunstgeschichte ist eine der urgewaltigsten Thaten des menschlichen Geistes. Das Alterthum und die Glanzzeit des sechzehnten Jahrhunderts kannte zwar Lebensbeschreibungen der einzelnen Künstler, aber nicht eine Geschichte der Kunst als eines in sich selbständigen und organischen Lebens. Und am allerwenigsten hatten die Kunstschriftsteller der Verfallszeit sich zu dieser Auffassung er-

hoben. „Es war endlich einmal," schreibt Winckelmann am 25. April 1761 an Geßner (Bd. 10, S. 42), „nach fast dreihundert Jahren Zeit, daß Jemand sich au ein System der alten Kunst wagte, nicht die unsrige dadurch zu verbessern, die es in Wenigen, welche dieselbe treiben, fähig ist, sondern jene betrachten und bewundern zu lernen." Und wenn Winckelmann in jenem Briefe bescheiden hinzufügt, daß er an dieses Unternehmen vor dem dreißigsten Jahre hätte gehen sollen, daß er merke, wie ein gewisser feiner Geist, mit welchem er sich auf mächtigen Schwingen zur Betrachtung des Schönen erhoben, jetzt anfange, in ihm zu verrauchen, so hat die bewundernde Nachwelt sogleich verbessernd hervorzuheben, daß die Kunstgeschichte Winckelmann's nichtsdestoweniger an Weite und Feinheit des Blicks, wie an tiefinnerer Begeisterung noch immer unübertroffen ist. Winckelmann erfaßte und behandelte seine Aufgabe im großartigsten Sinn. Nicht eine bloße Erzählung der Zeitfolge und der Veränderungen der Kunst sollte, um die Worte seiner Vorrede zu gebrauchen, seine Kunstgeschichte sein, sondern der Versuch eines vollständigen Lehrgebäudes. Seine Kunstgeschichte ist, wenn wir die heute gebräuchlichen Ausdrücke anwenden wollen, Aesthetik und Geschichte der bildenden Kunst zugleich. Sie stellt den Begriff und das Wesen der künstlerischen Schönheit und deren Verhältniß zur Natur dar, die Schönheit der Zeichnung in der Gestalt sowohl wie im Ausdruck; sie behandelt das Material, in welchem die einzelnen Künste arbeiten, und deren Technik, sie entwirft die Grundlinien der Kunstmythologie als Schilderung der in den alten Denkmalen vorgeführten Götter und Heroen; sie verfolgt Ursprung, Wachsthum und Verfall der Kunst bei Egyptern, Etruskern, Griechen und Römern und weiß die Ursachen dieses Steigens und Sinkens mit bewunderungswürdigem culturgeschichtlichem Scharfblick auf die Einwirkung des Klimas, der Religion und Nationalität, der Verfassung und Sitte als die am mächtigsten eingreifenden Entwicklungsbedingungen zurückzuführen.

Freilich gibt es Fragen und Gesichtspunkte, über welche wir jetzt mit Winckelmann rechten. Winckelmann ist wahrlich zu groß, als daß er einseitig schmeichelnder Lobrede bedürfte. Der Mangel Winckelmann's besteht nicht bloß in einigen thatsächlichen Flüchtigkeiten und Irrthümern, welche die nächsten Nachfolger so hochfahrend bemäkelten; er besteht in der Enge der Grundidee selbst, in seinem unzureichenden Begriff vom Wesen des Schönen und dessen künstlerischer Verwirklichung. Auch Winckelmann hat der Schwäche seiner Zeit den Zoll entrichtet. Winckelmann hat niemals vermocht, den ihm von Oeser und Mengs überkommenen Vorbegriff, daß die Hervorbringung idealischer, d. h. über die Wirklichkeit erhabener Formen Zweck und Wesen der Kunst sei, vollständig abzuwerfen. Das Schöne ist ihm nur Schönheit der Form, Schönheit der Zeichnung; nicht Ausdruck und Verkörperung der Idee, des Geistes, der Stimmung und Empfindung. Der geistige Urgrund der Kunst kommt bei ihm nicht zu seinem Rechte. Er findet die Schönheit lediglich in der Einheit und Großheit der Formen, in einer gewissen typischen Allgemeinheit oder, wie er mit einem selbstgeschaffenen wunderlichen Wort sich ausdrückt, in der Unbezeichnung, d. h. „in einer Gestalt, die weder dieser oder jener bestimmten Person eigen sei, noch irgend einen Zustand des Gemüths oder eine Empfindung der Leidenschaft ausdrücke, als welche fremde Züge in die Schönheit mischen und die Einheit unterbrechen;" nach diesem Begriffe soll die Schönheit sein wie das vollkommenste Wasser, aus dem Schooße der Quelle geschöpft, welches, je weniger Geschmack es hat, desto gesunder geachtet wird, weil es von allen fremden Theilen geläutert ist. Vrgl. Bd. 4, S. 54. Bd. 7, S. 77. Diese Schranke der Grundanschauung rächt sich zunächst in der Betrachtung des künstlerischen Gehalts. Hatte die neuere Plastik bisher ausschließlich unter dem Uebergewicht der Malerei gestanden, so suchte Winckelmann, als ein begeisterter Schüler der Alten, die Malerei wieder unter das Uebergewicht der Plastik zu bringen.

Aber auf die Behandlung der Kunstgeschichte selbst hat diese Einseitigkeit Winckelmann's verhältnißmäßig am wenigsten störend eingewirkt. Schon Heinrich Meyer hebt in seinen kunstgeschichtlichen Zusätzen zu Goethe's Winckelmann und sein Jahrhundert (Tübingen 1805. S. 445) hervor, daß, sei auch Winckelmann überall, wo er in seinen Schriften von der Schönheit der Theile spreche, ausschließlich der Form zugewendet, doch angesichts eines vorzüglichen Kunstwerks sein großer, den Alten verwandter Geist lebhaft erglüht und mit wahrhaft dichterischer Ergießung auch die hohen innern Schönheiten der Idee, welche der Künstler durch das Mittel edler

abgewogener Formen zur Erscheinung gebracht hat, verkündet. Nichts hemmt dann seine rückhaltslose Hingebung und den hohen Flug seiner Begeisterung, Nichts den feinen, scharfen, greifenden Blick, mit welchem er in die Seele des Künstlers dringt und in die tiefsten Eigenheiten und Geheimnisse seiner Ausdrucksweise.

In der That gibt es kein zweites Beispiel von einer ähnlich genialen Sehkraft. Winckelmann gebot nur über einen geringen Denkmälervorrath. Nur sehr wenige ächt griechische Werke waren ihm bekannt. Die Aegineten, die Parthenonswerke, die Reliefs und Statuen aus der Skopas-Praxitelischen Schule sind alle erst später aufgefunden. Was Winckelmann als Höchstes alter Kunst bewunderte, der Torso, die Niobegruppe, die Medicäische Venus, der Laokoon, der vaticanische Apollo, haben sich jetzt entweder als römische Nachbildungen herausgestellt oder sind durch die großen neuen Funde doch bedeutend in ihrem Werth herabgedrückt. Und doch vermochte Winckelmann aus diesen dürftigen und unzusammenhängenden Ueberresten eine so volle Anschauung von dem Wesen der geschichtlichen Entwicklung der alten Kunst zu gewinnen, daß wir zwar in allen Einzelheiten jetzt unendlich genauer unterrichtet sind, aber nichtsdestoweniger noch Keiner erstanden ist und wahrscheinlich auch sobald Keiner erstehen wird, welcher, von erhöhtem Standpunkt aus, mit gleicher Weihe das erweiterte Gebiet durchforscht, durchschaut und geschildert hätte.

Der Reiz und die Bedeutung des unsterblichen Werks wird erhöht durch die einfache Kraft und Schönheit der Darstellung. Winckelmann strebte, über das Schöne schön zu schreiben; er wußte, daß der Stil nichts Anderes ist, als das innere Formgefühl. Mit Behagen erzählt er (Bd. 9, S. 267), wie einst der schöne Belli, da er in Rom zum ersten Male auf dem Theater erschien, gesagt habe, er wolle den Römern zeigen, was Schönheit sei und Schönheit könne, so wünsche er, daß man aus seiner Schrift lerne, wie man schreiben und seiner und der Nachwelt würdig denken solle. In einer Zeit, da auch in der Sprache noch ringsum die Gottsched'sche Breite und Schwerfälligkeit herrschte, schuf er sich eine Sprache voll Schwung und Kraft, gedrängt, klar und von schlagender Bildlichkeit. Jene stille Einfalt und Großheit, welche Winckelmann als Wesen der alten Kunst erkannte, ist auch das Wesen seiner eigenen Denk- und Schreibart. Wir dürfen nur Winckelmann mit Lessing vergleichen, und wir sehen, wie Jener durchaus antik und Dieser modern ist.

Es erweckte Winckelmann's tiefsten patriotischen Unmuth, daß es noch immer Menschen gab, die nicht begriffen, wie man deutsch und im Deutschen gut schreiben könnte (Bd. 11, S. 297); sein Herz erhob sich stolzer, wenn er die Hoffnung aussprach, daß seine Werke nicht bloß der deutschen Wissenschaft, sondern auch der deutschen Sprache Ehre machen.

Winckelmann stand, wie Schelling in seiner vortrefflichen Rede „über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur“ so schön sagt, „in erhabener Einsamkeit wie ein Gebirg; kein antwortender Laut, keine Lebensregung, kein Pulsschlag im ganzen weiten Reiche der Wissenschaft, der seinem Streben entgegenkam.“ Man staunte ihn an, man bewunderte und pries ihn; die gelehrten Gesellschaften aller Länder beeilten sich, ihn zu ihrem Mitglied zu machen; die Kunstgeschichte wurde bald in das Französische übersetzt und überall hin verbreitet; aber seine tiefste Bedeutung erkannten doch nur Wenige, im vollen Umfang vielleicht nur Lessing, annähernd Christian Gottlob Heyne, der berühmte Göttinger Alterthumsforscher, welcher sich das Verdienst erwarb, die Kenntniß der alten Kunst ständig in den Universitätsunterricht einzuführen. Desto tiefer und nachhaltiger war Winckelmann's Einfluß auf die nachfolgenden Geschlechter.

Durch Winckelmann erhielt der herrschende Zopfstil den Todesstoß. Es kam wieder Weihe und reges Stilgefühl in das verwilderte Kunstleben. Die urewige Schönheit der griechischen Kunst stand lebenerweckend wieder vor dem erkennenden, wie aus dumpfem Traum erwachten Auge der Menschen. Die große Kunstrevolution, welche durch Asmus Carstens eintrat und in dem freien und heitern Hellenenthum Thorwaldsen's und Schinkel's ihre reiffste Blüthe und Frucht trieb, ist unmittelbar von Winckelmann abzuleiten. Und wie wäre die classisch maßvolle, hohe und heitere Dichtung aus der vollendetsten Zeit Goethe's und Schiller's denkbar, ohne jenes tiefe Sehnen nach dem Schönen und Idealen, ohne jenes Schauen und Erkennen plastischer Großheit, welches Winckelmann in die Gemüther gelegt hatte?

Und nicht minder deutlich und großartig

ist Winckelmann's Spur in der Geschichte der Wissenschaft. F. A. Wolf, selbst einer der genialsten Alterthumskenner, feierte Winckelmann, daß er etwas aus den Alten gewonnen habe, was die Philologen von der Gilde gewöhnlich zuletzt oder meist gar nicht lernen, weil es sich nicht aus, sondern nur an den Alten lernen läßt, nämlich den Geist des Alterthums. Diese tiefere geistige Erfassung bricht bald überall durch. Zwar können wir uns nicht verhehlen, daß grade auf Winckelmann's nächstem Gebiet, in der wissenschaftlichen Behandlung der alten Kunstgeschichte und Kunsterklärung, seine hochsinnigen Anregungen am längsten unbenutzt blieben. Noch lange Zeit lähmte und erdrückte mehr als billig das bloß gelehrte Aufmerken auf die Alterthümer den tiefern Kern des ächt Künstlerischen; und erst spät erhoben sich einzelne Männer, welche, um nur die Höchsten zu nennen, wie Ennio Quirinio Visconti, Welcker, Otfried Müller und Anselm Feuerbach, genial fortbildend dieselben Bahnen betraten, welche Winckelmann so klar und so begeistert vorgezeichnet hatte. Aber nichtsdestoweniger sehen und fühlen wir überall, wie das Licht, das von Winckelmann ausging, befruchtend und wärmend sich immer weiter verbreitete. Neben die Geschichte der alten Kunst stellte sich eine Geschichte der alten Literatur. Hatte Herder schon kurz nach dem Erscheinen von Winckelmann's großem Werk in den Fragmenten über die neuere deutsche Literatur (Bd. 2, S. 273) die Forderung nach einem Buch geäußert, das „uns den Tempel der griechischen Weisheit und Dichtkunst so eröffne, wie Winckelmann den Künstlern das Geheimniß der Griechen von ferne gezeiget,“ so suchte zuerst Friedrich Schlegel diese Forderung auszuführen und bekennt dabei willig seine Abhängigkeit von Winckelmann, und sicher ist es kein Zufall, daß grade die sinnigsten Schüler Winckelmann's, Welcker und Ottfried Müller, zugleich auch die tiefsten Geschichtschreiber der griechischen Literatur wurden. Von hier aus kam der Anstoß zur mittelalterlichen und neuern Kunst- und Literaturgeschichte, welche nunmehr längst aufgehört hat, eine bloß äußerliche Künstler- und Dichtergeschichte zu sein, und immer erfolgreicher das hohe Ideal einer Naturgeschichte des künstlerischen und wissenschaftlichen Geistes überhaupt erstrebt. Ja, wir müssen gradezu sagen, Winckelmann hatte einen Begriff erschlossen, welcher dem Denken und Handeln des ganzen Jahrhunderts fehlte, den Begriff der geschichtlichen Entwicklung. Er überragt darin selbst Montesquieu. Noch niemals war in dieser Weise das geistige Leben auf die Grundlage der allgemeinen Culturbedingungen zurückgeführt. Hier wurzeln Herder's Ideen zur Geschichte der Menschheit und damit ein guter Theil der gesammten neuern Geschichtschreibung.

Zwölf Jahre hatte Winckelmann in der angestrengtesten Thätigkeit in Rom zugebracht. Er hatte sich daran gewöhnt, ein Römer zu sein und zu bleiben. Als er durch den glänzenden Erfolg seiner Monumenti Inediti zu einigem Besitzthum gelangt war, übermannte ihn die Sehnsucht nach seinen Freunden in Deutschland. Im Frühjahr 1768 trat er in Begleitung des Bildhauers und Kunsthändlers Cavaceppi die Reise an. Aber schon in Tyrol überfiel ihn das unüberwindlichste Heimweh nach Rom. Nichts konnte ihn zurückhalten, über Wien eilenden Fußes zurückzukehren. In Triest lernte er einen jungen Italiener, Arcangeli, kennen, welchem er sich in argloser Offenheit anschloß. Er hatte sich verleiten lassen, diesem von einigen goldnen Medaillen zu erzählen, welche ihm die Kaiserin Maria Theresia in Schönbrunn huldvoll verehrt hatte. Am 7. Juni wurde er von dem geldgierigen Verbrecher schändlich ermordet.

Winckelmann starb ruhigen und gefaßten Geistes, in ungebrochener Kraft, im zweiundfünfzigsten Jahre seines Lebens. Eben als der Mörder ihn überfiel, war er mit der schriftlichen Abfassung einiger Rathschläge und Bestimmungen an die künftigen Herausgeber seiner Kunstgeschichte beschäftigt.

Winckelmann schließt seine berühmte Schilderung des vaticanischen Apollo mit den Worten: „Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen; wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.“ So wollen auch wir einen Kranz auf die Stufen des Denkmals legen, welches man ihm in den letzten Monaten des vergangenen Jahres in seiner Vaterstadt Stendal errichtet hat. — Weil Winckelmann nicht so frisch und zugreifend in den nächsten Tagesfragen lebte, wie sein großer Zeitgenosse Lessing, ist sein Verdienst nicht so unmittelbar und nicht so allgemein verständlich. Aber sein Lorbeerkranz ist darum nicht minder herrlich und nicht minder unverwelklich.

Die Gymnasien der Alten.

Die Schönheit und Kraft des Körpers fand bei den Griechen gleiche Pflege wie die Ausbildung des Geistes, denn sie betrachteten eine harmonische Verschmelzung der äußern und innern Vollkommenheit als das höchste Ideal menschlicher Würde. Wie sie nun in der Uebung der Ton-, Dicht- und Redekunst die Mittel zur geistigen Veredlung fanden, so führte das Bestreben zur Ausbildung der körperlichen Kräfte auf die gymnastischen Uebungen, und diese waren schon frühzeitig eine Lieblingsbeschäftigung aller Griechen.

Ueber die natürliche Entstehung der Gymnastik sagt der bekannte Pädagoge Gutsmuths: „So lange die Natur den Menschen an den Fesseln des Instinkts und der physischen Bedürfnisse führte, war er stets in der strengen Schule der Körperübung; und ohne es selbst zu wissen oder berechnet zu haben, fiel der Zweck, jene zu befriedigen, zusammen mit dem: seinen Körper zu üben, zu vervollkommnen. Dies ist die wahre natürliche Gymnastik. Als sie ihn aber in das Gebiet der Cultur hinüberführte, und er hier tausend Hebel erfand, seine Bedürfnisse auf eine bequemere Art zu stillen: da ergab er sich der Convenienz, der Bequemlichkeit, dem feinen Ton und oft sogar der fanatischen Ueberspannung. Diese Untergötter verweichlichten, verfeinerten, tyrannisirten ihn; da galt ihm sein physischer Theil nicht mehr, als der Schnecke das kleine Gebäude, welches sie auf dem Rücken trägt. Der Körper war nur ein Wohnhaus; und man wohnte darin wie ein schlechter Wirth, der es zerfallen läßt. Auf diese Art gelang die Tödtung des Fleisches im physischen Sinne, die man häufig so vergeblich im geistigen gepredigt, vortrefflich; der Mensch vergaß den zweiten Hauptzweck seiner sonstigen Leibesübungen. Die Folgen dieses Zustandes wurden drückend.

Da setzten einige weise Völker des Alterthums absichtlich körperliche Uebungen an die Stelle der vormaligen natürlichen Gymnastik, um jene Folgen zu vermindern und dem Körper des Bürgers mehr Stärke und Gewandtheit zu ertheilen. Das war wohl die Veranlassung der künstlichen Gymnastik."

Als der erste, der in Griechenland die gymnastischen Spiele bestimmten Gesetzen unterwarf, wird Heracles genannt, der nach Besiegung des Minotaurus die Kampfspiele zu Olympia gestiftet haben soll; in Sparta wurden auf Anordnung des Lykurg die gymnastischen Uebungen am eifrigsten betrieben, wie sie auch in Athen von Solon gepflegt wurden. Regelmäßig alle fünf Jahre fanden im Sommer zu Olympia die öffentlichen Spiele statt; sie dauerten fünf Tage, und die Bewohner von ganz Griechenland nebst vielen Ausländern versammelten sich dazu. Einzelne Athleten kämpften dabei mit einander um bestimmte Siegerpreise. Auch zu Delphi wurden Kampfübungen unter dem Namen der pythischen Wettspiele zu Ehren des Apollo gehalten, und auf der Conrinthischen Landenge fanden alle drei Jahre die Isthmischen Spiele dem Poseidon zu Ehren statt, von denen es in Schiller's Gedicht „Die Kraniche des Ibicus" heißt:

> Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
> Der auf Corinthus Landesenge
> Der Griechen Stämme froh vereint —

Zu diesen Kampfübungen wurden die Vorstudien in den Gymnasien abgehalten, welches bestimmte öffentliche Gebäude waren, die zuerst von den Spartanern angelegt wurden. In spätern Zeiten wurden die Gymnasien die Sammelplätze der lernbegierigen Jugend und die berühmtesten Redner und Philosophen hielten darin ihre Vorträge. Der Oberaufseher in den Gymnasien war der Gymnasiarch, ihm untergeordnet waren die Gymnasten, welche zugleich die Gymnastik als Heilmittel gegen verschiedene körperliche Gebrechen anordneten, dann folgten die Pädotriben oder Unterlehrer, welche die Uebungen der Knaben leiteten und überhaupt untergeordnete Handleistungen übernahmen. —

Die berühmtesten griechischen Schriftsteller haben über die Gymnastik geschrieben; einer der interessantesten Belege ist das Gespräch von Lucian, in welchem Solon dem Scythen Anacharsis den Werth der gymnastischen Uebungen erklärt. Im Beginne dieses Gespräches stellt Anacharsis verschiedene Fragen, durch welche ein sehr anschauliches Bild von dem Treiben in den Gymnasien gegeben wird. „Aber, bester Solon," sagt er, „was können diese jungen Leute bei allem, was ich sie hier beginnen sehe, für eine Absicht haben? Die einen winden sich um einander herum und suchen einer dem andern ein Bein unterzuschlagen; andere packen sich bei der Gurgel, wenden alle ihre Kräfte an, einander unter sich zu

kriegen und wälzen sich mit einander im Koth herum wie die Schweine. Sobald sie sich entkleidet haben, schmieren sie sich gegenseitig mit Fett ein. Wozu ihnen das aber helfen soll, begreife ich nicht; wenigstens hindert es sie nicht, tüchtig besudelt zu werden, denn die Salbe wischt sich bald wieder ab; dazu kommt dann noch der viele Schweiß, und das alles macht sie so schlüpfrig, daß es ein wahrer Spaß ist, sie einander wie Aale aus den Händen gleiten zu sehen. Andere thun dies nämliche im offnen Hofe; aber anstatt sich im Kothe herumzuwälzen, bewerfen sie einander mit dem feinen Sande, womit jene tiefe Grube angefüllt ist, oder bestäuben sich selber von freien Stücken, vermuthlich um ihrer Haut das Schlüpfrige von dem Oele zu benehmen und einander desto fester packen zu können. Kaum haben sie sich eingesandet, so geht's mit Fäusten und Fersen auf einander los."

Im Verlaufe des Gespräches gibt Solon dem Anacharsis folgende Erklärungen über die Erziehung der Knaben. „Wir überlassen sie," sagt er, „in ihren ersten Jahren den Müttern, Kinderwärterinnen und Pädagogen, um sie zu ernähren und auf eine freigeborenen Menschen anständige Art zu erziehen; sobald sie aber zu dem Alter kommen, wo man den Unterschied zwischen Gut und Böse einzusehen anfängt, wo mit der Scham und der Furcht die Begierde nach allem was schön und vortrefflich ist sich entwickelt und der Körper schon so viel Festigkeit und Stärke gewonnen hat, um zu anstrengenden Arbeiten tauglich zu sein, dann nehmen wir sie zu uns, um theils ihre Seele durch andere Studien und Uebungen zu bilden, theils ihren Körper an Arbeit und Erduldung aller Ungemächlichkeiten zu gewöhnen. Wenn wir unsere Jünglinge, nachdem ihre Glieder die gehörige Festigkeit und Derbheit erlangt haben, nackend ringen lassen, so wollen wir sie dadurch vor allen Dingen an die Luft gewöhnen und sie mit allen Jahreszeiten und Witterungen so vertraut machen, um von Hitze und Frost nicht so leicht verdrossen und zu Geschäften untauglich zu werden. Sodann salben wir sie mit Oel und reiben sie damit ein, um ihre Glieder dadurch geschmeidiger und der Anstrengung fähiger zu machen. Hierauf lassen wir sie in verschiedenen gymnastischen Künsten, die wir ausgedacht haben, von besonders dazu angestellten Meistern unterrichten, damit sie sich gewöhnen, Anstrengung und Arbeit zu ertragen, und ihrem Gegner zu Leibe zu gehen, ohne sich vor den Schlägen und Wunden, denen sie sich dadurch aussetzen, zu scheuen."

In Bezug auf die im Gymnasium gebräuchlichen Uebungen und Vorkehrungen sagt Solon im Verfolg: „Höre nun auch, wozu der feuchte Leim und der Staub dienen. Der erste Nutzen davon ist, daß sie nicht hart und mit Gefahr, sondern weich und ohne Schaden fallen. Sodann weißt Du, daß nasser Leim dem Körper eine gewisse Schlüpfrigkeit gibt. Da sie nun, um einander nicht zu entschlüpfen, sich desto fester packen und umschlingen müssen, so trägt auch dies nicht wenig zur Spannung und Stärkung des Körpers bei; denn Du mußt Dir nicht einbilden, daß es etwas so leichtes sei, einen mit Oel und nassem Ton überschmierten Menschen, der alle seine Kraft und Geschicklichkeit anwendet, um aus den Händen zu gleiten, vom Boden in die Höhe zu heben. Und auch dies hat seinen Nutzen im Kriege, wo der Fall öfter vorkommt, einen verwundeten Freund hurtig aufzupacken und in Sicherheit zu bringen, oder auch einen Feind plötzlich um den Leib zu fassen und gefangen davonzutragen. Den Staub hingegen finden wir dazu dienlich, zu verhindern, daß sie einander nicht so leicht entschlüpfen können, denn, nachdem sie vorher in nassem Ton gelernt haben, einen schlüpfrigen und also schwer zu packenden Körper festzuhalten, so müssen sie nun auch geübt werden, sich aus den Händen dessen, der sie umfaßt hält, auch bei vermehrter Schwierigkeit des Entschlüpfens loszuwinden." Ueber das Resultat der gymnastischen Uebungen heißt es dann an einer anderen Stelle: „Was willst Du mit solchen Schwächlingen anfangen, die in der Hitze gleich durstig werden und lechzen, keinen Staub ertragen können, und schon vor Angst sterben, ehe sie noch mit dem Feinde handgemein werden? Da sind diese unsere Jünglinge ganz andere Leute! Sie haben ein männliches Ansehen, sind voller Seele, Wärme und Manneskraft. Die Leibesübungen sind dem Körper, was das Schwingen dem Weizen ist; alle Spreu fliegt davon und das reine Korn drängt sich dicht in einen Haufen zusammen."

Wenn man sich eine Vorstellung von diesen Gymnasien der alten Griechen macht, wo in derselben Halle die Gesundheit, Kraft und Schönheit des Körpers nach wohlge-



Die Gymnasien der Alten.

ordneten Regeln gepflegt, und dabei die erhabensten Lehren der Weisheit der Jugend eingepflanzt wurden, so hat man ein Bild von der Erziehungsweise der Hellenen, deren ganze Wirkung darauf gerichtet war, dem Leibe Gesundheit und der Seele Selbstbeherrschung zu verleihen. Wie jedoch derartige Einrichtungen dem Wechsel unterworfen sind, so geschah es auch mit der Gymnastik. Leider entwickelte sich mit der Zeit aus den Wettspielen eine Verirrung der ursprünglich nur zur Veredlung der körperlichen Kräfte bestimmten Gymnastik. Da die Athleten nur die Absicht hatten, die höchstmögliche körperliche Stärke zu erreichen und einseitig auf die Ausbildung einzelner Vorzüge sahen, so verlor die Gymnastik ihren allgemeinen Zweck und das Virtuosenthum trat an die Stelle der veredelnden gymnastischen Kunst. Aristophanes geißelt in seiner Komödie „Die Wolken“ die Veränderung, welche zu seiner Zeit im Betragen der Schüler und in den Zuständen der öffentlichen Uebungsanstalten im Verhältniß zu frühern Zeiten eingetreten war. Er stellt darin den Streit seines nach Effect ringenden und glänzenden Zeitalters mit dem einfachen, kriegerischen und graden Leben der Vorzeit dar, und als der Personification der frühern Zeit der Vorwurf gemacht wird, daß sie altväterische Sitten predige, erwiedert diese:

Doch dies ist's eben in Wahrheit,
Kraft dessen ein Marathonsheldengeschlecht einst meine Erziehung heranzog.



Aus dem Lebensbuch
des Schulmeisterleins Michel Haas.

Von

Wilhelm Raabe.
(Jakob Corvinus.)

Das war am sechsten Juni Anno Christi 1697, da schritt vor seiner berühmten Baumschule auf der gräflich Waldeck'schen Pachtung Wetterburg mein Herr Vater seliger gar nachdenklich auf und ab, brummte und pfiff zwischen den Zähnen und kratzte sich oft genug, kopfschüttelnd hinter dem Ohr.

Hatte er allen Grund, sonderlich drein zu sehen, denn um ihn her quinkelirten und wimmelten zwölf lebendige Kinder, Büblein und Mägdlein durch einander, im Garten; liefen ihm vor die Füße, hingen sich an seine Rockschöße und verhinderten ihn nach Leibeskräften, einen vernünftigen Gedanken zu fassen und sich ruhigen Gemüthes auf den neuen Haussegen vorzubereiten, mit dem ihn seine Ehehälfte, meine liebe Frau Mutter, eben im Haus hinter den grünen Bäumen und Büschen zu beschenken gedachte.

„Das dreizehnte!" sagte er. „Das ist eine Frau! Na, Gott gebe, daß es gut ausgehe!"

Und es ging gut aus. Schlug die Glocke auf dem Thurm sechs Uhr Abends, und der Küster läutete eben den Feierabend aus, da entstand ein großes Getümmel im Garten des Pachthauses zu Wetterburg; die Wehemutter aus dem Dorf hielt über vierundzwanzig zappelnde Händlein und Hände vorsichtig ein schreiend Bündlein meinem Vater unter die Nase und mein Herr Vater that trotzdem, daß ihm das gar nichts Neues mehr war, einen kleinen Luftsprung —

„Hurrah, ein Jung, ein lebendiger, dicker Jung! Vivat die Alte!"

Damit setzete er im Galopp durch den Garten, und all das Kindervolk folgte ihm mit wildem Geschrei, bis auf ein klein sechsjährig Mägdlein, welches bei der Wehemutter vor der berühmten Baumschule zurückblieb und sich das schreiende Ding in den Windeln erst mit großen Augen genauer betrachtete und allerhand wunderliche Fragen darob stellete und allerlei Antwort begehrete auf Dinge, die Niemand weiß. Das war mein Schwesterlein Johanna Magdalena Haasin, und ist nun lange todt, wie Vater und Mutter und alle die eilf andern Schreihälse, meine Brüder und Schwestern. Gott schenke ihnen und mir die ewige Ruhe!

Viel Thiere: Hunde, Vögel, Eichhörnchen, Katzen gab es in unserm Haus, viel Blumen blüheten vor den Fenstern, Sonnenschein und Mondenschein spieleten drum her, und mein Herr Vater strich die Violin wie ein gelernter Meister. Meine Mutter aber sang ihre Wiegenlieder mit so heller Stimme, wie die jüngste Maid; obgleich sie nicht jung mehr war an Jahren, als ich das Licht dieser Welt erblickte. Meine zwölf Geschwisterlein lachten und weinten dazwischen durch alle Tonarten und Niemand wehrete ihnen, wenn es irgend anging — — wahrlich, das war ein fröhlich Vaterhaus zu Wetterburg in der Grafschaft Waldeck! —

Anno 1702 ist mein Vater nach Rohden

in seine eigene Haushaltung gezogen, als ich grad fünf Jahre alt war.

Hüpfet mir heute noch das Herz, wenn ich dunkel mich erinnere an den lustigen Zug in diese neue Heimath. Als am vierzigsten Tage die Arche Noäh geöffnet wurde auf dem Berge Ararat, und Menschen und Thiere hinaustraten in die frische Gottesluft, konnten sie nicht fröhlicher sein, als wir allgesammt. Alle meine Schwestern trugen bunte Kränze von rothen und blauen Kornblumen auf den blonden Haaren, alle meine Brüder schlugen mit hölzernen Löffeln den Reisemarsch an den Messingkesseln, bliesen durch Gießkannen und Trichter, daß ihnen fast die Backen platzten. Hoch auf dem ersten Wagen hatte der Mutter und mir, dem Michelchen, der Vater eine schöne Laube von grünem Gezweig gemacht; drin saßen wir und hielten Ordnung über Alles; denn auch die Kühe, Ziegen und Schweine wurden hinten nachgeführt und auch die waren bekränzet nach Gebühr von dem Knecht und den beiden Mägden, die mitzogen, weil sie nicht von unserm Haus lassen wollten.

In Rohden bin ich vierzehn Jahre alt geworden, allda auch auf die Schule gegangen und confirmiret. Da zeigte es sich, daß ich eine große Lust hatte zu den Büchern und zum Studiren, was meinem Vater schon ganz recht war, denn keinen meiner Brüder konnte er anders als durch Schwarzbrot und Wasser und einen schwanken Haselstecken dazu bringen.

Hielt er deshalb einstmal um Weihnachten einen Rath mit dem Mütterlein, wobei ich an der Thür horchete und vernahm, daß mir zu Ostern mein Bündel gemachet werden solle, daß ich gelange an die Quelle der Gelahrtheit, mich satt allda zu trinken nach Herzenslust.

Und als der Schnee vergangen war, die Bäume und Gesträuche wieder ausschlugen, die Himmelsschlüssel und Schneeglocken wieder blüheten im Walde, da sagte ich richtig dem Vaterhaus, dem Vater, der lieben Mutter und dem Geschwistervolk Valet und zog fort, schweren Herzens, mit noch zwei Kameraden durch die junggrünen Felder und Wälder, Lippstadt zu.

Ist eine schöne Festung, Lippstadt, und kann von einer Seiten eine gute Stunden in Wasser gesetzet werden, denn der Lippefluß fließet daran her. Diese Stadt ist brandenburgisch und soll vor alten Zeiten einstmal der Graf von der Lippe sie verspielet haben an den König in Preußen bis auf eine Straße, und diese contribuiret an Lippe-Detmold bis auf den heutigen Tag.

Ach, wie schlug mir das Herz gegen die Rippen, als ich die Thürme der Stadt zum ersten Male in weiter Ferne erblickte.

Noch mehr aber schlug es mir, als ich durch das Thor einzog und meine Wandergenossen waren auch gar stille geworden. Als wir jedoch vor der Thür des Herrn Rectoris standen und Keiner wagte anzuklopfen, da tanzten uns wahrlich genug Funken und Flammen vor den Augen, und als sich endlich doch die Thüre geöffnet hatte, und wir die schwarze Gestalt inmitten der vielen Bücher vor uns erblickten, da tanzten nicht nur die Bücher und Weltkugeln und der große Ofen vor unsern Augen, sondern auch der gestrenge Herr Rector selber mit.

Es ging aber besser, als wir es dachten in unserer Beklemmung. Auf hob der alte Herr seine bebrillte Nase, da wir uns einschoben in sein Gemach, wie die sieben Schwaben dem Hasen entgegen, und belugte uns von oben bis unten.

„Salvete juvenes!“ sagte er. „Tretet näher, Ihr Bürschlein. Der Längste bleibe stehen an der Thür, der Kleinste gehe dicht zu mir heran, an den Ofen mag der Mittlere treten.“

Ich war der Kleinste; ich mußte dicht an den Lehnstuhl und die Seite des Alten.

„Bene!“ sagte er und beschaute uns wiederum. „Germanisch Blut, caerulea pubes! Blaue Augen, blond Haar, gute Knochen; aber, aber .... eheu, lasset uns sehen, wie es stehet mit dem Lateinischen.“

Schlecht genug stand es; aber es ging; und alle drei wurden wir sogar in die oberste Classe gesetzet und mich hatte der gelehrte Herr vor Allen in seine Affection genommen. Ihm hab' ich es zu verdanken, daß ich bald genug ein frei Hospitium bekam bei dem Wallmeister, allwo auch mein Informatorenthum seinen Anfang nahm, indem ich allda drei wilden, bösen Jungen die Buchstaben lehren mußte.

Damit ging das Leiden an, welches ich ausstehen mußte in dieser Welt. Werde auch wohl nicht eher davon loskommen, als bis mich der Tod erlöset.

Auf der grünen Pachtung zu Wetterburg und zu Rohden, in meines Vaters Haus, pfiff und sang Alles, was den Mund aufsperren konnte, als sei es der Familie wie

einem Vogelneste angeboren. Das kam mir nun gut zu statten; denn als gemerket wurde, daß ich die Vocalmusik erlernet hatte, da durft ich mit in's Chor gehen, auch die Currende mitsingen durch die Straßen, wie unser Mann Gottes, der Doctor Martin, ja auch gethan hat, wovon das Weitere zu lesen ist in seinen Tischreden und auch anderswo. —

So ward ich sechzehn Jahre alt, da fiel das Quartanfieber auf mich und quälete mich sehr, daß ich heim gehen mußte zur Mutter nach Rhoden. Das war ein betrüblicher Weg, und noch betrüblicher war das Ende davon, denn als ich hager, bleichwangig und fröstelnd über den Zaun lugte, der um unser Gehöft ging, ob ich nicht Jemand erschauen könnte von den Meinigen, da sah ich ein Licht brennen am hellen Mittag, und es stand ein kleiner schwarzer Sarg auf der Hausflur, die mit weißem Sand künstlich bestreuet und mit viel Blumen und Grün künstlich aufgeputzet war. Und meines Vaters Geige klang aus dem Oberstübchen so traurig herab, und kein Laut war sonst zu hören. In dem kleinen Sarge lag in ihrem weißen Kleidchen Johanna Magdalena, welche ich immer am liebsten gehabt hatte unter meinen Geschwistern, und meine Mutter hatte still das Haupt auf das Kopfende des Sarges gelehnet, und still kauerten oder standen die Andern groß und klein darum herum.

An einem Maienmorgen vertraueten wir das schöne todte Mägdlein zu ewiger Morgenröthe und lieblichster Auferstehung im Licht dem Grabe an, und meine Mutter mußte mich auf dem Heimwege am Arme führen, so schwach war ich von der Krankheit und dem großen Herzeleid. Mein Vater ergriff aber wiederum seine Geige, als wir heim gekommen waren, und wir alle saßen wieder im Kreis unter der großen Linde im Garten und sangen im Chor:

Alles hat ja seine Zeit;
Freud und Leid.
Gut Gewitter, böse Stunden
Werden wechselweis erfunden.
Dennoch geht es, wie Gott will.
Halte still!

Der frommen Fürstin Elisabetha Juliana von Braunschweig sei hiermit Dank dafür gesagt. —

Als ich das böse Fieber durch die mütterliche Pflege wieder los geworden war aus den Adern und Gebeinen, ging ich von Neuem fort, aber nicht zurück nach Lippstadt, sondern nach Detmold auf dasiges Gymnasium, wo der Herr Rector Hilger mit mir nach Herberhausen ging, einem adeligen Gute nicht weit von der Stadt, worauf ein Conductor wohnte, der zwei noch kleine Kinder hatte, welche ich unterrichtete. Mußte ich denn täglich nach Detmold zur Schule gehen und auch hier zweimal wöchentlich im Chore singen; dann kam ich in die Stadt zum Herrn Oberstallmeister von Heyberstedt, allwo ich einen Junker zu informiren hatte. Zu Herberhausen aber geschahe vorher mir noch etwas, was ich erzählen muß. Hatte der Conductor auch noch drei erwachsene Töchter, deren jüngste vor mir aufging, wie ein Sonnenstrahl an einem Regentage. Auch ich gefiel ihr und so wurden wir vertraut und kam es, daß ich ihr versprach, sie zu heirathen und heimzuführen als mein ehlich Weib: wann und wohin, das hätt ich wahrlich nicht sagen können.

O thörichter Einfall und närrisches Versprechen von einem jungen Fäntchen!

Wurde der Vater bald gewahr, wie es um uns stand, da er meine Schuhspange fand, wo sie nicht hingehörte. Lief er mit der verlorenen Spange zum Rector und gab es ein groß Spectaculum und mußte ich derohalben fortbleiben aus der Schule und dem Chor. Da wir nun einstmals um Mittags am Tische saßen, holte mein hospes die Spange herfür und fragete mich, ob das die meine wäre?

„Ja!" respondebam und duckete mich, denn er ergriff seinen Zinnteller und wollte mich damit auf den Kopf schlagen. Seine Frau aber fiel ihm in die Arme und wehrete ihm. Die Töchter aber und ich flohen vom Tisch, als ob der Weih zwischen ein Hühnervolk gestoßen sei, und mein blonder Schatz weinete bitterlich genug.

Das gab mir einen Muth und von der Thür aus sprach ich dem wüthenden Haustyrannen entgegen: Es sei noch lange kein Schelmenstück um die ehrliche Liebe, und ein junger Mensch könne schon einer schönen Dirne in die Augen sehen.

Er aber schrie, wenn er mich attrapirte, wolle er mir Arm und Bein zerschlagen.

Hierbei blieb es, und ich informirte nach wie vor; meine Liebe wurde auch nicht geringer darum.

Was geschiehet?!

Es war ein Winternachmittag, der Schnee lag hoch, die Raben spazierten durch den

Schnee und meine hospita war nicht zu Hause, sondern zu einer Freundin zu einem Schwatzstündlein gegangen; der hospes rumorete auf dem obersten Boden herum, und wir versahen uns Nichts Böses von ihm. In der kleinen Stuben saßen die drei Mädchen an ihren Spinnrädern, und ich am Tisch vor dem Kalender, las aber nicht darin, da er noch dazu mit Nächstem zu Ende ging, und ich ihn schon ein Jahr lang kannte. Es herrschte ein heimlich Geraun und Gekicher und dazwischen ein helles Lachen hinüber und herüber, bis endlich die Räder ganz aufhöreten zu schnurren und surren. Da stand im Fenster in einem Scherben ein Rosmarinbaum, den hatte mein Liebchen gezogen, und er gehörete ihr. Ich bat um ihn, und als ich ihn geschenket erhalten hatte, da brach ich ihn und flocht eine Krone daraus und alle drei Jungfern halfen. Dann trugen wir ihn die Stiege hinauf, und ich band ihn an der Töchter Kammer mit den Zweigen und mein Schatz schlug die Hände vor das rosenrothe Gesicht und schaute durch die Finger dem zu und lachete und freuete sich. Aber wie das Feuer unter die Rotte Korah, so schlug das Unheil zwischen uns.

„Was machst Du Dirn bei dem Kerl?“ erschallete es hinter uns und ein Knüttel fuhr hernieder nach rechts und links auf Kopf und Schultern, Arm und Bein, wie es traf. In die Kammer und wieder heraus schlug der Tyrann seine Tochter, wie ich mich auch dazwischen warf, daß ich das Meiste bekäme. Endlich bekam ich ihn beim Kragen zu packen und drückete ihn gegen die Wand, daß ihm die Augen aus dem Kopf traten, und ließ auch nicht los, als er mich auf die Nase schlug, daß das Blut hell herunterlief. Als er still war, ließ ich ihn, denn ich gedachte: er ist doch Dein Herr! Mein Bündel mußte ich aber schnüren, denn hier war meines Bleibens nicht ferner. Nahm Abschied mit Thränen und watete denselben Abend noch durch den Schnee und die Nacht nach Detmold. Wohl kam mein Schatz heimlich und wollte mich zurück haben, und die hospita wäre auch damit zufrieden gewesen, aber der Rector Hilger legete sich drein und schaffete es, daß ich zu dem Oberstallmeister kam, wie ich schon gesagt habe. Bei Letzterm blieb ich ein Jahr lang, dann mußt' ich fort und ging nach Lemgo, wo sich der Weg in's Verderben vor mir aufthat, breiter wie sonst nie in meinem langen Leben. Gerieth ich zu einem Bäcker, Namens Knöbge, einem Wittwer, dessen älteste Tochter ihm den Haushalt führete. Diese hatte ein unehlich Kind von acht Jahren, welches ich informiren sollte und ging dieses feliciter an, ging ich auch dabei hier nochmalen in die Schul und das Chor. Das ward ein seltsam Leben voll viel Anfechtungen des Teufels. Ach, sind nicht die Frauensleute Schuld an aller Versuchung der Menschenkinder, seit den Tagen, da Eva den Adam verführete zum Apfelbiß?

Der Welt nach hatt' ich das herrlichste Leben und aß die schönsten Kuchen, und kam das böse Weib oft des Nachts, wenn sie buken und steckte mir den frischen Zwieback in den Mund. Zu den Kleidern kaufte sie mir im Krame was ich wollte und schenkte mir einen Hut mit einer silbernen Spitzen. Wenn die Schulkameraden zu mir kamen, durfte ich sie tractiren nach Herzenslust und sie saß nieder mitten zwischen uns und sang mit und schauete nach rechts und links, nach mir aber am meisten. Der alte Vater aber durfte das Maul nicht aufthun und kaum zu dem Treiben den Kopf schütteln; denn was die Tochter wollt' und that, das war Alles wohlgewollt und wohlgethan.

Da wurd' ich auch hier in Lemgo vor den Rector citiret. Hu, der Reden, die er mir hielt.

„Söhnlein, Söhnlein, und wenn sie Dir nun etwas in den Kuchen backt, daß Du nicht von ihr abkommen kannst Dein Lebelang? Cave, cave, Michel Haas; Stricke sind Dir geleget und Schlingen sind Dir gestellet. Gib Acht, daß Du nicht in die Grube fallest, aus der keine Wiederkehr und Rettung ist!“

Das ging mir wahrlich zum Herzen; aber wie war da zu helfen? Wußte der Rector fast so wenig Rath als ich selbst. Das von dem Zauberwerk, welches sie mir eingeben konnt', kam mir nicht aus dem Sinn bei Tag und Nacht, und je freundlicher sie ward, desto heftiger drehete sich mein Magen um, desto mehr wandte sich mein Herz und mein Sinn von ihr. Ein Brieflein von der Mutter kam dazu und zur rechten Zeit; ich flohe wie der Joseph vor dem Weibe des Potiphar, ließ aber meinen Mantel nicht zurück, sondern brachte meine Sachen, eins nach dem andern aus dem Hause, ganz unvermerkt, bis auf den Kasten, darin sie waren. Der gehörete dem schönen wilden Weibsbild. Es war um Neujahr, als ich die Flucht nahm, und gab vor, ich und noch ein paar Schüler wollten aus, „stapeln“ gehen.

War das eine Sitte zu der Zeit bei den Studenten zu Lemgo. Wenn man kein Geld hatte, und der Magen mehr brummete und knurrete als nöthig war, so ging man aus, ein paar Meilen von der Stadt, und sang in den Städten und auf den Aemtern bei den vornehmen Leuten das Neujahr, acht Tage lang. Dann kam man heim mit Geld und Eiern und Säcken voll allerhand guter Dinge, und das lustige Leben konnte von Neuem beginnen!

Das war also ein Vorwand, gegen den kein Mensch etwas haben konnte, und so glaubte man mir auch, und zog ich ab, alle Taschen voll süßen Gebäckes, auf Nimmerwiedersehen. Alle meine Cameraden begleiteten mich mit Gesang durch die Straßen vor das Thor; denn auf Schulen wollt' ich nun nicht wieder gehen, sintemalen mir däuchte, ich wisse Alles, was man brauche zum Informiren. Am Thore ward ich der Reihe nach nochmalen geherzet und geküsset von Allen, und ward mir ein feierliches Valet zugetrunken. Dann lief ich allein hinein in den dicken Nebel, der die ganze Welt umher verhing und schauete nicht um über die Schulter, obgleich es mir stets war, als riefe der Böse leise und immerfort mir in's Ohr: „Narr! Narr! Narr! O Narr, Narr, Narr!"

So war ich denn auf dem Lande, und mußte zum Lohn meiner Tugendhaftigkeit beim Amtmeier zu Hündersen als Informator dreier Söhne auch die schwere Arbeit lernen, als Dreschen, Holzhauen und auf die Jagd gehen. Gefiel mir das aber so übel nicht auf das lange Stillsitzen! Es war sogar ein lustig Leben, denn der Meier hatte außer meinen Schülern auch noch drei große Töchter und einen Sohn von achtzehn Jahren, welcher auch zu Detmold auf die Schul gegangen war. Die Mägdlein waren still und gegen Jedermann freundlich, und von dem Sohne lernte ich die kleine Jagd und einen Hühnerhund abzurichten. Wohl war das ein lustig Leben; aber diesmal sollte es anders kommen, als es bisher gegangen war. Sonsten waren die Jungfern zu mir gekommen; dieses Mal fiel auf mich die Liebe zuerst.

Ach weh, ach weh, und mein heimlicher Schatz hatte schon Einem das Herz und das Wort gegeben, einem reichen Meierssohn, das ward mir zu großem Leid in der Heumahd und bei der Ernte. Da wurde ich so bleich und hager wie damalen, als mich das böse Fieber schüttelte, und doch konnt' ich nicht fort, und war es mir, als sei ich mit tausend Banden angefesselt und werde nie loskommen, bis sie mir die drei letzten Schaufeln voll Erde auf den Sarg würfen.

Aber ich kam doch los!

War mein Principal ein sonderlicher Kauz, welcher den ganzen Tag über nicht nüchtern wurde, da er immerfort den Griff am Wandschrank drehete. Dabei liebte er absonderlich die Musik, und die half mir davon; aber ein böses Weib mußte erst in's Spiel kommen.

Hatte mein Amtmeier einen Bruder, welchen er zu Tod füttern mußte, dieser blies die Flöte. Der Sohn spielte die Flöte Reverse oder die Hautboye; ich aber strich die Violin.

Wenn wir nun des Abends gegessen hatten, so ging die Lust an. Ein Jeder kam mit seinem Instrument, die Mädchen lauschten im Kreise, und die Knechte und Mägde drängten sich an die Thür oder die Fenster. Dann ging es los, und was auch die andern spielten, mir war's immerzu, als sei jeder Ton, den ich strich, nur für die Anna Maria bestimmt. So ging das zu, bis uns die Hände am Leibe herunter fielen; dann hatten die Andern Ruhe; ich aber noch lange nicht. Ich mußte noch bis Mitternacht bei meinem Principal bleiben und ihm vorsingen, — lauter lutherische Lieder. Wenn ich nun einen Gesang anfing, legte er den Kopf auf den Tisch und hub an zu schnarchen, daß die Wände erzitterten. So wie ich aber endigte, war er wach und fragte: „Ist es aus?"

Respondebam: „Ja!"

„Nun, so singet ein anderes."

Das ging nun so fünf oder sechs Mal hinter einander, daß ich fast keinen Laut mehr aus der Kehle bringen konnte, und die Frau von ihrem Bett und der Kammer aus uns ein Paar Narren schalt, und immer stärker brummte.

„Wollt Ihr nicht singen, so seid Ihr auch mein Präceptor nicht!" hieß es dann, und ich mußte abermals dran, bis der Alte genug hatte und aufstand, mit mir an den Wandschrank ging, mir einen Wachholderbittern oder zwei Gutegroschen gab. Nun konnt auch ich, heiser und müd, in die Federn kriechen.

Was geschiehet? Eines Abends im Spätherbst, saßen wir wieder, ich und mein Herr,

und ich sang aus voller Kehle: „Nun laßt uns Gott den Herrn ꝛc.," der Principal trompetete wie gewöhnlich. Die Lampe hatte schon seit geraumer Zeit allerlei bedenkliche Zeichen des Erlöschens von sich gegeben, jetzt wurde es klar, daß wir im nächsten Augenblicke in tiefster Dunkelheit unsern Gesang fortsetzen mußten; endete ich deßhalb mit einem kunstvollen Schnörkel, mein Amtmeier wachte auf und hob die rothe Nase und die schwimmenden verschlafenen Augen in die Höhe.

Mühsam stolperte er nach der Oelkanne hinterm Ofen, fand sie jedoch nicht an dem gewohnten Platze und rief in die Kammer:

„Frau, wo ist die Oelkanne? Gib uns ein Licht für mich und meinen Präceptor!"

„Heute nicht mehr!" klang es schrill zurück, als ob eine Eule aufgestört worden. „Marsch zu Bett."

„Also Du willst nicht, Alte?"

„Nein, nein, nein, Ihr verrückten Lumpen!"

„Sie will nicht, Michel," sagte mein Principal und stieß mir den Ellbogen in die Seite. „Sieht Er, das ist das Vergnügen beim Freien; merk Er's sich. Hab' bemerkt, daß Er nach meiner Aeltesten schielt — da hat Er ein Exemplum, wie's mit dem Weibsvolk ist —"

„Halt den Mund, Du Sausaus, und laß unsere Tochter aus dem Spiel!" kreischte es aus der Kammer. „Was hat der Haselant von Schulmeister mit unserm Kind zu schaffen?"

„Nichts, Alte! Also Du willst uns kein Oel geben zu unserm Gesang?"

„Zum drittenmal, nein, nein, nein!"

„Bleibe Er hier, Präceptor," brummte mein Principal, und tastete im Dunkel den Weg aus der Stuben, und ich hörte ihn draußen rumoren, wußte aber nicht, was er im Sinn hatte.

Nach einiger Zeit kam er wieder und sprach: „Nun singe er weiter. Wer nur den lieben Gott läßt walten. Das ist ein passend Lied in allen Nöthen."

Ich hub an und war zum dritten Verslein gekommen, als ich innehalten mußte, von wegen eines seltsamen Geruches und Rauches, welcher allmälig die Stuben füllte.

„Singe Er nur zu, Michel Haas," greinte der Alte. „'S wird noch besser kommen."

Und es kam noch besser! Aus dem Singen ward ein Husten und Niesen, und mein Principal hielt sich den Bauch, als aus der Kammer der Schrei kam:

„Jesus, Mann, was ist das? 'S wird doch nicht brennen im Haus bei dem Sturm?"

Draußen machte der Herbstwind ein groß Getön und Getöse; schüttelte die Bäume hin und her, pfiff und heulte und fuhr in den Schornsteinen hinauf und hinunter, als tausend Teufel in einem Besessenen.

Mußten wir in der Stube husten und niesen, so ging das jetzt auch in der Kammer an und endete mit einem Gepolter und plötzlichen Aussprung der Meisterin aus dem Bette und mitten unter uns.

„Feuer! Feuer!" schrie sie, und: „Feuer! Feuer!" schrie der Principal. „Feuer! Feuer!" ging es durch's ganze Haus.

„Wecke Er die Töchter, Präceptor!" sagte mein Brotherr, und ich war die Treppen hinauf wie ein Wirbelwind; dachte aber, als ich wieder herunterkam, wahrhaftig nicht mehr daran, der Anna Maria fürderhin süße Augen zuzumachen. O je! o je! — — Das ganze Haus, Knechte und Mägde, Kinder, Hunde und Katzen und alles Geflügel war unterdessen in Alarm gekommen. Nun war Licht genug da, und bei seinem Schein gingen wir dem Gestank und Rauch nach.

„Prr, prr!" machte mein Princeps und stieß mich abermals in die Seite, daß mir schier der Athem verging. „Merk Er's sich, Präceptor: Manneshand gehört oben." In der Küche erhob sich nämlich ein groß Geschrei und hatte man allda auf dem Herd die Quelle des Spectaculums entdeckt.

Alle alten Besen des Hauses, drei wollene Socken und ein zerlumpter wollener Frauenrock glimmten und qualmten darauf nach Herzenslust, daß man durch den Rauch nicht durchsehen konnt', und der Schornstein war fein sorgsam verschlossen, daß ja nichts verloren ginge von dem Höllenstank.

Hu, wie fuhr die Meisterin gleich einer giftigen Katze herum, mir und dem Herrn mit zehn ausgespreizten Klauen vor den Augen herum! Hu, wie sah sie aus! .... Aber mir war doch das Weinen näher als das Lachen, und da war die Anna Maria dran Schuld und der Sohn von dem nächsten Meierhofe und die Leiter, welche an der Hauswand im Garten lehnte.

Am andern Morgen schnürt' ich mein Bündel und ging, obgleich der Alte meinen Gesang um Alles nicht missen wollt', und

mir Alles bot, was ich nur hätt' begehren können.

Aber ich ging doch, voll Wuth, Trotz, Haß und Hohn. Hatte mehr als ein Haar in der Schulmeisterei gefunden, und was thut der Mensch nicht, wenn er halb von Sinnen gebracht ist? Ging also wieder gen Detmold und ließ mich unter die Preußen annehmen als Reiter; sintemalen der Graf Karl von der Lippe damals ein Reiterregiment commandirte zu Königsberg. Als wir aber zum Schwören ausmarschiren sollten, da faßte mich Gottes Gewalt und warf mich auf's Krankenbett, daß ich lange, lange auf den Tod lag und nicht vermeinte, wieder davonzukommen. Bei mir hatte ich den Mittelknecht von Hündersen, der auch mit in den Krieg gehen wollte aus Liebe zu mir, und eine Magd vom Hofe mitgenommen hatte. Als der Graf Karl nun mit seinen Werbern und Recruten abging nach Königsberg, mußte er auch mit und heulte sehr vor meinem Bette, weil ich nicht mitgehen konnte. Gleich nachher hab' ich die Besinnung verloren und lange Zeit nichts mehr von mir und der Welt gewußt; bis ich endlich wieder aufwachte zum Leben.

Als ich die Augen zum erstenmal öffnen konnte, da sah ich dunkel, daß ein alter Herr mit einer Brillen auf der Nasen vor meiner Lagerstatt saß und ein großes Buch auf den Knien liegen hatte.

„Vater?! Herr Vater?!“ rief ich, wußte nicht, wo ich war und was mit mir vorgegangen war.

Es war aber wirklich mein Herr Vater, und meine Frau Mutter war auch da und schluchzete vor Freuden, als sie merkte, daß ich noch einmal mit dem Leben davonkommen sollte.

Sie pflegeten mich wie ein Finkenpaar einen Kuckuck, und lasen mir erst den Text und wuschen mir den Kopf, als ich es ohne Gefahr ertragen konnte in meinen schwachen Gebeinen und Sinnen. Dann ward ich auf einen Wagen geladen und heimgeführet nach Haus, allwo sich Manches in den Jahren verändert hatte. —

Wie mußte ich mich verwundern, daß aus den kleinen, schmutzigen Mägdlein, meinen Schwestern, solch ein Kranz blühender hübscher Jungfrauen geworden war; — blond und braun, schwarzäugig und blauäugig, mit Herzensgeheimnissen einige; einige noch ohne solche!

Meine Brüder waren allesammt fort von Haus bis auf den Aeltesten, den mein Vater von wegen seiner Gebrechlichkeit bei sich behalten hatte, damit er das Hauswesen führe.

Hatte aber Keiner aus dem Nestlein so viel von der Welt gesehen und erlebet wie ich, das Nestküchlein, und hab Mancherlei erzählen müssen an Sommerabenden und Winterabenden; mußte jedoch auch Mancherlei für mich behalten, von wegen des Schwatzens und der bösen Nachreden.

Mein Herr Vater war bei alledem doch wohl zufrieden mit mir, und wenn er mich sonst geführet und gestützet hatte, so mußte ich das nun ihm thun, und so zogen wir Beide oft hinaus in die Felder, wenn der Roggen hoch und grün dastand, oder in den Wald in einen schattigen, kühlen Schlupfwinkel und redeten mit einander von der Ernte und den Schulen, auf denen ich gewesen, von dem Franzos und dem Türken und was es sonst noch Merkwürdiges in der Welt gibt. Das dauerte dann jedesmal bis ein hell Rufen kam, oder ein Paar Blitzaugen uns suchten im Korn oder im Busch, ein Schwesterlein vorsprang gleich einem jungen Reh und uns heimbefahl zur Mutter und zum Nachtessen.

Noch klang und sang die Geige des Alten, aber die Melodeien waren viel ernster und langsamer geworden, und nur selten lösete einmal eine Tanzweise die frommen Choräle ab. Auch ich geigete mit und oft allein und den Alten in den sanften Schlummer herein.

Da konnt' ich wieder gar fromm und gut werden in dem stillen, fried- und freudevollen Elternhaus, wo das Mütterlein über jedes Wort und Werk wachte gleich einem Schutzengel Gottes.

Aber, aber —

Gut Gewitter, böse Stunden
Werden wechselweis erfunden.
Dennoch geht es, wie Gott will, —
Halte still!

Mit Anfang Winters, als die ersten Schneeflocken herabfielen, ist mein guter Vater sehr krank geworden und ist nicht davongekommen sondern heimgegangen in die ewige Seligkeit, fromm und geduldig wie ein wahrer Christ. Ich habe immer bei ihm sitzen müssen in seiner Krankheit. Habe ihm auch die Augen zugedrücket und die Hände in einander geleget. Da hatte es mit Gesang

und lustigem Lachen und Spiel ein Ende; still und stumm saßen wir bei einander und wenn Einer sprach, antwortete oder fragte, so geschah es leise, gar leise.

Die fürtreffliche Geigen des Vaters war nun mein, und ist auch mein höchster Schatz und Trost geblieben mein ganz Leben lang. Ist ihr Ton immer schöner und lauterer worden und mir stets gewesen, als ob der Todte daraus zu mir spreche, mich warne, mir rathe, mich tröste.

Als der Frühling kam, hatten wir eine stille Hochzeit im Hause; ohne Sang und Klang wurde meine älteste Schwester, die Louise, heimgeführet, und als sie auszogen, zog ich mit, ließ sie aber am nächsten Kreuzweg und fuhr allein wieder hinein in die weite Welt, war aber nunmehro ein Mann geworden, der Alles eher dunkler als heller sah. Hat mich damals auch zum erstenmal die grausame Melancholey gepacket, von welcher ich späterhin noch zu reden haben werde.

So kam ich nun zuerst auf das adelige Gut Sülbeck als Informator, allwo ich wieder fleißig die Jagd exercirete; zumalen es allda überaus schöne Jagden und Hunde gibet. Blieb hier ein volles Jahr und wurde frisch und munter; dann aber kam die seltsamlichste Zeit meines Lebens, deren ich gedenken muß bis an meinen sanftseligen Tod.

Hatte mein Herr eine Schwester im Hildesheim'schen, welche einen Herrn von Bock zum Mann hatte. Diese Schwester wollte er auf Ostern besuchen, fragte mich auch, ob ich mit ihm gehen wolle.

Antwortete ich natürlich von Herzen: „Ja!"

Da wir nun zu dieser Reise Geld brauchten, so fischten wir in der Marterwoche einen Teich und fuhr ich dann mit einem Fuder Fische — vierpfündige Karpfen — nach Paderborn, hatte aber, als ich daselbst ankam, keinen einzigen lebendigen Fisch mehr.

Der Wirth, bei welchem wir einkehrten, hieß Deuvel, und war ein Schlaukopf, so dick er war. Schüttelte er den Kopf und sagte:

„Sehe wohl, Er ist ein junger Mensch und verstehet den Fischhandel nicht. Geschwinde mit dem Fischen vom Wagen! Ich will Ihm eine kleine Stube miethen, da lege Er die Fische alle auf's Stroh und reibe ihnen die Ohren und Kiefern mit Weinessig, so bleiben sie roth."

Solches geschah, und ich ließ sie darauf ausrufen und ausbieten, das Pfund für vier Groschen. Da kamen wohl die Leute, besahen und berochen die Fische, wollten aber nicht daran, obgleich es in den Fasten und schöne Karpfen waren. Ich ließ sie zum zweiten und drittenmale ausschreien für drei Groschen und zwei Groschen, da wurde ich einen Theil los, meistens an die Juden. Ich behielt aber noch viele auf die Rückreise. Der Knecht, der Kutscher und ich fraßen nichts als Fische; wo wir in ein Wirthshaus einkehrten, gaben wir nichts als Fische; der Wirth in Paderborn nahm lauter Fische für das, was wir und die Pferde verzehret hatten. Das war eine Lust! Ist mir der Geruch und Geschmack heute noch nicht wieder aus Mund und Nasen gekommen.

Als wir nun wieder zu Hause ankamen, fragte der Herr sogleich, ob's gut abgelaufen sei, und ich fing mein Lamento an. Schlug der Herr die Hände über dem Kopfe zusammen und fluchte nach Noten und ohne Noten. Half's aber zu nichts; denn wo hätten wir in der sandigen Senne oder Heide das Wasser hernehmen sollen, die Thiere zu tränken?

Und die Reise war festgesetzt und sollte es fortgehen, ob es bog oder brach.

Weil wir von unserm Fischzug am Freitag Abend nach Haus kamen, so konnte die Abfahrt erst auf den ersten Ostertag losgehen, und bat die gnädige Frau unterdessen himmelhoch, mich dazulassen, denn man könne nicht wissen, was in unserer Abwesenheit passiren könne. Sagte also auch der Herr zum Kutscher, er wolle allein reiten, er solle nur zwei Pferde satteln. Wie das geschehen, wollte er seine Stiefeln anziehen, wollte aber einer nicht an, wegen Incommodirung des Podagra, fluchte der Herr gewaltig und schrie dem Kutscher wiederum zu:

„Zum Teufel, nur immer mit der Kutsche heraus, mit Geld oder ohne; Präceptor, mache Er sich nur fertig, Er gehet doch mit, und wenn Er auch tausendmal die Fische hat crepiren lassen!"

So fuhren wir ab und kamen in der Nacht, wie grade die Osterfeuer brannten und sämmtlich Volk darum hertanzte, an unsern Ort. Wenig Freude hatten wir aber davon, denn der Herr von Bock war ein unsinniger Mensch, und die Frau mußte allzuviel von ihm ausstehen, welches denn den Bruder dermaßen verdroß und zu Herzen ging, daß er vom Tisch aufstund und nach seinem Degen lief. Der tolle Bock fürchtete

sich aber nicht, sondern warf die Teller nach uns. Als dem Streit nicht gewehret werden konnte, gingen wir fort und ließen ihn in der Stuben allein, konnten aber Alles sehen, was er machte. Hielt er Papier in das Licht, lief damit in der Stube hin und her und rief: er wolle die Geister austreiben.

„Schulmeister, lauf und krieg sie!“ schrie er mir zu, schmiß auch die Gläser entzwei und wollte sich Niemand an ihn machen, denn Er sah aus, wie ein wilder, wüthender Löwe.

Der Frauen Bruder ärgerte sich so sehr, daß er eine heftige Blutstürzung bekam, welche vom Abend bis an den Morgen dauerte, gegen welche auch kein Hausmittel helfen wollte. Endlich mußte ich um Mitternacht nach Gronau zu einem berühmten Feldscheer reiten. Sprach dieser: „Wenn er so lange geblutet hat, so kann ich ihm nicht mehr helfen, ich will Ihm jedoch einige Pulver mitgeben; solche kann der Herr mit Brunnenwasser einnehmen und zusehen, wie es dann mit ihm gehet.“

Stillete sich nach besagten Pulvern wirklich das Bluten, und als es ein wenig besser geworden war, eilte er, daß er nach Haus käme.

Hatte ich derweilen auch ein hitziges Fieber bekommen, und mußte mich mein Herr dalassen. Da kann man sich leicht vorstellen, wie es mir nahe ging, bei dem tollen Menschen zu bleiben, dem Keiner trauete. Es versprach mir zwar mein Herr, mich abzuholen, wenn ich wieder besser sein werde, allein bei dem Versprechen blieb es, und nachher blieb ich auf vieles Bitten bei der Frau von Bock. Davon will ich nun erzählen!

Diese Frau war eine rechte Kreuzträgerin; denn 1) hatte ihr Vetter, der Schatzrath, welcher auch auf dem Hofe wohnte, ihren Mann lange Zeit in's Zuchthaus setzen lassen, in der Beschuldigung, daß derselbe ihm die Scheuer in Brand gesteckt hätte. 2) hatten sie ihr ihre beiden Söhne heimlich, als sie einmal in Hildesheim war, weggenommen und sie in königlichem Schutz nach dem lutherischen Kloster Ilfeld bringen lassen. War sie nämlich katholisch und hatte man vorgegeben, sie wolle auch ihre Kinder katholisch machen. Der Herr von Bock war lutherisch.

3) war sie mit ihrem Vetter, dem Schatzrath, in einem schweren Proceß, weil er sie vom Gute haben wollte. —

Wie nun der Mann neun Jahre im Zuchthause gewesen, supplicirte sie so viel, daß sie ihn endlich los bekam und that sie ihn nach Hildesheim zu einem Doctor, daß er ihn heile von seiner Melancholey. Er war nämlich vorher ganz klug und gescheit und in seiner Jugend ein Page am Hofe zu Rudolstadt gewesen.

Wie er nun einige Wochen bei dem Doctor gewesen ist, läuft er auf und davon, und wußte kein Mensch ein Jahr lang, wo er geblieben war, half auch alles Suchen und Ausbieten nichts. Endlich kehret er zurück und wird angehalten zu Lauenstein, ist umher mit lauter Lumpen und Stroh behangen und trägt einen langen Bart. Wie ein Mensch sieht er nicht mehr aus.

Der Amtmann läßt ihn setzen und fragt ihn, was er für eine Creatur sei, kriegt's heraus, und die Frau ist gleich in der Kutschen hin, nimmt Zeug mit, ihn zu kleiden, daß sie ihn ordentlich und anständig heimführen könne.

„Bist Du da, Fieke?“ fragte der Tolle, als er sein arm Weiblein siehet, und sie fällt aus einer Ohnmacht in die andere, fasset sich jedoch in Gottesfurcht, läßt ihm den Bart abscheeren und führet ihn mit sich heim, und alle Kinder aus Lauenstein laufen ihr nach und schrein:

„Der wilde Mann! o der wilde Mann!“ — — —

Nach diesem kam ich dahin und dauerte es wohl ein Jahr, ehe daß ich mich in den Unklugen konnt' schicken.

Hier war nun Gottes Hilfe und Herzhaftigkeit von Nöthen, denn wir hatten noch ein Gut, eine Stunde ab, da ging der Tolle alle Werkeltage hin, machte Teiche und Gruben im Garten und auf dem Hofe, daß er alles ruinirte. Es floß zwar ein kleines Bächlein über den Hof, allein er machte lauter tiefe Löcher, daß man nicht gehen und stehen konnte.

Wenn man ihn fragte: „Was will Er da einsetzen?“

Antwortete er: „Häringe!“ und dabei blieb er.

Nun stand er in diesen Löchern den ganzen Tag nackt und bloß, sowohl im Sommer als im Winter, und konnte ihn kein Mensch davon abbringen.

Das war ein Spectacul für die ganze Welt.

Wohl warf ich Dornen und Glasscherben in die Gruben, gedachte, er solle solches in

die Füße treten; allein das war Alles vergebens, denn er hatte eine Haut von Stahl und Eisen.

Endlich brachte ich ihn doch durch Gottes Hilfe von dieser Arbeit ganz ab und will erzählen, wie es zuging. Wir ließen durch drei Hildesheim'sche Invaliden den Zehnten und unser Korn ausdreschen. Wie nun die Drescher am Mittage bei Tische saßen, spricht der Eine zur Frau: „Madame, es ist ein Jammer und Schade, daß Sie einen solchen Herrn hat, sollte man den nicht vom Graben abbringen? Wie siehet er vom Dr... aus?!"

Spricht die Frau: „Hundert Thaler will ich dem geben, der das kann."

Da steht ein Invalide auf und sagt: „Ich will hingehen, ihm dräuen und ihn an den Tisch rufen."

Geht er hin und bringt ihn wirklich her, wie wir mitten im Essen waren.

Schreit der Herr: „Fieke, hast Du dem Kerl befohlen, daß er mich so ausmachen sollte?" Will auch der Frauen an den Leib und siehet drein zum Erschrecken. Da gedachte ich: nun ist's Zeit; sprang auf, griff ihn und hielt ihn fest im Sessel; er aber ertappete meine Haare und griff drein, daß es mir roth und grün vor den Augen ward, und ich ihn zur Erden werfen mußte. Da kam die Frau, machte meine Haare los, und ich ließ ihn aufstehen, sagte auch: „Nun solle er gar nicht mehr graben! Ging hin und nahm ihm Spaten, Schubkarren und Alles vom Teiche weg.

Da ging das rechte Unglück erst an im Hause und dauerte es fast acht Tage, ehe daß er sich ergab. In der Küche warf er einen Pott in den andern, und trug ich immer eine Flinte, die ich auf der Kammer hatte, mit mir, drohete, ihn damit zu schießen, daß ihm der Dampf aus dem Halse käme. War sie jedoch nicht geladen, half's aber dennoch!

In den Nächten schlief ich bei ihm und gab er mir in der ersten mit dem Daumen Eins in die Seite, daß mir der Athem stehen blieb.

Ich lag stille, schlief aber die ganze Nacht nicht, dachte immer: Wenn er das nochmals thut, mußt Du ihn angreifen! — Ich wußte ja, daß ich durch Gottes Hilfe sein Meister sei.

Schenkte auch der liebe Gott, daß er sich endlich drein gab. Saß er vor der Hausthür in der Sonne und sahe recht traurig aus, fragte auch, als ich zu ihm trat: „Was soll ich denn hier machen, wenn ich nicht graben soll?"

Da erzählte ich ihm, der König von Engelland habe all' sein Grabezeug abholen lassen und das glaubte er, und kam er nicht wieder zu seinen Häringslöchern.

Fleißig mußten wir aber dabei Obacht geben, daß der Schatzrath, unser Feind, nichts vorzubringen hatte. Was ich da ausgestanden habe, steht nicht alle zu beschreiben, weil der Schatzrath auch mich pervors vom Hofe haben wollte, daß er seine bösen Absichten desto besser ausführen könne.

Als ich nun einsten mit dem Knecht und dem Herrn nach der Wiese war, Gras für die Pferde zu holen, kamen wohl zwanzig Kerle mit Flinten und großen Knütteln von der Stadt uns entgegen; die ließen den Knecht passiren, mich und den Herren schlugen sie, daß ich den Himmel nicht sehen konnte.

Die Flinte nahmen sie mir auch ab.

Als das der Herr sah, sprang er auf und nach dem Wagen, faßte die Sense, mähete um sich und rief: „Laßt mir den Menschen los! laßt mir den Menschen los!"

Gedachte ich in meiner großen Angst: „Ach, wenn doch Gott gäbe, daß er Einen in die Beine hauete."

Allein sie nahmen ihm die Sense und schlugen wieder auf uns zu und tractireten uns mörderlich.

Dann führeten mich drei von ihnen in Arrest mit sich fort.

Wie das die Frau oben auf der Stub alles gesehen und gehöret, daß sie mich in Arrest gebracht, läuft sie gleich und fragt den Amtschreiber, ob er mich gefänglich hätte.

„Nein," sagt er. „Sie waren wohl mit ihm da, allein ich melire mich nicht in der Herrn von Böcke ihre Sachen."

Drauf kam die Frau über die Leine geschiffet und holte mich und die drei ein, schalt und hieß mich mit ihr kommen. Solches thät ich. Die Kerls aber liefen voraus und erzählten das dem Schatzrath.

Wie die Frau und ich nun auf den Hof wollten, ließen sie die Frau ein, mir aber schlugen sie die Thür vor der Nase zu.

Die Frau rief mir durch's Schlüsselloch zu, ich solle in die Stadt gehen und mich verbinden lassen, und des Schatzraths Töchter lagen im Fenster und beschimpften mich und lachten, weil ich vor Blut keinem Menschen mehr ähnlich sahe.

Indem kam der Justitiarius Sander die Straße herunter und wollte auf dem Hofe zu Tisch gehen, und schrie:

„Kerl, was stehst Du hier?"

Schickte mich durch den Jäger und Gärtner abermals in Arrest und saß ich im Loch bis es ganz dunkel war; wurde mir auch gesagt, nach Hannover unter die Soldaten solle ich und wollten sie mir die Knöpfe von den Hosen schneiden, damit ich nicht ausreißen könne. Aber ich bat vom Himmel zur Erden, dieses mir nicht anzuthun.

Am Abend kam ein Befehl von der Regierung, mich dieses Mal wieder los zu lassen, allein ich solle mich nicht in der Herrn von Böde ihre Angelegenheiten mischen, und der Schatzrath ließ mir dabei sagen, ich möge ja nicht wieder auf den Hof kommen, oder das Donnerwetter solle mir auf den Hals fahren. So hinkte ich denn am Abend nach unserm andern Gute und die Frau kam auch dahin. Am andern Tage gingen wir zu einem Advocaten, welcher mich besahe und sagte: ich wäre nicht menschlich sondern viehisch tractiret, er wolle mit mir auf die Regierung gehen und mich zeigen.

Dieses geschah. Lange Zeit standen wir, und wollte uns kein Mensch anhören, sehen und sprechen; bis daß der Canzler und die andern Hofräthe zu Tisch gehen wollten. Da wies mich der Advocate dem Canzler; aber der fuhr mich an: ich sei ein unruhiger Kopf, wolle hauen und stechen und keinen Frieden geben; — ließ uns stehen und mußte ich damit vorlieb nehmen; weil der Canzler und der Schatzrath so zu sagen wie Hand und Handschuh waren.

Als ich mit der Frau wieder heim kam, waren Knechte, Pferde sammt allem Ackergeschirr fort vom Hofe, und ein elendes Leben hub für uns an.

Die Hühner und anderes Vieh wurden uns allgesammt todtgeschossen und über die Thür geschmissen mit den Worten:

„Da freßt, Ihr Schelmenvolk!"

Als nun der Advocate diese Grausamkeiten an Menschen und Viehe sahe, appellirte er nach Wetzlar, und da ich auch den Herrn von Bock hatte so weit gebracht, daß er in die Kirche und zum heiligen Abendmahl ging, so wurde das Attestat vom Herrn Pastore mit zu den verschickten Acten geleget.

Dauerte also kein Jahr, da kriegten wir ein trefflich Urtheil, uns Alles wieder zu liefern und uns unturbiret zu lassen, bei Straf von so und so viel zehn Mark löthigen Goldes.

Das trieb durch, hatten wir von da an Fried und Ruhe, wurden sogar in einigen Jahren gute Freunde mit dem Schatzrath und seinem Anhang.

Blieb ich also zwölf Jahr in dieser Stadt bei der Frau von Bock und es war ein schöner und nahrhaftiger Ort. Allein wie sich allerhand Laster und Untugenden herfür thäten, mußte der liebe Gott ihn strafen mit dreimaligem Feuer, so daß fast die ganze Stadt und die Kirche eingeäschert wurden und es viel arme Leute gab.

Wenn ich Alles erzählen sollte, was bei meiner Zeit darin geschehen, müßte ich wahrlich noch viel Bogen Papier hieran heften, denn es verging fast keine Woche, daß nicht Pasquillen an den Schandpfahl geschlagen wurden; Ehemänner mit Eheweibern, vornehme Jungfern mit gemeinen Knechten, und mußten einsmal alle die Frauen, so darauf stunden, dem Schinderknecht fünf Reichsthaler geben für's Abreißen.

Da hatte der Herr Pastor genug zu thun, daß er von der gottlosen Stadt zu predigen hatte. Suchte ich auch endlich fortzukommen, meiner unsterblichen Seele wegen.

Es fügte sich einmal, daß ich nach Hause reisete, meine alte Mutter zu besuchen, da traf ich auf dem Wege einen bekannten Mann von Bergheim, allwo der Graf von Waldeck wohnete. Dieser Mann sagte mir: „Wenn ich anitzo keinen Herrn hätte, so könnte ich wohl bei dem Grafen als Hofverwalter ankommen, da er keinen hatte und einen suchete."

Lust hatte ich, dieses zu probiren, ging also mit ihm zum Grafen. Da wurden wir gleich einig und mußte mir der Herr Secretarius die Instruction allen Verhaltens gleich mitgeben, auf sechs Bogen geschrieben.

Als ich heim kam, sagte ich meiner Frauen den Dienst auf, die aber wollte nicht dran und sprach:

„Nehme Er sich in Acht; bei so großen Herrn zu sein, ist gefährlich; — sie haben allzu lange Finger und ist nicht gut mit ihnen Kirschen essen!"

Das wurmte mich mehr, als ich mir merken ließ. Kratzete mich wohl ein Vierteljahr lang hinter den Ohren darob. Aber der Graf wollte nicht ablassen, schickte deswegen zu meiner Mutter und ließ anfragen, ob sie nicht wisse, wo ich wäre?

Sie sagte dem Boten: ich wäre im Geiste

dagewesen und des Abends, als sie schon wäre zu Bett gewesen, zu ihr auf die Stube gekommen. Da hätte sie gesagt: weshalb ich denn so spät käme, und ich hätte geantwortet: ich könne nirgends in der Welt bleiben und Ruhe finden. Sagt sie darauf: ich solle mich ausziehen und in's Bett kriechen, welches auch geschehen sei; aber ich hätte den Rock ausgezogen und auf den Stuhl geworfen, daß die Knöpfe geklappert hätten. Dann, erzählte sie, sei ich wieder aus dem Bette gestiegen, habe die Thür aufgemacht und sei die Treppen hinauf gegangen zu der Kammer, wo ich sonsten geschlafen.

Meine Mutter aber ruft meiner Schwester, die noch im Hause bei ihr war: „Stehe auf, Dein Bruder, der Schulmeister, ist gekommen und die Treppe hinaufgegangen. Stecke ein Licht an und sieh zu, wo er bleibt.“ Meine Schwester, Gott hab sie selig! — thut das; aber ich bin nirgends zu sehen und zu hören. — —

Dieses Alles kommt vor den Grafen, welcher daraus schließt, daß ich möchte krank sein und nach Haus verlangen; er läßt also den Dienst noch eine Zeit offen, und der Herr Secretarius muß denselben so lange verwalten.

Was geschiehet?

Wie die Braunschweiger Messe im Frühling ist, kommt ein Kaufmann aus meiner Heimath und siehet mich im Wirthshause.

„Mein Gott,“ schreit er, „was macht Er hier? Der Graf hat Ihn aller Orten suchen lassen. Warum will Er nicht dahin? Weiß Er nicht, daß mit so großen Herren nicht gut zu spaßen ist? Mache Er ja, daß er mit mir gehe, wenn ich wieder zurück komme.“

Nun war nichts mehr zu machen; ich schnürte mein Bündel, nahm Abschied und ging zur Mutter heim mit meinem Kaufmann.

Wie das der Graf erfuhr, schickte er den Kutscher mit zwei Pferden und ließ mich abholen nach dem Schlosse Bergheim. Da wurde mir die Instruction nochmalen vorgelesen und der Eid mir abgenommen in Gegenwart der Lakaien, Kutscher, Reitknechte und Vorreiter. Mußten sie mir Alle die Hand geben zum Zeichen, daß sie mir gehorsam sein wollten.

Ein Lakai wollte nicht dran, denn er sagte, er stünde unter dem Hofmeister von Heugel und ich hätte ihm nichts zu befehlen.

Da meinte der Secretarius: „Je schlimmer Hund, je ärger Flöh! Kehre Er sich nicht daran; wenn Er ihn um Acht Uhr noch im Bette findet, so schlage Er ihn heraus nach Noten, Schulmeister!“

Die Lakaien waren lauter Schneider.

An diesem Orte bin ich zwei und ein halb Jahr gewesen; aber ich war zu hitzig, dachte Wunder, was für eine große Creatur ich sei, prügelte den alten Calefactor, daß sie ihm zwei Tage den Buckel einschmieren mußten, und die Herrschaft lag leider Gottes im Fenster und sah den ganzen Lärm an. Da ward mir aufgesagt, und kriegte ich meinen Abschied Knall und Fall.

Weil ich aber einen ziemlichen Vorrath an Geld-Lohn und Sporteln gesammelt hatte, so ging ich mit Freuden, gab auch einen Valetschmaus im Wirthshause: da wurde mit der Haushälterin und den Jungfern brav getanzet bis an den hellen, lichten Morgen.

Lieber Gott, man wird doch nicht eher klug, als bis man alt wird.

Wie ich nun so plötzlich aus dem Dienst gekommen war, so ließ ich mich in dem Augenblick das nicht kümmern, da ich, wie gesagt, des Geldes genug hatte; dachte also, einmal auch mein eigener Herr zu sein und begab mich nach Mengeringhausen zu meiner ältesten Schwester, welche den Feldscheer Thiele zum Mann hatte. Hätten sie Trompeten und Pauken gehabt, so würden sie mich damit empfangen haben, weil deren aber nicht vorhanden waren, so machten sie es auf andere Weise, und das Herz hüpfet mir heute noch vor Freuden, wenn ich daran gedenke.

War ich selbsten aus einem Haus voll Kinder entsprossen, so kam ich jetzt wieder in eins; und glaube ich, der liebe Gott muß es doch mit uns, der deutschen Nation, recht gut meinen und noch Vielerlei mit uns im Sinn haben, weilen er also herrlich dafür sorget, daß die Art nicht ausgehet, sondern vielmehr davon immer mehr wird auf der grünen Erden; trotz aller grausamen Kriege, Seuchen und andern Ungemachs, so er uns schicket, uns väterlich zu strafen für unsere Sünden.

Da war ich zu Mengeringhausen unter den vielen Kindern auch lieb Kind, und thaten sie mir alles, was sie mir an den Augen absehen konnten — Alt und Jung. Da informirete ich nicht allein im A-B-C, sondern ich lehrte das kleine Volk auch viel andere hübsche Dinge, als da sind: Pfeifen zu

schneiden aus den Weidenästen, zu blasen auf dem Buchenblatt, Windmühlen und Wassermühlen zu bauen, und so fort, Tausenderlei. Da hatte ich immer den ganzen Schwarm an den Rockschößen hangen und gedachte oftmalen dabei mit Thränen in den Augen an meinen seligen Herrn Vater, dem es eben so gegangen war im vergangenen siebenzehnten und diesem achtzehnten Jahrhundert, hatte er aber noch dazu den Jubel, daß es sein eigen Völklein war, welches ihn umschwärmte, wie die Bienen den Weichsel.

Als das Geld zu Ende, war es auch für mich mit dieser Lust am Ende. Mußte ich wieder hinaus in die Dienstbarkeit Pharaonis und kam auf ein adelig Gut am Solling, dem großen Walde, als Informator zweier Junker und dreier Fräulein.

Weil nun hie die Gelegenheit so sehr günstig war, und Wald und Wild in Menge, so ward ich auch hier wieder ein Nimrod und gewaltiger Jäger. Kam aber dadurch in eine böse Sache.

Da liegt in den Bergen das alte hochberühmte Kloster Amelunxborn, aus welchem aber die Cisterzienser-Mönche schon lange ausgetrieben sind, sintemalen es nun lutherisch ist. Gar hübsch sieht es aus den Bäumen herab in das tiefe Eichenthal, welches sich dicht unter der Kirche hinzieht, und durch welches der klare Forstbach fließet.

Dahin zog es mich, oft aus alter Anhänglichkeit an das gelehrte Wesen, denn dazumalen war die Klosterschule noch nicht verleget, sondern hatte noch einen großen Ruf und Zulauf. Kannte ich bald manche der Lehrer daselbst und fast alle die Stipendiaten oder Schüler, und war ganz gut bei den letztern angeschrieben. Wurde heimlich bestellt zu jedem Gelage und hielt bei jedem Willkommen- und Valetschmauß mit, habe auch Manchem deren Herren Primaner aus mancher Klemme geholfen durch Rath und That.

Die Klostergüter waren zu einem Klosteramt zusammengestellt, und saß damals daselbst ein gar böser Amtmann, welcher mich nicht leiden konnte und einen Tag seines Lebens für jedes graue Haar gegeben hätt', welches er mir hätte machen können. Hassete er auch die Schüler wie die Mauseplage, und lebeten er und die Schule im ewigen Zank und Haber unter einander, thaten sich auch zu Leid, was sie nur konnten, und spielten einander Possen nach Herzenslust.

Nun begab es sich einstmalen, daß ich mit dem Hühnerhund und der Büchse an einem Nachmittage im heißen Sommer, als die Sonne sich schon neigte, durch den Wald strich und an nichts dachte, bis ich auf einmal die Glocke der Klosterkirche über mir läuten hörete. Da fiel mir denn ein, meinen Scholaren noch einen Besuch abzustatten und kletterte bergauf, den alten Thürmen zu. Wie nun der Böse immer seine Hand im Spiele hat, so wollte er auch jetzt, daß mir auf meinem Wege an der Klostermauer der Amtmann mit seiner Frau und dem Gerichtshalter begegnete. Als mich der Amtman ersah, fing er an, Feuer und Flammen zu speien und schrie mir entgegen:

„Da ist der Wilddieb, der Hallunke! Was thut er hier zu jagen?"

Griff mir an den Hals, wollte mir die Büchse abnehmen, den guten Hühnerhund damit zu erschießen; rief auch nach seinen Knechten, sie auf mich zu hetzen. Ich erwehrete mich aber seiner und rannte in den Krug, verrammelte mich gegen die Knechte in der Wirthsstuben und ließ den Schülern sagen, sie möchten kommen und mich erlösen aus der Belagerung. Dauerte auch nicht lange, so hörete ich die Schulglocke gehen, aber nicht langsam wie gewöhnlich, wenn es zum Essen oder Gebet gehet, sondern schnell und mächtig, als sei Feuer ausgebrochen, oder der Franzos in's Land gefallen. Dann kam ein großes Geschrei und Blasen in Waldhörner und Kuhhörner, und gleich darauf wimmelte es rundumher von meinen Schwarzröcklein, die bewaffnet waren mit Allem, was ihnen in die Hände gefallen war. Waren auch im nächsten Augenblicke der Amtmann und seine Gesellen und Knechte vertrieben, und drang das ganze lustige Getös durch Thür und Fenster zu mir herein.

Da ging es: „Bruderherz!" hin und „Bruderherz!" her, und war eine Lust, daß die Wände erzitterten. Damalen war der Abt und Rector ein grausam gelehrter Herr und ein großer Mathematicus, welcher bei jedem Lärmen Laden und Thüren verschloß, um nicht aufgestöret zu werden. Die übrigen Lehrer ließen sich auch nicht blicken, weil es doch nichts geholfen hätte; — lacheten auch wohl heimlich in's Fäustlein, weil sie, wie schon gesagt, ebenfalls allesammt dem Amtmann nicht grün waren, bis auf den letzten Collaborator, der ein Verhältniß hatte mit einer Tochter vom Klosteramt, sie aber zuletzt doch nicht kriegte.

Da hatte ich denn in ein schön Wespennest gestört und sah wieder einmal, daß es viel leichter ist, ein Spectaculum anzufangen, als dasselbe zu bändigen.

Meiner Büchse hatte sich das wilde Volk sogleich bemächtigt und schoß damit aus dem Fenster, daß es donnerte. Dazu wurde getrunken und gesungen und zuletzt ein großer Zug formiret auf's Kloster. Half's auch nicht, ich mußte mit und ward vor des Amtmanns Fenster geführet und ihm mit Hohn und Lachen gezeiget. Darauf ging's in's Convictorium, allwo urplötzlich ein Stück Rothwildpret zum Vorschein kam, welches ich nicht geschossen hatte, bei meiner Seelen Seligkeit. Auch das wurde bekränzet dem Amtmann vorgeführet und dazu: Io triumpho! gerufen und wieder geschossen und wieder in die Waldhörner und Kuhhörner gestoßen. Nachher ging ein großes Essen an, und was wir nicht bezwingen konnten, mußte der Hühnerhund fressen, welcher mager hineinkam in's Kloster und fett wie eine Schnecke wieder hervorging. Konnte ich nicht eher ihnen entwischen, als bis keiner der lateinischen Scholaren sich mehr auf den Füßen halten konnte. Da stahl ich mich von dannen und kam bei Nacht und Nebel wieder heim, und schlief einen wüsten Schlaf darauf.

Die Sache war damit jedoch noch lange nicht am Ende, sondern es entstand ein großer Proceß daraus; sintemalen der Klosteramtmann mich nun beim Fiscal als einen Wilddieb und Friedensbrecher angab. Behauptete er, er hätte mich in der Setzzeit in der Fürstlichen Wildbahn angetroffen und schob das Stück Rothwild auch auf meine Kappen.

Ich war aber ganz unschuldig daran, wollte es jetzt, wo kein Hahn mehr darnach krähet, wohl gestehen, wenn ich's gethan hätte. Waren es die Schüler gewesen, denn es gab unter denselben perfecte Jäger; welche sich vor nichts fürchteten und dem Teufel unter die Nase lachten. Kam ein Befehl derowegen an mich, zur Inquisition mich in Wolfenbüttel zu stellen, dachte aber: wenn Du dahingehest, kriegen sie Dich beim Leibe und setzen Dich, daß Du nie wieder loskommst.

Denn die Revierförster waren mir ebenfalls allesammt nicht gut und hießen mich dito einen Wilddieb und eine Canaille. So muß die Unschuld Angst und Noth ausstehen in dieser bösen Welt! —

Blieb also weg und wurde zum zweiten Male citiret; kam ihnen aber auch jetzt nicht. Wie das nicht helfen wollte, citireten sie nach dem Amt Wickensen, blieb ich abermals aus wie das Röhrwasser; bestellten sie mich dann nach dem Amt Forst an der Weser, und ich ließ sie zum vierten Male warten auf mich.

Wie sie sahen, daß sie mich auf diese Weise nicht kriegten, schickte der Amtmann von der Forst seinen Voigt zu meinem Herrn und ließ alle meine Sachen mit Beschlag belegen.

Ich ließ mich weislich nicht dabei sehen, und lachte mein gnädiger Herr und sagte dem Vogt: „Ich bin dem Menschen nichts mehr schuldig, weiß aber, daß er eine alte Geige und eine Flöte hat, wenn Ihr die haben wollt, so will ich sie Euch mitgeben."

Da ging der Kerl mit Schelten und Fluchen, und dauerte dieses Wesen wohl zwei oder drei Jahre, kostete auch ein Ziemliches, welches aber Alles mein gnädiger Herr austhät und hat es mir nicht angerechnet.

Als der Canzleibote zum letzten Mal kam, war der Herr eben nicht zu Haus, wohl aber ich, und ward ich so wüthend ob all' der Scheererei, daß ich den Befehl unbezahlt zurückgab. Als nun mein Herr nach Haus kam, schüttelte er den Kopf und sagte: „Michel Haas, das hat Er schlimm angefangen, nun wird die Guarde gewiß kommen und ihn vom Hofe holen; nun kann ich Ihm nicht weiter helfen. Sehe Er zu, daß Er aus dem Lande und über die Grenze kommt; ich will Ihm ein Schreiben an meine Freunde im Lippe'schen mitgeben."

Riß also aus und kam auf meines Herrn Betrieb und Empfehlung zum Dr. Jaster in Lauenstein als ein Informator und Amanuensis. Hier konnte ich die Copialgebühren wohl auf vierundzwanzig Thaler jährlich bringen, denn der Herr mit vielen Processen überhäufet war, die ihm alle gut ausschlugen.

Lauenstein ist ein Flecken und ist auch ein Amthaus darin. In diesem Flecken liegt eine lutherische Kirche, „Spiegelberg" genannt, nebst einem Kirchhof, worauf die meisten Leichen aus dem Ort begraben werden. Bei dieser Kirche stehet ein Armenhaus, worin einige alte Weiber wohnen und todtgefüttert werden. Wenn nun Jemand ein Anliegen hat, es mag sein, was es wolle, so gehet derselbige zu den alten Weibern, gibt ihnen Geld oder Flachs, Wachs, Speck, Würste oder dergleichen und offenbart ihnen seine Noth. Nun gehen die alten

Weiber in die Kirche, beten eifrig: „O Du großer Gott erhöre &c." und wiederholen das wohl dreimal. Unter diesem Gebet soll sich nun in den Kirchen etwas eräußern und hören lassen mit Klopfen auf die Stühle; und muß man sich verwundern über die vielen Krücken, so in dieser Kirche stehen. Sollen in den katholischen Zeiten viele Wunder darinnen geschehen sein, und ist auch noch die Mutter Gottes in ziemlicher Größe auf dem Altare zu sehen.

Nach diesem war ich auf dem Eichsfelde als Verwalter bei einem adeligen Herrn, der ein Subjectum von wunderlichen Humores war. In der Nacht lag er alle Augenblick im Fenster und schrie: „Diebe, Diebe auf dem Hof! Verwalter heraus, was thut Er im Bett — sehe Er nach der Scheuer und dem Boden! Diebe! Diebe!"

An einen ruhigen Schlaf war dabei nicht zu denken, und frage ich nun, was machte die Unruhe dieses Herrn?

Responsio: Am Morgen der — Branntewein und am Nachmittag der Wein!

Die beiden hatten ihm schön das Gesicht und die Nase mit Rubinen besetzet. Machte ich, daß ich fortkam und gerieth in's Paderborn'sche, wieder auf einen adeligen Hof.

O wehe, hier kam ich an, wie das Schwein in des Juden Haus!

Alles rundumher, mein Herr und sein ganzes Haus war erzkatholisch und durfte ich weder die zwei Kinder informiren noch den Hof verwalten, weil der Herr einen katholischen Verwalter hatte. Konnte also wieder weiter nichts thun, als mit auf die Jagd gehen. Ich, der Jäger und der Kutscher speisten am Rabentische; man konnte wohl sagen am Rabentische, denn es wurde nicht gebetet, auch der Tisch nicht gedecket und alles Geschirr war hölzern, wurde auch manch liebes Mal nicht ausgewaschen. Die Gemeinen auf dem Hof waren wie die Schweine und hatten sonderliche Naturen an sich.

Hier wäre ich crepiret, wenn es Gott nicht anders geschicket hätte. Es kam aber einmal ein fremder Jäger dahin, dem erzählte ich meine Noth und sagte ihm: ich sei so lange Jahre bei vornehmen Herren gewesen, aber so schlimm wie hier, wäre es mir in meinem ganzen Leben nicht gegangen. Da kam's heraus, daß dieser fremde Jäger eine Stelle wußte als Informator bei einem Patricius zu Oerlinghausen.

Das war mir eine fröhliche Botschaft.

Kam ich auch richtig in meinen vorigen Charakter zurück und speiste mit dem Herrn am Tische. Hier hatte ich gute Tage; aber brach auch ein großer Jammer über mich los, weil hier der liebe Gott mich mit dem malo hypochondriaco heimsuchte. Und wenn ich an diese Krankheit gedenke, so gehet mir ein Grauen über den ganzen Leib; denn dabei kann in der ganzen Welt kein Mensch Einem helfen und Einen trösten. Lief ich in der größten Höllenangst nach Paderborn zu den Jesuiten und meinte durch ihre Vorbitte etwas Linderung zu haben. Sie behielten mich auch einige Tage und tractireten mich recht gut, lagen mich dabei an: ich solle katholisch werden, davon würde sich die große Pein wohl geben. Allein ich antwortete: ich hätte nicht im geringsten irgend einen Scrupel an meiner Religion, könne das also nicht und werde es nie thun. Da gaben sie mir einen Brief an einen Dorfpastor, meinten, derselbe sollte mich persuadiren, weil er ein eigen Ingenium dazu habe. Lief ich also mit dem Briefe durchs Land, war der Pastor aber zu allem Glück nicht zu Hause, als ich bei ihm ankam, und übergab ich das Schreiben an seine Haushälterin, ging wieder aus dem Dorf und saß trübselig nieder an einen Zaun, stützete den Kopf auf beide Hände und schluchzete, daß ich beinahe das Herz gebrochen hätte, vor großem Weh und schrecklicher Angst.

Da hörte ich den Trab eines Pferdes den Weg daher kommen, regte mich jedoch nicht, bis ich merkete, daß der Reiter mir nahe war und vor mir anhielt.

Schauete ich auf und stand mit einem Satz auf den Beinen; denn auf dem Schecken saß mein guter Freund und Dutzbruder, mit welchem ich studiret hatte auf der Schule zu Detmold, der Sohn von dem Meierhof zu Hündersen, allwo ich, wie ich schon erzählet hab, jede Nacht meinen Principal in den Schlaf singen mußte, und allwo ich das süße Liebchen gefunden hatte, welches nichts von mir wissen wollte, und das ich mit Schmerz verlassen hatte in der Nacht, wo mein Principal die hospita und das ganze Haus aus den Betten räucherte.

Wie viele, viele Jahre waren seitdem hingegangen und doch erkannten wir uns sogleich wieder, und mit einem Freudenschrei sprang das Bruderherz von seinem Pferd und fassete mich in die Arme:

„O Michel Haas! Der Michel Haas! Das

Häslein! Das Schulmeisterlein!“ schrie er, und ich rief: „O Hans, Hans, wo kommst Du her?“

Er besahe mich von dem Kopf bis zu den Füßen und schüttelte das Haupt. Griff mich an der Hand und sprach: „Nun gehe Du mit mir; denn ich freue mich, daß ich Dich gefunden habe.“ So ging er neben mir und ich folgete ihm wie im Traum, und der Schecke ging langsam am Zügel nach. So führte er mich gen Stapelage, wo er auf einen Hof gefreiet hatte.

Ach da mochten vergebens unterwegs die Vöglein in den Bäumen und Büschen lustig ihre Stimmen erschallen lassen, jeglich Geschöpf, so Gott erschaffen hat auf Erden, fröhlich sein: mir war Alles schwarz verhänget, wie eine Todtenkammer, in welcher ich umging und keinen Ausweg finden konnt.

„Wohnet nicht weit von uns ein berühmter Nachweiser und Krystallenguder, den sollst Du fragen,“ sagte mein Freund, „Der hat schon Vielen geholfen!“

So sprach er mir auf alle Weise Muth ein, und tröstete mich, so gut er es vermochte.

Als wir uns aber seinem Heimwesen näherten, wurde er stiller und immer stiller und ließ das Maul immer mehr hängen. Ich sagte ihm das auch; aber er wollte nichts davon wissen. Erfuhr ich bald genug, was ihm auf der Seele lag.

Als wir dem Gehöft zu Stapelage nahe kamen, da vernahm ich ein groß Geschrei, wie von zwei bösen Weibern, welche sich in den Haaren liegen und sich die Augen auskratzen. Und war es auch richtig damit.

Mitten auf dem Hof standen zwei Frauen, die eine hager und dürr, die andere kugelrund; hatten die Arme in die Seite gestemmt und hauchten einander an, gleich zwei giftigen Katzen.

Kratzte sich mein Freund bedenklich hinter dem Ohre und seufzete aus tiefem Herzen:

„Ach Gott, sie sind wieder dran! Ach du lieber Himmel!“

Wir standen hinter dem Zaun und sahen dem Wesen zu und höreten, wie es hinüber und herüber ging, — ein Ekelname immer schlimmer als der andere. War es mir dabei, als müsse ich die Dicke kennen und sann hin und her, wer es wohl sein möge; bis der Bruder schrie:

„Jetzt — na ja — nun haben sie sich wieder! Frau! Anna Marie! Wollt Ihr aus einander!“

„Anna Marie?!“ rief ich, und schlug die Hände über dem Kopf zusammen und wußte in diesem Augenblick nichts mehr von meinem malo hypochondriaco.

Sie war es! Ach du lieber Gott; — sie war es wirklich! Und ich schüttelte mich und sprang meinem Dutzbruder nach, zwischen die beiden Furien, die sich eben beim Halse genommen hatten und sich über den Hof zogen, daß alles Gethier: Hühner, Gänse, Enten, Schweine, Hunde und Katzen schreiend nach allen vier Weltgegenden hin Reißaus nahmen. Ich fassete die Dicke und der Freund die Hagere. So zogen wir sie von einander.

Ach du heiliger Gott, da siehet man recht, was es mit den Weibern und der Liebe zu einer schönen Jungfrau ist! Da siehet man recht, was aus der Schönheit, und Sanftmuth und Stillheit werden kann mit den Jahren!

Was für Augen machte mein früherer Schatz, als ihr gesagt wurde, wer ich sei. Sie schien mich gar nicht ungern zu sehen und erzählte mir: sie sei eine junge Wittwe, und hatte viel zu schwatzen von den alten Zeiten. — Ja, ja, die alten Zeiten! Jetzt hätt' ich mir nicht mehr um sie die Augen aus dem Kopf geheult und die Haare ausgerauft. Ich ging fürsichtig um sie herum, wenn sie mir in die Nähe kam, und sie kam öfter in meine Nähe als mir lieb war, und ich aushalten konnte.

Der Freund hätte sie gern vom Hof gehabt auf die gute Manier, und that Alles, damit er uns zusammenbrächte; sagte auch, es sei gar kein übel Weiblein in ihren guten Stunden, und sehr gut gegen die Hypochondrie; — sie habe dazu auch ein artig Geld und Gut und wisse zu kochen, zu braten und zu backen, wie es nur das Herz verlange. Aber ich wollte nicht dran und so ließ er mich und fügte sich seufzend drein, daß er sie neben seinem Hausdrachen behielt. Und als die Doctores, die ich fragte, sagten, gegen meine häßliche Krankheit könne nichts helfen, als der berühmte Brunn zu Pyrmont, so lieh er mir aus alter Freundschaft, ohne daß sein Weib es merkte, eine Pistolette und fragte mich: ob ich damit wohl auskommen könne zu Pyrmont?

Respondebam: „Ja!“ nahm Abschied, reisete ab, und brauchte drei Wochen lang die Cur und das Bad und wurde allmälig besser, aber nicht ganz gesund.

Diese gefährliche Krankheit zu beschreiben,

ist kein Mensch im Stande; denn sie gehet vom Leben zum Tode, wenn man sich nicht fest an Gott hält und seine gethane Sünde herzlich beichtet und bereuet, wie David, Manasses, Jeremias 2c. auch gethan haben. Ohne Gottes Beistand kann sie kein Mensch ein Jahr lang aushalten. Der gelehrten Leute gibt es viele, die damit behaftet sind, und haben sich auch Manche selbsten um's Leben gebracht.

Gott behüte uns dafür, denn es ist eine böse Anfechtung des Teufels.

O Du lieber Gott im Himmel, nimm Dich doch aller schwermüthigen und angefochtenen Leute an und richte ihr blödes und zaghaftes Herze auf. Wische ihre Thränen ab und ergötze ihre Seelen und stehe immer bei dem armen menschlichen Geschlecht! — — — — — — — — — — —

Mit erleichtertem Herzen fuhr ich wieder aus in die Welt und kam zum Lieutenant Schmid, der ein Freigut hatte mitten in der Senne und der Wildniß; wo man nichts als wilde Pferde und Wild zu schauen bekam, wo die Menschen gar selten waren. Das war ein Oertlein für mich und mein krank Gemüthe!

Die Senne erstreckt sich weit umher, und die gemeinen Bauern, so darinnen wohnen, leben einzeln — bald hie, bald da — haben oft gar keine Stuben, sondern liegen beim freien Feuer und sehen aus wie die Tartarn, deren sich auch viele bei ihnen aufhalten.

Immen gibt es genug allda und summet und brummet die ganze Heide von ihnen, wenn sie in der rothen Blüthe stehet. Oft wird ein weiter Landstrich in Brand gestecket, der Futterheide wegen, die dann frisch wieder ausschläget. Wehet bei solchem Feuer der Wind, so hat man den Heerrauch, und ist der Lippe'sche Wald dieser Feuer wegen mit einem tiefen breiten Graben umzogen. Vor dem Wald liegen die Wildwächter, welche danach sehen müssen, daß das Wild und die Pferde nicht über die Grenze gehen, weil sie sonst von den Paderborn'schen weggeschnappt werden. —

Wie ich nun eine lange Zeit an diesem Ort gewesen war, däuchte es mir unmöglich, länger in der Einöde und Wildniß es auszuhalten; denn wenn ich ein Vögelchen singen hört', klang's mir immer in's Ohr: „Ach, wie kommst Du hier her? Michel Haas, wie, wie kommst Du hierher? Michel, Michel, mach Michel, daß Du fort kommst, Michel!"

Zog also von dannen, wieder unter die Menschen und kam in die neue Mühle bei Markoldendorf, wo ich vier Söhne zu informiren bekam. Hatte allda der Mühlen- und Biergäste wegen genug Zeitvertreib; denn die Schenke war erst eingerichtet, und das alte Sprichwort: In neue Nester legen gern die Hühner, — traf hier wieder ein. Da ich keine eigene Stube zum Informiren hatte und kein Sonntag kam, wo nicht Musikanten allhier aufwarteten, so wurde mir diese Unruhe zu viel. Ging derowegen nach Eschershausen zum Herrn Gerichtsschultheis Laurentius, welcher mich recht gut kannte und mich auch annahm als Präceptor seiner Kinder; und durch seine gute Recommendation kam ich dann nach Esbeck an der Leine zum gewesenen Hüttenmeister Herrn Schottelius; allwo ich noch bis dato bin. — — — — — — — —

So habe ich nun mein Leben in der Fremde hiemit beschrieben, und das nicht mit kitzelndem Herzen und lachendem Munde; sondern eingedenk der Sünden, so ich in meiner Jugend gethan. Mein Vater ist todt, meine Mutter ist todt, alle meine Geschwister sind todt, bis auf einen Bruder, von dem Niemand weiß, wo er geblieben.

Es möchte wohl Jemand gedenken, ich sei ein Landläufer gewesen, weil ich so viele Herren gehabt; aber man richte nicht sogleich und ein Jeder, der wohl steht, sehe zu, daß er nicht falle! Bin nun allgemach hoch in die Jahre gekommen und danke meinem Gott, daß er mich bis hierher hat kommen lassen und mich nicht weggenommen hat in der Jugend oder in der Hälfte meiner Jahre. Und so gilt, in spem beatae resurrectionis, bis heute noch das Verslein der frommen Frau Herzogin Elisabetha Juliana:

> Alles hat ja seine Zeit;
> Freud und Leid.
> Gut Gewitter, böse Stunden
> Werden wechselweis erfunden.
> Dennoch geht es, wie Gott will,
> Halte still!

Literarisches.

Das Thierleben der Alpenwelt, von Friedrich von Tschudi. Fünfte Auflage. Leipzig, J. J. Weber.

Das Thierleben der Alpenwelt von Tschudi hat seit seinem ersten Erscheinen sich bereits so viele Freunde erworben, daß es eigentlich kaum einer neuen Empfehlung bedarf. Die Alpenwelt mit ihren tausend Geheimnissen hat von jeher einen eigenen Zauber auf die Gemüther der Menschen ausgeübt; die glänzenden schneebedeckten Firnen mit den dazwischen eingelagerten tiefen grünen Thälern, die stürzenden Bergwasser, die sich schließlich im ruhigen Spiegel des tiefen Sees sammeln, sind von jeher ein Gegenstand der Bewunderung und der Forschung gewesen. Dieser eigenthümliche, durch schroffe Gegensätze bezeichnete Charakter des Landes, bedingt natürlich auch eine eigenthümliche Form seiner Bewohner, mögen sie dem Thier- oder dem Pflanzenreich angehören. Seit langem haben theilweise reichbegabte Forscher sich bemüht, sie zu studiren, und trotz der noch vorhandenen Lücken dürfen wir wohl mit Stolz auf die bereits gewonnenen Resultate blicken. Tschudi hat es versucht, dieselben auch dem ferner stehenden Publicum zugänglich zu machen, und wir müssen bekennen, daß wir kaum ein Buch zu nennen wüßten, welches in so ansprechender Weise, in so getreuer lebensfrischer Färbung seine Aufgabe gelöst hätte. Und doch geht wiederum durch das Ganze ein so ernster, ein so gediegener wissenschaftlicher Geist, daß selbst der strenge Forscher, daß selbst der Fachmann seinen Beifall nicht wird versagen können. Es handelt sich nicht um eine Naturgeschichte, nicht um eine Aufzählung der vorhandenen Thiere; vielmehr greift der Verfasser einzelne Gruppen heraus und führt sie uns, eingerahmt in den reichen herrlichen Kranz der Pflanzenwelt als reizendes Einzelbild vor; doch versäumt er nicht, durch allgemeine Charakterisirung der betreffenden Fauna die einzelnen Bilder wieder zu einem harmonischen Ganzen zusammenzufassen. Mit Vorliebe finden wir vor allem den hervorragendsten Typus der Alpengegend, die Gemse, behandelt. Die Thiere alle aber sehen wir nicht bloß als ausgestopften Balg, nicht bloß als wissenschaftlich abstracten Begriff, wir sehen sie vielmehr lebend, mit all ihren psychischen Eigenschaften, wir belauschen sie in ihren Freuden und Leiden, im Kampfe mit den Unbilden der Witterung, im Kampfe mit sich selbst und mit dem Menschen. Der letztere erforderte natürlich eine besondere Berücksichtigung, und wir brauchen wohl nicht speciell hervorzuheben, daß der Verfasser auch in der Erzählung interessanter Jagdabenteuer der Würde des Buches nicht das Geringste vergibt.

Wir freuen uns, daß der Verleger durch eine billigere Ausgabe die weitere Verbreitung des Werkes ermöglicht hat. Man hört so oft die Naturwissenschaft als den Urheber von crassem Materialismus, als den Störer des höhern geistigen Aufschwungs nennen. Wir aber sind der Ansicht, daß grade sie, richtig behandelt, dazu geeignet ist, die herrschende Richtung unsrer Zeit niederzukämpfen. Daher begrüßen wir auch mit Freuden die Erscheinung eines Buches, wie des vorliegenden. Das ist noch eine lebensfrische kräftige Blüthe, in freier frischer Luft gewachsen, das ist eine Alpenrose, die mehr werth ist, als alle die faden Blümchen unsrer Modeliteratur, die höchstens einen augenblicklichen Sinneskitzel hervorzurufen vermögen, aber Herz und Kopf leer lassen. Wir empfehlen daher das Buch nicht bloß den Freunden der Natur, sondern namentlich auch allen Freunden einer wahren und gesunden Poesie.

Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz-Regent von Preußen und seine Zeit. Ein Buch für das Volk von Dr. Julius Lasker. Berlin, A. Sacco.

In einem jeden Staate pflegen sich bei dem Wechsel des Staatsoberhaupts Hoffnungen und Wünsche vielseitig zu regen, und zwar nach einer freudigen Richtung hin. Auch die Uebernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen im October 1858 erzeugte eine solche freudige und frische Bewegung der Geister, die Stimmung ward überall zu einer gehobenen, die allgemeinste Popularität kam dem neuen Regenten entgegen. Damals wohl hat Lasker den Gedanken zu seinem Buche gefaßt. Dasselbe will die Kenntniß von der Persönlichkeit des Prinzen den weitesten Kreisen vermitteln; es gereicht uns zur Genugthuung, dem Autor das Zeugniß ertheilen zu können, daß er sich in angemessener Weise an die Lösung seiner Aufgabe herangemacht hat. Die Composition wie die Darstellung sind durchaus populär gehalten, durchaus auf ein allgemeines Verständniß berechnet. Mitunter will uns bedünken, als sei der Verfasser allzu ausführlich bei der Beschreibung von officiellen Acten und Hoffestlichkeiten verweilt; auch glauben wir, daß die Beigabe eines Registers erforderlich gewesen wäre. Ueber den Standpunkt, den Lasker einnimmt, wäre zu bemerken, daß es nicht sowohl seine Absicht ist, eine kritische Biographie, als vielmehr einen Panegyricus zu liefern, in dem Dank und Verehrung die Feder geleitet haben.



Neuestes aus der Ferne.

Livingstone und Kirk.

In die einzelnen Notizen, die wir bisher über die jetzige Reise Livingstone's geben konnten, bringen ausführlichere Mittheilungen, die wir von ihm und seinem Reisegefährten Kirk (in der Edinburger neuen naturwissenschaftlichen Zeitschrift und im New-Yorker Herald) erhalten, einen übersichtlichen Zusammenhang. Diese Berichte beziehen sich sowohl auf den Zambesi, als auf einen seiner nördlichen Zuflüsse, den in neuester Zeit oft genannten Shire. Die Schifffahrt auf dem Zambesi mußte schon bei Kaovabassa oder Kebrabassa, wie Livingstone früher schrieb, eingestellt werden. Man trifft hier auf eine fast sieben deutsche Meilen lange Schlucht, deren hohe und steile Ufer den Zambesi so einzwängen, daß seine Breite auf sechzig bis achtzig englische Ellen sinkt. An mehreren Stellen befinden sich Stromschnellen, und diese waren es, die eine Fahrt weiter im Strome aufwärts unmöglich machten. Livingstone hoffte indessen, das Hinderniß bei Hochwasser mit einem Dampfschiff von größerer Pferdekraft, das ihm bereits bewilligt worden ist, überwinden zu können.

Den Shire kannten wir bis auf Livingstone nur höchst unvollkommen. Die Portugiesen haben den Fluß nie befahren, weil die Manganja, seine Anwohner, ihnen den Zugang verwehrten. Um diese wahre Ursache ihrer Unbekanntschaft mit dem schönen Flusse zu verbergen, behaupteten sie, auf dem Shire wachse eine solche Masse von Wasserpflanzen, daß Kähne nicht vörwärts kommen könnten. Livingstone hat den Fluß zweimal bis zweiundzwanzig deutsche Meilen von seiner Mündung aufwärts befahren. Bei seinem ersten Besuche betrachteten ihn die Manganja mit großem Mißtrauen und folgten, ihre Bogen und vergifteten Pfeile in der Hand, jedem seiner Schritte. Da Livingstone sich jeder Feindseligkeit enthielt, so beruhigten sie sich und waren bei seinem zweiten Besuche (April 1859) freundlich und gefällig. Nur die Sclavenhändler, die bis hieher vordringen, um den Markt der Insel Bourbon von Quilimane aus mit menschlicher Waare versehen zu können, verriethen eine feindselige Gesinnung.

Zweiundzwanzig deutsche Meilen aufwärts bietet der Shire der Schifffahrt eine Tiefe von mindestens zwölf Fuß englisch und ein schönes, von keiner Sandbank unterbrochenes Fahrwasser. Die Breite des Flußthales beträgt durchschnittlich vier deutsche Meilen. Der Boden ist überaus fruchtbar, zum Theil aber auch sumpfig und von stehenden Gewässern durchzogen, die mit Lotospflanzen dicht bedeckt sind. Die Knollen derselben schmecken gekocht oder geröstet ähnlich wie Kastanien und bilden die Hauptnahrung der Eingeborenen. In der Mitte der Strecke, welche Livingstone befuhr, liegt ein völlig sumpfiger Bezirk, den der Shire mit vielen Armen durchschneidet. Auf den Inseln, welche dadurch entstehen, und auf beiden Seiten des Flusses wimmelt es von Elephanten. „Wir sahen deren vielleicht achthundert," schrieb Livingstone. „Es waren edle Thiere, und so weit das Auge reichte, zeigte sich Heerde auf Heerde." Die Berge, die das Flußthal einfassen, erheben sich im Nordosten bis zu einer Höhe von 4000 Fuß englisch. Einer derselben, der Moramballa, wurde erstiegen und oben eine angebaute Ebene mit

eisenhaltigen Quellen gefunden. Am Fuße dieses Berges sprudelt eine Schwefelquelle mit einem Wärmegrade von 63 Grad R. hervor. Die Stelle, wo die Reisenden ihr Schiff wegen der Stromschnellen zurücklassen mußten, liegt unter 16 Grad 2 Min. südlicher Breite und 35 Grad 2 Min. östlicher Länge von Greenwich. Hier beginnt ein sieben bis neun deutsche Meilen breites Gebirgsland, das der Shire, viele Wasserfälle bildend, durchbricht. Jenseits dieser Schranke kann man ihn wieder mit Kähnen befahren. Livingstone und Kirk durchwanderten die Gebirgsgegend zu Fuß und gelangten jenseits in eine Ebene. Im Osten derselben beginnt wieder eine Bergkette, welcher der Shire westlich zur Seite bleibt. In ihr erhebt sich der Zomba, dessen 6000 Fuß hoher Gipfel eine Aussicht auf den östlich gelegenen Shirwa-See gewährt. Die Breite des letztern, der eine birnförmige Gestalt hat und zwei Inseln umschließt, schätzt Livingstone auf sieben deutsche Meilen. Der Standpunkt des Reisenden war 15 Grad 23 Min. südlicher Breite und 35 Grad 25 Min. östlicher Länge. Sein Wasser hat einen schwach bittern Geschmack und hegt eine Menge von Fischen, Krokodilen und Flußpferden. Als die Reisenden den Versuch machten, bis an die Brust im Wasser watend, den breiten Gras- und Schilfgürtel des Ufers zu durchbrechen, lernten sie noch andere Bewohner des Sees kennen — Blutegel, von denen sie ganz bedeckt wurden. Einen Ausfluß hat der Shirwa nicht. Auf dem Ruo, einem Arme des Shire, kann man ihm bis auf sieben deutsche Meilen nahe kommen. Nordwestlich vom Shire und nur durch einen schmalen Landstreifen von 1¼ — 1⅓ deutscher Meile von ihm getrennt, erstreckt sich ein anderer See, Nyanja (großes Wasser) oder Nyinyesi (Sterne) genannt. Diesen so nahen See haben Livingstone und Kirk nicht besucht. „Wir erhielten die glaubwürdige Nachricht, daß der Shire wirklich im Nyanja entspringt," das ist Alles, was Livingstone über ihn sagt. Dagegen will ein Portugiese Candido den nordwestlichen See befahren haben. In seiner Mitte steht ein hoher Berg, dessen Bewohner viele Rinder besitzen. Candido brauchte an der engen Stelle, wo er über den See setzte, sechsunddreißig Stunden. Der Kahn wurde auf dem ganzen Wege mit Stangen fortgestoßen, so daß das Wasser mithin seicht sein muß. Die ganze Umgegend des Sees war eine mit Gras bedeckte und gänzlich von Holz entblößte Ebene. Wir vermögen diese Beschreibung mit den Nachrichten Livingstone's nicht zu reimen. Ist es richtig, daß der Shirwa 2000 Fuß über dem Meere und 1600 Fuß über dem Shire liegt, so kann der Nyanja, in dem der Shire entspringt, nicht überall von Ebenen umgeben sein, und der schmale Landstrich, der ihn von dem um 1600 Fuß höheren Shirwa trennt, muß eine sehr bedeutende Erhebung haben.

Die Manganja glauben an Gott und an eine Art von Unsterblichkeit. Die Seele verläßt bei'm Tode den Körper und wird von den Erben in einem Sacke aufbewahrt. Der Körper verwandelt sich in einen Löwen oder ein anderes wildes Thier, wenn er einer Hexe gehört hat, in ein Krokodil. Die Manganja sind eben so intelligent als kriegerisch. Sie verstehen das Eisenerz ihrer Berge zu Messern, Speeren und Pfeilspitzen zu verarbeiten und spinnen und weben Baumwolle. Die letztere vergleicht Livingstone mit der besten amerikanischen (Upland), wenigstens die eine Art mit sehr feinem und langem Faden. Was die Manganja sonst bauen, Zuckerrohr, Bananen, Kaffernhirse u. s. w., dient zu ihrer eigenen Nahrung. Ueber die Aussichten, die sich für den englischen Handel durch die Baumwolle des Shirethals eröffnen, spricht sich Livingstone sehr hoffnungsvoll aus. Er bezieht sich darauf, daß ihm bei seinem zweiten Besuche die Baumwolle in ganzen Säcken gebracht wurde.

Der Ogobay.

Auf der afrikanischen Westküste kommt man, vom Aequator südwärts gehend, zu drei Flußmündungen, von denen man bisher glaubte, daß sie zu drei besondern Strömen, dem Nazareth, Mexias und Fernando Vaz oder Camma, gehörten. Der Zoologe Du Chaillu, ein nach den Vereinigten Staaten übergesiedelter Franzose, der vier Jahre im aequatorialen Afrika umhergereist ist, hat diese angeblich selbständigen Flüsse als Arme eines mächtigen Binnenstromes, des Ogobay, nachgewiesen. Der Nazareth und Mexias besitzen diesen Charakter vollständig, während der Fernando Vaz nicht blos durch zwei Nebenarme des Ogobay, sondern auch durch einen besonderen Quellfluß, den Ovenga, gespeist wird. Nach dem vorläufigen Bericht, den Du Chaillu zu Anfang dieses Jahres der geographischen Gesellschaft in New-York erstattet hat, entsteht der Ogobay im Innern

durch zwei Arme, die aus südöstlicher und nordöstlicher Richtung kommend, zusammentreffen. Den südöstlichen Arm, von den Eingeborenen Rembo Apingi genannt, sah der muthige Reisende im Gebirge als einen fünfhundert englische Ellen breiten und achtzehn bis vierundzwanzig Fuß tiefen Fluß, dessen Strömung eine furchtbare Gewalt hat. Tiefer in den Bergen bildet er zwei Wasserfälle, deren Donner die Eingebornen mit Entsetzen erfüllt. Der entfernteste derselben liegt hundert deutsche Meilen von der Küste ab. Nachdem die beiden Arme sich vereinigt haben, wenden sie sich in südwestlicher Richtung dem Meere zu. Auf diese Strecke, die siebenundzwanzig deutsche Meilen lang ist, folgt eine seeartige Erweiterung des Flußbettes, der Anenge-See. Von da bis zur Küste sind noch etwa zwölf deutsche Meilen. Nachdem der Ogobay den Anenge-See verlassen hat, zweigt er sich bald zu den Flußarmen des Nazareth, Mexias und Fernando Vaz ab, zwischen denen unzählige Canäle eine Verbindung unterhalten. Ist das Land schon oberhalb dem Europäer gefährlich, weil nach Ueberschwemmungen viele stehende Gewässer zurückbleiben, die mit verwesenden Stoffen gefüllt sind, so nimmt das Klima im Flußdelta einen wahrhaft furchtbaren Charakter an. Hier findet nämlich in flachen Sümpfen und Mangrovewäldern jene Mischung von süßem und salzigem Wasser statt, welche die tödtlichsten Fieber erzeugt. Eben so ungesund sind die Uferstrecken der Flüsse Muni, Munda und Gabun nördlich vom Aequator. Auch diese hat Du Chaillu besucht und seine vierjährigen Wanderungen mithin über Gebiete erstreckt, die bisher zu den unbekanntesten gehörten. Die Veröffentlichung seiner Reisen steht nahe bevor.

Eine Entdeckung in Jerusalem.

In der heiligen Stadt legte man vor Kurzem den Grund zu einem neuen russischen Consulat. Das Gebäude wird vor der langen Straße errichtet, die in ziemlich grader Linie vom Thore von Damascus zum großen Bazar läuft und von dem Schmerzenswege in rechtem Winkel durchkreuzt wird. Als die Arbeiter den Schutt entfernten, der hier ziemlich hoch liegt, stießen sie in einer Tiefe von zwanzig bis dreißig Fuß auf eine Masse Mauerwerk. Die Steine sind sechs Fuß breit und acht Fuß lang. Sie bestehen aus einem weit bessern Material, als der rothe Kalkstein, der unter dem Namen des Marmors von Jerusalem jetzt in Gebrauch ist. Alle Steine sind vortrefflich behauen und ohne Mörtel durch Fugen, die in einander eingreifen, verbunden. An einem nimmt man eine Figur wahr, die einen Drachen vorzustellen scheint. Die Mauer läuft zwanzig Fuß weit gegen Westen und biegt dann plötzlich nach Süden um. Zu welchem Bauwerke diese Ueberreste gehören, darüber lassen sich augenblicklich bloße Vermuthungen aussprechen. Vielleicht bildeten sie einen Theil der zweiten Mauer, wenigstens läßt das Alter der Steine darauf schließen, und auch die Art der Arbeit unterstützt diese Annahme. Bewährte sich dieselbe, so wäre ein neuer Beweis gewonnen, daß die Kirche des heiligen Grabes, da sie außerhalb dieser Ueberreste der zweiten Mauer liegt, wirklich die Stelle der Grabstätte bezeichnet.

Der Moa.

In Neuseeland hat man bereits vor längerer Zeit Ueberreste eines riesigen Vogels gefunden, der wie der Casuar, der australische Emu und die amerikanische Rhea dreizehig war. Aus den Aeußerungen der Eingebornen glaubte man lange schließen zu dürfen, daß sie den Vogel noch lebend gekannt hätten und daß er vielleicht in den Wäldern der südlichen Insel so gefunden werden würde. Die genauern Untersuchungen von Moaknochen, die in den vierziger Jahren vorgenommen worden sind, haben über den Ungrund dieser Annahme Belehrung gegeben. Der Moa lebte in der voradamitischen Zeit, während und nach der tertiären Periode. Nachdem schon oft Gebeine des Vogels aufgefunden worden waren, machte Dr. Hochstetter während seines Aufenthaltes auf Neuseeland eine besonders bemerkenswerthe Entdeckung. Die Fundorte waren Höhlen im Aorerethale. Die Gebeine lagen unter einer Decke von runden Tropfsteinen und wurden in solcher Menge ausgegraben, daß man zwei Packochsen mit ihnen beladen konnte. Je tiefer man kam, um so größer wurden die Ueberreste. Die obern gehörten zu Moas, die nur vier Fuß hoch waren, aus den untersten lassen sich Gerippe von neun Fuß Höhe zusammensetzen. Einer der aufgefundenen Schädel ist der besterhaltene, den man bis jetzt entdeckt hat.

Das heutige Canada.

Die Reise des Prinzen von Wales zur Eröffnung der Victoriabrücke, die in der Nähe von Montreal den St. Lorenz überspannt, wird in Canada als die Einweihung einer neuen Aera aufgefaßt. Die Canadier haben alle Ursache, stolz zu werden, wenn sie die Gegenwart ihres Landes mit der Vergangenheit vergleichen, und der Zukunft mit voller Zuversicht entgegenzublicken. Bis in die vierziger Jahre war der politische Zustand der Canadas, obgleich die frühern Aufstände sich nicht wiederholten, ein unbefriedigender und unsicherer. Nicht nur unter den französischen, sondern auch unter den englischen Einwohnern, die stark mit Irländern gemischt waren, zeigte sich eine solche Unzufriedenheit und eine solche Hinneigung zu den Vereinigten Staaten, daß mehr als eine Stimme in England zum Aufgeben der unhaltbaren Colonie rieth. Diese Unzufriedenheit ist bis auf die letzte Spur verschwunden, und selbst die französischen Canadier sind jetzt treue Unterthanen. Dabei hat sich die Colonie in einer Weise entwickelt, welche den gleichzeitigen Aufschwung der Vereinigten Staaten noch übertrifft. Die Haupthebel dieser Blüthe sind in den englischen Arbeitern und Capitalien, deren Einströmen ein ununterbrochenes ist, und in der Ausführung großartiger Werke, die das Verkehrsleben fördern, zu suchen. Eine Reihe von Canälen macht die Schifffahrt von den großen Binnenseen in das Atlantische Meer gefahrlos und leicht. Mit diesen Wasserstraßen verbindet sich jetzt die große canadische Hauptbahn, die auch im Winter den Verkehr mit dem Meer offen erhält. Ihre Victoriabrücke, eine Röhrenbrücke nach dem bekannten Systeme der Brittanniabrücke über die Menaistraße, ist die größte Eisenbahnbrücke der Welt.

Stadtruinen in Neumexiko.

Durch die nordamerikanischen Zeitungen macht eine Entdeckung die Runde, die man am Flusse Pecos, zwanzig deutsche Meilen oberhalb des Forts Stanton, in einer Ebene gemacht hat. Es ist eine ganz in Trümmern liegende Stadt, die im Viereck gebaut war und mächtige, mit Schießscharten versehene Mauern von Granitblöcken hatte. In drei Gebäuden, jedes von dreihundert Fuß Länge und mit fünfunddreißig Fuß hohen Mauern, glaubt man Tempel vor sich zu haben. Auch von steinernen Basreliefs und von Frescomalereien ist die Rede. Wir gestehen, daß wir diese Entdeckung mit großem Mißtrauen aufnehmen. Man will in dem neuen Lande drüben um jeden Preis eine Vergangenheit auffinden, die der nach Jahrtausenden zählenden Geschichte der alten Welt ebenbürtig sei. Grade in Neumexiko spielt die Alterthümermanie hauptsächlich. Die dortigen Casas Grandes sollten von fabelhaften Wanderungen der Azteken herrühren und so alt als die Pyramiden sein. Diesen Schwindel hat man aufgeben müssen, seit nachgewiesen worden ist, daß die Casas Grandes neuere Gebäude sind, die von den Indianern noch heute gebaut werden. Die Theorie einer Vorgeschichte spukt aber in den Köpfen fort, und so erzählt man uns von Basreliefs und Frescogemälden, um Beweise für eine uralte Civilisation zu erhalten, die so weit im Norden gewiß nie existirt hat.

Die neue Nordpolexpedition.

Die von uns angekündigte Polarfahrt der Amerikaner wird unter dem Befehl Dr. Hayes', des Begleiters und Arztes Kane's, ausgeführt werden. Die Nordamerikaner betrachten das Unternehmen als ein nationales und weisen deshalb jede Betheiligung des Auslandes zurück. Es hat ihren Stolz gekränkt, daß die von Kane gemachte Entdeckung eines offenen Polarmeeres angezweifelt worden ist, und die Existenz eines solchen Meeres soll nun nachgewiesen werden. Dr. Hayes hat die Weisung, Kane's Fußtapfen zu folgen. Er wird also in den Smithsund einlaufen und den Kennedycanal, wenn er ihn erreicht, weiter gegen Norden verfolgen. Daß der Versuch ein furchtbar gefährlicher ist, darüber kann man sich in den Vereinigten Staaten nicht täuschen. Kane mußte sein Schiff im Eise stecken lassen und sich auf Bootschlitten retten. Es gelang ihm kaum; mehr als einmal wurde sein kleines Fahrzeug fast von Eisschollen zerdrückt, und zuletzt wäre er mit seiner Mannschaft fast verhungert.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 45. Juni 1860.



Romana.

Novelle von Theodor Mügge.

X.

„Rache! Rache! die Elenden!“ stöhnte Giulio, und von dem Rachegeiste mit neuem Leben erfüllt, riß er sich los.

„Wohin willst Du?“ fragte der Abt, ihn festhaltend.

„Meine Waffen! mein Gewehr! meine Pistolen!“ schrie Giulio. „Ich will mich mitten unter sie stürzen.“

„Ruhig,“ sagte der Abt. „Du schlügst drei oder sechs, dann wärst Du todt.

„Mein Messer! mein Messer!“ fuhr Giulio, krampfhaft sich windend, zitternd fort, indem er einen neuen Versuch machte, sich zu befreien. „Der verfluchte Arcambal soll der Erste sein.“

„Dann werden sie über Oletta herfallen und so Weib wie Kind ermorden,“ sprach der Abt. „Von Fiorenzo kämen ihre Genossen, ihre Henkersknechte sind immer bereit.“

„Rache! Rache!“ ächzte Giulio, das Blut von seinem Gesicht wischend und seine rothen Hände zeigend.

„Rache!“ antwortete Peverino, und sein Kopf nahm die Farbe der Pfefferschote an, seine Augen glühten wie Kohlen. „Sie haben Dich in's Gesicht geschlagen,“ fuhr er fort, „das Aergste, das einem Corsen geschehen kann, haben sie an einem Saliceti gethan; danach muß es auch gerächt werden. Keiner von Allen darf entkommen, Keiner! Nicht der tyrannische Oberst, nicht der geringste Knecht, sie müssen sämmtlich sterben, als habe die Pest sie fortgerafft.“

Giulio horchte auf, er blickte seinen Ohm starr an. Was dieser sagte, war Balsam für ihn; aber er wußte nicht, wie es geschehen konnte.

Der Abt neigte den rothen Kopf und murmelte halblaut: „In der Kirche dort haben wir sie beisammen. Die Kellergewölbe der Casa Saliceti laufen bis unter den Platz. Es ist nicht weit und nicht schwer, von dort aus einen Gang bis in die Kirche zu graben, und Pulver haben wir genug, daß alle Mauern über diese elenden Räuber zusammenstürzen und sie zerschmettern. Was übrig bleibt, dafür haben wir Messer und Kugeln.“ Er sagte dies Silbe für Silbe, Wort für Wort mit fester, tiefer Stimme. Die furchtbare That trat mit solcher Gewalt vor

Giulio's Augen, daß diese wie leblos sich weit und starr aufthaten. Um die Lippen des Abts zuckte ein schreckliches Lachen, er ballte seine Faust zusammen in Wuth und Lust.

„Die Kirche,“ stammelte Giulio, „das Gotteshaus!“

„Sie haben diese alte Kirche entehrt!“ antwortete der Abt. „Sie haben eine Caserne daraus gemacht! Sie haben die Altäre entweiht mit frechen Liedern und gemeinen Flüchen! Sie haben sie benutzt, um aus ihren Gewölben Gefängnisse für uns zu machen, uns mit Schmach und Schande zu bedecken. Und jetzt haben sie Dich geschlagen, den Giulio Saliceti, Tod und Hölle! In Stücke sollen sie dafür zerrissen werden, in Stücke jedes Glied! Ich will es vertreten vor Gottes Gericht. Ich, ein Priester, will es vor Papst und Christenheit vertreten, vor Volk und Richtern in Corsika. Die Saliceti werden eine neue Kirche bauen, zuerst aber müssen sie sich rächen.“

„Demonio!“ schrie der junge Mann mit funkelnden Blicken, „schnell die Rache oder ich sterbe vor Gram! Laßt uns unsere Freunde rufen, Oheim, kein Mann lebt in Oletta, der uns nicht beisteht. Laß uns den Gang graben, Alles versteckte Pulver zusammenbringen; eile, eile, ich kann nicht warten.“

Sie reichten sich die Hände und überlegten die Ausführung. Nach einiger Zeit kam Romana mit Thränen, um ihren Bruder zu trösten, aber sie fand die beiden Männer ruhiger, als sie es erwartete. Giulio hatte dem Abte mitgetheilt, warum er in der Nacht Oletta verlassen habe, um mit dem Capitän Wilda, der ihm einen Boten gesandt, heimlich im Walde zu sprechen; was er weiter gewollt, davon sagte er ihm nichts. Doch auch jetzt noch sprach er dagegen, mit dem deutschen Anführer in Murato in Verbindung zu treten, denn er dachte daran, was die Folge sein könnte, und an sein Gelöbniß, diesen Fremden nie wieder in Oletta zu dulden. Der Abt stimmte ihm bei, daß Jener nicht in das Geheimniß ihres Vorhabens gezogen werde, wohl aber könne man den Capitän wissen lassen, daß man auf seinen Beistand rechne, im Fall in Oletta etwas geschehe. Romana erfuhr von allen diesen Dingen nichts, mit finstern Mienen wies Giulio ihre Tröstungen zurück, und der Abt befahl ihr, das Weinen und Klagen zu lassen, wohl aber daran zu denken, daß sie eine Saliceti sei.

Was solche Mahnung bedeutete, konnte Romana ermessen, ihr Herz war voll Kummer, doch wagte sie nicht weiter zu fragen. Es kamen während dieses Tages manche Freunde, denn was Giulio geschehen, hatte sich schnell überall verbreitet. Endlich kam auch der Podesta Montalti mit Trostworten und Bedauern, doch ging er bald wieder fort, sein Gesicht war erschrocken. Der Abt hatte ihn auszuforschen gesucht und von Dingen gesprochen, bei denen sich der alte bedächtige Podesta bekreuzigte und bittende warnende Worte einwandte; da fuhr Peverino auf ihn los, und Montalti machte, daß er fort kam, er wollte nichts weiter hören.

Oletta war den Tag über wie ausgestorben, keiner der Bewohner verließ sein Haus, nur die Franzosen lärmten und lachten auf dem Kirchhofe, und in den Gassen zogen ihre Streifwachen umher. Zur Mittagszeit aber rasselten die Trommeln. Oberst Arcambal ließ ausrufen, daß binnen drei Tagen alles vorhandene Pulver ihm abgeliefert werden sollte, bei wem dann noch davon gefunden würde, der solle vor das Kriegsgericht gestellt werden, so auch der, welcher ohne Erlaubniß das Dorf verlasse. Die Waffen zu fordern, stand der Commandant noch an, denn er wußte wohl, daß ein solcher Befehl den Corsen an's Leben greifen hieß. Die meisten gaben sicherlich lieber dies hin, als ihre Flinten; Oletta aber zeigte wohl üble Gesinnung genug, doch offen widersetzt hatte sich noch Niemand. Somit dachte Arcambal sich zunächst mit dem Pulver zu begnügen, doch es war, als ob Niemand seine Bekanntmachung hörte. Nicht einmal Weiber und Kinder wurden dadurch neugierig auf die Straße gelockt, in den düstern Mauern der Steinhäuser aber schallten ingrimmige Verwünschungen, und mancher Schwur wurde abgelegt, daß diese Räuber nicht ein Loth Pulver bekommen sollten. Es gab Verstecke genug dafür.

Als es darauf dunkel geworden und Nacht, kam Leben über Oletta. Es schlichen überall Männer heimlich durch die Gehege und verschwanden in der Casa Saliceti. Der Abt hatte Romana befohlen, in ihrer Kammer zu bleiben, den Mägden, in der Küche, keine durfte diese verlassen; doch horchten sie hinaus und erzählten sich leise, was sie entdeckt.

Es saßen ihrer dreißig Männer in der Halle beisammen, darunter die ersten und angesehensten, besonders die jungen. Bernardo Leccia war erkannt worden, der Podesta war nicht gekommen. Sie blieben beisammen fast bis zum Morgen, und die Mägde lauschten, als viele in die Keller hinabstiegen, und von unten herauf hörten sie dumpfe Schläge. Die Spitzaxt wühlte in dem felsigen Boden.

Am folgenden Abend geschah dasselbe, und am zweiten und dritten war es eben so. Die Tage dagegen gingen düster und still vorüber, Oletta blieb öde. Pulver brachte Niemand in die Kirche, Niemand forderte einen Paß. Oberst Arcambal saß lauernd und giftig lachend in seinem Hause; er wollte abwarten, dann aber um so härter verfahren.

Und als der vierte Abend herandunkelte, trat Maria Montalti in das Haus der Saliceti und begab sich zu ihrer Freundin Romana. Und da sie deren Kammer öffnete, sah sie, daß Romana vor dem kleinen Altare auf ihren Knien lag und betete. Ein Licht brannte und beleuchtete das Bild der Gottesmutter, die das Kind am Herzen trug, und Romana hatte ihre Hände inbrünstig aufgehoben, während Thränen aus ihren Augen strömten.

Leise trat Maria hinein, und indem sie verwundert auf ihre Freundin sah und sich näherte, rief sie ihr zu: „Du weinst, Romana! Warum weinst Du?"

Romana wandte sich zu ihr und antwortete: „Um die meine ich, die ich liebe, um die Noth und Gefahren, welche sie bedrohen. Ich habe nichts als meine Thränen, Maria, als meine Bitten zu der gnadenreichen Gottesmutter. Ach! ich habe kein Mittel, um das Unglück abzuwenden, das uns bedroht, so bitte ich zu der Himmelskönigin, sie möge es nicht geschehen lassen."

„Nicht geschehen lassen?" fragte Maria. „Sollen diese bübischen Franzosen uns Alle erwürgen? Willst Du, daß sie auch andere Männer so entehren, wie sie Deinen Bruder entehrt haben?"

Romana senkte den Kopf und legte ihre Hand auf ihr Herz. „Böses ist ihm geschehen," erwiederte sie, „aber sollen wir Böses mit Bösem vergelten?"

„O Du!" rief Maria zornig, „Du denkst nicht wie ein corsisches Mädchen denken soll. Damals schon sagte ich es Dir, als Dein Herz sich einem Fremden zuwandte, nun aber wendet es sich von Deines Bruders Ehre feige seinen Feinden zu."

Romana verneinte dies betrübt. „Mein Herz ist treu bei ihm," seufzte sie, „aber Maria, liebe Maria! kannst Du solche grausame Rache wünschen? Zittert nicht Deine Seele in Angst? Bebst Du nicht vor solchem Schrecken und um Bernardo, Deinen Bernardo?"

„Ich bebe nicht," versetzte Maria. „Alle diese Elenden haben den Tod verdient, mag er sie treffen. Frage in Oletta, ob es Einen gibt, der anders dächte. Alle wissen, was geschehen soll, Keiner ist, der sich nicht freute, der die Stunde der Rache nicht mit Jubel erwartete. Mein Vater hält sich zurück, weil er meint, es schicke sich für ihn, doch meinst Du, daß er Deinen Sinn hätte? Er weiß, daß Bernardo zu den Eifrigsten gehört, und er billigt es, denn Schande wäre es für uns, wollte Bernardo seinen Freund verlassen, Schande, wollte er mit Feinden Mitleid haben, die dem Giulio Saliceti solche Schmach angethan. Wer sich nicht rächen mag, wenn er entehrt wurde, der verdient Verachtung! Darum schweige und hüte Dich, daß die Rache sich nicht auch gegen Dich wendet."

Dies letzte warnende Wort hatte Grund genug, denn Beispiele gab es manche, wo die Wuth sich gegen Weiber und Verwandte gekehrt, die den Rächer mit Bitten und Vorwürfen abzumahnen suchten. Hier aber war das Rachewerk nicht in den Händen eines einzelnen Beleidigten, sondern eine ganze Gemeinde hatte sich zu einer furchtbaren That verbunden. Fünfzehnhundert Menschen, Weiber und Kinder dabei, sollten der Vendetta erbarmungslos geopfert werden. Wie aber konnte Romana dies ändern? Wie wäre es möglich gewesen, ohne Verderben über alle ihre Freunde zu bringen? Die kleinste Warnung, den wachsamen Franzosen überbracht, genügte, um das Racheschwert auf Oletta fallen zu lassen. Zu viel war schon geschehen, um verziehen zu werden; ein blutiges Strafgericht mußte jeder Entdeckung folgen, und wen mußte es zunächst treffen?

Romana faltete traurig ihre Hände, Maria Montalti sprach die Wahrheit. Doch ehe sie Worte finden konnte, um weiter zu sprechen, entstand ein Geräusch vor dem Hause. Ein Pferd stampfte dort die Granitplatten, der Reiter läutete am Thore, gleich darauf ließ sich Giulio's Stimme hören und eine andere,

die durch Romana's Mark zitterte, gab Antwort. Achill Grimaldi kam zu dieser Stunde nach Oletta, und Maria rief triumphirend: „Gut, daß er hier ist, er wird Dir sagen, was sich ziemt, wenn Du ihm Deinen Kummer mittheilst. Gehe und empfange ihn.“

So, mit stolzem Vorwurf, schob sie Romana der Thür zu, doch diese sträubte sich, und erst als Maria wiederum höhnte, es sei kein corsisches Blut in ihr, sprach sie entschlossen: „Du hast Recht, ich muß zu Achill hinab, ihn sendet Gott zur rechten Stunde. Er ist klug, und spricht das Herz nicht in ihm, so thut es der Kopf. Er wird rathen und helfen, wie es sein muß.“

Sie machte sich bereit, und Maria Montalti folgte ihr nach und sagte spottend: „Vertraue ihm nur; von ihm hast Du kein schwachherziges Mitleid zu hoffen. Er wird sich freuen über das, was er hört; Lieberes kann ihm nicht geschehen.“ — Sie hatte die richtige Antwort gegeben.

Romana fand in dem großen Zimmer ihren Verlobten, im Gespräche mit ihrem Bruder und ihrem Onkel. Er wußte schon was sich zugetragen, und mit klopfendem Herzen blieb sie stehen, als sie Giulio mit grimmiger Genugthuung ausrufen hörte: „In's Gesicht haben sie mich geschlagen, ich aber will ihnen dafür einen Schlag geben, wovon sie bis in die Wolken fliegen sollen!“

„Seid Ihr schon so weit?“ fragte Achill.

„Heut Nacht soll das Letzte geschehen.“

„Habt Ihr Pulver genug?“

„Pulver für alle diese Schurken. Aus ganz Oletta haben wir es beisammen.“

„Hier im Hause?“

„Im Keller liegt es.“

„Morgen also —“

„Morgen, sobald die Nacht anbricht.“

„Es ist der dreizehnte Februar,“ sagte Grimaldi nachdenklich und langsam, „man wird diesen Tag sobald nicht vergessen. — Dachtet Ihr auch daran, daß ein so furchtbares Krachen alle Häuser hier oben mit fortreißen kann, Euch selbst begrabend und zerschmetternd?“

„Alles ist wohl überlegt,“ antwortete der Abt. „Weiber und Kinder, die Alten und die Kranken werden morgen, sobald die Stunde heranrückt, gewarnt werden, sich an's andere Ende von Oletta zu begeben.“

„Wissen sie schon darum?“ fragte Achill.

„Die meisten wissen es, wenn auch nicht die Stunde.“

„Das scheint mir bedenklich,“ fiel Grimaldi ein. „Ihr hättet besser gethan, heimlicher zu bleiben.“

„Es gibt in Oletta keinen Verräther,“ versetzte Giulio. „Sie könnten es sämmtlich wissen.“

„Aber ein Furchtsamer kann sich verrathen. Die Franzosen sind überall auf ihrer Hut, sie merken auf jedes Zeichen. Hütet Euch wohl.“

„Sei ohne Sorge, Achill!“ versetzte der Abt, „sie werden Nichts eher merken, bis die Hölle unter ihren Füßen sich aufthut.“

„Eine Hölle ist es,“ lachte Grimaldi, „seht zu, daß der Teufel Keinen übrig läßt.“

„Wenn die Weiber fort sind und die Schwachen,“ antwortete der Abt, „bleiben die Tapfersten und Besten bei uns zurück' sammeln sich in unserm Hause und warten hier, bis die Lunte brennt.“

„Und diese soll keines andern Mannes Hand anlegen, als die meine,“ unterbrach ihn Giulio.

„Dann ist es Zeit, uns ebenfalls zu sichern“, fuhr der Abt fort. „Zwar ist dies Haus so fest, daß ich Nichts besorge. Bei alledem ist unser Plan, wir laufen durch den Garten auf die andere Seite des Baches und erwarten dort den Schlag. So wie er fällt, dann heraus mit den Messern und Pistolen und nieder mit denen, die etwa noch am Leben sind.“

Ein Seufzer folgte seinen Worten nach. Alle sahen nach der Thür und erblickten im Halbdunkel eine Gestalt.

„Wer ist da?“ schrie Giulio voll Wuth und Schrecken, aber Grimaldi hatte sie schon erkannt. Er hielt ihn auf und sagte: „Es ist Deine Schwester, es ist Romana. Jedenfalls gehört sie nicht zu Denen, die Nichts wissen.“

So nahm er ihre Hand und führte sie näher. „Du hast Alles vernommen, was hier verhandelt wurde, liebe Romana?“ fragte er.

Sie antwortete Ja, aber sie stieß dies kleine Wort so kummervoll schwer hervor, als sei es eine schreckliche Last, und jetzt, da sie sah, daß Achill nicht that, was sie von ihm erwartete, lief sie plötzlich auf ihren Bruder zu, umschlang ihn mit ihrem linken Arme und streckte den rechten nach ihrem Oheim aus, indem sie angstvoll bittend beiden zurief: „Gnade! Giulio, Gnade! Vergib ihnen, mein geliebter Bruder, vergib ihnen, mein Oheim! Ueberlaßt Gott die Rache, vergießt kein Blut, das zum Himmel schreit.“

Aber diese Worte waren kaum gesprochen, als Giulio sie von sich schleuderte, und der Abt mit seiner Donnerstimme schrie: „Soll ich Dich verfluchen, Du jämmerliches Geschöpf! Bist Du ein Abschaum ohne Gefühl für die Ehre Deines Stammes? Bist Du keine Saliceti, sondern schlechter als das elendeste Hirtenmädchen aus den Bergen?!“

„Muß man morden, um eine Saliceti zu sein?“ antwortete Romana, deren Stolz bei diesen beleidigenden Vorwürfen erwachte.

„Kein Wort mehr laß noch hören, wenn es Dich nicht reuen soll!“ schrie der Abt und Giulio sagte, gewaltsam sich mäßigend: „Suche in Oletta umher, ob eine Schwester so zu ihrem Bruder, ein Weib so zu einem Manne sprechen würde, den sie liebt oder auch nur achtet. Der Elendeste würde Gott um Rache bitten und um tausend Leben nicht davon ablassen. Du aber hast kein Empfinden für unsere Ehre, weil Du die Deinige nicht besser beachtest.“

„Ha!“ rief Romana, ihre leuchtenden Augen aufhebend, „das hätte mein Bruder Carlo nimmer mir gesagt, und nie, nie hätte er, der so stolz und so tapfer war, Eure entsetzliche Rache gebilligt.“

„Maledetto!“ schrie Giulio, aber Grimaldi hielt seinen Arm fest und sagte zu ihm und dem Abte: „Laßt mich mit Romana ein Weilchen allein und werdet ruhig. Sie wird bald das Richtige erkennen, Ihr werdet zufrieden sein, sobald Ihr zurrückkehrt. Damit führte er Beide nach dem Zimmer des Abtes und kehrte dann zu Romana zurück, welche mit ihren nassen heißen Augen auf den Balcon hinausschaute. Die Kirche lag auf dem Platze ihr gegenüber und sie sah dort die erleuchteten Fenster, die Menge der Soldaten, welche sich umhertummelten und deren Lärm und Gelächter zu ihr herüber schallten.

„Und alle diese menschlichen Wesen,“ sagte sie, zu Achill gewandt, „wollen sie zerschmettern; morgen um diese Stunde sollen sie dort mit verstümmelten Leibern liegen, weil sie eine Beleidigung rächen müssen. Welche schreckliche Sünde! Welche grauenvolle That! Hindere Du es, lieber Achill, Du darfst es nicht zugeben; denn Du bist ein Richter und Paoli selbst hat die Vendetta verboten. Alle gute Menschen werden diese That verfluchen, so lange die Welt steht, und Gott wird sie richten. Auf meinen Knieen bitte ich Dich, laß es nicht geschehen.“

„Höre mich an, theure Romana,“ antwortete Achill sanft und leise, „ich kann Deinen Wunsch nicht erfüllen, denn meine Abmahnungen würden fruchtlos bleiben. Einst werden Zeiten kommen, wo man milder auch in Corsika denkt, jetzt aber gibt es Wenige, die Deinen Onkel und Deinen Bruder verdammen werden; man wird sie preisen und bewundern. Sie rächen sich an ihren Feinden, und diese sind zugleich die Feinde ihres Vaterlandes. Es mag bei andern Völkern eine entsetzliche, eine höllische That genannt werden, hier wird selbst Paoli damit zufrieden sein, denn Oletta wird dadurch befreit und den Franzosen ein schwerer Schlag bereitet. Du kannst nichts ändern, theure Romana, Niemand kann es, ja, es muß Dein Wunsch sein, daß dieser Plan gelingt, denn wenn er fehlschlägt, ist Dein Bruder verloren und Deinen Onkel wird sein geistliches Gewand nicht vor dem Henker schützen.“

„Noch ist nichts geschehen, Niemandem ist ein Leid widerfahren.“ fiel Romana ein.

„Du irrst,“ erwiederte Grimaldi mit ruhiger Kälte, „die Würfel sind geworfen. Einer muß verlieren. Die Franzosen wissen bis jetzt nichts davon, aber verschwiegen wird es ihnen nicht bleiben, und wer diesen Plan ersonnen, diesen Minengang gegraben hat, den wird ihr Kriegsgericht nimmer verschonen!“

„Ach! wie schrecklich ist es, daß Wesen, denen Gott Vernunft verliehen, sich hassen und verderben!“ weinte Romana, ihre Hände faltend.

„Leider ist es so,“ erwiederte Grimaldi, „doch Gott hat es so gewollt, Romana, sonst würde er es nicht geschehen lassen. Das erste Gesetz des Lebens ist die Selbsterhaltung, die Sorge für unser eigenes Glück. Jeder Mensch ist eine Welt für sich, Jeder soll suchen so glücklich zu sein während seines Lebens auf Erden, als er es vermag. Wer ihn daran hindern will, wer sein Glück ihm streitig macht, wer ihm Schaden zufügt, der ist sein Feind; wer sich mit ihm zum gleichen Zwecke des Wohlseins verbindet, den nennt er Freund. So ist dies Leben ein Krieg Aller gegen Alle. Es müssen Viele sein, die besiegt werden, verderben und umkommen, Andere müssen triumphiren. Aber in fünfzig Jahren oder in sechzig sind sie sämmtlich todt, die Glücklichen wie die Unglücklichen verschwunden. Darum klage nicht zu sehr über die, welche morgen sterben sollen. Wir aber wollen leben, theure Romana, wir wollen glücklich

sein! Es ist jedes Menschen Sache, sich vor Unglück zu schützen."

„Und zu glauben," sagte Romana, „daß Gottes Auge über uns wacht."

„Zu glauben, daß seine Sterne den Unschuldigen rettend leuchten," versetzte Achill, indem er ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Romana's heiße Blicke flogen zum Himmel auf und aus den Dünsten der Nacht schimmerte dort ein leuchtender Punkt, welcher immer lichter und glänzender wurde.

„Wahr und gewiß," rief sie mit ausbrechender Freudigkeit, „Gottes Wille wird geschehen!"

„Und er lohnt den Gerechten," fiel Grimaldi scheinheilig spottend ein, „also sei ruhig, liebe Romana, und vertraue ihm. Da aber morgen hier doch Manches geschehen kann, was Dein weiches schönes Herz betrübt, so bitte ich Dich auf's Innigste nun noch einmal, begleite mich morgen früh nach Bastia und erwarte dort in Sicherheit und Ruhe, was die Vorsehung zuläßt oder verhindert."

Indem er dies sagte, traten der Abt und Giulio wieder herein, aber Romana ging ihnen entgegen, gefaßten Muthes und mit klaren Mienen.

„Möge Gott Eure Herzen lenken," sagte sie, „ich bin ein schwaches Weib. Achill will, daß ich ihm nach Bastia folge, doch hier ist mein Platz; ich weiß, daß ich eine Saliceti bin. Sprecht kein Wort mehr dagegen, ich will Euch nicht verlassen. Du selbst, Achill, hast mich auf Gottes allmächtigen Beistand verwiesen, so will ich ihm denn vertrauen, daß er uns glücklich mache und erhalte."

Als Grimaldi Einwendungen erhob, zeigte sie in kluger Rede, wie leicht er in große Gefahr gerathen könne und sie mit ihm, wenn sie nach dieser That in Bastia verweilen wollte.

Er konnte dies nicht ganz zurückweisen, die beiden Saliceti aber stimmten bei und ließen Romana gewähren; sie mochten auch jetzt wohl durch Zeichen ihrer Liebe die Ausbrüche ihres Zornes vergüten wollen. — Am Abend war Achill Grimaldi Zeuge von der Versammlung der Verschworenen von Oletta und deren Verabredungen. Sie führten ihn auch hinab in die Keller, zeigten ihm den Pulvervorrath und den Minengang und er sah nun selbst, daß nur noch die schon gelockerten Steine einer Mauer fortzuschaffen blieben, um in die unterirdischen Gewölbe der Kirche zu gelangen. Dies letzte Hinderniß sollte aber erst am nächsten Abend in der Stunde der Ausführung des Rachewerkes fortgeräumt werden, damit nicht etwa ein Zufall Entdeckung möglich mache. Achill Grimaldi hieß Alles gut, ertheilte Rath und gute Lehren, wie das Pulver in der Mine behandelt werden müsse, um die größte Wirkung hervorzubringen, wie man selbst sich am besten vor Schaden bewahren könne und was zu thun sei, wenn der Schlag geschehen. Die ganze Nacht über saßen sie beisammen, denn Grimaldi berichtete auch, was er von den Rüstungen in Corsika und den Absichten der Franzosen erfahren hatte. Sein Bruder Leo hatte ihm geschrieben, daß der Präsident ihn aufgefordert, alle seine Männer zu sammeln und in der Stille alle Vorbereitungen für den Kriegsausbruch zu treffen, daß einige englische Schiffe Pulver und Waffen in Porto Vecchio und in Ajaccio gelandet hätten und daß Alles, was wehrhaft sei auf der Insel, zur Rettung des Vaterlandes aufgeboten werde. Der Präsident habe Unterredungen gehabt mit dem englischen Admiral Smittoy und einem englischen Agenten, der die Corsen bestimmen sollte, sich den Franzosen zu unterwerfen. Aber Pasquale Paoli habe die hochherzige Antwort gegeben, daß die Corsen untergehen, doch nicht als Knechte verkauft werden könnten. Nun sei beschlossen, eine Volksversammlung in der Casinca zu halten, um das gesammte Volk zum Heldenkampfe zu entflammen.

Die düstern Mienen der verschworenen Männer hellten sich auf bei diesen Nachrichten, und als Giulio sprach: „Auch wir werden, frei von unsern Bedrückern, nach der Casinca ziehen," antworteten ihm flammende Blicke. Achill Grimaldi erzählte jedoch weiter, daß unaufhörlich in Bastia Schiffe mit Soldaten, Kanonen und ungeheuern Vorräthen aller Art aus Frankreich anlangten und daß General de Vaux vier starke Divisionen bereit habe, um loszuschlagen. Was er mittheilte, klang erschreckend, und doch wieder spottete er darüber und gelobte, sobald der Sturm da sei, seine Feder in's Feuer zu werfen, dafür nach Schwert und Flinte zu greifen und mit seinen Brüdern zu stehen und zu fallen.

Dafür drückte ihm Mancher voll freudiger Bewunderung die Hand und er nahm von ihnen Abschied, bedauernd, daß er nicht bleiben könne, doch sei es nothwendig, daß er gehe und Bastia erreiche, noch ehe Oletta sich

in seine blutige Rachewolke hülle. Auch hierbei bewunderten die Männer seine Unerschrockenheit, denn wohl ließ sich denken, daß die Franzosen Verdacht schöpfen würden, allein er beruhigte sie und als der Tag anbrach, schwang er sich auf sein Pferd, zeigte der Wache seinen Paß und ritt nach Fiorenzo hinab, unbekümmert um die höhnischen Worte der Franzosen. —

Langsam ging dieser letzte Tag vorüber. Am Himmel hingen dunkle schwere Wolken, in der Serra tobte ein Wetter, das mit Sturm und Regengüssen und flammenden Blitzen von Zeit zu Zeit aus den Bergen hervorbrach. Und wie der Himmel dumpf und schwül, so war es in den Häusern von Oletta, so auch in der Casa Saliceti! Romana hatte den scheidenden Grimaldi bei seiner Abreise nicht gesehen und als Giulio später in ihre Kammer blickte, fand er sie vor dem Altar im Gebet und zog sich davor zurück. Als die Geschwister und der Oheim dann beisammen ihr Mahl hielten, sprach Keiner mehr über das, was mit furchtbarer Gewißheit mit jedem Zacken der schwarzen Uhr an der Wand näher rückte. Nur zuweilen warfen die beiden Männer ihre Blicke ungeduldig auf die Zeiger und dann scheu und wild hinaus auf die Wolken und den Nebel, der wie ein Leichentuch über Platz und Kirche hing.

So verging eine Stunde nach der andern und der Abend begann zu nahen. Der Abt ging in seine Kammer, Romana hörte Waffen klirren. Sie sah, wie der Diener des höchsten Herrn sein Doppelgewehr von der Wand nahm und wie er über seinen Priesterrock einen Gurt schnallte, um Pistolen und ein langes zweischneidiges Dolchmesser hineinzustecken. Auf dem Platze hörte sie Geräusch, er war bisher leer gewesen. Die Franzosen hatten sich vor dem Regen in der Kirche geborgen, jetzt kamen sie hervor, um mit Verwunderung die Bewohner von Oletta anzuschauen, welche aus den an der Kirche und am Ausgange des Dorfes gelegenen Häusern eilig und scheu bei ihnen vorüberzogen. Greise, von Kindern geführt, Weiber, mit allerlei Habe beladen, Männer auch wohl, die nichts mit dem gefahrvollen Unternehmen zu thun haben wollten, machten sich fort, wie Ratten, die ein Schiff verlassen, das im nahen Sturm zertrümmern soll. Die Soldaten standen staunend über diese Wanderung, deren Grund sie nicht begriffen, während dessen aber schlüpfte durch die Hinterpforte eine Anzahl Männer in die Casa Saliceti, in ihre rauhen dunkeln Mäntel gehüllt. Ihre Waffen befanden sich längst hier verborgen. Giulio durfte sie nur aus den Verstecken holen.

Und noch war er damit beschäftigt, als ein Reiter im vollen Galopp über den Platz sprengte. Wer war es? Woher kam er? Die Dunkelheit ließ ihn nicht mehr erkennen, auch verschwand er schnell an der Kirche.

Ein Franzose mußte es sicherlich sein. „Gleichviel," sagte der Abt. „Er bringt sicherlich irgend einen nichtswürdigen Befehl, und kommt zur rechten Zeit, um den Luftsprung mitzumachen. Es ist Zeit, Freunde; ordnet Euch, wie wir es verabredet. Hinab in den Keller, Giulio. Nehmt Eure Werkzeuge, räumt die Mauer fort; dann das Pulver hinein und die Leitung daran. In einer halben Stunde müßt Ihr fertig sein."

In dem Augenblicke wirbelten die Trommeln vor der Kirche. Die Verschworenen standen horchend und athemlos.

„Was haben sie vor?" fragte Giulio heftig.

„Sie sollen marschiren, haben Ordre erhalten. Der Teufel steht ihnen bei!" versetzte Bernardo Leccia.

Alle flüsterten eine Zeit lang, verborgen hinabschauend hinter den schmalen Fenstern, plötzlich aber wurde es drüben hell. Fackeln flammten auf, die Franzosen standen unter Waffen. Commandoworte schallten, die rauhe Stimme des alten Obersten ließ sich vernehmen. Gleich darauf eilte ein Schlachthaufe in das Thal hinab, ein anderer links gegen die Berge, ein dritter vorwärts auf die Casa Saliceti los, von allen Seiten sie umzingelnd. Ein furchtbares Geschrei durchhallte die Luft; als es verstummte, schrie Arcambal: „Heraus, Ihr Mörder, aus Eurer Höhle! Ergebt Euch oder meine Kanonen sollen Euch Alle zerschmettern!"

„Verrath!" schrie der Abt drinnen. „Wir sind verloren!"

„Ergebt Euch, so will ich die Weiber verschonen!" begann der Oberst noch einmal. „Ich will die Unschuldigen verschonen."

„Ha! Romana!" sagte Giulio und ergriff den Arm seiner Schwester, welche neben ihm stand. „Rette Dich!"

„Laßt uns sterben als freie Männer," sprach der Abt mit funkelnden Augen und fester Stimme. „Wir wollen diese Schurken niederschmettern, so lange wir können, dann

wollen wir uns mit ihnen begraben. Lege die Leitröhre an den Pulverkasten, Giulio, und führe den Schlauch herauf zu uns."

Hier wurde er unterbrochen, denn mit verzweifelnden Mienen sprang die alte Magd Orsola herein und kreischte: „Sie sind da, sie sind in den Kellern und schlagen gegen die Fallthür. Sie werden die Riegel sprengen — dann sind wir verloren! Verloren!"

Die Männer standen wie vernichtet von dieser Schreckenskunde. Die Franzosen wußten Alles, sie hatten den Gang entdeckt, sie waren unter ihren Füßen. — Ein Todeszittern lief durch ihr Gebein.

„Verzagt nicht," sagte Romana mit ihrer klaren Stimme. „Benutzt den Augenblick, wo noch Verwirrung unter unsern Feinden ist. Hat Carlo Saliceti sich nicht mit einer kleinen Schaar durch ihr ganzes Heer geschlagen? Fallt auf sie wie ein Gewittersturm; Gott wird mit uns sein!"

Das war ein zündender Schlag. „Sie hat Recht!" rief Giulio. Es ist der einzige Weg, der uns noch übrig. Bleibe Du im Hause, Romana, sie verschonen Dich mit den Mägden."

„Nein," versetzte sie, „ich will leben und sterben wie eine Saliceti. Eile, mein Bruder, eile! Jede Minute ist verderblich."

Da öffnete sich plötzlich die Pforte und heraus stürmte die Schaar der Verschworenen. Eine Minute lang glaubten die Franzosen, sie kämen, um Gnade zu bitten, aber fünfzig Feuerblitze spalteten das Dunkel, dann noch einmal. Todte und Verwundete stürzten in den dichten Reihen der Franzosen über einander. Und jetzt gab es ein Laufen und wiederum ein Feuer, Geschrei und Jammertöne stiegen zum Himmel auf.

Aber die Franzosen erholten sich rasch von ihrer Verwirrung. Oberst Arcambal schrie ihnen voll Grimm und Wuth zu: „Ewige Schande für Euch, Grenadiere, wenn diese Mörderbande uns entkommt. Holt sie ein, stoßt sie nieder! Hundert Livres für jeden Kopf, tausend für den nichtswürdigen Abt und seinen Neffen!"

Es lag eine starke Wache am Eingange der Berge, mit ihr hatte sich die Colonne vereinigt, welche der Oberst abgesandt. So von vorn und hinten von ihren Feinden gepackt, fochten die Corsen wie Verzweifelnde in einem dichten Gewühl, schrecklicher noch gemacht durch die Dunkelheit, dennoch aber von ihr geschützt. Von den Feuerwaffen zuckten nur einzelne Blitze auf, wer mochte sie gebrauchen, um vielleicht den liebsten Freund zu tödten? Die furchtbaren Dolchmesser und kurzen Schwerter der Corsen und die Bajonette der Franzosen bedeckten den Felsboden mit Blut. Der grimmige Abt Peverino, in der einen Hand sein Scapulier, in der andern sein blutbedecktes Schwert, schritt laut betend und singend voran, während Giulio ihn deckte und seine Schwester schirmte, dabei seine Freunde ermahnte, fest beisammen zu halten. Aber der Augenblick der Vernichtung war für die tapfere Schaar gekommen. Ihr Widerstand löste sich auf, umringt von der Ueberzahl lagen die Meisten am Boden; Bernardo Leccia, noch auf den Knieen fechtend, bis er von den Franzosen ergriffen, fortgeschleift wurde. Ein Bajonettstoß fuhr dem Abt mitten durch den Leib, schreiend warf sich Romana über ihn und umschloß ihn mit ihren Armen. Giulio hieb den Grenadier nieder, der sie durchbohren wollte, aber mit zehn Anderen um sein eigenes Leben ringend, wäre er verloren gewesen, wenn die Hilfe, welche er erhielt, eine Minute später gekommen. — Hornstöße schmetterten jetzt von den nahen Felsen und wie aus dem Boden hervorgezaubert stürzten sich eine Schaar höllischer Dämonen auf die Franzosen. Ihr Anführer befreite Giulio mit einigen Degenstößen, die eben so viele Franzosen niederstreckten. Dann, ohne weiter an dem Kampfe Theil zu nehmen, welcher jetzt rasch entschieden war, hob er Romana auf und hielt sie in seinen Armen, ängstlich nach ihrem Leben forschend.

„Romana, meine Romana!" rief er.

Da schlug sie beide Hände um ihn und neben ihr schrie Giulio: „Sie fliehen! Wir sind gerettet! — Habt Dank, Ihr tapferen Deutschen!"

XI.

Ein furchtbares Strafgericht erging am folgenden Tage über das unglückliche Oletta. Schon in der Nacht kam General Grandmaison mit zwei Bataillonen und mit Reitern aus Fiorenzo, und ehe die Sonne aufging, drangen die erbitterten Franzosen in alle Häuser und schleppten die Männer gebunden fort. Der Podesta und die Gemeinderäthe wurden von dem Profoß und seinen Leuten in Ketten gelegt und so in den Kerker unter dem Thurm gebracht, wo sie einen Haufen blutender, ver-

stümmelter Freunde fanden, welche in dem Gefechte und auf der Flucht gefangen wurden. Bernardo Leccia lag unter ihnen mit drei schweren Wunden, und an seiner Seite kniete der alte zitternde Podesta nieder und suchte unter Thränen ihm beizustehen. Bernardo drückte ihm die Hand und murmelte leise: „Maria!“

Doch lange Zeit blieb ihnen nicht, um zu klagen, denn wenige Stunden darauf saß das Kriegsgericht beisammen. Und wiederum nach zwei Stunden waren vierzehn tapfere Männer zum Tode verurtheilt, und noch beschien die Sonne die Kirche und das Kloster, da lagen auf einem Gerüste, auf dem Platze davor, sieben Leichname mit zerbrochenen Gliedern. Sieben Verurtheilte waren vom Henker gerädert worden, die anderen sieben sollten auf die Galeeren nach Marseille geschickt werden, so waren sie begnadigt. Den Podesta aber und die Gemeinderäthe schickte das Gericht in Ketten nach Bastia, damit der Obergeneral ihre Strafe beschließe. — Die Wuth der Franzosen war grenzenlos; diese Barbaren hatten ihnen ein furchtbares Ende zugedacht, nur durch einen glücklichen Umstand, durch einen Verräther, waren sie ihm entgangen, nicht durch ihre Wachsamkeit. Wer jedoch den Leuten des Königs diesen großen Dienst geleistet, wußte Niemand. In ganz Oletta gab es keinen Menschen, der dafür belohnt wurde, dennoch mußte es Einer sein, der auf's Genauste um Alles gewußt. Aber er hatte wohl Recht, verborgen zu bleiben, denn vor den Dolchen und Kugeln der Corsen, vor ihrem Haß und ihrer tödtlichen Verachtung, wüde alles französische Gold ihn nicht gesichert haben. Die Soldaten erzählten sich, daß General Grandmaison in Fiorenzo an jenem Tage einen Brief erhielt, der ihm die ganze Verschwörung offenbarte. Sogleich warf sich einer seiner Adjutanten auf's Pferd, jagte hinauf nach Oletta und brachte dem Obersten Arcambal so bestimmte Nachrichten, daß dieser auf der Stelle bis in den Minengang und bis in die Keller der Casa Saliceti eindringen konnte. Der Ingrimm der Franzosen steigerte sich aber durch ihre Scham, daß sie den größten Theil der Verschwörer, sammt dem höllischen Priester und seinem Neffen entkommen ließen. Die Corsen hatten sich gewehrt wie Teufel, mehr als hundert Franzosen lagen todt und verwundet, dafür hatte man vierzehn Gefangene gemacht, die nicht mit einer Miene um Gnade flehten. Sie hätten Alle müssen gerädert werden, wie es Mördern damals geschah, allein die französischen Generäle wollten doch immer noch dem treulosen Volke eine menschliche Milde beweisen, daher suchten sie die sieben Schuldigsten aus und unter diesen stand Bernardo Leccia oben an. Er hatte mit fester Stimme bekannt, daß er die Mine graben half und daß ihm nichts so leid sei, als diese schmachvoll vereitelte gerechte Rache. Dafür lag er jetzt kalt und starr vornan auf dem schrecklichen Gerüste und dort sollten die Leichen liegen, bis ihr Fleisch von den Knochen fiel, eine Beute der Raubvögel und andern Gethiers; denn bei Todesstrafe hatte Oberst Arcambal befohlen, keinen der Todten vom Gerüste zu nehmen und zu begraben.

Entsetzen lag auf Oletta. Kein menschliches Wesen zeigte sich in den Straßen, kein Feuer, kein Licht brannte in den Häusern. Auf ihren Knieen lagen sie drinnen, von Schmerzen, Angst und Qual erfüllt; das Todesgeschrei der Geräderten in ihren Ohren, ihre Herzen bei den Gefangenen in den Kerkern, ihre Gedanken bei der Schmach, die Allen widerfahren. Jedes Haus war bis auf den Grund durchsucht worden, jede Waffe ihnen genommen. Wehrlos und hilflos blickten sie in die Zukunft, verzweifelnd und verfluchend, denn was jedem Corsen das Theuerste und Höchste, ihr Ehrgefühl, war auf's Tiefste verwundet. Sie waren beschimpft, geschlagen, von den Soldaten mit Füßen getreten worden, nicht Weiber, nicht Kinder blieben von rohen Mißhandlungen verschont.

Nun kam die Nacht und endlich kam der Schlaf, drückte nach und nach mit milden Fingern alle die brennenden Augen zu und legte seine kühlen weichen Hände auf gequälte Herzen. Aber über ein Herz hatte er keine Macht, das schlug fort und fort, wie es den ganzen Tag über geschlagen, in dumpfen, schweren Schlägen, der eine wie der andere, wie gegen eine Wand von Eis, an der das Blut gerinnt.

Maria Gentili Montalti saß in dem öden Hause, in dem finstern kalten Gemache, vor dem Kamin ohne Feuer, auf dem Lehnstuhl ihres Vaters. Hier hatte sie oft gesessen, gewartet und gehorcht, bis sie Bernardo's Stimme hörte, bis sie aufsprang und ihm entgegeneilte, oder dem Vater, dessen einziges, zärtlich geliebtes Kind sie war. — Aber ihr Vater lag in Ketten im Thurme und Bernardo — Bernardo — oh! O wehe! Wehe! Sie rang ihre Hände zusammen, es war als

ob Eisschollen sich umklammern. Sie weinte nicht, sie klagte nicht. Ihr Gesicht lag auf ihrer Brust, ihre Hände in ihrem Schooß, ihre Augen waren geschlossen. Manchmal aber that sie diese weit auf, und wie ein glühend Eisen fuhr dann ein Schmerz durch ihre Brust. Das Feuer brannte darin mit namenlosem Schmerz. Sie wimmerte und ächzte und faßte mit beiden Händen nach ihrem Kopfe, dann wurde es wieder still.

Plötzlich aber sprang sie wie verzückt von dem Stuhle, irre Blicke um sich werfend. Sie hatte eine Stimme gehört, die rief mit unsäglichem Klageton: „Maria!" Es war Bernardo's Stimme, er kam, wie er sonst gekommen — aber nein, o nein! Wehe! Ach, wehe! Bernardo lag zerbrochen auf dem Gerüste, bleich und todt. Doch die Todten rufen oft in der Nacht die, welche sie geliebt haben, bei ihrem Namen. Wer ihnen antwortet, der muß sterben.

Maria wußte dies wohl, aber sie streckte ihre Arme verlangend aus und rief: „Hier bin ich, Bernardo! Nimm mich mit Dir, laß mich nicht zurück!"

Dann taumelte sie in den Stuhl und die Sinne wollten ihr vergehen, sie konnte sich nicht aufrichten, nicht bewegen. Da hörte sie die Stimme zum andern Male flehend an ihrem Ohr, Bernardo's Stimme, die sie so gut kannte.

„Ach, meine Maria, höre mich, Du wirst mich nicht verlassen. Dort haben sie mich hingelegt, die grimmigen Feinde, kalt und nackt, den Geiern zur Beute. Komm, Geliebte, komm, laß Deinen Bernardo nicht in solcher Schande. Lege ihn in sein Grab, wie es Christen geziemt. Verlaß mich nicht, Maria, meine Maria!"

Da sprang sie von Neuem auf und lief nach der Thür, aber ihre Hand sank nieder, als sie an ihren Vater dachte. Durch des Henkers Hand sollte ein Jeder sterben, der einen der Todten von dem Gerüste nahm. Ihr Herz fing an zu zittern, sie sah den alten Vater in der Finsterniß, wie er seine geketteten Hände nach ihr ausstreckte, von Kummer und Gram verzehrt.

Und nochmals sank sie in den Stuhl und warf die Kappe ihrer schwarzen Faldetta über ihren Kopf, doch die Stimme des Todten drang hinein. „O Maria! wende Dich nicht von mir. Ich habe Dich so sehr geliebt, nun liegt in meinem zerbrochenen Leibe mein Herz, das Dir gehört, schandvoll auf der Straße. Begrabe mich in der Kirche des heiligen Franciscus, im Grabe meiner Väter, daß ich zur Ruhe komme und Dich segne, Maria!"

„Ja, Bernardo, ja!" rief sie, „Frieden will ich Dir bringen, Frieden Dir, mir!" Und so eilte sie hinab, öffnete die Thür und trat auf den Kirchplatz. Nichts regte sich. Der Himmel hing voll schwerer Wolken, aber zuweilen fegte der Sturm sie fort und bleiches Mondlicht zitterte dann herunter. Gleich aber deckten schwarze ungeheure Hände den Mond wieder zu, als sollte er das rothe schreckliche Gerüst nicht bescheinen, das vor der Kirche stand.

Die Eulen und die Raben schrien um den Thurm; dem Grenadier, der vor dem Platze auf- und abschritt, mochte davor grausen und vor den Mondblitzen, die über die offenen starren Augen und blutig blassen Gesichter der sieben Leichen auf dem Gerüste streiften. Er wandte sich davon ab und ging mit langsamen Schritten nach dem andern Ende des Platzes. Die Kirche aber war dunkel und leer, die Franzosen hatten sie geräumt; hatten die Casa Saliceti und manche andere Häuser in Besitz genommen an allen Enden Oletta's. Nur im Thurm lag die Wache und das Stiftshaus war ganz von ihnen angefüllt.

Und jetzt heulte der Sturm und brachte auf seinen Flügeln einen ungeheuren schwarzen Ballen, den er über den Mond warf. Und über den Platz ging Maria in ihrer schwarzen Faldetta, ungesehen in dem heulenden Nachtwetter. Sie stieg auf das Gerüst und nahm den siebenten der Todten in ihre Arme. Sie fühlte die Last nicht, es war als kämen ihr Riesenkräfte. Sie trug ihn zu der Kirche des heiligen Franciscus und trat durch die kleine Pforte hinein in die östliche Kapelle, da war vor dem Altare das Grab der Familie Leccia. An dem Altare setzte sie sich nieder, der Todte lag in ihrem Schooß. Und jetzt trat der Mond wieder hervor und durch das hohe Kirchenfenster leuchtete er in Bernardo's Gesicht und auf das Bild über dem Altar, wo der todte Christus auf dem Schooße der Gottesmutter lag.

Da in unendlicher schmerzensvoller Seligkeit drückte sie des geliebten Todten Haupt an ihre Brust, und der Frieden, der auf seiner Stirn lag, drang hinein. Sie küßte ihn und sagte leise: „Ruhe nun, o mein Bernardo! Ich habe erfüllt, was Du begehrtest, jetzt rufe mich an Dein Herz." Dann ließ

sie ihn niedergleiten auf den Altar, hob den Stein von der Gruft, nahm ihr langes schwarzes Tuch von der Faldetta, umwickelte ihn damit und senkte ihn daran hinab.

Und als sie die Gruft geschlossen hatte, warf sie sich vor dem Altare nieder im heißen brünstigen Gebet zur schmerzensreichen Gottesmutter; darauf ging sie und beschützt von der Gebenedeiten erreichte sie ungefährdet ihre Kammer. Ihr Herz war jetzt leicht, es war Friede darin; so schlief sie ein, hoffend auf Bernardo.

Und endlich erwachte sie von einem Geschrei, schlug die Augen auf und sah den hellen Tag. Ihre Magd stand händeringend an ihrem Lager. „Wacht auf, o Maria! Wacht auf!" schrie sie. „Der Leichnam Bernardo's ist gestohlen worden, und gleich haben sich die Franzosen aufgemacht, haben den alten Leccia in Ketten geschlagen, so auch seine Vettern und wollen sie alle dem Henker überliefern.

Maria sprang auf und sah nach dem Platze hin. Die französische Besatzung stand vor dem Stiftshause aufmarschirt, eine Wache brachte die gefesselten Leccia, zahlreiche Officiere standen vor den Soldaten, schreiende und weinende Weiber folgten den Gefangenen nach. Maria aber sah, daß bei den Officieren mehrere sich befanden mit Goldschmuck und Federbüschen auf den Hüten, und gleich erfuhr sie, daß General de Vaux so eben gekommen sei, begleitet von Grandmaison und großem Gefolge. Gefaßten Muthes verließ sie das Haus, ging den Weibern nach und kam an den Kreis, eben als die Gefangenen dort verhört wurden.

„Ihr habt es gethan, leugnet es nicht," rief der General. „Sterben sollt Ihr dafür, wie es Euch angedroht wurde."

„Nein," schrie Maria auf, „nein, sie sind unschuldig!" und wie sich die Blicke ihr zuwandten, drang sie hinein und warf sich zu des Grafen Füßen. „Ich habe meinen geliebten Bernardo begraben," sagte sie demüthig. „Hier bin ich, mein Herr; nehmt mich und laßt mein Haupt abschlagen, doch gebt denen die Freiheit, welche schuldlos leiden."

„Wie?" rief de Vaux, „Du willst die Thäterin sein! Was hast Du mit dem Leichnam gethan?"

„Er war mein Verlobter," erwiederte sie, „in wenigen Wochen sollte unsere Hochzeit gefeiert werden." Nun erzählte sie, wie Bernardo sie gerufen, nichts verschwieg sie, aber Oberst Arcambal fiel grimmig ein: „Glaubt nichts davon, mein General, sie will diese Missethäter retten!" und der Graf schüttelte den Kopf und sagte: „Heldenmuth genug zu solchen Dingen magst Du wohl besitzen, doch wie sollte Dir die Kraft dazu kommen. Wer hat Dir geholfen?"

„Meine Liebe, mein Herr, und die gnadenreiche Gottesmutter," antwortete Maria.

„Wie willst Du es beweisen?" fragte de Vaux weiter.

„Geht und öffnet die Gruft der Leccia," versetzte sie, „dort werdet Ihr ihn finden und um seinen Leib das Tuch meiner Faldetta, in das ich ihn einhüllte, als ich ihn hinabließ."

Auf des Generals Wink entfernten sich Mehrere, bald kamen sie zurück mit dem Tuch. De Vaux sah in das stille Gesicht Maria's, in ihre großen begeisterten Augen, und plötzlich hob er sie auf, Thränen liefen über sein Gesicht. „Großherziges Mädchen," sagte er, „ich glaube Dir. Geh, Du bist frei. Geh und erlöse Deinen Vater aus dem Thurm; erlöse sie Alle, ich will ihnen die Strafe erlassen. Möge Gott Deinen Heldensinn belohnen, möge er uns Allen vergeben und uns Frieden schenken!"

Da beugten die Corsen ihre Kniee vor dem großmüthigen General; ein Freudenschrei erschallte zum erstenmale wieder in Oletta. Und von ihren Verwandten mit Liebesworten überschüttet, wurde Maria im Triumphe nach dem Kerker geführt, dann in ihres alten Vaters Armen nach Haus.

An demselben Tage aber nahm man auch die andern sechs Gerichteten von dem Gerüste, gab sie ihren Verwandten und erlaubte ihnen, sie christlich zu bestatten. Und der Obergeneral kam in das Haus des Podesta, um Maria nochmals zu sehen, zu trösten, zu rühmen und zu preisen. Er setzte Montalti wieder ein in sein Amt und so die Gemeinderäthe, versprach ihnen seinen Schutz und daß Niemand mehr um diese Verschwörung verfolgt werden sollte. Gutes sollte den Bewohnern Oletta's fortan geschehen, wenn sie dem Könige von Frankreich getreu und ergeben sein würden, Gutes auch dem hochherzigen Mädchen, dem er verhieß, immerdar ihr Freund und Schützer zu sein.

Aber vier Wochen darauf läutete die Todtenglocke in der Kirche des heiligen Franciscus, und sie trugen Maria Gentili Montalti zu ihrem Freund und Schützer Bernardo, der sie gerufen hatte.

XII.

Den schwerverwundeten Abt Saliceti hatte sein Neffe in den Convent von Lento gebracht und hier wurde er von seiner Nichte gepflegt und von einem Arzte behandelt, den der Capitän Wilda aus Murato herüberschickte, wo er zu einem der corsischen Regimenter gehörte, welche so eben dort eingerückt waren, das Lager befestigen zu helfen und die Pässe gegen das Land Nebbio zu bewachen. Es reihte sich Woche an Woche, doch die Wunde des Abtes wollte nicht heilen; sein mächtiger Körper zehrte ab, doch sein Gemüth blieb feurig und sein Geist klar und stark. Er nahm den lebendigsten Antheil an den Rüstungen auf der Insel, und als die Nachricht kam, daß die große Volksversammlung in der Landschaft Casinca den Beschluß gefaßt, bis zum letzten Blutstropfen für Corsika's Recht und Freiheit zu kämpfen, wollte er durchaus sein Bett verlassen, sein Schwert wieder umgürten und mit dem Kreuz voranziehen.

Doch der Geist war williger als das Fleisch. Bei dem ersten Versuche, das Krankenzimmer zu verlassen, sank er zusammen, und Alle sahen nun wohl, daß sein Ende herannahte, nur er schien es nicht zu wissen. In dem Lager von Murato sammelte sich nach und nach die ganze corsische Macht. Die Milizen kamen unter ihren Führern, und nach corsischer Sitte ordneten sich ihre Abtheilungen nach den Gemeinden. Verwandte und Freunde standen dicht neben einander, die Geschlechter beisammen, die Söhne neben den Vätern, wie einst bei den alten Germanen, damit Jeder seine Thaten unter den Augen seiner Sippschaft verrichte, es Keinem auch an Hilfe und Beistand fehle. So ordneten sich die Züge, und dies corsische Heer in rothen phrygischen Mützen, Taschen von Eberfell und rauhen Kitteln von Ziegenhaar, war seltsam anzuschauen. Da kamen die hohen heldenhaften Gestalten der Männer von Marosaglio und vom Süden her, aus den Bergen und Bergthälern von Ornano. Es kamen die stolzen Küstenleute von Bonifacio, die rauhen Hirten aus den Schluchten des Monte Rotondo und d'Oro und die schnellen schlauen Burschen vom Cap Corso. Der größte Theil dieser Kämpfer klein, broncefarbig, mit funkelnden schwarzen Augen, scharfen eckigen Gesichtern, napoleonischen Anblicks, darunter aber auch schöne herrliche Jünglinge von edelster Gliederung, altgriechisch in ihren Mienen und Bewegungen. Alle in braunen Kitteln, im Gurt Messer und Pistolen, an der Kugeltasche das Pulverhorn, im Ziegenschlauch Wein, Milch und Brot, in den Händen die Doppelflinte. Die Muschelhörner tönten schrillend scharf bald auch in den Bergen um Lento, wo der kranke Abt freudig aufhorchte, wenn er sie vernahm. Giulio Saliceti, sein Neffe, hatte von den treuen Männern Oletta's gesammelt, was übrig geblieben und einen kleinen Schlachthaufen daraus und aus andern Flüchtlingen des Nebbio gebildet. Selten vergingen ein paar Tage, wo er nicht aus Murato herüber kam, seinem Oheim Nachricht zu bringen, was dort geschehen. Die Seele des alten Priesters füllte sich dann mit freudigen Hoffnungen. Der Präsident Paoli war überall, treibend, fördernd und ordnend, und wo er war, stählten sich Muth und Vertrauen. Alle Hilfsmittel, welche Corsika besaß, wurden von ihm aufgeboten, und im Namen Gottes und des Vaterlandes beschwor der General alle Corsen, jetzt jeden Streit zu vergessen, jede Feindschaft aufzugeben. In der That waren noch niemals in diesem Lande so viele Versöhnungen geschlossen worden, denn auch die Priester zogen umher und ermahnten bei des Himmels ewigem Strafgericht, von jeder Blutrache abzulassen. So reichten sich Gegner die Hände, welche bisher sich nicht sehen mochten, ohne nach ihren Mordgewehren zu greifen. Das ganze wehrhafte Volk zog herbei und mit ihm kamen wiederum auch manche Fremde, um den Corsen zu helfen; aber der Deutsche, welcher die Männer aus Oletta vom sicheren Verderben gerettet hatte, kam nicht nach Lento, obwohl der wunde Abt oft nach ihm fragte und nach ihm verlangte.

Er war nur einmal dort gewesen, als er den Abt in den Convent bringen half, darauf kam er nicht wieder. Die Dankbarkeit des Abtes war groß gewesen. Romana hatte ihm beim Abschiede schweigend die Hand gereicht, aber ihre Augen glänzten wie Siegesfackeln und ihr Finger deutete himmelwärts; er verstand ihr Zeichen. Giulio vermied ihn, doch war eine Aenderung in seinem Herzen erfolgt, die er sich selbst nicht eingestehen wollte, somit that er noch spröder und rauher zu dem Fremden, der ihm so viel Gutes erwiesen.

Es konnte nicht fehlen, daß der Verrath in Oletta viele geheime Nachforschungen und Vermuthungen hervorrief, wer der Verräther

gewesen, denn von diesem wurde nichts bekannt. Viele hatten darum gewußt, doch schwur der Abt Peverino täglich noch immer bei seiner ewigen Verdammniß, daß kein Mann in Oletta solcher Nichtswürdigkeit fähig sei und fluchte und wüthete mit den zornigsten Verwünschungen gegen den Elenden, der den Franzosen sich verkaufte. Wo aber sollte man ihn suchen? Man wußte nicht einmal, ob das Gerücht wahr sei, daß General Grandmaison aus Fiorenzo die erste Nachricht erhalten, oder nur ersonnen, um den Thäter zu verdecken. Montalti und manche Gemeinderäthe hatten nichts von der Sache wissen wollen, jetzt befanden sie sich wieder in ihren Stellen. Dennoch — was den greisen Podesta betraf, so machte des armen Bernardo's schrecklicher Tod und die rührende Heldenthat wie das Ende seines einzigen Kindes, ihn zum Gegenstande der innigsten Theilnahme. Er sowohl wie alle Andern waren ehrenhafte, angesehene Männer. Einer aber mußte doch der Verräther sein, und wie genau mußte er alle Umstände gekannt haben. Als Giulio zum erstenmale an den dachte, dessen Namen endlich allein übrig blieb, der letzte unter Allen, fuhr es ihm wie Feuer durch Mark und Bein. Er riß den Brand aus seinem Hirn und schleuderte ihn weit von sich. „Achill Grimaldi! — Fluch und Tod! über solch Blendwerk des Teufels, er ein Verräther! Nein, und tausendmal nein! Wer mochte das denken." Doch immer wieder kehrte der böse Feind in Giulio's Herz, und entsetzlich war es, daß es seinem Oheim nicht besser ging. Der Abt sprach den Verdacht nicht aus, allein er lag zuweilen vor sich hin sinnend, murmelte von seltsamen Dingen, von der Menschen unergründlicher Falschheit und Hinterlist, und fragte dann wohl plötzlich Romana, ob Achill Grimaldi noch immer nichts von sich hören ließe und ob Niemand wisse, was er in Bastia treibe? Oder er erkundigte sich bei seinem Neffen, sobald dieser kam, ob man noch nichts von neuen Verräthern gehört habe, die von den Franzosen Ehren und Aemter angenommen?

Giulio's Gesicht verdüsterte sich bei solchen Fragen, sie trafen ihn schmerzhaft, weil sie mit dem übereinstimmten, was er heimlich mit sich herumtrug und wovon er doch keinem Menschen etwas merken lassen durfte. Die Franzosen suchten um hohen Lohn jeden Corsen zu fangen, den sie brauchen konnten und wen hätten sie besser brauchen können? Wenn Achill Grimaldi wollte, wenn er sich verkaufen, sein Vaterland verrathen wollte, welch' Gewinn für den Feind der Freiheit! Und er lebte in Bastia, mitten unten ihnen, ihren Verlockungen Preis gegeben und war ein feiner, französischen Sitten ergebener Herr. Welche Schmach dann für die Saliceti, welche Schande für Romana, und wenn dies geschah, o Tod und Hölle! dann war er es auch, der Oletta verrieth, seine Freunde, seine Verwandten. Giulio zitterte am ganzen Leibe, so oft er dies bedachte; denn er verehrte seinen Freund dabei noch immer mit inniger Hingebung, fast demüthig; corsische Wuth überkam ihn nur, sobald er zu solchen Vorstellungen gelangte.

Doch nein, nein! Es war ja unmöglich, es war Satan selbst, der so Entsetzliches in seinem Hirn ausbrütete, ihn mit Teufelsspuk toll zu machen. Darum vermied er auch um so mehr, dem Capitän Wilda zu begegnen, denn er meinte, es ginge sein klägliches Denken mit vom Anblicke dieses Mannes aus, der so viele widerwillige Erinnerungen in ihm auferweckte. Und doch hatte er ihm viel zu danken, und dieser Fremde, immer voll Freundlichkeit, ein Mann, den Jeder liebte und lobte, sowohl das Volk und seine Untergebenen wie die Voranstehenden und der Präsident selbst. Mit unermüdlicher Thätigkeit hatte Wilda die Befestigungen von Murato geleitet; trotz der geringen und unvollkommenen Mittel Alles gethan, was sich thun ließ, um den Franzosen das Thal zu verschließen, das aus dem Nebbio heraufführte, und überall wurde sein kriegskundiger Rath hochgeschätzt und seine Erfahrungen besonders beachtet. Dieses tapfern und edeln Officiers Freund zu sein, würde vielen stolzen Männern wohl gefallen haben und im tiefsten Herzen gefiel es auch Giulio Saliceti, dennoch stellte er sich ihm kalt entgegen. Romana stand zwischen Beiden, das vergaß der junge Corse nicht. Zwar hatte Jener niemals mehr nach ihr gefragt, nie ihren Namen genannt; und daß er nicht wieder nach Lenta gekommen, erschien würdig und edel gehandelt, allein Giulio hatte in jener Mondnacht wohl den Ruf vernommen: Romana, meine Romana! und in seinen Armen hatte dieser Fremde sie aus dem Getümmel getragen, da sie ohnmächtig an seinem Halse lag.

Nein, Giulio durfte ihm kein Zeichen von Zuneigung geben, er mußte seine Schwester behüten, mußte sie für Achill Grimaldi be-

wahren, wachsam sein für seine Familienehre. Mit jedem Tage jedoch vermehrte sich das Getümmel in Murato, und als der April zu Ende ging, waren fünfzehntausend Corsen hier beisammen. Der Präsident langte mit seinen Officieren und seiner Wache an, den Männern von Marosaglia, welche sein mönchischer Bruder Clemens befehligte. Wilder, düsterer, gewaltiger war kein Mann auf der Insel. Mit scheuer Ehrfurcht sahen Alle auf ihn, als den von Gott erwählten furchtbaren Krieger, vor dem kein Anderer bestehen konnte. Aber Clemens Paoli war auch zugleich der geschickteste Führer, und kaum befand er sich im Lager, so begannen die Berathungen der Obersten; denn Nachrichten kamen aus dem Nebbio herauf, daß die Franzosen sich fortgesetzt verstärkten. An einem der letzten Apriltage wurde ein großer Kriegsrath gehalten, bei welchem auch Giulio Saliceti zugegen war, und es handelte sich darum, zu entscheiden, ob es besser sei, den Angriff des Feindes in Murato zu erwarten, oder, ehe dieser es ahnte, durch die Päſſe und Schluchten hervorzubrechen und über ihn herzufallen, wie es im vorigen Jahre geschehen.

Gründe wurden für beides geltend gemacht. Der Capitän der deutschen Schaar und Manche mit ihm riethen, die vortheilhafte Stellung nicht zu verlassen. Eindringlich zeigte Wilda ihre Vortheile und hob es hervor, daß bei aller Tapferkeit der Corsen nicht vergessen werden dürfe, daß sie den besten französischen Soldaten gegenüber ständen, welche, begierig nach Rache, und von vorzüglichen Officieren befehligt, den Vortheil strenger Disciplin besäßen und nach allen Regeln geschult seien. Mehrere der Führer erinnerten sich dabei, daß dieser Deutsche schon oft den Rath ertheilt, den Corsen soldatische Dressur beizubringen, wogegen sich ihr heftigster Widerwille sträubte. Jetzt fielen zornige und spöttische Worte, Streit entstand und verbitterte sich. Die Corsen, so hieß es, seien keine Söldner, die sich abrichten ließen. Nach Pfeife und Trommel möge Keiner marschiren, oder nach Commando laden und feuern, schwenken und sich drehen. Wie freie Männer würden sie fechten, mit Dolch und Säbel auf ihre Feinde fallen und alle deren Künste durch ihre Tapferkeit vernichten, wie diese bei Borgo vernichtet wurden. Darauf antwortete der Deutsche: „Was einmal gelang, gelingt nicht immer. Solch ein Heer, wie dies, muß siegen oder untergehen. Wird es geschlagen, löst es sich in wilde Flucht auf, denn nur der wohlgeschulte, an Zucht und Ordnung gewöhnte Soldat hält auch im Unglück fest zusammen. In dieser starken Stellung ist es möglich, dem viel zahlreicheren Feind hartnäckigen Widerstand zu leisten, auch bleibt uns endlich der Rückzug in das Golothal offen, um hinter dem Strom eine neue vortheilhafte Vertheidigungslinie einzunehmen."

Diese Antwort mißfiel den meisten Corsen noch mehr, sie fühlten sich beleidigt, da der fremde Soldat die Franzosen herausstrich und Flucht und Auflösung in Aussicht stellte. Finstere Gesichter blickten ihn an und einer der wilden Häuptlinge, Filippo Serpentini, sprang auf und schrie mit Heftigkeit: „Mögen die Fremden sich hinter den Schanzen verbergen, wir Corsen wollen nicht warten, bis der Feind uns aufsucht, sondern nach unserer Sitte sehen, wo wir ihn finden."

Lauter Beifall folgte seinen kecken Worten, aber aus dem Hintergrunde antwortete eine volltönende Stimme: „Ihr würdet Unrecht thun, die Vorsicht zu vergessen. Ich rathe dazu, in Murato zu bleiben, denn die Franzosen sind mit ihrem ganzen Heere schon im Anzuge und lassen es an Wachsamkeit nicht fehlen."

Alle wandten sich dem Sprecher zu und ihre Mienen wurden hell, als sie ihn erkannten. Es war ein hoher stolzblickender Mann eingetreten, nach welchem schon Viele vergebens gefragt hatten. Leo Grimaldi! riefen Manche hoch erfreut, und der Präsident Paoli, der bisher schweigend zugehört, streckte ihm seine Hand entgegen. „Edler, tapferer Grimaldi," sagte er, „Du kommst zur rechten Stunde, mit Sehnsucht habe ich Dich erwartet. Du bringst uns Nachrichten über den Feind?"

„Ich erwartete meinen Bruder aus Bastia," antwortete Leo, „darum zögerte ich, bis er kam. Jetzt hört ihn, er kann Euch genauen Bericht erstatten."

Da blickten die Corsen Achill Grimaldi an, welcher bescheiden vortrat; Giulio Saliceti hätte vor Freuden aufschreien mögen. Hier stand sein Vetter und Freund, nicht mehr im schwarzen Rocke und seiner Hemdkrause, sondern wie ein echter Sohn des Landes im Mentone mit Gurt und Tasche. Und sie hörten ihn Alle aufmerksam, denn er brachte die vollständigste Kunde von den Plänen des französischen Generals. Die

ganze feindliche Armee war auf dem Marsche, mehr als 30,000 Mann stark. General Grandmaison führte die Vorhut, Marbeuf das Gros. Achill wußte über jedes Regiment Auskunft zu geben. Die erdenklichste Vorsicht war getroffen, der Zug auf's Sorgsamste vorbereitet, die strengste Wachsamkeit angeordnet, alle Einrichtungen vollkommen. Ein leises Grausen schüttelte Manchen, der diese Erzählung hörte, welche so getreu alle Einzelheiten schilderte. Daß ein entsetzlicher Kampf bevorstand, konnte sich Niemand mehr verhehlen. Damit änderte sich auch die Meinung, man müsse Murato verlassen und dem Feinde entgegenziehen. Die beiden Grimaldi erklärten dies für unmöglich und stimmten dem deutschen Capitän vollständig bei, dasselbe aber thaten die verständigsten und tüchtigsten Führer, Clemens Paoli voran, endlich auch der Präsident, der die Stellung von Murato selbst und zuerst als Kampfplatz ausgesucht hatte. Die Einigkeit war hergestellt und General Paoli dankte seinem Freunde Grimaldi mit herzlichen Worten: „Du bringst uns tausend tapfere Männer vom Cap, theurer Grimaldi," sagte er, „sie werden unter Deiner und Deines Bruders Leitung ruhmvolle Thaten begehen, zufriedener aber macht es mich, daß ich Dich zur Seite habe, denn nun weiß ich, daß der beste und treueste Corse bei mir steht. Du sollst mit Deinen Braven Lento besetzen, der tapfere Gaffori soll mir Canavaggio bewahren. Geschehe dann, was da wolle, hier in Murato, hinab an den Golo können die Franzosen nicht; wagen sie es, so wird es ihr Verderben sein. So, meine Freunde, laßt uns muthig den übermüthigen Feind erwarten."

Sobald der Kriegsrath beendet war, warf sich Giulio Saliceti voll Entzücken in die Arme seines Vetters. Alle traurigen Vorstellungen hatte er vergessen, sie waren alle falsch. Reuevoll bat er ihm heimlich den entehrenden Verdacht ab. Achill war der kluge, treue, standhafte Freund seines Vaterlandes, dem er jedes Opfer brachte. Wie er es verheißen, kam er, Dolch und Pistolen im Gürtel, und seine erste Frage betraf Romana. Giulio mußte ihm nun den Hergang der Dinge in Oletta erzählen, den Kampf, die Flucht, die Rettung, die Geschichte der ganzen Zeit bis auf die letzte Stunde.

„Habt Ihr denn keine Spur des Verräthers entdecken können?" fragte er dann.

„Nicht die leiseste Spur," antwortete Giulio mit verlegenen Blicken. „Aber er wird nicht immer verborgen bleiben."

„Gewiß nicht," fiel Achill ein, „er soll uns nicht entkommen. Doch dem Himmel sei Dank, daß er Dich beschützte und meine geliebte Romana! Dein armer Onkel ist zu beklagen, doch immer noch glücklich, daß er den Franzosen nicht in die Hände fiel, denn sie würden ihn eben so gewiß gerädert haben, wie diesen närrischen Bernardo. Danken wir Gott, theurer Giulio, daß wir hier beisammen und am Leben sind, und jetzt laß uns nach Lento eilen, um den lieben Kranken mit Romana zu umarmen."

Bald sprengten sie auf ihren rothen Pferden über die Felsen, und in dem Garten des Convents fanden sie den sterbenden Priester und seine Pflegerin. Der Abt hatte sich in den Frühling hinaustragen lassen, auf's Sehnlichste hatte er danach verlangt. Voller Unruhe saß er auf seinem Ruhebette in der milden, weichen Luft, die mit Blüthendüften erfüllt war, seine fieberheißen Augen sahen der Sonne nach, die hinter den Bergen verschwand. Romana saß neben ihm. Er hatte lange Zeit ihre Hände festgehalten, während er leise seine Lippen bewegte. Plötzlich aber richtete er seine Augen auf sie, sah sie fest an und sprach: „Haben nicht viele Weiber Schwert und Flinte genommen, Romana, und fechten für ihr Vaterland?"

„Ja, lieber Oheim," antwortete sie, „es sollen deren mehr als hundert sein."

„So thu wie sie, wenn ich todt bin," fuhr er fort. „Steh Deinem Bruder bei, verlaß ihn nicht und höre" — er zog sie näher heran und sagte leiser: „Versprich mir, Romana, bei Deiner Seelen Seligkeit, keinem Verräther Deine Hand zu reichen. Höre wohl, was ich sage: stoße ihn von Dir, oder sei mit ihm verflucht! Ich sehe ihn, der mich verrathen hat, Dich, uns Alle," fuhr er mit wachsender Heftigkeit fort. „Ich höre ihn, er ist da und wie er uns verrieth, so wird er das Vaterland verrathen. Pasquale Paoli! hüte Dich, Du bist verloren! Ich will hin, ich will zu ihm, ihn warnen. — Bringt mein Pferd, ich will nach Murato! Fort! Fort!"

Er richtete sich auf und fiel zurück, seine Augen verdrehten sich und sanken zusammen. Angst ergriff Romana, eine sonderbare Veränderung prägte sich auf dem abgezehrten Gesichte des alten Priesters aus, laut und angstvoll schrie sie nach Hilfe. In dem Au-

genblicke nahte sich Jemand, und sie schrie ihm entgegen. Sie sah Achill Grimaldi, der mit freudigem Ausruf seine Arme aufhob, doch sie hielt ihn zurück und deutete auf das Lager. Grimaldi beugte sich darüber hin und blickte den Sterbenden an, der aber schlug seine Lider noch einmal auf, sein Blick traf den Blick, ein grimmiges Zucken lief über sein Gesicht. Der morsche Körper richtete sich in die Höhe, die Lippen öffneten sich zum letzten Male. „In die Hölle mit Dir!" stöhnte er voll Wuth, starrte ihn gespenstisch an und wollte den Arm aufheben, da fiel er in die Kissen und war todt.

XIII.

Die letzten Worte ihres Oheims hatte Romana nicht vergessen, auch als die Todtenklagen schwiegen und man den Abt eingesenkt hatte in die Gruft des Convents, wohin der Lärm des Krieges und die scharfen Töne der Muschelhörner nicht drangen. Die Bestattung geschah am 1. Mai, und Lento war gefüllt mit der Schaar des corsischen Kriegsobersten Leo Grimaldi und mit vielen Officieren sammt andern Männern und Freunden der Saliceti, die aus Murato gekommen, dem tapferen Abte die letzte Ehre zu erweisen. Unter diesen befand sich auch der Capitän Wilda. Er wurde von Giulio wohl empfangen, doch Niemand kam ihm freundlicher entgegen als Achill Grimaldi, der, nachdem der Trauerfall besprochen und der Leichenzug in die Kirche gegangen und zurückgekehrt war, noch lange Zeit mit dem Capitän in der artigsten und zutraulichsten Weise verhandelte.

Die kriegerischen Ereignisse, welche man in den nächsten Tagen schon erwarten mußte, gaben den Stoff zu ihren Mittheilungen, denn die Franzosen waren durch die Landschaft Nebbio vorgedrungen und hatten sich von Oletta aus der höher gelegenen Orte bemächtigt, wobei es zu verschiedenen kleinen Gefechten gekommen war. Obwohl ihre Fortschritte endlich aufgehalten wurden, schien es doch gewiß, daß das feindliche Heer seinen Zug auf Murato bald wieder beginnen würde, und aufmerksam forschte Achill Grimaldi nach dem Urtheile des deutschen Officiers.

Dies lautete nicht besonders günstig für den Sieg der Corsen. Der Capitän hielt es für zweifelhaft, ob bei dem Mangel an schwerem Geschütz und bei der geringen militärischen Ordnung in diesem Heere ein hartnäckiges Behaupten dieser Stellungen möglich sei, was jedoch nur entschieden werden könne durch die ausdauernde Tapferkeit und Kühnheit der Franzosen.

„Daran zweifelt nicht, mein Herr," antwortete Achill. „Die Franzosen sind bis zur Wuth von ihren Officieren entflammt, zugleich sind es ausgezeichnete Soldaten, voller Vertrauen zu sich selbst und zu ihren Führern."

„Dann ist es unsere Aufgabe," sagte Wilda, „Murato so lange als möglich zu vertheidigen und uns geordnet in das Golothal zurückzuziehen."

„Wird das geschehen können?" fragte Achill bedenklich.

„Gewiß, wenn Jeder seine Schuldigkeit thut. Die zähe Tapferkeit der Corsen werdet Ihr, Herr Grimaldi, am wenigsten bezweifeln."

„Nicht im Geringsten," versetzte Achill; „die Corsen werden ihrem Namen Ehre machen; aber, mein lieber Capitän, was wird geschehen, wenn das französische Heer in das Golothal hinabsteigt."

„Es kann nicht hinab," erwiederte Wilda, „so lange Lento uns gehört. Der Präsident legt mit Recht den größten Werth auf diesen starken Platz."

„Mein theurer Herr," sagte Achill bewegt, „ich lese in Euren Mienen, was Ihr nicht aussprechen mögt. Am Golo wird Corsika's Freiheit begraben! So müssen wir diese Felsen mit unserm Blute bedecken, mag das meine bis zum letzten Tropfen ausströmen; aber was wird aus Romana!" — Ein Seufzer begleitete diesen Namen, dann hob er seinen Kopf lebhafter auf und drückte des Capitäns Hand. „Ich weiß," fuhr er fort, „welchen Antheil Ihr an diesem hochherzigen Mädchen nehmt, weiß, welchen Dank Euch die Saliceti schulden und werde es niemals vergessen. Aber in welcher Lage sind wir jetzt! ich, dem das Herz tausendfach durchbohrt wird bei dem Gedanken an dies zärtlich geliebte Kind. Mitten in den Kriegssturm ist es geworfen, nirgend ein Zufluchtsort, nirgend eine Stütze. Was wird ihr geschehen, wenn die Franzosen über uns herfallen. Das Erbe der Saliceti ist eingezogen, ihr Name geächtet, ein Preis auf ihre Köpfe gesetzt. Wohin soll Romana fliehen, wenn — großer Gott! wenn wir unterliegen? Wenn dies Morden mit wilder verzweifelter Auflösung endet, wenn wir erschlagen liegen, wenn alle Banden der Ordnung zerreißen!"

Kummervoll legte er seine Hände zusammen über sein Gesicht und blickte düster vor sich nieder. Auch Wilda schwieg, er wußte nichts darauf zu erwiedern, sein Herz preßte sich zusammen wie seine Lippen.

„Nein, nein!“ rief Achill darauf mit Heftigkeit, „so darf es nicht enden. Romana muß fort, da es noch Zeit ist und Ihr, mein Herr, Ihr müßt mir beistehen. Nirgend gibt es größere Sicherheit für sie als auf Cap Corso, in Sisto, im Hause meines Bruders, in seiner Familie, bei unsern Freunden. Was auch kommen möge, dort ist sie geborgen und noch fehlt es uns nicht an Mitteln, sie dorthin zu geleiten. Denkt Euch, wenn Romana umkäme in diesem Gräuel, wenn sie verstümmelt, oder erschöpft von Elend, im Buschwald endete oder von plündernden Haufen der Franzosen gefangen würde. — Helft mir, mein Herr, der Ihr so großen Antheil an ihr nehmt, sie wird auf Euch hören. Ja, Ihr müßt mir beistehen, um Romana's willen.“

So bewegt Wilda von diesen Vorstellungen war, so mischte sich seinen Empfindungen doch ein lebhafter Widerwille bei. Argwöhnisch hefteten sich seine Blicke auf den Advocaten, doch er sah in dessen Gesicht nur Kummer und schmerzliche Aufregung. „Ich theile Eure Besorgnisse, mein Herr, im vollen Maße,“ erwiederte er, „doch kann ich Euch wenig helfen. Größeres erwartet von Euch selbst und von dem, der dieser Donzella am nächsten steht, von ihrem Bruder. Ihr habt mit dem Herrn Saliceti doch gewiß gesprochen.“

„Noch nicht,“ antwortete Achill, „doch bin ich seiner Zustimmung gewiß. Seht, dort kommt Romana. Geht ihr entgegen, sagt ihr, was Ihr als wahr befindet, schildert ihr aufrichtig Eure Besorgnisse und seid meiner ewigen Dankbarkeit gewiß.“

Das klang in des Capitäns Ohren abermals wie arglistige Falschheit, aber seine Augen hingen jetzt an Romana, die sich näherte und alles andere Denken verschwand vor ihrem Bilde. Sie kam in dem schwarzen weiten Trauerkleide, in dem schwarzen Tuche, über welches ihr lockiges Haar rollte. Kummervoll waren ihre edeln, reinen Züge, und doch belebten sich diese, wie ein Sonnenleuchten den dunkeln Himmel erhellt, als sie ihn erblickte. In einem einzigen Aufschlagen ihrer tiefblauen Augen, an einem Strahl, der liebend ihn durchglühte, wie das rosige Morgenlicht die Memnonssäule, erkannte er, daß nichts sich geändert hatte. Seine Arme wollten sich nach ihr ausstrecken, er hätte aufschreien und in den Himmel rufen mögen: „Ich will sie schützen, mir gehört sie allein!“ Wie seine Blicke aber umherflogen, trafen sie auf Giulio Saliceti, der seiner Schwester nachgefolgt, dicht bei ihr war; stolzer Ernst in seinen Mienen.

Da kehrte dem Capitän die Besonnenheit zurück und mit ihr schwanden die begeisternden Erscheinungen. Er sah nun Romana, die Verlobte des Herrn Grimaldi, und er dachte an sein Versprechen, die Wahrheit zu sagen. So ging er den Geschwistern entgegen, begrüßte sie höflich und war bald an der Stelle angelangt, wo er nach seinem Worte handeln konnte.

„Verzeiht mir, mein Herr,“ sagte er, nachdem Giulio um seines Oheims Tod geklagt, „wenn ich frage, ob Ihr, nachdem der hochwürdige Abt in sein Grab gelegt wurde, daran denkt, in Lento zu bleiben.“

„Es sind in Murato zweihundert tapfere Männer unter meinem Befehle,“ antwortete Giulio, „und wie ich meine, ist die Stunde nahe, wo alle Corsen ihre Waffen zum Schutz ihres Vaterlandes bereit halten müssen.“

„Ich gebe Euch Recht,“ erwiederte Wilda, „doch vergebt, wenn ich sage, daß Ihr mehr noch zu schützen habt.“

Als er dies gesprochen, blickte er Romana an und Giulio's Gesicht wurde kummervoll. „Ihr habt nur zu sehr Recht,“ rief er aus, „wohin soll meine Schwester in diesem Kriegssturme? Rathet ihr und mir, wenn Ihr es könnt, was wir thun sollen.“

Der Capitän wollte beginnen, seinen Rath zu ertheilen, als Romana ihm zuvorkam. „Erlaubt mir,“ sagte sie, „daß ich zuerst spreche. Wo ist jetzt Friede und Ruhe auf dieser Insel und wo drohen nicht Gefahren? Wir sind vertrieben aus unserm Eigenthume, die Feinde verfolgen uns. Sie haben einen hohen Preis auf Deinen Kopf gesetzt, Giulio, und auf den Kopf dessen, der jetzt ihre Rache nicht mehr zu fürchten hat. Wo ist größere Sicherheit für mich, als bei Dir, mein Bruder, und welchen Namen verdiente ich, wollte ich von Deiner Seite weichen? Nein, es soll nimmer geschehen,“ fuhr sie freudiger und stolzer fort, „ich will hier bleiben, wo ich die einzigen Freunde haben, welche ich noch in der Welt besitze und ich will nicht von ihnen weichen, denn eine Stimme in mir, die ich

oft schon gehört, ruft mir zu, daß ich nicht von Dir mich trennen soll.“

Während sie ihren Arm um ihren Bruder legte, blickte sie den Freund an mit solcher Zuversicht und Siegesgewißheit, daß ein süßes Empfinden ihn davon durchschauerte. Jetzt aber trat auch Achill Grimaldi herbei, denn Romana hatte mit laut tönender Stimme gesprochen und er kam mit sanftem Lächeln und mit warnenden Worten.

„Du hast es mir zwar mehrmals schon abgeschlagen, wenn ich Dich bat, mich für Dein Wohl sorgen zu lassen,“ begann er, „doch jetzt ist die Noth gestiegen und ich komme wieder und bitte Dich, liebe Romana, sieh ein, daß Du unmöglich bei uns bleiben darfst. Denn in das Kampfgewühl kannst Du uns nicht folgen und welche Beruhigung wäre es für uns Alle, Dich an einem sicheren Orte zu wissen.“

„Und noch,“ fuhr er fort, „können wir dafür Sorge tragen. Laß Dir, wenn Du meinen Rath wiederum verschmähst, von dem werthen und einsichtsvollen Freunde rathen, der Dir zur Seite steht.“

„Von ihm,“ fiel Romana ein, und sie wandte sich dem Capitän zu, „ja so soll es geschehen. Doch wartet noch einen Augenblick und hört mich an: Sorgt nicht um mich, daß mir Böses geschehen könnte, denn wisset, eine Prophezeiung hat mir verkündigt, daß kein Unheil mich treffen werde; doch Alles, was ich wünsche und hoffe, soll sich erfüllen. Also laßt mich bleiben und fürchtet kein Unheil.“

„Daß auch Propheten lügen,“ erwiederte Achill Grimaldi lächelnd, „ist oft schon bewiesen worden. Besser ist es, das Vernünftige zu thun, um den Aberglauben nicht zu bereuen.“

„Jeder folgt seiner Klugheit,“ sagte Romana, „und Gott wacht über uns Alle. So wird auch mir geschehen, was über mich beschlossen ist. Doch nun sprecht, mein Herr, was Eure Meinung, und so Ihr glaubt, daß ich gehen muß, will ich bereit sein.“

Da kam über den Capitän eine Freudigkeit, die sich nicht länger verbergen ließ, denn Romana stand vor ihm, ihre Hand bietend und in ihrem lieblichen Gesicht lagerte das höchste Vertrauen und die Demuth ihrer Liebe. Giulio Saliceti regte sich nicht, die letzten Worte seiner Schwester gaben ihm zu denken.

„Da Ihr glaubt,“ sagte Wilda, „daß eine höhere Macht Euch schirmt und antreibt hierzubleiben, Euer Schicksal zu erwarten, so rathe ich, begebt Euch in das Golothal hinab nach Rostino. Dorthin hat der Präsident die junge Frau seines Geheimschreibers Carlo Bonaparte mit andern Frauen gehen heißen. Dorthin auch ist die Canzlei gebracht und eine Abtheilung Soldaten hält jenen Ort besetzt. Ich will die Dame Letitia bitten, Euch unter ihre Obhut zu nehmen, wenn Euch dies genehm ist.“

Bei dieser Antwort röthete sich das bleiche Gesicht Achill Grimaldi's, und zum erstenmale verließ ihn die Verstellungskunst. „Daraus kann nichts werden, fiel er in stolzem Tone ein, „und dies ist wahrlich kein Rath, den man von einem besonnenen Freunde erwarten durfte. Weder hier noch in Rostino ist Sicherheit zu finden. Wenn die Franzosen in das Golothal hinabdringen, wird Rostino der Schauplatz wildester Verwirrung sein.“

„Aber woher wißt Ihr, mein Herr, daß die Feinde dahin gelangen werden?“ fragte Wilda.

„Wer soll sie aufhalten mit ihrer übergroßen Macht?!“

„Unsere Tapferkeit,“ versetzte der Capitän.

„Eure Tapferkeit,“ lächelte Achill geringschätzig.

„Mein Herr,“ sagte Wilda würdig und ruhig, „ich hoffe nicht, daß Ihr zu denen gehört, die ihr Vaterland verloren geben, noch ehe dies entschieden ist.“

„Ich gebe nichts verloren, was mir gehört!“ rief Grimaldi, „aber ich bin auch kein Abenteurer, der dem Zufalle vertraut. Romana in Sicherheit zu bringen ist mein Recht, daher werde ich bestimmen, was geschehen soll.“

Diese energischen Worte klangen wie ein Befehl und sie rüttelten den jungen Saliceti aus seinem Schweigen auf. Seine Stirn faltete sich, er nahm eine stolze Stellung. „Ich denke,“ begann er, „daß ich bis jetzt allein über meine Schwester zu bestimmen habe und mir scheint der Rath, sie nach Rostino hinabzubringen, ein guter zu sein. Erwarten wir, was sich bei Murato zuträgt; werden wir besiegt, so bleibt uns Zeit, weiter zu sorgen.“

„Wer weiß,“ antwortete Achill gereizt und mühsam sich bezwingend, „ob Du Recht be-

hältst. Ich bitte Dich, Giulio, stehe mir bei. Laß uns unsere theure Romana von diesem blutigen Schauplatze der Kriegsgräuel in ein friedliches Asyl bringen, wo keine Gefahren sie bedrohen.“

Romana trat lächelnd zwischen Beide. „Sage nein, mein Giulio,“ sprach sie. „Ich bin nicht in Gefahr bei der Dame Letitia Bonaparte. Zu ihr laß mich gehen.“

„Ich bringe Dich nach Rostino,“ erwiederte Giulio, „so soll es sein.“

„Wie,“ rief Achill, „bist Du so schwach, weißt Du nicht — “ er hörte auf und fügte dann langsam hinzu: „weißt Du nicht, daß ich Gründe habe, über Romana zu wachen?“

„Meine Schwester ist Deine Verlobte und sie wird es bleiben,“ fiel Giulio ein, und einen drohenden Blick auf Wilda schleudernd, sprach er weiter: „Wer dies vergessen wollte, sollte es bald bereuen. Kein Saliceti hat je sein Wort gebrochen. Fluch und Tod jeder Falschheit! Fluch und Tod jedem Verräther!“

Als er dies sagte, dröhnte vom Gebirge herüber ein dumpfes Krachen, das an den hohen Felswänden in Lento widerhallte. Horchend standen sie verstummt. Donner folgte auf Donner. Ein Geschrei entstand. Menschen liefen erschrocken umher.

„Der Feind! der Feind!“ riefen plötzlich viele Stimmen. —

Nach wenigen Minuten sprengte Capitän Wilda auf dem klippigen Pfade gen Murato. Als er zurückblickte, sah er Romana's schwarze Gestalt noch auf demselben Platze, aber in ihrer Hand wehte als Liebesfahne ihr Mandile.

XIV.

Drei furchtbare Kampftage vergingen bei Murato. Am 3. Mai stieg das französische Heer das Gebirgsthal hinauf und begann seine Angriffe. Stellung für Stellung wurde genommen, Schanze für Schanze erobert. Zuweilen gab es ein wildes mörderisches Handgemenge, zuweilen warfen die Corsen die Schlachtkeile der Franzosen von den Felsenhöhen hinab und stürzten wie Verzweifelnde mit Säbeln und Messern in die Weichenden. Aber immer neue Bataillone folgten den geschlagenen. Die dichten Hecken der französischen Bajonette waren nicht zu durchbrechen, das furchtbare Kreuzfeuer der Kanonen konnte nicht bewältigt werden. Doch jeder Fuß des gewonnenen Bodens kostete Blut. Die corsischen Schützen lagen hinter jedem Busche, hinter jedem Steine, und mit wunderbarer Fertigkeit trafen sie ihr Ziel. Clemens Paoli, der Mönch mit den schrecklichen Augen, stand mit den Männnern von Morosaglia voran. Jeder Schuß von ihm kostete einem Franzosen das Leben, und mitten in dem Toben der Schlacht sahen seine Krieger ihn, wie er im Kugelregen umherging, kaltblütig sein furchtbares Gewehr ladend, ordnend, befehlend; mitten im entsetzlichsten Morden hörten die Franzosen die feierlichen Gesänge der Corsen, erblickten sie Priester mit geweihten Fahnen und Heiligenbildern, fanden sie Weiber mit durchbohrten Leibern, die noch im Sterben sie zu tödten suchten.

Am dritten Tage langte der französische Obergeneral vor Murato an und seine ganze Artillerie beschoß das feindliche Lager, ehe Sturm auf Sturm folgte. Tapfere, gewaltige Thaten geschahen hier, als aber der Abend kam, waren die Corsen schwer bedrängt und wohl zu merken, daß sie nicht lange mehr widerstehen konnten. Viele ihrer tapfersten Männer lagen todt, die meisten hatten Wunden, es stand der letzte Verzweiflungskampf bevor. Da ward ein Kriegsrath gehalten, ob dieser Kampf zu wagen und zu schlagen sei, oder ob es besser, während der Nacht in das Golothal zurückzuziehen und an diesem Strome, der schon so manchmal rothe Wellen schlug, ein neues Schlachtfeld zu suchen. Es wurden alle Gründe erwogen. Ward Murato erstürmt, schien Rückzug unmöglich, wilde Flucht und Auflösung mußten Corsika's Schicksal besiegeln. Hinter dem Golo aber ließ sich Ruhe und neue Kräftigung hoffen. Auch die Franzosen hatten schwere Verluste erlitten und so lange Lento sie aufhielt, mochten sie sicher nicht nachfolgen, denn es gab keinen Weg für ihre Kanonen; auf halsbrechenden Pfaden kaum für ihr Fußvolk. Alle kriegskundigen Männer stimmten überein, es in Murato nicht zum Aeußersten kommen zu lassen, das Heer zu retten, da es noch Zeit sei. Schon hatte sich die Ordnung mehr und mehr gelöst, schon war die glühende Kampflust gedämpft, die Begeisterung für des Vaterlandes Freiheit von dumpfem Schrecken betäubt, daß es unmöglich sei, dem übergewaltigen Feinde zu widerstehen.

Der Präsident hatte in diesen blutigen Tagen mit unerschütterlichem Muthe die Vertheidigung geleitet. Ueberall war er an den bedrohten Stellen, keine Gefahr scheuend,

die Corsen ermunternd, ihre Tapferkeit belebend und als Feldherr ordnend und handelnd. Es ruhten auf ihm alle Hoffnungen seines Volkes. Er wußte, daß er auch jetzt, nachdem die äußersten Anstrengungen vergebens gewesen, dieselbe Zuversicht zeigen, dieselbe Ruhe zur Schau tragen mußte. Keine Miene seines edeln, stolzen Gesichtes war verändert, kein Wort drückte eine Befürchtung aus, er sprach in freudiger, fester Weise aus, daß nichts verloren sei, daß dieser Rückzug nur dazu dienen werde, des Vaterlandes Freiheit sicherer zu behaupten und alle seine Anordnungen und Befehle wurden mit ungetrübter Klarheit gegeben. Als er aber endlich allein vor dem Feuer saß, sanken seine Mienen schlaff zusammen und trostlos starr blickte er in die Flamme, während seine Hände sich langsam zusammenkrampften, seine Lippen sich zuckend bewegten. So fand ihn der Capitän Wilda, als er eintrat, wie der Präsident ihm geboten; aber Pasquale Paoli schien es nicht zu beachten, erst nach einigen Minuten blickte er auf, als erwachte er.

„Ihr seid es," sagte er. „O, wie viel Blut ist vergossen! Seid Ihr ohne Wunden? — Gelobt sei Gott dafür!" fuhr er nach der Antwort fort und plötzlich rasch aufstehend fügte er hinzu: „Es wird nicht vergebens vergossen sein, es kann uns niemals anklagen, denn für das höchste und edelste Gut des Lebens streiten wir gegen übermüthige Feinde. Wie der höchste Herr auch über uns walten mag, keine Schande wird je an uns haften, mit Ehren werden kommende Geschlechter unsere Namen nennen."

Was seine Gedanken beschäftigt hatte, sprach sich in diesen Worten aus. Seine Augen ruhten glänzend auf dem Capitän, er reichte ihm seine Hand und sprach: „Wie Ihr der erste und tapferste Kämpfer in Murato gewesen seid, sollt Ihr es auch zuletzt verlassen. Die deutsche Compagnie und die Compagnie von Oletta sollen uns den Rückzug decken. Haltet den Feind auf, so lange Ihr es könnt, doch leistet keinen ernsten Widerstand mehr; denn er nützt zu nichts. Was jetzt geschehen soll, muß am Golo geschehen. Ich habe jedoch diesen französischen Herren ein paar harte Nüsse aufgespart, die sie erst aufknacken müssen, wenn sie den Kern verspeisen wollen."

Nach einer kleinen Stille antwortete Wilda: „Darf ich eine Bitte aussprechen, mein General."

„Was ist es?" fragte Paoli.

„Erlaubt, daß ich mit meinen Deutschen und der Compagnie Oletta, die Besatzung von Lento verstärke."

Paoli dachte nach. „In Lento wird Leo Grimaldi bleiben," erwiederte er darauf, „Euch brauche ich nöthiger. Doch was treibt Euch zu solchem Wunsche? Ach!" rief er fortfahrend, „Ihr hattet einst schon besondere Bedenken, aber Achill Grimaldi kämpft tapfer jetzt an seines Bruders Seite und dieser ist kein Mann, der einen schmählichen Verdacht zuläßt."

Er schwieg und erhielt keine Antwort. Sinnend kreuzte er seine Arme, doch schon nach einigen Augenblicken fuhr er lebhaft fort: „Wer könnte es wagen, seines Namens Ehre anzutasten! Es gibt keinen Mann, den ich höher schätzte, keinen, dem ich reinere Vaterlandsliebe zutraute. Und Achill Grimaldi hat Amt und Brot in Bastia verlassen, um für die heilige Sache Corsika's sich zu opfern —" er hielt inne. „Wo ist Romana Saliceti?" fragte er darauf. „Hat man mir nicht gesagt, daß ihr Bruder sie nach Rostino brachte?"

„So ist es, mein General," antwortete der Capitän.

„Nun seht, mein Freund," fuhr Pasquale Paoli lächelnd fort, „so habe ich sie in meinem Hauptquartiere, als Pfand und Bürgschaft und will sie wohl bewachen lassen. Ihr aber sollt nicht in Lento bleiben, Euer Platz soll an der Golobrücke sein, die sollt Ihr mit Leib und Leben vertheidigen und dafür möge Euch Gott den schönsten Lohn bewahren."

Nach einer halben Stunde wurde Wilda entlassen und er ging von dem Präsidenten mit Bewunderung vor dessen edeln Eigenschaften und doch mit der Gewißheit, daß Pasquale Paoli nicht groß genug sei, um Corsika zu retten. Vergebens hatte er ihm nochmals die Wichtigkeit Lento's vorgestellt und ihn gebeten, alle und jede Vorsicht zu verdoppeln, um diesen Platz zu sichern. Paoli's reine Seele empörte sich gegen jedes Mißtrauen wider den Freund, leichter erblickte er in dem Warner einen von Eifersucht gequälten, darum ungerechten Widersacher der Grimaldi, der in seinen Bedenken, ohne es zu wollen, Unrecht thue. Er hatte

ihn mit großmüthigen Betrachtungen, die ihn selbst beruhigten, zu überzeugen gesucht, und da der Capitän keinen bestimmten Grund gegen die Grimaldi anführen konnte, hatten seine Vorsichtsermahnungen nichts gefruchtet. Während der Nacht zogen die Corsen in der Stille aus ihrem Lager und aus Murato; am Morgen vertheidigte nur der Nachtrab noch auf einige Zeit die letzten Schanzen, dann warf er sich rasch in die Felsenschluchten und erreichte unverfolgt das Golothal.

Jenseit der Brücke lag dort an den aufsteigenden Höhen der Ort Rostino und hierhin hatte der General der Corsen sich begeben. Der kleine Flecken war angefüllt mit Pferden und Menschen, Gepäck und Troß, die von einem Heerwesen unzertrennlich sind. Was an Vorräthen vorhanden, lag hier aufgehäuft und mußte vertheilt werden, eben so wohl Kriegsbedarf, wie die nothwendigsten Lebensmittel. Es konnte an Verwirrung nicht fehlen, die im Laufe des Tages sich eher vermehrte, als abnahm. Der General und seine Adjutanten hatten mit Anordnungen der verschiedensten Art zu thun. Einige Abtheilungen der Milizen waren so gut wie aufgelöst, viele der Soldaten hatten sich zerstreut, manche sich davongemacht. Es galt die Ordnung herzustellen, die Schaaren zu sammeln, sie zu versorgen, die Gefallenen und Verwundeten zu ersetzen, Officiere zu ernennen, die Stellungen des Heeres zu bestimmen. Die Abhänge der Berge blieben besetzt, an dem ganzen Laufe des Stromes lagerten die Schaaren; die Ponte nuovo umstellte die deutsche Compagnie und mehr als tausend Corsen, darunter die Männer aus Oletta.

So ging der 8. Mai hin und Giulio Saliceti konnte endlich am Abend erst nach Rostino eilen, um seine Schwester dort aufzusuchen. — Als damals Achill Grimaldi heftigen Widerspruch gegen den Aufenthalt in Rostino erhob, machte der Kanonendonner allem Streite ein Ende, und sobald Karl von Wilda sich nach Murato begeben, stimmte der kluge Advocat seinen versöhnlichen, sanften Ton wieder an. Liebevolle Betheuerungen entschuldigten sein Zürnen, auch fand er es jetzt selbst gerechtfertigt, Romana eilig zunächst nach dem Hauptquartiere jenseit des Golo zu bringen, da keine Zeit mehr bleibe, Anderes zu thun und in seiner raschentschiedenen Weise handelnd, verging keine halbe Stunde, so standen Pferde vor dem Convent bereit, sowohl für Giulio und seine Schwester, wie für einen bewaffneten Diener der Grimaldi, der Romana's geringe Habe trug und beide begleitete. In einem Lande, wo die Frauen gleich den Männern zu reiten verstehen und wo es damals noch kaum eine Straße für Fuhrwerke gab, hatte diese kurze Reise bis Rostino keine Schwierigkeiten für die Donzella Saliceti. In wenigen Stunden war der Ort erreicht, schnell auch das Haus aufgefunden, in welchem die junge Letitia Bonaparte mit einigen andern Frauen Zuflucht gefunden, und gern nahm sie den Flüchtling auf und versprach mit liebenswürdiger Artigkeit, so gut für Romana zu sorgen, als sie dies für sich selbst vermöchte. Darin lag allerdings kein allzu großer Trost, denn die Dame Letitia war selbst hilflos genug. Erst achtzehn Jahre alt trug sie unter ihrem Herzen das Kind, das Corsika rächen, die Franzosen unterjochen, die Welt mit Blut und seinem Ruhm füllen sollte. Aber Letitia Bonaparte war schön und muthvoll, ihre dunkeln Augen voll Feuer und Geist, und wie ihr junger Gemahl, der berühmte Advocat und Geheimsecretär des Präsidenten, begeistert für des Vaterlandes Freiheit. Erleichtert in seinen Sorgen sprengte Giulio nach kurzer Rast in die Berge zurück, und am nächsten Morgen stand er zur rechten Zeit an der Spitze seiner Schaar, um an dem beginnenden Kampfe Theil zu nehmen.

Nun kam er müde, voll heimlicher banger Ahnungen um sein Vaterland und er dachte an Romana und Achill Grimaldi, doch der war in Lento, keine Kugel hatte ihn getroffen. Ein widerwillig Gefühl überkam ihn und dann nannte er es gut, daß Achill nicht bei ihm war, denn er fühlte wohl, daß Romana ihn nicht liebte und er selbst hätte wünschen mögen, es sei was geschehen, nicht geschehen. Doch wo gab es eine Möglichkeit, dies zu ändern? Achill hatte sich wacker und treu bewiesen, Romana war ihm zugesagt durch heiliges Familiengelöbniß und niemals hatte ein Saliceti sein Wort gebrochen.

Dies wiederholte Giulio als er durch Rostino ging, seine Schwester aufzusuchen. Glück in ihren Mienen eilte sie ihm entgegen und rief mit ihrer zärtlich klingenden Stimme: „Du lebst, mein Giulio, ich sehe Dich! Preis und Dank der Gottesmutter!“

„Besser wäre es,“ erwiederte er, „Du

sähest mich nicht, denn daß ich hier bin, ist kein gutes Zeichen."

„Und doch ist es das Beste, das mir werden konnte," sagte sie ihn küssend, „denn ich habe angstvolle Tage verlebt. Bei jedem Donner aus den Bergen sah ich Dich blutend fallen und Schreckbilder schwebten vor meinen Augen, die sich nicht schließen wollten."

Sie führte ihn in ihre Kammer im unteren Theile des Hauses und er erzählte ihr, was sich begeben. Vielmals wollte er den Namen des Mannes nennen, um dessen Leben und Tod sie sicherlich im tiefsten Herzen noch größeres Bangen trug, allein seine Zunge sträubte sich immer wieder; Romana selbst mochte eine Frage thun, doch diese erfolgte nicht. Endlich, als er vergebens es ihr nahe gelegt, sprach er dennoch von dem Capitän, seine Tapferkeit lobend und daß er wohlbehalten an der Golobrücke den Befehl führe. Romana's Augen glänzten heller, aber sie vernahm die Nachricht wie etwas, woran sie niemals gezweifelt. Dann als ihr Bruder fortfuhr, von den Schlachttagen zu sprechen und wie Wilda ihm getreulich beigestanden im heißesten Gewühl, leuchteten ihre Blicke freudiger und stolzer. „Ich wußte es, daß Du nicht verlassen warst, mein Giulio," rief sie ihn umarmend, „daß er mit seinem Leben Dein Leben beschützen würde und ich lag auf meinen Knieen, zu Gott flehend, daß er ihm dazu beistehe allezeit."

Giulio fiel ein, was Romana über die Prophezeiung gesprochen, die ihr Schutz vor Unheil und Erfüllung ihrer Wünsche verhießen und liebevoll traurig blickte er sie an. Woher sollte das Glück kommen, daß sie hoffte? Ein Schatten schwebte vor seinen Augen, er sah wie Achill Grimaldi aus. „Ach, meine theure Schwester!" seufzte er, sie in seine Arme schließend, „meines Vaterlandes Fall möchte ich nicht erleben und doch möchte ich nicht sterben, ohne Dich beglückt zu sehen."

Und mit derselben Zuversicht sah sie ihm lächelnd in's Gesicht und sagte freudig: „Glaube doch, es wird geschehen. Gott läßt sich nicht beugen."

Er sprach bewegt: „So gebe ich Dich in Gottes Schutz, geliebte Schwester, er wird entscheiden. Was sich für uns nicht ziemt, das wird Er nimmer zulassen. —"

Nun stiegen sie hinauf in das obere Zimmer des Hauses, wo die Dame Letitia wohnte und fanden dort mit Andern den Geheimsecretär Carlo Bonaparte, der manche gute Nachricht wußte. Die Franzosen hatten sich nicht heruntergewagt von den steilen Felswänden und viel wurde die weise Vorsicht des Präsidenten gepriesen, der ihnen den einzigen guten Weg abgesperrt, den es gab. Wenn dies nur eine Woche lang dauerte, waren solche Verstärkungen und Kriegsmittel von Corte und aus dem Süden herbeigezogen, alle Lücken so gut ausgefüllt und alle Ordnung hergestellt, daß man die Franzosen noch besser empfangen konnte, als in Murato.

„Seht, mein Herr Saliceti," sagte Carlo Bonaparte, „es ist der Unterschied, daß wir uns immer wieder verstärken können, während General de Vaux keinen einzigen Franzosen mehr besitzt, als die er um sich hat. Laßt ihn einmal geschlagen werden, so ist er verloren. Wir sind dann eher in Bastia, als er."

„Aber die Franzosen sollen schnellere Beine haben," lachte die schöne Letitia, „und für uns," fügte sie hinzu, indem sie sich schalkhaft betrachtete, „möchte es doch beschwerlich sein, ihnen nachzukommen."

Ihr Mann umarmte sie und sprach dabei zu Giulio: „Das war es, weshalb ich gekommen bin. Die Frauen müssen Rostino verlassen. Morgen in der Frühe geht ein Zug von Maulthieren unter Bedeckung nach Corte. Begleitet Letitia dahin, meine beste Romana, und leistet ihr Gesellschaft, wofür ich Euch tausendfach verbunden sein werde."

„Ei," sagte Romana, „müssen wir muthigen corsischen Frauen diesen Franzosen so weit aus dem Wege gehen, um bis nach Corte vor ihren schnellen Beinen zu fliehen? Wer weiß, ob wir dort vor ihnen sicher sind?"

„Davor," antwortete Carlo Bonaparte, „laßt nur den tapfern Grimaldi in Lento sorgen, er wird sich die Braut schon zu behüten wissen; wenn aber" fügte er spottend hinzu, „auch Corte nicht mehr sicher genug sein sollte, nun so zieht hinauf auf den Monte Rotondo, wohin die Hirten ihre Heerden von allen Orten her, vor den Franzosen in Sicherheit brachten. Dort gibt es Verstecke genug, die kein Späher entdecken kann.

Diese Antwort gab lustige Erwiederungen in Fülle, aber es wurde dabei festgestellt, daß die Reise nach Corte nicht aufzuschieben

sei. Rostino, mit Soldaten und Kriegslärm gefüllt, war kein Aufenthalt mehr für Frauen. Gern mochten sie diesen Ort verlassen, der, trotz aller Hoffnungen der Corsen, so wenig Behaglichkeit für friedlicher gesinnte Menschen bot.

Spät erst verließ Saliceti seine Schwester mit dem Versprechen, beim Anbruch des Tages zurückzukehren, um sie noch einmal zu sehen. Was an Vorräthen im Hause vorhanden, wurde zum möglichst stattlichen Abschiedsmahle von der freundlichen Dame Letitia großmüthig verwandt, und der feurige Malvasier hatte die heitere Laune vermehren helfen. Hoffnungsvolle und patriotische Wünsche erschienen darum als halbe Gewißheit, und Romana mußte mancherlei beziehungsvolle Sprüche auf die baldige Erfüllung ihrer liebsten Wünsche annehmen.

„Die heilige Mutter Gottes wird Deinen Geliebten beschützen, theure Romana," sagte die schöne Freundin sie umarmend, „und Dich so glücklich machen, wie ich es bin."

„Das wird sie," versetzte Romana mit so lieblich gläubigem Ausdruck, daß Letitia Bonaparte sie innig küßte und dabei sprach: „Ja, Du wirst nicht von ihrer Gnade verlassen werden, sie wird ihn Dir erhalten, den Du so innig und zärtlich liebst. O! wie freue ich mich, denn ich empfinde Deine Freude und Deine Sorgen: aber Du bist glücklicher als ich es war, meine Romana, denn meine Liebe hatte mit Haß und Feindschaft zu kämpfen. Meine Eltern, meine nächsten Verwandten, wollten nichts von meinem Carlo hören; er war ein Republikaner, der begeisterte Anhänger Pasquale Paoli's, die Romarino aber von jeher genuesisch gesinnt. Da kam Paoli selbst und mein Vater verstummte vor seiner edeln Beredtsamkeit. O! meine Romana, wenn Du es nöthig hättest, er würde auch von Deinem Geliebten sagen: Wem könntet Ihr würdiger Eure Tochter geben, als dem Manne, den alle guten Bürger dieses Landes so hoch schätzen, daß er der stolzesten Familie Corsika's zur Ehre gereicht."

„So würde Pasquale Paoli von ihm sprechen, zweifelt nicht!" rief Romana mit Freudigkeit, und Carlo Bonaparte erhob sein Glas und sprach dazu: „Der treue edle Kämpfer für Corsika's Freiheit soll siegreich bestehen und Romana ihn belohnen!"

Giulio Saliceti wußte wohl, was seiner Schwester leuchtende Blicke bedeuteten, er wagte jedoch nicht, ein Wort zu erwiedern, brach auf und ging fort, um nichts mehr zu vernehmen. Als er aus dem Hause trat, fiel das Licht auf einen Mann, welcher nicht fern von der Thür stand und leise mit einem anderen sprach, der, in seinen Mantel eingehüllt, ihm den Rücken zuwandte. Giulio ging weiter, doch nach einigen Dutzend Schritten kehrte er um, denn plötzlich fiel ihm ein, daß das Gesicht, das er gesehen, dem Diener der Grimaldi ähnelte, welcher ihn und Romana hierher begleitet hatte. Er fand die Beiden nicht mehr, sicherlich auch war es Täuschung, die gelben scharfen Gesichter der Corsen sind meist nicht sehr verschieden, und was sollte dieser Mann in Rostino thun? Die Mondsichel trat über die Berge, einen schwachen Glanz am Himmel verbreitend, unter ihm lagen die Massen des Gebirges düster und still, doch am Golo und weit hinab durch das Thal flackerten die Feuer, an denen die müden Soldaten schliefen.

Bei der Brücke loderte es heller auf und einige Minuten lang blieb Giulio dort stehen. Der deutsche Capitän saß unter einem Baume vor ihm, einsam wachend und die Flamme hütend. Zuweilen hob er seinen Kopf auf, blickte nach der Seite hin, wo Rostino lag und horchte in das Dunkel, dann wieder sah er trübsinnig nieder. Es wurde dem Saliceti warm um's Herz, leise trat er näher hinzu; er hätte seine Hand ausstrecken und dem Waffengefährten ein Freundeswort entgegen rufen mögen. Da klang durch die Stille der Name Romana! zu ihm hin. Es zuckte ihm durch Blut und Adern. „Nein! nein!" murmelte er, „Du rufst vergebens!" und eilig zog er sich zurück.

Während er nun bei den Männern von Oletta den Morgen erwartete und dieser endlich mit bleichem Schein sich ankündigte, war die Gesellschaft in Rostino längst zur Ruhe gelangt. Romana lag in ihrer Kammer und träumte einen herrlichen Traum. Ihr Geliebter stand an ihrem Bette, weckte sie mit leisen süßen Worten und sie hörte deutlich an ihrem Ohre: Wache auf! O! Du, mein liebstes Leben und laß uns fliehen aus diesem mit Blut erfüllten Lande. Alles ist bereit, ich bringe Dich in ein friedliches Haus, wo wir glücklich wohnen werden. Wache auf! hier ist Deine Brautkrone, wache auf und folge mir! Die Stunde ist da, wo Gott uns vereint.

Und Romana schlug ihre Augen auf und schloß sie wieder, denn ein blendender Glanz

fuhr darüber hin. Süß klang eine Stimme ihm nach: Erwache, meine geliebte Romana, erwache! Ich bin es, der Dich ruft!

Aber das war nicht die Stimme, welche sie im Traume gehört. Jäh richtete sie sich empor. Es stand ein Mann an ihrem Lager, eine Laterne in seiner Hand. — „Achill Grimaldi!" rief sie ihn anschauend. „Was willst Du?"

„Dich will ich," erwiederte er sanft und leise, „Dich aus dieser Bedrängniß befreien. Noch ehe es Tag wird, mußt Du fort von hier, theure Romana, denn dieser Tag wird schrecklich enden. Stehe auf und höre mich."

Er setzte das Licht auf den Tisch und trat an's Fenster. Romana hörte Pferde draußen schnauben. In einem Augenblick war sie in ihrem Kleide. „Warum soll dieser Tag schrecklich enden?" fragte sie.

„Du wirst Alles erfahren," erwiederte er. „Folge mir nur ohne zu zögern, denn wir müssen eilen."

Romana entzog ihm ihre Hand. „Wir sind in Gefahr?" begann sie.

„In großer Gefahr."

„Wo ist mein Bruder?"

„Wo er sein muß," erwiederte Achill.

„Warum kommst Du zu mir, wenn es wahr ist, was Du sagst. Warum eilst Du nicht zu denen, die helfen können?"

„Niemand kann helfen, liebe Romana, auch ich nicht. Nur für Dich kann und will ich sorgen."

„Was ist das!" antwortete Romana ihre Augen fest auf ihn heftend. „Du willst nur für mich sorgen und für Dich? Ich will wissen was Wahrheit, was Lüge ist, Achill Grimaldi."

„Wahrheit ist," versetzte er mit stärkerer Stimme, „daß Du verloren bist, wenn Du mir nicht folgst; Lüge ist, wenn Du glaubst, ich würde auch diesmal meine bessere Einsicht Deinen Widersprüchen opfern. Du mußt mich begleiten, Romana, denn die Franzosen werden in einer Stunde am Golo sein und ein blutiges Schlachten wird hier beginnen."

„Steht es so mit Dir und uns!" fiel sie ein.

„Schweig!" erwiederte er. „Einem Weibe steht kein Urtheil darüber zu, was Männer beschließen, die es zu verantworten haben. Glaube mir," fuhr er dann milder fort, „daß ich dies vermag; verständig wie Du bist, wirst Du gerechtfertigt finden, was mein Bruder gethan."

„Was that er?"

Achill Grimaldi bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er gelassen: „Er streckte in dieser Nacht die Waffen. Es mußte so sein." Romana gab keine Antwort, ihre Hände falteten sich; plötzlich aber begann sie: „So erfüllt sich, was mein Onkel sterbend sah. Er sah den Verräther und schied aus diesem Leben ihn verfluchend."

„Du bist eine Schwärmerin," antwortete Grimaldi, „aber ich habe keine Zeit, es Dir zu beweisen. Nur das Eine bedenke: Soll ein vernünftiger Mann sich in den Abgrund stürzen, wenn er sich zu retten vermag? Wir haben drei Tage lang gekämpft und sind besiegt worden. Es gibt keine Hoffnung auf Erfolg mehr; nur Wahnsinnige und fanatische Thoren können noch daran glauben. Nur sie mögen noch Blut vergießen, dies arme unwissende Volk auf die Schlachtbank treiben. Als Bettler und Verbannte werden sie dafür durch die Welt irren, wenn sie dem Schwerte oder den Galeeren entgehen. Zum letztenmale bot de Vaux uns Frieden, Sicherheit, den Besitz unserer Güter, die Gnade und Hilfe seines Königs. Was sollten wir wählen? Wo können wir mehr für unser verlassenes Volk thun? Wer ist dessen wahrhafter Freund? Komm, theure Romana, komm! Wir werden auch Giulio retten, wir werden ihm Freunde sichern, die ihn schützen, die das alte Erbe der Saliceti ihm erhalten. Vertraue mir, gib mir Deine Hand. Sieh, ich schwöre Dir" —

„Rühr' mich nicht an," unterbrach sie ihn. „Du lügst! Du hast uns verrathen! Uns in Oletta, jetzt Dein Vaterland!"

„Verhindert habe ich eine grause Bluthat," antwortete Achill, „Eure Seelen gerettet von einem entsetzlichen Verbrechen. Warst Du es nicht selbst, die davor bebte und die Mörder verdammte? — Der Tag bricht an. Du mußt mich begleiten, einst wirst Du mir danken. Zwinge mich nicht zur Gewalt!"

Mit diesen Worten packte er Romana um den Leib, warf ihr den langen Zipfel der Faldetta über den Kopf und hob sie auf, um sie hinauszutragen. Es war das Werk einer Minute, mit überraschender Schnelle ausgeführt, und doch war es kaum halb vollendet als es sein Ende nahm; denn als Grimaldi hinaus wollte mit seiner Beute, sah er Giulio Saliceti vor sich und ließ Romana aus seinen Armen gleiten.

Und in demselben Augenblicke, wo er ihn erkannte, dröhnte ein ferner Donner von den

Bergen her, ein zweiter, ein dritter; dann wieder Stille.

Die beiden Männer standen sich gegenüber; zu ihren Füßen Romana, die sich aufraffte, mit angstvollen Blicken ihren Bruder zu umklammern suchte. Giulio's Arm hielt sie von sich zurück. Seine Augen hingen an Achill Grimaldi wie glühe Feuerballen, sein Gesicht war wie von Erz, bewegungslos, es zuckte kein Muskel darin.

Plötzlich riß Achill eine Pistole aus dem Mantel, aber bei seiner ersten Bewegung war es, als erhalte ein Tiger Leben. Mit einem Sprunge warf sich der Saliceti auf ihn. Sein doppelschneidiges Dolchmesser fuhr dreimal bis an's Heft in seines Vetters Brust. Die Pistole entlud sich in Grimaldi's Hand, doch kein Schrei, kein Laut, kein Röcheln ward gehört. Mit dem Blitz und Knall zugleich fiel der Getödtete ohne Zucken nieder, und auf ihn warf Giulio das blutige Messer und entfloh. Die entsetzten Menschen im Hause, Mord und Hilfe schreiend, stürzten die Treppe herab!

Jetzt waren sie da. Carlo Bonaparte kam mit Säbel und Gewehren, seine muthige Frau mit ihm, angstvoll nach Romana rufend. Der Pulverdampf qualmte zur offenen Thür heraus; als sie hineinleuchteten, erblickten sie Romana am Boden knieend neben einer leblosen Gestalt, deren Blut über die Fliesen strömte.

„Herr des Himmels!“ schrie Carlo Bonaparte, „was geschah hier?“ Und indem er das Licht dem Gesichte des Todten näherte, erkannte er ihn und fuhr mit vermehrtem Grausen fort: „Achill Grimaldi! Wer hat die verruchte That gethan? Wer hat ihn ermordet?“

„Mein Bruder that es,“ antwortete Romana mit fester Stimme, und sie erhob sich von ihren Knien.

„Arme Romana!“ rief Letitia Bonaparte. „O! Jammer und Elend! Er erschlug den Geliebten in Deinen Armen.“

„Er erschlug den Verräther!“ sagte Romana. „Er hat recht gerichtet, ich preise ihn dafür!“ — Alle blickten sie an als sei ihr Geist von dieser grausamen That zerstört worden, da dröhnten die Häuser in Rostino wiederum von dem Schießen in den Bergen, und Romana fuhr fort: „Hört Ihr es? Das ist der Feind! Dieser hier hat ihm Lento verrathen, wie er Oletta verrathen hat. Die Grimaldi haben sich den Franzosen verkauft, Corsika's letzter Freiheitstag ist gekommen!“

Die Menschen standen zitternd und ungläubig. Plötzlich gellte ein wildes Geschrei auf der Straße: „Rettet Euch! rettet Euch! die Franzosen sind da, Lento ist verloren!“

Nun liefen sie alle angstvoll und klagend hinaus; vom Thale her wurde das Schießen heftiger, und zwischen dem Kanonendonner knatterten die Gewehre. Der Präsident Paoli mit einem Gefolge von Officieren eilte vorüber dem Golo zu. Sein Geheimsecretär ließ Maulthiere und Saumrosse eilig packen, dann fort nach Corte.

„Romana! wo ist Romana!“ rief die Signora Letitia, doch nirgend war Romana zu finden. Man wußte in der Verwirrung nicht, wo sie geblieben, mußte sie endlich ihrem Schicksale überlassen. Denn schon flogen die Franzosenkugeln über den Golo fort.

Und die Sonne ging auf und beleuchtete das Thal durch Wolken von Pulverdampf, die wie blutrothe Schleier sich darüber ausspannten. Aus den Bergen blitzte und donnerte es unaufhörlich, eine dunkle bewegliche Masse wälzte sich, wie eine ungeheure Schlange mit glänzenden Schuppen, von den steilen Hügeln herab, hinter denen Lento lag. Es war das französische Heer und seine funkelnden Bajonette. Voran seine Jäger, welche die corsischen Milizen aus den Wein- und Oelgärten warfen und vor sich hertrieben; auf den freien Punkten seine Kanonen, weiße Dampfsäulen schleudernd, aus denen der Tod seine furchtbare Stimme erschallen ließ.

Das Feld bis zur Brücke bedeckte sich schnell mit fliehenden, von Schrecken und Entsetzen erfüllten Menschen. Wo man es am wenigsten geahnt, stieg der Feind plötzlich herab. Wo waren die Grimaldi, wo war Lento? Sie flohen nach der Brücke, sie warfen ihre Waffen fort in athemloser Angst. Die Franzosen ihnen nach, feuernd, mit tausendstimmigem Schlachtgeschrei, in dichten Haufen mit dem Bajonett, ermuntert zum Siegeslauf von ihren Officieren, Marbeuf voran. — Und je näher der Brücke, um so grimmiger vereinzelter Widerstand, um so größer die Verwirrung; endlich Freund und Feind in einander gemischt darauf losdringend, ein Knäuel, der nichts mehr erkennen läßt: Staub, Rauch, Waffengeklirr und Mord- und Jammergeheul. . . .

Plötzlich aber schmettert ein Kugelregen in diese verworrene Masse. Die Deutschen jenseit der Brücke haben Feuer gegeben. Sie haben den Auftrag, um jeden Preis den ein-

zigen Uebergang zu schirmen, die Flüchtlinge aufzuhalten; sie sehen die Franzosen sich auf diese stürzen und eindringen. Der Schrecken hat auch sie ergriffen, sie feuern auf die Milizen. Ein Schrei der Todesangst antwortet ihnen. Da ist es, als ob die gefangenen Dämonen in jeder Brust ihre Fesseln abstreifen und frei werden. „Verrath! Verrath!" rufen tausend Stimmen. „Wir sind verloren! Flieht! flieht!"

Und von einem höllischen Schrecken gefaßt, zittern und fliehen die Tapfersten. „Verrath! Verrath!" schreit es durch die Schaaren am Ufer des Golo; bleiche Angst jagt den Muth aus den Herzen. Sie fliehen, sie lösen sich auf, sie laufen den Wäldern und Bergen zu. Vergebens wollen die Führer sie halten, vergebens flehen und beschwören sie, im Namen des Vaterlandes, wie Männer, wie Corsen, zu fechten und zu sterben. „Verrath! Verrath!" das fürchterliche Wort hat alle Bande zerbrochen, alle Kraft zerstört. Der Eine reißt den Andern fort, aller Widerstand hört auf. Der Präsident selbst, sein Bruder, die unerschrockensten, todesmuthigsten Männer, sie müssen fliehen, denn es gibt kein Heer mehr. Die Franzosen sind über die Brücke gedrungen, nur die deutsche Compagnie und ein kleiner Haufen Corsen hat diese bis zum letzten Augenblicke vertheidigt, und jetzt entsteht dort ein grauenhafter Kampf, der den Feind allein noch aufhält. Mann gegen Mann ringen sie, Verwundete und Todte stürzen in Haufen nieder. Ein junger Corse ficht wie ein Rasender, er hört nicht auf den Zuruf der französischen Grenadiere, sich zu ergeben. Jetzt sinkt er auf sein Knie und zehn Bajonette drohen ihn zu durchbohren; doch ihm zur Hilfe eilt der Capitän der deutschen Compagnie. Um ihn liegen die Deutschen todt und verstümmelt, um seine Füße klammert sich sterbend der arme kleine Pietro, mit seinem letzter Seufzer flehend: „Rette Dich, Herr!" Er aber wirft sich auf die Franzosen, treibt sie zurück und schirmt seinen wunden Freund mit dem Schwert in der Hand, allein, wie ein Paladin aus der Heldenzeit.

Und wie von einem Zauber gefesselt stehen die Franzosen, senken ihre Waffen und blicken mit Rührung auf das Schauspiel vor ihren Augen. Ein schönes junges Weib hat sich neben dem Corsen niedergeworfen. Sie hält ihn in ihren Armen und bedeckt ihn mit ihren Küssen; sie ruft ihm zärtliche Worte zu, sucht ihn aufzurichten und er erhebt sich. Sie führt ihn fort und sie lassen es geschehen. Ein herrenloses Pferd wird von dem Capitän ergriffen. Das Weib stützt den Verwundeten, der im Sattel schwankt. Sie führen das Pferd den Gehölzen zu, durch welche die Straße nach Corte läuft.

Kein Halt! wird ihnen nachgerufen, kein Gewehr auf sie angelegt. Es sind die letzten Corsen, die dies blutige, jammervolle Schlachtfeld verlassen.

XV. (Schluß.)

In Corsika's Mitte liegt der ungeheure Felsstock, welcher Monte Rotondo genannt wird. In den Thälern, die ihn umringen, blühen Citronen und Myrthen, seine Gipfel deckt der ewige Schnee. Durch Wälder von riesigen Lärchenbäumen und Pinien geht es hinauf in das Reich der Hirten und der Banditen, zu den Bergmatten und zu den wüsten, zerklüfteten Felsgewinden, bedeckt mit chaotisch zerrüttetem Gestein, das hier zusammenstürzte, als die Giganten den Himmel stürmten und Zeus sie traf. Fels über Fels liegt aufgethürmt, von tobenden Wassern durchnagt, von den Wurzelfingern des Urwalds zusammengenäht, von duftigen Kräutern und Blumen liebevoll zugedeckt, von schwarzen Höhlenschlünden, Klüften und Abgründen grauenvoll unterbrochen. Die Restonica springt weißschäumend über die Blöcke, die ihr den Weg verlegen, und aus den Seen vom Gipfel des Rotondo zucken leuchtende Wasserstrahlen an steilen Wänden nieder mit Donner und Blitz. Es ist der einzige Laut fast in dieser Natur. Dann und wann der Schrei eines Falken, dann und wann der gellende Pfiff eines Hirten, der nicht zu sehen ist. Auf den hohen Felszacken, über denen die Schneefelder ihr blendendes Licht verbreiten, erblickt das Auge einen dunkeln, beweglichen Gegenstand. Es ist ein Thier mit hohen spiralen Hörnern. Es ist ein seidenhaariger Muffro, ein Wildschaf, das Wache hält zum Schutze seiner Gefährten, die hinter ihm weiden und auf dem ewigen Schnee behaglich ruhen; die einzigen Wesen, die ihn lieben.

Und wo der Wald verkrüppelt und die Weiden beginnen, lagern über diese weiten Halden, auf Meilen rund um die Gipfel, die Hirten mit ihren Ziegen und Schafen. Sie wandern über den Kamm des Gebirges und

steigen aus den Thälern, wo die Menschen mit ihren Gesetzen und ihrer Ordnung wohnen, in dies herrenlose Reich, wenn der Schnee es verläßt, und überlassen es ihm, wenn er wiederkehrt. In andern Jahren kommen sie erst so hoch hinauf, wenn der Mai zu Ende geht, doch diesmal war nicht allein das Wetter so mild, wie niemals, auch der Kanonendonner und die Franzosen gaben dem Monte Rotondo sein frühes ungewöhnliches Leben.

Nach der unglücklichen Schlacht am Golo benutzten die französischen Generale energisch ihren Sieg, denn sogleich verfolgten sie die fliehenden Corsen, und eine ihrer Abtheilungen drang auf Corte vor, und bemächtigte sich des Regierungssitzes. Da flohen Alle die zu fürchten hatten, mit Weib und Kind auf den Monte Rotondo, und die Hirten nahmen sie in ihre Höhlen und Campannen, wo sie angstvoll zitternd die Stunde erwarteten, in welcher die Franzosen auch hier hinaufsteigen und ein schreckliches Gericht halten würden.

Und es lag eine dieser armseligen Hütten östlich vom Col di Mozzo auf einer Felsklippe, unter dem Horn des ungeheuern Frate. Vor ihm lief eine blumenvolle Matte sanft hinab bis an den Urwald und rund umher weideten wohl mehr als hundert schwarze Schafe und Ziegen. Gegenüber schloß sich die Welt mit Felswänden und aufstarrenden, nackten, rothen Spitzen, über denen sich der gewaltige Monte d'Oro riesenhaft erhob; zur Linken sah das Auge tief hinab in blüthenweiße Thäler, und hinter diesen schimmerte ein blauer Meeresstreif. Die Abendsonne streute ihr rothes sanftes Licht aus, und mit dem kühlenden Hauche kamen die Düfte zahlloser würziger Blumen und Bäume aus der Tiefe. Das kleine Haus von Steinen hatte keine Thür. Ein rauhwolliger Vorhang deckte seine Oeffnung zu, ein breites Vordach gab Schirm vor Wind und Wetter. Unter diesem Dache saß der greise Hirt Angelo in seinen weißen, langen Locke·, neben ihm auf dem Steine saß Romana.

Angelo hielt die Zither auf seinen Knien, seine zottigen Hunde vor ihm schienen aufmerksam zuzuhören, wie er leise die Saiten bewegte. Nur dann und wann wandten sie die Köpfe nach der Heerde auf der Matte, darauf sahen sie den Vorhang an und dann ihren alten Herrn; der ihre fragenden Blicke nicht beachtete.

In der Hütte war es still, und doch lag ein Mensch darin in großen Schmerzen. Giulio Saliceti lag darin, den sie hierher gebracht hatten mit seinen Wunden an Seele und Körper. Und einmal, als es war, als dränge ein Seufzer durch den Vorhang, sprang Romana auf und horchte, aber sie hörte nichts mehr. — „Er schläft,“ flüsterte sie. „Werden Deine Tränke ihn zum Leben aufwecken, Angelo?“

Angelo gab keine Antwort. Seine Finger irrten weiter über die Stahlsaiten, es gab einen schrillen Klang. — „Laß ihn schlafen,“ sagte er, „Schlaf und Tod machen uns gleich und frei.“

„Aber er soll leben, Angelo.“

Der Greis schüttelte traurig seinen weißen Kopf. „Laß ihn sterben,“ erwiederte er; „wie soll der Giulio Saliceti leben als ein Knecht.“

„Hast Du denn keine Hoffnung, lieber alter Angelo,“ fragte Romana betrübt, „und hast mir doch verkündigt, daß ich glücklich sein soll.“

Der greise Hirt heftete seine großen, schwarzen Augen auf sie, und sah sie geisterhaft an. „Habe ich Euch nicht gesagt,“ sprach er dabei, „kommt mit mir auf den Monte Rotondo, wenn Ihr leben wollt? Ihr habt es nicht gethan. Der rasche Bernardo, die glückselige Maria, der zornige Peverino, der Grimaldi, den Keiner an Klugheit übertraf, Alle sind umgekommen.“ — Er dachte nach und ein wehmüthiges Lächeln bewegte seine Lippen; dann hob er seinen Arm auf und deutete auf den fernen blauen Meeresstreif. „Dorthin gehe, wenn Du glücklich sein willst, dorthin ruft es Dich. Diesen aber laß hier, der Monte Rotondo wird immer frei bleiben.“

Die Hunde sprangen laut bellend auf, es kamen Menschen vom Walde her. Romana erkannte ihren Freund, sie erkannte auch Carlo Bonaparte mit Letitia: Hirten waren in ihrer Begleitung, aber auch ein französischer General mit zwei andern Officieren.

Der Capitän ging vor einigen Stunden fort, um seine Freunde aus Ajaccio aufzusuchen, welche in einer nahen Campanna Obdach gefunden, um von ihnen zu hören und mit ihnen zu berathen, was in dieser gemeinsamen Noth geschehen könne. Jetzt sah Romana mit Erstaunen ihn in solcher Gesellschaft, welche ihren Schrecken und doch auch Hoffnungen erregte; denn von fern schon

wehte die Signora Letitia freudig mit ihrem Tuche, und näher herangekommen, riefen mehrere der Männer: „Evviva! Evviva! der Frieden ist gemacht, wir sind gerettet, gerettet!“

So erreichten sie die Campanna, wo Letitia Bonaparte ihre Freundin in großer Bewegung umarmte. „Hier ist der General Grandmaison,“ sagte sie, „Graf de Vaux hat ihn selbst von Corte heraufgesandt, um uns einzuladen, zu ihm herunterzukommen, Sicherheitspässe zu empfangen. Alles soll vergessen und vergeben sein, theure Romana. Jeder soll in seine Heimath unbehindert zurückkehren und ungefährdet dort leben können. Sage ich nicht die Wahrheit, General? Es soll Niemand davon ausgenommen sein.“

Der General verneigte sich lächelnd. „Die Insel ist unterworfen,“ erwiederte er. „Pasquale Paoli und die Häupter des Aufstandes haben Bewilligung erhalten, sich einzuschiffen; es ist ihnen Zeit vergönnt, sogar, um was sie an Vermögen besitzen mitzunehmen.“ —

„Wirklich!“ sprach eine tiefe Stimme hinter dem Vorhange, „so großmüthig seid Ihr gewesen!“

Der General sah dorthin, Giulio Saliceti trat heraus. Bleich und verfallen, brennende Fiebergluth in den Augen, doch stolz aufgerichtet, ohne zu wanken. Wie der Franzose ihn mit seinen Blicken maß, begegnete er festen furchtlosen Blicken; gramvollem Haß, der in bitterster Schärfe auf diesen blutlosen Lippen lag.

„Warum gebt Ihr ihnen ein Almosen mit auf den Weg, da Ihr ihnen Alles genommen habt,“ sagte Giulio. „Laßt sie betteln gehen, die Ihr zu Bettlern machtet, und heuchelt nicht Großmuth, nachdem Ihr wie Räuber die Corsen geplündert und erschlagen.“

Grandmaison erkannte den Zustand des Mannes, der also zu ihm zu sprechen wagte, er blieb gelassen. „Ihr seid Giulio Saliceti, der die Kirche in Oletta in die Luft sprengen wollte,“ begann er.

„Der bin ich,“ antwortete Giulio. „Ein Verräther war Schuld, daß es nicht geschah. Nicht ich.“

„Noch steht ein Preis auf Euren Kopf dafür,“ fuhr der General fort, „und Euer Vermögen ist dem Könige verfallen. Dann fand man in Rostino, in einem Hause, den Herrn Achill Grimaldi von drei Dolchstichen durchbohrt und, wie die Nachrichten uns eingekommen, habt Ihr ihn getödtet.

„Sucht keinen Andern,“ versetzte Giulio. „Diese Hand gab dem Elenden seinen Lohn; tausend Mal noch möchte ich es wieder thun!“

Ein ingrimmiges Zucken lief durch das abgezehrte Gesicht. Corsische Rachegluth und der Triumph ihrer Befriedigung.

„Es genügte dies eine Mal vollkommen,“ versetzte der General. „Ich will Grimaldi's Handlungen nicht vertheidigen; allein Ihr werdet es richtig finden, Herr Saliceti, daß das Ende eines Mannes, der dem Könige so große Dienste leistete, uns nicht gleichgiltig sein kann.“

„Nein,“ sagte Giulio, „er gehörte zu Euch, so thut danach.“

„Man benutzt den Verräther, wenn man ihn auch verachtet,“ antwortete Grandmaison. „Hört meinen Rath, Herr Saliceti. Wendet Euch an den Grafen de Vaux, stellt Eure Sache dar, wie ein Corse, der aus fanatischer Liebe zum Vaterlande gefehlt, gelobt in Zukunft ein Anderer zu sein und bittet ihn, Euch die Gnade des Königs zu verschaffen.“

Giulio hörte schweigend, doch sein Gesicht verdunkelte sich, das Blut trat in seine Augen, seine Brust hob sich heftig. „Gnade!“ sagte er mühsam, „Gnade von Eurem Könige? Gelobt sei Gott! ich bedarf ihrer nicht. Eines nur habe ich noch auf Erden zu erfüllen. Romana — und Du, mein Bruder, reicht mir Eure Hände. Nimm meine Schwester, edler, geliebter Freund, nimm sie und sei beglückt! Führe sie fort von hier, fort von diesen Knechten, ich aber“ — er wandte sein Gesicht der Sonne zu, die mit ihren letzten Strahlen ihn umglühte — „ich sterbe frei! Räche uns, Allvater im Himmel, räche uns an unsern Feinden!“

Blut quoll aus seinem Munde, er taumelte und fiel in Wilda's Arme. Romana rief jammernd seinen Namen.

„Er stirbt wie er gelebt hat,“ sagte Grandmaison, als sie ihn forttrugen, „ein echter Corse. Rache war die Aufgabe seines Lebens, Rache ist sein letztes Gebet. — Kommt, wenn es Euch beliebt, nach Eurer Wohnung, Herr Bonaparte, ich will Euch dort einen Brief an den Grafen de Vaux schreiben, den bringt nach Corte hinab. Ihr werdet gut empfangen werden.“

„Wo ist General Paoli,“ fragte Carlo Bonaparte.

„Wahrscheinlich jetzt noch in Vivario, doch soll in Porto Vecchio die Einschiffung geschehen.“

„So gebt mir einen Sicherheitsbrief, mein Herr, daß ich dahin gelange.“

„Wozu?“ fragte Grandmaison.

„Daß ich ihn in die Verbannung begleite.“

Der General ließ seine Augen über die Gestalt der Signora Letilia gleiten, und antwortete dann: „Ihr habt zunächst, wie mir es scheint, für diese Dame Sorge zu tragen. Bringt sie nach Ajaccio zu ihren Verwandten und bleibt dort. Ihr würdet es bereuen, wolltet Ihr meinen Rath nicht befolgen. In der Verbannung könnt Ihr weder Eurem Vaterlande noch dem Präsidenten nützen, wohl aber da, wo Ihr seid. Glaubt es mir, Frankreich wird Corsika niemals wieder herausgeben, somit helft sorgen, wie Beiden zu helfen ist. Die königlichen Gerichtshöfe werden Richter brauchen wie Ihr, die Corsen Männer von Muth und Rechtsgefühl. Nun,“ fuhr er fort, „wenn diese Gründe Euch nicht überzeugen können, so seht da die Thränen derer, welche Hilfe von Euch verlangt.“

Ihre nassen Augen erhebend, wie ihre Arme, rief Letitia: „Verlaß mich nicht, Carlo, was sollte aus mir werden? Wohin mit mir und meinem Kinde?“

So geschah es, daß Carlo Bonaparte im Lande blieb, und daß das Kind, welches Letitia in Ajaccio ihm gebar, sein Sohn Napoleon, als er heranwuchs, durch die Freundschaft des Generals Marbeuf in die Militärschule nach Brienne geschickt wurde.

Als aber am nächsten Morgen die Sonne aufging, legte der alte Hirt Angelo den Giulio Saliceti in ein Felsengrab auf der höchsten Stelle der Klippe hinter der Campanna. Er und der Deutsche senkten ihn ein und sie wälzten ein mächtiges Felsstück darüber. Lange lag Romana hier auf ihren Knien, bis ihr Geliebter sie endlich fortführte. Und sie stiegen hinab durch Wald und Felsen auf engen, steilen Hirtenpfaden, voran der weißlockige Greis mit gewaltigen Schritten, bis sie tief unten San Pietro liegen sahen.

Da hielt Angelo an und sprach: „Hier müssen wir scheiden. Geschirmt hat Gott Euch wunderbar und hat Euch seinen Willen verkündigt, so ist es geschehen. Klagt nicht und bangt nicht, lebt fromm und gerecht und vertraut auf ihn; doch wenn Ihr betet, so betet auch für Angelo, wenn Ihr zurück denkt, denkt auch an ihn. Wenn die Wetter fahren um Euer Haus, so denkt an den Monte Rotondo, und wenn die Frühsonne glänzt am blauen Himmel, so denkt an das Grab am Horn des Frate, wo der ruht, der Euch geliebt hat, und ich — o Romana! ich, der einsam dort sitzen, wachen und beten wird, manchen Tag, manche Nacht, bis an die letzte Stunde.“

„O! lieber alter Angelo!“ rief Romana, bitterlich weinend, „werde ich nie Dich wiedersehen?“

Der greise Hirt hob seinen Arm auf und deutete in die Weite.

„O, Kind!“ sagte er, „dort liegt Deine Welt, hier oben bei den Wolken die meine. Geh und vollbringe Deinen Lauf, bis Du heimkehrst, in Gottes Schooß. Evviva! Evviva! Wir werden uns wiedersehen! Sei gesegnet für alle Zeit!“

So stieg er in den Wald hinauf, und Romana warf sich an ihres Freundes Herz und sagte schluchzend: „Nun bin ich ganz allein, und ganz Dein eigen!“

* * *

Am 12. Juni des Jahres 1769 war die kleine Stadt Porto Vecchio gefüllt mit Thränen und Trauer. Im Hafen lag ein großes englisches Schiff, der Admiral Smitton hatte es geschickt, um die Flüchtlinge in die Verbannung zu führen, es sollte sie nach Toscana hinüberbringen. Und sie waren hier beisammen, die stolzen Ueberreste des Corsenvolks, die ihre Nacken nicht beugen wollten; lieber das Elend in der Fremde wählten, als die Verzeihung ihrer Unterdrücker. In den Bergen fochten noch da und dort einzelne verzweifelte Führer mit ihren Genossen, die Meisten aber hatten sich um den Präsidenten in Porto Vecchio vereinigt, dreihundert Männer, bereit, sein Schicksal zu theilen.

Und jetzt läuteten die Glocken von dem alten Thurme der Pfarrkirche und die Priester begleiteten ein junges Paar hinaus, das den Segen empfangen, der es über das Meer begleiten sollte. Romana Saliceti zog hinaus an der Hand ihres Gatten, von der heimischen Erde treulos fliehend, zu dem, dem sie ewige Liebe und Treue gelobt, und heimlich, tief unter den Myrthenblüthen auf ihrer Stirn,

lauschte das Glück, wartend, wann ihre Augen aufhören würden zu weinen.

Da trat Pasquale Paoli hervor, in stolzer Fassung, mit der Ruhe des Philosophen, mit der Ergebung des standhaften Mannes. Nur einmal verdunkelte sich sein edles schönes Menschenangesicht, als er den Fuß aufhob, um ihn in das Boot zu setzen, wo die englischen Matrosen sich auf ihre Ruder lehnten. Sein Fuß bebte zurück, er blickte umher, auf die fernen Berge, auf die Wälder, auf die Oliven- und Mandelhaine, auf die schluchzende Menge dort auf ihren Knien, auf die Priester, welche ihre Scapuliere ausstreckten, — seine weit geöffneten Augen ruhten starr und verzweifelnd darauf, athemlos still war es umher, als er sie aufhob zum Himmel und mit voller fester Stimme sprach: „Du hast so gewollt, mein Herr und Gott, Dein Wille ist geschehen!"

Und nur ein Mal noch wurden seine Augen naß, als die Fregatte hinausflog in das blaue Meer, und die Verbannten das Land ihrer Sehnsucht und ihrer Schmerzen in den Ocean versinken sahen. Ihre Blicke hingen daran mit magnetischer Macht, Alles was sie ertragen, Alles was sie verloren, drängte sich in ihre Herzen. Viele dieser rauhen, von den gewaltigsten Leidenschaften erfüllten unerschütterlichen Männer, die nie den Tod gefürchtet, nie vor einer That gebebt, stöhnten laut vor Jammer.

Da erhob Pasquale Paoli sein Haupt und sprach: „Zürnet nicht, meine Freunde, und trauert nicht. Laßt uns stolz und muthig unser Schicksal tragen. Besser ist es in der Fremde bei freien Männern zu wohnen, denn in der Heimath bei Knechten. — Vielleicht," setzte er, seine Blicke niedersenkend hinzu, „hätten wir länger noch ausharren können — ich — ich, aber Bandenführer in den Bergen zu sein, schickte sich nicht für uns, für die Häupter des corsischen Volkes, noch konnten wir elend und nutzlos vergossenes Blut vertreten, das Corsika nimmer frei gemacht hätte."

Seufzend schwieg er, Alle blieben still. Ihre Augen waren naß vom Schauen nach der geliebten Insel, die in Nebeln sich verlor. „Ich bin nicht, wie Sampiero war!" rief Pasquale Paoli. „O! hätte Gott uns einen solchen Mann gesandt, Frankreich würde es nicht gewagt haben, uns zu unterjochen. Der Herr der Welt hatte mir nicht Sampiero's Kühnheit und sein Geschick verliehen, ich that was ich vermochte, und nur in Einem will ich ihm nie weichen, in der Liebe und Treue zu meinem Volke, zu meinem heilig geliebten Vaterlande! Darin, meine Freunde, laßt uns einig sein, laßt uns ausharren. Laßt uns nach England gehen, laßt uns warten. Eine Stimme in meinem Herzen ruft mir zu, wir werden unsere Berge wiedersehen, glänzend in der Morgensonne der Freiheit! Wir werden zurückkehren, jubelnd empfangen, jubelnd begrüßt von einem freien beglückten Volke."

Er reichte seinem Bruder seine Hand, aber der Mönch mit den düstern Augen nahm diese nicht an. „Geh, Pasquale," antwortete er, „geh zu den Fremden und sei die Fahne Corsika's, sei der Spiegel ihrer Schande, daß sie uns verlassen in unserer Noth. Ich aber kann niemals von Italien scheiden, ich muß die Stimme meines Volkes hören. In dem Kloster von Vallombrosa will ich beten und büßen. Die Geister Corsika's, die großen Todten, werden zu mir über die Wasser ziehen und wenn sie im Abendscheine mich umschweben, werde ich mit ihnen klagen, mit ihnen die Verräther verfluchen! Diese, nicht die Franzosen haben Corsika besiegt. — O! du hoher, heiliger Gipfel!" rief er im Prophetentone, „aus deinen Wolken trittst du, um die Wahrheit zu bezeugen. Zeichen Gottes! von dir will ich nicht lassen, gläubig ausharren, Burg der Freiheit, bis ich wieder bei dir bin."

Auf seine Knie sank er nieder, seine Arme begeistert aufhebend, denn aus Wolkenlagern stieg der Monte Rotondo in den Himmel, strahlend im lichten Sonnenglanz.

Und viele der Corsen lagen betend um ihn, Romana aber sank an des geliebten Mannes Brust, innig und glühend seine Augen suchend. „Dahin nur will ich schauen," sprach sie, „Du bist mein Gotteszeichen und sollst es bleiben, bis an meinen letzten Tag. Zu Dir will ich beten. Führe mich, wohin Du willst. Gott wird mit uns sein, er wird uns glücklich machen!"

Und nach ihrem Glauben und des alten Hirten Scapula ist es geschehen. Glücklich und lange hat Romana Saliceti mit ihrem geliebten Freunde gelebt, erst im Anfange dieses Jahrhunderts ist sie in Westphalen bald nach ihm gestorben; heimgekehrt in Gottes Schooß zur ewigen Vereinigung.

Ein Wunderkind.

Novelle von

Adolf Glaser.

Die Residenzen der sächsischen Herzöge waren von jeher Pflegestätten der dramatischen Kunst, und die wandernden Gesellschaften des vorigen Jahrhunderts liebten es, ihren Aufenthalt unter dem Schutze der ihnen wohlgesinnten Fürsten zu nehmen. Als die in Weimar stationirte Schauspielergesellschaft des Directors Seyler im Jahre 1774 in Folge eines Theaterbrandes nach Gotha übersiedelte, fand sie dort durch Herzog Ernst II. die bereitwilligste Förderung ihrer Absicht, dauernden Aufenthalt in Gotha zu nehmen. Die Neigung des Hofes ging bald auf die übrigen Stände der Gesellschaft über, und so groß auch damals das Vorurtheil gegen die Komödianten noch war, so übte doch das Theater bereits einen großen Einfluß aus und gewann immer mehr Anhänger. Dazu trug übrigens der Umstand bei, daß die Vorliebe des Herzogs Ernst auf die höhern Bestrebungen in der Kunst gerichtet war; er suchte die ernste, gehaltvolle Seite der dramatischen Wirksamkeit zu fördern und sowohl die Schauspieler wie das Publicum dadurch zum Verständniß gediegener Dichtungen zu führen.

Kaum war die Seyler'sche Truppe eingetroffen, und so weit eingerichtet, daß die Vorstellungen ihren Anfang nehmen konnten, als der Herzog dem Director den Befehl zur Darstellung der bereits rühmlich bekannt gewordenen Lessing'schen „Minna von Barnhelm" zugehen ließ. Seyler wünschte nichts sehnlicher, als diesem Befehle seines Gönners recht schleunig und zu dessen voller Zufriedenheit nachkommen zu können. Er hatte sich beeilt, die Rollen ausschreiben zu lassen, und war eben damit beschäftigt, die Namen derjenigen Mitglieder seiner Truppe, die er damit betrauen wollte, auf die einzelnen Hefte zu schreiben, wobei er oft nachdenklich innehielt, als sich ein fremder Herr bei ihm melden ließ.

Der Eintretende war ein Mann von etwa dreißig Jahren, einfach, aber sehr zierlich gekleidet, und bewegte sich mit ausgesuchter Eleganz. „Ich darf nicht versäumen," sagte er, „dem Herrn Director meine unterthänigste Aufwartung bei meiner Durchreise zu machen, um so weniger, da mir die Zettel, welche die heutige Vorstellung ankündigen, beweisen, daß ich Ihnen kein Unbekannter bin. Mein Name ist Großmann."

„Der Dichter des Schauspiels „Die Feuersbrunst," welches wir heute darstellen werden?" frug Seyler.

„Derselbe," entgegnete der Andere mit höflicher Verneigung.

Seyler drückte Großmann, den er als den Verfasser mehrerer beliebter Schauspiele schätzte, herzlich die Hand, und sagte: „Werden Sie uns nicht auch die Ehre eines Gastspiels an unserer Bühne gönnen?"

Verwundert sah ihn Großmann an. „Ich bin nicht Schauspieler," erwiederte er dann.

Seyler blickte auf diese Antwort selbst noch viel verwunderter in des Redenden Gesicht. „Wie ist dies möglich," rief er aus, — „daß ein Dichter, der die Bühne nicht aus Erfahrung kennt, mit solcher Sicherheit die richtigen Effecte treffen kann? Mir ist kein Beispiel ähnlicher Art bekannt, denn die Werke aller andern Bühnenschriftsteller, die nicht auch Schauspieler sind, entbehren grade dasjenige, was Ihre Stücke auszeichnet."

„Ihr Erstaunen wird noch größer werden, wenn Sie erst die Entstehungsgeschichte meines ersten dramatischen Versuchs, als welchen ich Ihnen die Feuersbrunst bezeichnen muß, kennen werden," erwiederte Großmann. „Ich bekleidete früher den Posten als Legationssecretär beim preußischen Residenten in Danzig, hatte jedoch denselben aufgegeben und privatisirte in Berlin, wo ich mich zwar mit literarischen Studien beschäftigte, aber durchaus nicht daran dachte, Erfolge auf dem Gebiete der dramatischen Poesie zu erstreben. In einem traulichen Zirkel, in welchem die liebenswürdigste, ausgesuchteste Gesellschaft von Herren und Damen Montags und Donnerstags zu schöngeistiger Unterhaltung versammelt war, wurde die Frage aufgeworfen: Wie viel Zeit erfordert würde, um ein gutes Schauspiel zu schreiben? Der Altmeister Lessing, welcher zugegen war, antwortete: Vier Vierteljahre. Im ersten entwerf' ich den Plan; im zweiten dialogir' ich es; im dritten verschließ' ich es in mein Pult und vergess' es; im vierten hol' ich's hervor und feil' es aus. Ziemlich vorwitzig sagte ich hierauf, ich wollte in drei Tagen ein Stück schreiben, wenn ich grade einen guten Stoff hätte und bei Laune wäre. Daß ich ausgelacht wurde, versteht sich. — Ich eilte aufgeregt nach Hause, und ging mit großen Schritten in meinem Zimmer auf und

nieder. Siehe, da fiel mir eine große Feuersbrunst ein, die ich erlebt hatte, und einige Personen, die mir durch Eigenheiten merkwürdig erschienen waren, tauchten in meinem Gedächtniß auf. Rasch setzte ich mich — es war Montag Nachts — an mein Schreibpult, wie ein junger Waghals auf ein wildes Pferd, entwarf den Plan, theilte die Handlung in Aufzüge und Auftritte, dialogirte es und bracht' es den Donnerstag in den Club. Es wurde gelesen, und ich ward nicht ausgelacht, sondern hatte das Vergnügen, manche theilnehmende Thräne fließen zu sehen."

„Und das auf so bewunderungswürdige Weise entstandene Werk bewährte seine Wirkung und ist für alle unsere Theater Zug- und Cassenstück geworden," entgegnete Seyler, — „wahrhaftig, wenn Sie mir die Umstände nicht selbst mitgetheilt hätten, ich würde sie keinem Andern glauben. Aber, Sie sind mit dem großen Lessing bekannt, wie ich so eben vernahm. Haben Sie seine „Minna" in Berlin öfter gesehen?"

„Ich selbst habe das ausgezeichnete Stück in die französische Sprache übersetzt," versetzte Großmann.

„Sie sind also des Französischen mächtig?" rief, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, Seyler aus. — „Wie schade, daß Sie nicht Schauspieler sind; Ihre Anwesenheit könnte mir aus einer großen Verlegenheit helfen!"

Großmann bat sich eine nähere Erklärung aus.

„Ich bin in Verzweiflung wegen der Besetzung der Rolle des Riccaut in der „Minna," entgegnete Seyler. „Der Herzog hat die Aufführung befohlen, und es ist ganz unmöglich, daß unter meinen Mitgliedern Jemand diese Partie wird geben können. Was soll ich da anfangen? Sie wären ganz der Mann für den Riccaut. Versuchen Sie es einmal?"

Großmann lachte hell auf. „Bester Herr Director," sagte er, — „so gern ich Ihnen gefällig wäre, hierin kann ich nicht dienen. Dagegen komme ich nun," fuhr er fort, — „Sie selbst um eine Gefälligkeit zu ersuchen. Ich bin nämlich schon gestern hier angekommen und hatte von Berlin aus ein Empfehlungsschreiben an den Herrn Rath Hartmann mitgebracht, der mich in seinem Hause sehr freundlich aufnahm. Diese liebenswürdige Familie interessirt sich nun zwar eigentlich sehr wenig für das Theater, aber aus Interesse für mich wollen sie heute Alle zusammen hineingehen. Da wäre es mir nun erwünscht, wenn Sie dem Herrn Rath eine aparte Loge für diesen Abend reserviren wollten."

„Mit dem größten Vergnügen," entgegnete Seyler, und notirte sich sogleich den Auftrag. „Wie viel Plätze soll die Loge enthalten?" frug er dann.

„Sechs Plätze," versetzte Großmann. „Außer den beiden Söhnen wird auch die Tochter, welche, seitdem sie Wittwe geworden, bei den Eltern lebt, mitgehen."

„Und der sechste Platz würde alsdann für Sie selbst bestimmt sein?" bemerkte Seyler.

„Nicht doch," erwiederte Großmann, — „ich habe dafür eine andere Verwendung. Das kleine Töchterchen der Frau Flittner, das Enkelchen Hartmann's, hat schon so viel vom Theater gehört, und möchte diese fabelhafte Welt einmal kennen lernen; das Kind ist bei seinen zehn Jahren so lebhaft und geistvoll, daß ich mich wahrhaft für dasselbe interessire, und da möchte ich ihm gern das Vergnügen machen."

„Bei der strengen Richtung der Familie würde das Kind wohl in den nächsten zehn Jahren nicht dazu kommen," meinte Seyler, — „denn so viel ich weiß, gehört der Herr Rath zu denen, bei welchen Komödianten und Gesindel gleichbedeutend ist."

„Leider findet sich diese Ansicht selbst bei verständigen Leuten noch immer weit verbreitet," sagte Großmann, mit bedauerndem Lächeln, — „hoffen wir, daß sie bald ganz verschwindet."

„Das gebe Gott!" seufzte Seyler, und Großmann verabschiedete sich gleich darauf, mit dem Versprechen, bevor er abreise, den Director noch einmal zu besuchen.

Als Großmann am nächsten Vormittag in das Haus des Rath Hartmann kam, begrüßte ihn die Räthin mit den Worten: „Sie haben uns gestern Abend einen großen Genuß bereitet und selbst mein Mann folgte der Vorstellung mit lebhaftem Interesse. Was aber werden Sie sagen, wenn ich Ihnen mittheile, daß unser Rieléchen durch den Theaterbesuch so aufgeregt wurde, daß sie fast die ganze Nacht nicht geschlafen hat."

„Das bedaure ich von Herzen," versetzte Großmann, — „und wünsche nur, daß Madame Flittner sich nicht zu sehr geängstigt hat."

„Wir waren Alle etwas besorgt," ent-

gegnete die Räthin, — „obgleich es bei der Lebhaftigkeit Friederikens und der ergreifenden Wahrheit, die in Ihrem Stücke herrscht, ganz erklärlich war. Wir hätten das Kind nicht in das Theater führen sollen."

In diesem Augenblicke trat Frau Caroline Flittner in das Zimmer, an ihrer Hand die kleine Friederike führend.

Das hübsche Kind sah bleich aus, und schmiegte sich zärtlich an seine Mutter. Seine großen, glänzenden Augen blickten mit seltsamer Scheu auf Großmann. Dieser grüßte die junge Wittwe und erkundigte sich nach dem Befinden der Kleinen.

„Die Aufregung ist vorüber," sagte Madame Flittner, — „aber ich bemerke eine andere ungewohnte Erscheinung bei unserm sonst so gehorsamen Kinde. Sie widerspricht, weint und streitet gegen die Worte ihrer Mutter."

„O bitte, liebste Mutter, sprich nicht so," bat mit rührender Stimme die Kleine, indem ihr die Thränen in die Augen traten, — „ich will gewiß gehorsam und fleißig sein; aber wenn Du mir sagst, daß ich nie wieder in das Theater soll, so kann ich nicht ruhig bleiben, denn das thut mir zu leid."

„Also hat es Dir so gut dort gefallen?" frug Großmann.

„O gewiß," entgegnete das Kind und seine Augen leuchteten, — „der große gefüllte Saal, die Lichter, die Musik, das war wie am Christabend, wenn man auf die Bescheerung wartet, und dann, als der Vorhang aufging, war es viel schöner als eine Christbescheerung, viel, viel schöner."

Großmann strich mit der Hand über des Kindes glänzendes Haar und hörte dessen Worten mit froher Theilnahme zu. Als er dann wieder aufsah, und den Blicken der schönen, jugendlichen Mutter begegnete, schlug diese erröthend die Augen nieder. Die Räthin sagte:

„Sie sind so freundlich gegen Rieckchen, daß es ihr und uns Allen leid thun wird, wenn Sie uns wieder verlassen."

„Ich werde Ihnen die Kleine entführen und sie mit mir nehmen," scherzte Großmann — „dann soll sie jeden Abend das Theater besuchen."

„Ohne meine Mutter gehe ich nicht fort," erwiederte das naive Kind, indem es diese umschlang.

Die junge Wittwe erröthete abermals, und Großmann bemerkte dies Erröthen mit innerer Freude.

„Nun," sagte er, — „wir sind noch nicht beim Abschied. Die Zeit meines Hierseins ist mir nicht abgemessen, ich kann frei darüber verfügen und will vor der Hand nicht an ein Ende denken. Freilich wird mich wahrscheinlich ein wunderlicher Antrag, der mir gestern gemacht wurde, während meines Hierseins verfolgen. Der Director Seyler will mich nämlich zum Komödianten machen."

„Und das nennen Sie nur einen wunderlichen Antrag?" meinte die Räthin mit spöttischem Lächeln, — „ich dächte, es sähe mehr einer Beleidigung ähnlich. Ein Mann in Ihrer Stellung!"

„Die Sache ist nicht so schlimm wie sie aussieht," entgegnete Großmann, dessen empfindliche Seite durch die Bemerkung der Räthin getroffen war, „ja, es liegt für mich sogar eine gewisse Schmeichelei in der Ansicht des Directors, daß keiner seiner Schauspieler Sprachkenntnisse und Gewandtheit genug besitze, um die betreffende Rolle ausführen zu können."

„Um welche Rolle handelt es sich denn?" frug Frau Flittner.

„Der Herzog hat die Darstellung der „Minna von Barnhelm" von Lessing befohlen, und der Director Seyler ist in Verlegenheit, wie er die Rolle des Riccaut de la Marlinière besetzen soll," entgegnete Großmann.

„Eine saubere Parthie für einen ehrlichen Mann!" spottete die Räthin.

„Es handelt sich wohl nicht darum," erwiederte mit ernstem Nachdruck die junge Wittwe, — „ob der Charakter einer Rolle ein edler oder unedler ist; es fragt sich vielmehr, ob derselbe sich innerlich richtig und consequent durchgeführt zeigt, und in dieser Beziehung ist der Riccaut gewiß eine vortreffliche Gestalt und eine würdige künstlerische Aufgabe. Wenn es von Ihnen abhängt," setzte sie zu Großmann gewendet hinzu, — „die Aufführung der „Minna" möglich zu machen, so würde ich an Ihrer Stelle die Rolle übernehmen."

„Ich würde vielleicht eben so denken, wenn ich mich jemals in der dramatischen Darstellung versucht hätte;" entgegnete Großmann.

„So versuchen Sie es jetzt," versetzte Frau Flittner, — „es kann für Sie kein großes Wagniß sein. Der Dank und die Anerkennung des Publicums sind Ihnen schon darum sicher, weil man den Grund erfahren wird, der Sie zu dem Versuche bestimmt hat. Was Sie im Interesse Lessing's und seiner „Minna von

Barnhelm" thun, gereicht Ihnen in jedem Falle zur Ehre."

„Sie gehören zu Lessing's Verehrerinnen," erwiederte Großmann mit lebhafter Freude, — „und Sie wünschen, daß ich die Rolle übernehmen soll. Nun wohlan; ich will es versuchen, und," setzte er heiter hinzu, — „die kleine Friederike soll mich darin sehen; nicht wahr, beste Frau Räthin, dazu geben Sie Ihre Zustimmung."

„Darüber hat Caroline ganz allein zu entscheiden," entgegnete ziemlich verstimmt die Großmutter.

Das Gespräch erhielt durch den Eintritt des Rathes eine andere Wendung und Großmann verabschiedete sich bald darauf. Kaum war er weggegangen, so schritt die Räthin heftig im Zimmer auf und ab. „Du bist zu freundlich gegen den Menschen," sagte sie zu ihrer Tochter, — „und vergissest, daß Du die Wittwe eines herzoglichen Beamten bist."

„Großmann ist auch Beamter gewesen, und ein feingebildeter geistvoller Mann ist er noch," versetzte die energische junge Frau; — „weshalb sollte ich unfreundlich gegen ihn sein? Er interessirt sich für mein Kind, und die Mutter möchte ich sehen, die den Mann nicht anziehend fände, der ihrem Kinde Aufmerksamkeit schenkt." Damit entfernte auch sie sich und die Räthin machte nun ihrem Unmuthe Luft, indem sie ihrem Manne Alles erzählte, was sich zugetragen hatte. „Was werden unsere Bekannten dazu sagen, wenn wir einen Menschen freundlich bei uns aufgenommen haben, der Komödie spielt;" sagte sie zum Schlusse.

„Liebes Kind," entgegnete der Rath, — „Du mußt Deine Meinung in dieser Beziehung nicht allzu offen aussprechen, denn die Ansichten haben sich sehr geändert. Seitdem der Herzog persönlich mit den Komödianten verkehrt, muß man etwas zurückhaltender sein, wenn das Gespräch auf diese Leute kommt. Sie sind gefährlich und wachsen leicht denen über den Kopf, die sich für sie interessiren. Lasse daher die Sache auf sich beruhen und sei gegen unsern Gast freundlich wie zuvor."

„Aber das Kind darf nicht mehr in das Theater," sagte die immer noch erregte Frau.

„Wir wollen es zu verhüten suchen," beruhigte sie ihr besonnener und vorsichtiger Gatte.

Unterdessen begab sich Großmann zu dem Director Seyler, und nachdem er demselben einige freundliche Worte über die Darstellung der „Feuersbrunst" gesagt, erklärte er ihm, daß er die Sache wegen der Uebernahme des Riccaut sich überlegt habe und entschlossen sei, einmal einen theatralischen Versuch zu wagen.

Seyler war darüber hocherfreut und übergab Großmann sogleich die Rolle. Dieser sah sich somit genöthigt, für längere Zeit in Gotha zu bleiben; er nahm daher eine Wohnung und war selbst darüber verwundert, daß es ihm so leicht wurde, seine lang gehegten Wanderschaftspläne zu verschieben.

Es währte nur vierzehn Tage, so konnte die „Minna von Barnhelm" gegeben werden. Großmann spielte den Riccaut so gut, daß der Director und viele Anwesende in ihn drangen, sich ganz dem Theater zu widmen. Er zögerte jedoch, denn er wollte nicht mehr allein über sein Schicksal entscheiden, bevor er die Ansicht derjenigen vernommen hatte, die er nach kurzer Bekanntschaft bereits als den Leitstern seines Lebens betrachtete. Caroline Flittner war durch die eigene Neigung, mehr aber noch durch den schweigenden Widerstand ihrer Eltern, rasch zu der Erkenntniß gebracht worden, daß sie mit Großmann's Ansichten genügend übereinstimmte, um dessen Annäherung nicht ablehnen zu sollen. Sie war kein junges unerfahrenes Mädchen und mit der Energie ihrer Empfindung verband sie Verstand genug, um klar über das zu sein, was sie wollte.

Nach der Darstellung der „Minna" hatte Großmann die Absicht, mehrere Tage lang das Hartmann'sche Haus zu vermeiden, da er die Ansichten dort zuvor zum Abschluß wollte gelangen lassen.

Er hatte bei der Aufführung die Geliebte unter den Zuschauern bemerkt, auch hatte er die kleine Friederike wahrgenommen. Das Kind war ihm bereits mit ganzer Seele zugethan und sah zu ihm auf wie zu dem Schöpfer einer eigenen Welt.

Während Großmann die Rolle studirte, hatte sich das seltsame Wesen mehrmals zu ihm gestohlen, hatte ihm zugehört und das ganze Stück heimlich gelesen. Dies Alles aber geschah mit großem Ernste und entsprach vollständig dem fremdartigen Treiben, welches die Kleine von jeher hatte erkennen lassen. Man war gewohnt, sie oft still und abgesondert zu sehen, während sie dann

wieder plötzlich lebhaft und ausgelassen werden konnte.

Am zweiten Tage war bereits die kleine Friederike bei ihm. „Ich kann es nicht erwarten, bis Du zu uns kommst,“ sagte sie, — „ich habe Dir so viel zu sagen.“

Er nahm das Kind liebkosend in seine Arme.

„Du warst der Einzige,“ sagte sie, — „der mir gefallen hat. Die Andern sprachen gar nicht, wie man im Leben spricht. Als ich zum ersten Male im Theater war, bemerkte ich dies kaum; diesmal aber ist es mir wohl aufgefallen. Auch Eckhof hat mir nicht gefallen. Und nun gar die Toscani! Ist es wohl natürlich, die Augen so zu verdrehen, wenn man spricht?“

„Du würdest es wohl besser machen, kleiner Naseweis,“ scherzte Großmann, indem er das Kind liebkoste.

„Ja, das würde ich,“ sagte sie in so eifrigem, ernsthaftem Tone, daß Großmann laut auflachen mußte.

Die Kleine wurde plötzlich wie mit Blut übergossen, Thränen traten ihr in die Augen und sie wollte weglaufen. Großmann hielt sie zurück. „Komisches Ding,“ sagte er lächelnd, — „bist Du so empfindlich? Nun warte, wir wollen einmal sehen, ob Du Dich nicht überhebst. Nimm hier das Buch und lies die Scene, die ich mit der Toscani gespielt habe. Ich will Dich secundiren, mehr kannst Du doch wohl nicht verlangen.“

Rieckchen wurde ganz bleich; ihr Herz schlug hörbar. „Ich brauche das Buch nicht,“ sagte sie dann halblaut, und Großmann wollte die Scene beginnen.

Er zögerte jedoch und sagte: „Ich vergaß, daß wir keine Franziska haben; da müssen wir die Sache aufgeben.“

„O nein,“ entgegnete das Kind voll Eifer, — „die Franziska kann ich auch sprechen; es sind ja nur wenige Worte.“

Großmann schüttelte lächelnd den Kopf und begann leichthin wie zum Scherz den ersten Satz zu sagen.

Je weiter sie jedoch kamen, um so ernster wurde er, um so mehr war er erstaunt. Endlich hielt er ein und betrachtete das Kind mit starrem Erstaunen. „Woher hast Du das gelernt?“ sagte er, — „Du kannst die ganze Scene auswendig und sprichst sie besser, als ich sie je gehört habe. Wie bestimmt Du die beiden Rollen sonderst, und nicht ein einziges Mal hast Du in das Buch gesehen? Wie geht das zu?“

„Ich habe die ganze Scene behalten,“ entgegnete unbefangen das Kind.

Nun wurde es Großmann denn doch zu arg. Er unterdrückte sein Erstaunen und nahm eine strenge Miene an. „Die ganze Scene hast Du gelernt?“ sagte er, — „und dabei wahrscheinlich alles Andere versäumt, was Du hättest thun sollen? Deine Lehrer werden genug Klage unterdessen geführt haben!“

„Gewiß nicht,“ versetzte schüchtern das Kind; — „ich habe alle meine Aufgaben gemacht und nichts versäumt, aber ich habe gar nicht mehr gespielt, seitdem ich im Theater war, und ich mag auch gar nicht mehr spielen.“

Großmann überlegte einen Augenblick, dann sagte er sanft aber ernst: „Du sollst spielen, liebes Kind, sollst Dir Bewegung machen mit andern Kindern in freier Luft und Dich nicht schon mit Dingen beschäftigen, die für Dich noch nicht passen. Geh jetzt nach Hause und sage Deiner Mutter, daß ich sie heute Nachmittag besuchen werde; ich will ihr dann sagen, daß sie Dir keine Theaterstücke mehr zu lesen geben soll, das ist nichts für Dich.“

Friederike sah ihn niedergeschlagen an; sie wagte jedoch keinen Widerspruch und ging betrübt fort.

Am Nachmittage kam Großmann in das Hartmann'sche Haus. Caroline hatte ihre abgesonderte Wohnung und empfing den Freund in ihrem Zimmer.

„Ich erwartete Sie schon gestern,“ sagte sie, — „und sollte Ihnen zürnen, daß es Sie nicht früher hierhertrieb, um meine Ansicht über Ihr Spiel zu vernehmen. Sie wissen doch, wie sehr ich mich dafür interessire.“

„Das weiß und fühle ich,“ erwiederte Großmann, nachdem er auf ihre Einladung hin sich niedergelassen hatte, — „aber ich weiß und fühle auch, daß Ihnen dies Interesse manche unfreundliche Stunde hier im Hause bereitet, und dieser Gedanke lähmt oft die Flügel, welche meine Sehnsucht zu Ihnen mir verleihen möchte.“

„Lassen Sie mich Ihnen gegenüber offen sein,“ versetzte Caroline nach einer kurzen Pause, — „und hören Sie mich ohne Vorurtheil an. Ich bin kaum einige Jahre jünger als Sie und habe manche ernste

Lebenserfahrung gemacht, denn mein Naturell war von meiner frühesten Jugend an denjenigen unverständlich, von denen die Bestimmung meines Schicksals abhing. Kaum sechzehn Jahre alt wurde ich vermählt, wie konnte ich als halbes Kind wissen, ob der Mann, dem man mich zuführte, dazu geeignet sei, mein Wesen zu begreifen? Sein Tod hat mich wieder frei gemacht und obgleich ich in das elterliche Haus zurückkehrte, so bin ich doch entschlossen, mich nicht mehr durch Lebensanschauungen gängeln zu lassen, welche mit den meinigen in Widerspruch stehen."

„Und weshalb, theuerste Caroline," entgegnete Großmann, „haben Sie das Bekenntniß meiner innigen Neigung noch immer unerwiedert gelassen? Jedes Ihrer Worte, jeder Ihrer Blicke erfüllt mich mit der seligsten Hoffnung und dennoch baten Sie mich, nicht davon zu reden, daß ich Sie liebe, daß ich nicht ohne Sie leben kann."

Caroline war bleich geworden. Sie hatte es geduldet, daß Großmann ihre Hand erfaßte; jetzt erwiederte sie mit bebender Stimme: „Ich kann es Ihnen nicht verbergen, daß ich Ihre Empfindung theile, aber ich sehe keinen Weg zur Verwirklichung Ihrer Wünsche. Ihr Beruf führt Sie unbedingt auf die Bühne, in jene Welt, welche die größten Gegensätze vereinigt. Gern würde ich dem Vorurtheil der Welt trotzen und als Ihre Gattin die Anerkennung der Verständigen und das Achselzucken der Verblendeten mit Ihnen theilen, — aber ich bin Mutter und die Zukunft meines Kindes fordert ein schweres Opfer von mir."

Großmann versank einige Augenblicke in düsteres Nachsinnen. „Die Zukunft Ihres Kindes?" rief er dann, von einem freudigen Gedanken durchzuckt, — „und wenn nun Friederiken's Lebensglück grade in jener Welt wurzelte, die Ihnen so gefährlich für deren Zukunft erscheint?"

Caroline sah ihn fragend an. „Wie soll ich das verstehen?" sagte sie.

Aber ehe Großmann noch antworten konnte, öffnete sich die Thür und Friederike kam herein. Sie war ganz erhitzt vom Laufen und ihr zartes Gesichtchen von lebhafter Röthe übergossen. In der Hand hielt sie einen bunten Blumenstrauß.

„Wie ich gelaufen bin," sagte das liebliche Kind fast athemlos, — „um den Onkel Großmann noch bei Dir zu finden. Ich war mit der Großmama im Garten und da habe ich die ersten Veilchen und Aurikeln und Maiblumen gepflückt und wollte sie ihm bringen, daß er nicht böse sein soll. Ich kann nun doch einmal nichts dafür, daß mir die Scene im Gedächtniß geblieben ist, und ob ich etwas darüber versäumt habe, das kann Mama bezeugen."

Caroline zog das Kind auf ihren Schooß, küßte es und sagte: „Daß Du seither artig gewesen bist, will ich Dir gern bezeugen; aber was ist es mit der Scene, von der Du sprachst?"

Ohne auf die letzte Frage zu antworten, fuhr Riekchen fort: „Sag ihm auch, daß der Lehrer sich nicht über mich beklagt hat."

„Auch darauf kann ich Dir ein gutes Zeugniß geben. Alle Deine Lehrer sind voll Zufriedenheit über Deine raschen Fortschritte," versetzte Caroline mit mütterlichem Stolz.

„Nun siehst Du," wendete das Kind sich eifrig an Großmann, — „daß es mir nichts schadet, wenn ich das Theater besuche oder eine Rolle lerne! Das ist mir nun einmal doch das Liebste auf der Welt. Und weißt Du, liebe Mutter," fuhr sie darauf fort, — „was wir thun, wenn die Großmama schilt? Wir gehen mit Onkel Großmann fort von hier; er hat es ja versprochen, daß ich dann jeden Abend in das Theater darf und Dich nimmt er gewiß auch mit, wenn ich ihn recht darum bitte."

Caroline fing nun an, den Zusammenhang zu ahnen. Sie schickte das Kind mit Schmeicheleien und beruhigenden Zusicherungen fort und erbat sich dann von Großmann eine Erklärung. Dieser erzählte den Hergang und eröffnete der zwischen Furcht und Freude schwankenden Mutter die schönsten Aussichten für die Zukunft ihres talentvollen Kindes. Daß in diesem ganzen Zusammenhang der Dinge ein deutlicher Wink des Schicksals sich kundgab, konnte ihr nicht entgehen; ein Umstand nur war ihr peinlich. Sie zweifelte nicht, daß es ihr gelingen werde, auch die Eltern zur Einwilligung einer Verbindung mit Großmann zu bewegen, wenn derselbe nur nicht in Gotha als Schauspieler bleiben wollte.

Während sie noch darüber nachsann, auf welche Weise sie diese für Großmann immerhin etwas verletzenden Bedenken demselben beibringen wollte, begann er: „Wenn ich voraussetzen dürfte, daß Ihnen die Trennung von Ihren Eltern und der Vaterstadt

nicht gar zu schwer fiele, so wüßte ich wohl eine passende Stellung für mich. Der Kurfürst von Cöln hat die Absicht ausgesprochen, die Schauspielkunst in seinem Lande zu einer Sittenschule für sein Volk zu erheben, und es ist mir bereits in Berlin der Antrag gemacht worden, die Direction des Theaters zu übernehmen, welches dieser Fürst bei seinem Hofe zu Bonn eröffnen will. Ich ging nicht darauf ein, weil ich mich nicht selbst als Darsteller betrachtete und diese Eigenschaft für einen Director unentbehrlich hielt. Die Entscheidung ist noch nicht getroffen. Was denken Sie von dieser Stelle?"

„Daß Sie dieselbe annehmen und mich als Ihre Frau, Friederike als Ihre Tochter mitnehmen sollen," entgegnete hocherfreut Caroline, und Großmann schloß sie entzückt in seine Arme.

„Eigentlich verdanke ich unserm großen Lessing dies Glück," sagte er nach einer Pause, — „und wenn ich es recht bedenke, so hat er fast in allen bedeutenden Fragen meines Lebens entscheidend eingewirkt. Als ich in Berlin ohne bestimmten Zweck privatisirte, hat ein Wort von ihm mich zur dramatischen Poesie geführt; hier war sein Riccaut meine erste Rolle und die Verehrung für ihn der erste Anknüpfungspunkt, der mich zu Ihnen, der Krone meines Lebens, führte. Ihm wollen wir daher für alle Zeit dankbar zugethan bleiben."

„Das wollen wir!" sagte hocherfreut die glückliche Braut.

Alles geschah, wie es die beiden Liebenden unter einander verabredet.

Großmann führte nach einander die Direction der Theater zu Bonn, Mainz und Frankfurt. Eine Zeitlang hatte er sogar die Leitung dieser drei Bühnen zusammen übernommen und brachte seine schwierige Aufgabe mit rastlosem Eifer zur Ausführung. Seine Frau unterstützte ihn dabei mit großer Hingebung und theilte alle seine Sorgen, alle seine Bestrebungen. Auch als Theaterdichter hatte Großmann noch manchen rühmlichen Erfolg. Sein Lustspiel „Nicht mehr als sechs Schüsseln" galt lange Zeit als ein Muster dieser Gattung. Lange trug er sich mit dem Gedanken zur Errichtung einer allgemeinen Verpflegungscasse — ein Plan, der in unsern Tagen erst durch L. Schneider's Perseverantia verwirklicht ist — wodurch die Schauspieler aller deutschen Bühnen, die im Dienste des Publicums grau und stumpf geworden wären, Unterstützung fänden; aber seine Vorschläge fanden kein Gehör.

Aber auch seine dankbare Verehrung für Lessing blieb nicht ohne Wirkung. Ueberall führte er dessen Werke auf, und wenige Jahre nach Lessing's Tode ging ein Umlaufsschreiben an alle deutschen Theaterdirectionen, worin diese aufgefordert wurden, eine Vorstellung eines Lessing'schen Schauspiels zu geben und die Einnahme zur Errichtung eines Denkmals zu bestimmen. Diese Aufforderung ging von Großmann aus. Er setzte es auch wirklich mit ausdauerndem und durch keine Schwierigkeiten abzuschreckendem Eifer durch, daß Lessing ein Denkmal im Bibliotheksgebäude zu Wolfenbüttel erhielt. In der Vorrede zu einer Schrift, welche er um diese Zeit zu demselben Zwecke herausgab und „Lessing-Denkmal" betitelt hatte, sagte Großmann: „Da Lessing's Verdienste nach seinem Hinscheiden nicht so, wie Häuser, Gärten und Landgüter versilbert oder vermacht werden konnten, er auch keinem lachenden Erben klingende Verdienste hinterließ: so mußte er mit einigen Schaufeln Erde und dem Denkmal in den Herzen seiner Freunde und Verehrer vorlieb nehmen. Schade ist es, daß man seine Talente, Gelehrsamkeit und Wissen nicht veräußern kann. Da das aber nun einmal nicht sein kann, so sann ich lange über ein Mittel nach, wie dennoch dem großen Manne ein Denkmal gestiftet werden könnte. Endlich kam mir der Gedanke, mich an die deutschen Schaubühnen zu wenden u. s. w."

Wie eine farbenfrische und duftvolle Rose im Frühling hatte sich inzwischen Friederike entwickelt. Ihre Schönheit wetteiferte mit ihrem Talente um den Preis, was die sechzehnjährige Jungfrau lieblicher erscheinen ließ. Sie wurde von ihrem Stiefvater sorgfältig ausgebildet und betrat unter dessen Leitung die Bühne. Den damaligen Umständen entsprechend, trat sie sowohl in der Oper wie im Schauspiel auf, und feierte in den auftauchenden Meisterwerken Mozart's und Schiller's gleich große Triumphe. Frühzeitig verheirathete sie sich in Frankfurt mit dem dortigen Komiker Unzelmann.

Nachdem der König von Preußen das Döbbelin'sche Theater in Berlin angekauft und zum Königlichen Nationaltheater erhoben hatte, wurde das junge Ehepaar dorthin

berufen. Friederike Unzelmann erwarb bei ihrem Debut die allgemeine Bewunderung und blieb bis an ihr Lebensende der Liebling des Berliner Publicums. Sie war die einzige Schauspielerin, von welcher man sagen konnte, daß sie die ganze Reihe von weiblichen Charakterdarstellungen, vom Naiven bis zum Erhabenen, mit gleicher Meisterschaft beherrschte. Sie ließ sich später von Unzelmann scheiden und heirathete den Schauspieler Bethmann, als dessen Gattin sie 1814 hochberühmt starb.

Mirabeau.

Eine reich begabte Natur, aber ohne sittlichen Halt, daher in seiner historischen Bedeutung und im Urtheile seiner Zeitgenossen eine Erscheinung voller Widersprüche, so steht Mirabeau vor uns da. Große Talente und starke Leidenschaften brachten ihn bald auf den Gipfel des Ruhmes, bald zur Verleugnung aller Gesetze der Sittlichkeit und Ehre. In frühester Jugend wurde sein Gesicht durch die Blattern entstellt, und er blieb sein ganzes Leben lang, trotz seiner athletischen Gestalt, abschreckend häßlich; sein feuriges Temperament verschaffte ihm jedoch viel Glück bei den Frauen. Frühzeitig schon erweckte sein Hang zu zügellosen Ausschweifungen die ganze Strenge seines tyrannischen Vaters, und der verkehrten Behandlung, welche ihm dieser angedeihen ließ, ist gewiß ein großer Theil seiner Fehler zuzuschreiben.

Honoré Gabriel Riquetti, Graf von Mirabeau, wurde am 9. März 1749 zu Bignon bei Nemours geboren. In seinem fünfzehnten Jahre kam er nach Paris in eine Militärschule, wo er sich bald durch seine Talente, aber auch durch sein zügelloses Wesen auszeichnete. Hier sollte er nun sogleich einen jener veralteten Mißbräuche kennen lernen, die bereits allgemein angefeindet wurden. Sein Vater ließ ihn im Jahre 1768 in Folge seiner Ausschweifungen durch einen lettre de cachet gefangen setzen. Mirabeau ging nach sechsmonatlicher Haft zur französischen Legion nach Corsika ab. Mit dem Hauptmannsgrade verließ er den Dienst und begab sich auf eines der Familiengüter, woselbst er sich mit der Tochter des reichen Marquis von Marignan verheirathete. Sein Schwiegervater verstand sich jedoch nur zu einem geringen Jahrgeld, und bald war Mirabeau durch seinen übermäßigen Aufwand abermals so weit gekommen, daß ihn sein Vater für einen Verschwender erklärte und auf dem Fort Jour bei Pontarlier in der Franche Comté gefangen setzen ließ.

Während dieser Gefangenschaft entspann sich zwischen Mirabeau und Sophie de Ruffey, der schönen, jugendlichen Gattin des achtzigjährigen Marquis von Monnier, ein Liebesverhältniß, dessen Entdeckung ihn zu dem Entschlusse brachte, mit der Geliebten aus seiner Gefangenschaft zu fliehen. Er begab sich mit Sophie nach Holland und lebte dort länger als ein halbes Jahr in Amsterdam, wo er sich und seine Geliebte durch schriftstellerische Arbeiten erhielt. Inzwischen war er verurtheilt worden und die Auslieferung der Flüchtlinge fand Statt. Man brachte Sophie in ein Kloster; der Entführer aber wurde vorläufig in harte Gefangenschaft gebracht, woselbst er länger als drei Jahre blieb, bis sein Vater, in Folge verschiedener Familienereignisse, sich zu einer Versöhnung verstand und des Sohnes Freiheit erwirkte. Da Mirabeau sich inzwischen mit Sophie entzweit hatte, suchte er auf seines Vaters Wunsch eine Annäherung an seine Gattin herbeizuführen, welcher Versuch jedoch scheiterte. Auch das gute Einvernehmen mit seinem Vater währte nur kurze Zeit, und er faßte nun den Entschluß, sich eine ganz unabhängige Existenz durch schriftstellerische Thätigkeit zu sichern.

Schon während seines Aufenthaltes in Amsterdam hatte Mirabeau durch mehrere social-politische Schriften Aufsehen erregt; dieses Aufsehen war dann durch eine Reihe von obscönen Romanen, die er während seiner Gefangenschaft herausgegeben hatte, nicht in sehr rühmlicher Weise gesteigert worden; nun aber begab er sich in Begleitung einer neuen Geliebten, die er in Holland kennen gelernt hatte, nach London, und schrieb dort verschiedene Werke über wichtige sociale Fragen, namentlich auch in Bezug auf die nordamerikanischen Freiheitskriege.

Als Mirabeau 1787 nach Paris zurückkehrte, war daselbst bereits die allgemeine Unzufriedenheit über Calonne's Finanzverwaltung ausgebrochen und er trat sogleich auf die Seite der Volkspartei. Dadurch gewann er rasch eine große Popularität. Seine Schriften, in welchen er Haß gegen die Despotie, Patriotismus und enthusiastische

Liebe für die Freiheit mit großem Selbstvertrauen vortrug, steigerten das öffentliche Aufsehen, und er zählte bald den Adel und die Hofpartei zu seinen erbitterten Feinden. Als nun die Zusammenberufung der Generalstaaten vorbereitet wurde, hoffte er vom Adel der Provence, wohin er sich begab, gewählt zu werden.

Vom Adel zurückgewiesen, warf er sich als Wahlcandidat für den dritten Stand auf. den Herzog von Orleans, verstärkt. Philipp von Orleans, der sich selbst den Namen Egalité beilegte, der voll Herrschbegier und Feigheit die Bewegung zu seinem eigenen Vortheil auszubeuten gedachte und sich durch Geld und Schmeichelei in die Volksgunst zu setzen wußte, täuschte den Scharfblick Mirabeau's jedoch nur für kurze Zeit. Der König, immer wankend, befahl jetzt der Majorität des Adels, mit dem dritten Stand sich zu



Mirabeau.

Das Volk, welches ihn wie einen Märtyrer der Demokratie betrachtete, nahm ihn mit Begeisterung auf und er wurde zu Aix und Marseille gewählt. Nachdem er die dortigen Volksaufstände durch die Macht seiner Rede beschwichtigt, begab er sich wieder nach Paris und begann dort bei der Constituirung der Nationalversammlung seine Wirksamkeit. Obgleich Mirabeau nie zu den äußersten Feinden des Königthums gehörte, und selbst zur Unterdrückung der Insurrection die Errichtung der Nationalgarde durchsetzte, so war er doch wieder derjenige, welcher auf den Befehl des Königs, daß die Versammlung sich trennen solle, das kühne Wort ausrief: „Nur die Gewalt der Bajonette kann die Abgeordneten des Volkes von ihren Sitzen treiben.“ Die Versammlung blieb und ward schon des folgenden Tages durch den Uebertritt einiger Adliger, an ihrer Spitze vereinigen, wodurch endlich die Nationalversammlung vervollständigt wurde. Die Stellung Mirabeau's in der Nationalversammlung war der Art, daß er von vielen der einflußreichen und wohlgesinnten Mitglieder seines unsittlichen Lebens wegen verachtet wurde. Dieser Umstand machte auch seine Ernennung zum Minister unmöglich. Mirabeau erhielt in der Folge zwar große Summen aus der königlichen Casse; er selbst hat jedoch in Beziehung darauf gesagt: „Man kauft mich, aber ich verkaufe mich nicht.“ Stets hatte er mit Allem, was er für die Freiheit that, ein ernstes Streben für die Wahrung der echten Kronrechte vereinigt; er bildete alleinstehend eine Macht für sich, aber seine Schwächen, die enorme Last seiner Schulden und der Mangel an Ehrgefühl, die ihn nie verließen, machten ihn den Besser-

gesinnten verdächtig und verächtlich. Bei der Verhandlung über die Prärogative der Krone in Bezug auf die Ernennung der Beamten, das Gnadenrecht und das ausschließliche Recht, den Krieg zu erklären, entfaltete Mirabeau eine hinreißende Beredtsamkeit. Kurze Zeit darauf erlangte er eine geheime Unterredung mit der Königin in einem der königlichen Gärten. Beim Abschiede erbat er sich die Hand der Königin zum Kusse und rief in seiner enthusiastischen Weise: „Madame,



Philipp von Orleans.

die Monarchie ist gerettet." Das Vertrauen auf die Kraft seiner Rede war damals unerschütterlich in ihm, und seinen Enthusiasmus für die Königin sprach er in den Worten aus: „Die Königin ist der einzige Mann, den der König um sich hat."

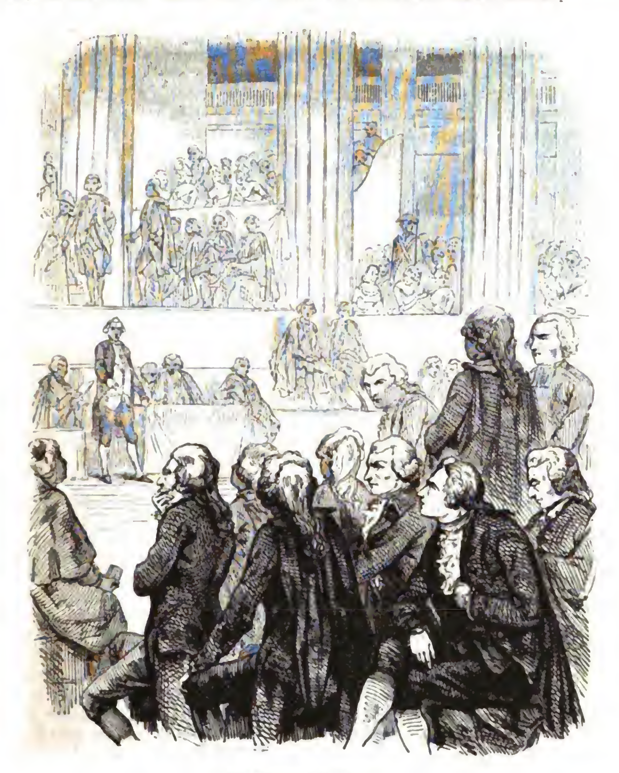
Der Ruf von Mirabeau's Fähigkeiten war damals unermeßlich. Kein Zweifel, seine nach Macht und Ruhm dürstende Seele hatte ein hohes Ziel im Sinne. Die Nachwelt sollte von ihm sagen: Er hat, um Frankreich frei zu machen, die Ordnung erschüttert; Frankreich ist frei! und derselbe Mann hat die Ordnung wieder hergestellt; er hat die Flecken einer wüsten Jugend durch ein unsterbliches Werk seines Mannesalters abgewaschen.

Mirabeau's Klugheit und das Feuer seiner Begeisterung riefen ihn fast an die Spitze der ganzen Bewegung, obgleich sein plötzliches Interesse für die königliche Familie das Mißtrauen gegen ihn erweckte. Seine Energie verschaffte ihm den Vorsitz im Club der Jakobiner und vom 29. Januar bis 10. Februar 1791 sogar die Präsidentschaft in der Nationalversammlung; da plötzlich ergriff ihn, in Folge der übermäßigen geistigen Anstrengung und Aufregung, in Verbindung mit den Folgen seiner Ausschweifungen, eine Krankheit, die ihn in wenigen Tagen dahinraffte.

Auf die Nachricht von seiner Krankheit füllte sich die Straße, in der er wohnte, mit Volk: die Menge trug Sorge, an beiden Seiten seines Hauses abzusperren, damit das Geräusch der Wagen ihn nicht störe. Man wollte über sein Befinden unterrichtet sein und es reichte nicht hin, schriftliche Nachricht bei dem Pförtner niederzulegen, man mußte die Bulletins drucken lassen.

Am Morgen des 2. April 1791, ganz frühe, sprach er zu Cabanis: „Mein Freund,

ich sterbe heute;“ er wollte aufstehen, sich zum letzten Male ankleiden lassen, aber vermochte es nicht. Da ließ er sein Bett nahe an das Fenster tragen, sah in seinen knüpfte sich für wenige Momente wieder. Ihm übergab Mirabeau seine letzte Ausarbeitung, eine Rede über die Vererbungen und Einsetzungen durch Testament.



Die Nationalversammlung.

Garten hinaus in den Sonnenschein. Hier war eine Abtheilung von seinem Bataillon Nationalgarde aufgestellt, dessen Befehlshaber er seit Kurzem geworden war. Lange sprach er mit seinen Freunden; auch kam Talleyrand, um den Sterbenden zu sehen, und die lange, durch ihre Gegnerschaft in der Finanzangelegenheit unterbrochene freundschaftliche Verbindung

Bald darauf verlor er die Sprache und endete unter heftigen Schmerzen. Die Nationalversammlung beschloß, dem Leichenbegängniß Mirabeau's in ihrer Gesammtheit beizuwohnen. Er wurde in der Kirche St. Genevieve beigesetzt, mußte aber später der Leiche Marat's den Platz räumen.



Die Hilfsmittel des Unterrichts.

Von

F. Schoedler.

In einem frühern Theile dieser Zeitschrift *) ist bereits nachgewiesen worden, daß die fortschreitende Industrie mit ihrer erleichterten und vervollkommneten Production nicht allein den materiellen Bedürfnissen des Menschen zu Statten kommt, sondern daß sie auch der Cultur des Geistes in mannigfacher Weise sich förderlich erweist. Die Schule, insgesammt genommen, von den kindischen Kindergärten an bis zu den Facultäten unserer Hochschulen, besitzt in der That einen unermeßlichen Apparat von technischen Hilfsmitteln der verschiedensten Art, und eine Zusammenstellung derselben würde ein Arsenal bilden von erstaunenswerther Ausdehnung. Ein Versuch der Art ist in Beziehung auf die Hilfsmittel des Unterrichts der niedern Kategorie vor einigen Jahren in England gemacht worden. Ueber ganz Deutschland, die Schweiz und ohne Zweifel auch die übrigen Länder Europa's hatte sich auf dem Wege der Correspondenz ein Netz verbreitet, welches die Sammlung und Einsendung eigenthümlicher Förderungsmittel des Unterrichts zu jener Ausstellung lieferte. Da erblickte man eine wahre Rüstkammer jener Waffen des Friedens, die zu den bleibendsten Eroberungen auf dem Gebiete der Intelligenz uns verhelfen, zu den schönsten Siegen im Wetteifer geistiger Kämpfe. Und fortwährend wird gearbeitet und gerüstet auf diesem Gebiet. Während allerwärts jetzt in trauriger Weise der Scharfsinn sich übt und die vollendete Technik dienstbereit sich darbietet in der Erfindung und Ausführung jener mörderischen Zerstörungsmittel der Gegenwart, der Orsini-Bomben, Minié-Büchsen, Armstrong-Kanonen, Revolver, gezogenen Kanonen, Panzerschiffe und wie sie Alle heißen — sehen wir, wie in wohlthuendem Gegensatz auch das Rüstzeug der Schule in stiller Emsigkeit vermehrt und verbessert wird.

Wir sprechen hier nicht von jenen Apparaten, welche für die höchsten Leistungen der beobachtenden und experimentirenden Wissenschaften neu erfunden oder fortwährend umgestaltet werden, sondern von solchen Hilfsmitteln des Unterrichts, die auch außerhalb der Schule Interesse erregen. Denn es ist eine erfreuliche Erscheinung unserer Zeit, daß der Unterricht mit der erledigten Schule nicht abgeschlossen ist, daß ein reges Bedürfniß nach Weiterbildung allgemein verbreitet sich zeigt. Manche Unternehmung, ursprünglich für die Schule bestimmt, hat die rechte Gunst und Verwendung außerhalb derselben gefunden.

Von ganz vorzüglich günstigem Einfluß haben sich die Fortschritte in den graphischen Künsten und in der Farbentechnik auf die Vervollkommuung von bildlichen Darstellungen der verschiedensten Art erwiesen, welche unter den Unterrichtsmitteln den ersten Rang einnehmen. Neue Hilfsmaschinen, welche die Ausführung der Holzstiche ungemein fördern

*) Band 1, Seite 400.

und erleichtern, die Gutta-Perchamasse zum Abklatschen der Formen für galvanoplastische Clichés, die Verstahlung der Kupferplatten, die Benutzung photographischer Aufnahmen zur Darstellung der abzubildenden Gegenstände — Alles dieses verleiht den meisten Illustrationen und Bilderwerken unserer Zeit einen Reichthum, eine Leichtigkeit und Naturtreue, denen man früher nur bei den seltenen und kostbaren Prachtwerken begegnete. Es kommt hierzu die täglich vervollkommnete Farbentechnik, die durch den Farbendruck den bildlichen Darstellungen einen neuen belebenden Reiz verleiht. Nur auf diese Weise kann es gelingen, gewisse Anschauungen aus den Gebieten der Kunst, der Culturgeschichte, der Geographie, Ethnographie und der Naturwissenschaften zu einem Gemeingut zu machen.

I. Vogel's geographische Bilder.

Als ein Beispiel der Art führen wir an: die geographischen Bilder von Dr. E. Vogel in Leipzig, von welchen bei J. Veith in Karlsruhe bis jetzt drei Blätter herausgegeben worden sind und uns vorliegen. Vogel's Verdienste um den geographischen Unterricht sind anerkannt. Sein Handatlas mit Randzeichnungen, seine geschriebenen geographischen Bilder, seine Karten und Netze von Wachsleinwand haben weite Verbreitung und vielfache Verwendung gefunden. Es war dabei durchgehends sein Bestreben, diesen Lehrstoff möglichst anschaulich zu machen und an die Stelle des geographischen Unterrichts alten Stils, der fast nur im Auswendiglernen von Namen und Zahlen bestand und den Meisten ein Gräuel war, anziehende Charakterbilder fremder Länder zu bringen, mit ihren Bewohnern, ihrer Pflanzen- und Thierwelt, ihren klimatischen, geognostischen und topographischen Besonderheiten. Er folgte dabei dem Herbart'schen Princip: „Die Geographie ist eine associirende Wissenschaft," indem allerdings das, was wir das Verständniß eines fremden Landes nennen, nur hervorgehen kann aus der Kenntniß, Verbindung und Abwägung seiner Lage, Producte und Bevölkerung und deren Geschichte. Indessen erinnern wir, daß die also vorgesteckte höhere Geographie doch nicht ohne Weiteres gelehrt und überliefert werden kann. Ueberblick, Aneignung des Charakters irgend eines complicirten Ganzen setzt unerläßlich genaue Kenntniß des Einzelnen voraus, zu deren Erwerbung manches Mühsame und Trockne dem Lernenden nicht erspart werden kann.

Wir betrachten somit die geographischen Bilder empfehlenswerth als Anregungsmittel für den Lernenden und als ergänzende, belohnende Gesammtdarstellungen für den Unterrichteten.

Im Wesentlichen sind dieselben nach folgender Idee ausgeführt: Ein größeres Hauptbild gewährt eine Ansicht, in welcher der Charakter des zu schildernden Landes in seinen sprechendsten Zügen in vollster Stärke dem Beschauer entgegentritt; in kleinern Schildern ist es umgeben von Einzelheiten aus dem Leben der Bevölkerung, der Pflanzen- und Thierwelt. Ansichten von Städten, Gebäuden, Beschäftigungen der Bewohner in und außer dem Hause wechseln mit Naturscenen verschiedener Art.

Es fehlt nicht an ähnlichen frühern Versuchen. Wir rechnen hierher die jedoch nur auf die Pflanzenwelt beschränkten vortrefflichen Vegetationsansichten von Kittlitz. Insbesondere erinnern wir uns einer in England verbreiteten bildlichen Darstellung, welche in Form eines langen Bandes mit dem düstern Bilde der Polarwelt beginnend, in fortschreitenden Uebergängen bis zur Gluth der Tropenländer sich erstreckt und in dieser Weise eine große Uebersichtlichkeit vieler geographischer und ethnographischer Verhältnisse gewährt.

Die uns vorliegenden Blätter haben eine Höhe von etwa zwei Fuß, bei einer Breite von nahezu drei Fuß und geben uns die Länder- und Völkerphysiognomik von der Polarwelt, von Brasilien und von der Schweiz.

Tafel I, die Polarwelt darstellend, jene düstern Regionen, wo der Schimmer der Schneefelder und der Schein des Nordlichts fast allein Licht und Farbe gewähren, mit ihren Eisbergen und Schneegefilden, die so manchem kühnen Seefahrer ein schauerliches Grab bereiteten und aus welchen andere nur nach unsäglichen Leiden und Entbehrungen sich gerettet haben, um uns Kunde zu bringen, wie wunderbarer Weise, dort, wo die Pflanzenwelt fast gänzlich aufhört, ein reiches Thierleben sich offenbart und selbst der Mensch in der Gestalt des Eskimo aus Eisblöcken seine bienenkorbförmigen Wohnungen erbauend, noch ein dürftiges Leben fristet.

Welchen Gegensatz bietet hierzu Tafel II, Brasilien uns vorführend. Hier ist Alles Farbe und Gluth, Leben und Bewegung, Reichthum und Fülle. Ja die Menschen selbst, die hier in verschiedener Färbung, weiß, schwarz, braun und roth in die Landschaft sich einmischen, tragen bei zur Vermehrung des bunten Wechsels. Die Pflanzenwelt, riesig in ihren Dimensionen, unerschöpflich in ihrer Mannigfaltigkeit, entzieht sich der proportionirten Darstellung und bietet fast unüberwindliche Schwierigkeiten.

Aber vollenden wir unsere „malerische Zimmerreise" wie Vogel diese Anschauungen selbst bezeichnet, indem wir zu Tafel III übergehen, die nach jenen fernen und fremdartigen Erscheinungen uns wohlthuend anheimelt. Denn es ist die Schweiz, die als landschaftliches Prachtstück zwischen Italien, Deutschland und Frankreich eingeschoben ist, dessen Alpen im großen Salon von Europa die riesigen Etageren sind, auf welchen man die Sennhütten, Gemsen, Rinder, Heustadel, Murmelthiere und Alpenrosen wirklich und in natura aufgestellt vorfindet und den Reisenden obendrein.

Fragen wir uns, inwiefern entsprechen nun die Tafeln den Eindrücken, die wir nach Obigem von denselben zu erwarten haben — so handelt es sich hier um eine Sache von äußerst relativer Natur. Wir bemerken vor Allem — ein Blatt der Länder- und Völkerphysiognomik kostet zwei Gulden oder 1⅓ Thaler! Damit ist Viel gesagt.

Freilich möchten wir die Ansichten von Rio Janeiro, von der Jungfrau in noch wirkungsvollerer Größe vor uns haben und wir wünschen das Detail ausgeführter, mehr aus einander gehalten, klarer und correcter. Allein sogleich würde uns die Ausführung dieser Wünsche zu Dimensionen führen, durch welche der Preis solcher Blätter sich sehr erheblich steigern, ihre Verbreitung sich entsprechend schmälern müßte und uns selbst die Aufgabe erspart werden könnte, für dieselbe als Unterrichtsmittel überhaupt zu sprechen.

In Erwägung dessen können wir unsere frühere Aeußerung, welche diese Tafeln als anregende und ergänzende Schilderungen bezeichnet, hier in empfehlender Weise nur wiederholen. Sie können jedoch, eben ihrer kleinen Dimensionen wegen, in Schulen nicht zu Demonstrationen dienen, sondern nur indem sie in Lehrzimmern der oberen Classen wechselnd längere Zeit aufgehängt werden. In ähnlicher Weise werden sie Eingang in manches Familienzimmer finden und hierdurch wird es berechtigt sein, wenn wir derselben hier so ausführlich gedenken.

Doch müssen wir auf einige Mängel und Unvollkommenheiten des Werkes hinweisen, die bei den folgenden Blättern vermieden werden sollten. So sind öfter die Zahlen, welche im Text auf gewisse Gegenstände hinweisen, auf den Tafeln nur schwierig oder gar nicht aufzufinden (Letzteres z. B. bei Landschaft VIII, Tafel 2.). Irrigerweise ist unter den Alpenpflanzen auf Tafel 3, Figur 2 als Gentiana oppositifolia bezeichnet, während dieselbe eine Soldanella alpina vorstellt; ebenso ist Figur 3 keine Frühlingsgentiana, sondern eine unbestimmbare Leguminose. Mehrfach ist in den Abbildungen der Charakter bestimmmter Thiere und Pflanzen viel zu allgemein und schematisch gehalten, wie namentlich bei den großen Palmen A und B auf Tafel 2 und der daselbst sogenannten Boa constrictor. Unter den Charakterthieren der Alpen vermissen wir den Bären, den Berner Batzen, dem doch Tschudi eine so ausführliche Behandlung widmet, während unten im blauen Gewässer Rheinsalm und Forelle in so brillant goldgelbem Gewand schimmern, als sähen wir chinesische Goldkarpfen vor uns. Unser Auge ist aber in Hinsicht naturtreuer Correctheit um so empfindlicher geworden, als die neuere Kunst und Literatur uns häufiger Producte vorführt, welche jenem Erforderniß entsprechen. Wir erinnern als Beispiel nur an die Thiere, welche auf dem Titelblatt zu Tschudi's Alpenwelt abgebildet sind und bei den kleinsten Dimensionen die größte Naturwahrheit zeigen.

Die gewählte Kreidemanier erweist sich manchen Darstellungen ungünstig, indem sie dieselben trüb und düster macht, was namentlich bei landschaftlichen Partien hervortritt; sowohl beim Rigi-Panorama, wie auch beim Anblick der Jungfrau vermißt das Auge ganz die blendende Wirkung des Alpenschnee's. Die Conturen aus der Schweizergeschichte scheinen uns hier nicht am rechten Platze zu sein; der dafür verwendete Raum hätte den unscheinbaren Ansichten von Zürich, Bern und dem Schützenfest zu Gute kommen oder zu Abbildungen der Tellscapelle und des Grütli verwendet werden können. Wir wünsch-

ten insbesondere überall, wo der Gegenstand für sich nicht ganz selbstverständlich ist, seine Bezeichnung **deutlich beigeschrieben zu** sehen, da vielfache Erfahrung uns lehrt, wie das Nachschlagen in einem Text unbequem ist und leicht unterlassen wird.

II. Das Debusskop.

Einen allerliebsten Zuwachs hat der physikalische Apparat in dem **Debusskop** erhalten, zwar nicht von besonderer wissenschaftlicher Bedeutung, denn dasselbe ist nur eine Modification des bekannten Kaleidoskops, allein es übertrifft dieses nicht nur an Schönheit, Reichthum und Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, sondern auch an praktischer Verwendbarkeit. Das **Kaleidoskop** wurde in England erfunden von **Brewster**, der zugleich ingeniös genug war, seine Erfindung unter Patentschutz auszubeuten und hierdurch ein Vermögen zu erwerben. Seine Einrichtung beruht auf den Gesetzen der Reflexion des Lichtes durch ebene Spiegel. Wenn zwei Spiegel in einem Winkel zusammengestellt werden und man bringt zwischen dieselben einen Gegenstand, so erblickt man von diesem mehrere Bilder, deren Anzahl zunimmt, je kleiner der Winkel ist, welchen die Spiegelflächen mit einander bilden. Man findet die Anzahl der also entstehenden Bilder, wenn man mit der Zahl, welche die Größe des Winkels angibt, in 360 dividirt. Bilden also die Spiegel einen rechten Winkel von 90 Graden, so erblickt man den Gegenstand viermal; ist der Neigungswinkel 60 Grad, so hat man sechs Bilder und es entstehen deren zehn, wenn der Winkel nur 36 Grad beträgt. Hierbei ist jedoch der Gegenstand selbst stets mitzuzählen.

Es entstehen auf diese Weise jene symmetrischen Bilder des Kaleidoskops, das jetzt ein kaum beachtetes Spielzeug geworden ist und welches an verschiedenen Mängeln leidet. Erstlich kann es gleichzeitig nur von einer einzigen Person beobachtet werden, die dasselbe in unbequemer Weise, nach dem Lichte gerichtet, dicht vor das Auge halten muß; seine Bilder sind durch den leisesten Anstoß gänzlicher Zerrüttung ausgesetzt und es lassen sich, grade wegen seiner eigenthümlichen Einrichtung, gewisse Gegenstände, wie z. B. feine Fäden und überhaupt undurchsichtige gefärbte Stoffe, die geeignet sind, die herrlichsten Wirkungen hervorzubringen, gar nicht verwenden. Endlich findet bei der in demselben üblichen Verwendung gläserner Spiegel durch die doppelte Reflexion und Lichtzerstreuung ein solcher Verlust an Licht Statt, daß die durch wiederholte Reflexion entstehenden Bilder immer lichtärmer, folglich trüber und matter werden.

Herr **Debus** in Darmstadt hat in dem nach ihm benannten Apparat diese Mängel beseitigt. Er stellt zwei Silberspiegel von höchst vollendeter Politur unter einem Winkel von 36 Grad zusammen auf einen Carton, der einen, jenem Winkel entsprechenden Ausschnitt hat. Die Spiegel selbst sind in ein Gehäuse gefaßt, das vorn und oben halbrunde Ausschnitte hat, welche das Licht zulassen und die gleichzeitige Betrachtung durch mehrere Beobachter gestatten. In den Ausschnitt, zwischen die Spiegel werden nun die Objecte gebracht, deren eine Auswahl, auf Kartenblätter befestigt, dem Apparat beigegeben ist. Sie bestehen aus bunten Fäden von Seide, Perlen oder Chenillen, Stückchen von Spitzen, farbigen Klecksen, Arabesken, und lassen sich auf die mannigfachste Weise beliebig vermehren.

Die Wirkung des Apparates ist überraschend. Die zehnfachen Bilder geben, paarweise vereinigt, symetrische Figuren, deren Hauptglieder fünfach um den gemeinschaftlichen Mittelpunkt sich gruppiren. So entstehen bei Unterlegung der obengenannten Gegenstände die reizendsten Bilder, die durch geringe Verschiebungen sich unendlich vervielfachen lassen. Am anmuthigsten fanden wir die durch einige verschiedenfarbige Seidenfäden hervorgerufenen; sie bieten in den zartesten, graziös verschlungenen Linien eine Reihe der schönsten Arabesken, wie keine Phantasie sie hervorzurufen vermag. Dabei liefert die vollkommene Reflexion des Lichtes in allen Feldern gleichmäßig klare Bilder, welche nicht, wie bei dem Kaleidoskop, beim leisesten Ruck zerfallen und daher durch Zeichnung und Photographie copirt werden können. Ohne Zweifel läßt sich hieraus für manche Zweige der Ornamentik eine werthvolle Quelle von Mustern und Ideen gewinnen.

Wir haben das **Debusskop**, mit zurückhaltender Empfehlung, einer sehr großen Anzahl von Personen in die Hand gegeben und bei Allen ohne Ausnahme ein wahres Entzücken bei Betrachtung der von ihm hervorgerufenen Erscheinungen wahrgenommen.

III. Heinrich Bach's geologische Karte.

Den Freunden der Geologie, insbesondere manchen Jüngern derselben, die nur über bescheidene Fonds zu verfügen haben, wird das Erscheinen der „geologischen Karte von Centraleuropa, nach den neuesten Materialien bearbeitet von Heinrich Bach, Hauptmann und Ingenieurtopograph in Stuttgart" höchst willkommen sein.

Bei keinem Studium macht sich mehr das Bedürfniß geltend, den Blick von der localen Beobachtung in's Weite und Große auszudehnen als bei der Geologie. Ein chemisches und physikalisches Experiment, eine Pflanze, ein Thier und ein Mineral, und Alles dies läßt sich einzeln mit einer gewissen Befriedigung betrachten und erschöpfen, Jedes derselben kann als Beispiel oder Vertreter ganzer Kategorien von Erscheinungen und Classen von Körpern uns genügen. Nicht so verhält es sich mit den Objecten der Geologie. Diese erhalten ihren Werth und ihre Bedeutung erst dann, wenn sie in Zusammenhang gebracht werden mit Vorkommnissen, die über große Gebiete sich erstrecken, ja mit der Ausdehnung des Gebietes der Beobachtung wächst der Werth geologischer Thatsachen in steigendem Verhältniß und erst dann, wenn bei denselben eine gewisse räumliche Universalität ihres Auftretens nachgewiesen ist, halten wir sie für begründet und bestätigt.

Die Geologie, d. i. die Lehre von den verschiedenen Schichten und Massen, welche die Kruste der Erde bilden, von ihrem gegenseitigen Verhalten, ihrer Reihenfolge und ihrer Entstehung — erfordert ganz eigenthümliche Bedingungen ihres Studiums. Es sind dies die nämlichen, welchen diese Wissenschaft selbst ihre Entstehung verdankt. Zunächst wird von der Umgebung unsers Wohnortes eine solche geologische Beschaffenheit verlangt, daß sie unsere Aufmerksamkeit erregt, zur Beobachtung auffordert und so den geologischen Blick bildet und übt. Wer inmitten der großen Niederungen Norddeutschlands, der baierischen Hochebene oder der Rheinebene aufgewachsen ist, dessen Sinn kann allerdings für die geologische Beobachtung weder geweckt noch geschärft worden sein. Aber auch gebirgige Gegenden von ausgedehnter Einförmigkeit der Formation erscheinen in dieser Beziehung nicht minder ungünstig. War dagegen der Schauplatz des Beobachters unter den mineralreichen, verworfenen Gesteinsmassen des Erzgebirgs und des Harzes aufgeschlagen, oder an der Seite der regelmäßig geschichteten, versteinerungsreichen schwäbischen Alp, so mußte fast unwillkürlich das Sammeln und Verfolgen der Minerale eintreten, welches endlich zur Betrachtung, Vergleichung und Charakteristik ganzer Schichten und Gebiete führt.

Allein nimmermehr würde uns selbst die genaueste Erforschung eines beschränkten Gebietes zum richtigen Verständniß seiner wahren geologischen Verhältnisse führen. Erst indem wir den Wanderstab ergreifen und mit dem Hammer auch anderwärts fragend an die Erdrinde anklopfen, begegnen wir entweder ganz neuen Gesteinen und Gebirgsformen, oder was oft noch überraschender ist, wir treffen in fernen Landen, nach der mannigfaltigsten Unterbrechung auf eine vollständige Wiederholung unserer heimathlichen geologischen Umgebung. In der That trugen die ersten geologischen Theorien, gegründet auf locale Anschauungen, die hieraus folgende Unvollkommenheit an sich; indem sie von einem Punkte ausgingen, dessen Umgebung vorzugsweise aus geschichteten Bildungen besteht, bildete sich hiernach die sogenannte neptunistische Ansicht, der gemäß alle Gesteine allmälig aus Gewässern sich abgesetzt hätten. Als aber die eifrigsten Jünger dieser Ansicht auszogen und sich zerstreuten über alle Lande, da stießen sie alsbald auf Thatsachen, so unvereinbar mit jener Wassertheorie, so entschieden auf eine ganz andere Naturkraft hinweisend, daß sofort der Plutonismus und Vulcanismus als Mithelfer am Bau der Erdrinde dem Neptunismus beigesellt wurden. Und so muß denn noch heute jeder praktische Geolog hinaus auf die Wanderschaft und fragend an die Thüren klopfen.

Allein wir, die wir theils angehende Geologen sind, theils gar keine, sondern nur gebildete Leser, die ein wenig eingeweiht sein möchten in den obigen Mythus der Geologie, die doch einige Aufklärung über die Ergebnisse jener beharrlichen und beschwerlichen geologischen Wanderschaften verlangen — für uns hat die geologische Karte ein ganz besonderes Interesse. Denn hier erwarten wir, den Ergebnissen sowohl der vereinzelten Localbeobachtungen, als auch der Forscherreisen zu begegnen, hier müssen uns übersichtlich die Beziehungen derselben entgegentreten und klar werden. Also herbei mit einer geologischen Karte!

Aber da machte sich bisher grade ein wesentlicher Mangel fühlbar; größere geologische Karten sind kostbare, nur den Fachmännern dienliche Werke. Kleinere Karten sind entweder localer Art oder ganz dürftig und ungenügend in ihren Darstellungen. Erst durch die geologische Uebersichtskarte von Deutschland, Frankreich und England, welche von Dechen herausgegeben hat, wurde diesem Mangel abgeholfen. Aber diese vortreffliche Karte vom Jahre 1839 ist immerhin noch verhältnißmäßig theuer; sie kostet über 10 Gulden und überdies hat seit ihrer Entstehung die Geologie sich vielfach besser orientirt.

Daher begrüßen wir als ein höchst willkommenes Hilfsmittel des Unterrichts die erwähnte geologische Karte von Bach. Bereits im Jahre 1856 hat derselbe Verfasser eine „geognostische Karte von Deutschland in neun Blättern" in Farbendruck herausgegeben, von der Bernhard Cotta in Freiberg, eine anerkannte Autorität auf diesem Gebiete, sagt: daß sie jedenfalls die beste geognostische Karte von Deutschland ist. Somit läßt sich das vorliegende Werk als ein Auszug aus jenem größern betrachten, und indem wir die möglichste Correctheit und Zuverlässigkeit derselben hierdurch als festgestellt annehmen, freuen wir uns insbesondere der technischen Fortschritte des Farbendruckes, denn diese allein konnten es möglich machen, daß diese schöne Karte den billigen Preis von nur 4 Gulden und 36 Kreuzer hat. Und das ist nicht der geringste Vorzug derselben; sie wird eine große Verbreitung finden, sie wird das Studium der Geologie wesentlich fördern und demselben auf's Neue Freunde gewinnen, auch außerhalb des speciellen Faches.

Betrachten wir nun ein wenig die Bach'sche Karte. Nach Obigem dürfen wir annehmen, daß nur wenige Leser geologische Karten gesehen haben. Welch buntes Gewirr liegt da vor uns! Wahrhaftig, wir sind zwar durch den Anblick der politischen Landkarte von Deutschland an eine ziemliche Buntschedigkeit hinlänglich gewöhnt, aber hier geht es denn doch noch bunter zu. Und überdies ohne alle Respectirung der politischen, sprachlichen und napoleonisch-natürlichen Grenzen. Eine beigefügte Farbentafel von nicht weniger als neunundzwanzig verschiedenen Farbentönen mit beigeschriebenen Namen belehrt uns über die Bedeutung derselben, falls es Belehrung ist, wenn hier der Leser Namen begegnet wie: Quartärformation, Eocen, Miocen, Pliocen, Flysch, Dogger, Keuper, Lias u. s. f. bis er endlich der Kohlenformation, dem Granit und Basalt begegnet, bekanntern Namen, an die er eher eine Vorstellung zu knüpfen vermag.

Natürlich können wir hier eine Erläuterung der Karte nicht vornehmen, denn das wäre nichts weniger als der Beginn eines Lehrbuchs der Geologie. Aber hinweisen möchten wir auf Einiges, was bei Manchem das Interesse für den Gegenstand erregen dürfte.

Im Allgemeinen bezeichnen die helleren und sanfteren Farben die Niederschläge aus Wasser, die Erzeugnisse Neptuns, also die geschichteten Bildungen. Die grellen und dunklen Farben entsprechen dagegen den Gesteinen, an deren Bildung und Hervortretung an die Erdoberfläche dem Feuer der mächtigste Einfluß zugeschrieben wird. Eine Ausnahme hiervon macht die Kohlenformation, der man das charakteristische schwarze Costüm ihres wichtigsten Gliedes, der Steinkohle, gegeben hat. Auch entspricht die Farbenreihe in so fern dem relativen Alter der verschiedenen Erdschichten, als der blasse grauliche Grundton, mit dem sie beginnt, die Quartärformation bezeichnet. Man versteht hierunter Flachland, das aus Gewässern sich absetzte oder von denselben allmälig angeschwemmt wurde zu einer Zeit, als der Hauptcontour der Erdoberfläche bereits festgestellt war. Dieselben sind daher die jüngsten Bildungen, worauf in grünem Gewande die tertiären Formationen folgen und so der Reihe der Farbentafel entsprechend immer ältere auftreten. Den Schluß bilden die sogenannten Eruptivgesteine, d. h. Ausbruchmassen, welche durch eine von unten wirkende Kraft gehoben, die geschichteten Massen gewaltsam durchgebrochen haben. Es gehören hierher der Granit, der Porphyr und der zuletzt auftretende Basalt. Die krystallinischen Schiefergesteine, welche auf unserer Karte mit kräftigem Braun bezeichnet sind, und Devonische und Silurische Formationen oder Uebergangsgebirge genannt werden, betrachtet man als die ältesten, die ursprüngliche Erdrinde ausmachenden Bildungen. Auf ihnen bildete sich durch Ablagerung der geschichteten Formationen eine stärkere Kruste, die später von den Eruptivmassen durchbrochen wurde.

Nur auf Einiges möchten wir hinweisen, was bei Betrachtung einer geologischen Karte

auch dem Laien interessant ist und kaum entgehen kann. So finden wir übereinstimmend die großen Flachlande der Niederlande und von Niederdeutschland, die Hochebene von Baiern, die Pußten Ungarns, die fruchtbaren Gefilde der Lombardei und der Rheinebene als einer und derselben jüngsten Bildungsform angehörig, welcher in Frankreich in größerer Ausdehnung nur das langgestreckte Flußgebiet der Saone und Rhone in der Richtung von Dijon, Lyon, Valencienne und Avignon bis zum Meere angehört.

Gleichmäßig finden wir die großen Hauptstädte Wien, London und Paris und die Bundesfestung Mainz inmitten terliärer Becken gelagert, so daß man versucht wird, einen Zusammenhang zwischen den geologischen Formationen der Erde und der Culturgeschichte ihrer Bewohner nachzuweisen.

Am auffallendsten erscheint jedoch die regelmäßige Wiederkehr und Reihenfolge gewisser Gebirgsbildungen, wenn wir in bestimmter Richtung uns bewegen. Reisen wir z. B. entweder von Osten, etwa von Regensburg her, oder von Westen, von Paris ausgehend nach dem Rheine — oder von London aus in der Richtung auf Birmingham, so durchschreiten wir nach und nach in regelmäßigster Reihenfolge Bildungen der Erdrinde, welche in ihrer Uebereinstimmung den Beweis ihrer ursprünglichen allgemeinen Verbreitung und ihres frühern Zusammenhanges liefern, die aufgehoben worden sind durch spätere geologische Ereignisse und Einwirkungen; bei einer jeden dieser Wanderungen schreiten wir, ausgehend von aufgeschwemmtem Flußgebiet durch tertiäre Bildungen voran und gelangen durch die Kreideformation zu den sogenannten Jurabildungen, auf welche Lias, Keuper, Muschelkalk und endlich die Region des bunten Sandsteins folgen. Der alleinige Unterschied in dieser merkwürdigen Regelmäßigkeit im Auftreten übereinstimmender Bildungen beruht darin, daß dieselben nicht allerwärts in gleicher Ausdehnung und Mächtigkeit zu Tage treten, wie denn z. B. die Kreide, welche in Frankreich über die ganze Champagne sich erstreckt, im Osten, bei Regensburg, nur äußerst spärlich vertreten ist.

Ein praktisches Interesse gewährt es insbesondere, wenn wir mit Hilfe der geologischen Karte uns über jene Gebiete zu orientiren suchen, die als Niederlagen des werthvollsten aller mineralischen Schätze, der Steinkohle, von der größten Wichtigkeit geworden sind. Denn Kohle ist Dampf, und Dampf ist Kraft, und Kraft ist Macht und die Macht ist ja in diesem Augenblick das maßgebende Moment der Welt. Da belehrt uns die Karte, wie dicht an der französischen Grenze das Kohlenbecken der Saar glücklicherweise noch zu Deutschland gezogen wurde, welches auch bei Achen wenigstens den Schwanz der mächtigen belgischen Kohlenflötze erwischte. Betrachten wir ferner das ausgedehnte Kohlengebiet der Ruhr, das Auftreten der Steinkohle bei Ihlefeld am Harz, Chemnitz, Zwickau und Dresden, sowie das ziemlich ausgedehnte böhmische Kohlenbecken, und vergleichen wir damit die Vorkommnisse der Steinkohle in Frankreich, so erscheint dieses allerdings sehr arm an diesem werthvollen Mineral. Wundern darf es uns daher gar nicht, wenn der für das Emporkommen Frankreichs in jeder Beziehung so sehr besorgte Kaiser Louis eines Tages die Steinkohlenfrage studiren und finden dürfte, daß auch in dieser Beziehung die natürlichen Grenzen verrückt sind, daß die große Nation des vierten Elementes, des Feuers, nicht entbehren und daher die Kohlen der Saar und der Maas sich nicht länger grade vor der Nase hinweg nehmen lassen kann. Videant consules!

Doch kann es mitunter auch zu Mißverständnissen führen, wenn wir ohne Weiteres der Karte folgen. So zeigt uns dieselbe in den Alpen ein ausgedehntes Gebiet, das zur Formation der Steinkohle gerechnet wird, welchem jedoch grade das wichtigste Glied derselben, die Steinkohle selbst, fehlt.

Dagegen gibt der große schwarze Klecks, der in Länge und Breite des Körpers von England sich ausdehnt, gleichsam die schwarze Seele des Landes, allerdings ein augenfälliges und richtiges Bild des ungeheuren Kohlenreichthums dieses Inselreichs.

Wir haben der schönen geologischen Karte von Bach eine ausgedehntere Besprechung zu Theil werden lassen, da sie an sich schon dazu auffordert. Allein es geschah auch, weil wir diese Karte als eine vielfach gewünschte Ergänzung des interessanten Werkes von Bernhard Cotta betrachten, das unter dem Titel: „Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen“ bereits in zweiter Auflage erschienen ist.

IV. Stereoskopische Mondbilder.

Die Vortheile, welche für den Anschauungsunterricht aus der Stereoskopie zu ziehen sind, liegen auf der Hand. Erwähnen wollen wir nur, daß neuerdings stereoskopische Ansichten des Mondes vorkommen, von welchen sich eine schöne Wirkung versprechen läßt. Nach Untersuchungen, welche Professor Müller mit solchen stereoskopischen Mondbildern vorgenommen hat, schienen ihm dieselben jedoch keineswegs wirkliche, dem Mond unmittelbar entnommene Bilder zu sein. Wir erinnern uns bei dieser Veranlassung des vortrefflichen Modells, welches vom Custos der Sammlungen der Universität Bonn ausgeführt worden ist und das die Oberfläche des Mondes in erhabener Weise, bei einem Durchmesser von 16 bis 20 Fuß darstellt und welches jedenfalls sehr geeignet wäre zur Darstellung stereoskopischer Mondansichten.

V. Vegetabilisches Pergament.

Wir machen schließlich noch auf eine neuere chemische Entdeckung aufmerksam, nämlich auf das künstliche oder vegetabilische Pergament, von welchem der Unterricht mehrfach Nutzen ziehen kann, wie zur Anfertigung unverwüstlicher Karten, Plane, Tabellen u. s. w. Durch ein sehr einfaches Verfahren läßt sich jedes ungeleimte Papier in ein dem Pergament höchst ähnliches Material verwandeln. Man braucht zu diesem Zweck ein Blatt Papier nur einige Secunden in ein Gemisch von englischer Schwefelsäure mit ihrem halben Volumen Wasser bei einer Temperatur von 15 Grad einzutauchen, nachher durch Abspülen mit Wasser und etwas Ammoniak von Säure vollkommen zu befreien, um demselben die pergamentartige Beschaffenheit zu verleihen. Die Uebereinstimmung dieses Productes mit dem aus thierischer Haut bereiteten Pergament ist in der That überraschend; nach genau angestellten Versuchen hat es bei gleicher Dicke drei Viertel der Stärke des letztern und enthält durchaus keine Spur von Schwefelsäure. Es ist somit ein neues vorzügliches Material zur Herstellung von Urkunden, Werthpapieren und dergleichen mehr gegeben. Bis jetzt erfolgte jedoch der nicht zu befriedigende Absatz einer in London mit Erzeugung des vegetabilischen Pergamentes beschäftigten Fabrik hauptsächlich an solche Consumenten, welche es zum Ueberbinden von Gefäßen mit Eingemachtem, Conserven u. s. w. benutzen und in dieser Beziehung werden auch unsere Hausfrauen diese Entdeckung als eine werthvolle Errungenschaft der Gegenwart begrüßen.

Das organische Leben

in seinen wesentlichsten Erscheinungen.

Von

Dr. Ch. Zeby.

Von Jugend auf gewohnt, die uns umgebende Natur in eine belebte und unbelebte zu trennen, haben wir diese Begriffe uns so sehr zu eigen gemacht, daß es wohl kaum Jemand einfällt, über ihre Bedeutung Auskunft zu verlangen; ja, es möchte selbst die Frage, ob wir denn überhaupt zur Aufstellung eines solchen Gegensatzes berechtigt sind, gar Manchem zum Mindesten müssig erscheinen; versteht es sich doch von selbst, daß ein Thier lebendig, ein Stein aber es nicht ist. Dergleichen selbstverständliche Dinge kennt indessen die Wissenschaft nicht und ihr gelingt es häufig nur mit Aufbietung aller Kraft und alles Scharfsinnes, das als wahr zu erweisen, was sich von selbst zu verstehen scheint, oder sie lehrt dasselbe sogar als unrichtig erkennen. Ihr erwächst darum auch die Aufgabe, zu untersuchen, was es denn eigentlich sei, was jene Naturhälfte, der wir Leben zuzuschreiben pflegen, von der andern unterscheide. Möge es uns gestattet sein, ihr hierbei von ferne wenigstens zu folgen und uns die Resultate ihrer Forschung zu eigen zu machen. Freilich werden wir uns bequemen müssen, den engen Kreis unserer angestammten Anschauungsweise zu verlassen und uns fortwährend zu vergegenwärtigen, daß wir es mit dem Leben im allgemeinsten, im weitesten Sinne des Wortes zu thun haben; denn nur die Merkmale können als wesentlich betrachtet werden, welche in gleicher Weise allen belebten Gegenständen eigen sind, welche eben so gesetzmäßig in der niedersten Pflanze, wie in dem höchsten Thiere auftreten.

Das Leben selbst ist nichts für sich Bestehendes; analog den Kräften der Physiker, kommt es nur an der Materie zur Erscheinung, und wir richten daher billigerweise unsere Aufmerksamkeit zunächst darauf, ob es wohl

an eine besondere und eigenthümliche Form derselben geknüpft sei. Wir berücksichtigen der Einfachheit wegen vorerst nur die einfachsten Gestaltungen der Materie, also jene Gebilde, die unmittelbar aus ihrer Gruppirung um einen einzelnen Centralpunkt hervorgegangen sind. In der That sind die Unterschiede, die sich hier auch einem nur oberflächlichen Blick entgegendrängen, auffallend genug. Im Reiche des Unbelebten Anordnung der kleinsten Theilchen zu ebenen, in scharfen Ecken und graden Kanten zusammenstoßenden Flächen, die einen streng mathematisch umschriebenen Körper, einen sogenannten Krystall, umschließen; im Reiche des Belebten dagegen Bildung zweier rundlicher in einander geschachtelter und durch Flüssigkeit von einander getrennter Bläschen, denen man den Namen der Zelle beigelegt hat. Sind aber Krystall und Zelle wirklich wesentlich verschieden? Manche haben es geleugnet und vielfach hat man sich bemüht, beide als das Product eines analogen, ja selbst identischen, nur durch mehr oder weniger zufällige äußere Einflüsse modificirten Processes hinzustellen. So hat man von einer Krystallisation der Materie zur Zelle gesprochen und ist sogar so weit gegangen, den pflanzlichen und thierischen Körper einen Complex imbibitionsfähiger Krystalle zu nennen, weil ja auch wirkliche Krystalle häufig genug zu baum- und blumenartigen Gebilden sich gruppiren, wie im Blei- und Dianenbaum, oder, um ein allbekanntes Beispiel zu wählen, in jenen vielgestaltigen Figuren, womit der Frost unsere Fensterscheiben überzieht. Die Unrichtigkeit einer solchen Behauptung konnte indeß nicht lange verborgen bleiben, und wenn noch neuerdings ein geistreicher Forscher, bei aller Anerkennung gewichtiger Differenzen zwischen beiden Gebilden, doch in den krummflächigen Krystallen des Diamants oder in der muscheligen Bruchfläche mancher Mineralien eine Annäherung an die gewölbte Zellenform hat erblicken wollen, so ist auch dies ein Mißgriff, gegen den wohl jeder Physiker Einsprache erheben wird. Ueberhaupt ist eine so weit gehende Parallelisirung der Zelle und des Krystalles wohl eher gewissen Theorien zu Liebe aufgestellt, als den Thatsachen selbst entnommen worden, da letztere vielmehr die Ueberzeugung einer beträchtlichen Verschiedenartigkeit in uns erwecken müssen. In beiden gestaltet sich das Wachsthum in durchaus verschiedener Weise. Beim Krystall legen sich die neuen Theile einfach als oberste Schicht auf die Außenfläche der ältern und er wächst somit durch einfache Anlagerung, durch einfache Apposition der neuen Materie; bei der Zelle aber wird die Aufnahme der neuen Stoffe in ihr Inneres erfordert und man hat daher das Gesetz wohl auch so formulirt, daß das Wachsthum des Krystalles von außen, dasjenige der Zelle vielmehr von innen her erfolge. Wenn aber außerdem mit dem Begriffe des Krystalls die Gleichartigkeit seiner einzelnen Schichten unzertrennlich ist, so stimmt er auch in dieser Beziehung nicht mit demjenigen der Zelle, da erwiesenermaßen deren inneres Bläschen (der sogenannte Kern) aus einem von dem der Umhüllungsmembran chemisch differenten Stoffe gebildet ist. Auch der Einwurf, daß der Unterschied in der äußern Form ein bloß zufälliger sei, indem die Protein- oder eiweißartigen Substanzen durch ihre elastische Beschaffenheit und Durchtränkung mit Flüssigkeit an der eigentlichen Krystallisation gehindert würden, ist durch die in neuerer Zeit beobachtete wahre Krystallisationsfähigkeit gewisser Proteinsubstanzen bleibend widerlegt. Weniger darf dagegen die Verschiedenheit der chemischen Constitution betont werden, indem ja in der Chemie selbst die Grenze zwischen organischen und anorganischen Verbindungen allmälig fällt. Bemerkenswerth bleibt es indeß immerhin, daß die belebte Natur die Elemente vorzugsweise in höhern (meist ternären und quaternären) Formen combinirt und daß in ihren Verbindungen Kohlenstoff und Stickstoff eine sehr hervorragende Rolle spielen, während die unbelebte Natur fast ausschließlich einfacher (binärer) Formen sich bedient und die genannten Elemente nur in sehr untergeordneter Weise verwendet. Ein sehr wesentlicher Unterschied dagegen tritt uns entgegen, wenn wir das gegenseitige Verhältniß und die Beziehungen der einzelnen Theilchen eines Krystall- und Zellenindividuums zu einander berücksichtigen. In jenem ist nämlich offenbar jedes kleinste Theilchen dem andern durchaus gleich und es besitzt, indem ihm alle die Eigenschaften des ganzen Krystalles zukommen, eine solche Selbständigkeit, daß es unbeschadet seiner Existenz isolirt werden und bleiben kann. Ein Krystall muß somit als eine Vereinigung durchaus selbständiger Theile betrachtet werden und er kann aus diesem Grunde, ohne im Geringsten an seiner Vollkommenheit Schaden zu nehmen, auf jeder Stufe seines Wachsthums stehen bleiben; ob seine Größe eine mikroskopische oder eine nach

Zollen, ja selbst nach Fußen meßbare sei, ist fast nur die Folge äußerer, mehr oder weniger zufälliger Verhältnisse, und unter günstigen Umständen kann selbst nach langer Unterbrechung das sistirte Wachsthum seinen ungestörten Fortgang nehmen. Anders die Zelle. Ihren einzelnen Theilen fehlt jede individuelle Selbständigkeit, so daß die Bedingung ihrer Existenz unwiderruflich an diejenige des Ganzen geknüpft ist. Nur in der Integrität des Gesammtcomplexes finden sie die Sicherung ihres Bestandes und mit ihr gehen auch sie zu Grunde. Ein Bruchstück eines Krystalls kann fortexistiren, das einer Zelle niemals, und wir sind daher zu dem Ausspruche berechtigt, daß im Krystall das Ganze durch seine einzelnen Theile, in der Zelle umgekehrt die einzelnen Theile durch das Ganze bedingt werden, oder mit andern Worten, daß jener als eine Vielheit von Einheiten, diese dagegen als eine Einheit von Vielheiten zu betrachten ist. Außerdem aber wird ein fundamentaler Unterschied noch dadurch begründet, daß die Einheit des Krystallindividuums eine bleibende, die der Zelle eine bloß vorübergehende ist, die früher oder später zur Vielheit sich entwickelt; verständlicher ausgedrückt, die Zelle vermehrt sich, sie pflanzt sich fort, eine Erscheinung, die den Krystallen vollständig fremd ist. Man hat zwar von einer Knospenbildung der Krystalle gesprochen, dabei jedoch den Fehler begangen, von einer sehr oberflächlichen zufälligen Aehnlichkeit sich täuschen zu lassen, indem man vollständig übersah, daß, wenn auf ältern Krystallen eine jüngere Generation von solchen sich ansetzt, jene dabei keine andere Rolle als die einer einfachen Unterlage spielen, die eben so gut von jedem andern fremden Körper hätte übernommen werden können. Der alte Krystall wirkt nicht bestimmend auf die Form der neuen Gebilde, sondern höchstens beschleunigt er in ein oder anderer Weise die Ausscheidung der Substanz, die auch ohne ihn in ganz gleicher Weise erfolgt wäre, was am besten daraus erhellt, daß die verschiedenen Generationen sehr differenter Natur sein können. Dagegen ist bei der Vermehrung der Zellen jede neue Zelle wirklich ein Theil der alten, ein ihr der ganzen Natur nach verwandtes Gebilde. Somit verhält sich die Zelle der ungeformten Materie gegenüber nicht etwa als indifferenter Anreger zu bestimmter Gestaltung, sondern sie zwingt sie zugleich zur Annahme einer Gestalt, die sie spontan anzunehmen niemals im Stande gewesen wäre. Die ausführliche Erledigung dieser Punkte muß einer spätern Stelle vorbehalten bleiben und wir haben sie nur deshalb schon jetzt berührt, um auf die thatsächliche Differenz in der äußern Erscheinungsform von Krystall und Zelle hinzuweisen. Zwar müssen wir beide als mit bestimmten Kräften ausgestattete Einheiten, beide als Körper von durchaus gesetzmäßiger Form anerkennen; ihre übrige Aehnlichkeit können wir aber nur als eine zufällige oder auf den allgemeinen Gesetzen der Attraction beruhende erklären, und es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß die Zelle eben so wenig ein mit Flüssigkeit imbibirter Krystall, als dieser etwa eine trockene Zelle ist.

Halten wir ein für alle Male diesen Unterschied fest, so muß als nächste Folge sich die unbedingte Uebertragung desselben auf alle jene complicirtern Gebilde ergeben, welche der Combination dieser einfachen Einheiten ihren Ursprung verdanken. Krystall wie Zelle besitzen das Vermögen, mit ihresgleichen sich zu verbinden und so wiederum eine Einheit höherer Ordnung zu erzeugen; so zwar, daß hier dem Ganzen gegenüber die Rolle des kleinsten Theilchens einer vollständigen Zelle und einem vollständigen Krystalle zufällt. Durch die Vereinigung von Krystallen entsteht die Druse, durch diejenige von Zellen der Organismus, daher die beiden Naturhälften, worin diese Gebilde zur Erscheinung kommen, als unorganische und als organische einander gegenübergestellt werden. — Wenden wir uns speciell der letztern zu, so besteht also das Eigenthümliche des Organismus in der gesetzmäßigen und geregelten Abhängigkeit seiner einzelnen Theile von einander. Zwar hat ein jeder von diesen bis auf einen gewissen Grad seine Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit bewahrt, in ihrem ganzen Verhalten aber ergänzen sie sich gegenseitig und gehorchen so einem höhern, einheitlichen Gesetze. Die Natur scheint häufig auch in den entgegengesetztesten Gebieten gewisse Anklänge zu lieben; so sehen wir denn auch hier die niedersten Organismen gleich den Krystalldrusen aus vollkommen gleichartigen Einheiten, aus homologen Zellen sich aufbauen. In jeder Zelle finden sich noch sämmtliche Kräfte und Bedingungen, welche ihre Fortexistenz sichern; deshalb bedingt ihre Lösung aus dem allgemeinen Verbande nicht nothwendig ihren Untergang und es ist bekannt, wie manche niedern Thiere, wenn sie zerschnitten werden, in jedem

einzelnen Stücke fortzuexistiren und sich fortzubilden vermögen. Bei allen höhern Organismen dagegen macht sich eine Ungleichartigkeit der Zellen geltend und indem die verschiedenen Functionen an verschiedene Theile übergehn, wird auch die Abhängigkeit derselben von einander größer, ihre isolirte Fortexistenz auf die Dauer unmöglich. — Wir haben zwar in der Organisation die Grundbedingung des Lebens erkannt, es ist damit jedoch noch keineswegs gesagt, daß beide unter allen Umständen mit einander verknüpft seien. Vielmehr wird solches durch die Erfüllung gewisser Verhältnisse bedingt und wir entnehmen dem täglichen Sprachgebrauch die Begriffe von Leben und Tod einer Pflanze, eines Thieres. Wir gelangen mithin zur Frage nach den unterscheidenden Merkmalen des Lebens. Das Leben unmittelbar als solches zu erkennen, sind wir nicht im Stande; es ist eben ein transcendenter Begriff, zu dem wir nur durch Abstraction aus gewissen in der Materie sich geltend machenden Erscheinungen gelangen. Welches sind nun diese Erscheinungen? Wenn schon jedes Kind die Lebendigkeit einer Pflanze aus deren Wachsthum, die eines Thieres aus dessen sich Regen und Bewegen erschließt, so liegt bereits hierin die Ahnung des richtigen Weges; denn es sind in der That alle Erscheinungen des Lebens solche der Bewegung, wenn auch wesentlich nicht in jener grob äußerlichen Form, so doch als moleculäre Verschiebung der Atome bald mehr chemischer, bald mehr physikalischer Art. Diese sind das Bedingende des Lebens und an sie ist auch die Möglichkeit der Ausführung jener äußerlich sichtbaren Bewegungsphänomene geknüpft, die wir in prägnanter Weise fast nur beim Thiere beobachten; doch sind sie auch den Pflanzen nicht ganz fremd, und wir erinnern nur an die Blätter der Mimose, an die Staubfäden des gemeinen Berberitzenstrauches, die jede Berührung lebhaft beantworten, oder an Hedysarum gyrans, dessen Blätter sogar in fortwährender Bewegung begriffen sind. Bewegungen der verschiedensten Art beobachten wir zwar auch in der unorganischen Natur, ohne daß es uns, abgesehen von poetischer Diction, je einfiele, den Gegenständen, an welchen wir solche wahrnehmen, Leben zu vindiciren. Mag das vom Sturm gepeitschte Meer in noch so mächtigen Wellen emporsteigen, mag die abgeschossene Kugel in noch so hastiger Eile dahingehen, sie bleiben für unser Gefühl doch todt; und zwar todt deshalb, weil ihre Bewegung eine nur durch äußere Einflüsse unmittelbar auf sie übertragene ist, die bloß dem Gesetze der Trägheit Folge leistet. Einer solchen gegenüber verbinden wir aber mit dem Begriffe der lebendigen Bewegung das Ausgehen derselben von dem sich bewegenden Gegenstande selbst, ihr Bedingtsein durch einen diesem letztern immanenten Grund. Man hat sie deshalb auch spontane genannt und es mag der Ausdruck immerhin beibehalten bleiben, wenn wir dabei nur nicht vergessen, daß darunter keine durch sich selbst bestimmte Erscheinung verstanden werden kann, indem ja jede Bewegung eine entsprechende Ursache voraussetzt. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß wir keine Bewegungserscheinung des lebenden Organismus als diesem eigenthümlich auffassen, die sich als die directe und unmittelbare Folge einer äußern mechanischen Einwirkung ergibt, und es läßt sich eine solche in ganz gleicher Weise noch in der Leiche hervorbringen. Zwar wird auch der Organismus nur durch äußere Einwirkungen materieller Art, durch sogenannte Reize, zur Entfaltung seiner Lebensäußerungen bestimmt, aber es liegt immer zwischen Ursache und Wirkung ein unbekanntes Mittelglied, welches sie verknüpft und der indirecten Wirkung eine von der directen sehr verschiedene Richtung gibt. So bewirkt in einem todten Muskel der Schlag direct nur eine Quetschung der getroffenen Stelle, in dem lebendigen aber außerdem noch indirect eine Verkürzung des ganzen Gebildes. Wir bezeichnen dieses eigenthümliche Verhalten der lebendigen Materie dem Reize gegenüber als Reizbarkeit im engern Sinne des Wortes; im weitern ist sie freilich eine Eigenschaft der Materie überhaupt, insofern wir darunter die Fähigkeit verstehen, durch äußere Einflüsse in eine der Größe des jeweiligen Einflusses entsprechende Bewegung oder Thätigkeit versetzt zu werden. Die Reizbarkeit im engern Sinne ist mithin für uns das Kriterium des Lebens. Durchaus falsch aber ist es, wenn die Physiologie sie zu einem Erklärungsprincipe dieses letztern erheben will, während ihr vielmehr die Aufgabe zufällt, nach den Ursachen zu forschen, worin die Eigenthümlichkeit der Reaction von Seiten der lebendigen Materie begründet ist. Wenden wir diesem Punkte unsere Aufmerksamkeit zu. Ueberaus wichtig ist die Thatsache, daß jede lebendige Bewegung mit einer Veränderung ihres materiellen Substrates verbunden ist,

wie überhaupt ein Reiz nur von solchen Einflüssen hervorgerufen wird, welche die stoffliche Grundlage alteriren. Der Eisenstab, der auf die ihn umkreisenden elektrischen Ströme mit Magnetismus reagirt, wird weder durch diesen direct stofflich verändert, noch erleidet er durch die Aeußerung des Magnetismus irgend welche merkliche Alteration seiner Materie, dagegen tritt nachweisbar bei jeder Zuckung eines Muskels eine Aenderung seiner chemischen Constitution ein, indem er z. B. Sauerstoff aufnimmt, dagegen Kohlensäure abgibt, eine Aenderung, die sich schließlich zu einer solchen Höhe summirt, daß der Muskel zur Beantwortung der an ihn gerichteten Reize vorübergehend oder bleibend unfähig wird. Letzteres ist Tod; ersteres nennen wir Ermüdung, und es kann dieselbe durch vollständige oder partielle Ausgleichung der gesetzten Veränderungen wieder gehoben werden. Wenn nun hieraus der Schluß gezogen werden muß, daß die Reizbarkeit oder das Leben überhaupt von einer ganz bestimmten Art der chemischen Mischung abhängig ist, so zieht die angegebene Eigenthümlichkeit nothwendigerweise eine zweite nach sich, wenn nicht der organische Complex in seinem Bestande gefährdet werden soll. Es ist dies die Ausgleichung jener gesetzten Veränderungen, die Rückführung der alterirten Materie in ihren normalen Zustand. Solches geschieht durch die Aufnahme neuen Stoffes, durch die Ernährung, und durch die Ausstoßung des unbrauchbar gewordenen. Die Wechselbeziehungen beider Vorgänge werden als Stoffwechsel bezeichnet. Kaum braucht wohl darauf hingewiesen zu werden, daß mit diesem lebendigen Austausch der Materie jener Austausch nicht verglichen werden darf, wenn wir einen Krystall in eine Flüssigkeit bringen, welche zu seinen Bestandtheilen bestimmte chemische Affinitäten besitzt, also bei der sogenannten Metamorphose der Krystalle; denn das entstehende Gebilde ist hier in der That ein neues, ein mit andern Kräften ausgestattetes, das mit dem frühern nichts als die zufällige äußere Form gemein hat. Mithin muß der Stoffwechsel in der That als ein einzig und allein dem lebenden Organismus zukommendes Merkmal betrachtet werden. Indessen ist derselbe nicht allein von der Zufuhr hinreichender stofflicher Nahrung abhängig, sondern wie die tägliche Erfahrung lehrt, noch außerdem von der Gegenwart andrer Agentien, nämlich der Imponderabilien, zumal des Lichts und der Wärme. Alle diese zur Fortdauer des Lebens unumgänglichen Bedürfnisse werden unter dem gemeinschaftlichen Namen der Lebensreize zusammengefaßt, weil durch sie jeden Augenblick die lebendige Bewegung der Theile gleichsam geweckt wird. Wir haben sie als für das Leben nothwendige bezeichnet; wir müssen aber hinzusetzen, daß das Maß derselben, dessen ein Organismus zu seinem Gedeihen bedarf, ein außerordentlich verschiedenes ist, ohne daß dafür der Wissenschaft immer ein Erklärungsgrund zu Gebote stände. So ist es bekannt, daß Pflanzen selbst im hellsten Zimmer ihre Zweige dem durch die Fenster einströmenden Lichte entgegenstrecken und daß sie mit wenigen Ausnahmen im Dunkel zu Grunde gehen; Thier- und Pflanzenwelt finden ihre Vertreter eben so wohl im starren Winter der Polargegenden wie in der glühenden Sonnenhitze der Tropen, und fast wie Fabel klingt es, daß der in unterirdischen nächtlichen Höhlen sich aufhaltende Proteus jahrelang ohne Nahrung bleiben kann, oder daß in Baum- und Felsenhöhlen längst eingekerkerte Kröten noch am Leben gefunden worden sind.

Fassen wir das Bisherige zusammen, so läßt sich der Begriff des Lebens wohl als die Totalität der Vorgänge bezeichnen, welche zufolge eines immanenten einheitlichen Grundes den Bestand eines organisirten Ganzen erhält, mag dieses nun aus einer einzigen Zelle oder aber aus einem Zellencomplex zusammengesetzt sein. Indem wir das Leben in dieser Weise definiren, schließen wir uns an den herkömmlichen Sprachgebrauch an, welcher dadurch grade das Unterscheidende und Besondere der organisirten Körper bezeichnet wissen will.

Nachdem wir bereits früher gesehen haben, daß alle Lebensvorgänge auf Bewegungserscheinungen der Materie zurückzuführen sind, entsteht nunmehr die Frage nach den ihnen zu Grunde liegenden Ursachen, da wir in der ganzen Natur ja nur Folgebewegung kennen. Die Eigenthümlichkeit der lebendigen Bewegung schien Manchen auch eine eigenthümliche Ursache zu erfordern, und man glaubte eine solche in einer Kraft zu finden, der man den Namen Lebenskraft, Lebensprincip u. s. w. beilegte. Man würde indeß sehr irren, wenn man glaubte, diese Lebenskraft in jener scharfen und bestimmten Weise definirt zu sehen, wie wir es für die physikalischen Kräfte gewohnt sind und wie eigentlich eine exacte Wissenschaft es erfordert. Die Gründe, welche eine

Erscheinung von ihr abhängen ließen, waren keineswegs positiver, sondern nur negativer Art, indem man ihr alle Vorgänge des lebenden Organismus zuschob, welche auf andere Weise zu erklären nicht gelingen wollte. Um so besser gelang es dagegen, die Lebenskraft zur schönsten Rumpelkammer zu machen, wo man sicher war, alles das, was man sonst nicht zu brauchen wußte, auf bequeme Weise unterzubringen. Die Fortschritte der neuern Wissenschaft lehren indeß täglich immer mehr dieser Dinge auf bekannte Gesetze zurückführen; sie haben immer enger die Grenzen derjenigen Erscheinungen gezogen, zu deren Erklärung die Annahme einer besondern mystischen Kraft unerläßlich schien, und auch für diese hat man zuletzt den Muth gefunden, das alte Joch abzuschütteln und sich unter den Schutz der bekannten allgemeinen physikalischen und chemischen Gesetze zu begeben. Prüfen wir nunmehr die Thatsachen — und um etwas Anderes als solche kann es sich ja nicht handeln —, welche uns bestimmen können, der einen oder andern dieser Ansichten uns anzuschließen und eine Lebenskraft anzunehmen oder sie zu verwerfen; denn daraus, daß wir oben mit aller Bestimmtheit die wesentlichen und bedeutenden Verschiedenheiten zwischen organischen und unorganischen Dingen betont haben, folgt noch keineswegs, daß wir auch einer Verschiedenheit der in ihnen waltenden Kräfte das Wort zu reden geneigt sind, obwohl grade die Feinde der Lebenskraft die von uns anerkannten Formverschiedenheiten umzustoßen sich bemüht haben.

Was zunächst das Walten der chemischen Kräfte im Organismus anbetrifft, so hat man gewöhnlich geltend zu machen gesucht, daß eben in der organischen Welt der Chemismus ein anderer sei als in der unorganischen und daß die hier giltigen Gesetze erst nach dem Tode Macht über den Körper erhielten. Indessen haben genaue Forschungen die Nichtigkeit einer solchen Behauptung zur Genüge ergeben und gezeigt, daß keine andern als die gewöhnlichen chemischen Affinitätsgesetze thätig sind, wenn auch diejenigen, welche behaupten, die Vorgänge des Stoffwechsels während des Lebens und die der Fäulniß nach dem Tode seien nur gradweise verschieden, oder die den Proceß des Lebens als einen fortwährenden Fäulnißproceß darzustellen sich bemühen, sich zum mindesten einer paradox klingenden Ausdrucksweise schuldig machen. Sei dem indeß wie ihm wolle, so ist doch das gewiß, daß die chemischen Processe vor und nach dem Tode nicht wesentlich andere sind. Wir sehen ganz ab von jener naiven Anschauungsweise, welche dem lebenden Körper eine umwandelnde, eine metabolische Kraft zuschrieb und ihn elementar durchaus verschiedene Stoffe, z. B. Kali und Natron oder Kali und Kalk, in einander überführen ließ. Die Fehler der Analyse, welche diese Täuschung verursachten, sind durch die verbesserte Methode längst aufgedeckt. Bedenklicher stellt sich im ersten Augenblick die schon früher erwähnte Verschiedenheit der organischen und unorganischen Stoffe dar, wobei man aus dem Umstande, daß diese in unsern Laboratorien, jene nur unter dem Einfluß des Lebens hervorgebracht werden können, auf eine specifische Einwirkung dieses letztern glaubte schließen zu müssen. Wie voreilig aber ein solcher Schluß gewesen, lehrt die in dieser Beziehung äußerst wichtige Entdeckung der Darstellung des Harnstoffes auf rein unorganischem Wege, und wir irren wohl nicht in dem Glauben, daß im Verlaufe der Zeit diesem Beispiele noch andere sich zur Seite stellen werden. Aber auch abgesehen hiervon, so beweist doch wohl die Thatsache daß es uns bis jetzt noch nicht möglich ist, die Hauptbestandtheile des pflanzlichen und thierischen Organismus, also z. B. Stärkmehl und Eiweißkörper, künstlich darzustellen, vor der Hand weiter nichts, als daß es uns eben noch nicht gelungen ist, die uns zu Gebote stehenden mechanischen Kräfte in der geeigneten Weise zu combiniren, ein Umstand, der ja auch bei der Erzeugung rein unorganischer Verbindungen gar häufig hindernd in den Weg trat oder tritt. Bei den genannten organischen Stoffen muß derselbe aber um so bedeutender sein, als wir von ihrer wahren Natur und Zusammensetzung bis jetzt noch kaum eine Ahnung haben. Uebrigens wollen wir gern zugeben, daß ihre künstliche Erzeugung vielleicht für immer außer dem Bereiche menschlicher Macht bleiben wird. Wir glauben uns mithin durchaus berechtigt, die Gesetze der chemischen Affinität auch für die organisirten Gebilde anzunehmen, müssen jedoch auf der andern Seite wieder anerkennen, daß ihre Producte im Leben von denen im Tode gar sehr, und wäre es, wie Einige wollen, auch nur gradweise abweichen. Hiernach würde es also doch scheinen, als ob während des Lebens ein die wilden Naturkräfte zügelnder Einfluß wirksam wäre, sie in engere ungewohnte Schranken zu

bannen. Aber, fragen wir dagegen, was berechtigt uns denn überhaupt dazu, das Leben als das primäre und jene eigenthümliche Mischung der Materie als dessen Folgewirkung zu betrachten? Die unbefangene Prüfung der Thatsachen lehrt uns vielmehr das Gegentheil und zeigt uns, wie das Leben selbst von der richtigen Mischung der Materie abhängig ist. Schon die Nothwendigkeit des Stoffwechsels muß uns diese Ueberzeugung verschaffen. Betrachten wir aber lieber eine einzelne concrete Thatsache. Wir wählen hierzu ein thierisches Gebilde, dessen Leben durch sehr auffällige Kennzeichen sich kundgibt, den Muskel. Indem wir einen solchen aus dem Körper ausschneiden, geben wir ihn dem Tode Preis. Derselbe erfolgt indessen nur allmälig und es ist erwiesen, daß während dieser ganzen Zeit der Muskel chemisch thätig ist. Der Zeitpunkt des Absterbens selbst ist durch das Aufhören der Contractionsfähigkeit und eine eigenthümliche Veränderung der Muskelmasse, die sogenannte Todtenstarre, charakterisirt. Nun ist es aber von Interesse, daß wir genau dasselbe Phänomen auch im lebenden Körper herbeiführen können, wenn wir nur durch Unterbindung der Gefäße die Blutzufuhr, also die Ernährung, abschneiden, und daß durch Wiederherstellung der Circulation dieser Zustand wieder allmälig gehoben wird. Dasselbe soll in neuerer Zeit sogar an der Leiche beobachtet worden sein, indem es gelungen sei, durch Einführen von frischem Blute in Muskeln die Todtenstarre zu heben, und ihnen von Neuem die Contractilität zu verschaffen. Es zeigt diese Thatsache wohl zur Genüge die Abhängigkeit des Lebens von der chemischen Mischung, außer es zöge Jemand die phantastische Annahme vor, daß mit dem neuen Blute dem todtenstarren Muskel ein Stück neuer Lebenskraft eingepumpt wird. Auf demselben Verhältnisse beruht die Schwächung der Lebensenergie durch sogenannte Arbeit, da letztere ja stets von einer ihrer Größe entsprechenden stofflichen Veränderung begleitet ist, und deren Hebung durch Ruhe. Daß jede Veränderung, jede Störung des normalen Gleichgewichtes aber auch eine entsprechende Störung der Lebensvorgänge im Gefolge führt, davon können wir uns leider nur allzuhäufig überzeugen. Wir nennen eine solche Störung Krankheit, im Gegensatze zur Gesundheit, als demjenigen Zustande, wo sämmtliche Processe in verhältnißmäßig ungetrübter Ordnung vor sich gehen. Daß diese unter allen Umständen und immer auf einer Veränderung der Materie beruhe, wird täglich mehr zur Gewißheit, obwohl die verhältnißmäßig noch immer grobe Untersuchungsmethode unserer Zeit sie in vielen Fällen noch nicht nachzuweisen vermag. Wo aber die Veränderung der Materie einen höhern Grad erreicht, wird aus der bloßen Abnormität der Lebensäußerung ein wirkliches Aufhören derselben und geht die bloße Krankheit in wirklichen Tod über. Dann ist aber dieser nicht Ursache, sondern vielmehr Folge der eingetretenen Zersetzung. Letztere tritt freilich in ihren höhern Graden erst nach dem Tode hervor und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dann jedes Bestreben, sie zu compensiren, aufgehört hat; auch wird es uns niemals gelingen, ihre ersten Anfänge nachzuweisen, weil ja niemals lebendige, also normale, sondern stets nur todte, also zersetzte und bereits veränderte Masse unsrer Untersuchung anheimfällt. — Da wir einmal den Begriff der Krankheit berührt haben, so lohnt es sich wohl der Mühe, einen Augenblick dabei zu verweilen, um so mehr als er mit demjenigen des Lebens selbst auf's Innigste zusammenhängt und noch immer in manch abenteuerlicher Gestalt in den Köpfen von Gelehrten und Ungelehrten spukt. Krankheit darf so wenig als Leben persönlich aufgefaßt werden; sie ist auch nicht etwas von diesem Verschiedenes, sondern nur Aeußerung des Lebensprocesses unter besondern Verhältnissen. Deshalb kann auch nur ein belebtes Wesen, eine Pflanze, ein Thier erkranken, wie auch der gewöhnliche Sprachgebrauch richtig gefühlt hat. Einen normalen Krystall nennt er nicht gesund, einen abnorm gebildeten nicht krank; denn beiden Gestaltungen liegt kein Lebensvorgang zu Grunde. Aber auch die verkrüppelte Pflanze, auch das mißgestaltete Thier, sei die Verunstaltung nun eine angeborene oder eine erst erworbene, heißt nicht krank, da sie in einem fertigen Zustande verharren, der unabhängig von den Lebensvorgängen sich erhält. Freilich wird ein solcher häufig genug zur Krankheitsursache durch Behinderung normaler Functionen und der bucklige Mensch ist krank, sobald die Verkrümmung seines Brustkorbes durch Beeinträchtigung der Athmung das Gedeihen des ganzen Körpers gefährdet. — Endlich ist es wohl nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß Tod nicht ein conträrer, sondern bloß ein contradictorischer Gegensatz von Leben ist, wie Kälte von

Wärme, Dunkelheit von Licht; denn diesen allen fehlt das Kriterium conträrer Gegensätze, daß sie nämlich gegenseitig sich aufheben. Tod ist bloße Abwesenheit, bloße Negation von Leben, wie Kälte von Wärme und Dunkelheit von Licht, wie Nicht A von A.

Aus den angeführten Erscheinungen scheint uns mit Sicherheit hervorzugehen, daß nirgends eine Nothwendigkeit oder ein hinreichender Grund zur Annahme einer besondern Lebenskraft vorliegt und wir nehmen also auch für die Vorgänge des Lebens keine andern als die gewöhnlichen überall giltigen Kräfte in Anspruch. Es fällt hiermit der principielle Unterschied zwischen Organischem und Unorganischem und baut sich eine Brücke vom Leben zum Tode. An die Stelle des dualistischen Principes in der Natur tritt ein einheitliches. Man werfe uns aber deshalb nicht das so oft unverstandene Schlagwort unserer Zeit, den Materialismus, entgegen; denn wir beziehen unsern Satz nur auf das körperliche Leben; wir verlangen die Einheit nur für die Materie und verwahren uns ausdrücklich dagegen, sie auch auf die geistigen Functionen ausdehnen zu wollen. Ein solches Verlangen dürfte aber selbst bei denen, die naturwissenschaftlichen Beweisen allein kein allzugroßes Gewicht beizulegen pflegen, keinen wirklich gerechtfertigten Widerstand finden, da sie der göttlichen Schöpferkraft doch wohl zutrauen werden, daß sie auf ein und demselben Wege die verschiedensten Endzwecke zu erreichen im Stande sei. Dadurch aber, daß der Organismus seine innere Triebkraft in den gewöhnlichen mechanischen Kräften findet, unterscheidet er sich in keinem wesentlichen Punkte, wenn nicht durch seine außerordentliche Complicirtheit, von dem Mechanismus und es scheint auch die Sprache dies geahnt zu haben, indem ja beide im Grunde ein und dasselbe bedeuten. Nur ist, wie Lotze sich ausdrückt, in den Mechanismus des lebenden Körpers ein Princip immanenter Störungen aufgenommen, die durchaus keinem mathematischen Gesetze ihrer Stärke und Wiederkehr folgen. Aber auch dies scheint nur für den thierischen, nicht aber für den pflanzlichen Organismus Geltung zu besitzen. — Täuschen wir uns aber ja nicht darüber, als ob wir etwa mit dieser Erkenntniß von der Art und Weise, in welcher der Lebensproceß sich abspinnt, auch schon ein Verständniß des Lebens selbst in seinem innersten Kern und Wesen gewonnen hätten. Dieses bleibt uns vielmehr eben so dunkel wie vorher und auch nicht die leiseste Ahnung verräth uns, wie denn eigentlich die unorganischen Kräfte zu vitalen Erscheinungen sich zu combiniren vermögen. Wie leicht ist es nicht, sie zu unorganischen Gebilden zusammenwirken zu lassen, und nur ein Spiel ist es uns, etwa einen Krystall wachsen zu lassen, oder, wie wir uns ausdrücken, einen Krystall zu machen und ihn nach Belieben zu zerstören und immer wieder von Neuem zu machen. Aber wem wäre es je gelungen, dasselbe bei einem Organismus auszuführen? Wer könnte sich rühmen, jemals auch nur eine Zelle gemacht zu haben? Doch wozu reden von unsrer eigenen Schwachheit, da wo selbst die Natur, wenigstens in der jetzigen Periode, an der Grenze ihres Vermögens steht! Denn es muß jetzt wohl als erwiesen betrachtet werden, daß heutzutage keine lebendige Bewegung spontan, das heißt aus unorganischen Kräften, sich erzeugt, daß vielmehr jede eine bloß fortgepflanzte, eine von einem Mutterorganismus auf einen Tochterorganismus übertragene ist. Wir wollen nicht reden von dem kindlichen Glauben früherer Zeit, welcher Fische und Gänse faulendem Schlamme und modernden Baumstämmen entsteigen ließ, würde es doch heutzutage kein Kind mehr glauben. Aber auch die letzten Stützen einer spontanen Schöpfung, einer generatio aequivoca, die Eingeweidewürmer und Infusorien, hat die Neuzeit durch den Nachweis ihrer ausnahmslosen Abstammung von Mutterindividuen unerbittlich niedergerissen. Freilich darf auch Harvey's berühmtes omne vivum ex ovo nicht mehr im ursprünglichen Sinne gefaßt werden, da wir seitdem noch andere Fortpflanzungsweisen als nur durch Eier kennen gelernt haben, indessen bleibt dies in diesem Falle gleichgiltig. — Doch als ob die Begierde nach Schöpferruhm dem Menschen eingeerbt wäre, so pflanzt sich durch alle Zeiten das Bestreben, einen Organismus zu erzeugen, fort, und wenn man auch von der Hoffnung, gleich einen ganzen Homunculus zu fabriciren, zurückgekommen ist, so hat doch die der Erzeugung wenigstens einer einfachen Zelle sich nicht verdrängen lassen. Schon glaubte man auch in der Ascherson'schen Entdeckung, daß durch Schütteln von Oel mit Eiweißlösung zellenartige Gebilde erhalten werden, das Geheimniß der Zellenfabrication gefunden zu haben, und dies um so mehr, als ja überall im Organismus Fett und Eiweiß mit einander in Berührung

kommen. Auch für eine Erklärung des Phänomens war durch Verseifung der obersten Fettschicht durch das Alkali des Eiweißes und hierdurch bedingte Unlöslichkeit dieses letztern bereits trefflich gesorgt, als unglücklicherweise die ganze Sache ihren Werth dadurch verlor, daß man dieselben zellenartigen Gebilde auch durch Schütteln sehr indifferenter Stoffe, z. B. von Quecksilber und Eiweiß, erzeugen lernte. Indessen dürften wir auch ohne dies uns nicht des Ruhmes freuen, die Natur in ihren geheimsten Werkstätten belauscht zu haben; denn sind jene Ascherson'schen Gebilde wirkliche und wahre Zellen? Freilich ist ihnen die Aehnlichkeit der äußern Form nicht abzusprechen und selbst die Erscheinungen der End- und Exosmose lassen sie trefflich beobachten, aber von dem Vermögen, ihre Existenz durch einen einheitlichen immanenten Grund zu bewahren, ist in ihnen keine Spur vorhanden; denn sie besitzen weder Stoffwechsel, noch Wachsthum, noch Fortpflanzungsvermögen. Mithin haben sie mit wahren Zellen nur das mehr Zufällige, das Aeußerliche gemein und verhalten sich zu ihnen höchstens, wie etwa ein todter Organismus zu einem lebendigen sich verhält. — Wenn wir aber heutzutage keine andere Zellenbildung als durch Erbfolge kennen, so lehrt doch die Geschichte der Erdrinde, daß es wirklich Perioden gegeben hat, wo eine spontane Bildung derselben stattgefunden haben muß. Wie und warum aber die erste Zelle entstanden ist, bleibt eine in die Tiefe des schöpferischen Geheimnisses gehüllte Frage, deren Beantwortung für immer außerhalb des Bereiches menschlicher Macht liegen wird. Sie lösen hieße den innersten Grund des Lebens, hieße Gott selbst erkennen. — Mit dieser Erbfolge der Zellen steht im innigsten Zusammenhang, daß, abgesehen von den scheinbaren Ausnahmen des sogenannten Generationswechsels, jede spätere Generation der frühern genau gleich beschaffen ist. Niemals ist beobachtet worden, daß aus einer Pflanze etwa ein Thier oder umgekehrt hervorgegangen wäre, oder auch nur, daß eine Pflanzen-, eine Thierart sich in eine andere umgesetzt hätte, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß vielleicht im Verlaufe der Zeit größere oder geringere Modificationen sich auszubilden vermögen. Auch hier macht sich also wiederum das Walten einer höhern Einheit geltend, die in dem einzelnen Individuum nur als in dem Gliede einer Kette ihren jeweiligen Ausdruck findet. Man hat sie die typische Kraft, das Gesetz der Gattung genannt; denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. In der unorganischen Natur ist, wie wir gesehen haben, die Bewegung keine fortgepflanzte; daher ist denn auch das Gesetz der ersten Bildung ein freieres, mehr von zufälligen Verhältnissen der Mischung, der äußern Einflüsse abhängiges. Die Annahme einer Lebenskraft kann uns aber auch hier keinen Vortheil bringen, denn soll sie die Sache wirklich erklären, so müssen nothwendig so viele Modificationen derselben angenommen werden, als es Arten von Pflanzen, von Thieren, ja selbst von Zellen gibt, eine Annahme, gegen die gewiß schon der bloße gesunde Menschenverstand sich sträubt.

Wir haben uns bemüht, die Unhaltbarkeit der Lebenskraft als eines Besondern hinzustellen. Den Ausdruck selbst mögen wir aber immerhin beibehalten, als Bezeichnung jener eigenthümlichen Bedingungen, unter welchen die unorganischen Kräfte zu vitalen sich umzusetzen vermögen; nur dürfen wir nie vergessen, daß daraus kein Erklärungsprincip erhoben, und noch viel weniger, daß damit ein neues Agens, eine neue Kraft eingeführt werden soll.

Endlich dürfen wir noch eine Thatsache nicht mit Stillschweigen übergehen, die viel des Eigenthümlichen und Räthselhaften bietet und nur richtig beurtheilt werden kann, wenn wir die ganze Reihe analoger Modificationen und Erscheinungen überblicken. Es ist dies jenes so merkwürdige Phänomen, wo die Lebenserscheinungen so vollständig in den Hintergrund gedrängt werden, daß der Organismus in vollkommener Ruhe zu verharren scheint und von einem todten nur dadurch sich unterscheidet, daß durch geeignete Mittel jene wieder geweckt zu werden vermögen. Man hat diesen Zustand Scheintod oder latentes Leben genannt und ihn hin und wieder, aber gewiß sehr unpassend, z. B. mit latenter Wärme zusammengestellt. Einen Uebergang zu demselben müssen wir bereits in dem glücklicherweise nur seltenen Scheintode der Menschen, sowie in den periodischen Erstarrungen mancher Thiere, welcher bald als sogenannter Winter-, bald als Sommerschlaf sich äußert, erkennen; doch kann auch bereits hier die Reduction sämmtlicher Processe eine solche Höhe erreichen, daß sie scheinbar vollständig aufhören. Indessen finden sich immer noch der Merkmale genug, welche keinen Augenblick

an dem Leben des Organismus zweifeln und ihn daher immer noch als einen lebendigen bezeichnen lassen. Solches ist aber nicht mehr der Fall, wo jede Aeußerung des Lebens fehlt, und wir nennen dann einen solchen Organismus nicht mehr lebendig, sondern nur noch lebensfähig, weil der schlummernde Funke durch geeignete Mittel sich wieder zur Flamme anfachen läßt. Das auffälligste Beispiel dieser Art bieten im Thierreiche gewisse Infusorien, zumal ein im Sande unserer Dachrinnen häufig lebendes Räderthierchen, der Macrobiotus Hufelandi, welcher in vollkommen ausgetrocknetem Zustande monate-, ja selbst jahrelang verweilen kann, um beim Aufweichen mit Wasser seine Lebensfunctionen sofort wieder zu beginnen. Aehnliches hat man in neuerer Zeit auch bei der Anguillula tritici kennen gelernt, welche aber in so fern noch von besonderm Interesse ist, als dasselbe Resultat auch durch allzureichliche Wasserzufuhr bewirkt und dann durch partielle Austrocknung wieder gehoben wird. Beispiele solchen Scheintodes ließen auch von einzelnen Geweben und Zellen sich anführen und wir erinnern nur an jene früher erwähnten todtenstarren Muskeln, welche durch Zufuhr von frischem Blute das scheinbar erloschene Leben wieder erhalten. Hierher gehört auch die äußerst interessante Beobachtung, welche die Neuzeit wieder der Vergessenheit entrissen hat, daß nämlich ausgeschnittene und vollständig getrocknete Frosch- und Schildkrötenherzen nach der Befeuchtung wieder zu schlagen anfingen. Aber was sind Monate und Jahre gegen jene Zeiträume, während welcher pflanzliche Gebilde, insbesondre Samenkörner aller Art ihre Keim-, also Lebensfähigkeit noch zu erhalten vermögen! Erinnern wir nur an das allbekannte Beispiel jenes Weizens, der, nachdem er Jahrtausende lang in der Hand einer Leiche gelegen, im frischen Erdreich zum kräftigen Halme emporschießt und hundertfältig Frucht bringt. — Die Rolle, welche eine solche Vorrichtung in der Oekonomie der Natur spielt, ist wichtig genug; indeß noch wichtiger gilt uns für jetzt die Frage, wie wir dabei den Zustand des Organismus uns zu denken haben, ob wirklich als absolute Ruhe oder aber nur als unendlich geschwächten Lebensproceß. Ersteres möchte schon durch die Beobachtung des allmäligsten Ueberganges zur vollen Lebensbewegung zweifelhaft werden; allein es müßte auch in einem solchen Falle die Lebensfähigkeit durch sorgfältiges Fernhalten aller störenden Einflüsse von außen in alle Ewigkeit sich erhalten lassen. Nun weiß aber Jedermann, daß auch unter den günstigsten Bedingungen die Lebensfähigkeit hier früher, dort später erlischt und wirklichem Tode Platz macht. Aus diesem Grunde erscheint die Annahme wohl gerechtfertigter, daß die lebendige Bewegung im Zustande des latenten Lebens fortdauert, und wenn auch nur in den leisesten Oscillationen, doch immer hinreichend, durch allmälige Summirung das materielle Substrat schließlich so zu verändern, daß der Tod erfolgen muß. — Noch Treviranus meinte, das Weizenkorn träume von seiner künftigen Blüthe, hielt aber doch den Zusatz, daß diese Träume dunkel genug sein mögen, nicht für überflüssig. — Sehr beachtenswerth ist es, daß z. B. der Macrobiotus gegen Agentien sich genau so verhält, wie die chemisch dargestellten Eiweißkörper seines Körpers. Diese coaguliren bekanntlich im feuchten Zustande bei einer gewissen Temperatur, ein Umstand, der diese letztere auf alle Organismen einen schädlichen Einfluß ausüben läßt. Diese selben Eiweißstoffe aber halten die gleichen und selbst noch beträchtlich höhere Temperaturgrade im trockenen Zustande ohne Schaden aus. Ebenso das trockene Thier, dem, nebenbei gesagt, auch selbst Kältegrade von — 19 Grad R. nichts anzuhaben vermögen. Offenbar ist in vielen Fällen das latente Leben einfache Folge unzureichender Lebensreize, wie wir sie früher definirt haben, namentlich des Mangels an Feuchtigkeit und Wärme, und es hört daher auch sofort auf, sobald diese in genügender Weise geboten werden. Wir brauchen hier nur daran zu erinnern, wie in vollkommen trockener Erde kein Samenkorn wächst und wie die wärmern Tage des Frühlings die den Winter über scheinbar erstorbene Pflanzenwelt zu frischem Grünen und Treiben veranlassen.

Wenn wir angeführt haben, daß jeder Organismus die Fähigkeit besitzt, durch fortwährende Erneuerung seiner Substanz seine Integrität und sein Leben zu wahren, so erleidet dieser Satz doch eine Einschränkung dadurch, daß sein Bestand keineswegs ein ewiger ist. Für jeden Organismus gilt eine typische Dauer seines Daseins, während dessen er typische Perioden seiner Entwicklung durchgeht und endlich sein Ende erreicht. Es sind nicht etwa nur äußere schädliche Einflüsse, die dieses herbeiführen; denn sonst wäre ja nichts leichter, als durch deren Abhaltung den Tod zu bannen;

aber auch nicht etwa einfache Abnutzung des Apparates, da ja durch den Stoffwechsel ein Mittel geboten wäre, diese zu verhüten. Warum aber das Alter der Jugend, warum Schwäche und Zerfall der frisch aufschäumenden Kraft folgt, das ahnen wir so wenig, als warum heutzutage keine Zelle mehr entsteht, oder warum ein Organismus nur einen ihm gleichartigen erzeugt. Freilich, welch ein Abstand zwischen dem kurzen Leben der Eintagsfliege und dem tausendjährigen Bestehen jenes Drachenbaums auf Teneriffa! Darum eben muß ein Organismus sich fortpflanzen, ein Krystall aber nicht; denn der ist ewig. — Mit dem Tode des Organismus ist auch seine Form dem Zerfalle geweiht und nur künstlich vermögen wir dieselbe noch längere Zeit zu erhalten. Sonst zerlegen sich die Stoffe in einfachere chemische Verbindungen, in Wasser, in Kohlensäure und Ammoniak, welche, indem sie in das Luftmeer übergehen, von Neuem zum Aufbau organischer Körper verwendet werden.

Schließlich möchte es wohl nicht überflüssig sein, noch darüber uns zu rechtfertigen, daß wir im Verlaufe unsrer ganzen Betrachtung den pflanzlichen und thierischen Organismus aus einander zu halten versäumt haben. Wir sind von Jugend auf gewohnt, dieselben fast als Gegensätze zu betrachten, aber finden sich denn in der That zwischen beiden so wesentliche Punkte der Differenz, wie wir sie gewöhnlich anzunehmen pflegen? Freilich eine Frage, deren Beantwortung ebenfalls zu den sich von selbst verstehenden pflegt gezählt zu werden, und nicht überall möchte es gerathen sein, die Behauptung auszusprechen, das es möglich sei, Thiere für Pflanzen und Pflanzen für Thiere zu halten. Bei höhern Gebilden lehrt auch die empirische Erfahrung ohne Weiteres das Richtige erkennen, aber suchen wir uns wissenschaftlich der unterscheidenden Merkmale bewußt zu werden, so stoßen wir auf die beträchtlichsten Schwierigkeiten, und vor genauer Prüfung schwindet ein Merkmal nach dem andern, das wir für charakteristisch und untrüglich gehalten hatten. Je tiefer wir steigen, um so unsicherer werden die Merkmale und um so schwieriger die Entscheidung, was Pflanze, was Thier. Heutzutage weiß Jedermann, daß der Polyp ein Thier ist, und der würde sich dem Spotte aussetzen, der solches zu bezweifeln wagte. Aber noch ist es nicht so lange her, das Réaumur, aus Furcht, ihn dem Spotte preiszugeben, der Pariser Akademie den Namen desjenigen nicht zu nennen wagte, der ihr eine Abhandlung über die thierische Natur der vermeintlichen Blüthen des Koralls eingeschickt hatte. Und noch heute stehen wir unschlüssig vor manchen Gebilden, die hier der Zoologe, dort der Botaniker als sein Eigenthum in Anspruch nimmt und die fast Mittelbinge zwischen Pflanzen und Thieren zu sein scheinen. Wenn mithin in den Endgliedern scharf charakterisirte Eigenthümlichkeiten hervortreten, so verwischen sich solche mehr und mehr gegen die Grenze hin, gleich wie im Magnete die typischen Verschiedenheiten der Endpole gegen die Mitte hin verschwinden, um schließlich in neutralem Gebiete zusammenzutreffen. Wie also in ihm Nord und Süd, so ist auch in der organischen Welt Pflanze und Thier kein principieller Gegensatz, sondern nur der verschiedene Ausdruck ein und desselben Grundgesetzes. Beide ergänzen einander und keines kann ohne das andere bestehen.

Das Wesen des Lebens ist in beiden dasselbe. Das Thier ist aber auch dadurch das Höhere, daß in ihm stufenweise geistige Fähigkeiten sich entwickeln, denen endlich im Menschen das Siegel der Göttlichkeit aufgeprägt ist. Wir haben diese von unserer ganzen Betrachtung ausgeschossen, da sie, wenn auch nur zum Leben sich gesellend, doch keinen wesentlichen Theil desselben ausmachen und den Pflanzen in der That auch vollständig fehlen. Wenn aber Viele auch sie als bloß materielle Processe hinzustellen versucht haben, wenn Viele mit der Behauptung, die Einheit des menschlichen Körpers sammt allen Consequenzen nach allen Seiten hin vertheidigen zu wollen, hervorgetreten sind, so müssen Solche mit der Beweisführung sich begnügen, daß die exacte Wissenschaft zwar keine Beweise dagegen, aber auch keine dafür aufzubringen im Stande ist.

Wir sind fern davon, unsere bisherigen Errungenschaften auf dem Gebiete des Lebens überschätzen zu wollen; aber doch glauben wir daraus die bestimmte Hoffnung schöpfen zu dürfen, daß auch in dieser noch so dunkeln Sache künftige Forschungen Licht schaffen werden. Den Baum im Garten von Woolsthorp, der einst für Newton der Anlaß zur Entdeckung seiner ewig herrlichen Gesetze geworden ist, hat schon vor Jahren der Sturm gefällt. Der Baum aber, von dem einst die Blüthe der Erkenntniß der jetzt noch so complicirten organischen Bewegungsphänomene gebrochen werden wird, hat wohl noch lange nicht gekeimt! —

M'Clintock's Nordpolfahrt.

Gegen beide Pole der Erde hin sind in neuester Zeit Reisen unternommen worden, die unsere Kenntniß der unwirthlichsten Gebiete unsers Weltkörpers mächtig gefördert haben. Vom Südpol will es fast scheinen, als ob dort kein Räthsel mehr zu lösen bliebe. Die Vervollständigungen, welche die frühern Entdeckungen eines Cook, Bellingshausen, Bristol und Weddell durch die Reisen von Sir James Clarke Roß, Dumont d'Urville und Wilkes gefunden haben, lassen es so ziemlich gewiß erscheinen, daß die ganze Gegend um den Südpol ein Festland bildet, das etwa die Ausdehnung von Australien hat. Eine vorliegende Eismauer, die ununterbrochen fortläuft, macht die Küste dieses südlichsten aller Continente unnahbar. Man sieht im Innern dieses Südpolarlandes, das nie ein menschlicher Fuß betreten, auf dem nie eine Blume ihren Kelch der Sonne und dem Spiel der Winde erschlossen hat, Berge von bedeutender Höhe aufragen. Der Erebus, den Roß entdeckte, hat 12,400 englische Fuß Höhe, und schickt aus seinem glühenden Innern eine Rauchsäule 1200 Fuß weit empor. Auf dem antarktischen Festlande zu überwintern und die Beschaffenheit des Innern durch Schlittenreisen zu erkunden, hat nie gelingen wollen, da die erwähnte Eismauer jede Annäherung an die Küste verbietet.

In den Nordpolargegenden, die man bis jetzt kennt, herrschen andere Verhältnisse. Statt eines Festlandes gibt es dort ein Gewirr von Halbinseln und Inseln, in die viel Sunde und Buchten einschneiden, und zwischen denen verschiedene Canäle laufen, auf denen man von den östlichen in die westlichen Meere, von der Baffinsbai in die Behringsstraße gelangen könnte, wenn das Eis, das hier ungleich fürchterlicher, als in der antarktischen Zone ist, nicht eine bis jetzt undurchdringliche Schranke bildete. Ist am Nordpol ein Festland vorhanden, so hat man es in den höchsten Breiten zu suchen, in die der Kennedy- und der Wellingtoncanal führen. Die Existenz eines solchen Festlandes ist indessen nichts weniger als gewiß, ja man war sogar längere Zeit zu der Annahme eines offenen Polarmeeres geneigt, das, durch einen warmen Luftstrom (den Aequatorialstrom) und einen warmen Wasserstrom (den Golfstrom) vom Eise frei erhalten, dem Schiffer bei seinem Vordringen zum Pol keinerlei Hinderniß entgegensetzen werde.

Da man am Nordpol Schlittenreisen auf dem Eise und von Insel zu Insel machen kann, so ist das ganze Gebiet, in das bis jetzt Menschen eingedrungen sind, genau erforscht worden. Auf einer dieser Schlittenreisen hat Sir James Clarke Roß am 1. Juni 1831 den magnetischen Nordpol entdeckt. Er liegt auf der Ostküste einer Halbinsel, deren Name „Das glückliche Boothien" wie ein Hohn auf ihren Charakter der düstersten, dem thierischen wie dem pflanzlichen Leben gleich feindlichen Wüstenei klingt. Den magnetischen Südpol hat man wohl berechnet, aber nicht aufgefunden, und er ist sogar nach unserm jetzigen Dafürhalten unerreichbar. Alle Berechnungen stimmen nämlich darin überein, daß er tief im Innern des Victorialandes liege, dessen Küsten die in diesen Breiten nie fehlende Eismauer schließt.

Die Nordpolreisen haben viel früher begonnen und sind weit eifriger fortgesetzt worden, als die Südpolreisen. Zwischen der ersten eigentlichen Entdeckungsreise, die der Engländer Martin Frobisher 1576 gegen Norden unternahm, und der Fahrt des Franzosen Kerguelen gegen Süden (1772), die als der Anfang der Südpolarreisen zu betrachten ist, liegt ein Zeitraum von zwei Jahrhunderten. Auch ungleich zahlreicher sind die Fahrten in die arktischen Meere.

Zu den Entdeckern, die zu Lande an die Küsten vorgingen und ihnen auf weite Strecken folgten, gehörten Franklin, Back, Richardson, Simpson und Dease.

Franklin erwarb sich bei den Landreisen denselben Ruhm des glücklichsten Entdeckers, der Parry durch seine Seereisen zu Theil wurde. 1786 zu Spilsby in der Grafschaft Lincoln geboren, hatte er bei Kopenhagen wie bei Trafalgar mitgekämpft und auch an dem ewig denkwürdigen Seegefechte in der Straße von Malacca Theil genommen, in dem Dance mit schwer beladenen China- und Ostindienfahrern eine Flotte französischer Kriegsschiffe unter Linois schlug. 1820 unternahm er die erste seiner Landreisen und untersuchte die arktische Küste des amerikanischen Festlandes auf einer Strecke von 120 deutschen Meilen. Ein Jahr nach seiner Rückkehr verheirathete er sich mit einer jungen Dame, die durch ein begeistertes Gedicht über

die Nordpolreisen seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Als er 1825 zu seiner Landreise ausbrach, stickte ihm seine Gattin eine Flagge, die er am arktischen Ufer aufpflanzen sollte. Er fügte auf dieser zweiten Reise zu seinen frühern Entdeckungen noch 75 Meilen unbekannter Uferstrecken. Zum Statthalter von Van Diemensland ernannt, schien er in einer ruhigern Laufbahn, wie sie seinen vorgerückten Jahren entsprach, bleiben zu sollen. Da faßte die Regierung den Entschluß, eine neue Nordpolfahrt zu unternehmen, und übertrug ihm den Befehl über die dazu bestimmten Schiffe Erebus und Terror. Franklin zögerte keinen Augenblick, den ehrenvollen Antrag anzunehmen. Am 26. Mai 1845 segelte er mit dem Erebus und Terror von England ab. Unter ihm befehligten Fitzjames und Crozier; die Mannschaft der beiden Schiffe zählte einschließlich der Officiere 129 Köpfe.

Franklin wurde zum letzten Male am 26. Juli 1845 gesehen. Ein Walfischfänger berichtete, daß der Erebus und Terror an jenem Tage bei einem großen Eisberge vor Anker gelegen hatten. Die beiden nächsten Jahre verstrichen, ohne daß man von den beiden Schiffen etwas hörte. Man wurde über ihr Schicksal besorgt, und im nächsten Jahre begannen jene Nachforschungen, welche bis 1854 die Hoffnung nicht erlöschen ließen, daß Franklin mit den Seinigen vielleicht noch gerettet werden könne. Diese Reisen hatten endlich die Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt zur Folge. M'Clure gelangte von der Behringsstraße in einen Canal zwischen der Melvilleinsel und dem Bankslande, von dem er sich durch Schlittenreisen überzeugte, daß er in den Melvillesund, also in ein von der Baffinsbai her erreichbares und erreichtes Meer münde. Andere Schlittenreisen führten ihn zu einer zweiten nordwestlichen Durchfahrt, der Prinz-Wales-Straße, die aus dem Melvillesunde zwischen dem Prinz-Alberts-Lande und dem Bankslande zu den Gewässern vor der nordamerikanischen Küste läuft, deren Zusammenhang mit der Behringsstraße längst ermittelt worden ist. Sein Schiff durch eine dieser Straßen in die östlichen Gewässer zu bringen, gelang M'Clure nicht. Er mußte dasselbe in der Gnadenbucht zurücklassen und sich glücklich schätzen, daß er mit seiner Mannschaft auf dem Eise einen Punkt erreichte, wo er von einem andern Fahrzeuge aufgenommen und durch die Baffinsbai nach England zurückgebracht wurde. — Von Franklin fand man lange nur eine einzige Spur, aus der hervorging, daß er von 1845 zu 1846 auf der Beecheyinsel an der Mündung des Wellingtoncanals überwintert und sein dortiges Lager erst im hohen Sommer des folgenden Jahres, dann aber plötzlich, mit Zurücklassung werthvoller Sachen, verlassen hatte. So vielfach man dieser Spur nachging, fand sich lange nichts, bis endlich am 22. October 1854 Doctor Rae, ein bekannter arktischer Reisender, in London erschien, und die erschütternde Kunde brachte, daß Franklin und die Seinigen, nachdem sie ihre Schiffe verlassen, auf dem amerikanischen Festlande, in der Nähe des Großen Fischflusses, der auf einigen Karten unter dem Namen des Backflusses eingetragen ist, und auf den vorliegenden Inseln, Montreal und König-Wilhelmsland, ihren Untergang gefunden hatten.

Rae legte Sachen vor, die unzweifelhaft Eigenthum von Officieren und Matrosen der vermißten Schiffe gewesen waren. Er hatte diese Gegenstände in der Nähe der Oertlichkeiten, welche die Schauplätze der Katastrophe gewesen sein mußten, von den Eskimos eingehandelt. Dieselben Eskimos hatten ihm von Weißen erzählt, die auf dem Wege nach einem an Wasserfällen und Stromschnellen reichen Flusse einer nach dem andern umgesunken seien. So bestimmt diese Nachricht klang und so viele Bestätigung sie durch die silbernen Messer und Gabeln, Chronometer und andern Gegenstände vom Erebus und Terror fand, blieben doch erhebliche Zweifel an dem Untergange aller Vermißten bestehen. Nicht einer der Eskimos, mit denen Rae verkehrt hatte, war ein Augenzeuge der Katastrophe gewesen. Alle schöpften ihre Erzählungen aus zweiter, vielleicht aus dritter und vierter Hand. Sie wußten ferner die Oertlichkeiten, wo die weißen Männer von andern Eskimos gesehen worden seien, nicht genau zu bezeichnen, und sprachen überdies nur von dreißig, vierzig Verunglückten. War es nicht möglich, daß einzelne jener dreißig oder vierzig zu ihren Gefährten zurückgekehrt seien, und daß man noch diesen oder jenen auffinden werde, der entweder auf den Schiffen oder unter den Eskimos sein Leben gefristet habe?

Erwog man, daß seit dem Augenblicke, in dem Franklin, bloß auf drei Jahre mit Lebensmitteln versehen, England verlassen

hatte, neun Jahre verstrichen waren, und daß er den letzten Theil dieser Zeit in einer arktischen Gegend verlebt haben mußte, die an Nahrungsmitteln sowohl im Meer als auf dem Lande fast gar nichts darbietet, so konnte man jene Frage nur verneinen Es war daher gerechtfertigt, daß die Regierung nach gewissenhafter Prüfung aller Umstände den Entschluß faßte, ihre weitern Nachforschungen auf eine Expedition zum Großen Fischfluß zu beschränken. Anderson führte sie aus und fand einige neue, jedoch unerhebliche Anzeichen, daß Weiße eine Strecke weit am Großen Fischfluß aufwärts gegangen seien.

Die Regierung ließ es bei diesem Ergebniß bewenden, aber nicht Lady Franklin. Sie hatte ihr Vermögen durch die Ausrüstung von vier Schiffen, welche an den frühern Nachsuchungen Antheil genommen hatten, ziemlich erschöpft, und verwendete die Trümmer desselben zu einem neuen Unternehmen, das ihr Gewißheit über das Schicksal ihres Mannes und seiner Gefährten verschaffe. Sie kaufte den Fox, einen kleinen Schraubendampfer von 177 Tonnen, und stattete ihn unter Beihilfe der Regierung und vieler Privaten mit allem Nöthigen aus. Den Oberbefehl übertrug sie dem Capitän M'Clintock, einem bewährten Nordpolfahrer, der durch seemännische Kenntnisse, Charaktertüchtigkeit und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichnet ist. Da sich zehnmal mehr zum Mitfahren meldeten, als das kleine Schiff zu fassen vermochte, so konnte M'Clintock seine Begleiter auswählen. Hobson und Allen Young traten als Officiere ein, Walker als Arzt und Naturforscher, Karl Petersen als Dolmetscher für den Verkehr mit den Eskimos.

Im Juni war M'Clintock segelfertig und erhielt Lady Franklin's letzte Anweisung. „Ich brauche Ihnen kaum zu sagen,“ schrieb die würdige Frau, „daß die Rettung von Mannschaften des Erebus und Terror, sollten solche noch am Leben sein, das schönste Ergebniß Ihrer Anstrengungen sein würde. Diesem Zwecke muß sich jeder andere unterordnen. Zunächst wäre es von besonderer Wichtigkeit, die etwa hinterlassenen Nachrichten der Reisenden aufzufinden, und zu persönlichen Andenken meines theuren Gatten und seiner Gefährten zu gelangen. Endlich wird es vielleicht in Ihrer Macht stehen, die Ansprüche der Vermißten auf die erste Entdeckung der Durchfahrt festzustellen. Sind Rae's Berichte wahr, so haben jene Märtyrer in ihren letzten Augenblicken, nach fünfjährigen Arbeiten und Leiden, wenn nicht schon in früherer Zeit, jene Entdeckung gemacht. Ich bin überzeugt, daß Sie für die Erreichung dieser Zwecke Alles aufbieten werden, was Menschen zu thun im Stande sind. Meine einzige Furcht ist die, daß Sie sich bei Ihren Anstrengungen zu wenig schonen, und ich erkläre Ihnen daher, daß die Erhaltung des Lebens der kleinen Schaar von Helden, welche Ihre Begleiter und Gehilfen sind, mir unendlich höher steht, als die Erreichung irgend eines Ihrer Reisezwecke.“

Am 1. Juli 1857 lief M'Clintock von Aberdeen aus. Nicht lange, so traten die kahlen wilden Küsten der Orkneys, um die der schrille Ruf unzähliger Seevögel ertönt, in Sicht, und am 12. Juli wurde die südliche, noch von Eis umlagerte Spitze Grönlands, das bekannte Vorgebirge Farewell, erreicht. Der Fox lief in mehrere Häfen der Küste ein, um sich Hunde, die zum Ziehen der Schlitten gebraucht werden, einen Führer für dieselben und Steinkohlen und Stockfische zu verschaffen. Alle diese Plätze haben denselben Charakter. Es gibt immer ein Hauptgebäude, in dem der dänische Kaufmann des Orts wohnt, und mehrere mit Rasen gedeckte Hütten der Eskimos, die man, selbst wenn man dicht neben ihnen steht, kaum vom Boden unterscheiden kann. Das Kaufmannshaus besteht ganz aus Holz und zeichnet sich durch Ordnung und Reinlichkeit aus. Hinter den Küstenorten erheben sich in der Regel unfruchtbare Felsen, die, wenn sie vom Schnee entblößt sind, noch trostloser aussehen, als wenn sie ihr Winterkleid tragen. Unten in der Ebene benutzt man einen kleinen Raum zur Anlage eines kleinen Gartens, in dem man Lattich, Spinat, Steckrüben, Kümmel und Erbsen anbaut. Bei einem kurzen Besuche wird diese Küste durch die Kühnheit ihrer Landschaft anziehend. Dies gilt besonders vom Disco Fiord und von der Waigatstraße. Die letztere ist drei bis fünf Stunden breit und wird auf beiden Seiten von Gebirgen eingefaßt, die bis zu 3000 Fuß aufsteigen. Die nördliche Spitze von Disco ist sogar 4000 Fuß hoch und besteht aus einer senkrechten Klippe, die oben eine Krone von ewigem Schnee trägt. Die Abhänge der Berge sind mit Moos bekleidet, zwischen dem Blumen, namentlich die blaue Glockenblume, hervorsprießen. „Es gibt in Grönland,“ sagt

M'Clintock, „keine anziehendere Stelle, als den Disco Fiord, wo man eine Woche fischen und jagen könnte. Früher war Disco wegen seines Ueberflusses an besonders großen Rennthieren berühmt, aber gegenwärtig beschränken sich diese Thiere aus irgend einem unbekannten Grunde auf das Festland.“ Die Waigatstraße war meilenweit mit Eidergänsen wie besprenkelt.

M'Clintock erhielt 29 Hunde, zu deren Führer sich ein junger Eskimo Namens Christian anbot. Auch seine übrigen Bedürfnisse verschaffte er sich und suchte nun auf das westliche Ufer der Baffinsbai hinüber zu gelangen. Dieses Unternehmen gelingt nicht immer und ist stets von Gefahren begleitet. Wenn das Eis im Sommer vom Lande sich trennt, so bildet es eine große Masse, die bei den Walfischfängern unter dem Namen des Mitteleises bekannt ist. Sie wird von den Winden bald nach Norden, bald nach Süden getrieben, und je nachdem sie die eine oder andere Richtung angenommen hat, muß man ihren Rand entweder im Süden oder im Norden umsegeln. Da die Masse nicht überall zusammenhängt und nicht bloß aus Eisbergen und Eisfeldern, sondern auch aus kleinern Schollen, dem sogenannten Packeis besteht, so kann man sich auch mitten durch sie hindurch einen Weg bahnen. Dies letztere zu thun, war M'Clintock wegen der Kleinheit und der geringen Widerstandsfähigkeit seines Schiffes untersagt. Aus Schiffernachrichten, die er einzog, mußte er schließen, daß er das Mitteleis im Norden umsegeln könne, und schlug diese Richtung ein. Er gelangte bis zur Melvillebai, aber hier wurde er am 31. August, indem er nach der andern Seite der Baffinsbai hinüber zu segeln versuchte, vom Eise eingeschlossen.

Seine Gefangenschaft setzte sich durch den Herbst, den ganzen Winter und bis in den nächsten Frühling hinein fort. An ein Stillliegen auf einem Platze darf man dabei nicht denken, vielmehr wurde der kleine Fox mit dem Eise aus dem arktischen Kreise hinaus bis zu 63 Grad 30 Minuten nördlicher Breite getrieben, und machte in 242 Tagen eine Reise von 298½ deutschen Meilen.



Eskimo von einem Bär überrascht.

In der ersten Zeit hoffte M'Clintock noch, daß günstige Winde ihm gestatten würden, sich aus dem Eise los zu machen. In der That entstanden mehrmals Streifen freien Wassers, aber immer schlossen sich die Blöcke wieder zusammen, ehe er das offene Meer erreichte. Als dann Frost eintrat und den Eismassen Festigkeit und Zusammenhalt verlieh, mußten sich die Reisenden an den Gedanken einer langen Gefangenschaft gewöhnen. Die Tage wurden nun kürzer, und am

1. November nahm die Sonne auf Monate Abschied. Die lange arktische Nacht hat ihre eigenen Lichter. Bald ist es der Mond, der allen Gegenständen den geisterhaften Anschein gibt, welchen unser Bild wiederzugeben versucht, bald zucken Nordlichter am Horizont auf, und selbst dann, wenn der Himmel ganz dunkel bleibt, läßt die Schneedecke keine völlige Finsterniß aufkommen. An Ereignissen mangelt es begreiflicherweise, und die Matrosen durch die Eintönigkeit ihres Lebens nicht muthlos werden zu lassen, ist eine der Hauptsorgen, die den Führer einer arktischen Reise beschäftigen. Viel hilft ihm dabei die Jagd, denn nichts liebt der Seemann mehr, als mit der Flinte auf dem Rücken umherzustreifen und auf alles Lebende zu schießen. Das Wild, das es hier im Eise der Baffinsbai gab, bestand in Bären, Füchsen, Möven und Seehunden. Der letztern bedurfte man am nöthigsten, da es an Futter für die Hunde fehlte. Petersen und Christian fingen



Der „Fox“ arbeitet sich durch die Eismassen.

sie nach Art der Eskimos. Diese Jagd wird so ausgeführt, daß man ein Loch in's Eis macht und dann durch Kratzen einen Ton hervorruft, als ob ein Seehund das Eis von unten aufbräche. Darauf wird mit dem Munde das Grunzen und Schnarchen der Seehunde nachgemacht, um die Thiere, welche in der Nähe sind, herbeizulocken. Die Seehunde waren das häufigste Wild, von Bären schoß man bloß zwei. Eines Tages glaubte M'Clintock zwei seiner Leute in einiger Ferne und an einer Stelle, wo das Eis nicht sicher war, umhergehen zu sehen. Als er jene Unvorsichtigen holen lassen wollte, zeigte es sich, daß die Mannschaft am Bord sei und daß er Bären für Menschen gehalten habe. Sogleich wurde eine Jagd angestellt, aber ohne Erfolg.



Begräbniß im Eise.

Ein anderes Mal entdeckte der Quartiermeister einen Bär, der sich bis auf 25 Ellen herangeschlichen hatte. Von den Hunden war er nur 10 Ellen entfernt, und keiner

hatte ihn bemerkt. Sobald Lärm entstand, ergriff der Bär die Flucht, kam jedoch nicht weit, da er an einer Stelle durch dünnes Eis brach. Ehe er sich auf das Feste zurückarbeiten konnte, war er von bellenden Hunden umgeben, denen Matrosen mit Flinten auf dem Fuße folgten. Die ersten drei Schüsse, die das Thier erhielt, schienen bloß seine Wuth zu vermehren, und erst die vierte Kugel, die ihm mitten durch den Kopf ging, streckte es todt nieder. Es war ein männlicher Bär von 7 Fuß 3 Zoll Höhe. Sein Fell wurde zum Geschenk für Lady Franklin bestimmt.

Petersen wußte von den Bären viel zu erzählen. Man fühlt sich versucht, sie zu den Amphibien zu rechnen, da sie häufig weit vom Lande entfernt und mitten im Packeis gefunden werden, wo sie sich nicht zu erhalten vermöchten, wenn sie mit dem Wasser nicht eben so vertraut wären wie mit dem Lande. Sie jagen gegen den Wind, und ihr feiner Geruch verräth ihnen schon in weiter Ferne, wo ein Seehund zu finden ist. Die Vordertatzen unter den Leib gelegt, schieben sie sich mit den Hinterbeinen geräuschlos heran, bis sie ihrer Beute so nahe gekommen sind, daß sie dieselbe mit einem Sprunge erreichen können. Die Grönländer lieben ihr Fleisch sehr, lassen aber Herz und Leber unberührt, weil diese Körpertheile ihnen für giftig gelten. Man kennt kein Beispiel, daß ein Bär, wenn er nicht gereizt oder verwundet worden war, einen Menschen angegriffen hätte. An einem dunkeln Wintertage besuchte ein Einwohner von Upernivik seine Seehundsnetze. Ein Seehund hatte sich gefangen und der Eskimo kniete auf das Eis nieder, um das Thier aus dem Wasser zu ziehen, als er einen Schlag auf den Rücken erhielt. Er vermuthete, daß sein Begleiter sich einen Scherz mit ihm mache, aber ein zweiter Schlag folgte und fiel mit solcher Wucht nieder, daß der Eskimo schnell sich umwandte. Wie erschrak er, als statt seines Freundes ein alter Bär von grimmigstem Aussehen hinter ihm stand. Ohne den Menschen einer weitern Beachtung zu würdigen, zog der Bär den Seehund aus dem Netze und begann zu fressen. Er wurde dabei nicht unterbrochen, denn der Eskimo war weit entfernt, ehe der Bär sein Mahl vollendet hatte (S. 297).

Der Hund dieser Breiten ist ein eben so nützliches, als unangenehmes Thier. Man richtet ihn zum Ziehen der Schlitten ab und läßt ihn übrigens in seinem halbwilden Zustande. Im ewigen Kriege mit seines Gleichen, frißt er Alles, was ihm erreichbar ist, und scheint selbst Raben nicht zu verschmähen. Wenigstens wurde M'Clintock durch die Erfahrung belehrt, daß die Behauptung der Eskimos, ihre Hunde fräßen weder Füchse noch Raben, hinsichtlich des Vogels nicht richtig ist. Er wollte die Möven, die er seinen Hunden vorwerfen ließ, vorher rupfen lassen, aber Petersen belehrte ihn, daß die Federn den Hunden gesund seien. Gegen die Kälte ist ein solcher Eskimohund fast unempfindlich, und seine Lebenskraft trotzt der grausamsten Behandlung. Es ist vorgekommen, daß ein Eigenthümer seinem Hunde mit einem schweren Hammer Schläge auf den Kopf versetzt hat, ohne daß der Tod die Folge davon gewesen ist. Man hat den Hund mit der Schnauze gegen den Wind gelegt, und nach wenigen Minuten ist er wieder frisch und munter gewesen.

M'Clintock's Hunde blieben fortwährend auf dem Eise, wo sie auch gefüttert wurden. Als sie einmal schwach und krank zu werden schienen, ließ man sie auf's Schiff und bewirthete sie mit einer Extramahlzeit. Das hatten sich die Thiere gemerkt, und seit dieser Zeit waren sie kaum fern zu halten. In einer ruhigen Nacht stürmten sie das Schiff mit einem Lärm, der die ganze Mannschaft erweckte. Obgleich die kräftigsten Maßregeln ergriffen und alle Stöcke in Bewegung gesetzt wurden, verflossen doch zwei Stunden, ehe man die Eindringlinge, die sich zum Theil in Ecken und Winkel verkrochen, verjagt hatte. Mehrere Hunde entfernten sich Tage lang, um auf ihre eigene Hand zu jagen. Da sie bei ihrer Rückkehr nicht ungewöhnlich hungrig zu sein pflegten, so mußten sie auf dem Eise Lebensmittel gefunden haben.

Außer der Jagd gab es noch andere Beschäftigungen ernster und heiterer Art. Um die Mannschaft zu üben, wurden Schlittenreisen gemacht und Schneehütten gebaut. Auf dem Schiffe wurde jeder Tag, der eine Bedeutung hatte, festlich begangen. Selbst der fünfte November, der Gedenktag der Pulververschwörung, erhielt seine besondere Feier. Die Matrosen schwärzten ihre Gesichter, warfen sich in sonderbare Trachten und hielten mit brennenden Fackeln und wildem Geschrei einen Umzug, vor dem alle Hunde die Flucht ergriffen. Darauf wurde Guy

Fawkes im Bilde verbrannt, wobei Trommeln, Kessel und andere Instrumente eine Matrosenmusik machten. Das Weihnachtsfest zeichnete sich durch die sinnreiche Ausschmückung aus, welche die Matrosen dem Zwischendeck gegeben hatten. Sie wurden an diesem Tage außergewöhnlich bewirthet und dachten bei ihrem Plumpudding und Schinken, ihrem Rosinenkuchen, ihrem Ale und Punsch gewiß nicht daran, wie gefährlich ihre Lage zwischen den Eisfeldern und Eisbergen auf offenem Meere sei. In der Neujahrsnacht, die eine zweite Auflage des Weihnachtsabends war, erhielt M'Clintock ein Ständchen. Zwei Flöten und eine Harmonika waren die Instrumente, die sich, so gut es gehen wollte, vor seiner Thür hören ließen. Mit frohem Herzen wurde der 28. Januar gefeiert, an dem die Sonnenscheibe, nachdem sie 89 Tage verschwunden gewesen war, zum ersten Male wieder am Horizont erschien. Die Feier dieses Ereignisses bestand darin, daß die Flagge aufgezogen und für die Mannschaft Grog gebraut wurde. „Der Löwe von Harwich," sagt M'Clintock, „flatterte in einer Luft, die kalt genug war, um gewöhnlichen Löwen alle Glieder steif zu machen."

Die düsterste Unterbrechung der Eintönigkeit des Winters war ein Begräbniß. Einer der Heizer hatte sich bei einem Fall innerliche Beschädigungen zugezogen, an denen er starb. Sein Grab war die Tiefe des Meers, in die er durch ein Loch im Eise hinabgesenkt wurde. „Welch' eine Scene!" ruft M'Clintock aus. „Ich werde sie nie vergessen. Da lag der einsame Fox, fast im Schnee begraben, von der bewohnbaren Welt völlig getrennt und seine Glocke schallte traurig zu uns herüber, während unser kleiner Zug im tiefsten arktischen Winter, von Laternen und Richtungsstangen geleitet, sich langsam über die rauhe Oberfläche des gefrornen Meers fortbewegte. Der Eindruck, der durch die todtenähnliche Stille, die scharfe Kälte und die von Dünsten beladene, fast drohende Luft entstand, wurde durch eine Monderscheinung erhöht, die selbst hier selten ist. Den Mond umgab ein vollständiger Kreis, durch den ein wagerechter Streifen eines blassen Lichtes ging. Ueber dem Monde zeigten sich die Abschnitte von zwei andern Kreisen und auch sechs Nebenmonde wurden am Himmel sichtbar. Die dunstige Luft theilte dieser merkwürdigen Erscheinung, die länger als eine Stunde anhielt, etwas wahrhaft Geisterhaftes mit."

Der Winter war verhältnißmäßig mild, d. h. mild für einen arktischen Winter. Im November stieg die Kälte auf — 29, im December auf — 30 Grad Reaumur. Der Januar war nicht kälter als der December, zu Anfang des Februars stieg das Thermometer auf — 25 Grad und zu Ende des Monats auf — 19 Grad. Die mittlere Kälte des Märzmonats war — 14 Grad, und nur ein Mal, grade am letzten Tage des Monats, fiel das Quecksilber auf — 26 Grad. Der Frühling schickte nun seine Vorboten, Narwals und Wasservögel, die Sonne stieg höher am Himmel empor und in ihren Strahlen begann der Schnee zu schmelzen. Aber auch gefährliche Frühlingsboten stellten sich ein, Stürme, die man zugleich mit Furcht und mit Hoffnung betrachtete, weil sie einen Kampf der Eisschollen hervorriefen, der das Schiff eben so gut zermalmen als befreien konnte. Glücklicherweise lassen sich diese Stürme vorhersehen, wenn man auf das Barometer achtet. Auch Zeichen am Himmel warnen vor ihnen; eine dunkelblaue Farbe der Luft und einzelne graue Wolken, welche langsam aufsteigen. Die Gefahren, die das Drängen und Schieben der Eismassen hervorriefen, waren immer noch so groß, daß M'Clintock das Gepäck der Mannschaft, Lebensmittel, Schlitten und Boote auf das Verdeck bringen ließ, damit man sich augenblicklich auf das Eis retten könne, wenn das Schiff zerdrückt werde. Mehr als zehn Mal schien dieses Schicksal unvermeidlich zu sein, wenn riesige Eisberge heranbrängten, oder wenn ein Eisfeld, an dem man lag, plötzlich in Schollen sich über einander schob und die Seiten des kleinen Fox bedrohte. „Jetzt glaube ich, daß das Haar eines Menschen in wenigen Stunden weiß werden kann!" schrieb M'Clintock in sein Tagebuch, als er diese Gefahren glücklich bestanden hatte. Am 26. April 1858 war der Fox befreit und entfaltete seine Segel in einem offenen Meere.

Zwei Tage später ankerte M'Clintock an den Felsen, die das Ufer der grönländischen Niederlassung Holsteinborg einfassen. Seine Freude, wieder einmal mit Europäern, wenn auch nur mit vier, in Verkehr treten zu können, wurde dadurch etwas beeinträchtigt, daß das dänische Schiff, mit dem man Nachrichten aus Europa erwartete, noch nicht eingetroffen war. Man wußte in Holsteinborg nicht mehr, als man vor acht Monaten durch die letzte dänische Post erfahren hatte. Die

Matrosen ließen sich das nicht anfechten. Sie fanden Eskimomädchen, es gab ein großes Zimmer, in dem man tanzen konnte, und so wurde am nächsten Sonntag ein Ball veranstaltet, zu dem eine Flöte und eine Geige aufspielten. Der Hundeführer Christian war der glücklichste von Allen, denn seine Landsleute sahen in ihm einen wichtigen Mann, und das schöne Geschlecht bewunderte seine europäischen Kleider. Seinen Hunden ging es ebenfalls vortrefflich. Am Ufer lagen vier todte Walfische, an denen sie ihren Hunger ganz nach Gefallen stillen konnten.

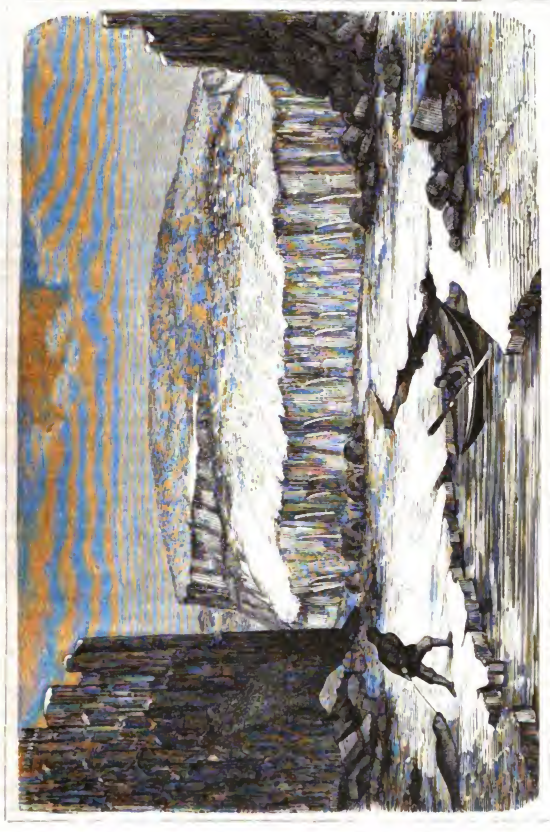
Holsteinborg ist der einzige Punkt in Grönland, wo man zuweilen Erdbeben spürt. An den übrigen Küstenpunkten haben vielleicht Hebungen, gewiß aber Senkungen der Erde stattgefunden, allein in der Gegenwart nimmt man keine vulcanischen Einwirkungen mehr wahr. Bei Holsteinborg liegt am Fuße eines Berges ein kleiner See, der den Krater eines erloschenen Vulcans ausfüllen soll. Von diesem Punkte scheinen die Erschütterungen auszugehen, die zuweilen vorkommen. Der Statthalter erzählte von einer ungewöhnlich starken Bewegung, die er vor zwei Wintern beobachtet hatte. Er saß in seinem Zimmer und las, als er ein lautes Geräusch wie den Knall eines Geschützes hörte. Auf dieses folgte eine zitternde Bewegung, welche so stark war, daß die Gläser auf dem Tische zu tanzen anfingen, und Papiere, die auf dem Fensterbrett lagen, herunterfielen. Nach wenigen Minuten war Alles vorüber. Auch dieses Mal schien die Bewegung von dem kleinen See auszugehen und wurde jenseits desselben nicht empfunden.



Eskimos am Cap York.

Auf seinem Wege längs der Küste gegen Norden kam M'Clintock zweimal in ernste Gefahr. In der Nähe der Walfischinseln fiel am Abend des 10. Mai ein so starker Schnee, daß man kaum die nahen Eisberge sehen konnte. Plötzlich befand man sich so nahe bei einer kleinen niedrigen Insel, daß das Schiff nur eben noch zu wenden war. Die Insel war mit Schnee bedeckt, und hätten sich nicht einige dunkle Punkte gezeigt, so würde man sie für ein Schneefeld gehalten haben.

Die zweite Gefahr war noch ernsterer Art; indem der Fox an der senkrechten Küste einer Insel hinsteuerte, gerieth er unvermuthet auf ein Felsenriff. Sein Vordertheil saß fest, während sein Hintertheil in 36 Fuß Wasser



In der Pondsbai.

schwamm. Da eben Ebbe eintrat, so ließ sich bis zur Wiederkehr der Fluth nichts thun. Es kam Alles darauf an, daß ruhiges Wetter blieb, denn sonst würden die Eisfelder, von denen man nicht 30 Ellen entfernt war, gegen das Schiff getrieben worden sein und es umgeworfen haben. Je tiefere Ebbe eintrat, um so größer wurde diese Gefahr, da der Fox zuletzt sich so auf die Seite neigte, daß er mit dem Wasser einen Winkel von 35 Grad bildete. Zum Glück blieb die Luft völlig ruhig und bei der Wiederkehr der Fluth machte man sich von dem Felsenriff frei.

An demselben Tage traf M'Clintock mit Capitän Deuchars zusammen, der vor mehreren Jahren in der Melvillebai sein Schiff verloren hatte. Es war ein prachtvoller Morgen und Alles befand sich in der heitersten Stimmung, denn man hatte das Nordwasser beinahe erreicht und rechnete auf eine glückliche Reise. Der Aufwärter meldete

eben, daß das Frühstück fertig sei, als Deuchars bemerkte, daß die vor ihnen liegenden Eisfelder sich zu schließen anfingen. Er blieb noch auf dem Verdeck, um sich zu überzeugen, ob sein Schiff noch glücklich hindurch könne. Unglücklicherweise schlossen sich aber die Felder zu rasch, so daß sie das Fahrzeug, welches erst zur Hälfte hindurch war, hinter dem Besanmast faßten. Die Schiffswände wurden augenblicklich eingedrückt, und zehn Minuten später waren die Mastspitzen des Wracks unter den Wellen verschwunden. Der arme Deuchars verlor zugleich sein Frühstück und sein Schiff. Kaum, daß er noch Zeit gefunden hatte, die Boote auszusetzen und sich mit der Mannschaft zu retten. „Wie dicht die Gefahr an den arktischen Seefahrer herantritt," bemerkt M'Clintock dazu, „eben so hinterlistig ist sie auch. Alles sieht so ruhig, so friedlich, so fröhlich aus, daß viel Erfahrung dazu gehört, um glaublich zu finden, daß Eis, welches über dem Wasser bloß wenige Zoll, vielleicht nur drei oder vier Zoll dick ist, eine vollkommene Fläche bildet und äußerst langsam herbeikommt, ein starkes Schiff einzubrücken vermag."

Der 27. Juni kam heran, ehe M'Clintock Cap York erreichte. Am Ufer wurden Eskimos wahrgenommen, welche die seltsamsten Bewegungen machten und Thiere nachzuahmen suchten, um die Aufmerksamkeit der Seefahrer zu erregen. Sobald M'Clintock sein Schiff anhielt, kamen acht von ihnen an Bord. Ihr langes schwarzes Haar hing bis auf ihre Schultern nieder; den Oberleib hatten sie mit einem Kleide von Seehundshaut bedeckt, der Untertheil des Körpers hüllte sich in eine Bärenhaut und die Füße steckten wieder in Seehundsfellen. Die meisten trugen einen Speer von Narwalshorn. Petersen kannte sie und bezeichnete einen von ihnen, einen kräftigen alten Mann mit grauem Haar, als Mörder. Er hatte einen andern Eskimo erschlagen, weil er ihn haßte und weil er sich seiner Hunde bemächtigen wollte. Solche Verbrechen kommen jetzt weniger vor, seit die arktischen Stämme durch Hunger und Krankheiten so viel Verluste erlitten haben, daß eine friedlichere Stimmung unter ihnen eingetreten ist. M'Clintock beschenkte diese Eskimos, weil sie sich gegen Kane freundlich und hilfreich bewiesen hatten.

Diesesmal gelang der Versuch, zu der Westküste der Baffinsbai hinüber zu segeln. Anfänglich war das Meer völlig eisfrei, und wenn sich auch bald genug Schollen und Berge zeigten, so versperrten sie doch den Weg nicht. Am 1. August war der Fox auf der andern Seite angelangt und ankerte in der Pondsbai. Sie liegt südlich vom Lancastersunde, und ihre Ufer werden von einigen wenigen Eskimos bewohnt. Die eigenthümlichste Niederlassung derselben heißt Kaparoktolik. Die Straße, denn das ist die Pondsbai, hat hier eine Breite von nicht ganz zwei deutschen Meilen, und ihre Küsten bestehen aus hohen Felsen von grauem Gneis. In einer kleinen halbkreisförmigen Bucht der einen Küste liegt Kaparoktolik, ein Dorf mit 25 Seelen, welches bloß im Sommer bewohnt wird. Es war August, und der Sommer hatte bis jetzt zu den warmen gehört, aber die Bucht, an der dieses eigenthümliche Sommerlager erbaut war, trug noch eine ununterbrochene Eisdecke. Der Sommer verrieth sich nur auf einem kleinen Streifen Land, wo Gras und einige Blumen wuchsen. Hinter diesem bevorzugten Fleckchen erhoben sich steile Felsen bis zu einer Höhe von 9000 Fuß, und ein kleines Thal, das zwischen ihnen landeinwärts zu führen schien, war durch einen Gletscher gesperrt. Im Winter leben die Bewohner dieses Sommerlagers weiter nördlich, bis die See offen wird, worauf sie nach Kaparoktolik wandern, weil sie dort noch Eis und folglich auch Seehunde, Narwals und Walfische antreffen. Alle diese Thiere folgen dem Eise und ziehen mit ihm fort; sobald das Letztere geschieht, wandern die Eskimos gegen Südwesten, wo sie Rennthiere und große Lachse finden. In einzelnen Fällen erstrecken sich ihre Reisen sehr weit. M'Clintock hörte von einem Eskimo, der in einem einzigen Winter einen Weg von 120 deutschen Meilen gemacht hatte. Treffen sie auf solchen Wanderungen mit andern Eskimos zusammen, so erfahren sie von Ereignissen, deren Schauplatz noch weiter entfernt ist. M'Clintock erhielt einen Beweis davon, als die Bewohner des Sommerlagers ihm von Rae's Ueberwinterung an der Repulsebai erzählten. Die Nachricht hatte zwei Winter gebraucht, um bis zu ihnen zu gelangen.

In der Barrowstraße zeigte sich gar kein Eis mehr. Dies war ein Glück, da der Wind häufig zum Sturm wurde und das Meer ungewöhnlich hoch ging. M'Clintock steuerte nach der Beechenyinsel, wo er eine

fromme Pflicht zu erfüllen hatte. In Grönland war ihm eine Marmortafel zum Gedächtnisse Franklin's übergeben worden, welche Lady Franklin dem Amerikaner Hartstein mitgegeben hatte, damit er sie an dem Ort des ersten Winterlagers ihres Gatten aufstelle. Der Amerikaner hatte den Auftrag nicht erfüllen können, und so übernahm ihn jetzt M'Clintock. Die Inschrift der Tafel lautet: „Zum Andenken an Franklin, Crozier, Fitzjames und an alle ihre tapfern Officiere und treuen Gefährten, welche in der Sache der Wissenschaft und im Dienste ihres Vaterlandes gelitten haben und gestorben sind, wurde diese Tafel in der Nähe des Orts, wo sie ihren ersten arktischen Winter verlebten und von wo sie ausliefen, um neue Schwierigkeiten zu überwinden oder zu sterben, aufgerichtet. Sie erinnert an den Kummer ihrer bewundernden Landsleute und Freunde, an den von Gottergebenheit gemilderten Schmerz derjenigen, welche in dem heldenmüthigen Führer der Expedition den treuesten und liebendsten aller Männer verloren hat.“ Unten war die Bibelstelle hinzugefügt: „Und so brachte Er sie in den Hafen, wo sie sein wollten.“

Die Tafel wurde in der Nähe einer andern aufgerichtet, welche dem Andenken des Franzosen Bellot gewidmet ist. Er hatte sich den Nachforschungen nach Franklin angeschlossen, und seine Unerschrockenheit und seinen Eifer vielfach bethätigt. In der arktischen Zone außerhalb des Schiffs dienstlich beschäftigt, fand er einen plötzlichen Tod, indem sich das Eis unter ihm öffnete und im nächsten Augenblicke über ihm sich schloß.

Auf der Beecheyinsel ist für arktische Reisende ein Haus errichtet worden, in dem sich Vorräthe befinden. Bei den Reisen, welche Franklin's Rettung zum Zweck hatten, sind solche Niederlagen an vielen leicht erreichbaren und allgemein bekannten Orten angelegt worden, damit die Mannschaft eines gesunkenen Schiffes einen Zufluchtsort finde, wo sie sich mit Booten und Lebensmitteln versehen kann. Das Haus auf der Beecheyinsel war vom Sturm, der die Thür eingedrückt hatte, hart mitgenommen worden, und insbesondere hatte der Zwieback sehr gelitten. Die drei zurückgelassenen Boote hatten sich gut erhalten und auch die beiden Schlitten, die sich hier befanden, hätten noch gebraucht werden können, obgleich der Sturm den einen um und um geworfen und weit am Strande abwärts getrieben hatte.

Die weitere Reise M'Clintock's galt dem eigentlichen Ziele, der Auffindung von Reliquien Franklin's. Um zu dem Schauplatz der Katastrophe zu gelangen, den Rae's Erzählung andeutete, konnte M'Clintock zwei Wege einschlagen. Im Süden der Barrowstraße liegen zwei Inseln, im Westen die Prinz-von-Wales-Insel, im Osten Nordsomerset. Zwischen diesen beiden Inseln liegt ein Canal, der den Namen des Peelsundes erhalten hat. Die Straße führt in fast grader Linie zu den Gewässern vor dem amerikanischen Festlande, wo Franklin seinen Untergang gefunden haben sollte. Um dorthin zu gelangen, konnte M'Clintock noch einen andern von der Barrowstraße gegen Süden führenden Weg benutzen. Es ist dies die Prinz-Regents-Einfahrt, welche durch die Bellotstraße mit der Fortsetzung des Peelsundes in Verbindung gesetzt wird. M'Clintock entschied sich mit Recht für die westlichere Straße, da sie den gradesten Weg bildete. Er kam jedoch im Peelsunde nicht weit, da er sehr bald durch Eis aufgehalten wurde. Dasselbe erstreckte sich in einer ununterbrochenen Masse von Ufer zu Ufer. Es war einjähriges und von Regen und Wind sehr zerfressenes Eis, so daß es sich vielleicht beim nächsten Sturm in Schollen auflöste. Aber trotzdem kehrte M'Clintock um, weil er wußte, daß der Peelsund auf einer Strecke von 13½ deutschen Meilen immer enger wird. Bei der vorgerückten Jahreszeit war auf ein Freiwerden einer solchen Straße nicht zu rechnen.

Die Prinz-Regents-Einfahrt, die er nun wählte, war fast ganz vom Eise frei. Was ihn unter diesen günstigen Umständen quälte, war der Zweifel, ob die Bellotstraße wirklich existire und ob sie fahrbar sei. Sie ist im April 1851 entdeckt worden, hat aber damals nicht so genau untersucht werden können, daß M'Clintock auf ihr Vorhandensein mit Sicherheit rechnen konnte. Allerdings fand er sie an dem angegebenen Orte, zwischen Nordsomerset und der Halbinsel Boothia, und befuhr sie fast bis zu ihrem westlichen Endpunkte, aber hier stieß er auf eine Eisschranke, welche bis zum Eintritt des Frostes unbeweglich blieb. Mit einem offenen Meere vor Augen, das sich jenseits des Eises weit ausdehnte, mußte er sich entschließen, in der



Im Hafen der Bellotstraße.

Bellotstraße sein Winterlager zu nehmen. Am 1. September überzeugte er sich durch eine genaue Untersuchung der Straße mit einem Boote, daß ihm nichts Anderes übrig bliebe. Die ungeheuren Eisfelder am westlichen Ausgange lagen gewissermaßen vor Anker, so daß an keine Bewegung zu denken war. Hier befinden sich nämlich eine Menge Felsen, kleine Inseln, Buchten und Einschnitte, die dem Eise eben so viel Anhaltspunkte gewähren.

(Schluß folgt.)

Madrid.

I.

Die Spanier von heute. — Zeitungen. — Kleidung. — Die Stellenjäger.

Auf einer Gruppe Hügel inmitten einer dürren und wellenförmigen Hochfläche erhebt sich die Stadt Madrid, größtentheils aus Häusern von ziemlich armseligem Aussehen bestehend, deren Einförmigkeit hier und da durch einige schöne Paläste oder öffentliche Gebäude unterbrochen wird. Man erblickt daselbst nur wenig Bäume, die groß genug wären, um Schatten zu geben, auch hat die Stadt grade so viel Wasser, als zur Stillung des beständigen Durstes der Bewohner hinreicht und wird dabei abwechselnd von scharfen Winden durchfegt oder von einer afrikanischen Sonne versengt, während seine Staubwolken fortwährend die Straßen erfüllen. Durch alle diese Eigenschaften erobert Madrid keineswegs das Herz des Reisenden, der zum ersten Male in seine Mauern kommt. Auch die Eigenschaften der Bevölkerung entschädigen wenig für die örtlichen Uebelstände. Früher war der Spanier ein Muster von Höflichkeit und Bildung; er war großmüthig, gastfreundlich, empfindlich im Punkte der Ehre, von einer außerordentlichen Gewissenhaftigkeit in Geschäften, indem er seinen guten Ruf allen Geldvortheilen vorzog, treu seiner Geliebten und hingebend gegen seinen Freund. Das hat sich leider sehr geändert! Der moralische Verfall hat mit dem politischen gleichen Schritt gehalten. Die Umwälzungen, die militärischen Verräthereien, die Bürgerkriege, welche seit vierzig Jahren in Spanien ihr Unwesen trieben und besonders seit zwanzig Jahren gewissermaßen sein normaler Zustand geworden sind, haben einen betrübenden Einfluß auf den spanischen Charakter ausgeübt, wiewohl ihre Wirkungen weniger in der untern, als in der höhern und in der Mittelclasse fühlbar sind. Die Spanier haben eine würdevolle Höflichkeit, eine gewisse hergebrachte Etikette, gewisse Redeweisen beibehalten; allein dies ist nur ein oberflächlicher Firniß, sie zeigen zu Zeiten eine grobe Barschheit und man kann als Regel aufstellen — übrigens freilich mit den ehrenvollsten Ausnahmen — daß sie der Gastfreundlichkeit und Höflichkeit überdrüssig zu werden scheinen. Sie sind immer verschwenderisch mit schönen Redensarten und hochherzigen Anerbietungen; wenn man aber diese Anerbietungen und Versicherungen wörtlich nehmen wollte, so würde man sich gar oft enttäuscht finden. Sie stellen Einem Alles, was sie besitzen, zur Verfügung, den Worten nach wenigstens und so lange man keinen Gebrauch davon macht; ein Spanier, bei dem man zum ersten Male eingeführt ist, bittet beim Abschiedsnehmen, ihn als Freund zu betrachten und überzeugt zu sein, daß sein Haus, sein Pferd und was er sonst besitzt, uns unbeschränkt zu Diensten stehe; er beschwört uns, durchaus an ihn sich zu wenden, wenn er in irgend einer Sache nützlich sein könne. Er bringt das Alles mit einem solchen Ernste und solcher Lebhaftigkeit hervor, welche keinen Zweifel an seiner Aufrichtigkeit zu gestatten scheinen und es ist wirklich komisch, die Verlegenheit eines Fremden, der sich hierauf noch nicht versteht, zu beobachten, wenn er sich so von einem Menschen, den er noch gar nicht kennt, mit pomphaften Versprechungen der wärmsten Freundschaft, mit dem glühenden Verlangen, ihm alle seine irdischen Güter abzutreten und ihm alle denkbaren Dienste zu leisten, überschüttet sieht. Wenn aber der Fremde nicht gradezu ein Narr ist, so wird er bald einsehen, daß diese so beredte Zärtlichkeit und Freigebigkeit nur eine leere Ceremonie und diese Versicherungen nur eine prächtige Redewendung sind. Wenn er es sich wirklich einfallen lassen sollte, um irgend eine Dienstleistung zu bitten, so ist Zehn gegen Eins zu wetten, daß Jener sie verweigern oder umgehen wird. Was die Gastfreundschaft betrifft, so hat man mit einigem Rechte gesagt, daß die Idee, welche sich der Spanier davon macht, darin besteht, daß er mit allen Denjenigen speist, welche ihn einladen. Dies läßt sich nur durch die bei einem Spanier sehr natürliche Ueberzeugung erklären, daß, wenn er bei einem Fremden speist, die Ehre und der Vortheil ganz auf Seiten des Letztern seien. Wenn man in sein Zimmer tritt, so zeigt er auf seine Schüssel mit Rindfleisch und Bohnen und fragt, ob es beliebe, an seinem Essen Theil zu nehmen. Als Antwort muß man ihm wünschen: „Wohl bekomm's!" aber, wenn man klug sein will, die Einladung ablehnen; erstens, weil ein spanisches Mittagsessen gewöhnlich ziemlich schlecht ist, zweitens aber, weil der würdige Wirth gar nicht erwartet, daß man es annehme, und wahrscheinlich mißmüthig werden

würde, wenn man dies thäte. Aber wenn in Madrid auch die Theilnahme an einem Diner selten zu haben ist, so gibt es dafür viele tertulias oder Abendgesellschaften, welche von der zahlreichen zu einem Festmahl eingeladenen Gesellschaft bis zu der gewöhnlichen kleinen Versammlung einiger Freunde variiren. Die erstern gleichen ganz dem, was man in andern Hauptstädten sieht, in den letztern aber, in welchen die Unterhaltung die haupsächlichste Rolle spielt, findet der Fremde, auch wenn er der Sprache vollkommen mächtig wäre, wenig Interessantes, falls er sich nicht etwa ausschließlich der Verehrung eines Paars schöner Augen hinzugeben gedenkt; denn das Geplauder trägt gewöhnlich einen ganz localen und persönlichen, folglich langweiligen Charakter, da Einem die meisten Anspielungen und Scherze unverständlich sind. Man trifft selten einen Spanier, dessen Unterhaltung durch Eigenthümlichkeit oder Belehrung sich auszeichnete. Den Grund davon kann man vielleicht darin suchen, daß die Spanier, deren Erziehung gewöhnlich sehr oberflächlich ist, fast nichts Anderes lesen als ihre Journale, und von diesen erscheinen jetzt in Madrid über zwanzig, obgleich die Stadt nur 280,000 Einwohner zählt. Allerdings ist die durchschnittliche Verbreitung nur unbedeutend, denn ein spanisches Journal kann bei geringen Einnahmen bestehen, und manche darunter dienen nur einem politischen Zwecke, wobei sie wahrscheinlich gar keinen Gewinn abwerfen. Im Allgemeinen gesagt, zeichnen sich die spanischen Zeitschriften weder durch Redactionstalent, noch durch den Umfang ihrer Belehrung aus. Ihre Spalten sind mit Erörterungen über die innere Politik gefüllt, selten beschäftigen sie sich mit dem Auslande, und wenn dies einmal der Fall ist, so geschieht es meistentheils mit sehr mangelhafter Sachkenntniß. Die Neuigkeiten aus dem Auslande werden in einen möglichst kleinen Raum zusammengedrängt, einen um so größern Umfang ertheilt man dagegen der sogenannten Gazetilla, einer Sammlung von Alltäglichkeiten und Erbärmlichkeiten, welche für die Mehrzahl der Leser eine große Anziehungskraft zu besitzen scheinen. Das Feuilleton ist in den meisten Fällen durch die Uebersetzung irgend eines französischen oder englischen Romans vertreten.

Die wenigen Spanier, welche Geschmack an der Literatur besitzen und deren Wissensdurst durch diese periodische Presse nicht befriedigt wird, finden in den modernen spanischen Büchern eine nur geringe Entschädigung. Das Erscheinen eines Werkes von einigem Verdienst ist in Spanien ein wahres Ereigniß; die gegenwärtigen spanischen Schriftsteller widmen sich hauptsächlich der Belletristik und dem Theater; ihre Stücke, die ziemlich oft original sind, verrathen auch oft genug einen mehr oder weniger französischen Ursprung. Aber in den übrigen Zweigen der Literatur — Künste, Wissenschaften, Geschichte, Biographie, Denkwürdigkeiten, Reisen — erscheint fast nie etwas Neues, oder wenn es der Fall ist, so ist es gewöhnlich ohne alles Interesse. Wenn das Erscheinen eines Buches lange vorher angekündigt wird, so wird der Leser meistentheils enttäuscht.

Indessen kann ein Fremder, welcher auf kurze Zeit nach Madrid kommt, andere Quellen, als die spanische Conversation oder Gesellschaft auffinden, um dieselbe angenehm hinzubringen, zumal wenn er in der schönen Jahreszeit eintrifft und seinen Aufenthalt auf zwei oder drei Wochen beschränkt (was völlig hinreicht, wenn er nicht vielleicht ein großer Kunstfreund und entschlossen ist, das Museum Bild für Bild zu durchmustern), und dann dem schönen Andalusien einen Besuch abstattet oder den pittoresken Bergen jener spanischen Schweiz, der baskischen Provinzen. Seine Augen werden mehr beschäftigt sein als seine Ohren; wenn er aber mit der spanischen Sprache vertraut ist, so wird er wohl daran thun, die letztern offen zu halten, zumal wenn er mit Leuten aus dem Volke in Berührung kommt, welche viel Originelles in ihrer Sprache haben. Wenn er noch nicht im südlichen Spanien gereist ist, so wird ihm die eigenthümliche Physiognomie der Hauptstadt auffallend sein. Besonders die Costüme werden seine Aufmerksamkeit erregen. Die höhern Classen sind in dieser Beziehung völlig französirt und bieten eine schlechte Nachahmung der Dandies der Boulevards; die Frauen jedoch, obgleich auch sie der Herrschaft der Crinoline nicht entgangen sind, haben die graziöse Mantille beibehalten, welche den Straßen und Spaziergängen einen eigenthümlich spanischen Charakter verleiht. Man durfte eine Zeit lang glauben, daß diese so elegante und bequeme Tracht von dem französischen Modehütchen verdrängt werden möchte; aber eine Reaction trat ein, die Hüte sind sehr selten geworden und die Oberherrschaft der Mantille

ist anerkannt. Unter den niedern Classen findet man noch einige Ueberreste des spanischen Nationalcostüms, — selbst unter den Bewohnern Madrids, derjenigen Stadt in Spanien, wo die fremden Moden am schnellsten Eingang finden — wäre es auch nur der braune Mantel mit rothsammtnen Aufschlägen und der „Gacho," ein schwarzsammtner, spitzzulaufender Hut mit ringsum aufgeschlagenen Krämpen. Da Madrid übrigens die Hauptstadt und der Mittelpunkt von Spanien ist, so trifft man daselbst stets eine Anzahl Einwohner der verschiedenen Theile des Reiches an, Valencianer, Andalusier, Basken u. s. w., welche mehr oder weniger das Costüm ihrer Provinzen tragen. Dazu gehören die Bergbewohner von Leon, mit ihren kurzen Beinkleidern und farbigen Kniebändern, ihren eigenthümlich geformten Röcken, ihren breitrandigen Hüten; und die Stierfechter, welche während der Saison gewöhnlich an der Puerta del Sol umherflaniren; man erkennt sie an ihren kurzen Jacken, ihren prächtigen Gürteln, ihrem renommistischen Gange, ihren dreisten Mienen und dem langen Zopfe, welcher am Hintertheile ihres kahlgeschornen Kopfes stehen gelassen ist, nicht um daran in das Paradies gezogen zu werden wie die Mohamedaner, welche hierzu ihren Haarschopf unter dem Turban tragen, sondern um den „Moño" oder die Bandschleife daran zu befestigen, die einen Theil ihres Costüms in der Arena ausmacht. Die Classe der Stierfechter zeichnet sich durch Kühnheit, Kraft und Beweglichkeit aus; ihre Sprache besteht größtentheils aus einem Rothwälsch und bei ihren ausschweifenden und verschwenderischen Gewohnheiten erleichtern sie sich äußerst schnell wieder von dem Golde, welches sie dadurch, daß sie täglich ihr Leben auf's Spiel setzen, gewinnen.

Im Allgemeinen gesagt, bieten die untern Classen in Madrid wie in ganz Spanien einen viel interessantern Stoff zum Studium als die höhern. Letztere gleichen, wenigstens dem Aeußern nach, ungemein den ähnlichen Classen anderer Länder. Geht man der Sache näher auf den Grund, so findet man, daß sie hinsichtlich der Erziehung und allgemeiner Kenntnisse gar viel zu wünschen übrig lassen; man darf auch glauben, daß es wenig Länder in Europa gibt, wo die politische und moralische Verderbniß so tiefe Wurzeln geschlagen hat wie in den höhern Schichten der spanischen Gesellschaft. Im Volke muß man den Nationalcharakter und die nationalen Eigenthümlichkeiten aufsuchen und dort wird der Fremde ein weites Feld für Beobachtungen finden. Die obern Classen bieten einen einförmigen Anblick, der nichts Anziehendes besitzt. Die Zeit todtzuschlagen und auf Kosten des Staates zu leben, das scheinen ihre beiden hauptsächlichsten Lebenszwecke zu sein. Die Stellenjagd ist die Geißel Spaniens und die Quelle der Hälfte der Uebel, welche das Land bedrücken. Es ist dies eine wahre Profession und unglücklicherweise grade diejenige, welche als die wichtigste von Allen betrachtet wird. Die politische Laufbahn ist hier nicht Eigenthum einer kleinen Zahl solcher Leute, welche einen Beruf für die öffentlichen Angelegenheiten fühlen oder zu fühlen glauben, sie wird von einem begierigen Haufen überfüllt, welcher keine andern Ansprüche besitzt als Kühnheit und Selbstüberhebung, keine andern Zwecke kennt als Geldgewinn und Müßiggang. Politische Ehre und Rechtschaffenheit sind heutzutage fast unbekannte Dinge in Spanien. Man könnte diejenigen öffentlichen Charaktere dieses Landes, welche niemals die Farbe gewechselt oder ihre Partei verrathen haben, und oft auf die öffentlichste und schamloseste Weise, an den Fingern herzählen. Es gibt hier fast Niemanden, welcher nicht den geringfügigsten Privatvortheil dem wichtigsten öffentlichen Nutzen voranstellte. Man weiß hier nicht, was Gemeingeist ist; der Patriotismus ist in eines Jeden Munde, aber in Niemandes Herzen und man kann in dieser Beziehung keinen Unterschied zwischen den Parteien machen. Die heftigsten Liberalen, welche, wenn sie in der Opposition sind, nur Betheuerungen von Uneigennützigkeit auf den Lippen haben und Thränen der Rührung über das Unglück des Vaterlandes vergießen, sind nicht sobald zur Gewalt gelangt, so zeigen sie sich eben so habsüchtig und eben so egoistisch wie ihre Gegner, welche sie des Geizes und der Bestechlichkeit anklagten. So konnte 1854 Espartero — fast der einzige Mann in Spanien, dessen Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit niemals, auch von seinen heftigsten Feinden nicht, in Frage gestellt werden durfte, und welcher arm geblieben ist, nachdem er so viel Gelegenheiten zur Bereicherung hatte, die Andere wohl zu benutzen verstanden — Espartero, sagen wir, konnte dem Andrange der Stellenjäger keinen Damm entgegensetzen.

Es waren elf Jahre her, daß die Progressisten von der Macht verdrängt waren; ihr Heißhunger war geschärft und sie glaubten ein Recht auf Entschädigungen und Belohnungen zu besitzen. Dies tritt unabänderlich jedesmal ein, wenn eine Partei die andere verdrängt. Man muß, um den neuen Stellensuchern zu genügen, eine Anzahl Regierungsbeamte entfernen; die meisten von diesen haben Anspruch auf Pension oder Entschädigung, und Dank diesen Verwilligungen, wird der Staatsschatz täglich mehr belastet. Fast eben so steht es in der Armee. Die Officiere suchen nicht dadurch zu avanciren, daß sie sich in Theorie und Praxis ihrer militärischen Pflichten auszeichnen; sie werfen sich lieber in die Intriguen der spanischen Politik und leben der Hoffnung, Gelegenheit zu einem pronunciamento zu finden, ein Rothwälschausdruck, welcher Aufstand, Revolte bezeichnet. Sie stürzen die Regierung, welcher sie Treue und Gehorsam geschworen haben, erkennen diejenige, welche ihr folgt, an, und werden zur Belohnung dafür zu einem höhern Grade erhoben. Man könnte leicht einen regelmäßigen Tarif von Belohnungen für das größte militärische Verbrechen aufstellen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die niedern Officiere bis zu einem gewissen Punkte zu entschuldigen sind, denn immer sind es die Generäle, welche mit dem Beispiele vorangehen. Ein gewöhnliches pronunciamento, d. h. wenn die Revolution bereits durch die Civilautoritäten begonnen worden ist, gilt einen Grad; sind es die Soldaten, welche die Bewegung beginnen, und zumal wenn sie mit ihren Cameraden handgemein werden, so erlangen sie die Eigenschaft von Helden und haben gewiß ein doppeltes Avancement verdient. Der Generalmajor Dominik Dulce, welcher Generalinspector der Cavallerie war, brachte zweitausend Cavaliere unter Umständen, welche den Charakter der Verrätherei in vorzüglichem Grade an sich trugen, auf seine Seite, trotzte der damaligen Regierung und wurde zum Generallieutenant und Großkreuz ernannt. In einem andern Lande würde er cassirt und mit einem Stricke statt mit einem Ordensbande belohnt worden sein. Ein fremder Officier, auf Halbsold in Madrid, der einem auf dem Marsche nach Madrid begriffenen Regimente begegnete, und dem es gelang, dasselbe von seiner Pflicht abwendig zu machen, erhielt im Verlaufe einiger Monate ein dreifaches Avancement. Diejenigen, welche der Versuchung widerstehen und jeder Regierung treu bleiben, erleiden die Kränkung, ihre Untergebenen ihnen über die Köpfe steigen zu sehen. Man begreift, daß ein solches System weiter nichts ist als eine Belohnung, welche dem Aufstande zu Theil wird.

(Schluß folgt.)

Ueber den Arsengehalt

landwirthschaftlicher und technischer Producte.

Von

August Vogel.

Von Interesse ist das Factum, daß mineralische Stoffe, welche auf den thierischen Organismus als Gifte wirken, nicht immer auf die Vegetation giftige Wirkung äußern. Bleiglätte, Quecksilberoxyd sind bekanntlich energische Gifte für das animalische Leben; der befeuchtete Same entwickelt sich, in das eine oder andere dieser Gifte gelegt, in der nämlichen Zeit, wie in fruchtbarer Gartenerde. Der vegetabile Organismus ist also für diese Gifte nicht empfindlich. Umgekehrt erscheint es in Bittererde, einer Substanz, die als Medicament in den größten Quantitäten innerlich gegeben wird, beinahe unmöglich, Samen zum Keimen zu bringen. Der nachtheilige Einfluß dieser an sich so unschädlich erscheinenden Erde auf das Keimen der Samen und auf das Gedeihen der Pflanzen überhaupt ist schon vor Jahren in England durch einen ohne Absicht im Großen angestellten Versuch erkannt worden. Ein Gutsbesitzer hatte einen ganzen Acker mit weißer Erde, welche er für Kalkmergel hielt, überfahren lassen. Auf diesem gemergelten Felde war aber die Saat nur sehr spärlich und verkümmert aufgegangen; die chemische Untersuchung der zur Verbesserung angewandten Erde ergab einen großen Gehalt an Bittererde. Nun gibt es aber auch Gifte, welche gleich heftige Wirkung sowohl auf das animalische als vegetabilische Leben äußern; dahin gehören die Kupfersalze und vor allen das Arsen mit seinen mannigfachen Verbindungen. Durch Begießen mit verdünnten Lösungen eines Kupfersalzes oder arseniger Säure kann man in kürzester Zeit eine kräftige Pflanze zum Absterben und Welken

bringen. Die giftige Wirkung des Arsens auf die Vegetation ist um so auffallender, als es ein in der unorganischen Natur sehr weit verbreiteter Körper ist; man hat es bekanntlich in vielen früher für ganz unschuldig gehaltenen Eisenerzen, in Mineralquellen, in den Knochen, ja sogar in der Ackererde gefunden. Es bestätigt sich hier die Behauptung eines geistreichen Chemikers, daß man mit Hilfe der heutigen analytischen Chemie überall Alles finden könne, wenn man nur ernstlich darauf Jagd macht. Hat ja doch in dem berüchtigten Lafarge'schen Giftmordprocesse der berühmte Toxikologe Orfila nicht mit Unrecht sich anheischig gemacht, in den Stühlen der Geschworenen und Richter des Justizpalastes Arsen nachzuweisen.

Ohne grade ernstlich darauf Jagd zu machen, sondern vielmehr zufällig, haben wir vor nicht langer Zeit im Münchener Leuchtgase, welches gegenwärtig allgemein in Brennern statt der Weingeistlampen in chemischen Laboratorien angewendet wird, Arsen gefunden. Das Vorkommen des Arsens im Steinkohlenleuchtgase ist übrigens keineswegs überraschend, weiß man ja doch, daß in den Steinkohlen stets beträchtliche Mengen von Schwefel enthalten sind, welcher gewöhnlich Spuren von Arsen mit sich führt. In einem Blätterschiefer bei Linz am Rhein, — ein Material, welches der Steinkohle sehr nahe steht und daher im Großen zur Photogen- und Paraffinfabrication verwendet wird, hat man nicht unbedeutende Mengen dieses giftigen Körpers nachgewiesen. Bei der Destillation in größerm Maßstabe findet man oft im Sammelrohre, wo dasselbe mit der Destillationsretorte verbunden ist, glänzende krystallinische Krusten, welche nur theilweise in Wasser löslich sind und größtentheils aus arseniger Säure nebst Schwefelarsen und Arsen bestehen. Beim Ausziehen der Retorte nimmt man auch einen starken, dem Arsen eigenthümlichen Knoblauchgeruch wahr. Die Arbeiter, welche diese Retortenbatterien bedienen, klagen häufig über Kolikanfälle und werden oft von Hautentzündungen oder Geschwüren an der Nasenwurzel, so wie an den Gelenken heimgesucht, als deren Ursache man das Einathmen arsenikalischer Dämpfe annehmen muß. Diese Arsendämpfe rühren offenbar von der Zersetzung des Arsenkieses her, welcher als ein steter Begleiter des Schwefel- oder Wasserkieses in der ganzen Masse des Blätterschiefers fein zertheilt oder auch in einzelnen wohlausgebildeten Krystallen vorkommt.

Da, wie schon bemerkt, der Schwefel stets von Arsen begleitet ist, so muß natürlich auch alle daraus dargestellte Schwefelsäure Arsen enthalten, und durch die Schwefelsäure — dieses wichtige Moment in der Technik — wird das Arsen in eine Menge landwirthschaftlicher und technischer Producte, zu deren Darstellung man Schwefelsäure gebraucht, verschleppt. Den sauren phosphorsauren Kalk, das ist das sogenannte präparirte Knochenmehl, der in neuerer Zeit vielfach als Düngemittel verwendet wird, stellt man bekanntlich stets mit Hilfe roher Schwefelsäure dar, deren Arsengehalt in der That in jenen künstlichen Dünger übergeht. Von dem Arsengehalt der präparirten Knochenerde kann man sich durch die gewöhnlichen analytischen Proben leicht überzeugen.

Es mußte sich nun die naheliegende Frage aufdrängen, ob das Arsen von dem künstlichen Dünger auch den Pflanzen mitgetheilt werde, welche auf damit versetztem Boden wachsen. Die Beantwortung dieser Frage hat sich der englische Chemiker Davy zur Aufgabe gestellt. Zu dem Ende pflanzte er Kohlpflanzen in eine Mischung von einem Theile arsenhaltiger Knochenerde mit vier Theilen Gartenerde und prüfte die Pflanzen nach vier Wochen, während welcher Zeit sie sich vollkommen entwickelt hatten, auf Arsen. Die in den Pflanzen nachgewiesenen wirklichen Mengen von Arsen beweisen, wie vorauszusehen war, daß das Arsen des Düngers wirklich in die Pflanze übergeht.

Eine nicht minder wichtige Frage mußte es sein, ob solche arsenhaltige Pflanzen auf den thierischen Organismus nachtheilige Wirkung zu äußern im Stande wären. In dieser Beziehung hat Davy die Beobachtung gemacht, daß Schafe, welche mit schwedischen Rüben, die mit präparirter Knochenerde gezogen und daher arsenhaltig waren, gefüttert wurden, dieselben nicht in so großer Menge fressen wollten, als nöthig ist, um sie genügend fett zu machen. Man darf nicht übersehen, daß diese Beobachtung bis jetzt noch vereinzelt dasteht; es bleibt daher immer noch, wenn die Thatsache des Uebergangs von Arsen in die Pflanzen staatswirthschaftliches Interesse erlangen soll, der Nachweis erforderlich, daß Arsen in den Pflanzen in einer Verbindung enthalten ist, die den Thieren gefährlich ist, und dann, daß die Menge dieser Verbindung in derselben hinreicht, um auf diese schädlich einzuwirken. Für die ge-

richtliche Medicin dagegen haben die Beobachtungen allerdings größere Wichtigkeit, indem immerhin aus ihnen folgt, daß der Befund einer Spur Arsens in den Eingeweiden nicht auf eine geschehene Vergiftung mit Sicherheit zu schließen gestattet.

Die im Leuchtgase so wie im künstlichen Dünger nachgewiesenen Spuren von Arsen sind indeß so gering, daß nach unserer Ansicht wenigstens man an eine hierdurch herbeigeführte directe oder indirecte Vergiftung wohl kaum im Ernste denken kann; namentlich wäre es zu bedauern, wenn durch die allerdings nicht zu leugnende Thatsache eines geringen Arsengehaltes in der präparirten Knochenerde das Vertrauen auf die künstliche Düngung, welche in neuerer Zeit für die Landwirthschaft mit Recht so große Bedeutung gewonnen, in etwas alterirt würde. Zur Beruhigung der ängstlichen Gemüther unserer Landwirthe mag noch bemerkt werden, daß sich eine gewisse Menge Arsen gar wohl mit dem thierischen Leben verträgt; der Begriff „Gift“ ist ja überhaupt nur ein relativer, wie denn unter Umständen Alles zu Gift werden und umgekehrt auch wieder eine Substanz, die in großer Menge tödtet, mäßig genossen in das Bereich der Heilmittel treten kann. Die gewöhnlichsten Beispiele zeigen, daß die Gabe eines Arzneikörpers, dem noch keineswegs das Prädicat Gift zukommt, unter Umständen ein solches werden könne, wenn sie einem kranken Individuum gereicht wird. Ein Theelöffel voll Alkohol ist bei Entzündungskrankheiten offenbar ein Gift, während umgekehrt mit der Menge Blausäure oder Belladonnawurzel, welche der Arzt dem Wasserscheukranken reicht, keine Vergiftung bewirkt wird, obgleich dieselben Mengen, einem Gesunden gegeben, gewiß die gefährlichsten Symptome hervorrufen würden. Die Menge Opium, die ein türkischer Opiumesser zu sich nimmt, ist für ihn kein Gift, — sein Körper ist kein normal gesunder. Ueberdies kann sich auch der Organismus an die ihm feindlichen Potenzen der Gifte gewöhnen; man weiß, daß in Arsenbergwerken die Arbeiter, welche also beständig in einer arsenhaltigen Atmosphäre sich befinden, in bester Gesundheit ein hohes Lebensalter erreichen, wie denn auch bekanntlich Pferde eine tägliche Gabe von zwei Gran Arsen und darüber nicht nur gut vertragen, sondern dadurch fett werden und gedeihen.

Literarisches.

Wissenschaft der logischen Idee. Von Karl Rosenkranz. Zwei Bände. Königsberg. Gebrüder Bornträger.

Der Verfasser gibt in der Einleitung eine Geschichte seines Verhältnisses zu der Hegel'schen Philosophie. Es ist sein Bestreben, dieselbe von innen heraus zu vervollkommnen, um den Genuß ihres wahren Gehaltes wie die Fruchtbarkeit ihrer Anwendung auf alle Wissenschaften zu fördern. Es ist bekannt, daß die Zahl derer, welche das Letztere für wünschenswerth oder auch nur für möglich halten, im steten Abnehmen begriffen ist. Rosenkranz ist einer der Wenigen, welche in diesem beständigen Streben nicht ablassen. Er findet es traurig zu sehen, wie sehr die Philosophie bei uns unter der Tendenz leidet, doch ja das Hegel'sche System als einen durch die Schöpferkraft der heutigen Stimmführer überwundenen Standpunkt darzustellen. Er dagegen will nachweisen, daß die Hegel'sche Philosophie, deren Stifter ihrem Ausbau so plötzlich entrissen ward, einen productiven Trieb in sich berge, in sich die Möglichkeit besitze, sich aus sich selbst zu erweitern und zu vertiefen, zu reinigen und zu vollenden. Er führt die einzelnen Schritte an, die er zu diesem Zwecke gethan. Schon vor sieben Jahren hat er in einer kleinen Schrift: „Meine Reform der Hegel'schen Philosophie,“ sein System der Wissenschaft gegen Mißauffassung vertheidigt und für das größere Publicum zu erläutern gesucht. Aufrichtig gesagt: wir wissen nicht, was mit diesem größeren Publicum gemeint sei. Denn in Wahrheit ist diese philosophische Sprache Hegel's und seiner Nachfolger jedem Exoterischen ein Buch mit sieben Siegeln. Aber Rosenkranz glaubt in einer andern Schrift sich davon losgemacht zu haben. Er warf kurz nachher allen Schulton bei Seite und schrieb die Aesthetik des Häßlichen, eine Schrift, die bei allem Ernste der Untersuchung und aller unvermeidlichen Gelehrsamkeit doch jedem Gebildeten zugänglich sein sollte. Wenn ihm das gelungen wäre, so würde das eine neue Aera der Philosophie sein. Er versucht es nun, in dieser neuen uns jetzt vorliegenden Schrift die Hegel'sche Logik in einer Weise zu entwickeln, welche den Grundgedanken Hegel's in einer faßlichen Weise darzulegen, zu rechtfertigen und nach seinen eigentlichen Consequenzen zu verbessern bemüht ist. Ob ihm das gelungen sei, ist eine Frage, über welche erst die Erfahrung richten wird. Wir freilich können einigen gelinden Zweifel nicht unterdrücken.



Friedrich Hebbel.

Christian Friedrich Hebbel wurde zu Wesselburen in Dithmarschen am 18. März 1813 geboren. Er ging aus knappen, derbidyllischen Verhältnissen hervor und lernte das Still- und Kleinleben aus eigenster Anschauung genau kennen. Schon in frühester Kindheit sog er stolze und kräftige Gefühle ein, wie sie der markige Volksstamm, der bis zum Jahre 1559 sich von der deutschen Kaiserherrschaft unabhängig bewahrte, aus sich erzeugte, und wie er sie trotz der politischen Umwandlungen, die er erlitt, bis auf den heutigen Tag mit zäher Widerstandskraft festhielt. Die alten Sagen und Geschichten des Volkes prägten sich schon dem Kinde, das sie aus dem Munde der Mutter vernahm, unverlöschlich ein, sie reiften und wuchsen mit dem Knaben, dessen Phantasie ihnen noch glühendere Farben verlieh, bis sie sich im Dichter zu recken und zu dehnen anfingen und in die Gestalten seiner Jugenddramen das wilde heiße Blut hinüberleiteten, welches ihnen das Lebendige und Energische, aber auch zugleich das Ungeberdige und Ungeheuerliche gab, was uns einerseits Bewunderung abzwingt, andererseits anfröstelt und polarisch abstößt. Die elementarische Natur des Landes: das Meer mit seinen gespenstischen Schönheiten und seinen Schrecken, der nordische Himmel mit seinen erdfarbigen Wolken, mit seinen grauen Störchen und schneeweißen Möven unterstützten die nationalen Einflüsse; nannte doch Hebbel selbst in einem Reisebriefe die Nordsee seine Amme, von der er meinte: „Sie mag mehr Gewalt über mich haben, als ich selbst weiß, denn ich höre sie viel zu gern, als daß ich ihr nicht unbewußt nachlallen sollte." Neben diesen Natureindrücken des Maß- und Grenzenlosen machte sich auch der abwehrend-fesselnde Reiz der nordischen Landschaft, ihre Sparsamkeit und Keuschheit bei Hebbel unbewußt geltend. Die Wiesen und Wälder scheinen dort nur ihrer selbst willen da zu sein, sie fordern kein Oh und kein Ach im Betrachter heraus, sie weisen auf keine Stelle hin, an der die Staffage eine auffallende malerische Steigerung erführe, die einzelnen Gruppen lösen sich nicht selbständig vom großen Ganzen los, man vermag nirgends sich am Detail allein zu erbauen. So sehr auch beim Dichter das Meiste und das eigentlich Entscheidende auf die individuelle Anlage seiner Natur ankommt, so wenig darf man dennoch die nationalen, familiären und landschaftlichen Einflüsse auf den Dichter unterschätzen. Zu alledem gesellte sich überdies ein sehr strenger, arbeitsamer und religiöser Vater, der die Kinder, nämlich den Dichter und seinen Bruder, auf alttestamentarische Weise erzog, und in dessen Gegenwart sie nicht laut sprechen, ja nicht einmal lachen durften; außer geistlichen Liedern durfte kein Vers im Hause gesungen, außer der Postille keine Zeile gelesen werden; und als der Knabe einst überrascht wurde, wie er sich an der Historie von den Schildbürgern heimlich ergötzte, so mußte das lustige Volksbuch auf der Stelle, wie eine gefährliche Schlange, in's Feuer wandern. Hebbel's Natur war nun von vornherein getrieben, sich innerlich zu sättigen und zu kräftigen, und die in seinen Schöpfungen gerühmte und

bekrittelte Concentration dürfte zum Theil auf die charakterisirten Verhältnisse seiner ersten Jugend zurückzuführen sein.

Ungemein früh regte sich in ihm die Phantasie und mit ihr die zarteste Empfindung des Herzens: die Liebe. Er konnte als fünfjähriger Knabe gewisse Worte im Gesangbuch, an die sich fürchterliche Vorstellungen für ihn knüpften, nicht ohne Grausen ansehen, und ein fünfjähriges Mädchen, das eben so hartnäckig seine Zuneigung von sich wies, als er dieselbe ihr in unwandelbarer Beständigkeit entgegenbrachte, blieb bis in sein achtzehntes Jahr das Lieblingsbild, zu dem er emporblickte. Er bildete sich zuweilen ein, er müsse Gott einmal in der Kirche von Angesicht zu Angesicht sehen:

„Auf dem hohen Thurm die Glocke
War schon lange wieder stumm,
Der Altar warf düst're Schatten,
Gräber lagen rings herum.

Drang ein Schall zu mir herüber,
Dacht' ich, jetzt mußt Du ihn schau'n!
Aber meine Augen schlossen
Sich zugleich vor Angst und Grau'n.

Und dies Zittern, dies Erbangen,
Und mein kalter Todesschweiß —
Daß der Herr vorbei gewandelt,
Galt mir Alles für Beweis.

Still und träumend dann zu Hause
Schlich ich mich in süßer Qual,
Und mein klopfend Herz gelobte
Sich mehr Muth für's nächste Mal."

Unter allen Büchern, die er las, übte die Bibel die größte Gewalt über ihn aus und blieb ihm eine treue Gefährtin durch sein ganzes Leben. Die Volksbücher vom „gehörnten Siegfried" und von der „Pfalzgräfin Genoveva" beschäftigten ihn bereits in der Jugendzeit sehr ernst, es war also ein unbezwingbarer Impuls, der ihn später nöthigte, grade die „Judith," die „Genoveva" und die „Nibelungen" zu tragischen Gegenständen zu nehmen, nicht aber etwa eine von den literarischen Strömungen des Tages bestimmte Wahl. Während Andere, z. B. Tieck, in seiner Jugend viele und darunter die vornehmsten dichterischen Keime aus zweiter Hand empfing: von Don Quixote, vom Goethe'schen Faust, von den Werken Shakspeare's, nährte sich



Friedrich Hebbel.

Hebbel im buchstäblichen Sinne lange Zeit bloß von den geistigen Wurzeln, wie sie die heiligen Schriften und die deutsche Sage ihm darboten. Kannte er doch als sechzehnjähriger Jüngling manche unserer hervorragendsten Poeten kaum dem Namen nach, und bedurfte es für ihn doch sogar abenteuerlicher Unternehmungen, um in den momentanen Besitz des einen oder des andern Werkes der deutschen classischen Autoren zu gelangen. Es ging in Wesselburen die Tradition, daß der Hauptpastor den Goethe'schen Faust besitze. Niemand von den jungen Leuten wagte, ihn um das Buch zu bitten, denn er war so unnahbar wie der Papst, aber er stand als Hüter eines solchen Schatzes doppelt hoch in ihren Augen. Eines Abends sagte zu Hebbel jubelnd einer seiner Bekannten: „Ich habe den Faust!" Hebbel bittet ihn dringend um Mittheilung. Es kann nicht sein, er hat ihn selbst nur auf Umwegen für eine Nacht erhalten und muß ihn am nächsten Morgen ganz in der Frühe zurückliefern, weil der Pastor dann von einer Schulinspectionsreise wiederkehrt. Hebbel verspricht ihm alles Mögliche. Nichts da, er will selbst lesen. Am Ende schlägt ihm Hebbel vor, ihn um den Preis des Buchs in ein Haus zu begleiten, in dem seine Liebste wohnte und das er eben deshalb aus Schüchternheit nie allein zu betreten wagte. Das hilft, er schlägt ein, aber Hebbel muß sich verpflichten, wenigstens drei Stunden zu bleiben. So saß er nun, sein Buch, wie eine Feuerkohle, in der Tasche, bis elf Uhr bei Leuten, die ihm wenigstens in dem Moment äußerst gleichgiltig waren, und konnte erst gegen Mitternacht den Faust zu lesen anfangen.

Von seinem fünfzehnten bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre war er Secretär beim Kirchspielvogt seines Geburtsorts. Unter Verhören, Registraturarbeiten und andern Geschäften verflossen ihm so sieben Jahre, in denen er an seiner wissenschaftlichen Entwicklung hätte arbeiten sollen, und das verursachte ihm tiefen Schmerz.

Trotzdem Hebbel an der See aufwuchs, so konnte er sich nichts weniger als innig befreunden mit ihr:

— — — das Schrillen und Kreischen der Vögel
Mit den langen Hälsen und oft noch längeren Schnäbeln,
Welche im warmen Sande die bunt gesprenkelten Eier
Hinterlassen, die Muscheln und selbst die fettigen Kräuter
Mit den wolligen Blumen erfüllen mich immer mit Grausen,
Und ich brauchte nicht erst auf Todtengebeine zu stoßen,
Wie sie aus Schiffergräbern vergilbt und vermorscht wohl hervorschau'n,
Um das Knabengelüste nach Bernstein niederzukämpfen
Und von dannen zu flieh'n" — — —

Hebbel machte allerlei Versuche, zum Theil höchst vertracter Art, dem Schneckengehäuse, worin er saß und das ihm je länger je enger wurde, zu entkommen. Endlich ergab sich die günstigere Wendung der Umstände von selbst. Amalie Schoppe, die damals in Hamburg lebte und ein Modejournal edirte, worin Hebbel einzelne Gedichte hatte abdrucken lassen, faßte große Theilnahme für den jungen Verfasser und zog ihn nach Hamburg, wo er sich auf die Universität vorbereitete. Er ging dann nach Heidelberg und sah sich bald in den wilden Strudel des Studentenlebens hineingezogen. Er hörte bei Thibaut juristische Collegien und versuchte sich zum ersten Male in einer größern Production, in der Novelle; er schrieb die „Anna" (1836). Dennoch dachte er weder jetzt, noch später, als er nach München übersiedelte, im Mindesten daran, sich der Kunst zu widmen, trotzdem einige seiner im „Morgenblatt" veröffentlichten Gedichte und jene Novelle den entschiedensten Dichterberuf ankündigten und bei seinen, ihm an Bildung und Alter vorausgeeilten Commilitonen Anerkennung, ja Bewunderung hervorriefen. Aber grade diese uneigennützige Führung des Lebens, wenn ich mich so ausdrücken darf, war auf Hebbel's ganze Production von ungemein heilsamer Wirkung. Denn eben das prädestinirte Poetenthum, das von dem Kreis jener Dichter, die man die Romantiker nennt und die damals ihre letzten Trümpfe ausspielten, besonders gepflegt und verherrlicht wurde, trug vornehmlich zur einseitigen Ausbildung der Kräfte im Einzelnen bei und erzeugte eine Absichtlichkeit, mithin Unwahrheit der poetischen Production, welche gewöhnlich mit dem Namen des falschen Idealismus bezeichnet wird. Der maßlose Respect vor der eigenen dichtenden Persönlichkeit schließt die heilige Demuth vor der Kunst selbst durchwegs aus und führt zu sittlichen und ästhetischen Verwirrungen der traurigsten Art. Dem Allen war durch die Erziehung, die Hebbel genossen, durch die Sprödigkeit,

mit der sich ihm die äußere Welt von Kindesbeinen entgegengestemmt hatte, so wie durch die ihm eingeborene Scheu vor der Kunst glücklich vorgebeugt. In München, wo Hebbel anfangs Philosophie zu studiren begann, die er aber bald, nachdem er sich von der Unfähigkeit, ihren Irrgängen zu folgen, überzeugt hatte, bei Seite warf, trieb er mit großer Energie Geschichte und alte und neue Literatur. Hier entstanden viele seiner merkwürdigsten Gedichte, darunter beinahe alle jene, worin er dem Schmerz des Daseins und den ewigen Fragen nach dem Warum und Wozu, die sehr frühe bei ihm anklopften, sein poetisches Opfer weihte. Ferner entstanden die Novellen „Paul's merkwürdigste Nacht," „Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd," „Eine Nacht im Jägerhause" und der Roman „Schnock," in welchen sämmtlichen Productionen er sich wieder durch eine humoristische, ab und zu bitterkomische Auffassung der Erscheinungen von ihrer einengenden Gewalt zu befreien suchte. Den „Schnock" schickte er — wahrscheinlich dem Drängen der Freunde, endlich vor das große Publicum zu treten, nachgebend — an verschiedene Verlagshandlungen, ohne das Manuscript an den Mann bringen zu können. Auch stiegen ihm in München schon die ersten Ideen seiner spätern Dramen auf:

„Hier zeigte wie im Traume
Sich mir die Judith schon,
Dort unter'm Tannenbaume
Sah ich den Tischlersohn,
Da drüben winkte leise
Mir Genoveva's Hand,
Und in des Weibers Kreise
Fand ich den Diamant."

Den äußerlichen Anlaß zur „Maria Magdalena" bildete eine Scene im Hause eines Schreiners, bei dem Hebbel zur Miethe wohnte und dessen Sohn auf den unbegründeten Verdacht hin, gestohlen zu haben, vierundzwanzig Stunden in Arrest saß. Der Vorsatz, die Theorie des bürgerlichen Trauerspiels zu erweitern oder sociale Probleme aufzustellen, hatte weder mit der Empfängniß noch mit der Zeugung dieses Drama's das Geringste zu schaffen.

Nachdem Hebbel in München seine Studien vollendet und die Doctorpromotion gemacht hatte, kehrte er nach Hamburg zurück. Hier dichtete er die „Judith" und zwar in einer Frist von vierzehn Tagen. Eine literarische Wette, die er mit seinen Universitätsfreunden einging, war die mittelbare Veranlassung zu dem schnellen Entstehen seiner Tragödie, von der er den fünften Act zuerst ausführte. Das Manuscript wanderte von Hand zu Hand und machte ungeheures Aufsehen; es fand auch bald den Weg zu der berühmten Crelinger in Berlin, und diese ruhte nicht, bis sie das Werk auf die Bühne gebracht hatte. In rascher Aufeinanderfolge entstanden darauf Genoveva und Diamant, auch wurde die erste Sammlung der Gedichte veranstaltet.

Der literarische Tag wurde, als Hebbel auftrat, von Schriftstellern beherrscht, die sich das junge Deutschland nannten und deren poetische und literarische Bestrebungen mit den krankhaften und widerwärtigen Zuckungen der europäischen Gesellschaft nach der Julirevolution zusammenfielen. Damals übrigens begann bereits die Abschreiberei des Lebens in der Poesie, welche wie das Daguerreotyp zur colorirten Photographie nach und nach auf die nämliche Art vervollkommt wurde. „Als das junge Deutschland aufkam," sagte Tieck, „bildeten sich einige von diesen Leuten ein, daß ich mich an ihre Spitze stellen müsse. Zu Zeiten hatte ich mich über Manches mißbilligend, ja kühn und parador geäußert; ich hatte das mündlich und schriftlich gethan, ich war mit den Schlegel befreundet gewesen, die in der Kritik zuerst den kecken Ton angegeben hatten, und da glaubten diese modernen Schriftsteller, ich müsse auch mit ihnen übereinstimmen. Aber sie kannten mich nicht. Nichts ist mir mein Leben lang verhaßter gewesen, als der absprechende Ton des Systems, der mit Allem fertig ist. Dagegen habe ich mich immer erhoben, es mochte kommen, woher es wollte. Und nun gar erst diese Eitelkeit, dieses rohe Zerstören, diese Opposition, die nur sich will! Als es nun herauskam, daß ich mit diesen Leuten niemals gemeinschaftliche Sache machen könnte, haben sie mich angegriffen und verfolgt, wie sie nur konnten. Ich habe mich aber darum nie gekümmert."

Aehnliches widerfuhr Hebbel, der nach dem Erscheinen seiner Judith vielleicht den Kopf hätte abgeben können für den Rumpf des jungen Deutschland, das seiner bedurfte. Aber Hebbel, der als Mensch bis dahin immer allein gehen und sich, wie Robinson, das Kleinste wie das Größte selbst aufsuchen und verarbeiten mußte, hatte als Dichter nun wieder nicht genossenschaftlich wirken wollen und wandelte, mit sich selbst und der Welt tapfer kämpfend, einsam seine Straße.

In Hamburg war er Zeuge des großen Brandes, der ihm freilich bald das Leben gekostet hätte; denn der in der letzten Zeit höchst aufgeregte Pöbel sah ihn für einen „Engländer,“ mithin für einen Brandleger an, und nur sein Plattdeutsch, womit er sich als Einheim'scher legitimirte, rettete ihn vor dem Erschlagenwerden. Kurze Zeit darauf ging er nach Kopenhagen, wo er den ersten Act der Maria Magdalena schrieb. Oehlenschläger und Thorwaldsen standen mit ihm in regem und innigem Verkehr, und von dem ihm sehr zugethanen Christian VIII. ward ihm aus der Staatscasse ein ansehnliches Reisestipendium verliehen, welches ihm ermöglichte, Frankreich und Italien zu sehen.

In Paris blieb er länger, als er anfangs wollte, denn die Weltstadt fesselte ihn mächtig und lag ihm damals, in der Periode des Ringens und Gährens, innerlich näher als Italien, das beruhigende, klärende und versöhnende Land für den Dichter. In Paris vollendete er die Maria Magdalena und übergab sie augenblicklich dem Druck. Die Vorrede, womit er sie ausstattete, ward verhängnißvoll für ihn, und zwar im doppelten Sinne. Einmal wollte man den Moses durchaus zum Christus machen, der Gesetzgeber sollte das Gesetz auch im weitesten Umfang erfüllen. Das verlangten vornehmlich die aus ihrer Ruhe gestörten und dadurch gereizten Dilettanten und Lieferanten des täglichen Bühnenproviants. Dann sollte derselbe Dichter, an dem man bis dahin das Urwüchsige, Concrete und Ueberwältigende seiner Gestalten bewundert hatte, nun plötzlich nach abstracten Begriffen produciren. Das trompeteten gewisse Kritiker aus, die sich ärgerten, daß ihnen ein Poet in der Auslegung der zehn Gebote zuvorgekommen war. Uebrigens hat die Vorrede im Stillen erstaunlich gewirkt; jede neuere Aesthetik zeigte die Spuren davon, wenn auch die Verfasser nicht immer so ehrlich sind, dem Urheber für das Entlehnte öffentlich zu danken, wie der zu früh verstorbene edle Danzel, der Verfasser des classischen Werkes über Lessing.

Aus einem von Hebbel vor Jahren in einer Zeitschrift veröffentlichten Diarium, geführt auf einer Reise von Paris nach Rom im Herbst 1844, mögen hier ein paar Stellen folgen, die nach manchen Seiten hin von Interesse sind. „Ich verlängerte meinen Aufenthalt von Monat zu Monat, und was mich zuletzt forttrieb, waren nicht die Neckereien meiner Freunde, die schon Wetten darauf eingingen, daß ich Italien nie erblicken würde, sondern die Weintrauben. Ich ging eines Tages über die Boulevards und sah, daß frische Trauben feilgeboten wurden. Dabei erinnerte ich mich, daß die Trauben mich bei meiner Ankunft in Paris zuerst begrüßt hatten und rief aus: Seid Ihr schon wieder da? Kaum hatte ich das aber gethan, so fiel mir ein, daß sie ein viel größeres Recht hätten, mir zuzurufen: Bist Du noch immer nicht fort? und diese eindringliche, nicht durch den Kalender vermittelte Mahnung an das verstrichene volle runde Jahr bewog mich endlich, mit Ernst an die Abreise zu denken. Paris zeigte sich mir noch einmal in seinem höchsten Glanz; auf einige Regentage, die die Wege staublos gemacht hatten, war ein wunderschöner Sonntag gefolgt; es war, als ob die Sonne ihr Gold gespart hätte, um es beim Abschied verschwenden zu können. Die Boulevards, das Palais Royal, das ich am Morgen noch einmal besuchte, die Quai's, die Buden, die öffentlichen Gebäude, an denen der Wagen vorüber kam, sie alle hätten als Weihnachtsgeschenke auf den Tisch gesetzt werden können, so glitzerten und funkelten sie. Mir war, als sähe ich sie zum ersten und nicht zum letzten Male; ich hatte mich von ihnen schon losgetrennt und nun übten sie wieder den Zauberreiz des ersten Eindrucks auf mich aus. Der Jardin des Plantes mit seinen vielen Spaziergängen und der Pont d'Austerlitz, der mich einst zur Julisäule und zu dem riesigen Elephanten geführt hatte, den Napoleon in grandioser Ironie als ein Symbol des die Bastille zerstörenden Volks in Erz gießen lassen wollte, waren die letzten großen Objecte, auf denen mein Auge ruhte. — — Ich unterbreche mich auf einen Augenblick, um ein Bild, das sich hier in der zweiten Cajüte zusammengestellt hat, während ich schreibe, abzuzeichnen. Es sitzt mir gegenüber ein junges Ehepaar, ein Officier mit seiner schwarz verschleierten Frau; sie haben sich zum Schlafen an einander gelehnt und auf Beider Schooß ruht ein Hund, groß genug, um ein ganzes Dorf zu bewachen, aber so mager, daß es scheint, als ob er nur mit Liebkosungen gefüttert würde; vielleicht ist die Auszeichnung, die er in diesem Augenblick genießt, sein Diner. Außer dem Italiener, der Schriftsteller ist, wie er mir sagt, und eine Nase hat wie Michel Angelo, nur daß sie dem schmächtigen Männchen mit seinen

dünnen Knickbeinen nicht so gut steht, nimmt mich auch noch ein junger Franzose, der nach Corsika reist, für einen Engländer. Er greift Peel an und wundert sich, daß ich ihn nicht vertheidige; er fragt mich spitzig, ob England außer seinen parlamentarischen, die er sehr plump finde, noch andere große Redner habe und erstaunt, daß ich die Frage einfach verneine. Ich lasse mir die Rolle, die man mir ohne Umstände zugetheilt hat, ruhig gefallen, mache aber dabei die sehr schmerzliche Erfahrung, daß Jeder, der nicht eben ein Deutscher ist, dem Fremden schon durch seine bloße Nationalität imponirt, daß aber der Deutsche dieses historischen Beigewichts entbehrt und Bankerott macht, wenn er sich nicht auf persönliche Vorzüge und persönliche Bedeutung berufen kann . . . Mittags um zwölf Uhr fuhr ich, mit noch fünf andern Passagieren in's Innere der Diligence gepackt, von Civitavecchia ab und kam Abends zwischen acht und neun Uhr mit einem vor Migräne fast zerspringenden Kopf vor den Thoren von Rom an. Unterwegs eine nur von Büffelochsen belebte Wüstenei; auf den Poststationen elende, verfallene Häuser und bettelnde Postillone; ich sah aus Allem, daß ich mich dem Scherbenberg der Welt näherte. Es war völlig finster, wie wir in Rom einfuhren, kümmerliche Laternen, die Nichts beleuchteten, als sich selbst, wurden eben langsam angezündet, ich bemerkte einmal, aus dem Wagen schauend, eine Reihe kolossaler Säulen; St. Pierre! näselte ein Franzose, ich hatte die Peterskirche im Fluge erblickt."

Hebbel theilte seinen anderthalbjährigen italienischen Aufenthalt zwischen Rom und Neapel; in Palermo hielt er sich nur kurze Zeit auf. Er hatte in Italien eben so wenig besondere literarische oder poetische Zwecke im Auge, als in Paris, oder in Hamburg, oder in Wesselburen. Er durchlief nicht sämmtliche Bildergalerien, sondern genoß ruhig Michel Angelo's und Raphael's Gemälde, er studirte nicht die Antike, sondern ließ sie still auf sich wirken, er schrieb keine italienischen Frescoskizzen, wie er keine Pariser Bilder geschrieben hatte; er sah seine Aufgabe darin, zu leben, zu denken und zu sinnen, Eindrücke zu empfangen und sich darüber gegen Gleichgesinnte zu äußern; mit einem Worte, den innern Menschen nach allen Seiten zu entwickeln und gelegentlich ein Lied zu singen. Es ist bezeichnend für ihn, daß er seine äußern und innern Erlebnisse nie augenblicklich dichterisch zu verwerthen suchte, sondern daß er es stets dem jedesmaligen Kunstwerk, das entstand, anheimstellte, welche Fäden auf seiner Spule es in den Kreis hineinziehen wolle, welche nicht. Dagegen entstanden seine lyrischen Gedichte immer an Ort und Stelle, wo er nämlich den unmittelbaren Anstoß empfing. Die „Stanzen an ein sicilianisches Schwesterpaar" in einem Moment, als er mit den Mädchen sprach, die Strophen an die Sixtinische Madonna in der Dresdener Galerie, und selten trug Hebbel lyrische Empfindungen lange mit sich herum. In der Sause- und Brausezeit seines Lebens malte er das komische Bild „Schnock" und den „Nepomuk Schlägel;" jene Production athmet eine so behagliche Stimmung, als hätte der Dichter bis dahin nur den Schaum des Daseins in läßiger Zufriedenheit abgeschöpft; diese dagegen war bei Weitem subjectiver angehaucht und läßt uns glauben, Hebbel habe dort die Erinnerungen an seine frühern engen und unleidlichen Verhältnisse dadurch zu vernichten gestrebt, indem er dieselben verspottete. Als er in Hamburg die Judith und Genoveva dichtete, da wurden die Lieblingsvorstellungen seiner frühen Jugendtage in ihm lebendig und verschmolzen sich mit den leidenschaftlichen persönlichen Zuständen des Augenblicks. Denn man spürt genau, daß eine Rippe des Holofernes vom ganz individuellen Hebbel genommen ward, der auch seine Sturm- und Drangzeit durchzumachen hatte, und nur einem Blinden könnte es entgehen, daß in Golo nicht bloß der Haushofmeister des Pfalzgrafen von Liebesraserei ergriffen sei und an den Ketten der menschlichen Existenz zerre und feile. Im oceanisch bewegten Paris schrieb er das bürgerliche Trauerspiel und flüchtete aus dem breit vor ihm sich öffnenden Kreise des großstädtischen Lebens in die knappe, kleinbürgerliche Sphäre eines armen Tischlermeisters hinein, als ob er das Schicksal, das überall in gleicher Weise die Erscheinung hinunterknirscht, so recht in einen Winkel getrieben, spielen sehen wollte. Das Stillleben in Wesselburen fand plötzlich in einem seiner reifsten Werke, im Epos „Mutter und Kind," ein beiläufiges Unterkommen, der italienische Himmel spannte, als Hebbel in Wien den Michel Angelo dichtete, sich über das kleine Frescogemälde aus, und zwischen den Marmorwänden des römischen Kolosseums schuf er den ersten Act des die germanische Urzeit darstellenden Moloch. In Rom verkehrte

er beinahe ausschließlich mit Malern, mit Rahl, Koch und Gurlitt, und in Neapel viel mit den damals dort anwesenden jungen Gelehrten Theodor Mommsen und Hettner, so wie mit dem Schriftsteller Adolf Stahr. Die schönste poetische Frucht seines Aufenthalts im Süden war ein neuer Band Gedichte.

Von Italien wollte Hebbel, entschlossen, sich nun dem akademischen Lehrfach zu widmen, wieder nach Kopenhagen zurückkehren, wozu der wohlwollende König ihn bei der Abschiedsaudienz selbst aufgefordert hatte. Auf der Reise berührte er Wien und fühlte sich von der heitern, lebenslustigen Stadt so angezogen, daß er einige Wochen zu verweilen beschloß. Im Burgtheater sah er das Fräulein Christine Engehausen, eine geborene Braunschweigerin, und zwar zuerst als Chriemhild im „Nibelungenhort“ von Raupach, einer ihrer meisterhaftesten Rollen. Er wurde von ihrer Darstellung im höchsten Grade ergriffen und suchte ihre Bekanntschaft zu machen. Die junge, blühend schöne und gefeierte Künstlerin war von seiner Judith längst begeistert und freute sich, den Verfasser zu sehen; im nächsten Frühling vermählte er sich mit ihr und nahm nun in Wien seinen bleibenden Aufenthalt.

Nur Wenige, und zwar bloß die mit dem neuesten Gange der Literatur innig Vertrauten, wußten damals in Wien, was Hebbel sei und bedeute; ja, wäre es den meisten Wiener Poeten, den „vaterländischen Dichtern,“ wie man an der Donau gern sagt, gleich bekannt gewesen, welch' ein Vogel dort das Nest zu bauen anfange, sie würden denselben dann wahrscheinlich schon im Zusammentragen der Halme und Flocken so sehr gestört haben, wie sie später seinen Gesang durch ihr Geräusch zu übertäuben sich bestrebten. Deinhardstein, der damals die Wiener Jahrbücher leitete, machte darin zuerst auf Hebbel aufmerksam, er nannte ihn einen „Stern erster Größe, der bald alle übrigen verdunkeln dürfte.“ Nach und nach sammelte sich ein kleiner Kreis um Hebbel, der sich von Jahr zu Jahr erweiterte. „Vornehmlich, obgleich nicht eben ausschließlich, ist es die Jugend, die ihm mit Begeisterung anhängt. Das Männliche, auf das schon Goethe ein großes Gewicht legte, fesselt sie an Hebbel's Schriften.“ „Und doch fehlt diesen Bildern allen etwas, und zwar das Männliche,“ — sagte Goethe einmal zu Eckermann, — „merken Sie sich dieses Wort und unterstreichen Sie es. Es fehlt den Bildern eine gewisse zudringliche Kraft, die in frühern Jahrhunderten sich überall aussprach und die dem jetzigen fehlt, und zwar nicht bloß in Werken der Malerei, sondern auch in allen andern Künsten. Es lebt ein schwächeres Geschlecht, von dem sich nicht sagen läßt, ob es so ist durch die Zeugung oder durch eine schwächere Erziehung und Nahrung.“ Die Jugend fühlt das Inhaltschwere dieser Worte und sieht sich deshalb um eine Eisenquelle um, in der sie sich stärken kann, nicht nach einem lauwarmen Bade, in dem sich's lustig plätschern läßt, bis die Nerven ihre letzte Spannkraft verloren haben und nur noch das Ertrinken übrig bleibt. Eine solche findet sie in Hebbel und seinen Werken, und darum wendet sie sich ihm zu, denn sie begreift den schweren Ernst der Zeit und sie weiß, daß dieser Mann der unerbittlichen Strenge ihr selbst die Schönpflästerchen, hinter denen sich oft die unheimlichsten Warzen und Finnen verbergen, eben so unbarmherzig herabreißt, wie der Welt und der Gesellschaft.

Nach den entschiedenen Erfolgen, die Hebbel im Wiener Burgtheater mit Judith und Maria Magdalena errungen hatte, würde man die vollkommene Unbekümmertheit, als Hebbel wieder von den Brettern verschwand, kaum für möglich erachtet haben, wenn ein wankelmüthiges Wesen nicht diese Stadt besonders charakterisirte. Und von entschiedenen Erfolgen durfte man bei Hebbel unbedingt reden. Im Jahre 1848 gelangte Maria Magdalena dort zur Aufführung und griff durch, nach dem Revolutionsjahre folgte ihr die Judith, deren Aufnahme vom Publicum eine, bei aller Fremdartigkeit des Eindrucks, begeisterte und bewundernde war.

Vor einigen Jahren kaufte sich Hebbel ein Gütchen am Gmundner-See, wo er stets ein paar Sommermonate zubringt. In Wien entstanden die Dramen: Julia, Das Trauerspiel in Sicilien, Herodes und Marianne, Der Rubin, Michel Angelo, Agnes Bernauer, Gyges und sein Ring, das Epos Mutter und Kind und viele Gedichte.

Ueberblicken wir nun Hebbel's Gesammtthätigkeit, so treten vor Allem drei Perioden aus ihr deutlich hervor. Die erste beginnt mit Judith, und umfaßt Genoveva, Diamant, Maria Magdalena, den Roman Schnock und die Mehrzahl der Novellen. Die zweite beginnt mit Julia und umfaßt das Trauerspiel

in Sicilien, Rubin und Herodes und Marianne. Die dritte beginnt mit Michel Angelo, und umfaßt Agnes Bernauer, Gyges und sein Ring, die gesammelten Gedichte und das Epos Mutter und Kind. Die, wie Freunde des Dichters mittheilen, beinahe vollendete Trilogie der Nibelungen und die ebenfalls dem Abschluß nahe Tragödie Demetrius können leider in unsere Charakteristik noch nicht hineinfallen.

Die erste Periode kennzeichnet vor Allem eine Heftigkeit der Darstellung, die an das fieberhafte Wesen in den Productionen der Kraftgenies erinnern würde, wenn Hebbel nicht schon in den Jugendwerken die sichere Hand bekundet hätte, die alles Besondere unerbittlich unter das allgemeine Gesetz zu zwingen versteht. Dieses Gesetz selbst tritt mit ungeheurer Heftigkeit auf, wir möchten sagen, die Ideen sind von einem gewissen Schwindel ergriffen, während sich bei Grabbe, Klinger und Büchner bloß die Glieder des Kunstleibes ungeberdig auflehnen und das beherrschende Moment des Kopfes gänzlich mangelt. Der sittliche Weltwille, das Ethos steht noch nicht als ein von vorneherein vom Dichter erkanntes Unveränderliches und still in sich Ruhendes da, es wird von ihm als solches bloß instinktiv empfunden und im Fortgange des einzelnen Kunstwerkes erst erkämpft. Daher bei aller Naivetät, mit der das Detail sich geltend macht, ein plötzlich vom Dichter erweckter Schauder der Vernichtung die Erscheinung schüttelt, was die mit Worten freigebige oberflächliche Kritik Reflexion zu taufen pflegt. Auch halten sich die individuellen Lebensprocesse des Dichters in der Judith und Genoveva noch zu sehr auf der Oberfläche auf, weshalb die poetischen Schwingungen in ihnen bisweilen etwas Beängstigendes für uns haben; in einem höheren Grade als Goethe's und Schiller's Jugendwerke. Denn Goethe und Schiller sprachen mit ihren Confessionen zugleich jene des damaligen Deutschland aus und behandelten ferner (dies ist ein mehr äußerlicher, aber trotzdem richtiger Unterschied) lauter Stoffe, die das starke Hervortreten des Subjectivismus leichter ertrugen. Aber Hebbel hatte mit den Strömungen der Zeitepoche erst in der Maria Magdalena und in den Dramen der zweiten Periode etwas zu schaffen (und da befand er sich mit der Gesellschaft im Widerspruch, weil er ihre Gebrechen bloßlegte), und behandelte alttestamentarische und altgermanische Sagenstoffe. Im Munde des wilden Feldhauptmanns Nebucadnezar nimmt sich das, was der Poet des neunzehnten Jahrhunderts durch ihn redet, anders aus, als Schiller's individuelles Denken und Empfinden, das Karl Moor verkündigt. Das Nämliche gilt von den betreffenden Partien im Golo, jenen im Werther gegenüber gehalten. Dies und nichts sonst ist der Grund, warum Holofernes und Golo hie und da ungeheuerlich auf uns wirken, aber die oben charakterisirten Züge bilden zum Glück nicht den Kern des Holofernes und des Golo, beide lösen sich selbständig genug von ihrem Schöpfer los, und entwickeln sich nicht auf Kosten der Totalität des Gedichtes. Wie sehr aber Hebbel schon als junger Künstler die Totalität im Auge hat, beweist der Umstand, daß der Geist des Gedichts stets aus einer von den Hauptgestalten ziemlich weggerückten Nebenfigur mächtig hervorbricht, und zwar mit so elementarer Gewalt, daß man nur von Intuition, nimmer jedoch von wohlweiser Ueberlegung im Dichter sprechen kann; man erinnere sich an den blindstummen Daniel in der Judith, der den Jehovahgedanken verkörpert, an den tollen Klaus in der Genoveva, der die Gnadenwahl phantastisch veranschaulicht, an den Secretär in der Maria Magdalena, der die tragischen Gegensätze vermitteln will, und dadurch den Gang des Verhängnisses grade beschleunigt. Die Strenge der Motivirung und die Kraft der Leidenschaft in Hebbel's Dramen sind bereits so ausführlich von Verehrern und Gegnern dieses Dichters gewürdigt worden, daß wir uns dabei nicht aufzuhalten brauchen, um so weniger, als die von uns angedeuteten Vorzüge und Fehler in seinen Jugenddramen eine schwache Motivirung und eine conventionelle Schilderung der Leidenschaften nothwendig ausschließen.

Die Dramen der zweiten Periode sind um ein Beträchliches concentrirter, als die ersten, und das tragische Pathos tritt in ihnen scheinbar gesänftigt auf. Aber wenn uns die ersteren oft betäubten und erschreckten, so flößen uns dagegen die letztern nicht selten eine bange Furcht ein, es ist in ihrer Tragik etwas von verhaltenem Zorn. Die Linie waltet ungebührlich vor, und die Composition erhält dadurch einen starren Charakter. Hebbel stand in Opposition gegen seine überquellende und glühend heiße Phantasie, die sich jetzt noch nicht bescheiden wollte und die von außen dazu genöthigt wurde. Dies that in den so-

cialen Darstellungen der Julia, des Trauerspiels in Sicilien, dem Leser doppelt weh, da hier schon dem Stoff nach das Colorit gedämpfter und unsere Freude lediglich eine, vom Substrat unabhängige, der Darstellung allein zukommende sein mußte.

In den Dramen der dritten Periode wird es nach allen Seiten bereits hell, Linie und Farbe sind harmonisch vertheilt und mit dem üppigsten Detail der Jugendwerke verbindet sich ein künstlerisches Maß und eine sittliche Freiheit, wie wir sie in keinem anderen poetischen Product der Gegenwart antreffen werden. Die Eigenthümlichkeit der Hebbel'schen Dichtungsweise saugt sich im jedesmaligen Kunstwerk möglichst auf, und wenn irgendwo dann noch ein Rest übrig bleibt, so ist es jener, welcher überhaupt mit der ursprünglichen Theilung der menschlichen Natur in Individualitäten unzertrennlich verknüpft ist.

Wenn neulich Jemand über Heinrich von Kleist meinte, daß in ihm der „specifisch deutsche Geist zum erstenmale dichterisch auf eigene Faust zu leben angefangen habe, daß weder antike noch romanische Elemente den geringsten Einfluß auf die entscheidenden Momente in seiner Poesie ausgeübt hätten," so läßt sich dies mit noch größerem Rechte über Hebbel sagen und könnte mühelos am Einzelnen nachgewiesen werden. In ihm machte auch das deutsche Drama den ersten Versuch: unbeschadet der ausgebildetsten Individualisirung der Gestalten, die Einfachheit der Alten, vor Allem in der Gruppirung und Composition, anzuwenden. Das Weib, das Schiller eigentlich nur abstract und Goethe nur als passiven Factor der sittlichen Welt (allerdings in einer von keinem Poeten je zu überbietenden Innigkeit und Innerlichkeit) dargestellt hat, wurde durch Hebbel ein actives Moment des sittlichen Lebens, und das schöne Geschlecht mag den Dichter der Judith und Marianne als einen neuen Frauenlob immerhin begrüßen. Ueber die Sittlichkeit in Hebbel's Schriften lassen wir gern den Dichter selbst sprechen:

„Zu moralisch sind sie! Für ihre sittliche Strenge
Steh'n wir dem Paradies leider schon lange zu fern.
Und dem jüngsten Gericht mit seinen verzehrenden Flammen
Noch nicht nahe genug. Reuig bekenn' ich Euch dies."

Satan in der christlichen Poesie.

Eine literarhistorische Skizze

von

Wilhelm Hoffner.



Die Phantasie des Volkes hat die Meinungen und Bräuche, die sich auf die bösen Geister beziehen, die Vorstellungen vom Teufel und seinem Heer zu einer reichen und phantastischen Welt durchgebildet. Aber nur schwankende, kaum faßbare Gestalten oder einzelne Züge waren es, die sie überlieferte. Erst die Poesie vollendete, was das religiöse Gemüth in seiner Weise begonnen hatte. Sie erst hat jene Wesen, die fromme Phantasie an den dunkeln Horizont der Sinnenwelt in schwankendem, farblosem Umriß gezeichnet hatte, in festen und kühnen Zügen, mit den lebendigen Farben, die ihr eigen sind, für alle Zeiten hingestellt. Was für eine Aufgabe! Standen ihr doch keine andern Linien zu Gebote, als die, welche sie eben der Sinnenwelt, über die sie erheben wollte, entnahm. Kein anderer Zauber, als der kühner dichterischer Analogien öffnete ihr die Thore der jenseitigen Welt. Selbst der Gedanke weigerte sich, in diese Regionen zu folgen. Er konnte schlechthin böse Wesen nicht fassen, vermochte nicht auszudenken, wie sie Gott schauend, seine Macht spürend ihren fruchtlosen Kampf nicht aufgeben sollten. Indem der Dichter die überall regsame, rein geistige Macht des Bösen in örtliche, körperliche, körperlich wirkende Wesen verwandelte, mußte er darauf rechnen, das Gemüth der Hörer so zu ergreifen, daß der Verstand nicht zu Worte käme. Schwierigkeiten, die von Dichter zu Dichter immer deutlicher empfunden wurden: aber von Anfang an wirkten sie auf die Form der Gedichte, die diesen Stoff behandelt haben.

I.

Dante.

Es waren besonders günstige Verhältnisse, unter denen derselbe zunächst im Mittelalter ergriffen wurde.

Wir lassen die Anfänge germanischer Sage und Poesie, die uns hier zuerst begegnen, noch einen Augenblick bei Seite. Wie früh hier auch eine Anschauung des Teufels und der Seinen in mannigfacher Durchbildung auftritt: die volle dichterische Zusammenfassung geschah doch erst im Volksschauspiel des fünfzehnten Jahrhunderts. Weit früher schon, an der Grenze des dreizehnten und vierzehnten, hat sich in Italien ein unvergleichlicher Dichter diesem düstern Stoffe zugewandt. Giovanni Villani erzählt uns in seiner florentinischen Geschichte von einem sonderbaren Schauspiel. Auf Barken, die der Arno trug, war ein Gerüst erbaut zur Darstellung der Hölle. Da sah man die Verdammten in der Feuergluth von den verschiedenartigsten Qualen geplagt werden. So groß war aber der Zudrang der Zuschauer, daß die Arnobrücke einstürzte und Viele umkamen. Es war die Vaterstadt Dante's, in der diese Schaustellung geschah. Was hat er aber im ersten Theile seines einzigen Gedichts aus den rohen Volksanschauungen gemacht, in denen diese Zeit sich gefiel? Die italienische Bildung kam ihm hierbei zu Statten. Noch waren dort die mythologischen Wesen des Alterthums wohlbekannt. Wir haben einige lateinische und deutsche Bearbeitungen des Physiologus, in denen naiv genug unter Affen und Löwen die Ungeheuer Homer's und Virgil's, einige jener fabelhaften Wesen, von denen griechische Reisebeschreiber berichtet haben, naturgeschichtlich registrirt sind. Sie begegnen uns auch in Dante's Hölle; selbst die Scenerie des Hades umgibt uns. Auch diese düstern Regionen durchfließt der Styx, der Phlegethon mit dunkler Welle. Auch in diesen Abgründen fährt Charons lautloser Nachen über den Acheron. Auch hier richtet Minos über die Todten, walten die Ungeheuer und Dämonen der alten Welt. Selbst die Gestalten der Apokalypse zeigen einige Züge der seltsam gewaltigen Wesen, die wir aus Homer und Virgil kennen. Aber wie sind sie verwandelt! Der Hauch eines andern Geistes ist über sie gekommen; einige von ihnen, wie Geryon sind völlig, bis auf den Namen umgewandelt. Es müßte einem Römer des augusteischen Zeitalters wundersam zu Muthe sein, wenn er sich, seinen Virgil und Homer im Kopfe, in diese Gestalten vertiefte. Abwechselnd würde er sich bald von bekannten Gestalten und Namen, von dem verwandten Geiste vollster Anschaulichkeit angezogen fühlen; bald abgestoßen von der wilden Kraft einer jede Grenze des Schönen verachtenden Phantasie. Eine merkwürdige Vereinigung, die uns auf unserm Wege nicht mehr begegnen wird. Jene helle, bis in den feinsten Zug verdeutlichende Anschaulichkeit, mit der griechische und romanische Dichter Abenteuer und Liebe besungen haben, beleuchtet hier jede Scene, jede Bewegung, jede Gestalt in dem geheimnißvollen Thale der Verlorenen.

Ueberblicken wir näher tretend die Reihe der bösen Wesen, die in dieser Tiefe walten. Wir durchschreiten die Pforte, über der die „dunkelfarbnen Worte“ zu lesen sind:

> Ich führe Dich zur Stadt der Qualerkornen,
> Ich führe Dich zum unbegrenzten Leid,
> Ich führe Dich zur Stätte der Verlornen: — —
> Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung fahren!

Wie ein ungeheures Amphitheater umfangen uns die Abgründe, die bis in den Mittelpunkt der Erde sich erstrecken; die ganze Tiefe hinab reiht sich Ring an Ring, die Wohnorte der Sünder und ihrer Peiniger, bis dorthin, wo Lucifer herrscht. An der Grenze des ersten und zweiten Ringes sitzt Minos, nicht „Zeus strahlender Sohn, das güldene Scepter in Händen;“ jenseits der dunkeln Fluth des Styx herrscht nur Qual und Freude an der Qual und auch der Richter gleicht Denen, die die Strafen vollziehen. Zähneknirschend empfängt er die zitternden Schatten „und schlägt den Schweif um sich so viele Male, als Stufen abwärts er für sie erwählt.“ Dann an der Grenze des dritten Ringes empfängt uns Cerberus, den einst Virgil an dem Eingang des Hades „in blutiger Höhle über Knochen lang hingestreckt“ sah. Er zerfleischt die Schaar der Schwelger „wild, seltsam, aus drei Hundeköpfen dringt sein Gebell.“

> „Frucht, schwarz der Bart, die Augen rothe Glut,
> Den Bauch gestreckt und Krallen an den Händen,
> Zerkratzt, zerzaust, viertheilt er jene Brut.“

Und dann erscheinen dem tiefer Hinabsteigenden auf hoher Flammenzinne:

> „Drei Furien, blutig, aufrecht, höllempfangen,
> Die Weibern gleich, wie Weiber sich gebahrten;
> Umgürtet waren sie mit grünen Schlangen
> Und Nattern, Viper, Blindschleich sah mitinnen
> Des Haars man um die wilden Schläfe hangen.“

Wie seltsam ähnlich sahen sie jenen Eumeniden, die einst bei der ersten Aufführung des Aeschyleischen Stückes die Athener so mächtig erschüttert haben sollen: — alt, weibergleich, mit blutigen Augen und rothem, schlangenumwundenen Gürtel, „das Schlangenhaar," mit Virgil zu reden, „in blutige Binden gewunden." Am Eingang des siebenten Kreises über einer Felswand, der bei Trient ähnlich — so kühn vergegenwärtigt der Dichter die Scenerien der Hölle — ruht der Minotaurus. Den Abhang hinabsteigend, schaut man die Centauren, wie sie den Blutfluß, in dem die Tyrannen dulden, umjagen. Im Walde der Selbstmörder nisten scheußliche Harpyen:

> Am Fuße Krallen, Federn an den Bäuchen,
> Von Hals und Antlitz menschlich, breiten Schwingen,
> Wehklagen sie auf diesen Wundersträuchen.

Eine Stelle, die offenbar nach Virgil (Aen. III. 216) gebildet ist, in der sie erscheinen „jungfrauenhaft der Vögel Gesicht, die Hände gekrallt und von Hunger das Antlitz immer gebleicht." —

Je tiefer Dante hinabsteigt in die Abgründe der Hölle, desto mehr schwinden solche Anklänge an antike Stellen und Gestalten. Ja es ist als wehte Einen der Hauch nordischer Phantasie schärfer an. Wie eigenthümlich ist Geryon, der Dämon des Betrugs gedacht! Vorn mit mild edlem Menschenangesicht, sonst nach Schlangenart, den langen Schweif — bunt wie die Teppiche des Orients — in einer Scorpionenspitze endigend, mit weichbehaarten Tatzen, flügellos — so schwebt er über dem Blutfluß. Mit den altdeutschen Miniaturen der Paradiesesschlange hat man ihn verglichen. Da begegnen uns „gehörnte Teufel auf schwarzem Steine, große Geißeln schwingend." Andere mit offenen Flügeln; sie tragen auf spitzer, hoher Schulter die Uebelthäter, indem sie dieselben an den Fersen fassen. Selbst der nordische Humor, der mit dem Schauer spielt, klingt in der Scene an, in der Backenschnauzbart, Kritzekratz, Drachenschwanz und ihre Gesellen um den Pechsee huschen, mit ihren Gabeln die auftauchenden Sünder peinigend — recht wie böse Insecten.

Welchem gespenstigen Traume aber entsprang die Gestalt des Lucifer selbst, der in der tiefsten Tiefe wohnt, „der Kaiser in diesen Jammerreichen?"

> O welch' ein Wunder war's und wie voll Grau'n!
> Drei Angesichter war'n dem Haupt entsprossen,
> Das eine vorn und feuerroth zu schau'n,
> Von jenen beiden, die daran sich schlossen,
> Stand eins auf jeder Schulter mittenauf,
> Die an dem Ort des Kamms zusammenschossen.
> Weißgelblich war das rechts, der linke Knauf
> War denen gleich an Farbe, welche leben,
> Dort wo der Nil hinabsenkt seinen Lauf.
> Zwei Flügel sah man unter jedem streben,
> So wie sie paßlich waren solchem Riesen;
> So große Segel hat es nie gegeben.
> Nicht Federn hatten sie, es war bei diesen
> Wie bei der Fledermaus. Die schlug er auf
> Und nieder stets so, daß drei Winde bliesen.
> In jedem Munde malmt er mit den Zähnen
> Der Sünder einen nach Hanfbrechenart,
> So daß er dreie ließ zugleich erstöhnen.

Judas, der Verräther gegen die Kirche, Brutus und Cassius, die gegen die kaiserliche Majestät, sind es, die dies furchtbarste Geschick erdulden.

Einige Züge dieser phantastisch furchtbaren Gestalt erscheinen hier nicht zuerst. In der Capelle von Etampes (nach Didron c. 1300) sind ebenfalls diese drei Häupter, arme Sünder zermalmend, zu sehn. Zu Ramersdorf in der Deutschordenscapelle schwebt Satan mit diesen Fledermausflügeln an der Decke von Flammen umgeben. Die Malerei hat sie später beibehalten, und wie sie federlos, eckig, häßlich am Boden flattern — man glaubt ihr Geschwirr zu vernehmen — bilden sie auf dem Raphael'schen Bilde (Kampf des Erzengels mit Lucifer) einen wunderbaren Contrast gegen die Taubenfittige des Engels. —

Und die Natur selbst in diesem dunkeln Reiche scheint zu leben um zu leiden; auch durch ihre Adern rinnt Leidenschaft und Schmerz: vielleicht die gewaltigste, die am meisten Grauen erregende Empfindung, die in diesen Nachtgebieten der Poesie zu denken ist. Als der Wald der Selbstmörder mit seinem „braunen Gezweig" den Dichter aufnimmt, tönen Wehklagen in den Lüften, aber kein lebendig Wesen ist zu schauen. Da heißt ihn Virgil einen Zweig abbrechen:

> Und es entquoll aus diesem Zweig gemischt
> So Red' als Blut, und mir entfiel vor Grau'n
> Der Zweig —

und zischend kündet es der Stamm, wie der Selbstmörder Seelen, „einem Speltkorn gleich," hinabfallen in dies Thal. Da wachsen sie zu Bäumen und immer gefräßig nagen die Harpyen an dem stöhnenden Gezweig.

Wenn man von der Betrachtung dieser Scenen kommt, wird man an der Meinung eines berühmten englischen Historikers, daß man diese Wesen „wie Don Juan zum Abendessen bitten und in ihrer Gesellschaft munter

essen könnte," doch nur den Muth bewundern können. Man hat öfter die unvergleichliche Anschaulichkeit in den Schilderungen Dante's bemerkt. Die Dämme, die den Strom der Hölle umgeben, gleichen jenen, mit denen die Flandrer zwischen Brügge und Guzzant den Ocean gebändigt. Die weite Ebene, auf der die Ketzer in Flammengräbern ruhen, gleicht dem Friedhof von Arles. Die Grade der Tyrannen, die im Blutstrom stehen, die der im Eis Begrabenen werden mit Genauigkeit aufgezählt, Lucifer's Riesenbild selber wird gemessen. Aber Macaulay ist der erste gewesen, der aus dieser wunderbaren Macht des innern Blicks, der Alles, was er anschaut, deutlich gestaltet, dem Florentiner einen halben Vorwurf gemacht hat, um Milton auf seine Kosten zu preisen. Ob diese Poesie „bis zur Ausschließung des Mysteriums malerisch ist," und so in einen „von Dante's Plan unzertrennlichen Fehler" verfällt, wird schon der Leser aus dieser Skizze beurtheilen können. Eher mag Einer bei Dante über die Fülle von Geheimniß in dieser Stadt der Qualen sich beklagen, als über den Mangel. Denn wie schwer man sich auch dem Zauber entzieht, mit dem diese Welt, wie eine zweite Wirklichkeit des Bösen, das Gemüth umfängt, es darf doch nicht vergessen werden, daß wir es hier mit einem bewußt allegorischen Gedicht zu thun haben. Diese Welt ist voll geheimer Analogien, welche die unsere beleuchten sollen, diese finstern Wesen sollen die eigene Schuld und die eigene Qual einer jeden Sünde im Abbild sichtbar machen. Nicht als ob dieses Ganze bewußter Weise ein Erzeugniß des Dichters wäre; aber wie in jener wundersamen Gestalt, die der Dichter zu erdenken so stolz war, schlingen sich hier Glaube und allegorische Dichtung in einander.

II.

Das Volksschauspiel und Calderon.

Dante bereits hatte sichtbar unter germanischen Einflüssen gedichtet; aus germanischen Sagen, mit biblischem Glauben verschmolzen, entsprang jetzt eine neue Art der Poesie, kunstlos noch in ihren Anfängen, aber mit gewaltigem Geiste Himmel, Hölle und Erde umfassend: das erste Tagleuchten unserer dramatischen Poesie.

Die Begeisterung der Christen und fränkische Waffen hatten die Götter verdrängt, die im Wald, am See, in der Tiefe der Berge gewaltet hatten. Aber sie vermochten nicht der kräftigen Phantasie und dem tiefen Zug zur Natur Einhalt zu gebieten, welche die Jugend der Völker, und der germanischen zumal, durchwehen. Rauschte nicht der Frühlingssturm, in dem Wuodan auf Wolkenrossen dahinritt, wie ehedem? In gewitternden Frühlingsnächten vernahm man das Wiehern und Stampfen der Rosse, wie einst die Väter. Aber wie die ältern Götter mit den neuen im Bewußtsein des Volkes rangen und besiegt wurden, wichen sie in das Dunkel der Nacht und der Einsamkeit. Der wilde Mann in grauer Riesengestalt, hinfahrend über Heide und Feld; Frau Holla mit ihrem Geisterheer, hier einer kopflos, ein andrer dort auf's Rad gebunden, Gestalten neulich gestorbener Menschen darunter: wohl waren es noch die alten Götter, aber in eine unheimliche gespenstige Dämmerung entrückt. Der aus dem Tempel geworfene Gott sinnt als Alb oder Nixe auf Rache. Und wo die alte Liebe des Volks ihnen ihr gutartiges Wesen läßt, überkommt sie ein wehmüthiger Zug, wie er so rührend in der kindlich ängstlichen Frage des Alben an den Menschen liegt, ob denn die Alben auch der Erlösung theilhaftig werden könnten?

Da trat dann eine Verschmelzung ein, die wir in uralter Zeit schon am Baal-sabub, dem philistäischen Gotte bemerken. Vielleicht daß der israelitische Glaube an den Schatán (Ankläger) selbst einer ähnlichen entsprang. Auch in Bezug auf die griechischen Götter zeigt der erste Korintherbrief einen solchen Vorgang. Die alten und die neuen Feinde Gottes werden entweder identificirt oder einander untergeordnet. So wird denn Teufelsglaube und germanische Göttersage zu jenem unauflöslichen Geflecht verschlungen, in dem die Anfänge des Volksschauspiels, Calderon's und der vielfachen Faustdichtungen beruhen.

Wir können die Darstellung des Satans bis dicht an die Wurzeln des Volksschauspiels verfolgen. Es erwuchs aus den feierlichen Aufzügen, in denen nach alter kirchlicher Sitte am Charfreitag das Crucifix unter dem Altar begraben, dann zu Ostern wieder daraus erhoben wurde. Schon in den ersten Erweiterungen zur Lebensgeschichte Christi wird Satan mit hereingezogen. In der Höllenfahrt und der Bewältigung Lucifers fand das Schauspiel einen schicklichen Abschluß und rückwärts greifend fand man einen Anfang im Falle der Menschen durch Satans List. So haben wir ein französisches Schau-

spiel „Adam," — wohl nur ein Bruchstück eines Weihnachtsspiels, — in dem der Sündenfall mit einem Anflug von Humor dargestellt ist.*) Ein anderes Spiel aus demselben Jahrhundert: vom Aufgang und Untergang des Antichrist, zeichnet den Satan in den gewaltigeren Zügen der Apokalypse. Mächtig von Gestalt, den Panzer unter den Flügeln erscheint er als Herrscher, im Tempel thronend, zu seinen Seiten Scheinheiligkeit und Ketzerei als seine ersten Diener. Alle Könige auf Erden unterwerfen sich ihm und auf ihren Knien empfangen sie die ersten Buchstaben seines wunderwirkenden Namens auf ihre Stirn. Nur die Deutschen widerstehen ihm: der Ausdruck eines damals so natürlichen nationalen Stolzes. Erst durch Wundertrug werden sie gewonnen und besiegen nun den mächtigen König von Babylon. Da ist nun Satans Reich größer geworden als das Reich Christi. Aber unversehens überfällt ihn die Wiederkunft Christi und die Vernichtung seiner Macht. Solche ernst großartige Auffassung des Satans verschwindet aber mit der Weiterbildung des Volksschauspiels sichtbar. Als römische Decrete diese Darstellungen aus den Kirchen auf die Märkte drängten und sie sich immer freier, phantastischer gestalteten, begann der Volkswitz mit den Schauern des Bösen zu spielen. Es gemahnt an jene italische Aufführung, wie man die Bühne auf dem Markt in drei Stockwerken aufbaute. Da war oben, prächtig geziert, der Himmel mit Engeln, Heiligen und Orgelspiel zu schauen; das mittlere bezeichnete die Erde; im untern war der Schauplatz für die Thaten des Teufels und seiner Gesellen. Zuweilen sperrte sich da ein ungeheurer Rachen aus. Die armen Seelen, so schreibt ein Schauspiel vor, sollten mit einem höllischen Concert von Kesseln und Pfannen und mit einem „großen Rauch" empfangen werden. Höchst naiv ist das Interesse eines Donaueschinger Osterspiels für die Hauptoperation des Teufels: „Der Teufel soll den armen Sünder wohl am Haken versorgen und sich hinter ihn auf den Schwengel setzen." Ueberhaupt scheint derselbe sein ernstes Geschäft, von der Erde in den untersten Stock herunter zu spediren, nicht immer mit der gehörigen Würde betrieben zu haben; wie er sie auf Schubkarren einherfuhr oder eine Leiter hinabschleppte, belustigte er das Volk mit jener wunderlichen Mischung des Komischen und Schauerlichen, die uns wohl jetzt noch zuweilen bei einem guten Puppenspiel überkommt.

Aber es ist nicht nur das Gelüste, die Schauer der mittelalterlichen Glaubenswelt auf einen Augenblick hinwegzuscherzen, das der komischen Darstellung des Satans zu Grunde liegt: eine vollständigere und tiefere Auffassung des Bösen liegt darin. Jener Lucifer Dante's, der Judas mit endloser Pein quält, ist nicht mehr die um die Erde mit Gott kämpfende versucherische Gewalt. Jene bösen Geister drücken nur die Qual des Bösen aus, nicht seinen Zauber, seine Lockungen, seine rastlose List. Im Volksschauspiele vergegenwärtigen die bösen Geister das Wesen des Bösen in seinen mannigfaltigsten Bezügen. Sie treten in den Vordergrund, sie erscheinen in ihrer ganzen Gewalt. Natürlich, daß das gesunde Volksbewußtsein auch die Kehrseite zeigte: bei allem Aufwand von Gewalt und Mitteln der Verführung ihre innere Ohnmacht. Denn dies Bewußtsein der inneren Nichtigkeit des Bösen wurzelt tief im gesunden Sinne unsers Volkes. Mögen einzelne Stände sich zu Zeiten einem trostlosen Pessimismus ergeben; das Volk setzt wohlgemuth seine ehrliche Tüchtigkeit, die freilich derbe List durchaus nicht verschmäht, dem Tod und dem Teufel gegenüber, wie davon tausend Geschichten und Sprichwörter sagen. Dazu kam die Einmischung des heimischen Glaubens; die Zersplitterung des Uebersinnlichen in die Menge der Engel, Heiligen, Elfen, Dämonen und Teufel, vor deren buntem Treiben sich stets die herbe Schärfe in der Anschauung des Bösen auflöst. Nichts mag diese Stimmung kräftiger, deutscher ausdrücken, als jenes Bild unsers Meisters Dürer, das den wackeren Mann zeigt, hoch zu Roß, ruhig hindurchreitend zwischen Tod und Teufel: er schaut nicht rechts noch links. So zeigen uns denn die Volksschauspiele des fünfzehnten Jahrhunderts, die den Kampf des Menschen mit dem Bösen darstellen, stets dieselben Grundzüge, bald ernster, bald mehr

*) Satan tadelt Adam, er sei zu thöricht (fols). Eva stimmt ein, er sei ein wenig hart (durs). Der Teufel meint, er werde schon weich werden. Eva: Il est mult francs (er sei sehr frei). Der Teufel: Ainz est mult serf (vielmehr sehr unterthänig) „Du bist schwächlich und ein zartes Wesen, frischer bist Du, als die Rose, weißer als Schnee. Es war Unrecht vom Schöpfer, Dich so zart, aber Adam so hart zu machen; trotzdem bist Du klüger und hast Deinen Sinn auf Hohes gerichtet."

scherzhaft; wie fest auch die bösen Geister den Menschen fassen, frommer Sinn und göttliche Gnade retten ihn immer wieder aus Teufels Gewalt. Ein merkwürdiges Beispiel bietet „Frau Jutta," jenes berühmte Schauspiel, das mit einer unglaublichen Kühnheit das Papstthum, in dessen Banden die Nation lag, verspottet. Das Stück beginnt in der Hölle. Lucifer ruft seinem Gesinde:

Kommt her, kommt her,
Das ganze teuflische Heer,
Aus Bächen und Rohr,
Aus Wiesen und Moor,
Aus dem Walde und aus dem Felde,
Eh ich anfang' und Euch schelte,
Meine lieben Höllenkinder! u. s. w.

Wunderliche Namen erscheinen da: Kränzlein, Federwisch, Spiegelglanz. Ein unverständliches Lied wird abgesungen und sicher damals zur allgemeinen Belustigung springt Frau Lillis, des Teufels Großmutter, herbei, sich auch mit an Gesang und Tanz zu erholen.

Laßt mich Euch helfen singen
Und meine rostige Kehle erklingen
Bei dem edlen guten Gesang.

Lucifer behandelt sie mit einer so ängstlichen Zuvorkommenheit, als ob er seines Hausregiments nicht recht sicher wäre. Er geht dann zu Geschäftssachen über und ertheilt Satanas, seinem „werthen Freunde," den Auftrag, Frau Jutta, die edle Jungfrau, zu berücken. Nur den Teufel Spiegelglanz bittet sich Satanas zur Hilfe aus. Ehe sie aber abziehen, bitten sie kindlich Lucifer um seinen Segen. „Das will ich thun gar gerne, wiewohl die Reise ist nicht ferne." Den ertheilt er ihnen dann mit vielen seltsamen Worten. Die Scene in der Hölle schließt. Die Begebenheiten gehen nun auf der Erde weiter. Frau Jutta wird endlich Papst. Christus im Himmel klagt zürnend der Mutter über Papst Jutten; aber Maria, die Fürbitterin, erweicht seinen Sinn. Sie senden einen Engel. Frau Jutta soll wählen zwischen schmählichem Tode oder ewigem Verderben. Sie wählt den Tod; „mors, der Tod" erscheint auf der Bühne.

„Ich breche die lichten Augen klar
Ich fürchte Niemandes Dräuen,
Was von der Erde ist geboren,
Das ist zumal durch mich verloren."

Sie stirbt und Teufel Unversün entführt sie zur Hölle. Dieweil sie ein Papst gewesen, soll sie mit großem Schall in Lucifers Reich eintreten.

„So wollen wir mit Euch singen und lesen
Den gräulichen, teuflischen Gesang.
Und wollen Euch dazu schenken den Höllentrank:
Das ist Schwefel und Pech;
Das sollt Ihr haben zu Eurer Zech'."

In ihren Qualen aber ruft sie unaufhörlich „Maria, die Mutter reine, aller Sünder Trösterin" an, wie sehr auch die Teufel sie bedräuen. Endlich sendet der Salvator den Erzengel Michael, der schlägt einen Teufel, der sie hält, mit dem Schwerte zurück und führt sie hinauf. Oben aber empfängt sie der Heiland:

„Bist willkommen, Du liebste Tochter mein,
Du sollst mit mir fröhlich sein
In meinem Himmelreiche."

Wie sehr der entgegengesetzte Ausgang eines andern Stücks ein frommes Gemüth verletzen konnte, zeigt eine schöne Erzählung. Als zu Eisenach vor dem Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange im Jahre 1322 ein Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen aufgeführt wurde, sah man die Jungfrau Maria vergebens für die Thörichten bitten. Da soll der Landgraf aufgefahren sein: „Was ist dann der Christen Glaube, wenn der Sünder durch die Fürbitte der Mutter Gottes und aller Heiligen nicht Gnade erlangen kann!" Und nachdem er drei Tage im Zorn hingebracht, habe ihn ein Schlagfluß getroffen, so daß er nie wieder gesund geworden.

Indem nun aber der heitere Geist des Volkes mit dieser Vorstellung der Nichtigkeit der bösen Geister spielt, entsteht ein Contrast, der wahrhaft humoristisch ist. Die Bösen erscheinen schlimmer als der Böse. Wir haben ein ergötzliches Schauspiel „von dreien bösen Weibern" aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Weiber haben sich auf den Weg gemacht, sich gegen die Hölle selbst zu versuchen. Vor der Hölle wohnt Pinkepank, der Weinschenk. Da kehren sie ein, trinken wacker, bezahlen nichts und schlagen dann den Höllenwirth und seine Knechte weidlich durch zum Entgelt. Der Wirth aber schlägt Lärm und die ganze Hölle kommt hinter ihnen drein, voran Lucifer, dann Nimmergut, Rauchfleck, Hornbläser und andere Gesellen. Aber der Höllenwirth selbst ergreift vor ihnen die Flucht, sein Heer folgt ihm und triumphirend sprechen die Weiber die Moral des Stückes aus: „Was der Teufel nicht kann vollbringen, das können wir bösen Weiber bezwingen." (Auch der Widerspruch, der in einer patriarchalischen Ordnung der

Hölle liegt, bringt hier, wie bereits in der obigen Schilderung, eine komische Wirkung hervor). *) Bekannter ist jener Schwank des Hans Sachs von einem Teufel, der abgeschickt wurde, Landsknechte für die Hölle einzufangen. Hinter einem Ofen hockend, hört er ihre Flüche und Erzählungen: „In meinem Sinn so däuchte mich, sie wären viel wilder als ich.“ Schließlich fährt er mit großem Geprassel aus dem Ofen davon, froh, ihnen zu entkommen. Seit der Zeit aber will Satanas keine Landsknechte in die Hölle aufnehmen. In den Himmel nimmt sie Petrus aber auch nicht.

Aber während jene religiösen Stücke und diese Schwänke keine Seele im Rachen der Hölle lassen, stellen es satirische Schauspiele vielfach dar, wie das Reich und die Kirche in den Händen des Bösen sind. So des Antichrist Fastnacht. Der Entkrist tritt, seine Größe preisend, auf.

„Einen Esel reitet Euer Gott,
Dazu war er verspottet.
Ein großes Roß reit' ich;
Schaut an alle mich!
Ich bin groß und nicht klein;
Ich will ein Gott gewaltig sein.“

Dem Kaiser verspricht er Ungarland und Jerusalem, den Bischöfen Bisthümer und den Aebten Gold, Wein und Weiber: sie unterwerfen sich allesammt „Nun fahr ich hin mit reichem Schall, so hab ich die Pfaffen und Gelehrten all.“ Nur ein armer Pilgrim sagt's ihm in's Gesicht: „Du bist des Teufels Knecht.“ Aber als habe der Dichter das damalige Geschick des armen Volkes im Pilgrim zeigen wollen, nachdem er Gold und Macht verschmäht, unterwirft er sich, von Wundertrug befangen. Nun herrscht Entkrist weit in den Landen. — Im Neidhardspiel wird freilich auch dem Volke mitgespielt. Lucifer schickt seine Gesellen unter die Bauern, die es den Rittern gleichthun möchten. „Polbrius, Polbrius, Polbrianus“ — dies magische Wort gibt er ihnen mit, durch das sich einst die armen Teufel aus dem Glas, in das sie der weise König Salomo gebannt hatte, befreit haben. Sie bringen indeß nichts als ein paar Gliedmaßen der Bauern mit. „Klaub sie auf und trag sie in die Hölle,“ sagt Lucifer zufrieden, „nun uns die Füße worden sind, hoff ich, die Seelen werden alle mein.“ Das Reformationszeitalter steckte den Teufel sogar in eine Mönchskutte. Z. B. in dem Stücke Beza's sah man ihn in einer solchen behaglich hämisch erzählen, wie viel Leid er über die Christenheit gebracht. Da ist es freilich wunderlich genug des Teufels Geschäft geworden, allen Ständen schonungslos die Wahrheit über ihre Sünden zu sagen, wie später das der Narren, ihr ihre Thorheit vorzuhalten. Für solche Rolle paßte die Satirgestalt des Teufels vortrefflich. Auch in der Malerei erscheint er damals nicht selten so. Es ist wie ein Schwank des ehrlichen Hans Sachs, wenn Meister Holbein die sieben Todsünden in sieben Bildchen zeigt; hinter jedem Sünder aber hockt ein Teufel, ohne daß er's ahnt.

Während solche Schwänke nur ab und zu in spätern Zeiten wieder aufgetaucht sind, entsprang aus jener religiösen Fassung des Verhältnisses zwischen dem Satan und dem Menschen, wie sie auch in Frau Jutta vorliegt, die herrlichste Sage des Mittelalters, Grundlage vielfacher neuerer Dichtungen. In drei Formen besonders ist sie Stoff der Poesie geworden; die Namen des heiligen Theophilus, des heiligen Cyprianus und des Doctor Faust mögen an diese schlichten Erzählungen erinnern. Allen dreien ist das Bündniß mit dem Teufel und die Lösung desselben durch die Gnade des Himmels gemeinsam, allen dreien der tiefe Grundgedanke von der Unseligkeit des schuldigen Menschen in aller Lust der Welt und von der die Macht des Bösen brechenden Gnade Gottes. Die älteste dieser Formen, die Theophilussage, führt uns auf eine griechische Legende zurück. Theophilus, ein Presbyter aus Cilicien, um Ehre und Amt betrogen, hat sich dem Teufel verschrieben. Das Verlorene wird ihm wieder zu Theil, aber er wird desselben nicht froh. Er verzehrt sich in selbstquälerischen Gedanken, in Fasten und Peinigung. So ist er einst, von Leid und Büßungen matt, im Kirchstuhl eingeschlafen. Da legt die gnadenreiche Maria die Schrift, die sie dem Satan entrissen hat, in seinen Schooß. Er erwacht, er bekennt vor der versammelten Menge seine Schuld und stirbt selig. — Schon aus dem dreizehnten Jahrhundert liegt eine Bearbeitung dieser Sage vor. —

Die zweite Form der Sage führt uns nach Spanien. Der Leser erinnert sich wohl noch der Scene im Don Quichote, in welcher diesem

*) Interessant ist die Aehnlichkeit dieser Erzählung mit der griechischen vom Einbruch des Herkules in den Hades, wo ebenfalls ein Wirthshaus im Hades vorkommt. Sie wird z. B. in den Vögeln des Aristophanes erwähnt.

irrenden Ritter die Schauspieler von der Gesellschaft des bösen Engels begegnen. In einem offenen Wagen saß da der Tod, zu seinen Füßen Cupido mit Bogen und Köcher; eine Krone von Flittergold ließ in dem hinter ihm Stehenden den Kaiser erkennen; den Wagen lenkte aber ein häßlicher Teufel. Alle waren noch in ihrer Rolle, um das Auto vom Hofe des Todes aufzuführen. Man sieht, welche Stelle in diesen Autos sacramentales die Unterwelt einnahm. Ein Jugendwerk Calderon's, das Fegefeuer des heiligen Patricius, zeigt noch deutlicher, wie seltsam nahe dieser Weltanschauung wunderseliger Träume und allegorischer Bilder die Unterwelt mit ihren Schrecken war. Sie beruht auf der Sage, daß der heilige Patrik in Irland den Eingang zum Fegefeuer gefunden habe. Es handelt sich um die Bekehrung des Bösewichts Ludovico Ennio. In der Nacht, während er auf böse Thaten sinnend daherreitet, begegnet ihm ein vermummter Ritter und fordert ihn zum Zweikampf. Während sie kämpfen, erkennt Ludovico, daß seine Streiche nur die leere Luft treffen. Endlich schlägt der Ritter den Mantel zurück — ein Gerippe, die lebende Allegorie des in Todsünde versunkenen Menschen, erscheint. „Erkenne Dich selbst," ruft es ihm zu, „ich bin Ludovico Ennio." „Durch welche Genugthuung mögen die Verbrechen meines Lebens gesühnt werden?" „Durch das Fegefeuer." Seine Geliebte, einst von ihm ermordet, durch Patrik's Wundermacht auferweckt, zeigt ihm den Weg als eine andere Beatrice. Er schaut die Qualen jener Welt und fortan ist sein Leben Büßungen geweiht, die dieselben nachahmen, soweit es dem Lebendigen möglich ist. Im wunderthätigen Magus hat dann Calderon die bereits erwähnte Sage in einer zweiten Form behandelt. Cyprianus, in dem sagenhaft ein heidnischer Magus und der große Kirchenvater in einander fließen, ist ihr Held. Ihr Gegenstand, wie Cyprian seine Seele dem Satan verschreibt um den Besitz einer schönen Christin und wunderbaren Wissens, wie aber die Macht des Satans sich an einem edeln Christengemüthe bricht: er vermag nichts über Justineus reine Seele und so bleibt sein Versprechen ungelöst. Eine rechtliche Wendung des Grundgedankens, die freilich dem Lande der Inquisition angemessener sein mochte, als die andern Formen der Sage: sie gibt aber zugleich dem spanischen Dichter den einzigen Vortheil, das Bild eines anmuthigen christlichen Gemüths in dies Gemälde der Leidenschaft und des Bösen zu verweben. Wer nun hier eine kunstmäßige Durchbildung der Charaktere erwartete, würde gewaltig irren. Hinter dieser vollendeten Fülle der Sprache, diesem Pomp der Schilderung, dieser üppig rankenden Dialektik der Leidenschaften treffen wir dieselbe volksmäßige Einfachheit der Charaktere, nur geglätteter und von dem Hauch der feinsten Empfindungen ganz eigenthümlich belebt. Die Gestalt des Satans ist auch hier noch nicht zum Charakter durchgebildet. Zuerst erscheint er vor uns, wie auch einmal Goethe's Mephisto, als Cavalier in reicher Kleidung, den einsam in seine Studien vertieften Cyprian von seinem Suchen nach dem einigen Gotte abzulenken. Aber der Christenglaube siegt auch über die Sophistik des Teufels.

„Drang sein Geist so hoch hinan,
Schafft' ich, daß er deß vergesse
Bald in seltner Schönheit Bann."

Ist dies noch teuflisch, so ist der zweite Zug, daß er zugleich an der frommen Christin eine Privatrache zu befriedigen hofft, bereits kleinlich genug. Kleinlicher noch ist das nun folgende Intriguenspiel; nichts von dem Grauen einer übermenschlichen Gestalt begleitet ihn. Erst als Cyprian in der Verwirrung des Gemüths den Bösen anruft, erscheint er als der gewaltige Fürst der Unterwelt; aber gewaltig nur durch äußere Macht, nicht durch die unberechenbare, dämonische Energie der bösen Natur. Im Sturm tönt das Wort des Unsichtbaren „es gilt." Ein furchtbares Ungewitter bricht los: ein Schiff, vom Sturm gepeitscht, von den Wogen gespalten, schwankt auf der Fluth: rings nichts als Hilfsgeschrei und Tosen des Sturmes: da entrinnt, von einem Brett getragen, ein Mensch dem Meere; das Ufer hinankletternd ruft er aus:

„Gib mir, süße Mutter Erde,
Schutz vor diesem Ungeheuer,
Das aus seinem Schooß mich ausspeit."

Es ist Satan. Meisterhaft ist es nun dargestellt, wie er sich allmälig in das Herz des Cyprianus schleicht, wie er diesen allmälig in die Tiefe des Bösen hineinschauen läßt, bis jener endlich mit seinem Blute die verhängnißvollen Worte schreibt, von Schauern durchbebt, von unsäglichen Qualen gepeinigt:

Ich, der weise Cyprianus,
Gebe dem die ew'ge Seele,
Der die Zauberkunst mich lehret,

Daß ich zu mir der Justina
Könne ziehn, die strenge Feindin.

Es gilt, Justinen zu gewinnen. Und nie ist wohl die Gewalt des Bösen anmuthiger, lockender dargestellt worden, als in jener unbeschreiblichen Scene, in der „aus Blumen, Bäumen, Vogelkehlen“ Satans dienende Kräfte Justinen von Liebe flüstern und singen — selige, erschreckende Worte; sie wird hingerissen:

„Weh was ist geschehn?
Zu ihm eilen möcht' ich bald,
Wüßt' ich seinen Aufenthalt.“

Und „wie ein Gebild ihres Verlangens“ steht Satan vor ihr: „Folge mir, Du sollst ihn sehn.“ Sie aber weigert sich. Wohl sei ihre Phantasie, als Qual und Leidenschaft ihr Gemüth beschlichen, hingerissen worden, nicht ihr Wille. Vergebens mahnt Satan in Worten, die wie Musik klingen:

Weil Du's dachtest mit Verlangen,
Ist die Hälfte schon gethan.
Da die Sünde nun begangen,
Nimm den Willen nicht gefangen
Auf der halb durchschritt'nen Bahn.

Aber der Lockung wie der Gewalt widersteht der freie Wille. „Wer wird Dir Schutz verleihn?“ „Mein Schutz ruht auf Gott allein.“ Da verschwindet Satan, auch jetzt noch drohend mit seiner Rache und Schmach. Dem Cyprianus aber vermag er nur ein Phantom zu senden. Wie dieser den Mantel desselben ergreift, erkennt er, daß es ein Gerippe ist, er hört noch die Worte:

Also, Cyprianus, geht
Aller Glanz der Welt zu Grunde.

Er wird ein Christ und stirbt mit Justine den Tod des Märtyrers. Auf der Bühne erblickt man das Hochgericht mit den Häuptern der beiden Opfer. Ueber dem Schaffot erscheint Satan auf einem feurigen Drachen; durch den Willen Gottes gezwungen bekennt er vor dem staunenden Volke Justinens Unschuld und wie Cyprianus Gnade gefunden.

Das Böse tritt in diesem Schauspiel allerdings unter der Maske des Menschen auf; aber in die innern Motive, in das geheime Triebwerk seines Lebens dringt der spanische Dichter nicht. In der einzigen Stelle, die hierzu einen Ansatz macht, folgt er doch nur den breiten Spuren der Tradition. Des Höchsten Gunst, so berichtet Satan, habe solchen Hochmuth in ihm hervorgerufen, „daß er frech die Herrschaft heischend seinen Fuß erheben wollte zu des Mächt'gen gold'nem Thronsitz.“ Thöricht sei er gewichen, aber er sei nicht so thöricht, sein Thun zu bereuen.

„Denn ich will in starrem Sinn
Fest beharren, lieber trotzig
Mich in ew'ges Elend stürzen,
Als mich beugen knecht'schem Frohndienst.“

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Thomas Babington Macaulay's ausgewählte Schriften, neue Folge. Vier Bände. Braunschweig. George Westermann.

Die Schriften, die uns hier in einer sehr gelungenen deutschen Uebersetzung geboten werden, sind als literarischer Nachlaß des großen englischen Geschichtschreibers zu betrachten. Sie waren in Zeitschriften zerstreut, zum Theil vergessen, und der deutsche Schriftsteller, der sie gesammelt und in deutscher Sprache veröffentlicht hat, ehe Jemand in England selbst daran dachte, diese Pflicht gegen einen hochberühmten Landsmann zu erfüllen, verdient unsern wärmsten Dank. Daß Macaulay selbst eine solche Sammlung nicht veranstaltet hat, darf uns kein Vorurtheil gegen dieselbe einflößen. Der Verstorbene mußte von außen her gezwungen werden, wenn er eine Zusammenstellung seiner Schriften vornehmen sollte. Seine Studien (Essays) gab er heraus, weil ein unberufener Nordamerikaner einen Nachdruck veranstaltet hatte; seine Reden, weil ein Londoner Buchhändler durch eine auf die einfältigste Art verstümmelte Ausgabe derselben seinen Unwillen erregt hatte. Seinen Widerwillen, auf früher Geschriebenes sammelnd zurückzukommen, hat Macaulay bei beiden Gelegenheiten unverholen ausgesprochen, so daß es uns nicht Wunder nehmen darf, wenn er nur eben so viel sammelte, als er, durch Nachdrucker dazu gezwungen, mußte.

Die jetzige neue Folge der ausgewählten Schriften wird Monumente aus der ganzen Zeit von Macaulay's schriftstellerischer Thätigkeit, also von 1823 — 1859, enthalten. Jene kostbaren Monographien über bedeutende Menschen, Zeiten oder Fragen, die ihr Verfasser bescheidener Weise als Studien bezeichnet hat, in denen er sich aber fast noch größer zeigt, als in seinem Geschichtswerke, werden den breitesten Raum darin einnehmen. Zu ihnen kommen nun noch lyrische Gedichte, einzelne Reden, die in der Steger'schen Uebersetzung fehlen, Parodien, Satiren und dramatische Bruchstücke, so daß wir Macaulay von ganz neuen Seiten kennen lernen. Das größte In-

teresse werden die beiden Aufsätze über die athenischen Redner und über die Geschichtschreibung erregen. Sie enthüllen die Grundsätze, von denen Macaulay sich leiten ließ und denen er es neben seinem außerordentlichen Talent verdankte, daß er als Redner und Geschichtschreiber so groß wurde.

Der jetzt vorliegende erste Band der Uebersetzung ist geschickt zusammengestellt worden, indem er einen Ueberblick über ziemlich alle die Felder gewährt, die Macaulay mit glücklicher Hand bestellt hat. Er beginnt mit den „Bruchstücken einer römischen Erzählung," welche Cäsar's Verbindung mit Caligula's Verschwörung geistreich vorführen. Dann folgen den Parodien und Satiren mehrere Abhandlungen im großen Stil und kostbare Charakteristiken Dante's und Petrarca's. Bei einem Manne von Macaulay's Weltruf braucht es bei neu erscheinenden Werken nicht viel mehr als einer Anzeige, und wir beschränken uns daher auf die Bemerkung, daß diese Schriften den schon bekannten nicht im Mindesten nachstehen.

Neue Erzählungen.

Mit vollem Beifall begrüßen wir die „Erzählungen bei Licht" von M. Solitaire, denn in diesen vier Novellen ist einer unserer bedeutendsten Dichter wieder zu dem Maße zurückgekehrt, welches der schöpferischen Kraft erst zur wahren Vollendung verhilft, und dessen sich in seinem „braunen Buche" derselbe Verfasser leider zu sehr entschlagen hatte. In allen Gestalten Solitaire's waltet ein mächtiger Drang zur poetischen Individualisirung; sie Alle wurzeln in der Realität, aber sie wachsen in ihren Leidenschaften über das Gewöhnliche hinaus, bald gigantisch groß, bald koboldartig originell in der Erscheinung. Wer solche Gestalten und Gegensätze, wie die beiden Liebespaare Vermicello mit seiner Maccarona und Riccardo mit Raffinetta schaffen kann und dieselben so zu verbinden versteht, wie dies in „Signor Vermicello" geschehen ist; wer mit solchem Humor den Untergang des einseitigen Idealismus zu verklären weiß, wie wir es im „Küraß der Jungfrau von Orleans" sehen, und wer selbst die modernsten Schäden der Welt zu poesievoller Gestaltung bringt, wie es im „Fest im Walde" geschieht, der ist ein Dichter im vollsten Sinne des Wortes, und wir können nur wünschen, daß er seine Begabung nicht mißbrauchen und immer innerhalb jener Grenzen bleiben möge, die erst dem Eigenthümlichen den allgemein hinreißenden Zauber des Schönen zu verleihen bestimmt sind. In Galileo Galilei, Roman in drei Bänden, von Math. Raven. Leipzig, bei F. A. Brockhaus, scheint der Verfasserin der Stoff etwas zu gewaltig gewesen zu sein, denn es läßt sich nicht verkennen, daß derselbe nur unvollständig verarbeitet ist. Uebrigens darf das Werk als eine würdige Arbeit bezeichnet werden, welche in vielen Theilen mit ernstem Fleiß angelegt und mit gebildetem Sinne durchgeführt ist. — Die vier neuen Novellen von Paul Heyse, Berlin, bei W. Hertz, reihen sich den frühern Dichtungen Heyse's würdig an und bringen des Verfassers tiefsittliche Weltanschauung in geschmackvollen, mit ruhiger Sorgfalt und feinem Tact ausgeführten Genrebildern zur poetischen Geltung. — Bei den Neuen Erzählungen aus dem Ghetto von Leopold Kompert, Prag bei Kober und Markgraf, erregt nur das Einzige einige Verwunderung, daß diese anziehenden und gehaltvollen Erzählungen sämmtlich im Ghetto spielen. Wollte der Verfasser beweisen, daß Juden auch tüchtige Menschen sein können, oder sind alle tüchtigen Menschen bei ihm Juden? — Auch die Romanbibliothek von Kober und Markgraf hat neuerdings mehrere werthvolle Werke gebracht, so u. A. den mehrbändigen Roman „Im Strom der Zeit," von Bernd von Guseck, der ganz in des beliebten Verfassers behaglicher Erzählerweise gehalten ist. — Schließlich erwähnen wir noch eine schöne, durch E. Trewendt in Breslau veranstaltete und mit Illustrationen von Löffler geschmückte Ausgabe des liebenswürdigen Buches „Die Vagabunden," von Karl von Holtei.

Pierer's neues Universallexicon, welches bis zur Hälfte etwa erschienen ist, zeigt bei jeder neuen Lieferung, daß es der Herausgeber nicht an Sorgfalt fehlen läßt, um dem Werke eine nach allen Seiten hin genügende Vollständigkeit zu geben.

Die im Verlage von Eduard Hallberger in Stuttgart erscheinende große illustrirte Zeitschrift „Ueber Land und Meer" kann man bereits als eins der beliebtesten Unterhaltungsblätter bezeichnen, das in keinem guten Lesezirkel fehlen darf. Der Charakter dieser Zeitschrift wird schon durch den Herausgeber F. W. Hackländer hinlänglich verbürgt: interessante Stoffe und gefällige Darstellungsweise zeichnen die meisten Beiträge aus. Einige größere Originalromane, u. A. von Hackländer und Otto Müller, sind bis jetzt darin erschienen; Reiseberichte, kurze Nachrichten aus dem In- und Auslande schlossen sich diesen an, und jede Nummer war mit gut ausgeführten Illustrationen, denen häufig auch eine humoristische Zugabe angefügt ist, reichlich ausgestattet.



Die Eisenindustrie
in ihrem Entwicklungsgange.

Von

F. Knapp.

Die Wunder der modernen Eisenindustrie, die Glaspaläste, die Gitter- und Röhrenbrücken über Ströme und Meerengen, die Schienenstraßen und Dampfwagen,— so wie die großartigen Etablissements, die Alles dies geschaffen — sind als Gegenstände des allgemeinen Interesses besprochen, beschrieben, bereist und abgebildet, von Jedem gekannt. Es tritt allgemach auch außerhalb der Hütten und Werkstätten die Frage vor den Geist, von wannen diese Tochter des Vulcan stammt, wohin ihr Riesengang strebt; diese Frage scheint einer eingehendern Betrachtung vor dem Leserkreise der illustrirten deutschen Monatshefte nicht unwerth.

Die Eisenindustrie, schon von der Natur aus mit principiellen Schwierigkeiten umgeben, wie kein anderer Zweig der Metallurgie, hat darum einen Entwicklungsgang von langer Hand genommen. Die Kunst der Verarbeitung des Eisens, also auch seiner Erzeugung, tritt als etwas bereits Bestehendes in die Geschichte ein, entfaltet sich sehr allmälig durch lange Jahrhunderte hindurch zu einer eigentlichen Eisenindustrie und ist heute noch keineswegs zu einem Abschluß weder ihrer rationellen noch empirischen Ausbildung gelangt.

Um einen festen Ausgangspunkt zu gewinnen, von dem aus die Entwicklung der Eisenindustrie sowohl vor- als rückwärts sich übersehen läßt, muß man sich den Stand derselben, wie er dem Beginn der Periode des modernen Aufschwungs zu Grunde lag, in den Hauptzügen vergegenwärtigen.

Es gibt drei verschiedene Arten des metallurgisch gewonnenen Eisens: ein vorzugsweise schmelz- und gießbares, das Roh- (Guß-) eisen, und ein vorzugsweise schmied- und schweißbares, das Stabeisen (Schmiedeeisen), und eins, was zwischen beiden die Mitte hält, noch ziemlich leicht schmelzbar, wenn auch nicht eigentlich gießbar, auf der andern Seite schweißbar, wenn auch nicht mehr ganz leicht schweißbar ist und damit das Eigenthümliche verbindet, beim raschen Erkalten aus der Glühhitze eine bedeutende Härte anzunehmen, — der Stahl.

Das Gußeisen schmilzt bei etwa 1600 Grad Celsius und ist gänzlich unschweißbar. Man kennt weißes Roheisen, darunter Sorten von ausgezeichnet krystallinischer Beschaffenheit, dann stets hart und unbearbeitbar, und nicht krystallinische Sorten; man kennt ferner graue Roheisen-Sorten, welche noch weicher als die vorigen, mit Feile und Drehstahl bearbeitbar und in der Kälte unter dem Hammer schwach dehnbar, in der Glühhitze aber brüchig sind.

Das Stabeisen schmilzt bei einer Temperatur von wenigstens 2000 Grad Celsius, ist hüttenmännisch also so gut als unschmelzbar, weiß bis hellgrau, erweicht aber in der Weißglühhitze teigartig knetbar, so daß zwei

Stücke sich in diesem Zustande wie Wachs leicht vereinigen lassen (Schweißbarkeit). Es ist weiß bis lichtgrau, leichtbearbeitbar, an und für sich körnigen Gefüges, welches durch Schmieden in ein ausgezeichnet sehnig-faseriges übergeht.

Der Stahl besitzt stets ein körniges, niemals ein sehniges Gefüge; er ist heller als Stabeisen in der Farbe und schmilzt bei etwa 1800 Grad Celsius, also in Hitzgraden, die man im Hüttenwesen eben noch hervorbringen kann.

Was die hüttenmännische Gewinnung dieser drei metallurgischen Eisenproducte anbelangt, so existirten beim Beginn der gegenwärtigen Periode (wie in beschränkterm Maße noch jetzt) zwei verschiedene Methoden neben einander, die sich wie das Veraltete zum Fortschritt, wie der Eroberer zum Besiegten verhalten. Der unterliegende Eisenproceß kennt kein Roheisen; er ist ein unterbrochen wirkender Proceß in kleinem Maßstabe, der die beiden schmiedbaren Eisenarten unmittelbar aus dem Erz (Rennarbeit, Zerrennen) erzeugt. Bei dem siegenden und herrschenden Proceß ist das Roheisen Hauptsache, und gleichzeitig Substrat der damit eigeführten Eisengießerei und der Erzeugung von Schmiedeisen durch eine reinigende Umschmelzung (Frischen). Je nach der Durchführung dieses Frischprocesses kann das Roheisen in Stahl oder Stabeisen verwandelt werden.

Vergleichen wir mit diesem Stand des Eisenhüttenwesens im Beginn der Periode des modernen Aufschwungs die Metallurgie des Eisens im Alterthum.

Schon in den ältesten geschriebenen Denkmälern finden sich zahlreiche Erwähnungen des Eisens und seiner Anwendung.

Die Schöpfungsgeschichte Mosis führt den Tubalkain als den erster Metallarbeiter, nicht nur in Kupfer, sondern ausdrücklich auch in Eisen ein. — An verschiedenen Stellen des Leviticus, Deuteronomium und Numeri, erwähnt Moses Eisenerz, Oefen für dessen Verhüttung, sowie eiserner Schwerter, Messer, Aexte und Steinmeißel. Wenn sich daraus schließen läßt, daß in Egypten, wo Moses seine Bildung erhalten, eiserne Geräthe und Werkzeuge gekannt waren; so waren sie doch sicher nicht die vorzugsweise, sondern ausnahmsweise gebrauchten, denn noch Agatharchidas gibt an, beim Goldbergbau, den er beschreibt, sei von Eisen nur untergeordneter Gebrauch gemacht worden.

Aehnlich verhält es sich in Griechenland. Bei Homer ist zwar das Erz das übliche Material für Waffen und Geräthe, doch sind Beweise entschiedenster Art von einer bereits bestehenden Verarbeitung des Eisens vorhanden. Bei der Beschreibung des Achillesschildes ist der auf einem der Felder dargestellte Weinberg mit einem Graben in blauem Metall umgeben, welche Farbe sich nur auf die Anlauffarbe des Eisens oder Stahls deuten läßt. Ungleich bestimmter ist die Stelle im dreiundzwanzigsten Gesang der Ilias, wo Achill die Kampfspiele zur Todtenfeier des Patroklos anordnet und unter den Preisen u. A. einen wohlgeformten Diskos von Eisen aussetzt, die er dem Aetion im Streit abgenommen; er preist ihn mit den Worten:

„wenn dem Gewinnenden
— — fern auch reicht das Gebiet fruchttragender Aecker,
Hieran hat er zu fünf unvollendeter Jahre Vollendung
Was er bedarf, denn es braucht niemals aus Mangel an Eisen
Weder ein Hirt noch Pflüger zur Stadt gehn, sondern sie beut (reicht) ihm."

Noch merkwürdiger ist das Gleichniß, dessen sich Homer im IX. Gesang der Odyssee bei der Blendung des Polyphemos mit dem brennenden Pfahl bedient, wo es heißt, es habe geprasselt:

Wie wenn ein Meister in Erz die Holzaxt oder ein Schlichtbeil
Taucht in kühlendes Wasser, das laut mit Gesprudel emporbraust,
Härtend durch Mittel der Kunst; denn das ist die Stärke des Eisens.

Wenn aus der vorigen Stelle hervorgeht, daß das Eisen auch zu Homer's Zeit noch ein seltener und werthvoller Stoff war, so beweist die letztere, daß der Stahl und das Härten desselben durch Ablöschen bekannt waren.

Aus einer spätern, dem Beginn unserer Zeitrechnung nahe liegenden Periode verdanken wir Aristoteles und Plinius, der ihn benutzt hat, Nachrichten, welche weit mehr geeignet sind, ein Bild des Eisenhüttenwesens der vormaligen Zeit zu geben.

Plinius erwähnt der großen Vorbereitung der Eisenerze, er erwähnt insbesondere der Lager in Elba, Steiermark, Spanien (Celtiberien und Cantabrien), woselbst ein Berg ganz und gar aus Eisenstein existire. Die

Erze, fährt er fort, werden wie das Kupfer (in Herden und Oefen) verschmolzen, unter denen ein großer Unterschied sei, und in einigen werde der Kern des Eisens zu hartem Stahl ausgeschmolzen (nucleus ferri excoquitur in fornacibus ad indurandam aciem). Die Güte des Eisens sei vom Erz und Verhüttung, aber auch vom Boden und Klima*) (in genere terrae et coeli), beim Stahl wesentlich von der Qualität des Wassers abhängig, worin er abgelöscht werde (Summa autem differentia in aqua est, cui subinde candeus immergitur); bei feinern Stahlwerkzeugen, fügt er hinzu, geschehe das Ablöschen in Oel (tenuiora ferramenta mos est oleo restingui). — Das Eisen werde mehr weiß- als rothglühend verarbeitet, ausgerecktes Eisen (stricturae) sei bald bleiartig weich, bald brüchig. — Von den damals bekannten Eisensorten stellt Plinius das sorische und parthische (indische) oben an; das spanische**) und steirische sind geschätzt, das der Chalyber — einer Völkerschaft im Südosten des schwarzen Meeres — die dem Stahl (χάλυψ) den Namen gegeben, — sehr angesehen.

Eingehender und genauer, wenn auch sparsamer, sind die Nachrichten bei Aristoteles. Von den Chalybern sagt er, sie gewinnen das Erz aus dem Sand der Flüsse, den sie entweder für sich oder gewaschen mit einem Zuschlag (Pyrimachus-Lava?) verschmelzen; das Eisen, was sie auf diese Art, obwohl immer nur in kleinen Quantitäten, erhalten, sei das Vorzüglichste und von silberweißer Farbe. — Das indische Eisen, erzählt Aristoteles weiter, sei, wenn es aus dem Erz geschmolzen werde, in ganz dünnflüssigem Zustande, dann werde es wieder fest, wo sich die Schlacke absetzt. Bei öfterer Wiederholung des Processes werde eine besondere Art Eisen (στόμωμα) erhalten, aber man mache von dieser Wiederholung selten Gebrauch, weil das Eisen zu viel Abgang an Gewicht erleide.

Von der Verhüttung der Eisenerze auf Elba gibt Diodor die Notiz, man behandele das zerkleinerte Erz in künstlich erbauten Oefen; sobald es darin vom Feuer erweicht sei, zertheile man es in kleine Massen, die wie Schwämme aussehen, und versende sie auf's Festland, wo sie weiter verhüttet und in Formen gebracht würden.

Nach dem Zeugniß des Galen (121 nach Chr.) zeichnen sich die aus indischem Eisen (Stahl) bereiteten Messer durch ungemeine Härte und Schärfe, aber auch durch Sprödigkeit und Ausbrechen der Schneide aus.*)

Faßt man diese Nachrichten zusammen, so reichen sie hin, wenigstens in Bezug auf das Allgemeine und Wesentliche der Eisenhüttenkunde des Alterthums, einen sichern Schluß zu begründen: die ganze Hüttenpraxis des Alterthums beschränkte sich auf die Gewinnung des geschmeidigen Eisens unmittelbar aus den Erzen, wobei Beschickungen von kleinem Umfang, eine hinter der andern, verarbeitet werden. Diese Arbeit mit unterbrochenem Gang lieferte ein gares, geschmeidiges — je nach der Leitung des Processes, oft auch mehr zufällig — bald ein mehr stabeisenartiges, bald mehr stahlartiges Eisen (das στόμωμα des Aristoteles ist offenbar ein solches) mit allen Zwischenstufen; zuweilen pflegte man die rohen Halbproducte in den Handel zu bringen, wie von Elba aus geschah, und anderwärts zu frischen. Es gab weder in der Erkenntniß noch in der Ausübung der Alten eine feste Grenze zwischen den Begriffen von Eisen und Stahl; man hielt weichen Stahl für eins und dasselbe mit Stabeisen und weichen und harten Stahl nicht für zusammengehörige Dinge. Die Bezeichnungen acies und στόμωμα bedeuten daher genau genommen nicht Stahl im Allgemeinen, sondern nur gehärteten Stahl.

Die Eisengewinnung der Alten unmittelbar aus den Erzen ist derselbe Proceß, der, wie oben bemerkt, noch heute als ein Ueberrest früherer Zeiten, als sogenannte Rennarbeit an Orten fortbesteht, wo die größern Hilfsmittel einer entwickeltern Cultur noch nicht hingedrungen und die Wälder noch nicht ausgenutzt sind, wie im östlichen Rußland, Siebenbürgen, Moldau, Wallachei, in den Pyrenäen, im westlichen Italien, Corsika, Spanien, auch in Schweden und Norwegen. Diese Rennarbeit ist geeignet, was die Qualität der Producte betrifft, mit jeder andern Methode in die Schranken zu treten, aber sie leidet an Kleinheit der Dimensionen, an

*) Er glaubte sogar, daß die Erze in Cappadocien nur Eisen geben, wenn sie mit einem gewissen Flußwasser besprengt würden.

**) Nach Posidonius reinigten die Celtiberier das Eisen zu ihren vorzüglichen Klingen durch Vergraben und Rosten lassen in der Erde.

*) Auch das magnetische Eisen kannten die Alten unter dem Namen adamas und ferrum vivum.

Zeit-, Brennstoff- und bedeutendem Eisenverlust und ist dadurch unfähig zu einem schwunghaften Betrieb und zur Production von wohlfeilem Eisen. Die Rennarbeit ist im Verhältniß zu den jetzigen Eisenprocessen dasselbe, was das „hausmachende" Leinen zu den Fabricaten der Maschinen-Spinnerei und Weberei.

Die negative Seite der antiken Eisengewinnung ist nicht weniger kennzeichnend. Sie besteht darin, daß im Alterthum ein Betrieb auf Roheisen als Kern- und Schwerpunkt der Verhüttung weder im Sinne eines Gußmaterials noch im Sinne eines Substrats der Stabeisenerzeugung bekannt war. Das Roheisen war weder Zweck eines Betriebs noch käufliches Material, es figurirte höchstens als eine Zwischen- und Durchgangsform ohne Gebrauchswerth zwischen Erz und weichem Eisen. —

Die weitere Fortbildung und Entwicklung jener Anfänge des Eisenhüttenwesens, wie sie das classische Alterthum hinterließ, scheint zu den Missionen des germanischen Volksstammes zu gehören. Wenn Homer nur eherne Waffen kennt und eiserne Geräthe mehr ausnahmsweise erwähnt, so setzt die Sagenwelt des Nordens eine weit durchgebildetere Eisenverarbeitung und eine Waffenschmiedekunst voraus, die das gebildete Alterthum, was Eisen anbelangt, sicher erreichte, wahrscheinlich aber übertraf.

Doch gewinnt man aus den Ueberlieferungen nicht sowohl das Bild einer durch's Volk verbreiteten gewerbsmäßigen Verarbeitung von Eisen, es erscheint vielmehr jene Kunst entschieden als Sache der persönlichen Virtuosität. Daher tritt uns die Schmiedekunst in der Sage als Gegenstand einer hohen Verehrung entgegen und es ist ein eigenthümlicher Zug derselben, daß sie Helden nicht bloß unter den Kriegern, sondern auch unter den Schmieden, ja gleichsam unter den Schwertern verherrlicht und wie das Schwert Mimung und Balmung, mit Namen und Ursprung überliefert. Das erstere, Mimung, ist nach der Willina und Niflungensaga aus der Hand des Schmieds Wieland hervorgegangen, der seine Kunst bei den Zwergen im Berg Glockensachsen erlernte. Er hatte damals am Hof König Nidung's in Jütland eine Wette mit dem Hofschmied Amilias zu bestehen. Zu dem Ende machte er ein Schwert in sieben Tagen, ging dann — so fährt die Sage fort — abermals zur Schmiede, zerfeilte dieses Schwert zu eitel Staub, schüttete die Feilspäne in Milch, mengte Mehl darein und knetete Alles zusammen. Darauf nahm er Mastvögel, ließ sie drei Tage hungern, dann gab er ihnen den Teig zu fressen; darnach nahm er den Vogelkoth, brachte ihn in die Esse, schmolz und schied nun aus dem Eisen Alles, was noch von Schlacken darinnen war, und daraus machte er wieder ein Schwert, welches kleiner war als das erste. So verfuhr er ein zweites Mal. — Man sieht, es bestand eine gewisse Methode in diesem Raffinirproceß des Eisens.

Auch bei den germanischen Völkern blieb die Eisengewinnung unmittelbar aus dem Erz in Rennfeuern lange Jahrhunderte hindurch weit über die Völkerwanderung hinaus bis gegen das Ende des Mittelalters die einzig bestehende Form. Die Einführung des Hohofenbetriebs — also des Eisenschmelzprocesses mit ununterbrochener Arbeit, wobei Eisenerz und sonstiges Material am obern Theil des aufrecht stehenden Ofens fortlaufend, nicht beschickungsweise, eingetragen und das eben so ohne Unterlaß sich bildende Roheisen am untern Theil abgelassen wird — scheint mehr das allmälig, mühsam und geräuschlos herangebildete Werk des Jahrhunderts und seines hüttenmännischen Geistes, als des Augenblicks und Individuums zu sein. Obwohl alle Einzelnheiten dieser großen Erfindung in tiefes Dunkel gehüllt sind, gestattet uns doch die frühzeitige Entwicklung der grade damals begründeten metallurgischen Literatur in Deutschland, den Zeitraum genauer festzustellen. Das erste in Deutschland und überhaupt erschienene systematische Werk, das Buch von Georg Agricola „de re metallica" ist 1550 zum Druck gekommen und kennt keinen andern Proceß als die Rennarbeit; dagegen erwähnt die nicht minder berühmte Anleitung zur Probirkunst von Lazarus Erker (Bergmeister in Annaberg), 1574 geschrieben, des Eisenschmelzens, des Eisengießens sowie der Verwandlung des Gußeisens in weiches Eisen durch Frischen („zwiegeschmelztes Eisen"), also des Hohofenprocesses ausdrücklich und zwar im Gegensatz zur Rennarbeit. — Wenn man annimmt, daß die ersten Anfänge des Hohofenprocesses Agricola entgangen sind — wie denn in der That der Abschnitt über die Eisengewinnung im Vergleich zu den übrigen seines Werks auffallend arm an Anschauung und gegen die übrigen dürftig

ist — so kann man füglich das Aufkommen und das Bekanntwerden des Hohofenprocesses in die Zeit vom Ende des fünfzehnten bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts setzen.

Während die gewöhnlichen kleinern Rennfeuer (catalonische) nur je 3 — 4 Centner Eisen auf einmal bearbeiten und wöchentlich nur 20 — 24 Centner Beschickungen bewältigen, also in dieser Zeit 70 — 80 Centner Eisen liefern, so war mit der Einführung der Hohöfen ein Werkzeug gewonnen, welches im allergeringsten Fall so viel täglich producirt, als jene wöchentlich; und wenn größere (biscayische) Rennfeuer aus der Beschickung je 7—8 Centner ausbringen, so geben die Hohöfen unter günstigen Umständen, d. h. bei guter Qualität der Erze mit wenig beigemengter Bergart und guter Qualität der Kohlen zwei- bis fast dreimal so viel Eisen täglich, als die großen Rennfeuer wöchentlich. Bei den Rennfeuern rechnete man als regelmäßigen Verbrauch auf 1 Centner Eisen 3½ Centner Kohlen; in den Hohöfen stellt sich der Verbrauch im Durchschnitt auf das Gleiche bis 1½fache und überschreitet nur selten das doppelte Gewicht. Im Ganzen genommen ist mit den Hohöfen die Production für gleiche Zeit siebenmal und für gleichen Brennstoffverbrauch über zwanzigmal größer als bei der ältern Methode. — Diesem sehr bedeutenden Vortheil steht der andere nicht weniger bedeutende Vortheil zur Seite, daß nunmehr das Eisen auch als schmelz- und gießbares Metall in die Hüttenkunde eintrat; der Hohofen ward die Mutter der Eisengießerei. Es war endlich eine natürliche Folge des neuen Processes, daß die Gewinnung von Stabeisen und Stahl aus dem bequemern Roheisen statt aus Erz ihren Ausgangspunkt nahm, beide gewann man von nun an durch Frischen von Roheisen.

Es versteht sich von selbst, daß in der Zeit, in welcher der Hohofenbetrieb aufkam, also im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, kein anderer Brennstoff außer dem Holz in Betracht kam. Hatte man schon in dem frühern Eisenhüttenwesen sich gezwungen gesehen, das Holz vor der Anwendung in Holzkohle zu verwandeln, so wurde diese Forderung bei dem Hohofenproceß noch gebieterischer, der noch weit weniger ein stark schwindendes und seiner äußern Form wegen (Kloben, Scheiten u. s. w.) der Regelmäßigkeit des Ofengangs ungünstiges Material verträgt. Die Umwandlung des Holzes in Kohle ist aber nicht bloß eine Aenderung der Form, sondern eine mit namhaftem Verlust am Brennwerth des Holzes ausgeführte Scheidung der flüchtigen Theile des Holzes von der nicht flüchtigen Kohle. Das vollständig trockene Holz enthält 50 Procent Kohlenstoff, welche zugleich die Summe desjenigen chemischen Bestandes geben, mit dem das Holz heizend wirkt; davon erhält man nur etwa 20 Procent als Holzkohle und verliert also 30 Procent lediglich um diese zu erzeugen. Um diesem großen ökonomischen Ausfall zu entgehen, hätte man entweder lernen müssen, das Holz als solches zu gebrauchen, oder man hätte einen mit weniger Verlust zu verkohlenden Brennstoff finden müssen. Beides waren Aufgaben schwierigster Natur und nichts weniger als mit einem Schlage zu lösen. In der That gaben zwar die nächsten zwei Jahrhunderte dem Hohofenproceß eine stets wachsende Ausdehnung, mehr und mehr Oberhand über seine Concurrenten, aber sie fügten intensiv nichts wesentlich Neues hinzu, bis endlich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die am Ende des siebenzehnten aufgekommene Anwendung der Steinkohle als Brennstoff sich des Hohofenprocesses bemächtigte und diesem damit einen mächtigen Verbündeten gewann, dessen Einfluß sich mehrfach und folgenreich geltend machte. Die Einführung der Steinkohle in den Eisenbetrieb versetzte die Verhüttung der Erze aus den Wäldern in die Steinkohlenreviere, wo die Natur den billigsten Brennstoff in unerschöpflichen Massen mit nicht minder reichen Vorräthen trefflicher wohlfeiler Erze gehäuft; daher wesentliche Ersparniß nicht nur an Auslage für Brennstoff, sondern auch Materialtransport.

Auch die Steinkohle mußte man so gut wie Holz in Kohle oder Coaks verwandeln, aber die Steinkohle ist wohlfeiler und liefert statt ⅔, wie das Holz, ¾ Kohle (Coaks). Wenn sich auch die Steinkohle in ihrer Umwandlung in Coaks zur Roheisengewinnung sonst vortheilhaft zeigte, so erschien sie doch wegen ihres dem Eisen so nachtheiligen Schwefelgehaltes zum Frischproceß untauglich, bei welchem nach der herkömmlichen Weise Brennstoff und Eisen in unmittelbare Berührung kommen mußte. Mit der Verpflanzung des Eisenprocesses in die Sphäre der Steinkohle ergab sich daher die nothwendige Folge, auch den Frischproceß dem neuen Brennma-

terial anzupassen. Man erfand daher einen Weg, wo beide von einander getrennt liegen und das Frischen des Eisens bloß durch die aus der Steinkohle entwickelte Flamme bewerkstelligt wird (Puddeln)*). — Wenn schon die Eröffnung des billigen Rohmaterials der Eisenindustrie einen bedeutenden Vorschub im Sinne der wohlfeilen Production leistete, so wurde diese erst auf den Höhepunkt gebracht durch die Erfindung der warmen Gebläseluft, welche Nielson und Macintosh 1830 auf den Clyde-Works in Schottland zuerst zur Ausführung brachten. Bis dahin hatten die Gebläse nur Wind von gewöhnlicher Temperatur in den Hohofen geblasen, nach dem neuen Patent wird diese mit der verlorenen Wärme des Hohofens vor dem Einblasen stark erwärmt. Der Erfolg dieser anscheinend so einfachen Maßregel war überraschend groß; man producirte mit einem Brennstoffquantum, welches bei kalter Luft 100 Centner Eisen gab, nunmehr bei Luft von:

100 Grad — 125 Centner; 145 Grad — 140 Centner; 210 Grad — 180 Centner; 322 Grad — 234 Centner Eisen.

Die Ursache dieses außerordentlichen Gewinnes ist ziemlich verwickelter Art, wesentlich aber darin gelegen, daß die Bildung des Roheisens bei einer sehr hohen Temperatur von circa 2600 Grad vor sich geht; bei Anwendung von kalter Gebläseluft ist dieser Höhepunkt der Temperatur nur schwierig und nur unter Hinhalten und Verlangsamen des Processes zu halten. Während dieser längern Dauer des Processes wird aber ununterbrochen Brennstoff und zwar so viel Brennstoff verbraucht, als die Gebläseluft zu verzehren vermag; es findet mit andern Worten eine Verzögerung in der Roheisenbildung, aber keine entsprechende Verzögerung in der Brennstoffconsumtion statt, die sich dadurch relativ vergrößert. Die Anwendung der heißen Gebläseluft ist zunächst eine Beschleunigung des Processes der Roheisenbildung; eben aus dieser großen Beschleunigung erklärt sich andererseits, daß das „heißerblasene“ Roheisen stets weniger rein und für secundäre Producte geeignet ist, als das „kalterblasene;“ denn die Unreinigkeiten (Schwefel-, Phosphor- rc. Verbindungen) bedürfen Zeit zu ihrer Abscheidung in die Schlacke.

*) Aus dem Englischen, von to puddle, unter einander arbeiten, unter einander rühren.

Nachdem man gelernt hatte, große Massen von Roheisen und billig mit verhältnißmäßig weniger Arbeit hervorzubringen, so konnte diese massenhafte und wohlfeile Production nicht verfehlen, einen großen Einfluß auf die Vermehrung zunächst der Consumtion und rückwirkend wieder auf die der Production auszuüben. Die Statistik gibt davon genügendes Zeugniß:

Großbritannien, die Wiege der zuletzt genannten Verbesserungen, erzeugte an Roheisen

In den Jahren 1740 — 17,000 Tonnen;*) 1788 — 68,000 Tonnen; 1827 — 69,000 Tonnen; 1839 — 1,000,000 Tonnen; 1855 — 3,580,000 Tonnen; wozu (1855) 12,35 Millionen Tonnen Erz, 2,45 Millionen Tonnen Zuschlag und 20,15 Millionen Tonnen Kohlen verbraucht wurden.

Die einzige Hütte Dowlais Works in Wales producirte 1855: 10,857 Tonnen Eisen mit einer Maschinenkraft von 5098 Pferden; darnach nimmt die gesammte Production von Großbritannien 142,000 Pferde und mit Einrechnung der Bergbau- und Transportmaschinen eine Kraft von 242,000 Pferden in Anspruch.

Im Zollverband beträgt die Roheisenproduction über 6 Millionen, in Oesterreich 4,5 Millionen, zusammen 10¾ Millionen Centner preußisch, d. i. 1/7 der englischen.

Die Stabeisenproduction im Zollverband ist 5 Millionen Centner; in Preußen 1854 über 4 Millionen Centner, wo sie 1851 noch 3 Millionen betrug.

Der Aufschwung, den die Naturwissenschaften an der Hand der inductiven Methode nahmen, konnte unmöglich ohne Folgen für die Eisenindustrie bleiben. Man verdankte ihr zunächst eine klare wissenschaftliche Erkenntniß der Natur der Eisenhüttenprocesse und ihrer Producte, besonders nach der chemischen Seite hin, obwohl man gestehen muß, daß diese Erkenntniß von einer erschöpfenden und abgeschlossenen wissenschaftlichen Definition dieser Factoren noch weit entfernt ist. Man hat durch Berthollet und Guyton de Morveaux gelernt, daß die Unterschiede zwischen Roheisen, Stabeisen und Stahl mit dem Gehalt an Kohlenstoff und Silicien Hand in Hand gehen, so zwar, daß sie im Roheisen 4 — 8 Procent, im Stahl 1—2½ Procent und im Stabeisen nur Spuren betragen; man hat

*) 1 Tonne = 20 Centner.

gelernt, daß im weißen Eisen aller Kohlenstoff chemisch gebunden, im grauen ein Theil chemisch gebunden, ein Theil als „Graphit" ausgeschieden enthalten ist, während andere Bedingungen jener Unterschiede der wissenschaftlichen Wahrnehmung sich noch entzogen haben. —

Rob. Bunsen und nach seinem Vorgang E. Playfair, haben durch genaues wissenschaftliches Studium des Hohofenprocesses die Functionen des Hohofens ermittelt und gefunden, daß er in seinem obern Theil als Röstofen, weiter hinab als Reductionsofen zu unterst als Schmelzofen zu betrachten sei; sie haben aus der Analyse der im Hohofenproceß auftretenden Gase das Verhältniß der Leistung zum Aufwand, also den principiellen Verlust an Brennstoff und daraus den Werth der entweichenden Gase (Gichtgase) ermittelt und die Wiederbenutzung der letztern angebahnt; sie haben endlich erwiesen, daß das Cyankalium (blausaures Kali) eine vorher nicht geahnte wichtige Rolle als Reductionsmittel, d. h. bei der Umwandlung des oxydirten Eisens in metallisches, spielt. — Zahlreichen Hüttenleuten und Chemikern verdankt man die Kenntniß der chemischen Zusammensetzung der Schlacken und nützliche Winke daraus für den Hohofenproceß.

Die theoretischen und praktischen Vervollkommnungen des achtzehnten Jahrhunderts sind übrigens keineswegs bei der Roheisenerzeugung stehen geblieben, sie haben sich vielmehr in fruchtbarer Weise auch auf die Stahlerzeugung erstreckt. Der ursprüngliche Weg, Stahl direct aus Erz oder aus Roheisen durch Frischen (sogenannter Schmelzstahl) zu erzeugen, ist seiner Natur nach auf besonders gutgeartete Erze und Roheisen eingeschränkt, er läßt keine Stahlsorte von hoher Härte zu und bietet zudem Schwierigkeiten in der Gleichmäßigkeit des Productes, indem der gebräuchliche Weg des wiederholten Auseinanderschweißens und Ausreckens (Gerbens) den Zweck unvollkommen erfüllt und kostspielig ist.

Der erste Anstoß zur Ergänzung dieser Lücken ging von der Wissenschaft in einem ihrer Vertreter, nämlich von der 1722 von Réaumur herausgegebenen Schrift: „L'art de convertir le fer forgé en acier" aus. Sie begründete eine ganz neue Methode der Stahlerzeugung, das sogenannte „Cementiren," nämlich Stahl statt durch Entkohlung des Roheisens vielmehr durch Kohlung des Stabeisens, d. h. durch Glühen desselben mit Kohle zu erzeugen, die alsbald eine wesentliche Erweiterung darin fand, daß man den gewonnenen Rohstahl statt durch Umschmieden, vielmehr durch Schmelzen und Gießen zu einem homogenen Producte, dem Gußstahl veredelte. — Mit der Methode des Guß- und Cementstahles war ein Mehrfaches gewonnen. Indem man vom Stabeisen ausging, hatte man es in der Hand, indem man das beste und feinste wählte, die schädlichen, der Güte des empfindlichen Stahles so nachtheiligen, aus dem Roheisen stammenden Verunreinigungen (Phosphor, Schwefel u. s. w.) von vorn herein abzuhalten; durch die Kohlung war es leicht, die Eigenschaften des Stahles auf die höchste Potenz zu bringen und dem Schmelzen endlich war die Garantie der vollkommensten Gleichförmigkeit der Qualität gegeben. —

So wie die Schmelzstahlfabrication ein Material für Ackerbau- und gröbere Werkzeuge liefert, so war in der Cement- und Gußstahlfabrication eine Quelle des trefflichsten Materials für alle feinern Werkzeuge gewonnen und die Stahlfabrication nahm um das Vielfache zu, wie es der große Verbrauch dieser Artikel mit sich bringt. Große Häuser in Sheffield produciren jährlich 50- bis 90,000 Centner, das größte Haus Jackson Petin Gaudet und Comp. in Frankreich 110- bis 120,000 Centner.

Nichtsdestoweniger ist auch die Cement- und Gußstahlfabrication mit zwei großen Mängeln behaftet, mit deren Ueberwindung die allerneusten Errungenschaften der Stahlfabrication zusammenhängen, zu denen wir uns jetzt wenden. Der eine dieser Mängel liegt darin, daß man nur kleine Quantitäten Stahl von 30—40 Pfund zu schmelzen vermochte, der andere Mangel ist der Aufwand an Arbeit, Zeit und Brennstoff, also die Kostspieligkeit der Herstellung, also auch der verhältnißmäßig hohe Preis des Productes. Bei den gewöhnlichen Stahlartikeln ist dieser Uebelstand nicht fühlbar, weil die ausgezeichneten, vielseitigen Eigenschaften des Stahles eine höchst geeignete Unterlage zu einem ungewöhnlichen Maß von industrieller Arbeit abgeben; das Material liefert daher bei diesen Artikeln einen oft geradezu verschwindenden, die Arbeit oft einen sehr hohen, oft ungeheuren Preis. Während z. B. der Werth des Gußeisens in feinen Kunstgießereiartikeln auf's 150fache, des Stabeisens in Flintenläufen schon auf's 240fache des Rohmaterials

gesteigert ist, so geht diese Steigerung beim Stahl in Messerklingen auf das 650fache oder um einen extremen Fall zu bezeichnen, beim Stahl in Unruhfedern für Damenuhren*) auf's 6 Millionenfache vom Werth des Eisens. Der Stahl hat in Form dieser letztern Artikel 830mal den Werth von einem gleichen Gewicht Gold und 13080 mal von einem gleichen Gewicht Silber. Aber es gibt zahlreiche und wichtige Anwendungen, zu denen der Stahl vermöge seiner Vorzüge berufen, aber vermöge seines hohen Preises nicht zugelassen ist.

Die Anwendung des Eisens in der Artillerie, im Maschinenbau und den architektonischen Eisenconstructionen fußt wesentlich auf der sogenannten Festigkeit dieses Materials, d. h. auf dem Widerstande, welchen es der Zerreißung (absolute Festigkeit) und Verbiegung entgegensetzt. Das Gußeisen besitzt zwar eine sehr erhebliche Festigkeit gegen Zerreißen, so daß ein Stab von 1 Quadratzoll Querschnitt noch 18,000 Pfund trägt, aber seine Sprödigkeit, die keine Biegung zuläßt, schränkt den Gebrauch des Gußeisens bedeutend ein. Bedeutend größere Vortheile bietet das Stabeisen, theils weil es keine Sprödigkeit besitzt, theils weil seine Stärke gegen Zerreißung über das Dreifache beträgt, denn ein Stab von demselben Querschnitt trägt im Mittel 59,000 Pfund; aber auch das Stabeisen steht wieder gegen den Stahl zurück. Zunächst weil seine Stärke gegen Zerreißung selbst die des Stabeisens um das 2—3-, und mithin die des Gußeisens um das 6—9fache übertrifft, so daß eine Construction in Stahl für gleiche Tragkraft 2 bis 3mal leichter sein kann und in demselben Maß ihr eigenes Gewicht weniger von der Tragkraft in Anspruch nehmen wird. Der zweite Punkt, der das Stabeisen zu seinem Nachtheil von dem Stahl unterscheidet, ist die unbeständige Festigkeit des erstern als Folge von einer oft wunderbaren Veränderlichkeit des Gefüges. Frisch ausgeglühtes Stabeisen hat ein körniges Gefüge; beim Ausschmieden dehnen sich die Körner in die Länge zu Fäden, die wie in einem Strang Garn neben einander liegen und so das normale, sehnige Gefüge und den sehnigen Bruch bedingen, mit dem die Festigkeit und Tragkraft des Eisens auf's Innigste zusammenhängt. Unter gewissen, zum Theil noch räthselhaften und nicht gehörig erklärten Umständen, besonders wenn das Eisen durch irgend eine Kraft oder Last in Spannung erhalten und zugleich andauernd in eine zitternde Bewegung versetzt wird, verschwindet das sehnige Gefüge, ohne daß Erhitzung oder Glühen stattzufinden braucht, vollständig, und ein krystallinisches, oft ausgezeichnet blättriges Gefüge tritt an die Stelle. Die Folge dieser Aenderung in der Anordnung der Eisenmolecüle ist der Verlust von ⅓, oft der Hälfte, jederzeit eines sehr bedeutenden Theils der Festigkeit. Bei den Achsen der Eisenbahnwagen, bei gewissen eisernen Theilen der Mühleinrichtungen ist dieser Fall besonders häufig, auch bei der eisernen Rüstung von Töpferösen, sowie bei den Ketten in den Förderungsschächten der Bergwerke hat man diese so merkwürdige als schädliche Erscheinung beobachtet; bei den letztern fand man auffallender Weise, daß die Kettenglieder nur an derjenigen Stelle krystallinisch werden, wo sie einander berühren. — Der Stahl gewährt den großen Vorzug, daß sein Gefüge nie sehnig, sondern stets körnig und daher seine immense Festigkeit nicht von der sehnigen Beschaffenheit abhängt, also auch durch Veränderungen des Gefüges nicht beeinträchtigt werden kann.

In der Artillerie bedarf man ein Material, welches zu gleicher Zeit Zähigkeit genug besitzt, um der Explosion des Schusses zu widerstehen, die es zu zerreißen strebt, und Härte genug, um der Abnutzung durch die mächtige Reibung der Geschützkugel zu widerstehen; ein Material von diesen Eigenschaften soll dabei möglichst leicht für den Transport und möglichst billig für die Anschaffung sein. Das Erz (Bronze), ein mit Zinn legirtes Kupfer, ist zwar lange und allgemein in Gebrauch, aber sehr kostspielig, ohne den bezeichneten Anforderungen der Artillerie auf Festigkeit und Härte ganz zu genügen. Gußeisen, welches man neben dem Erz in der Artillerie verwendete, ist allerdings sechsmal billiger, kann aber bei gehöriger Stärke gegen Zerspringen nicht so leicht gemacht werden, wie es der Felddienst voraussetzt, ist außerdem noch viel zu weich gegen die Abnutzung durch die Geschosse und überhaupt nur bei einer Qualität zuläßig, wie sie nur ausnahmsweise bei günstigsten Verhältnissen von den Hütten hergestellt werden kann.

*) 1 Unce Eisen kostet ⅛ Penny Englisch und gibt 3320 Yards Unruhfedern, von denen 1 Yard 1 Pfund Sterling kostet.

Aus allen diesen Umständen und Thatsachen begreift sich das große Interesse des Artilleristen, des construirenden Baumeisters und Mechanikers, den Stahl in ihr Bereich zu ziehen, der Hüttenleute, ihn in hinreichender Menge und Billigkeit zu erzielen; dieses Interesse ist in der That die Mutter einer Reihe wichtiger Fortschritte der Eisenindustrie in den letzten Jahren geworden.

Vor Allem gehört hierher die Stahlgewinnung durch Puddeln. Die ersten Versuche, diesen wohlfeilen und ergiebigen Frischproceß auf die Stahlerzeugung auszudehnen, sind 1839 von Oberhütteninspector Stengel ausgegangen, dann nach einer längern Pause 1845 von Factor Kolbe in den Hütten der Ruhr wieder aufgenommen, aber von keinem günstigern Erfolg begleitet gewesen, als die in demselben Jahre von Schneider zu Creusot in Frankreich unternommenen. Erst dem Hütteninspector Zintgraff zu Siegen gelang es, das Begonnene 1846 zum gewünschten Ziel zu führen. Das Puddeln, wie der Frischproceß überhaupt, ist seinem chemischen Zusammenhang nach eine Abscheidung der Kohle, des Siliciums und der verunreinigenden Beimengungen des Roheisens durch Umschmelzen unter dem Einfluß des Windes. Es verbrennen zwar alle Bestandtheile des Roheisens, auch das Eisen, in dem Luftstrom des Gebläses, da aber Kohle, Silicium &c. viel leichter verbrennen als das Eisen, so muß ein Punkt eintreten, wo der Gehalt an diesen Stoffen bereits ganz, vom Eisen aber erst ein kleiner Theil verzehrt ist und mithin der große Mehrbetrag des verfrischten Eisens als annähernd reines Eisen, d. i. Stabeisen, zurückbleibt. Es folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß das frischende Eisen bei seinem Uebergang in Stabeisen die Zwischenstufe des Stahls durchlaufen muß, und daß man also, um beim Frischen oder Puddeln Stahl zu erhalten, nur die Arbeit zu unterbrechen braucht, wenn man jenes Stadium erreicht hat. Aber man darf sich nicht einbilden, daß die Regel und die Handgriffe in der Ausübung eben so leicht, als jenes Princip einfach ist, denn die im Feuer befindliche Eisenmasse schreitet nicht in allen Theilen so gleichmäßig in der Entkohlung vor, die Kennzeichen, daß man das Stahlstadium erreicht habe, sind keineswegs so greifbar und augenfällig, und wenn man das Stadium auch erkannt hat, so sind die Mittel, es festzuhalten, ohne in ein Zuviel oder Zuwenig zu verfallen, schwierig und nicht so ohne Weiteres zur Hand. Ueberdies, wenn es auch gelungen ist, die Kohle des Roheisens auf das dem Stahl entsprechende Maß zurückzubringen, so ist man nicht sicher, ob nicht von den schädlichen Gemengtheilen wie Phosphor, Schwefel &c. ein mit der Güte des Stahls unverträglicher Antheil zurückgeblieben ist. Es mußte der Puddelproceß mehr in die Länge gezogen, Hand in Hand damit verschiedene Abänderungen der Ofenconstruction und Manipulation versucht, erprobt und durchgeführt werden, um den Arbeiter in Stand zu setzen, sein Ziel mit Sicherheit zu erkennen und durch rechtzeitigen Eingriff festzuhalten. Man begreift daher, daß das Stahlpuddeln, obwohl nur eine nicht sehr tief gehende Modification des gewöhnlichen Puddelns, wiederholt aufgenommen und einem jahrelangen hüttenmännischen Studium unterworfen werden mußte, bis es ebenbürtig in die Reihe der fabrikmäßig betriebenen Hüttenprocesse eintrat. — Mit der Einführung des Stahlpuddelns war der großen Wendung, die die Stahlfabrication von der kostspieligen Holzkohle emancipirte und in's Bereich der Steinkohle hinüber wies, entschieden Bahn gebrochen, und die neue Stahlfabrication gewann in raschem Schritt an Ausdehnung und Bedeutung, und schon im Jahr 1853 fabricirte

	der District Siegen	der preußische Staat
Schmelzstahl	80,445 . . .	147,000
Gußstahl	55,401 . . .	
Puddelstahl	52,054	57,000
	187,900 Ctr.	204,000 Ctr.

Der Ueberführung der Stahlerzeugung in den Steinkohlenbetrieb mittelst Puddeln stand besonders im Anfang derselbe Uebelstand hemmend im Weg, der schon auf das gepuddelte Stabeisen nachtheiligst einwirkte, nämlich die größere Unreinheit des bei (Steinkohle) Coaks erblasenen Roheisens im Vergleich zu dem bei Holzkohle erblasenen, eine Unreinheit, die grade diejenigen zufälligen Gemengtheile des Roheisens, vorzugsweise aber den Schwefel betrifft, die für die Güte jener beiden Producte so nachtheilig sind. Aus diesem Grunde sah man sich bei der Wahl zum Stahlpuddeln sehr eingeschränkt. Zwar hat die Verkohlung der Steinkohle schon u. a. den Zweck, den Schwefelgehalt zu verflüchtigen, aber sie erreicht darin bei Weitem nicht das Maß der gebotenen Anforderungen.

Ein glücklicher Griff, der Gedanke, sich des Schwefels durch Wasser statt durch Feuer zu entledigen, steuerte jenem Uebel mit einem Mal in einer eben so naheliegenden als unerwarteten Weise. In richtiger Erwägung und Würdigung der Thatsache, daß der schädliche Schwefelgehalt aus dem Schwefelkies (Schwefeleisen) der Steinkohle herrührt und zum überwiegenden Mehrbetrag nicht in der Substanz derselben vertheilt, sondern derb in ihren Klüften eingesprengt ist; daß ferner das eigenthümliche Gewicht des Schwefelkieses viermal, das der sonstigen in der Kohle eingesprengten Mineraltheile fast dreimal so groß ist als das der Kohle selbst, gelangte man dahin, durch Zerkleinerung der Kohle und darauffolgende entsprechende „nasse Aufbereitung“ dazu, schon vor der Verkohlung 4/5 von den mineralischen Beimengungen und dem Schwefelkies zu beseitigen. Jene nasse Aufbereitung, schon seit unvordenklichen Zeiten im Hüttenwesen eingeführt, beruht darauf, daß ein schwerer Körper schon in der Luft, weit mehr noch im Wasser, sich viel rascher zu Boden senkt, als ein leichter, daß mithin in einem Gemeng von leichten und schweren Stoffen, welches man in einem tiefern Wasserbehälter sich zu Boden setzen läßt, allemal eine Scheidung stattfindet, wobei sich das Schwere am Boden, das leichte als obere Schicht absetzt. Die Aufbereitungsmaschine für die zu verkohlende Steinkohle ist von der Art, daß die zerkleinerte, unter dem Wasser befindliche Steinkohle durch wiederholte Stöße zum Schweben und Wiederabsitzen und damit zur Scheidung gebracht wird.

Das Zerkleinern der Steinkohle ist natürlich kein Nachtheil, weil das Kohlenklein beim Verkohlen wieder zu compacten Stücken zusammenbackt.

Ein zweiter wichtiger Fortschritt der Stahlfabrication betrifft das Schmelzen des Stahls, also die Gußstahlfabrication. —

Es muß bemerkt werden, daß der Stahl in dem Sinn, wie dies bei Gußeisen der Fall, sich nicht gießen läßt, er ist nicht fähig, auf diesem Wege feinere und beliebige, sondern nur rohe Formen von einfachen Contouren anzunehmen, die die Gestalt des herzustellenden Gegenstandes nur einigermaßen vorbereiten. Aber nicht bloß das Gießen, auch das Schmelzen des Stahls hat bedeutende Schwierigkeiten. Sein Schmelzpunkt (bei circa 1800 Grad) ist von einer für technische Ausführungen sehr unbequemen Höhe, seine Veränderlichkeit unter dem doppelten Einfluß der Hitze und der Luft, welche ihm Kohlenstoff entziehen (der Stahl „verbrennt“), sehr bedeutend. Beide Momente, die Strengflüssigkeit und die Veränderlichkeit, zusammengenommen zwangen die Hüttenleute, sich beim Stahlschmelzen auf sehr kleine Dimensionen, auf Tiegel statt Oefen, auf (20 — 40) Pfunde statt Centner zu beschränken.

Bei dieser Sachlage konnte das Erscheinen von mehr als zehn Centner schweren Stahlmassen und ganzen Geschützröhren aus einem Stück, von Krupp in Essen, auf der Industrieausstellung in London, eben so später in München, nicht verfehlen, als unerreichte Leistungen ein ungemeines Aufsehen zu machen. Es gibt zwei Wege, größere Massen von Stahl zu schmelzen und zu gießen; entweder stellt man eine größere Anzahl Tiegel in einem größern (nach Art der Porcellanöfen construirten) Flammofen auf und vereinigt den Inhalt derselben vor dem Ausgießen in einem einzigen großen, vorher glühend gemachten Gefäß unter Umrühren; oder man umgeht die Tiegel ganz und schmilzt größere Stahlmassen direct in dazu eingerichteten Flammöfen, indem man den Stahl vor nachtheiliger Veränderung (Verbrennung) durch eine Decke von Schlacke schützt, die man so zusammensetzt, daß sie sich ihrerseits möglichst indifferent gegen den Stahl verhält. — Genaueres über das Krupp'sche Verfahren ist zur Zeit nicht bekannt, wohl aber liegen glänzende Zeugnisse vor, daß die berühmte Firma nicht bloß Stahlgegenstände von ungewöhnlichen Dimensionen, sondern auch von der vollkommensten Qualität liefert.

So hat man in Paris die für den kaiserlichen Eisenbahnzug bei Petit und Gaudet extra geschmiedeten Axen aus Eisen von einer das herkömmliche weit überragenden Qualität mit Krupp'schen Stahlachsen verglichen. Unter den Schlägen einer 1540 Pfund schweren Ramme mit dreizehn Fuß Fall erlitt die Eisenaxe eine Einbiegung von je 45 Centim. und brach nach 3 Drehungen und 13 Schlägen, die Stahlaxe eine Einbiegung von je 35 Centim. und brach nach 5 Drehungen und 36 Schlägen; unter der hydraulischen Presse wich die eiserne Axe bei einem Drucke von 9800 Kilogramm, die Stahlaxe bei einen Druck von 13,700 Kilogramm.

Sogenannte Radbandagen zeigten nach Proben auf den bairischen Bahnen selbst nach

6422 Stunden durchlaufenen Weg noch keine Abnutzung.

Gewöhnliche Geschütze von Bronze halten bei Uebungsschießen höchstens 3000, im Felddienst nicht über 800 bis 1000 Schuß aus; gußeiserne Geschütze mehr. Eine zwölfpfündige Granatkanone von Krupp zeigte sich nach 3000 Schüssen noch völlig frei von jeder Abnutzung. Hohlkugeln, die man so vorgerichtet hatte, daß sie noch im Lauf zerplatzten, dann glühende Kugeln mit weitem Spielraum, brachten nur ein einziges Mal bei vielen Würfen eine eben sichtbare Schramme hervor. Bei drei- bis vierfacher Ladung brachen die Lafettenwände, aber weder bei einer eben so starken Ladung, wobei man noch leergebliebenen Raum des Geschützes mit Sand füllte, noch bei der fünffachen Ladung gelang es, das Geschütz zu sprengen. An Dauer und Stärke, die noch dazu mit einer zum Felddienst geeigneten Stärke des Geschützrohrs Hand in Hand gehen, ist dies weit mehr, als der Dienst der Artillerie erheischt.

Wenn man Roheisen und Eisenoxyd (Rotheisenstein) bei entsprechender Hitze zusammenbringt, so wird der Sauerstoff des einen den Kohlenstoff des andern verflüchtigen und das bleibende Eisen jedenfalls ärmer an Kohlenstoff als zuvor, und zwar je nach dem Verhältniß Stabeisen oder Stahl sein. Die Idee, auf diesem Wege Stahl zu erzeugen, ist nichts weniger als neu; schon Reaumur hat sie in seiner oben erwähnten Schrift (1722) ausgesprochen; 1798 gab Clanet ein darauf begründetes Verfahren an, Mushet nahm auf ein ähnliches ein Patent, wie vor vierzig Jahren Obersteiner in Steiermark. Es hatte diese Idee nur in dem sogenannten Adouciren des Roheisens bis dahin einen und zwar einen ziemlich dürftigen Bestand. Anstatt Roheisen in Stahl zu verwandeln und daraus Geräthe zu schmieden, goß man Messer, Scheeren 2c. aus Roheisen und verwandelte die so geformten Gegenstände durch Glühen in Rotheisenstein (Eisenoxyd) nachträglich in Stahl. Neuerdings und zwar im Jahr 1855, hat ein österreichischer Artilleriehauptmann Uchatius von diesem alten Princip erneuerten Gebrauch in einer Methode gemacht, welche in den öffentlichen Blättern viel von sich reden machte und in der Praxis Erfolg gehabt haben soll. Nach dieser Methode schmilzt man Roheisen mit 1/4 Spatheisenstein (kohlensaurem Eisenoxydul) und etwas Zusatz von Braunstein, wenn weicher Stahl erzeugt werden soll, wenn harter ohne Zusatz von Stabeisen bis zu 1/5. Diese Methode bietet den Vortheil, daß das Eisen des Spatheisensteins in das Product mit eingeht und dessen Gewicht vermehrt, sowie daß der Stahl gleich geschmolzen erhalten wird, indem bei dieser Methode die Rohstahl- und Gußstahlgewinnung in einen Proceß verschmolzen sind, — welchen Vortheilen der Uebelstand gegenüber steht, daß es schwerer ist, Tiegel zu finden, welche dem Eisen- und Manganoxyd gehörig widerstehen, und eine jederzeit gleiche Qualität hervorzubringen.

Die ebenfalls 1855 aufgekommene Methode von Tunner ist eine auf das nämliche Princip gegründete Umkehrung der Cementstahlfabrication. Während man bei dieser Eisenstäbe in der Glühhitze kohlt, so entkohlt Tunner in sonst analoger Behandlung Gußeisenstäbe durch Glühen mit Eisenoxyden.

Im Februar 1856 elektrisirte Heinrich Bessemer in England die Eisenhüttenwelt durch einen frappanten Versuch, der an das Ei des Columbus erinnert. Schon seit 400 Jahren hanthiert man in den Hütten mit geschmolzenem Roheisen und mit Gebläseluft, schon seit langer Zeit hat man in den Vorlesungen von Chemie die Verbrennlichkeit des Eisens demonstrirt, ohne daß Jemand auf die Idee kam, geschmolzenes Eisen und Wind ohne alles Zwischenmittel auf einander wirken zu lassen. Erst Bessemer kam auf den Gedanken; er schöpfte aus dem Hohofen geschmolzenes Roheisen in ein vorher glühend gemachtes Gefäß von feuerfestem Thon und leitete durch das glühend flüssige Eisen hindurch einen kalten Windstrom vom Gebläse aus, während das Gefäß nicht weiter erhitzt wurde. Anstatt durch den kalten Wind zu erstarren, blieb das Eisen flüssig und seine Temperatur stieg unter den lebhaftesten Feuererscheinungen. Es entwickelte sich unter beträchtlichem Aufschäumen eine starke, anfangs gelbe, dann blaue Flamme mit heftigem Funkensprühen. Diese Feuererscheinung rührt davon her, daß glühend flüssiges Eisen im Wind des Gebläses verbrennt; die Verbrennung erstreckt sich auf alle Bestandtheile des Eisens ganz wie bei dem Frischproceß, und ganz wie dort werden die verbrennlichern und in geringerer Menge vorhandenen Beimengungen, wie Kohlenstoff, Silicium 2c. weit früher verzehrt als das Eisen, so daß die Masse desselben im Verlauf des Phänomens stets ärmer und ärmer an

Kohlenstoff ꝛc. werdend, allmälig durch das Stadium des Eisens hindurchgehend zu Stabeisen wird. Der Proceß verläuft sehr rasch und die in seiner kurzen Dauer entwickelte Hitze ist so intensiv, daß das entstandene, sonst dem strengsten Feuer (z. B. der Porcellanöfen) widerstehende Stabeisen in geschmolzenem Zustande zurückbleibt und in Stäbe zum weitern Ausschneiden ausgegossen werden kann.

Bessemer zeigte, daß selbst Quantitäten von einigen Centnern auf diese Art ohne allen Brennstoff in wenigen Minuten entkohlt und in eine oder die andere Art geschmeidiges Eisen verwandelt werden können. — Zunächst war indessen mit dieser merkwürdigen Beobachtung nur ein nacktes, obwohl prägnantes und vielversprechendes Princip gegeben, welches auf seine praktische Ausführbarkeit geprüft und den Bedingungen der hüttenmännischen Ausbeutung angepaßt werden mußte, auf die man sich von allen Seiten mit Nachdruck warf. Die angestellten Versuche zeigten, daß bei dem Verfahren von Bessemer der Schwefel und Phosphor des Roheisens ungleich langsamer verzehrt wird, als Kohlenstoff und Silicium, so zwar, daß das Roheisen in Bezug auf den Gehalt an diesen beiden Stoffen erschöpft und in Stabeisen übergegangen sein kann, ohne daß der Schwefel oder Phosphor gänzlich beseitigt ist. Ein Gehalt von $1/_{300}$ Phosphor ist aber schon hinreichend, dem Eisen die Geschmeidigkeit in der Kälte, und ein noch kleinerer Gehalt an Schwefel, sie ihm in der Glühhitze zu benehmen. Die praktische in diesem Umstand begründete Thatsache, daß gewöhnliches, vorzugsweise mit Coaks erblasenes Roheisen nach der Bessemer'schen Methode in der Regel ein kalt- oder rothbrüchiges Eisen liefert, bewirkte, daß man sich mit der Ausbeutung mehr auf diejenigen Gegenden zurückzog, die ohnehin ein reines Roheisen liefern. So hat denn das neue Princip zuerst in Schweden festen Fuß gefaßt, wo es der Stahlfabricatien zu Edsken zu Grunde liegt. Nach den Berichten von Gull, dem Director einer dortigen Actiengesellschaft, vom Jahre 1859, hat sich die Aussicht, mehrere Centner Roheisen in wenigen Minuten ohne allen Brennstoff in den einfachsten Oefen mit bloßer Gebläseluft in Stahl zu verwandeln, die noch obendrein in ein und derselben Operation in geschmolzenem Zustand (als Gußstahl) erhalten wird, — verwirklicht. Man ist dahin gelangt, eine Beschickung von fünfzehn Centner Roheisen in sieben bis zehn Minuten vollständig in Gußstahl zu verwandeln und erhält dabei 63 Procent Stahl, 22 Procent benutzbare Abfälle neben 15 Procent Abgang. — Zur Stabeisenerzeugung scheint das Bessemer'sche Verfahren noch nicht in größerm Maßstab angewendet zu werden.

Schon seit langer Zeit hat man geglaubt, den Stahl durch Legirung mit andern Metallen verbessern zu können, man versuchte Silberstahl, Rhodiumstahl ꝛc., doch mit einem zweifelhaften Erfolg, bis im Jahre 1855 und 1856 auch in diesem Sinn der Industrie von Bergwerkbesitzer Jakob in Wien ein neuer Boden erobert wurde. — In den böhmischen Zinngruben Zinnwalde und Schlaggenwalde findet sich neben dem Zinnstein ein bis dahin werthloses Erz, der Wolfram; es enthält im vererzten Zustand neben Eisen und Mangan ein eignes, 1787 von dem schwedischen Chemiker Scheele entdecktes, strengflüssiges Metall, dem man ebenfalls den Namen Wolfram gegeben hat. Man gewinnt dieses Metall, indem man das Erz röstet, um den Schwefel und Arsenik der das Erz begleitenden Kiese auszutreiben, zieht das Eisen und Mangan mit Salzsäure aus und verwandelt die zurückbleibende Wolframsäure durch Glühen mit Kohle in Metall, welches seiner Strengflüssigkeit wegen stets als eine poröse schwammige Masse erhalten wird. Veranlaßt durch Jakob in Wien, untersuchte Dr. Franz Köller in der k. k. Stahlhütte zu Reichraming die Legirungen dieses Metalls mit Stahl und der Erfolg ging über die Erwartungen. Ein Zusatz von fünf Procent Wolfram erhöht die Härte und Festigkeit des Stahls über die des besten englischen Gußstahls hinaus, ohne der Schweißbarkeit zu schaden. Die Vermehrung der beiden genannten Eigenschaften macht solchen Stahl besonders geschickt zu Instrumenten; Drehstähle, wie sie zum Abdrehen von Eisen ꝛc. in mechanischen Werkstätten gebraucht werden, besitzen, wenn mit Wolfram legirt, die vierfache Schneidhaltigkeit.



Neuestes aus der Ferne.

Die Silberentdeckungen im Nevada-Gebiet.

Seit einiger Zeit ist Californien wieder von einer fieberhaften Aufregung ergriffen, die aber dieses Mal nicht durch die Entdeckung von Gold, sondern von Silber hervorgerufen wird. Schon im Herbst des vorigen Jahres erhielt man in San Francisco die ersten Nachrichten von dem erfreulichen Ereigniß, doch erst im Frühling dieses Jahres gewann man einen vollen Ueberblick über die neuen Silberfelder. Nun begann eine Auswanderung, die, obgleich auf Californien beschränkt, an jene des Jahres 1848 erinnert. In den beiden Monaten Februar und März sind fünfzehntausend Menschen nach der Silbergegend gezogen und es haben sich mehr als dreißig Gesellschaften gebildet, die mit Maschinen arbeiten und Bergleute zu einem fabelhaft hohen Lohn anwerben. Das Erz, das nach San Francisco gekommen ist, verspricht der Unternehmungslust die lohnendste Ausbeute. Von einer Tonne oder von zweitausend Pfund Erz gewinnt man dreißigtausend Dollars reinen Silbers.

Die silberreiche Gegend ist der östliche Abhang jenes Alpenzugs, der unter dem Namen des Schneegebirges (Sierra Nevada) Californien der Länge nach durchzieht. Seine westliche Abdachung birgt einen fabelhaften Goldreichthum in ihrem Schoße, und nun zeigt es sich, daß die andere Seite ungemeine Silberschätze enthält. Bis jetzt hat man diese hauptsächlich am Carsonflusse gefunden, der, im Westen von einem Ausläufer des Schneegebirges, der jetzt sogenannten Silberkette, begrenzt, in den Carsonsee mündet. An der ersten Strecke seines Laufs, die zwanzig Stunden weit gegen Norden läuft, wäscht man seit längerer Zeit Gold; das Silber beginnt da, wo der Carson gegen Osten umbiegt. In diesem letztern Gebiet findet man auch Gold, welches indessen so stark mit Silber vermischt ist, daß man die Unze nur mit neun Dollars bezahlt. Die silberhaltige Strecke, so weit sie sich zur Zeit hat ermitteln lassen, ist fünfzig Stunden lang. Gold und Blei findet man auf einem Gebiet, das, dem Schneegebirge folgend, hundert Stunden von Norden gegen Süden läuft und sich siebzig Stunden gegen Osten erstreckt. Vor einem halben Jahre war hier noch Alles Einöde, jetzt gibt es dreißig Dörfer und mehr; Carson, Virginia, Silberstadt und Genua sind die bedeutendsten.

Die schwere Zugänglichkeit der Silbergegend setzt den sanguinischen Hoffnungen der Nordamerikaner einen Dämpfer auf. Vom Osten oder vom Atlantischen Meer aus wird sich kein regelmäßiger Verkehr einrichten lassen. Allerdings liegt das Carsonthal an der Auswandererstraße durch das Mormonengebiet Utah, aber diese Straße ist schon für Reisende oder kleine Karawanen beschwerlich und gefährlich genug und läßt sich für die Fortbewegung von Erzmassen nicht benutzen. Vom Westen oder vom Stillen Meer aus kann man, San Francisco verlassend, bis Sacramento Dampfschiffe, von da bis Folsom die Eisenbahn, und bis Placerville, eine Bergstadt auf 1755 Fuß Meereshöhe, die Post benutzen. Weiterhin gibt es bloß Saumpfade, die in etwa siebentausend Fuß Höhe über den Johnstonpaß führen. Den Transport auf diesem Wege können die bis jetzt gefundenen sehr reichhaltigen Erze er-

tragen; sollte sich der Silbergehalt, wie es in der Regel der Fall zu sein pflegt, vermindern, so entstände eine ernstliche Verlegenheit, denn das Carsonthal ist holzarm und scheint keine Kohlen zu besitzen, so daß das Schmelzen der Erze an Ort und Stelle sich von selbst verbietet. Die klimatischen Verhältnisse sind ebenfalls nicht günstig, wenn auch die Gesundheit durch sie nicht leidet. Im November fällt Schnee, der bis in den April hinein liegen bleibt, worauf dem kalten Winter ein heißer, regenloser Sommer folgt. Will man in einem solchen Klima ernten, so muß man das Land künstlich bewässern.

Diese Silberentdeckungen stehen nicht allein. Auch in Californien am Stanislausflusse hat man Silber gefunden. Die Bergwerke im Arizonagebiet, die Nordamerika durch Abtretung der Rio-Gila-Gegenden von Mexiko erworben hat, werden bald wieder in Betrieb gesetzt werden, da die weiße Bevölkerung nicht lange mehr zögern wird, den vom Raub lebenden Stamm der Apachen, der jetzt dort den Herrn spielt, zu vertreiben. Damit auch an dem besten Hilfsmittel der Silbergewinnung kein Mangel sei, ist die Entdeckung neuer Quecksilberlager bei Sonora und im Napathale erfolgt. Sie sollen eben so reich sein als die von Neu-Almaden, deren Eröffnung den Preis des Quecksilbers von 130 auf 45 Dollars für den Centner herabdrückte.

Man berechnet den Ertrag des Silbers im Carsonthale auf zwanzig Millionen Dollars jährlich. Um diese Summe wird sich also der jährliche Abfluß des europäischen Silbers nach Ostasien, den besonders Oesterreich und Frankreich stark empfinden, vermindern. Nordamerika bezieht das Silber, dessen es für seinen Verkehr mit China bedarf, von London, und dieses Ausströmen wird nun aufhören. Soll der Osten ganz aufhören, ein Schwamm zu sein, der unser Silber begierig einsaugt, ohne je wieder etwas herauszugeben, dann wird es zuvor nöthig sein, daß Nordamerika seine Anschläge auf die mexikanischen Nordprovinzen Sonora und Chihuahua ausführe. Dort sind unbenutzte Silberschätze genug vorhanden, um selbst den asiatischen Silberhunger zu stillen.

Valdivia.

Seit dem Jahre 1846 zählt man die chilenische Provinz Valdivia zu den Ländern, die als Zielpunkte der deutschen Auswanderung empfohlen werden. Bernhard Philippi, Obristlieutenant im chilenischen Dienste und später Statthalter der Länder an der Magellanstraße, wo er 1852 von Patagoniern erschlagen wurde, lenkte die Blicke zuerst auf die eben so fruchtbare als gesunde Provinz. Seitdem sind 2754 Deutsche in Valdivia eingewandert, und denjenigen von ihnen, welche die in einem fremden Lande durchaus nöthigen Eigenschaften der Anstelligkeit und des thatkräftigen Fleißes besitzen, geht es gut. In der Hauptstadt Valdivia besteht ein deutscher Verein, der einen Central- und Einheitspunkt bildet und sich kräftig bemüht, alle deutschen Interessen zu wahren und deutsches Leben und Wesen aufrecht zu erhalten. Leider ist dieser Verein am 17. December 1859 durch eine Feuersbrunst seines ganzen Eigenthums beraubt worden.

Das für die Cultur wichtigste Gebiet Valdivia's ist die ungeheure Ebene, die zwischen der großen Cordillere des Innern und dem Küstengebirge liegt. Man findet hier fruchtbaren Boden in Fülle und zahlreiche schiffbare Flüsse, zu denen man von keinem Punkte mehr als zwei Stunden braucht, ersetzen den Mangel an Wegen. Mehrere durchbrechen in schiffbarem Zustande das Küstengebirge und stellen Verbindungen mit der Küste her. Die hohe Cordillere ist noch wenig erforscht und man kennt in ihr bloß zwei Pässe, den Boquete de Ranco und einen zweiten, der vom Llanquihesee zum Rio Negro führt. Dr. Philippi, ein Bruder des oben erwähnten Officiers, macht sich in Petermann's Mittheilungen darüber lustig, daß man durch diesen Paß einen Weg führen will, der den von Europa zur amerikanischen Westküste gehenden Waaren den Umweg um das Cap Horn erspart. Wir meinen aber doch, daß die genauen Erhebungen der beiden Deutschen Geise und Frick Aufmerksamkeit verdienen. Durch sie ist bewiesen worden, daß der Bau einer Straße über das Gebirge mit 46,000 Piastern auszuführen ist. Dann hätte man eine Straße und einen schiffbaren Fluß. Die einzige Schwierigkeit scheint uns in den Patagoniern zu liegen, die man entweder zu Paaren treiben oder mit denen man sich durch jährliche Lieferungen von Paraguaythee, Taback, Branntwein und Zeugen abfinden muß. Den letztern Weg einzuschlagen, hatten die Regierungen Chile's und der Argentina bei frühern Verhandlungen beschlossen.

Zur Auswanderung nach Valdivia läßt sich jetzt kaum mehr rathen. Die frühere Annahme, daß Chile im Gegensatz zu allen andern südamerikanischen Republiken ruhige und geordnete Verhältnisse darbiete, hat der Aufstand von 1859 als eine Täuschung erwiesen. Da klerikale Elemente in diesem Bürgerkrieg eine Hauptrolle spielten, so ist auch die Zukunft der vielgerühmten chilenischen Religionsfreiheit, die nicht einmal eine gesetzliche, sondern bloß eine thatsächliche ist, unsicher geworden. Im vorigen Jahre hat sich ferner gezeigt, daß man der angeblichen Neutralität der freien Araucaner kein zu festes Vertrauen schenken darf. Gegen Valdivia begingen sie allerdings keine Feindseligkeiten, dagegen warfen sie sich an ihrer Nordgrenze auf die Niederlassungen der Weißen, und es bedurfte blutiger Gefechte, um sie zurückzuschlagen. Dieses Araucanergebiet von mehreren tausend Geviertmeilen mitten im Herzen der Republik ist eine ewige Drohung. Die frühere spanische Regierung scheiterte mit ihren Feldzügen gegen die tapfern Indianer kläglich und versuchte es darauf mit Bekehrungen, welche ebenfalls mißlangen. Die jetzige republikanische Regierung zahlt den Stämmen, welche der Grenze zunächst wohnen, einen Tribut. Jetzt will eine Actiengesellschaft in Valparaiso das Araucanergebiet auf ihre Kosten und Gefahr erobern. Daß das Unternehmen, falls es gelänge, sich bezahlt machen würde, ist gewiß. Jenes Gebiet hat einen Boden, über dessen Ergiebigkeit nur eine Stimme ist, und würde, von betriebsamen Landwirthen und Viehzüchtern in Besitz genommen, Chile's reichste Provinz werden.

Die Coca.

Zu den Aufregungsmitteln, die ein unleugbares Bedürfniß des Menschen sind und deshalb in allen Welttheilen und in allen Ländern vorkommen, gehören die Blätter eines peruanischen Strauchs, von den Botanikern Erythroxylon Coca genannt. Die Indianer kauen sie. In geringern Mengen genommen, wirkt die Coca angenehm und aufregend, aber überschreitet man die Grenze, so entsteht ein Zustand großer Apathie und Schwäche. Mit der Novara sind Blätter des Strauchs nach Deutschland gekommen und in Göttingen von Niemann, einem Gehilfen Wöhler's, untersucht worden. Als wirksamer Bestandtheil derselben hat sich eine eigenthümliche krystallisirbare, organische Base gezeigt, die bei 98 Grad C. schmilzt, noch stärker erhitzt eine röthliche Farbe annimmt und sich dann zum kleinsten Theil unzersetzt verflüchtigt, zum größten Theil aber unter Entwicklung eines ammoniakalischen Geruchs zersetzt. Erhitzt man die Masse auf Platinblech, so verbrennt sie mit leuchtender Flamme, ohne einen Rückstand zu hinterlassen. Dieses Cocain hat einen besondern bitterlichen Geschmack und äußert die merkwürdige Wirkung, die Zungennerven, die es berührt, nach wenigen Augenblicken zu betäuben, wie gefühllos zu machen. Man hofft, von dem Cocain in der Arzneiwissenschaft eine bedeutende Anwendung machen zu können.

Die japanische Gesandtschaft in Nordamerika.

Der lange angekündigte Entschluß der japanischen Regierung, die fremden Mächte mit Gesandten zu beschicken und dadurch in den Kreis des völkerrechtlichen Verkehrs vollständig einzutreten, ist zur Ausführung gekommen. Wie wir hören, ist ein langer Kampf am Hofe zu Jeddo vorausgegangen. Eine altconservative Partei sagte den Untergang des Reichs voraus, wenn man die erprobten und heiligen Ueberlieferungen auf eine so schreiende Weise verlasse. Lord Elgin, der den Vorschlag einer japanischen Gesandtschaft nach London machte, erhielt deswegen einen rundweg verneinenden Bescheid. Dann veranstaltete der junge Kaiser aber einen großen Fürstenrath, und in diesem drang die liberale Partei mit ihrer Forderung durch, daß eine Gesandtschaft nach Washington geschickt werde. Das brennende Verlangen aller Japaner, dieses Ausland, von dem man sich Wunderdinge erzählt, mit eigenen Augen zu sehen, mag auf die Entscheidung von nicht geringem Einfluß gewesen sein. Jeder hoffte der Glückliche zu sein, der den ersten diplomatischen Auftrag für die „vier großen Festlande" erhalte. Die beiden Fürsten, auf welche die Wahl fiel, waren Simmo von Boosen und Moragaki von Adsen. Zu Begleitern erhielten sie zwei Adelige des nächsten Ranges, sechzehn hohe Civil- und Militärbeamte und dreiundfünfzig Diener. Die amerikanische Fregatte Powhatan nahm sie auf, eine japanische Schraubencorvette Kandinamarra lief voraus, um die Gesandtschaft in San Francisco anzumelden.

Am 17. März entfaltete sich die japanische Reichsflagge, eine rothe Kugel im weißen Felde, zum ersten Male in dem prächtigen Becken, dessen Eingang die Nordamerikaner das goldene Thor nennen. Das Schiff hatte siebenunddreißig Tage gebraucht und während dieser Zeit nur drei Tage lang die Schraube benutzt. Die japanischen Ingenieure begaben sich sogleich zu einer großen Eisengießerei und Maschinenfabrik, wo sie alle Einzelnheiten ausmaßen und zeichneten.

Von San Francisco sind die Gesandten nach Panama gegangen, wo die Eisenbahn sie aufgenommen und an ein Dampfschiff abgegeben hat, welches sie dort erwartete. In Washington werden sie die Bestätigungsurkunden des Vertrags umtauschen, der am 29. Juli 1858 in Jeddo zwischen Japan und den Vereinigten Staaten abgeschlossen worden ist. Sie haben die Absicht ausgesprochen, auch den Haag, London, Paris und Petersburg zu besuchen und die Rückreise über das rothe Meer zu machen. Führen sie diesen Plan aus, so bekommen sie einen hübschen Theil der vier großen Festlande zu sehen.

Der russische Vertrag mit Japan.

Der Text des russisch-japanischen Vertrags vom August 1859 liegt jetzt vor. Der Inhalt ist folgender: In Jeddo wird ein russischer Gesandter fortwährend residiren und jeden Punkt Japans beliebig besuchen können. Dasselbe Recht hat auch der russische Generalconsul. Die den Russen geöffneten Häfen sind Hakodade, Nagasaki, Kanagawa und Chiogo, zu denen noch ein fünfter am westlichen Ufer von Nippon kommen wird. In allen diesen Häfen sind russische Consuln zugelassen, eben so russische Kaufleute, welche dort frei leben, Häuser und Grundstücke miethen oder kaufen, Kirchen, Magazine und Häuser bauen, aber einen gewissen Umkreis nicht überschreiten dürfen. Die Regierung darf sich in den Handel nicht einmischen und den in den Häfen verzollten russischen Waaren im Innern keinen Zoll abverlangen. Ueber die Insel Sagalin (Krafto), deren Besetzung durch die Russen wir seiner Zeit gemeldet haben, beobachtet der Vertrag ein tiefes Schweigen.

Die Aufsuchung Vogel's; eine französische Expedition nach Timbuktu.

In Leipzig hat eine Versammlung stattgefunden, um zu entscheiden, auf welche Weise der Ehrenpflicht unserer Nation, über das Schicksal Vogel's Gewißheit zu erlangen, am besten genügt werden könne. Der hier aufgestellte Vorschlag scheint uns der richtige zu sein. Er besteht darin, einen Reisenden — Dr. Brehm hat sich dazu angeboten — nach Khartum zu schicken und von dort, wo mit Darfur, mittelbar auch mit Wadai immer Verbindung besteht, durch Eingeborene Nachrichten einzuziehen. Dr. Brehm kann dafür einstehen, zuverlässige Boten zu finden und eine sichere Kunde zu erlangen. Dem entgegen will Dr. Bahrt, daß eine Expedition in die östlichen Tibbuländer veranstaltet werde. Dieselbe würde die Gegenden berühren, die Vogel auf der Reise nach Wadai durchzogen hat, und könnte dort, vielleicht in Wadai selbst, Erkundigungen einziehen. Dieser Plan erscheint uns als verfehlt. Welches Schicksal einem Europäer in Wadai, wo man die Blutschuld von Vogel's Ermordung auf sich geladen hat, bevorstehen würde, ist klar genug. Aber auch jene östlichen Tibbuländer sind gefährlicher, als sich mit dem Zweck einer Expedition verträgt.

In der westlichen Sahara gedenkt eine große französische Karawane den Weg nach Timbuktu zu betreten. General Martimprey und der Präfect Levert sind eifrige Beförderer des Plans.

Eingewöhnung chinesischer Pflanzen in Oesterreich.

Die Novaraexpediton hat aus Schanghai von dem dortigen Generalconsul Montigny sieben Kisten mit Sämereien und Knollen zugeschickt erhalten, die größtentheils im besten Zustande eingetroffen sind. Die Pflanzen, mit denen man einen Versuch der Eingewöhnung machen will, sind das chinesische Zuckerrohr, die Kaffernhirse, der Bergreis, der keiner Bewässerung bedarf, der Talgbaum, mehrere Bohnenarten, ein Knollengewächs, das in Schanghai die Stelle der Kartoffeln vertritt, u. a. m. Die Sämereien sollen theils im erzherzoglichen Garten zu Miramar gesäet, theils an landwirthschaftliche und Gartengesellschaften, so wie an Gutsbesitzer vertheilt werden.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 46. Juli 1860.



Manuela.

Novelle von Bernd von Guseck.

I.

Eine Herbstlandschaft von seltener Schönheit in glühender Abendbeleuchtung! Der Reisende, der in einem leichten Wagen die Zügel seines edeln Gespanns selbst führte, ließ die stolzen Pferde langsam gehen, um das herrliche Bild, dessen Glanz bald erlöschen mußte, in seiner vollen Wirkung zu genießen. Aus einer Thalsenkung im wellenförmigen Lande zu freier Aussicht gelangt, überraschte ihn dies Bild, das sich wie durch einen Zauberschlag plötzlich vor ihm entfaltete. Zur Rechten, in geringer Entfernung, zeigten sich die Laubmassen eines großen herrschaftlichen Parks, sie schimmerten in aller Pracht herbstlicher Färbung, ihr vielfach schattirtes Grün durchleuchtet von lebendigem Purpur und Gold, wie ein märchenhafter Zauberwald; auf offenen Stellen in ihrer Tiefe, zu denen der Blick dringen konnte, standen schöne Baumgruppen malerisch verstreut, der helle Spiegel eines Gewässers blinkte von dort herüber und am Rande desselben, nur theilweise sichtbar, erhob sich der stattliche Bau des Herrensitzes, in dessen Fenstern die rothen Lichter der untergehenden Sonne brannten, als seien sie aus irgend einem freudigen Anlasse festlich erleuchtet. War dieser Abschnitt der Landschaft schon für das Auge so fesselnd, daß es sich kaum davon zu trennen vermochte, so wurde es von der Fernsicht, die sich in grader Richtung und weiter zur Linken eröffnete, mächtiger ergriffen und zu einer höhern Bewunderung hingerissen. Hier ragte in seiner vollen Majestät das Gebirge mit seinen weithin sich streckenden Bergzügen, deren blaue Kuppen sich in wunderbarer Klarheit der Umrisse aus den tiefern Schatten der Senkungen, welche sie trennten, abzeichneten; sie lagerten und thürmten sich immer gewaltiger bis zu dem breiten Riesengipfel des Bergkönigs, auf welchem noch der Sonnenglanz in aller Fülle ausgegossen lag. Es war ein Gesammteindruck in dieser Landschaft, der selbst ein vielgesättigtes Auge, das in allen Wundern fremder Zonen geschwelgt hatte, wahrhaft entzücken konnte.

„Wie erhaben! Und dort unten, wie lieblich!" sagte der Reisende zu seinem Begleiter, der ihm eifrig beistimmte. „Wissen Sie, wie dies Gut heißt und wem es gehört?" —

Der Begleiter bedauerte, es nicht zu wissen, und wandte sich mit einem halben fragenden Blicke nach dem Diener um, welcher hinter

Beiden saß. Dieser wußte besser Bescheid und gab die genauste Auskunft.

„Ich erinnere mich nicht, diesen Namen je gehört zu haben," äußerte der Erste wieder, der, nach dem Benehmen des Andern zu urtheilen, der Vornehmste schien. Auch der Begleiter konnte sich nicht erinnern.

„Es scheint doch eine bedeutende Besitzung zu sein — unbegreiflich, daß ihr Herr sich nirgend gezeigt, sich bei keinem öffentlichen oder allgemeinen Anlaß bemerklich gemacht hat."

„Wahrscheinlich Einer von den sogenannten Unabhängigen, die mit der neuen Zeit schmollen." —

„Ist das dort unser heutiges Nachtquartier?" fragte der Erste wieder, indem er nach einigen Thürmen zeigte, deren Spitzen über die niedrige Hügelkette vor ihnen sich erhoben und die Stadt, welche drüben in der Niederung lag, ankündigten.

„Zu Befehl, gnädiger Herr!" erwiederte der Andere, erfreut, endlich genügenden Bescheid geben zu können. — „Dort können Sie auch den Dampf eines heraneilenden Bahnzuges bemerken — irre ich nicht, so hörte ich eben den Pfiff der Locomotive bis hierher. Wir werden bald an Ort und Stelle sein."

„Noch nicht, lieber Tiefenau. Ich habe Lust, die Gastfreundschaft auf diesem Edelsitze in Anspruch zu nehmen — was meinen Sie? Ich möchte gern den Mann, der sich so wenig um die Welt zu kümmern scheint, kennen lernen."

„Es wird ihm gewiß die höchste Ehre sein — nur — so gar nicht darauf eingerichtet —"

Der gnädige Herr schüttelte lächelnd den Kopf und lenkte die Pferde entschieden von der Chaussee in den Landweg, der sich hier von derselben abzweigte und durch die jetzt leeren Felder nach dem Dorfe des Rittergutes, dessen Häuser jetzt auch sichtbar wurden, hinüber schlängelte. Eine Allee von Apfelbäumen faßte ihn ein, deren Zweige vielfach gestützt waren, um nicht unter der schweren Last der Früchte, die an manchem Aste die Blätter völlig bedeckten, zu brechen. — „Werden wir auch aufgenommen werden? Lassen Sie sich anmelden, Tiefenau — hören Sie? Aber ich bitte dann auch, die Vorhand mit Würde zu nehmen."

Der Weg führte in seinem letzten Bogen eine Zeitlang am Parke hin, der hier eine offene, durch einen sogenannten Wolfssprung geschützte, Stelle in seiner hohen Umfriedung bot. Das Gewässer lag breit in Sicht, man konnte ein Paar Schwäne langsam darauf hinziehend bemerken, jenseit waren Blumenbeete in reicher Farbenpracht zu sehen und eine kleine Strecke landwärts das Herrenhaus, in seiner ganzen Façade mit einem Säulengange geziert.

„Erkennen Sie nirgend eine andere Staffage, als diese poetischen Wasservögel?"

„Mir war, als hätte ich auf der vorspringenden Veranda eine Dame bemerkt, gnädiger Herr."

„Auf Damen fahnde ich hier nicht, mein lieber Tiefenau. Mir ist es nur darum zu thun, den Unabhängigen von — wie heißt der Ort?" —

„Wolfshain, gnädiger Herr. So war's doch?" wandte er sich wieder zweifelhaft an den Diener.

„Wolfsheim, Herr Graf," verbesserte dieser ehrerbietig.

„Das ist ein Unterschied, Tiefenau!" rief der Erste lachend. „Uebrigens für uns, die wir hier übernachten wollen, kein verheißungsvoller Name. Indessen, wenn wir Harun al Raschid spielen wollen, so müssen wir auf Gefahren gefaßt sein. Selbst die Dame, welche Sie ahnungsreich auf der Veranda gesehen zu haben glauben, kann uns Gefahren bringen — Ihnen wenigstens!"

„O, mir nicht allein, gnädiger Herr!" erdreistete sich Tiefenau den Scherz zu erwiedern. Die letzte Unterhaltung wurde jedoch in französischer Sprache geführt.

Jetzt wandte sich der Weg um die letzte Spitze des Parks und führte nun zu einem von soliden Gebäuden rechts und links eingefaßten Thorwege, der weit offen stand und ihnen die Einfahrt in den Herrenhof gestattete.

„Lassen Sie uns anmelden, wie wir verabredet haben, Tiefenau."

Der Diener sprang ab und erwartete, den Hut in der Hand, Befehle.

„Melden Sie — mich bei der Herrschaft hier an" — sagte Tiefenau zögernd. „Hören Sie, nur mich" —

„Die Herren von Tiefenau — zwei, hörst Du?" rief der Erste und der Diener, welcher die Meinung schnell begriff, eilte zu gehorchen. Nach einer kurzen Weile, während welcher Tiefenau noch einige Einwendungen wagte, kehrte der Diener zurück. „Es wird der Frau von Buchstein sehr angenehm sein, die Herren zu empfangen, obgleich ihr Ge-

mahl nicht zu Hause ist, sie hofft, daß er noch heut zurückkehren wird."

„Empfangen! Hören Sie, Tiefenau? Das verspricht schon etwas! Man ist Herr und Gebieter auf seinem eigenen Grund und Boden, die nivellirende Civilisation hat hier die Zustände noch nicht unterwaschen. — Sie haben sich doch überlegt, was Sie als Introduction, als Grund unsers Erscheinens angeben wollen?"

„Wäre es nicht mehr in der Ordnung, gnädigster Herr, da zwei Herren von Tiefenau angemeldet sind, wenn nicht ich" —

„Keineswegs. Ich habe dabei zugleich die Gelegenheit, Ihre Befähigung zur Diplomatie, zu welcher Sie ja umsatteln wollen, kennen zu lernen. En avant! marchons." —

Ein alter, höchst ehrbar blickender Diener des Hauses in einfacher Livree — ohne Wappenknöpfe und Kniegürtel! — erwartete die Herren an der Thür nnd öffnete ihnen zu ebener Erde die Zimmer, durch welche sie schreiten mußten, um in die Front nach dem Park zu gelangen, welche die Herrschaft bewohnte. Als er den Salon vor ihnen aufthat, in welchem jetzt noch das herbstlich flammende Abendroth eine magische Beleuchtung verbreitete, trat ihnen eine Dame entgegen, welche sie wirklich wie eine Fürstin, freundlich, aber herablassend empfing. Tiefenau war, nach einem leichten Sträuben, zuerst eingetreten und bat, seine ganze Gewandtheit aufbietend, um Verzeihung, daß sie, als gänzlich unbekannt, es wagten, sich hier vorzustellen — es sei aber ein besonderer Anlaß, der es ihnen höchst wünschenswerth mache, Herrn von Buchstein, wenn auch nur auf eine kurze Zeit, zu sprechen und sie beklagten deshalb, ihn nicht zu Hause zu treffen.

„Ich hoffe, daß er nicht lange mehr ausbleiben wird," erwiederte die Dame mit einer graziösen Handbewegung, welche die Gäste zum Sitzen einladen sollte. „So ganz unbekannt sind Sie hier aber nicht —" setzte sie lächelnd hinzu — „ich habe doch die Ehre, den Herrn Grafen von Tiefenau zu sehen, Flügeladjutanten Seiner Durchlaucht?"

Tiefenau verbeugte sich überrascht und wollte antworten, aber die Dame wandte sich schon an seinen Gefährten, den er unterwegs „gnädigster Herr" genannt hatte: „Wahrscheinlich sind die Herren Brüder? Seien Sie mir freundlich willkommen und nehmen Sie mit meiner Gesellschaft vorlieb, bis mein Herr und Gemahl erscheint. Darf ich aber bitten?" Sie wiederholte die Handbewegung und nahm selbst auf dem Sopha Platz, den Gästen die mit einem altmodigen Damast überzogenen, sonst aber bequemen Lehnsessel überlassend, welche um den etwas sehr großen, noch mit eingelegten Arabesken von hellem Holz gezierten Tisch standen.

Ein leichtes, bei allem Mangel an Berührungspunkten höchst allgemeines Gespräch kam in Gang, es gewährte dem Herrn im Incognito Gelegenheit, die Dame wie ihre ganze Umgebung unbefangen zu mustern. Sie war eine schöne Frau, gewiß zwar schon in den Vierzigern, aber noch immer schön, auffallend verschont von jener freigebigen Entwickelung der Reize, mit denen die Jahre, welche den Damen nicht mehr gefallen, sonst zu prangen pflegen. Frau von Buchstein war schlank und schön gewachsen, ohne mager zu sein, ihr Teint blendend weiß, ihr Auge voll ungeschwächten Feuers, nur um den Mund zeigten sich jene verhängnißvollen Linien, welche die Frische der Jugend noch nicht hat und die dem geübten Auge eines Frauenkenners trotz aller Toilettenkünste selten entgehen — solche Künste waren aber in Wolfsheim fremd und Frau von Buchstein bedurfte ihrer auch nicht. An ihrem Anzuge würden freilich Richterinnen der Residenz gar Vieles zu tadeln gefunden haben, er war keineswegs modern, aber nur der Neid hätte leugnen können, daß er sie nicht schlecht kleide — und der Stoff, wer sich darauf verstand, mußte wenigstens als werthvoll anerkannt werden. Von solidem Reichthum zeugte überhaupt Alles, was sich auch bei dem flüchtigen Durchgange in den andern Räumen hatte wahrnehmen lassen, wie hier die ganze Einrichtung des Salons. Freilich, ohne Reichthum, — wie ließe sich eine feudale Unabhängigkeit behaupten, die allen Staatsdienst, selbst jede persönliche Berührung mit dem Hofe verschmäht?

Während des Gesprächs, welches von allen Seiten so gewandt geführt wurde, daß trotz des oberflächlichen Inhalts keine peinlichen Pausen eintraten, öffnete sich leise eine Seitenthür und ein junges Mädchen erschien, bei deren Anblick die beiden Herren sich schnell erhoben.

„Meine Tochter Manuela," sagte Frau von Buchstein leicht, und die gnädige Handbewegung erlaubte den Gästen, nachdem sie der jungen Dame ihre Verbeugung gemacht hatten, sich wiederum zu setzen. Ein Vorstellen derselben an ihre Tochter schien sie

nicht für nöthig zu halten, vielleicht wollte sie — wie Mütter von begründeten Ansprüchen auf Schönheit gern thun — dem Kinde noch keine Damenberechtigung zugestehen.

Manuela! Welch' ein Name für diese echt deutsche goldblonde, wahrscheinlich auch blauäugige Erscheinung! Es war ein interessantes Räthsel, wie der spanische Name auf Schloß Wolfsheim Eingang gefunden; — hatte der Vater vielleicht, wie Manche seiner altgläubigen Partei, eine Jugendfahrt nach der Peninsula gemacht, um dort für Don Carlos zu kämpfen, und war der Name Manuela etwa gar eine Reminiscenz, welche eher die Eifersucht der Frau von Buchstein hätte wecken, als sie zur Einwilligung bewegen sollen, daß ihr eigenes Kind von einem protestantischen Pastor so getauft werde?

„Der Vater ist eben gekommen," hörte ein feines Ohr das junge Mädchen leise zur Mutter sagen. Und wirklich nahte schon ein starker Tritt durch das anstoßende Zimmer des Salons, die Thür wurde mit dem gewichtigen Drucke des Hausherrn geöffnet und ein kleiner, eher zart als kräftig gebauter Mann trat herein. Sein Auge suchte gleich die Fremden, deren Ankunft ihm gemeldet worden war; er stutzte sichtlich, richtete noch einmal, um sich vollkommen zu überzeugen, einen scharfen, festen Blick auf den Einen und eilte dann, den Andern nur flüchtig grüßend, zu ihm. „Durchlaucht, welche Ehre!" sagte er, sich mit Ehrfurcht, doch ohne Verlegenheit verbeugend.

„Sie kennen mich, Herr von Buchstein!" erwiederte der Fürst lächelnd, indem er den Gruß erwiederte. „So ist es um mein Incognito geschehen und ich habe mich nur bei der gnädigen Frau zu entschuldigen, daß ich mich unter einem erborgten Namen einzuschleichen gewagt. Ich bitte deshalb um Verzeihung."

Die Dame vom Hause wußte nun zwar, daß sie es mit einem Gaste aus fürstlichem Geblüt zu thun habe, und es wirkte auf sie doch anders, als auf ihren Gemahl, aber fast wäre es um ihre ganze Haltung geschehen gewesen, als sie erfuhr, daß es der Landesherr selbst sei, den sie — wie sie sich jetzt bewußt war — mit einer vornehmen Kühle empfangen hatte. Gut machen ließ sich das nicht mehr, am wenigsten durch einen plötzlichen Uebergang in tiefe Devotion, dazu war sie auch viel zu klug. Ihre erhöhte Farbe verrieth freilich, was in ihr vorging, aber äußerlich wußte sie sich bald wieder zu beherrschen. Manuela dagegen schien bei der unerwarteten Entdeckung eher geistig angeregt, als aus der Fassung gebracht zu sein, sie hob, wie Tiefenau bemerkte, ihr bisher gesenktes Auge, das wirklich dunkelblau und sehr schön war, auf den Fürsten und betrachtete ihn einen Moment mit einem wunderbar strahlenden Blicke.

Der Fürst erklärte sein Hiersein der Wahrheit gemäß. Die reizende Lage des Rittersitzes und der Wunsch, einen Grundherrn kennen zu lernen, der sich so ganz von aller Berührung mit der großen Welt zurückgezogen, hatte ihn veranlaßt, wie er sagte, den kleinen Umweg zu machen. Buchstein konnte aus den Worten des Landesherrn noch mehr heraushören: es lag eine Befremdung darin, ein Vorwurf für ihn. Doch nahm er, wenn er ihn auch fühlte, den Wink nicht auf, sondern sprach nur, wie sich geziemte, seine Freude aus, daß ihm diese Ehre widerfahren sei und fragte, ob der Fürst nicht die Gnade haben wolle, bei ihm ein Nachtlager anzunehmen. Der Wagen stand nämlich noch angespannt auf dem Hofe, weiterer Befehle gewärtig, welche noch nicht gegeben waren.

„Wenn Frau von Buchstein mich aufnehmen will, so wird es mich sehr freuen, morgen früh Ihre schönen Anlagen kennen zu lernen — ich glaube, daß ich selbst sie nicht schöner und geschmackvoller habe."

Frau von Buchstein fühlte sich außerordentlich geschmeichelt, da die Anlagen in ihrer jetzigen Gestalt großentheils ihr Werk waren; in diesem Gefühle gewann sie auch die volle Sicherheit ihres Benehmens wieder und was sie dem Fürsten erwiederte, mußte auf ihn den Eindruck machen, daß er einer Frau von Geist begegnet sei — Tiefenau, der seinen Herrn genau kannte, glaubte noch einen andern, für die meisten Frauen viel werthvollern Eindruck zu bemerken. Die Dame war in der Aufregung des ungewöhnlichen Ereignisses, das in ihre stille Häuslichkeit gefallen, wirklich schön — jetzt hätte man sie für viel jünger gehalten, als sie Tiefenau zuerst geschätzt hatte.

Der Fürst richtete jetzt auch an ihre Tochter einige Worte und ließ eine scherzhafte Bemerkung über den spanischen Namen einfließen. Die Erklärung, die er erwartet hatte, blieb jedoch aus: der Unabhängige glaubte sich wohl nicht verpflichtet, eine bloße fürstliche Neugier zu befriedigen. Bald darauf entfernten sich die Damen, um die nöthigen

Einrichtungen für die Gäste zu treffen. Es war vielleicht auch altfränkisch, daß sie sich selbst darum bekümmerten, statt es einfach den Domestiken zu überlassen. Doch kehrten sie nach kurzer Zeit zurück.

Im Salon brannten nun ein Paar helle Lampen; bald wurde Thee servirt, den Manuela bereitete — ihre Mutter saß neben dem Fürsten und die Unterhaltung belebte sich auf die anziehendste Weise; sie dehnte sich auch auf höhere Interessen aus und der Fürst konnte bemerken, daß diese hier nicht fremd geblieben waren, wie fern sich auch die Familie von der Welt zu halten schien. Unbegreiflich, warum sie das that! Der Herr des Hauses, wie wenig auch seine Erscheinung auf den ersten Blick imponiren mochte, war durch sein ganzes entschiedenes Wesen, wie durch sein reifes Urtheil gewiß, sich bald Achtung und Anerkennung zu verschaffen; Frau von Buchstein hatte volle Berechtigung, in der Gesellschaft eine glänzende Rolle zu spielen, und die kleine Manuela, wenn sie auch nicht halb so liebreizend und unschuldig gewesen wäre, hätte schon ihres Namens wegen, der auf pikante Weise mit ihrer deutschen Schönheit im Widerspruch stand, Aufsehen erregt und wäre dann um ihrer selbst willen gefeiert worden. Hier mußte Abhilfe geschehen, zum eignen Besten der Familie. Das waren Tiefenau's Gedanken wenigstens, der Fürst interessirte sich vor der Hand nur, die bewegenden Gründe zu erfahren, welche Buchstein zu seiner Zurückgezogenheit veranlaßten — etwas Verletzendes hatte es auf jeden Fall, daß er, augenscheinlich einer der größern Grundbesitzer, sich seinem Landesherrn noch in keiner Weise vorgestellt hatte. Die grade Frage hätte diesem nun wohl frei gestanden, er hatte ja keine Rücksichten zu nehmen, indessen zog er doch vor, auf eine feinere Weise zu seinem Zweck zu gelangen.

„Sie haben doch dafür gesorgt, lieber Tiefenau," wandte er sich an diesen, „daß man in der Stadt, wo wir zur Nacht erwartet werden, keine Unruhe über unser Ausbleiben hat?"

„Ich wollte, wenn Durchlaucht erlauben, Herrn von Buchstein um einen Boten ersuchen." —

Buchstein zog augenblicklich die Klingel, um einen Boten zu bestellen. — „Sie müssen wissen, Herr von Buchstein," sagte der Fürst, „daß ich in Begleitung meines Getreuen von der großen Tour, auf welcher die Uebrigen, die uns begleiten, den nächsten Weg nehmen, abgewichen bin, um mich, ohne durch officielle Aufmerksamkeiten gestört zu werden, in den seitab gelegenen Bezirken dieses Landestheils, die man mir als sehr schön geschildert hat, in aller Ruhe wie ein gewöhnlicher Reisender umschauen zu können. Man hat mir nicht zu viel gesagt und ich habe von dieser Reise einen Genuß gehabt, wie noch von keiner frühern: das macht die völlige Unabhängigkeit; nicht wahr, auch Sie schätzen diese sehr hoch?"

„Gewiß! Es kommt nur auf die rechte Idee derselben an."

Sich in metaphysische Erörterungen zu vertiefen, war des Fürsten Absicht nicht. — „Haben Sie ein Billet an Seehausen geschrieben?" wandte er sich zu Tiefenau. Der Hausherr stand sogleich auf, ihm am Schreibtisch die Möglichkeit dazu zu geben. Während Tiefenau an den Hofjägermeister schrieb, unterhielt sich der Fürst mit Frau von Buchstein, welche ihm sagte, daß die Nachricht von seiner Ankunft in hiesiger Landschaft schon bekannt gewesen.

„Dann würde ich Sie wohl morgen gesehen haben, auch ohne meinen Ueberfall?" fragte der Fürst, sich wieder zu Buchstein kehrend.

„Ganz gewiß, Durchlaucht. Es war meine Pflicht, mich vorstellen zu lassen, da ich erst seit Kurzem Euer Durchlaucht Unterthan zu sein die Ehre habe und — außerdem, wie meinem gnädigsten Herrn gewiß schon vorgetragen ist, die Allerhöchste Genehmigung zu einer beabsichtigten Stiftung erbeten habe."

„Ich entsinne mich nicht, daß mir schon etwas von der Art vorgetragen wäre — ganz gewiß nicht!" Tiefenau hatte sein Schreiben beendigt und couvertirt, er kam wieder zum Theetische und schien dem Gedächtniß seines Herrn, da in ihm jetzt auch eine halbvergessene Erinnerung auftauchte, zu Hilfe kommen zu wollen. Dieser achtete jedoch nicht auf ihn, sondern fuhr gegen Buchstein fort: „Was für eine Stiftung beabsichtigen Sie?"

„Ein Majorat, gnädigster Herr."

„Haben Sie erwachsene Söhne?" fragte der Fürst.

„Ich habe gar keinen Sohn, Durchlaucht," erwiederte Buchstein gelassen, er war sich dabei bewußt, daß diese Antwort den Fürsten befremden mußte. Dieser warf unwillkürlich einen schnellen Blick auf das liebliche Mädchen,

das so unbegreiflich ihres Erbtheils beraubt werden sollte und fragte erst dann, durch den Gedanken, der sich ihm aufdrängte, ein wenig zerstreut: „Aus Princip also — um jeden Preis?“

„Nach bester gewissenhafter Ueberlegung, gnädigster Herr,“ antwortete Buchstein.

Tiefenau's Augen ruhten einen Moment mit dem höchsten Antheile auf Manuela, die in ihrer rührenden Unbefangenheit gar nicht zu ahnen schien, daß dies Gespräch auch sie betreffe; Frau von Buchstein sah eben so gleichmüthig vor sich hin. Ganz unbegreiflich, diese Verhältnisse — ein neues interessantes Räthsel! In der Stadt, wo man doch einige Kenntniß von dem Hause Wolfsheim haben mußte, hoffte er den Schlüssel zur Lösung zu erhalten.

Jetzt wurde der Bote gemeldet, welchen Tiefenau abfertigen mußte. Der Fürst sprach unterdessen eine Weile mit Buchstein über Majorate im Allgemeinen, ohne sich jedoch, weil der Gegenstand hier eine sehr delicate Seite hatte, tiefer darauf einzulassen, dann sagte er: „Wenn Sie morgen in der Stadt sonst nichts zu thun haben, als meinem Empfange beizuwohnen, so bitte ich Sie, nicht weiter daran zu denken — wir haben uns ja nun kennen gelernt und ich hoffe, wir werden uns öfter sehen. Die Artigkeit wenigstens wird einen Gegenbesuch erfordern — ich rechne bestimmt darauf.“ Buchstein verneigte sich tief, ohne eine klare Antwort zu geben. „Nein, nein, mein freundlicher Herr Wirth, ich nehme Ihre Gastfreundschaft nur unter dieser Bedingung an.“

„Durchlaucht haben über mich zu befehlen,“ erwiederte Buchstein.

„Gut, wenn Ihnen das lieber ist — zum ersten Concert in meinem Hause bitte ich um Ihre Gegenwart mit Frau Gemahlin und Fräulein Tochter, Sie haben nun die Einladung in aller Form; den Tag werde ich Ihnen noch zu wissen thun und Sie, meine Damen, unterstützen mich gegen einige Abneigung, die ich zwischen den Augenbrauen unsers loyalen Herrn vom Ritterstande zu lesen glaube.“

„Durchlaucht beschämen mich und thun mir Unrecht,“ entgegnete Buchstein, und seine Frau sprach sich angenehm überrascht über die Gnade aus, die ihnen mit dieser fürstlichen Einladung zu Theil werde. Manuela war dabei lebhaft erröthet, was sie in Tiefenau's Augen, die wo es irgend unbemerkt geschehen konnte, auf ihrem lieblichen Antlitz ruhten, noch reizender erscheinen ließ. Er nahm heut weniger Theil an der Unterhaltung, als sonst seine Art war, nicht die Gegenwart des Fürsten hielt ihn davon ab, denn er hatte sich bei seinem Herrn so zu stellen gewußt, daß er sich in keiner Weise Zwang anzuthun brauchte — es war jedenfalls eine andere Ursache, die ihn heut innerlich beschäftigte und äußerlich so zurückhaltend erscheinen ließ. Dem Fürsten konnte dies veränderte Wesen seines Adjutanten nicht entgehen, er blickte mehrmals gleichsam fragend nach ihm hinüber und Tiefenau verstand diesen Blick wohl, wurde aber eher dadurch verletzt, als aufgemuntert, sich nun auch am Gespräche mehr zu betheiligen. Die Familie mußte ein bescheidenes Zurücktreten des Fürstendieners ganz natürlich finden, seine ganze Stellung aber gewiß nicht beneidenswerth, wenn Buchstein in der That zu den Unabhängigen gehörte, die, wie Marquis Posa, nicht Fürstendiener sein wollen.

Der Fürst brach zeitig auf, um sich in das Zimmer, das für ihn bereitet war, zurückzuziehen. Er empfahl sich den Damen mit so viel Freundlichkeit, daß Frau von Buchstein über seine Huld ganz entzückt und Manuela tödtlich verlegen war, dann lehnte er Buchstein's Begleitung entschieden ab und bat sich nur für morgen früh noch eine kleine Promenade zu den belohnendsten und nächsten Punkten der reizenden Gegend aus, ehe er scheide. Der alte Diener, welcher die Gäste angemeldet hatte und nun über ihr eigentliches Verhältniß aufgeklärt war, stand mit zwei Kerzen an der Thür, sie nach ihren Zimmern im obern Stock zu geleiten und schritt voraus, als sie endlich den Salon verließen.

„Nun, Buchstein? Wie urtheilst Du von dieser Ueberraschung?“ fragte die Frau vom Hause.

„Sie wird noch manche nach sich ziehen,“ war die Antwort des Gemahls.

„Du gedenkst doch nicht, die Einladung unter irgend einem Vorwande abzulehnen?“

„Gedulde Dich, Angelica.“

Sie seufzte. „Allerdings! Geduld muß ich haben, viel Geduld und sehr ausdauernde. Gott stärke mich!“

„Was sagt Manuelita zu der glänzenden Aussicht?“ wandte sich Buchstein zu der Kleinen und streichelte ihre Wange. Statt aller Antwort bemächtigte sie sich seiner Hand und küßte sie.

II.

„Sie haben noch etwas auf dem Herzen, Tiefenau,“ sagte der Fürst, als er mit dem alten Diener in das für ihn bestimmte Zimmer gekommen war und dieser sich in das Cabinet begeben hatte, um die vom Wagen heraufgeschafften Sachen für die Nacht zu ordnen — eigene Bedienung hatte der hohe Herr auf diesen unvorhergesehenen Fall ja nicht bei sich, bis auf den Leibkutscher, der nicht in das Schlafcabinet gehörte.

„Mir ist doch Einiges eingefallen, das ich schon über unsern Wirth vernommen habe — es war mir nur wieder aus dem Gedächtniß gekommen. Ich werde die Ehre haben, es Durchlaucht morgen unterwegs vorzutragen.“

„Nein, Tiefenau. Ich bin noch nicht müde und will mich nur entkleiden lassen, dann plaudern wir noch eine Weile. Machen Sie es sich nur auch bequem, ich bitte darum. Sie haben später keine hilfreiche Hand.“

„Ich bin Soldat, gnädigster Herr — und brauche keine Hilfe, wie ich ja auch von Euer Durchlaucht weiß.“

Der Fürst lächelte über den Nachsatz, welcher keinen Vorwurf für ihn selbst in der Rede gestatten wollte, nahm aber die Dienste des alten Mannes, der nach seinen weitern Befehlen fragte, gern an und entließ ihn, als Tiefenau seine Erklärung wiederholt hatte. Für diesen war neben dem Schlafgemach des Fürsten ein Zimmer bereitet, in welchem der Diener die Kerzen anzündete, ehe er ging. Der Fürst nahm vorerst die Einrichtung in Augenschein, sie war überaus einfach, nirgend ein einziger Luxusartikel, selbst die Leuchter waren nicht von Silber. Doch ließ sich nicht leugnen, Alles schien höchst bequem. — „Meine Frau sollte das sehen!“ sagte der Fürst über sich selbst spottend, als er mit der Hand gleichsam verstohlen die Betten geprüft hatte. „Man wird, auf sich gewiesen, erst eigentlich zum Menschen — ja ich fürchte, man könnte in einer sehr begreiflichen Reaction noch darüber hinaus zum Philister werden! — Kommen Sie, Tiefenau. Setzen wir uns noch eine Weile. Was haben Sie über Buchstein gehört?“

„Ich entsinne mich, daß in einer Soiree über den Fremden gesprochen wurde, der sich in der hiesigen Landschaft seit einiger Zeit angekauft hat. Er wurde — ich weiß es ganz genau — demokratischer Gesinnungen beschuldigt.“

Der Fürst lachte. „Das widerlegt sich von selbst! Demokraten stiften keine Majorate, am wenigsten, wenn sie gar keine Söhne haben. Ueber dies widersinnige Urtheil wollen wir uns also beruhigen. Was sagte man sonst von ihm?“

„Wenn ich nur geahnt hätte, daß Euer Durchlaucht in diese nahe Berührung mit ihm kommen würden, so hätte mir nicht ein Wort entgehen und entfallen sollen. Aber man hört an einem solchen Abende so viel—“

„Und ist so viel auf die fesselndste Weise in Anspruch genommen, wie? Hüten Sie sich, mein Herr Graf, daß Sie nicht zum Abfall verführt werden! Sie hätten auf eine unerbittliche Feindin zu rechnen.“

„Durchlaucht scherzen!“ antwortete Tiefenau, heut nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, der ihm sonst nicht eigen war. Er führte auch das Gespräch schnell über die blinde Klippe hinweg, an welcher es stranden wollte. „Ich weiß ganz genau, daß auch über die Familie des Herrn von Buchstein gesprochen worden ist, nur nannte man ihn, wenn ich nicht irre, Buchheim — daher ich auch heut unterwegs die Endsilben von Person und Ort verwechselte.“

„Frischen Sie Ihr Gedächtniß etwas auf — Sie sind noch zu jung, um schon ein Recht auf Vergeßlichkeit zu haben. Die Damen, so viel ich bereits bemerkt habe, interessiren Sie, es wäre daher unbegreiflich, wenn Ihnen bei ernstem Nachdenken nicht einfallen sollte, was in der Soiree der Baronin Schlatt über dieselben gesprochen worden ist. Bei Frau von Schlatt war es doch?“

„Durchlaucht errathen und durchschauen Alles,“ erwiederte Tiefenau. „Aber ich quäle mich vergebens und es wird daher nichts übrig bleiben, als ohne vorgefaßte Meinung ein eigenes Urtheil zu bilden.“

„Das ist von meiner Seite schon geschehen, lieber Tiefenau. Von der Ihrigen doch auch? Wie gefällt Ihnen die Dame vom Hause?“

„Sie scheint eine Frau von Bildung zu sein, sanft und liebenswürdig — was mit dem etwas kurzen und entschiedenen Wesen ihres Mannes angenehm contrastirt. Er dagegen macht mir den Eindruck eines kleinen, eigensinnigen Menschen — Beides pflegt oft verbunden zu sein. Kleine Leute, die sich bewußt sind, ihren Ansichten keinen Nachdruck durch imposante Kraft geben zu können —“

„Sehr scharfsinnig, guter Graf, aber wir wollten von den Damen reden. Wie

finden Sie die Blondine mit dem spanischen Namen, der an tausend romantische Geschichten aus den Maurenkriegen erinnert?"

„Er kann auch in den modernsten Carlistenkriegen entsprungen sein. Der Zeitrechnung nach, wenn wir Maroto's Verrath als den Schlußpunkt derselben ansehen wollen, würde es immer möglich sein, daß Buchstein dort die Waffen getragen hat."

„Ich werde ihn morgen fragen. Wie finden Sie aber die kleine Manuela?"

„Reizend, gnädigster Herr," antwortete Tiesenau ohne allen Rückhalt.

„Trotz der Majoratstiftung ihres unnatürlichen Vaters?" scherzte der Fürst. „Nun, ziehen Sie nur immer die Parlamentärflagge auf, Sie müssen sich ergeben. Nicht umsonst haben Sie mir zugestanden, daß ich Alles durchschaue und errathe. Gestehen Sie mir denn also, die reizende Manuela hat auf Sie einen tiefen Eindruck gemacht."

„Ich leugne nicht, daß ich Fräulein von Buchstein reizend finde, aber daß dieser Eindruck des Moments ein tiefer oder gar ein bleibender sei, glaubt mein gnädigster Herr wohl selbst nicht."

„Gute Nacht denn! Morgen früh soll mich unser Wirth umherführen — ich dispensire Sie dabei vom Dienst. Verlieren Sie dadurch vielleicht den Anblick landschaftlicher Schönheiten, so gewinnen Sie dafür andere, welche nach aller Verständigen Urtheil viel höher stehen. Sie sehen, ich trage das Meinige bei, um das Bild, das Sie nur im Moment gleichsam photographisch aufgenommen haben, zu fixiren."

Tiesenau antwortete auf den Scherz im gleichen Tone: er wußte genau, daß er es bei seinem Herrn wagen durfte; dann zog er sich in sein Zimmer zurück und Beide suchten die Ruhe. Der Fürst glaubte, er habe sich noch nie so behaglich gebettet gefühlt. Bald schlummerte er ein und schlief sehr fest und süß, aber doch wachte er am andern Morgen ungewöhnlich früh auf. Vielleicht hatte ihn der Strahl der aufgehenden Sonne geweckt, der das herabgelassene schneeweiße Rouleau durchleuchtete. Weiß war es, von feiner Leinewand, aber eben deshalb allen neuern Einrichtungen widersprechend. Der Fürst vermißte indessen die dunkeln Vorhänge mit ihren schweren Stoffen oder gar Schildereien durchaus nicht, sondern zog, nachdem er sich schnell und ohne Hilfe angekleidet hatte, das weiße Rouleau in die Höhe, um eine freie Aussicht zu gewinnnen. Ein Laut der Ueberraschung trat unwillkürlich auf seine Lippe bei dem schönen Parkbilde, das sich ihm bot. Die Aussicht öffnete sich hier nicht nach dem Gebirge, sondern nur auf die nächste Umgebung, aber diese war in sich selbst so reich ausgestattet und bei allem Wechsel der Gruppirung doch so einfach großartig, daß sie das Auge mit Entzücken fesselte. Ein vollendeter Geschmack bekundete sich hier und der Fürst erinnerte sich, daß Frau von Buchstein die meisten Anlagen hier erst geschaffen habe, wie ihr Gemahl mit liebender Anerkennung im Laufe des gestrigen Gesprächs geäußert.

Leise trat jetzt der alte Diener, welcher schon lange draußen auf Befehle gewartet hatte, in das Zimmer und fragte, als er den Fürsten schon angekleidet erblickte, ob Durchlaucht das Frühstück befóhlen?

„Ist die Herrschaft schon aufgestanden?" entgegnete der Fürst rasch und auf die mit einem halben Lächeln gegebene Bejahung, ließ er bitten, mit der Familie zusammen frühstücken zu dürfen. Der Diener wagte keinen Einspruch, sondern bestellte seinen Auftrag — die Familie hatte zwar schon lange gefrühstückt, doch arrangirte Frau von Buchstein — ihr Mann war in der Wirthschaft — gleich den Tisch von Neuem und empfing den erlauchten Gast mit der unbefangenen Liebenswürdigkeit, die ihm gestern schon so angenehm an ihr aufgefallen war. Eben so gefiel es ihm, daß die Dame keine große Toilette gemacht hatte, sondern im einfachen Hauskleide die Honneurs beim Frühstück machte. Manuela erschien jetzt auch — sie hatte nicht gewußt, daß der Fürst heruntergekommen war und blickte etwas verwundert auf, er bemerkte das aber nicht über den lieblichen Eindruck, welchen ihr klares, frisches Gesicht, ihre zarte, höchst anmuthige Gestalt auf ihn machte — es war, als sehe er sie jetzt zum ersten Male und er, ein gereifter Mann, begriff vollkommen, wie sein junger Begleiter sich von dieser reizenden Erscheinung, die von Allem, was die Salons der Residenz ihm an Schönheit bisher geboten hatten, so ganz verschieden war, angezogen fühlen mußte. Warum sollte Tiesenau auch diesem Gefühle widerstehen? — Hatte dies einfache Hauskleid der Mutter dem Fürsten gefallen, so wurde sein Auge bei Manuela besonders von dem schmucklosen Morgenhäubchen beschäftigt, das sie auf dem schimmernden goldblonden Scheitel trug; ihm war dieser Anblick so neu, daß

er immer wieder hinblicken mußte, wie schön sie das kleide. Manuela, welche es endlich bemerkte, gerieth in Verlegenheit, weil sie glaubte, er finde es unschicklich. Sie erröthete darüber und in demselben Moment trat Tiesenau ein. Sein erster Blick traf das erglühende Mädchen und sein Blut wallte heftig auf — doch gab kein äußeres Zeichen davon Kunde, er begrüßte die Frau vom Hause und seinen fürstlichen Herrn und entschuldigte sein spätes Erscheinen. Der Fürst glaubte eine Erklärung darin zu finden, daß er offenbar eine größere Sorgfalt auf seine Toilette gelegt hatte. Und doch würde sie Niemand gesucht oder geziert haben nennen können — es war eben jene einfache — für den Geschmack anderer Kreise der Gesellschaft unbegreiflich einfache — und doch so vortheilhafte Art, sich zu kleiden, welche die Aristokratie für sich in Anspruch nimmt und welche, Form ohne Wesen nachgeahmt, zur Carricatur werden kann. Graf Tiesenau, hoch gewachsen, von edeln Zügen, die ein sprechendes Auge belebte, nahm sich in dem Reiseanzuge, dessen Farbe schon von dem gewohnten Schwarz abwich, in der leicht umgeschlungenen Cravate, die den weißen Hals zum guten Theil frei ließ, sehr zu seinem Vortheil aus, und wenn er das wußte, so konnte man ihm wenigstens keine Selbstgenügsamkeit anmerken. Die Unterhaltung wurde lebendig fortgesetzt, heut nahm auch Manuela mehr daran Theil und welch' einen Klang hatte ihre Stimme, wenn sie frei und ungezwungen sprach! Tiesenau glaubte ein so süßes Organ in seinem Leben noch nicht gehört zu haben.

Endlich kam auch der Herr vom Hause. Seine Frau hatte ihn schon vergebens suchen lassen. Er hatte, wie Manuela, keine Ahnung, daß er den Fürsten treffen werde, als er durch eine kleine Seitenthür ziemlich geräuschvoll in den Salon trat. Mit einiger Befrembung sah er den zum zweiten Male für die ganze Familie servirten Tisch, sah, wie seine Gemahlin ihm zuwinkte und für ihn gleich auch sorgen wollte — er ging aber nicht auf dies Spiel ein, sondern entschuldigte sich bei dem Fürsten mit der Ordnung des Landlebens, die eine frühe Thätigkeit nöthig mache und lehnte die ihm dargebotene Tasse ruhig ab. Der Fürst wiederholte bald seine gestrige Bitte, und als Buchstein erklärte, daß er schon Befehle gegeben habe und daß nur angespannt zu werden brauche, entband er noch einmal öffentlich Tiesenau von der Begleitung und brach dann mit dem Wirth auf. Ausdrücklich erklärte er, nach der Zurückkunft gleich abreisen zu wollen und lehnte die Einladung, dem Hause noch zu Mittag die Ehre zu erzeigen, freundlich ab. Es war nicht allein der Gedanke, Tiesenau einen Gefallen zu thun, welcher ihn bewog, mit Buchstein allein zu fahren, es war vielmehr der Wunsch, diesen in ungestörter Unterhaltung näher kennen zu lernen. Eine leichte Droschke von schmalem Gleise, mit einem kräftigen, wenn auch nicht eleganten Pferde bespannt, fuhr vor, Beide setzten sich ein, Buchstein nahm die Zügel, kein Diener begleitete sie. Die Damen sahen der Abfahrt zu. „Ich tröste mich nur damit über meine Pflichtvergessenheit," sagte Tiesenau, „daß ich meinen gnädigsten Herrn in der treuesten Begleitung weiß. Ihr Herr Gemahl scheint die Zügel fest und sicher zu führen."

„Draußen im Felde und auch im Hause," erwiederte Frau von Buchstein mit einem Lächeln, welches ihre Rede zu widerlegen schien. Wie hätte auch eine so liebenswürdige und kluge Frau den Zügel fühlen können! Tiesenau war im Gegentheil der Ansicht, daß sie, wie andere kluge Frauen, ohne es ahnen zu lassen, doch das Regiment im Hause führe — der kleine Herr Gemahl schien gar nicht der Mann, sich dem zu widersetzen, denn sie hütete sich gewiß, seinen Eigensinn zu reizen, eigensinnig war er auf jeden Fall, aber Frauen von Geist wissen diese Klippe zu vermeiden.

Auf den Scherz eingehend, führte ihn Tiesenau noch einen Moment fort, als er unwillkürlich Manuela's Augen begegnete, welche zum ersten Male fest auf ihn gerichtet waren. So dunkel und doch so leuchtend ihr schönes Blau! Er glaubte in ihrem Blick einen Ernst wahrzunehmen, der ihn überraschte. Galt er seinem Scherz über ihre Eltern, war sie davon verletzt? Er gab das Thema gewandt auf und — hatte sich nicht getäuscht. Bald strahlte wieder die reinste Heiterkeit in jenem blauen Himmel, und wie Manuela einmal über die erste Befangenheit, die ihr die Gegenwart des Fremden eingeflößt hatte, hinaus war, zeigte sich ihr fröhlicher harmloser Sinn in rasch fließendem Gespräche — wäre Tiesenau ein schärferer Beobachter, nicht verflacht in der Alltagsconversation seines gewohnten Umgangs gewesen, so würde er in diesem heitern Frohsinn auch

aus mancher Aeußerung die Innigkeit und das reiche Gemüth Manuela's erkannt haben. Er sah in ihr aber nur das reizende, unbefangene Kind, das lustig mit den Blumen des Frühlings spielt und das war schon genug, ihn zu fesseln.

Zwei Stunden vergingen im Fluge. Pünktlich zu der vorhergesagten Zeit, wie Frau von Buchstein an ihrem Gemahl gewohnt war, rollte die Droschke wieder durch den Thorweg in den Hof — und Tiesenau sah mit Unmuth, daß der fürstliche Leibkutscher, welcher nur darauf gewartet hatte, gleich nach dem Stalle stürzte, um, wie ihm befohlen war, anzuspannen. Der Fürst kehrte von dem Ausfluge sehr befriedigt zurück, sprach viel von den ungeahnten Schätzen, die sein Land hier berge, und dankte Buchstein mehrmals für den hohen Genuß, den er ihm bereitet habe. Bis zur Abreise, die nun beschleunigt wurde, war nur noch eine kurze Frist, die keine ansprechende allgemeine Unterhaltung mehr aufkommen ließ; der Fürst sagte Frau von Buchstein noch manches verbindliche Wort über die gastliche Aufnahme, die er gefunden, und versicherte, daß er sich lange nicht in einem Hause so wohl gefühlt habe — Tiesenau war wieder in seine vorige Schweigsamkeit zurückgesunken. Als der Abschied und an ihn die Reihe kam, sich zu empfehlen, hatte er für Herrn und Frau von Buchstein zwar die gewöhnlichen Floskeln der Höflichkeit, für Manuela aber nur eine stumme Verbeugung, die sie eben so erwiederte; noch einmal in ihr Auge dabei zu sehen, wie es ihm heut im unbefangenen Gespräche geglückt war und er sich glühend sehnte, gelang ihm nicht, sie hatte es so tief gesenkt, daß die langen, dunkeln Wimpern fast ihre zarten Wangen berührten.

„Vergessen Sie nicht, lieber Herr von Buchstein, daß Sie mir den Gegenbesuch schuldig sind und daß ich ein Versprechen habe!“ sagte der Fürst noch an der Thür, wohin ihn auch die Mutter und Manuela begleiteten. — „Auf Wiedersehen, meine Damen!“

In Tiesenau fand dies Wort einen stürmischen Anklang, sein Blick begegnete wenigstens dem der Frau von Buchstein und glaubte darin eine freundliche Zustimmung zu lesen. Rasch schwang er sich in den Wagen zu seinem Herrn, der schon die Zügel seiner prächtigen Blutpferde ergriffen hatte, welche nur auf den Klang der in's Schloß springenden Thür lauschten, um feurig und stolz anzutraben: der Kutscher sprang hinten auf, kreuzte die Arme und in einer Secunde war Alles, was fremdartig in die Stille und den Frieden von Wolfsheim eingedrungen war, den Blicken der Nachschauenden verschwunden.

„Hast Du ihm also wirklich zugesagt?“ fragte Frau von Buchstein ihren Gemahl, als Beide später allein waren.

„Für uns Beide, Angelica,“ erwiederte er. —

„Wie?“ fragte sie betroffen. „Manuela?“

„Manuela bleibt besser zurück. Ich habe mir Alles reiflich überlegt, Angelica. Auch Du wirst mit mir einverstanden sein, wenn Du mich ruhig anhören willst — sieh mich daher nicht so bedenklich an, als zweifeltest Du an meinem Verstande.“

„O nein!“ versetzte sie. „An Deinem Verstande zu zweifeln, kann mir niemals einfallen, der ist klar und kalt, wie ein Wintertag, aber wohl an Deinem Herzen — das war einst anders. Schämst Du Dich meines Kindes?“

Da unterbrach Manuela das weitere Gespräch, dessen Gegenstand sie selbst war. Das Auge der Mutter mußte sie mit einem auffallend räthselhaften Blicke treffen, denn sie erbebte unter ihm und wechselte die Farbe: eine leichte Blässe überflog ihr Gesicht, aber nur momentan, dann kehrten die Rosen um so tiefer und lieblicher blühend zurück.

„Deine Worte widerlegen sich von selbst, Angelica,“ antwortete Buchstein mit einem sanften Tone, welcher der aufgeregten Frau zum Herzen ging. Er rief dann Manuela zu sich und sagte freundlich zu ihr: „Nun, Kleine? Nicht wahr, Du denkst Dir jetzt einen Fürsten nicht mehr mit der Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der Hand? Wie hat Dir unser allergnädigster Landesherr gefallen?“

„O der ist so gütig! Der macht gewiß sein Volk glücklich!“ erwiederte Manuela, hell aufblickend.

„Was an Ihm liegt, gewiß! Er ist ein Fürst von hohem Geiste und hohen Gaben — aber, mein Kind, Fürsten können nicht immer thun, wie sie wollen — die Macht der Verhältnisse, oder, wie es der Dämon unserer Zeit ausgedrückt hat, die unerbittliche Logik der Thatsachen ist oft stärker, als der redlichste Wille. Glücklich der Fürst, welchem in einem beschränktern Wirkungskreise, in

einem gesegneten Lande, unter einem treuen und einfachen Volke jene schweren Prüfungen erspart werden, die den Gebietern über viele Millionen beschieden sind!" Er sprach das zu seiner Frau gewandt, bei welcher er Theilnahme und Verständniß voraussetzen durfte.

„Dich, Manuelita, hat der Fürst auch eingeladen zu dem Fest, an welchem wir Theil nehmen sollen. Ich habe es aber abgelehnt. Ja, ja, Kleine — erschrick nicht. Du sollst die Herrlichkeit, von der Du wahrscheinlich schon geträumt hast, schauen, aber für diesmal noch nicht." Und Manuela wagte keine Bitte, sie fragte nicht einmal nach Gründen, welche den Vater bewogen hatten, die Einladung für sie abzulehnen! Ja, sie sah ihn sogar mit einem liebevollen Blicke an und sagte nur: „Wie Du willst, Papa!" — Welch' eine knechtische Erziehung, welche Tyrannei in diesem Vaterherzen, einem solchen Kinde gegenüber! Tiefenau mochte schon Recht haben, daß der kleine Herr eigensinnig war — was würde er jetzt erst sagen, wenn er gehört hätte, wie seine schönste Hoffnung auf baldiges Wiedersehen herzlos vernichtet wurde!

III.

„Ich kann Ihnen nun einige Auskunft geben, lieber Tiefenau," sagte der Fürst, als er die Pferde langsam die letzte Höhe zur Chaussee hinauf gehen ließ. „Das Wunder des Majorats hat seine natürliche Erklärung gefunden. Manuela ist seine Tochter nicht."

„Wie, gnädigster Herr?" rief Tiefenau erstaunt und betroffen. „Er nannte sie doch so und Frau von Buchstein stellte sie ausdrücklich als ihre Tochter Manuela vor."

„Darin hat auch Frau von Buchstein vollkommen Recht," erwiederte der Fürst. „Manuela ist ihre Tochter, wenn auch nicht die ihres Gemahls. Sie ist nämlich schon einmal verheirathet gewesen, und, mein theurer Graf, ich habe Ihre Divinationsgabe bewundert, die Sache hängt wirklich mit der carlistischen Erhebung zusammen. Der erste Gemahl ist ein carlistischer Oberst gewesen, der unter Gomez und Cabrera rühmlich gedient und, wie der ehrwürdige Gomez, nach Maroto's Verrath die Verbannung dem Abfall von der gerechten Sache vorgezogen hat — er ist dann gestorben und hat seine Wittwe und ein einziges Kind hinterlassen. Die Wittwe ist jetzt Frau von Buchstein, das Kind Manuela."

„Das hat Euer Durchlaucht von Buchstein erfahren?"

„Es war etwas indiscret zu fragen, señor Conde — ich will es nicht leugnen, aber mein Interesse war stärker als meine Delicatesse. Buchstein erzählte auch bereitwillig und offen — welchen Grund konnte er haben, zurückhaltend zu sein, wo er begreifen mußte, daß mir der Name Manuela schon einer graden Frage werth war?"

„Und — wenn ich mir auch eine Frage erlauben darf — wie hieß Manuela's Vater?"

„Ah, Sie zweifeln wohl gar am echten, blauen Blute, das Ihnen doch jeder Zug dieses edeln Gesichtchens, die kleine Hand, der echt spanische Fuß verbürgen mußte? Beruhigen Sie sich — Sie dürfen vor keiner Verirrung Ihres Herzens zittern. Unvermischtes sangre azul von wenigstens tausend Jahren! Der Ahnherr Manuela's verliert sich in die Wolkenhöhen der Völkerwanderung, seine Nachkommen haben gewiß mit dem letzten Gothenkönige bei Xeres de la Frontera gestritten: ihr letzter Sproß, Manuela's Vater, hieß Don Diego de Silva. Sind Sie zufrieden?"

„Durchlaucht geruhen, auf einer Voraussetzung zu beharren, welche, wie ich Allerhöchstdenenselben versichern kann —"

„O, lieber Tiefenau, wenn Sie den Curialstil gebrauchen, dann weiß ich schon, daß ich Sie gekränkt habe — das wollte ich nicht. Leugnen werden Sie mir kaum, daß die blonde Spanierin Sie bezaubert hat, und wenn ich als Ihr väterlicher Freund alles Ernstes wünsche, daß Sie bald eine solide Partie machen, so habe ich dafür meine vollwichtigen Gründe. Oder sollten Sie schon, wie zuweilen versichert wird, anderweit fest engagirt sein?"

Tiefenau stellte das mit einem Versuche zum Scherz entschieden in Abrede, und die Nähe der Stadt, deren Häuser und Gärten jetzt am Fuße des Hügels, dessen Höhe sie erreicht, vor ihnen ausgebreitet lagen, machte der Unterhaltung ein Ende. Sie war des Dieners wegen wiederum in französischer Sprache geführt worden.

Der Fürst, welcher nur einige Jagden in dieser Gegend abhalten wollte, zu denen er mehrere hohe Gäste eingeladen, hatte sich alle Empfangsfeierlichkeiten verbeten; dennoch wa-

ren aus der Nachbarschaft die angesehensten Grundbesitzer herbeigeeilt, um dem Landesherrn ihre Ehrfurcht zu beweisen und eine zahlreich zusammengeströmte Bevölkerung hatte schon gestern, wo der Fürst ankommen sollte, die Straße weithin besetzt. Heut seit dem frühen Morgen wartete nun Alles, und ein jubelnder Zuruf, der wie ein Lauffeuer von den Ersten, die den ankommenden Wagen bemerkten, bis zu den dichter gedrängten Massen am Thore der Stadt sich fortsetzte, begrüßte den Fürsten und begleitete ihn bis zu dem Schlosse, wo er Quartier nehmen wollte. Dergleichen wiederholt sich überall, und Fürsten pflegen keinen großen Werth darauf zu legen, wenn sie bedenken, wie das Volk mit seinem Zujauchzen nur dem Moment gedankenlos fröhnt und keine Bürgschaft fester Anhänglichkeit, unwandelbarer Treue dadurch gibt. Hier aber war es wirklich der Ausdruck wahrer Liebe und Freudigkeit und der Fürst verdiente die Zuneigung seines Volks.

Auf dem Schlosse war von den fremden erlauchten Gästen noch keiner angekommen, die fürstliche Reise hatte darauf berechnet werden müssen, daß der Jagdherr dieselben empfangen konnte. Dagegen nahm der Fürst die Getreuen, die ihn, nicht officiell als die Stände der Landschaft, sondern für sich persönlich begrüßten, huldvoll auf und lud allgemein Jeden, der an der nächsten großen Jagd Theil nehmen wollte, dazu ein — viele von den Herren hatten überdem schon Einladungen erhalten, Andere, denen sie nicht zu Theil geworden war, entschlossen sich, demungeachtet zu bleiben: hatte man sie vergessen, oder nicht bei der Auswahl berücksichtigt, so war es natürlich nur die Schuld des Hofjagdamts, nicht des fürstlichen Jagdherrn, der sich unmöglich darum bekümmern konnte. Daß Buchstein sich gar nicht sehen ließ, erschien auffallend, indessen nach seinen Ansichten von Selbständigkeit konnte man sich das erklären — bald jedoch verbreitete sich, nicht ohne höhere Veranlassung, die Nachricht, daß Seine Durchlaucht in Wolfsheim über Nacht gewesen sei und den Besitzer gebeten habe, sich, da er kein passionirter Jäger, nicht weiter um seine Person zu bemühen. Der Fürst hatte sich, nach Angabe des Hofjägermeisters, sehr vortheilhaft über Herrn von Buchstein geäußert und auch Tiefenau, an welchen sich seine Bekannten um nähere Aufschlüsse über die Familie wandten, sprach sich mit großer Anerkennung über dieselbe aus. Sie wohnte zwar schon seit zwei Jahren in hiesiger Gegend — Wolfsheim, das sie schon früher gekauft, war nur gelegentlich einmal von ihr besucht worden, um die neuen Einrichtungen und Anlagen in ihrem Fortschritt zu besichtigen — aber trotz dieser Zeit schien sie sich noch nicht recht acclimatisirt zu haben. Es war etwas Fremdartiges an ihnen, das sich nicht in diese eingelebte, seit vielen Generationen netzartig durch Heirathen verstrickte Gesellschaft der Gegend verweben ließ. Vielleicht, wenn einmal die kleine, hübsche Spanierin in eine der benachbarten Familien kommen werde, konnte der erste Schritt dazu geschehen — aber freilich, sie war doch immer nicht die Tochter des Herrn auf Wolfsheim, sondern sein Stiefkind und dann, es war kein Geheimniß geblieben, weil er keins daraus machte, daß er ein Majorat stiften wolle, sie also keine Aussicht habe, diese große Besitzung zu erben: so blieb auch der Erfolg eines Werbers um sie immer keine Bürgschaft für genauere Verbindungen mit den Buchsteins. Wer die Agnaten waren, zu deren Gunsten er das Majorat zu gründen gedachte, wußte man nicht recht — Buchstein war aus Franken oder der Oberpfalz, wie es verlautete, hatte aber viel im Auslande gelebt, wo er auch seine Frau als Wittwe eines spanischen Officiers kennen gelernt; sie selbst war aber keine Spanierin, das wußte man aus ihrem eigenen Munde, sondern vom Rhein her, also eine Deutsche. Ihren Namen hatte man noch nicht erfahren, doch führte sie, wie der Postmeister versicherte, ein stattliches Alliancewappen und so war es möglich, daß vielleicht die Erbschaft des kinderlosen Buchstein nach der Stiftungsurkunde des Majorats einmal auf die Verwandten der Frau überging, also abermals eine fremde Einwanderung in die Landschaft, deren Adel bisher so geschlossen gewesen war, stattfand. Der Verkauf von Wolfsheim war damals nur so schnell, gleichsam über Hals und Kopf, betrieben worden, und zu einer so unmenschlichen Summe — sonst hätte sich wohl auch unter den Nachbarn ein Käufer gefunden. Schade, schade, daß der kleine Herr als echter Stiefvater gegen die arme Manuela gehandelt und ihr Alles entzogen hatte — sie wäre sonst die beste Partie auf zwanzig Meilen in der Runde gewesen, und außerdem „sie wird ja mit jedem Tage reizender! Wer sie in vier Wochen nicht gesehen hat,

ist immer ganz erstaunt über ihre wundervolle Entwicklung."

Das waren die Aeußerungen und Urtheile, welche Tiefenau in der Gesellschaft während der fürstlichen Jagden über die Familie Buchstein hörte, und die er auch, nachdem die geräuschvollen und ermüdenden Tage vorüber waren, mit sich nahm. Die Rückreise nach der Residenz geschah nicht wieder auf dem leichten Jagdwagen, incognito auf einem Zickzack von Landwegen durch interessante, dem Fürsten noch gänzlich unbekannte Gegenden seines Erbes, sondern auf der Eisenbahn, welche sie in kürzester Frist an ihr Ziel brachte. Alles war nun vorüber!

Im Palais, als der Abend des ersten Tages nach der Heimkehr einbrach und draußen ein furchtbarer Sturm mit herbstlichen Regenschauern durch die Straßen tobte, saß der Fürst, nachdem alle Dienerschaft, auch die Damen und Cavaliere entfernt waren, behaglich im Kreise der Seinigen: ein schönes, echt menschliches Bild. Die Fürstin, wenig jünger als er, niemals schön gewesen, besaß doch jene weibliche Anmuth, die bei sanften Frauen mit den Jahren nicht, wie der äußere Reiz, abnimmt, sondern sich immer mehr vollendet und veredelt. Sie war ihrem Gemahl die treueste Lebensgefährtin in allen Freuden und Sorgen seines hohen Berufs und hatte ihm in schwierigen Lagen schon oft durch einen klugen Rath den besten Ausweg angedeutet; mit selbständigem Geiste leitete sie die Erziehung ihrer Kinder und wohnte nicht selten ihrem Unterrichte bei. Der beste Erfolg belohnte ihr Streben und sie konnte mit Freude und Stolz auf den schönen Kranz blicken, der sich heut, wo Alle vereinigt waren, um sie und ihren Gemahl gereiht hatte. Auch der älteste Prinz, fast erwachsen, der mit seinem Hofmeister eine weitere Reise gemacht hatte, war zurückgekehrt und saß neben seinem Vater, dessen Erzählungen von den jüngsten Erlebnissen lauschend.

Die Fürstin hatte mit Interesse die Schilderung gehört, welche ihr Gemahl von dem Aufenthalt in Wolfsheim gemacht, und war gespannt darauf, die Familie Buchstein kennen zu lernen, die der Fürst so anziehend gefunden hatte.

„Das Oberhaupt gebe ich Dir zu," sagte sie lächelnd, „von ihm hast Du mir ein klares und gewiß richtiges Bild gezeichnet. Mit den Damen ist es Dir weniger geglückt, bei aller Feinheit Deiner Beobachtung, die ich gewiß anerkenne, fehlt Dir doch für Frauen der rechte Blick — mich ausgenommen! Ich werde also selbst sehen müssen."

Prinz Friedrich, der Aelteste, erzählte jetzt, daß er bei Heidelberg, wo er zufällig in der Nähe einer etwas lauten Studentengesellschaft einige Zeit auf dem Kaiserstuhl verweilt, von einer blonden Andalusierin, die man, wie er sich nun genau erinnere, Silvana genannt, mit vielem Enthusiasmus habe reden, auch wiederholt ihre Gesundheit ausbringen hören — es sei unzweifelhaft dieselbe, wenn der Papa sage, daß sie Manuela de Silva heiße.

Die Fürstin sah ihren Sohn, der sehr lebhaft geworden war, flüchtig an und sagte dann zu ihrem Gemahle:

„Wann gedenkst Du die Einladungen ergehen zu lassen?"

„Das Concert ist natürlich zu Deinem Geburtstage, wie immer," antwortete der Fürst. „Wenn das Wetter sich wieder klärt, wollen wir es auch nicht hier, sondern auf der Arneburg hören." Dies war ein Lust- und Jagdschloß, wenige Stunden von der Residenz entfernt, in waldiger, höchst romantischer Gegend gelegen.

Am andern Morgen aber und viele Tage noch stürmte und tobte das Wetter, als wolle es sich vor Eintritt des Frostes gar nicht wieder beruhigen. Die schöne, sonst so belebte Umgebung der Residenz war todt und leer, ihre Straßen wie ausgestorben. Desto munterer regte sich das Leben unter Dach und Fach. Die eigentliche Saison der Geselligkeit lag zwar, dem Kalender nach, noch fern, aber da die Natur, welche man sonst um diese Zeit noch in letzter voller Freudigkeit zu genießen pflegte, ein verbotenes Land war, so nahm man von den Verheißungen des Winters Einiges als Vorschuß in Anspruch. Am Hofe selbst war es still, die Fürstin liebte die rauschenden Vergnügungen nicht, und wenn auch dem Herkommen gemäß die Festlichkeiten zur gewohnten Zeit ihren Gang nahmen und immer sehr glänzend und geschmackvoll ausgestattet waren, fand doch selten ein außergewöhnliches Arrangement Statt; nur die kleinen Zirkel, zu denen aber nicht einmal alle Personen, die bei Hofe vorgestellt waren, Einladungen erhielten, wurden ziemlich regelmäßig durch das ganze Jahr fortgesetzt und standen im Rufe, höchst interessant und genußreich zu sein. In den Häusern der Hofchargen dagegen und der Familien, die sich zur „Gesellschaft" rechneten, waren in der

häßlichen Regenzeit beinahe täglich Soireen und es sollte beim Hofjägermeister sogar schon einmal getanzt werden. Herr von Seehausen — wir haben seinen Namen schon gehört — bat Tiesenau, die Leitung des Tanzes, wie er es schon zuweilen und immer mit seinem Tact gethan, zu übernehmen. Zu seiner Verwunderung entschuldigte dieser sich heut — offenbar unter nichtigen Vorwänden. Seehausen bedauerte es und mußte unter den anwesenden Cavalieren einen Andern dazu gewinnen. Dann trat er zu einer kleinen, sehr hübschen und sehr eleganten Frau, die zufällig, was ihr selten geschah, einen Moment nicht unterhalten war, und sprach sie an.

„Sagen Sie mir, meine Gnädigste, was mag unserm Rinaldo geschehen sein?“ — Diesen Namen führte Tiesenau in vertrauten Kreisen, nicht etwa nach dem vulgären Räuberhauptmann, sondern nach dem Ritter aus Armida's Zaubergärten.

„Ich finde ihn schauerlich ernst geworden, man sieht ihn überhaupt seltener in Gesellschaft und heut hat er mir sogar abgeschlagen, die Arrangements beim Tanze zu übernehmen.“

Die kleine Frau richtete einen schnellen Blick ihrer blitzenden, schwarzen Augen auf den Hofjägermeister, schlug ein Rad mit ihrem schönen Fächer und erwiederte: „Davon soll i ch Rechenschaft geben, Herr von Seehausen?“

„Noch mehr, gnädigste Frau, ich fürchte, man wird Sie dafür verantwortlich machen!“

Sie lachte, daß ihre rothen Lippen die makellose Reihe ihrer blendenden Zähne sehen ließen. „Mich!“ rief sie. „Gewiß, ich habe ihn für die Gesellschaft gemordet! Lassen Sie uns hoffen, nicht für immer!“ Hier war also ein öffentliches Geheimniß, wie es schien. Den Hofjägermeister rief seine Pflicht als Herr vom Hause weiter und die Dame schloß sich unbefangen der nächsten Gruppe von Frauen an, die sich ihr mit Zuvorkommenheit öffnete, denn sie hatte in der Gesellschaft eine gesicherte Stellung. Tiesenau hatte sie heut noch nicht begrüßt, da sie etwas spät erschienen war, er näherte sich ihr jetzt und sie erwiederte seinen Gruß mit der Frage: „Sind Sie krank, Graf Tiesenau? Man sagt es mir und fürchtet für Sie.“

Es zuckte über sein Gesicht. „Wer hegt diese zärtliche Sorge für mich, gnädige Frau?“

In dem Blicke, der ihn traf, hätte er die Antwort, etwas wie Vorwurf, lesen können; sie erwiederte aber mit leichtem Tone: „Wundern Sie sich nicht, wenn man die Abneigung gegen den Tanz, bei Ihnen ganz ungewohnt, für ein gefährliches Symptom hält.“

Eben wurde eine kurze Aufforderung dazu auf dem Flügel, an welchem schon der bestellte tactfeste Musiker Platz genommen hatte, angeschlagen, die drei obligaten Instrumente an der offenen Thür des Nebenzimmers ließen eine leise Stimmprobe hören.

„Darf ich um die Ehre bitten, Ihnen das Gegentheil beweisen zu dürfen?“ fragte Tiesenau.

„Frau von Schlatt?“ sprach hinter der Dame, ehe sie antworten konnte, eine helle Stimme, und sie wandte sich rasch um, legte ihre kleine Hand in die des jungen Officiers, der sein Recht suchte, und sagte zu Tiesenau: „Sie sehen, ich bin engagirt. Zum nächsten Tanz aber!“ Er blieb zurück und sah ihr mit Gefühlen nach, von denen sie gewiß keine Ahnung hatte — es war ein Zwiespalt in ihm, den er nicht beschwichtigen konnte, wenn er nicht mit seiner ganzen Vergangenheit brach. Und traf ihn dabei eine Schuld? Hatte s i e nicht vielmehr gebrochen? Konnte sie, nachdem sie ihn zurückgewiesen hatte, noch erwarten — hier riß er sich von dem Gedanken, der ihn ganz umspinnen, mitten in der Gesellschaft isoliren wollte, gewaltsam los und suchte einen Kreis der lebhaftesten Unterhaltung auf, an welcher er sich um jeden Preis betheiligte.

Dem nächsten Tanz konnte er sich aber nicht entziehen, er suchte Frau von Schlatt, nachdem der erste Walzer vorüber war, auf und erinnerte sie an ihr Versprechen. Sie neigte sich freundlich, wie immer, und plauderte dann weiter mit den Damen, bei welchen sie stand, er trat zurück und konnte sie — er wähnte kalt, wie ein Anatom! — betrachten, er konnte sogar Vergleiche anstellen. Hier war ein so echtes Bild südlicher Schönheit, wie ein Maler es je copirt hatte, das schwarze, üppige Haar, der warme, etwas dunkle Teint vom frischen und zarten Roth der Wangen unterlegt, die ausdrucksvollen Züge, das Feuerauge und die leichte, bewegliche Gestalt von vollendeten Formen! Wenn hier — eine Andere neben ihr gestanden hätte und ein Kenner hätte entscheiden sollen, welche von Beiden die Spanierin —

Da begannen die lebhaften Klänge schon wieder, und Frau von Schlatt wandte sich zu ihm, mit einem unbefangenen — er hätte sagen mögen — vertrauensvollen Blicke, um

sich von ihm in die antretende Reihe der Paare führen zu lassen. Sie tanzten und in den Pausen unterhielten sie sich auch, aber es war ein Frost gefallen: Frau von Schlatt fühlte das. Zu fein und zu stolz war sie, ihre Bemerkung ahnen zu lassen, doch hätte sie um Alles in der Welt gern eine grade Frage an ihn gerichtet. Dazu war keine Zeit und hier nicht der Ort, wo sie, das wußte sie wohl, von hundert scharfen Frauenaugen bewacht wurde, Alle sehnsüchtig, an ihr eine verwundbare Stelle für den Pfeil der Lästerung zu finden. Ihre unabhängige Stellung, reich und gefeiert, wie sie war, bot dem Neide zu viel Nahrung, als daß sie nicht hätte stets auf der äußersten Hut sein müssen, ein Spiel, das sie bis jetzt zur eigenen Lust geführt, das ihr aber heut zum ersten Male lästig fiel. Als sie vom Tanze abgetreten war, hätte sie sich am liebsten zu ihrer alten Tante, ihrer Ehrendame und Hausverwalterin, gesetzt, um keinen Schritt mehr zu tanzen, aber sie durfte das nicht, sie mußte für jede neue Polka oder Française ihre Karte füllen lassen, bis endlich der Cotillon sie erlöste. Bei jeder Gelegenheit des vorigen Winters hatte sie ihn mit Tiefenau getanzt, die Gesellschaft war daran gewöhnt und wunderte sich nur, daß das Paar, welchem doch gar keine Hindernisse im Wege standen, nicht längst Verlobungskarten geschickt hatte. Heut durfte sie, da Tiefenau nur einen Tanz getanzt hatte, sich gegen die Dame vom Hause mit heftiger Migräne entschuldigend, nicht darauf rechnen, daß er sie noch um den Cotillon bitten werde, gern wäre sie mit der Tante nach Hause gefahren, aber auffallen wollte sie nicht und so sagte sie denn einem Fremden, der unbekannt mit den Verhältnissen, sie um den Cotillon bat, denselben zu. In demselben Moment, als habe er mit Absicht so lange gezögert, nahte ihr Tiefenau und sprach sie um den Tanz an, da blitzte doch in ihrem Auge das Gefühl der Kränkung und ihre Stimme bebte, als sie mit stolz gekräuselter Lippe ihm den Bescheid gab, der ihn mit einer tiefen Verbeugung zurücktreten ließ.

Das große Ereigniß verfehlte seinen Eindruck nicht. Was mochte zwischen ihnen vorgefallen sein? War es nur ein kleiner Zwist, ein Schmollen, vorbehaltlich baldiger Versöhnung, oder ein völliger Bruch?

„Er ist doch endlich zur Besinnung gekommen, daß sie eine herzlose Colette ist," hieß es leise.

„Glauben Sie mir," — betheuerte eine stets gut unterrichtete Dame, deren Wort Autorität war, — „sie hat ihn verabschiedet. Wie sollte sie ihre schöne Freiheit und ihr Vermögen einem unbedeutenden, armen Hauptmann opfern, wenn er auch Graf und Flügeladjutant und von leidlicher Figur ist? Die Sache ist abgethan!"

IV.

Endlich wieder Himmelsblau! Die Stürme legten sich, die Wolken verschwanden, es trat wieder heiteres Wetter ein, dessen Beständigkeit durch alle Anzeichen, welche Land- und Forstleute zu deuten verstehen, auf lange Zeit verbürgt wurde. Es war, als wolle die Natur sich noch einmal vor dem Winterschlafe recht licht und freundlich kleiden, um ein gutes Andenken zu hinterlassen. Und daß grade kurz vor dem Geburtstage der Fürstin dieser Wechsel stattfinden mußte! Die Einladungen zum Hofconcert, welche immer schon sehr früh abgingen, hatten auf das Palais gelautet, jetzt mußten sie nach Allerhöchster Entschließung geändert und auf die Arneburg gestellt werden. So rollte denn an dem Nachmittage, wo das Fest stattfinden sollte, im herbstlichen Wetter eine Equipage nach der andern aus dem Thore der Residenz, durch die hügelige Landschaft dem dunkeln Saume der Wälder zu, in deren Schoße das Jagdschloß von dem Großvater des jetzigen Fürsten erbaut war. Dort herrschte schon seit jenen vergangenen Tagen die wohlthuendste Zwanglosigkeit, alle Etikette des Hofes war verbannt, und die Fürstin in ihrer Einfachheit machte selbst die liebenswürdigste Wirthin. Heut freilich an ihrem Geburtstage schien es schicklich, etwas mehr Formen zu beobachten, darum empfing auch die Ankommenden ein Kammerherr und geleitete sie zu dem Salon, wo sie den Herrschaften sich vorstellten. Lauter Bekannte! Denn das Land war nicht groß, und namentlich in der Residenz war Alles, was nur auf einige Bedeutung Anspruch machen wollte, gewissermaßen verpflichtet, sich bei Hofe vorstellen zu lassen. Es ist das eine Art von Zwang, dem man sich nicht gut entziehen kann und wovon die Bewohner großer Residenzen keine Ahnung haben.

Der dienstthuende Kammerherr konnte daher jeden Ankommenden gleich bei Namen begrüßen, und eine laute, fröhliche Conversation machte sich nicht selten schon im Vor-

zimmer bemerklich. Nur eine Equipage war ihm fremd, eben so das Paar, welches ausstieg; er konnte sich aber sagen, da er es schon vom Hofmarschallamte wußte, daß es Niemand anders sein könne als Herr von Buchstein, der neue Besitzer des im Lande ziemlich bekannten Wolfsheim. Seine verbindliche Anrede beim Empfang setzte ihn darüber außer Zweifel, er musterte in aller Schnelligkeit die nicht vollkommen tadelfreie Toilette der Dame — er hatte einen scharfen Blick, Kleinigkeiten zu bemerken, welche hundert andern Augen entgangen sein würden — aber der Dame selbst ließ er alle Gerechtigkeit widerfahren. Da sie, wie Herr von Buchstein sagte, der Fürstin noch nicht vorgestellt war, so übernahm der Kammerherr selbst, sie der Oberhofmeisterin zu präsentiren, durch welche die Vorstellung dann geschehen mußte. Es war nur dem heutigen Tage zu Ehren, daß nicht alle Formen auf der Arneburg ausgeschlossen waren.

„Wie, Herr von Buchstein?“ rief der Fürst, indem er ihn freundlich begrüßte und ihm die Hand reichte. „Das ist wider die Verabredung! Einen solchen geheimen Vorbehalt hätte ich Ihnen nicht zugetraut. Oder ist Fräulein Manuela krank?“

Es war schon in der Gesellschaft über die Familie Buchstein, wenn auch nur in ungewissen Formen, gesprochen worden. Prinz Friedrich hatte in seinem jugendlichen Interesse an den Erinnerungen seiner Reise, die sich so wunderbar mit heimischen Erlebnissen seines Vaters verknüpft hatten, Einiges erzählt, was der „Papa“ geäußert, und die blonde Andalusierin oder Silvana, wie ihre Heidelberger Bewunderer sie genannt, war mit Spannung erwartet worden. Als diese Erwartung nun getäuscht war, regte sich alsbald eine gewisse Mißstimmung gegen den kleinen Herrn Stiefvater, dessen Entschuldigung über das Ausbleiben des jungen Mädchens obenein mit der Ehrfurcht, die er dem Fürsten schuldig war, nicht einmal im Einklange schien.

Die Fürstin empfing Frau von Buchstein, als sie ihr vorgestellt wurde, mit der Freundlichkeit, die ihr alle Herzen gewann; auch sie bedauerte, Manuela nicht zu sehen, ließ aber die Entschuldigung gelten, die auch mehr für sich hatte, als die ihres Mannes: Manuela sei noch zu sehr Kind, noch nie in Gesellschaft aufgetreten und daher ganz unfähig, sich zu präsentiren, Durchlaucht werde einer Mutter die kleine Eitelkeit verzeihen, ihr Kind nicht unvortheilhaft erscheinen zu lassen.

Einige, welche das gehört hatten, flüsterten unter einander, daß einmal doch der Anfang gemacht werden müsse, und begriffen dabei nur nicht, daß es keineswegs hier zu geschehen brauche, für sie gab es freilich keine Welt als die große.

Ob Manuela's Gedanken in ihrer Einsamkeit daheim die Eltern begleiteten? Wenn sie sich aber auch Alles durchdachte, was diese sehen und erleben würden, die große und glänzende Gesellschaft, von deren Thun und Wesen sie keinen Begriff hatte, den liebenswürdigen Fürsten, der so gütig gegen sie gewesen war, die unbekannte Fürstin, von der sie sich ein stolzes Bild machte — und wen sonst noch — — und dann die gewiß wunderschöne Musik — Eins kam auch nicht von fern in den Kreis ihrer Vorstellungen und hätte sie erschreckt, wenn sie es geahnt hätte: es war, daß sie, noch ehe sie in der großen Welt aufgetreten war, dort schon eine Todfeindin hatte!

Als Herr von Buchstein mit seiner Frau eingetreten war, hatte Tiefenau grade im Gespräch mit Frau von Schlatt gestanden. Seit jenem Tanzabend im Hause des Hofjägermeisters hatte sie ihn nicht gesehen und auch heut erst spät Gelegenheit gefunden, ihm, der sie nicht suchte und wohl durch ihre Versagung des Tanzes, auf den er ein Recht zu haben vermeint, gekränkt war, eine Erklärung darüber zu geben. Da trat eben Herr von Buchstein ein und ein plötzliches Zerstreutsein, ja beinahe ein heller Schein, wie Freude, malte sich vor dem geschärften Auge der Dame in Tiefenau's unbewachten Zügen, — aber dieser Schein erlosch sogleich und machte einem düstern Schatten des Unmuths Platz. Wie konnte sie einen Moment zweifelhaft über die Ursache sein? Sie wußte ja, daß er mit dem Fürsten in Wolfsheim gewesen war, sie hatte seit Kurzem auch über die blonde Andalusierin, wie nun das Fräulein von Silva nach der in Curs gesetzten Erzählung des jungen Prinzen unbekannterweise genannt wurde, viel gehört — wie war es möglich gewesen, daß sie bis jetzt im Gefühle stolzer Sicherheit gewähnt hatte, Tiefenau müsse gegen jeden fremden Eindruck gepanzert sein, selbst nachdem sie eine ehrliche Werbung, zu welcher ihn seine Leidenschaft für sie hingerissen, lachend zurückgewiesen hatte? Freilich war er nicht hoffnungslos geblieben, sie hatte auf

ein unverändertes Verhältniß zwischen ihnen seinen Ernst hinweggescherzt, war gegen ihn, sie wußte es selbst am besten, zärtlich und feurig zugleich geblieben, — aber hatte sie so fest auf seine Unwandelbarkeit trauen können, daß er in diesem, von ihrer Laune geschaffenen Verhältniß ihr Sclave bleiben werde, bis ihr beliebe, dasselbe zu zerreißen? Jetzt war sie auf einmal enttäuscht! Sie sah nun ganz klar den Grund zu seinem ganzen Benehmen seit seiner Rückkehr von den fürstlichen Jagden, und wie ihre Eitelkeit schwer verletzt war, schien sich urplötzlich in ihr ein Gefühl für ihn zu entzünden, das sie nie gekannt, wenn es nicht vielleicht unbewußt im Spiel ihrer Coletterie schon gelebt hatte — auf das unschuldige Kind aber, um das er sie verrathen hatte, warf sie ihren bittern Haß. Ihr Aeußeres gab keine Kunde von Allem, was in ihrem Innern vorging, sie führte ihr Gespräch mit Tiefenau, das durch die Erscheinung des fremden Paares nur einen Moment gestört worden, leicht zu Ende und hatte dann für ihn einen unbefangenen und freundlichen Blick, in welchem sie sich jedoch hütete, irgend einen Strahl aus vergangenen Tagen leuchten zu lassen. Mußte sie ihn verloren geben, so durfte er wenigstens niemals ahnen, welchen Preis er für sie hatte! Doch schmeichelte sie sich immer noch mit der Hoffnung, daß er, bald geheilt von der kindischen Anwandlung, die nur das Neue, Fremdartige erzeugt hatte, zu ihr zurückkehren werde — dann aber — — Sie erröthete vor sich selbst über den schmachvollen Gedanken, der in ihr aufstieg: welche Demüthigung lag in ihm! Sollte sie nun doch wünschen, was sie einst nicht geachtet und übermüthig von sich gewiesen hatte?

Von der ganzen zahlreichen Gesellschaft, auf der Arneburg versammelt, war sie vielleicht die Einzige, welche unbefriedigt und mißgelaunt dieselbe verließ. Auch Tiefenau, anfangs — er konnte es sich nicht verleugnen! — durch Manuela's Ausbleiben verstimmt, hatte bald wieder guten Muth und Vertrauen gewonnen. Er hatte Buchstein's gleich begrüßt, nachdem Frau von Schlatt mit voller Harmlosigkeit ihre Unterhaltung mit ihm abgebrochen, und war durch die offene, herzliche Weise, mit welcher der Vater seine Worte erwiederte, sehr erfreut worden; unnatürlich wäre es gewesen, Frau von Buchstein, die gleich freundlich gegen ihn war, nicht nach ihrer Tochter zu fragen, und sein Herz erbebte in Hoffnung, als sie ihm scherzend erwiederte: „Mein armes Kind wäre wohl gern hier, aber wir, die vernünftigen Eltern, beschlossen, daß es für sie noch nicht an der Zeit sei. Für den Winter vielleicht werden wir uns den Befehlen der Fürstin fügen müssen." Nicht ohne einen Seitenblick auf ihren Gemahl sprach sie diese Worte, die Fürstin hatte wirklich den Wunsch ausgesprochen, Manuela zu sehen, indessen würde es auf Herrn von Buchstein keinen bestimmenden Einfluß geübt haben, wenn er nicht schon vorher entschlossen gewesen wäre; in diesem Sinne hatte er ja auch Manuela das Versprechen gegeben, daß sie alle Herrlichkeit, die sie sich phantastisch ausmale, schauen sollte, er selbst hatte nur erst eine Charakteristik der hiesigen Gesellschaft gewinnen wollen. Diese faßte er auf der Heimfahrt, als seine Gemahlin ihn nach seinem Urtheil fragte, kurz in die Worte zusammen: „Tout comme partout!"

„Chez nous — willst Du sagen. Aber das bestreite ich Dir."

„Streite nicht, streite nie, Angelica. Auch wollte ich wirklich partout sagen: Alles, wie überall! Nur die Spitzen der Gesellschaft, ich meine die Doppelspitze, das edle fürstliche Paar, nehme ich aus, das ist anders, als überall, und wenn Du Manuela je unter eine hohe Protection stellen wolltest, wie Du oft den Wunsch geäußert hast, so wäre es hier gerechtfertigt."

„Was sagst Du, Buchstein?" rief die Dame.

„Du hast mir die volle väterliche Autorität über Dein Kind übertragen und wirst mir das Zeugniß geben, daß ich wie ein Vater an Manuela gehandelt, daß ich mir auch ihre Liebe erworben habe —"

„Gewiß, von ganzem Herzen gebe ich Dir dies Zeugniß!" erwiederte Frau von Buchstein.

„Ich konnte nicht immer mit Dir übereinstimmen — fern davon, Dir irgend einen Vorwurf zu machen, meine Angelica, finde ich es auch ganz natürlich. Du wünschest unserer Manuela ein Leben in Glück und Freude, wie ich auch, nur sind wir über das Glück des Lebens verschiedener Ansicht — Du glaubst es, wenn auch nicht einzig und allein, im Glanz und hohen Range zu finden, ich suche es auf stillern Wegen."

„Sei nicht ungerecht, Buchstein!" versetzte sie sanft. „Siehst Du nicht, daß ich in der

stillen Zurückgezogenheit, in welcher wir bis jetzt gelebt, mich ganz glücklich gefühlt habe? Aber soll ich meinem Kinde, das alle Vorzüge besitzt, die in der großen Welt die höchste Anerkennung finden, nicht eine, wenn auch noch so kurze Frühlingszeit in jenen Freuden der Jugend wünschen?"

„Wir werden uns einigen, Angelica. Wenn mich der Gedanke, Manuela an einem Hofe oder, wie Du gewünscht, gar als Hofdame zu wissen, bisher mit tiefem Mitleid um unser armes Kind füllte, so habe ich nach Allem, was ich über unsere Fürstin erfahren, die Ueberzeugung gewonnen, daß sie hier in guten Händen wäre, da die Fürstin nicht wie Andere ihre Damen nur als Dienerinnen, höchstens als hübsche Decorationen ansieht, sie aber sonst der Discretion ihrer Hofmeisterin und — der Cavaliere überläßt, sondern daß sie in Wahrheit mütterlich für dieselben sorgt —"

„Nicht wahr?" rief Frau von Buchstein freudig zustimmend. „Und hast Du heut diese Erfahrungen bestätigt gefunden?"

„Heut, meine gute Angelica, wäre das schwer gewesen," versetzte er lachend. „Indessen kann ich Dir sagen, daß meine Ueberzeugung nicht auf oberflächliche Eindrücke begründet ist."

„Und welche Schritte willst Du thun?" Hast Du vielleicht schon einen Schritt gethan —?"

„Dein rasches Blut eilt der ruhigen Entwicklung der Dinge voraus, Angelica."

„Ich bin die leichtsinnige Rheinländerin, unbesonnen bis in's Alter, meinst Du? Hübsch abwarten, bis der Moment, der nie wieder so günstig kommt, versäumt ist! Ich bitte Dich, Buchstein, folge meinem Rathe doch nur ein einziges Mal!"

„Wie oft habe ich ihn schon befolgt, Angelica, in wichtigen, wie in gleichgiltigen Dingen — gestehe mir das! Hier aber würde beim besten Willen sich kein Grund für mich finden lassen."

„Gibst Du je Gründe an?" fragte sie. „Klingt Dein Nein nicht stets wie ein militärisches Commandowort, ohne alle Motivirung?"

„Ich halte es für überflüssig, ja schädlich, Motive anzugeben, welche doch nicht anerkannt würden. Laß uns heut gemüthlich bleiben, meine Angelica. Ich habe Manuela ein Versprechen gegeben, das ich halten werde, ich habe der Fürstin zugesagt, daß ich ihr Manuela, so bald sie befiehlt, vorstellen werde, — was sich dann weiter entwickeln wird, überlasse ich der Zeit, ohne darum mich willenlos von den Wellen treiben zu lassen, das Steuer vielmehr in fester Hand."

„Ich muß mich damit zufrieden geben," versetzte sie. „Du bist der Herr."

„Dein Mann bin ich, der Dich liebt, wie er Dich stets geliebt hat — und das weißt Du auch! — Hast Du viele Bekanntschaften gemacht?"

So lenkte er das Gespräch auf das Allgemeine, und nur als von Tiefenau gesprochen wurde, knüpfte es sich wieder an das verlassene Thema an. Ihr Urtheil über Tiefenau ging jedoch sehr aus einander, und seltsamerweise war es diesmal Frau von Buchstein, vor deren Auge er wenig Gnade gefunden hatte. Gab es für sie noch einen besondern Grund dazu?

Das Ehepaar brachte die Nacht in der Residenz zu und verließ dieselbe erst mit dem Bahnzuge, der um Mittag abging. Ehe sie abreisten, erschien noch ein Hoffourier, welcher eine fürstliche Einladung zu einem der kleinen Zirkel der nächsten Woche brachte. Es war, als habe die Fürstin, von welcher diese Einladung ausgegangen war, Buchstein's Wünsche errathen — nicht bei einem der großen und glänzenden Feste sollte Manuela zum ersten Male in die ihr fremde Welt eingeführt werden, sondern auf diese, ihr Alles erleichternde Weise! Der Mutter gefiel die Auszeichnung, welche immer darin lag, allerdings auch, aber sie hätte doch dem Kinde gleich den vollen entzückenden Eindruck gewünscht, dessen sie sich noch bei gleichem Anlaß aus ihrer eigenen Jugend erinnerte! „Vermeidet man nicht auch, wenn man einen hohen Berg mit herrlicher Aussicht besteigt, z. B. den Rigi, vorher alles Umschauen von Zwischenpunkten aus, um sich den Vollgenuß des einen, allumfassenden Moments nicht zu schwächen?" sagte sie. Indessen war es nicht mehr zu ändern.

Manuela hatte ihre Eltern in Gedanken durch alle Stunden in die ihr unbekannten Regionen begleitet und erwartete sie bei der Heimkehr mit Ungeduld. Wie reizend erschien sie selbst dem ernsten und ruhigen Auge des Vaters — Buchstein konnte sich wohl sagen, daß er ihr das stets gewesen! — als sie vor dem Dorfe unter einem großen Birnbaum, wo der von der Stadt herauffführende Weg in all' seinen Krümmen zu überschauen war, sichtbar wurde, die Eltern schon von fern mit

wehendem Tuche begrüßend. Er hätte die Mutter fragen mögen, ob sie sich nicht recht einsam und verlassen fühlen werde, wenn sie sich von Manuela trenne? In diesem Sinne klangen die Worte, die er an sie richtete, weicher als sonst, — sie bedurfte ja überhaupt schonender, liebevoller Behandlung, verwöhnt, wie sie von Jugend auf war, von ihren Eltern verzärtelt, von ihrem ersten Gatten in schwärmerischer Liebe vergöttert, Buchstein mußte sich oft sagen, daß seine sarkastische Weise sie nur verletzen könne, aber sie war ihm nur zu sehr zur zweiten Natur geworden, wie treu und gediegen er sonst auch gegen seine Frau war, die er wahrhaft liebte, trotz ihrer Schwächen. Alles kam ihm in diesem Momente einmal wieder recht klar zum Bewußtsein, als er ihr Auge in feuchtem Schimmer dem geliebten Kinde entgegenblicken sah und die innigste Liebe alle Züge ihres noch immer schönen Gesichts verklärte.

Manuela schwang sich leicht zu den Eltern auf den Wagen und ließ sich noch auf der kurzen Fahrt viel erzählen, fragte auch, wo sie sich nicht befriedigt fühlte, nach dem Fürsten, nach der Fürstin, welche sie besonders interessirte, obschon sie keine Ahnung von den Plänen ihrer Mutter hatte, sie als Hofdame in die große Welt einzuführen, — die Mutter wähnte, ihr dadurch gleich eine sichere und feste Stellung zu geben! Nur nach Einem fragte sie nicht, und es wäre doch so natürlich gewesen, — daß sie schwieg, konnte den seelenkundigen Eltern wohl zu denken geben, und der Mutter that es weh! Erst als sie angekommen waren und der Vater sich von ihnen getrennt hatte, fing Manuela, wie sie zuweilen that, ganz plötzlich an: „Du hast mir nichts vom Grafen Tiefenau erzählt, Mama!“ Sie hatte sich dabei halb abgewendet und am Fenster ein ziemlich gleichgiltiges Geschäft mit einer Schlingpflanze gemacht, auch ihr Ton sollte recht gleichgiltig klingen, aber das Ohr der Mutter hörte doch das leise Beben desselben.

„O, der war sehr artig, gegen den Vater besonders — hat sich auch nach Dir erkundigt, chica!“ Im vertrauten Verkehr gebrauchte Frau von Buchstein oft dies spanische Schmeichelwort Kleine, sprach auch zuweilen ganz spanisch zu Manuela, damit diese die Sprache ihres Vaters nicht vergesse. Auch ihr Ton war gleichmüthig gehalten und mit mehr Glück, als es Manuela gelungen war. Sie glaubte damit das Gespräch abgethan.

„Was hat er gefragt?“ forschte Manuela jedoch weiter und zwar in ihrer eigenthümlichen kurzen Weise auf einmal in spanischer Sprache, als könnten die vollen, klaren Laute derselben mehr ihr Inneres verdecken.

„Warum Du uns nicht begleitet hast, natürlich,“ erwiederte die Mutter.

„Ob ich krank bin, nicht wahr?“

Die Mutter war betroffen, ob über Manuela's Worte oder darüber, daß Tiefenau wirklich diese Frage gethan hatte? Sie wich der Antwort aus, indem sie erzählte, was sie als Grund von Manuela's Ausbleiben angegeben, nämlich daß sie erst im Laufe des Winters in größere Gesellschaft kommen solle, — „ausgehen nennt man es in der Sprache der Salons,“ setzte sie lächelnd hinzu, „ich habe etwas dort gelernt.“

„Warum nicht lieber ausfliegen, wie von jungen Vögeln, die zum ersten Male das Nest verlassen?“ erwiederte Manuela heiter. „Diese kommen aber nicht wieder und ich —“ sie sang die erste Strophe eines spanischen Liedchens, das hierher paßte, und der süße Klang ihrer Stimme, verbunden mit der kindlichen Unbefangenheit, die wieder aus ihren Zügen sprach, machte die Mutter ganz glücklich. Noch wußte Manuela nichts von der Einladung zur nächsten Woche, und sie erfuhr es erst im Laufe des Tages durch den Vater, worüber sie der Mutter einen erstaunten Blick zuwarf, indessen konnte es diese vielleicht auch erst jetzt erfahren haben, der Vater war nicht immer mittheilsam, — Manuela fragte nicht weiter. Als aber die Toilette bedacht wurde und sie erfuhr, daß die Mutter in der Residenz bereits für sie gesorgt hatte, da regte sich doch wieder in ihr die Frage, warum die Mutter gegen sie so zurückhaltend gewesen sei und machte sie nachdenklich.

Mit welchen Erwartungen durchlebte sie die wenigen Tage bis zur Abreise, mit welchen Gefühlen betrat sie die glänzenden Räume des Palais! Es war, wie gesagt, nur die gewöhnliche kleine Abendgesellschaft bei der Fürstin, also nirgend ein Aufwand von Prunk oder Decoration im Flur, auf den Treppen, in den Vorzimmern, gleichwohl imponirte die reiche und geschmackvolle Ausstattung der fürstlichen Wohnung dem jungen Mädchen, das noch nichts Aehnliches gesehen hatte, und sie trat, hinter ihren Eltern, lebhaft angeregt und doch befangen, in den Salon, wo schon ein Kreis von eingeladenen

Gästen um das fürstliche Paar versammelt war. Der Erste, welcher die Eintretenden an der Thür begrüßte, war Tiefenau. — Manuela, deren Auge die Fürstin suchte, hätte ihn fast in der reichen Uniform nicht wieder erkannt, als sie aber den Ton seiner Stimme hörte, blickte sie schnell und überrascht zu ihm auf, seinen Gruß unschuldig, wie den eines Bekannten erwiedernd — Beider Augen begegneten sich eine flüchtige Secunde. Dann empfing sie der Fürst mit freundlichen Worten und führte sie seiner Gemahlin zu, er kam Buchstein zuvor, der sie vorstellen wollte. Die Gesellschaft wußte schon von Manuela, ihr schöner spanischer Name übte den Reiz, den in Deutschland nun einmal alles Fremde hat, selbst wenn es nicht, wie hier, ein Recht auf Beachtung geltend machen kann. Die Fürstin war so gütig gegen das erröthende Mädchen, daß Manuela's Herz sich schon jetzt zu ihr hingezogen fühlte. Alles, was die Mutter schon, und nicht absichtslos, über die hohe Frau gesagt hatte, fiel ihr wieder ein. Die Gesellschaft gab sich nun zwanglos der anziehenden und geistreichen Unterhaltung hin, welche die Stunden im Fluge vorübergleiten ließ und Manuela's Befangenheit schwand bald, so daß sie ihr Auge wieder heben, dem Gespräch mit voller Seele lauschen, auch mit ihren Nachbarn — und Tiefenau, der ihre Nähe gesucht hatte! — harmlose Worte wechseln konnte. Sie selbst ahnte nicht, wie sie von mehr als einer Seite beobachtet und interessant gefunden wurde — die blonde Andalusierin hatte man sie vorher schon genannt; Prinz Friedrich, der sich viel mit ihr unterhalten hatte, verglich sie poetisch einer Wunderblume von Granada — der Fürst aber, von seinem früher schon gefaßten Gedanken beherrscht, war mit Tiefenau, den er wirklich lieb hatte, unzufrieden, daß er mehr und mehr zurückzutreten schien, und sagte später zu seiner Gemahlin: „Wenn er schon keinen Sinn für echt jungfräulichen Reiz mehr hat, muß man ihn bedauern!“ Die Fürstin glaubte jedoch andere Bemerkungen gemacht zu haben.

Als die Gesellschaft entlassen worden war, sprach Manuela im Wagen auf dem ganzen Wege nach der Wohnung, welche ihr Vater im Gasthause genommen hatte, kein Wort. Auch im Zimmer, als sie die Mutter fragte, wie sie von dem Abende befriedigt sei, äußerte sie nicht viel, aber es lag weniger in den Worten als in dem Klange derselben, daß der Mutter doch ein Einblick in ihr Herz gestattet wurde. Sie betete an diesem Abende inbrünstig für ihr Kind. Den folgenden Tag hatte der Vater dazu bestimmt, den Seinigen Alles zu zeigen, was die Residenz Interessantes bot. Es beschränkte sich in dieser späten Jahreszeit freilich auf das, was innerhalb der Mauern zu sehen war; den größten Reiz, die schönen Anlagen und den Park, hatte der Herbst schon hart berührt, auch war heute ein so stürmisches, unfreundliches Wetter, daß ein Ausflug in's Freie nicht rathsam schien. Zufällig hatte es sich aber getroffen, daß eine Ausstellung von Gemälden, durch mehrere Kunstvereine aus größern Städten alljährlich veranstaltet, in diesem Jahre hier und zwar an dem heutigen Tage eröffnet wurde. So fand Manuela an der Seite ihres Vaters, welcher sie auf wahre Schönheit aufmerksam machte, nicht allein einen wahren, ihr in diesem Maße noch nie zu Theil gewordenen Genuß, sondern sie sah auch einige Personen von der gestrigen Gesellschaft in den stark gefüllten Räumen wieder. Der Vater hatte ihr den Arm gegeben, er fühlte ihn plötzlich zucken und täuschte sich nicht, wie er den Anlaß sich dachte. Dort stand Tiefenau vor einem Bide von größerm Umfange, das viel Beschauer angezogen hatte, er hatte sie noch nicht bemerkt, sondern war im Gespräch mit einer Dame, welche sich sehr lebhaft über das Gemälde zu äußern schien. Buchstein erkannte den Gegenstand desselben schon von Weitem; Venus und Amor, mit breitem Pinsel und üppigem Realismus gemalt. Hier zeigte sich die Höhe moderner Bildung, wie selbst Frauen bewundernd davor verweilten; zu dieser Höhe hatte sich der ehrliche Landedelmann noch nicht aufzuschwingen vermocht und auch seine Frau, mit welcher er einen Blick des Einverständnisses gewechselt hatte, theilte seine veralteten Ansichten. Manuela's Auge hatte nur von Weitem das Bild gestreift, von welchem Tiefenau neben der Dame, die ihn lebhaft unterhielt, gefesselt war, dann hatte sie sich, der leisen Führung ihres Vaters willig folgend, ganz abgewendet und die Drei schritten, ohne das vielbewunderte Kunstwerk zu beachten, dem nächsten Zimmer zu. Da kehrte sich aber Tiefenau, als ahne er ihre Gegenwart, rasch um und der kleinen, eleganten Dame ein Wort sagend, das ihn wohl entschuldigen sollte, kam er, Buchsteins, die er

schon abgereist glaubte, mit freudiger Ueberraschung zu begrüßen. Er war auch heute in seiner reichgestickten Uniform mit dem goldenen Achselbande, seine Brust mit mehreren Orden geschmückt und nahm sich in heller Tagesbeleuchtung, frisch und männlich, wie er war, noch vortheilhafter aus als gestern bei Lampen- und Kerzenlicht. Bei Damen pflegt das selten der Fall zu sein, Manuela war vielleicht in der ganzen zahlreichen Versammlung aus allen Ständen, welche durch die Räume der Kunstausstellung wogte, die Einzige, welche grade der allgemeinen Annahme, selbst bei denen, die sie gestern gesehen hatten, widersprach: sie war viel reizender noch, ihre zarten Farben, besonders ihr blendender Teint kamen jetzt erst zum vollen Recht. Tiefenau war entzückt von ihrem Anblick, sie dagegen erhob ihr Auge nicht zu ihm, als er sie anredete; ihre Antwort klang, als habe sie schon jahrelang leere Worte gelernt und gestern hatte sie so vertrauensvoll und anziehend mit ihm geplaudert! Er begleitete aber Frau von Buchstein auf ihrem weitern Rundgange der Bilderschau und wußte ihr manche Auskunft zu geben, die ihr lieb war. Als sie länger in einem Zimmer, wo es der Mühe lohnte, verweilten, hatte die kleine, elegante Dame, bei welcher er vorher in lebhafter Unterhaltung gestanden, sich ungezwungen genähert, sprach wieder über die Ausstellung ein Wort mit Tiefenau und sagte dann, sich anmuthig gegen die Damen verneigend, denen sich dieser jetzt angeschlossen hatte: „Machen Sie uns doch bekannt, Graf Rudolph.“ Tiefenau gehorchte, er stellte Frau von Schlatt und auch ihre aschgraue Tante — wie sie in der ganzen Residenz hieß, aschgrau von Kleidung, Gesicht und Haar — der Frau von Buchstein vor und dann nach allen Regeln der Etikette umgekehrt Fräulein von Silva zuerst den beiden ihr fremden Damen, zuletzt ihren Vater. Frau von Schlatt war eine vollendete Weltdame, sie wußte ohne alle Förmlichkeit sogleich ein leichtes Gespräch zu beleben und war so fern von Affectation oder gefallsüchtigem Wesen, daß sie bald die vorgefaßte Meinung, welche Frau von Buchstein gegen sie hegte, zu entkräften verstand und es dieser fast leid that, als sie sich im nächsten Zimmer schon von ihnen trennte, da sie noch einen dringenden Besuch zu machen habe. „Ich entbinde Sie von Ihrem Versprechen, Graf Rudolph,“ wandte sie sich heiter an diesen, „es wäre egoistisch von mir, Sie der Gesellschaft zu entziehen. Im vollen Ernst, ich nehme Ihre Begleitung heute nicht an — Ihre Frau Cousine wird mich, wie ich hoffe, auch ohne Ihre liebenswürdige Protection annehmen.“

Mit gewandter Verbeugung schied sie von den Zurückbleibenden, und ihre Tante, welche schweigsam wie immer gewesen war und nur von Zeit zu Zeit aus ihren ebenfalls grauen Augen einen Seitenblick auf Manuela gerichtet hatte, folgte ihr unter sichtbaren Schwierigkeiten, im Gedränge an die Seite der flink durchschlüpfenden Nichte zu gelangen. Als sie im Freien waren, holte Frau von Schlatt tief Athem, wie von einem großen Zwange befreit, und der Ausdruck ihrer Züge veränderte sich, alle Freundlichkeit verschwand, der liebliche Sonnenschein, der sie verklärt hatte, erlosch. Sie hing ihren Arm nachlässig in den der Tante und sagte: „Unbedeutend, ganz unbedeutend! Findest Du das nicht auch?“

„Meinst Du Alle, oder nur — die Tochter?“ entgegnete die Tante, wiederum mit ihrem lauernden Seitenblick.

„Schon diese Frage ist Bosheit, Tante Linsen! Wen kann ich meinen, als dies blonde, kindische Geschöpf, keines Wortes, keines Aufblicks fähig, die eingefleischte Einfalt vom Lande — an der nichts interessant ist als die spanische Herkunft, die noch nicht einmal bewiesen ist. Man erfindet dergleichen, um der Bedeutungslosigkeit aufzuhelfen — die Mama scheint mir dazu klug genug. Es charakterisirt aber wieder einmal unsere Kleinstädterei, daß man seit gestern von dieser Donna Manuela, oder Silvana, wie sie Prinz Friedrich nennt, in der ganzen Stadt spricht.“

„Du selbst, Emmy!“ erwiederte Tante Linsen mit einigem Behagen. „Und was Du jetzt sagst, ist gegen Deine Ueberzeugung! — Aber Emmy!“ rief sie plötzlich, denn diese preßte ihren Arm so heftig an sich, daß es sie schmerzte.

„Verzeih, Tante! Es war nur das Bewußtsein, daß Du Recht hast! Ja — sie ist reizend, lieblich, der höchsten Beachtung werth — und Du bist ja einmal die Vertraute meines Herzens, ich fühlte das Bedürfniß, mich auszusprechen —.“

„Wär's auch gegen einen Papagei, wie Du mir einmal gesagt hast!“ warf die Tante ein.

„Sei nicht boshaft!“ bat Frau von Schlatt. „Du weißt, ich plaudere Manches hin, ohne zu bedenken, was ich sage. Komm, Tante Linsen, sei mir eine theilnehmende Freundin, wie immer!“ Sie hatten ihre Wohnung erreicht, welche nicht fern von dem Gebäude lag, das auf Befehl des Fürsten der Ausstellung überlassen worden war, und konnten nun ungestört und unbelauscht das Gespräch fortsetzen.

V.

Manuela war nun wieder in der trauten Heimath, aber die Eltern konnten zu ihrer Bekümmerniß bemerken, daß sie nicht mehr das harmlose, frohe Kind, wie noch vor wenig Tagen war, und sie hatten manches ernste Gespräch darüber. Mochten sie uneins sein in vieler Beziehung, in einem Punkte waren sie einig, daß kein unvorsichtiges Wort, keine Frage Manuela erschrecken durfte. Vielleicht zog der Schatten, welcher jetzt den Himmel ihrer Jugend trübte, bald vorüber, ohne daß sie recht zum Bewußtsein kam, welche Wolke ihn geworfen hatte. Der Mutter war es nur unbegreiflich und that ihr weh, daß ihr Kind, welches sonst jede Kleinigkeit, die ihr Unruhe oder die unbedeutendste Sorge machte — um ihre Blumen, ihre Tauben, um ein Band sogar oder eine Falte am Kleide — mit ihr besprach, auf einmal sich vor ihr verschloß, wo sie doch selbst fühlen mußte, daß ihr Herz nicht mehr so leicht schlug wie früher, wenn sie sich auch vielleicht keine Rechenschaft gab, was sie ernst und zuweilen recht traurig machte. Hätte die Mutter gar geahnt, daß Manuela eher dem Vater als ihr ein volles Vertrauen geschenkt haben würde!

Einmal aber fragte sie doch, als die Familie bei Sturm und Schnee, der um das Haus tobte und scharf gegen die Fenster schlug, am traulichen Kaminfeuer saß: „Wollen wir wirklich nach Weihnachten unser liebes Wolfsheim verlassen?“

Der Vater hatte die Absicht, ein Paar Wochen in der Residenz zu verleben, schon seit einiger Zeit erklärt, womit seine Frau sehr zufrieden gewesen. Manuela hatte sich nicht geäußert und ihre heutige Frage konnte befremden, da ihr alle Verstellung fremd war. Die Mutter antwortete, was sich darauf sagen ließ und eröffnete Aussichten auf viele Freuden der Geselligkeit, welche Manuela erwarteten. Diese lauschte ihr und lächelte auch, doch hatte dies Lächeln nicht mehr den alten herzigen Ausdruck der Fröhlichkeit — das Auge der Mutter fand eher etwas Schmerzliches darin. Mitten im Gespräch, das sich nun weiter auf gesellschaftliche Rücksichten und angenommenes Herkommen erstreckte, fragte Manuela in ihrer eigenen Weise: „Ist es hier auch gebräuchlich, wie in meinem Vaterlande, sich beim Vornamen zu nennen?“

„Nicht doch, Kleine!“ rief der Vater lachend. „Soll ich unsern Nachbar Brinkhorst kurzweg August und den guten Pfarrer Leßmann Elias nennen? Das ist auch in Spanien nicht allgemein Sitte, nur ein Vorrecht der Dons.“

„Erlaube!“ warf Frau von Buchstein, welche darüber besser unterrichtet war, ein und wollte die spanische Sitte, wie sie sich auch in Italien gestaltet hat, aus einander setzen. Der Vater strich davor gleich die Segel und sagte: „Bei uns setzt es immer eine nahe Beziehung, eine Vertraulichkeit voraus. Wie kommst Du zu der Frage, Kind?“

Da richtete Manuela ihr Auge fest auf ihn und erwiederte: „Frau von Schlatt nannte den Grafen Tiefenau bei seinem Vornamen.“ Sie sagte das ohne zu erröthen und die Mutter, deren Wangen sich an ihrer Statt vor Ueberraschung färbten, war durch diese Aeußerung und Manuela's Benehmen völlig an ihr irre geworden. Konnte das sein, wenn irgend ein tieferes Gefühl für Ihn in ihrem Herzen lebte? Oder war es eine neue Erscheinung in ihrem Wesen, das der Mutter schon zuweilen räthselhaft, wie die Natur ihres fernen Vaterlandes, gewesen war?

„Hat sie das gethan?“ erwiederte der Vater sehr ruhig auf Manuela's Worte. „Ich glaube jetzt auch, mich dessen zu erinnern und daß es mir auffiel. Nun, es ist allerdings wie in fürstlichen, so gelegentlich auch in gräflichen Häusern üblich — woran ich vorher in meinem beschränkten Ideenkreise nicht gleich dachte. Uebrigens sind Beide wohl auch genau bekannt — in einer so kleinen Residenz halten die wenigen vornehmern Familien und Personen, die sich zunächst um den Hof gruppiren, immer eng zusammen und es bildet sich dadurch ein vertrauter Ton des Umgangs, der Uneingeweihten, wie uns, nicht erlaubt ist. Dies

intime Verhältniß," setzte er lächelnd hinzu, „schließt übrigens Anfeindungen und Intriguen aller Art nicht aus, wovon mir schon einige artige Beispiele erzählt worden sind."

Manuela schien durch die Erklärungen des Vaters befriedigt zu sein, sie sprach gleich darauf wieder von näher liegenden Dingen und unterhielt dabei mit großem Eifer das Kaminfeuer, was immer ihre Freude war. Bald darauf kamen die Zeitungen und Briefe, welche der Bote aus der Stadt geholt hatte, der Vater setzte sich zum Lesen an den Tisch und Mutter und Tochter blieben im leisen Gespräche am Feuer zurück.

„Was hast Du, Vater?" fragte auf einmal Manuela aufmerksam.

„Belauschest Du mich?" rief der Vater. „Echt spanische Inquisition? Nun, mein wachsames Töchterlein, ich habe eine sehr frappante politische Nachricht erhalten, die aber, weil die Sache noch nicht reif ist, am allerwenigsten einem Mädchen verrathen werden darf. Es könnte die gefährlichsten Folgen haben!" Er nahm nach den Briefen jetzt die Zeitungen zur Hand.

„Du bist sehr aufgeregt, Papa!" versetzte Manuela, die kein Auge von ihm verwandte.

„Aber, Kleine, weißt Du nicht, daß der Vater nicht leiden kann, wenn man seine Gesichtszüge beim Lesen beobachtet!" erinnerte die Mutter halblaut. „Zum Glück scheint es nichts Unangenehmes gewesen zu sein, das ihn beschäftigte."

Sie selbst brannte vor Ungeduld, zu erfahren, welche Nachricht ihren Gemahl so mächtig ergriffen habe, daß er auch bei der langweiligen Zeitung noch nicht zur Ruhe kommen konnte, aber sie mußte sich noch gedulden, bis Manuela sich auf ihr Zimmer zurückgezogen hatte. — „Nun, Angelica!" sagte Buchstein, der Frage zuvorkommend. „Hier ist eine Mischung von Rococo, Renaissance und Gothik, wie sie mir noch nicht vorgekommen ist! Wer hätte so viel in einem fürstlichen Hauptmann und Flügeladjutanten gesucht! Nicht, daß er nach veralteter Sitte etwa bei uns Eltern um Manuela's Hand anhielte, noch ehe er ihres Herzens sich versichert — er geht noch einen Schritt weiter zurück: er bittet uns erst um Erlaubniß, sich um Manuela's Neigung bewerben zu dürfen —"

„Gib mir lieber den Brief!" unterbrach ihn die Mutter, und als er ihr willfahrte, las sie die vier Seiten mit gespannter Aufmerksamkeit und steigender Aufregung. — „Das klingt edel und rechtlich —" sagte sie. „Er macht kein Hehl daraus, daß er ihr kein glänzendes Loos zu bieten vermöge, daß er auf großmüthige Zugeständnisse weder rechne, noch sie annehmen werde, daß er sich aber bewußt sei, wenn sein heißester Wunsch mit Erfüllung gekrönt würde, in treuer Liebe Alles aufzubieten, um Manuela glücklich zu machen. — Nur, sein Verhältniß zur Schlatt!"

„Sollte es wirklich —? Aber ich bescheide mich, Frauen sehen darin schärfer. Das wäre allerdings für unser armes, unschuldiges Kind eine bittere Erfahrung, die ihr früher oder später doch kommen müßte."

„Ich fürchte, Manuela hat sie schon gemacht. Freilich kann man sagen: ehe er Manuela gekannt hat, konnte er sie doch nicht lieben, folglich ist es kein Vorwurf für ihn, wenn er früher eine Andere geliebt, eben so wenig, wie für mich, daß ich Silva früher gekannt, als Dich und seine Frau gewesen bin. Nicht wahr Buchstein? Aber dies Verhältniß scheint doch über eine bloße Tändelei hinausgegangen zu sein — es war von ihrer Seite, ich möchte sagen, eine gewisse despotische Vertraulichkeit und sie ist unleugbar eine interessante, sehr hübsche Frau. Manuela's unverstandenes Gefühl wird schon das Rechte getroffen haben und nach ihrem heutigen Benehmen zu urtheilen, bin ich zweifelhaft, ob Tiefenau Hoffnungen hat. Was wirst Du ihm antworten? Willst Du ihm Zutritt in unser Haus gestatten?"

„Ich denke, es wird besser sein, wir lassen der Sache Zeit. Unser Vorsatz, nach Neujahr einige Wochen in der Stadt zuzubringen und den Carnevalsfestlichkeiten am Hofe beizuwohnen, zu welchen wir so freundlich eingeladen sind, daß es nicht ohne den triftigsten Grund abzulehnen ist, dieser Vorsatz ist zum Glück Tiefenau bekannt und ich gedenke, ihn darauf zu vertrösten."

So wurde es auch. Für ihn war diese kalte, klare, wenn auch noch so wohlwollende Antwort eine herbe Prüfung — es warteten sein aber noch viel schwerere. — An demselben Tage, der ihm Buchstein's Brief gebracht, erhielt er eine Einladung zu einer Gesellschaft bei Frau von Schlatt. Die junge Frau hatte sich in der Residenz eine ganz eigenthümliche Stellung zu sichern gewußt; was einer Andern vielleicht nicht gestattet worden wäre, fand man bei ihr ganz in der Ordnung, sie war sehr reich und nach

dem Tode ihres ältern Mannes ganz unabhängig; schon bei dessen Lebzeiten hatte sie, denn der alte Herr gab nur den Namen und seine stattliche Figur dazu her, ein großes Haus gemacht und ihre Gesellschaften waren die beliebtesten und interessantesten der ganzen Stadt und Gegend gewesen; nach dem Trauerjahre, welches sie in tiefer Einsamkeit verlebt, hatte sie unter der Ehrenwache der bekannten aschgrauen Tante Linsen, welcher sie bei sich eine beneidenswerthe Freistatt gewährt, ihr Haus wieder in der frühern Weise der Geselligkeit geöffnet und da sie ihrem Rufe bisher nicht das Mindeste vergeben hatte, wenn ihr auch die Frauen Coketterie Schuld gaben, so hatte selbst die Fürstin nicht verschmäht, gelegentlich einmal bei besonderm Anlaß die Zirkel der Frau von Schlatt zu betreten. Nur seit etwa einem Jahre war das, wie Damen der Chronica nachrechnen wollten, nicht mehr geschehen — ob es seine bestimmte Ursache hatte, blieb dem Scharfsinne überlassen zu enträthseln. Es konnte Tiefenau nicht auffallend sein, daß er wiederum eine Einladung erhielt, aber was ihn sonst stets beglückt hatte, setzte ihn jetzt in peinliche Verlegenheit. In dem Benehmen der Frau von Schlatt gegen ihn war in jüngster Zeit eine Veränderung vorgegangen, welche er sich nicht deuten konnte — noch vor einem halben Jahre würde er dadurch zur höchsten Seligkeit gestimmt worden sein, weil es ihm die Erfüllung seines glühenden Wunsches verkündigt hätte — nun hatte er aber in unvergessener Stunde den Muth gehabt, ihr diesen Wunsch auszusprechen, sie um ihr Herz und ihre Hand zu bitten und — sie hatte ihn ausgelacht! Sie hatte mit der liebenswürdigsten Schalkheit seinen Ernst entwaffnet, zum Scherz gewendet, was ihm damals schwere Bitterkeit bereitet, ihre Freiheit entschieden für alle Zeiten gewahrt und auch ihn für frei erklärt; es war ihr gelungen, was wohl selten möglich ist, ein heiteres und ungetrübtes Verhältniß zwischen ihnen Beiden aufrecht zu halten, und ihr von aller Sentimentalität weit entferntes Naturell hatte keinem fremden Auge nur die leiseste Ahnung gewährt, daß zwischen ihr und Tiefenau etwas vorgefallen sei. Wie kam sie nun auf einmal gegen ihn, den sie in ihrer fröhlichen Laune nie geschont, zu der sanften Begegnung, wie der Klang ihrer Stimme, der ihm sonst immer im frischen wohllautenden Dur getönt, zu der Weiche, wie er sie nur in Momenten des erregten Mitgefühls für fremdes Leid von ihr gehört und mit Entzücken gehört hatte, weil sie ihm bewies, daß ihr Herz deren doch fähig sei? Waren das Fragen, die er nicht beantworten konnte, so hätte er wohl an sich selbst ähnliche stellen können. Ein halbes Jahr war kaum vergangen, seit ihn der Fehlschlag seiner feurigsten Hoffnung so unglücklich gemacht hatte, daß er hätte in die weite Welt wandern mögen, um nur der täglichen Qual zu entrinnen, die ihm jedes Wiedersehen bereitete; bald hatte er sich dann mit dem neuen, von weiblicher Laune ihm angewiesenen Verhältnisse befreundet und nun auf einmal war all' das, wie ein mattes Gaukelspiel, in seiner Seele zerronnen und ein anderes Bild im Strahlenglanze aufgegangen, vor dem er sich neigte, wie vor der Königin seines Lebens. Hätte er nicht eingestehen müssen, daß diese Wandelbarkeit eine schwache Bürgschaft für seine Gegenwart und Zukunft biete, wenn er überhaupt in seiner jetzigen Stimmung zu einer ernsten Selbstprüfung fähig gewesen wäre? Zu Frau von Schlatt heute zu gehen, war ihm unmöglich, er lehnte die Einladung unter einem passenden Vorwande ab. Die Gesellschaft vermißte ihn wohl, da er dort selten fehlte, aber darum war der Abendzirkel heute nicht minder belebt als gewöhnlich, und Viele meinten beim Fortgehen, daß Frau von Schlatt noch nie so heiter und liebenswürdig gewesen sei, eine wahrhaft bezaubernde Frau. Hätten sie die Arme nur sehen können, als sie sich auch von der Tante getrennt hatte und nun erschöpft und geknickt in ihrem verschwiegenen Cabinet auf die Chaiselongue sank! In ihrem Herzen, das bisher mit Gefühlen nur ein Spiel getrieben, lebte jetzt nur der eine, glühende Wunsch nach einem Gute, das sie einst als werthlos von sich geworfen hatte, als es ihr, nur ihr gehörte und ein einziges Wort es auf ewig hätte fesseln können. Jetzt war es ihr verloren! Aber war es das auch? Stand es nicht immer noch in ihrer Macht, zu gewähren, was sie einst versagt hatte — mußte es ihn nicht beglücken? Er hatte den Muth nur nicht, sie noch einmal zu fragen; die Gefahr, die ihr drohte, war nur eingebildet und wenn auch — hier galt es einen Kampf, in welchem ihr Sieg nicht zweifelhaft sein konnte. Der Preis? Hier mußte sie aus gequältem Herzen in bitterer Selbstverspottung aufla-

chen — war der Preis, eines Mannes Herz, auch der Mühe werth?

Sie traf wenige Tage darauf in einem größern Kreise dennoch mit Tiefenau zusammen. Er hatte das nicht vermeiden wollen, vielmehr gesucht; er machte sich jetzt Vorwürfe, ihre Einladung abgelehnt zu haben, am liebsten wäre er ihr allein begegnet; Klarheit war es, wonach er sich sehnte und er hatte dazu einen heroischen Entschluß gefaßt: er wollte sie zur Vertrauten des Schrittes machen, den er kürzlich gethan hatte. Verwegenes Beginnen! Der erste Blick, mit welchem er dem Strahle ihrer schwarzen Augen begegnete, machte seinen Muth schwinden; welch' eine Wandlung auch in diesem Strahl ihrer Augen, wie mild und wohlthuend jetzt! Aber der Eindruck, welchen diese Veränderung früher auf ihn gemacht haben würde, blibe aus, er fühlte sich wohl beunruhigt, fühlte etwas wie Vorwurf in seinem Herzen sich regen, aber zurückzuzaubern die alte Zeit war unmöglich, diese war hinter ihm versunken und ein Stein vor ihre Gruft gerollt. Er nahte der Frau, welcher einst sein Herz stürmisch entgegen geschlagen hatte und sie standen sich nun wirklich allein, mitten in der zahlreichen Gesellschaft gegenüber. Ihre Augen begegneten sich wieder einen Moment und er entschuldigte sein neuliches Ausbleiben.

„Ich verdiene es, Rudolph," sagte sie leise. „Ich habe Sie gekränkt — ich verdenke es Ihnen nicht, wenn Sie endlich mit mir brechen."

„Brechen, gnädige Frau? Welch ein Vorwurf!"

„Vorwürfe können nur mich treffen — und Ihr fremder Ton sagt mir deutlicher als jedes Wort, daß ich zu weit gegangen bin, daß Sie mich — nicht verstanden haben! Nun, Rudolph, zum letzten Male nenne ich Sie so — wenn wir scheiden, so lassen Sie es wenigstens nicht mit bittern Gefühlen sein — nur noch einmal werde das Gedächtniß glücklicher Stunden lebendig — dann möge es sein, ich weiß, ich habe es verschuldet!"

„Emmy!" rief er mit unterdrückter Stimme, tief bewegt von dem bebenden, innigen Laut der Frau, die er nun so tief kränken sollte. Und als er, selbstvergessen, ihren Namen in dem alten Tone sprach, da überflog leis' und allmälig ein Lächeln der Freude, wie Sonnenschein, ihr feines Gesicht, und ihr Auge suchte zweifelhaft das seinige, ob sie diesem Tone auch trauen dürfe.

Die Tante trat heran. „Auf morgen!" hauchte es von Emmy's Lippen und Beide kehrten, sich gewaltsam fassend, in die alltäglichste Unterhaltung zurück, deren erste Worte Frau von Linsen vernahm, aber schwer mit der sichtlichen Erregung der Beiden in Einklang zu bringen wußte.

Tiefenau kam zur Besinnung, was eigentlich hier geschehen war. Ein heißes Gefühl der Scham und Unruhe trieb das Blut zu seinem Herzen und wuchs mit jeder Minute, der Boden brannte ihm unter den Füßen, die geputzten, plaudernden Menschen, die Gluth und Helle der Gasflammen bedrückten ihn, er begegnete dem Herrn vom Hause, sagte ihm ein flüchtiges Wort von Unwohlsein und verließ die Gesellschaft. Frau von Schlatt bemerkte es wohl, auch zu ihrem Herzen schwoll eine warme Fluth, aber es war in dem Gedanken ihres sichern Glücks; Rudolph suchte die Einsamkeit, um sich nicht zu verrathen.

Er eilte durch die Nacht nach Hause und warf sich dort sogleich an den Schreibtisch, um zu Papier zu bringen, was unterwegs in drängenden Gedanken durch sein Hirn gerollt war. Schroff genug schien es ihm selbst, als er las, was er geschrieben hatte, aber es mußte sein. Am liebsten hätte er das Billet noch heut' abgeschickt, aber das war unmöglich — er mußte damit bis morgen warten und er suchte den Schlaf, der ihm die wildesten Traumbilder vorführte. Spät erwachte er dann und als er in sein Wohnzimmer trat, fand er auf dem Tische ein Billet — erbebend nahm er es auf, er kannte die Handschrift nur zu wohl, auch das modefarbige englische Linienpapier, das er aus dem Couvert zog! Es war von Frau von Schlatt. Sie schrieb — und konnte sie anders als mit voller Ueberzeugung so schreiben?

„Ihr letztes Wort gestern hat mir gesagt, daß Sie mich nicht verkannt haben. Ja, Rudolph, Sie haben längst gewußt, was Ihnen mein Mund nicht gesagt, Sie haben geahnt, daß meine Entscheidung in Scherz gekleidet nur eine Prüfung war, wie Sie sich bewähren würden — und Sie haben sich treu bewährt! Ich komme eben aus der Ge-

sellschaft — ich werfe diese Zeilen noch hin, die Sie morgen beim Erwachen begrüßen sollen — schlafen Sie wohl und süß. Auf Wiedersehen dann und nun den vollen Austausch des Herzens, der sich der Welt nicht mehr zu verhüllen braucht."

Tiefenau war nicht fähig, noch ein Wort weiter zu lesen — die Fluth schlug über seinem Haupte zusammen, um ihn in der Brandung an der Klippe zu zerschellen. Rathlos irrte sein Geist umher — kein Funke des Unwillens, nur ein tiefes Mitleid gegen die Getäuschte kam in seine Seele und einen Moment fühlte er sich in seinem Gewissen so gebunden, daß er nur einen Ausweg sah — hatte er nicht verschuldet, was heut' an ihn herantrat, hatte er ihr nicht Liebe und Treue gelobt — ja die Freiheit, die sie ihm mit ihrem versagten Worte zurückgab, hatte er sie ernstlich angenommen? Zu Schanden mußte er werden, hier oder dort! Wie konnte er mit Ehren bestehen? Sein Blick suchte verzweifelnd in blinder Leidenschaft nach einer Rettung und blieb einen Moment auf den gekreuzten Feuerwaffen an der Wand hängen — aber es war nur einen Moment, dann fiel sein Auge in anderer Richtung auf das Bild seiner Mutter. Es war von Künstlerhand gemalt und von ergreifender Aehnlichkeit — das sanfte treue Auge, das so oft im Leben ihren Liebling vor manchem Unheil bewahrt hatte, schien auch jetzt ihm den rechten Weg zu zeigen. Er raffte sich auf und eilte, dem Manne, welchen seine Mutter ihm sterbend empfohlen hatte, sein Herz zu erschließen — von ihm allein konnte er Rath und Hilfe erwarten.

Der Fürst sah auf den ersten Blick, daß seinem Tiefenau etwas Ungewöhnliches begegnet war, er bat ihn, sich vertrauensvoll auszusprechen und sagte dann: „Sie erwarten keine Vorwürfe von mir sondern Rath. Als Soldat sollten Sie keinen bedürfen, sondern wissen, was zu thun, wenn man durch Unglück oder eigene Fehler zwischen zwei Feuer gerathen ist. Nur Eins: haben Sie auch eine ernste Prüfung mit sich angestellt?"

„Ja, gnädiger Herr," sagte Tiefenau ehrlich.

„Es ist eine sehr delicate Angelegenheit — indessen bleibt doch nichts übrig, als offen zu sein. Mündlich zu verhandeln — Sie senken den Blick, ich will Ihnen das auch nicht zumuthen. So schreiben Sie. Freilich sehr übel, einer Dame zu sagen, daß nur ein vorübergehender Rausch so weit geführt habe, förmlich anzuhalten, daß nach erhaltenem Korbe — ich bitte um Verzeihung, wenn ich die Dinge bei'm rechten Namen nenne — daß also nach erhaltenem Korbe plötzlich die kalte Besinnung zurückgekehrt sei und — nun aber kommt die eigentliche Schwierigkeit, nämlich das gestrige Mißverständniß zu erklären; hier ist für die Dame eine tiefe Demüthigung, die sie nie verzeihen kann und die, wenn Alles nach Ihren Wünschen geht, auch Ihrer unschuldigen künftigen Gemahlin eine bittere Feindschaft erwecken muß. Indessen, nur offenes Visir, junger Freund! Sie haben gestern phantastisch genug von einer romantischen uneigennützigen Freundschaft geträumt, deren Ausdruck die arme Emmy für die unerstorbere Gluth Ihrer Liebe, an deren Aufrichtigkeit sie doch nicht zweifeln konnte, gehalten hat — ja, lieber Tiefenau, wenn der Arzt helfen soll, muß er Hand anlegen, ob Sonde und Messer auch schmerzen, halten Sie nur still! Sie dürfen niemals ahnen lassen, daß Sie den wahren Sinn dieses Billets errathen haben, Sie müssen, mag es auch noch so gewaltsam erscheinen, dasselbe nur auf den reinsten Freundschaftsbund deuten und in diesem Sinne dankbar annehmen, wobei Sie nur bedauern, daß Sie auf meinen Befehl in dienstlicher Angelegenheit sogleich eine längere Reise unternehmen müssen und daher verhindert sind, mündlich auszusprechen, wie unendlich glücklich Sie diese neue Wendung macht — wollen Sie, um sich Ihrerseits vor jeder falschen Auslegung zu wahren, noch eine Andeutung über Ihre fernern Aussichten hinzufügen, so wird mir die Fassung eine sichere Bürgschaft für Ihr diplomatisches Geschick geben und ich bin dann nicht abgeneigt, schon um Sie aus der vorher erwähnten ungünstigen militärischen Lage zu bringen, Sie künftig bei der Vertretung meines Hofes zu verwenden, vielleicht sogar in Paris, wo die spanische Herkunft Ihrer künftigen Gemahlin an Allerhöchster Stelle einige Sympathien wecken dürfte."

„Gnädiger Herr, Sie scherzen grausam — wo ich noch so hoffnungslos bin!"

„Es ist nur ein heilsames Reizmittel! Setzen Sie sich gleich hin — schreiben Sie! Ihr gestriges Billet ist ein Soldatenbrief —

fassen Sie die Sache nun von meinem Gesichtspunkte auf und — seien Sie schonend."

Tiesenau schrieb und der Fürst, als er es las, war sehr zufrieden. „Bravo!" sagte er. „Eine goldene Brücke! Nun aber reisen Sie — ich gebe Ihnen Urlaub zu Ihren Verwandten bis zum Carneval, nur nach Wolfsheim zu reisen, würde ich Ihnen nicht rathen. Bei der Fürstin werde ich Sie entschuldigen."

Frau von Schlatt nahm das Billet, das ihr die Tante gab, mit Hast in Empfang. „Ist er seiner Sache schon so gewiß, daß er nicht selbst kommt, mir zu beichten und Absolution zu erbitten?" rief sie. „Leicht könnte ich doch bereuen, und habe mich ja noch nicht gebunden!" Sie erbrach das Couvert, las und erblaßte. Auf einmal aber schlug die Lohe heißer Scham und heftigen Zornes in ihrem schönen Antlitz auf und sie reichte das Billet, ohne ein Wort zu sagen, der Tante. Diese las es mit unveränderter Miene von Anfang bis zu Ende und sagte dann kalt: „Der Korb kommt zurück, Emmy!"

„Er hat mich falsch verstanden — was habe ich nur geschrieben?" rief die aufgeregte Frau. „Hat er sich von mir zu der Andern gewendet, so ist das Berechnung, irgend ein Beweggrund — sein Herz weiß nichts davon! Und wenn es unwiderruflich wäre, wenn er durch die Fesseln der Ehe an sie gekettet würde, mein soll er dennoch sein, mir gehören mit Leib und Seele und müßte ich Alles, was mir heilig ist, dabei auf das Spiel setzen!"

„Das sind eitle Worte, Emmy!" versetzte die Tante.

„Warum? Warum?" rief Emmy heftig.

„Weil Du viel zu edel, viel zu rein bist!" — Da fiel ihr Emmy leidenschaftlich um den Hals und weinte sich an ihrer Brust aus. „Sorge nicht! Der Sturm beugt wohl die schlanke, elastische Palme, aber er braust endlich vorüber und sie erhebt sich wieder ungebrochen."

Wochen vergingen, das schöne Weihnachtfest kam und dann die Hochfluth der Geselligkeit, die sich in Residenzen während des Carnevals zusammenzudrängen pflegt. Herr von Buchstein hielt sein Wort, er hatte eine Wohnung in der Stadt gemiethet und Manuela sollte nun die Welt, von welcher sie bis jetzt nur einige Contouren gesehen, in vollen farben- und gestaltenreichen Bildern kennen lernen. Die Eltern hatten zu ihrer Freude bemerkt, daß der Schatten, der ihr kindliches Wesen getrübt, schnell genug vorübergegangen war, und sie fragten nicht, wie das geschehen. Gewiß hatte sie den Dorn, der sie verletzt, in eigener gesunder Heilkraft überwunden, denn daß sie sich noch immer für Tiesenau interessirte, war der Mutter bei mehr als einer Gelegenheit klar geworden. Der Vater hatte denn vorsichtig in der Nähe und Ferne über den Grafen Erkundigungen eingezogen, sie lauteten durchaus zu seinem Vortheil — der einzige Vorwurf, der ihn traf, war, daß er arm sei. Das aber war hier kein Hinderniß; wenn auch Manuela Wolfsheim, dessen Erhebung zum Majorat durch landesherrliche Genehmigung mittlerweile erfolgt war, nicht erben konnte, so bedurfte sie des Erbes von ihrem Stiefvater nicht. Es war Buchstein lieb, daß Niemand um diese Verhältnisse wußte, es hätte Tiesenau's Werbung an ihrem Werthe genommen. Kurz vor der Abreise nach der Residenz hatte er in der Zeitung gelesen, daß Graf Tiesenau, der schon längere Zeit in Allerhöchster Mission abwesend, dem Vernehmen nach für eine diplomatische Stellung im Auslande bestimmt sei — man spreche vom Hofe der Tuilerien. Auch Manuela hatte diese Notiz zufällig gelesen und war davon sichtlich betroffen gewesen. Die Mutter wollte seitdem bemerkt haben, daß ihre Freude auf den Carneval etwas abgekühlt sei.

„Aber, Angelica! Von Deinem Kinde!" — sagte Buchstein, als sie das äußerte.

„Die Romantik hat an mir keine Verehrerin! Sterbliche Wesen fühlen menschlich — mache ich Manuela einen Vorwurf daraus?"

Die Reihe der Festlichkeiten wurde mit einem Hofballe eröffnet, gleich am Tage nach Buchstein's Ankunft, er hatte die Einladung dazu noch in Wolfsheim erhalten. Mit welchen Gefühlen Manuela, dem Wagen entstiegen, mit ihren Eltern zwischen den Schildwachen hindurch in das blendend helle Portal trat, das mit Dienern in prächtiger Livree gefüllt war, wie sie in wahrer Bangigkeit die breite, mit dunkelrothen Teppichen belegte Treppe emporstieg, die, auf allen Stufen von blühenden Gewächsen besetzt, einem Gartenhaine des Südens glich, mag nur eine junge Dame verstehen, welche auch zum ersten Male einen

Ball in jenen höchsten Kreisen der Gesellschaft betreten hat. Jetzt öffneten sich vor ihnen die Flügelthüren, und Manuela's unbewachtes Herz verrieth sich in einem leuchtenden Strahl ihres Auges, als sie, gegen alle Erwartung, im ersten Zimmer zum Empfang der fürstlichen Gäste, wie damals, Tiefenau erblickte. Wohl beherrschte sie sich eben so unwillkürlich gleich wieder und die Erwiederung seiner Begrüßung, als er den Eltern freudig entgegen trat, hätte auch dem schärfsten Beobachter nichts von dem enthüllt, was ihr Herz bewegte. Sie schritten vorüber, in den nächsten Zimmern versammelte sich die Gesellschaft, dann erschien der Hof, der gewöhnlich einen Gang durch die vollen Räume unternahm, um sich neue Gäste vorstellen zu lassen und mit Vielen ein freundliches Wort zu sprechen, ehe die Thüren zum Ballsaal geöffnet wurden und der Tanz begann. Auch heut war es so. Es wurde bemerkt, daß die Fürstin besonders lange mit Frau von Buchstein und ihrer Tochter sprach: Manuela war aber schon vorher allgemein durch ihre liebliche Erscheinung und durch ihre einfache Toilette aufgefallen. Die Damen fanden das unschicklich an diesem Orte, die Herren waren begeistert. „Habe ich Ihnen zu viel gesagt über Silvana?“ fragte der junge Prinz Friedrich eine seiner Cousinen; von benachbarten Höfen waren wie immer mehrere Verwandte zum ersten Carnevalsfest hier eingetroffen.

Als der Hof mit seinem Gefolge vorüber war, kam auch Frau von Schlatt, ihre Bekanntschaft zu erneuern. Sie war der vollendete Gegensatz zu Manuela, sowohl durch ihre brillante Toilette, als auch durch den so ganz verschiedenen Charakter ihrer Erscheinung und die elegante Tournüre ihres Wesens. Ein Weltmann würde ihr vielleicht vor der blonden einfachen Schönheit den Vorzug gegeben haben, und sie sagte sich mit innerer Befriedigung selbst, daß sie wohl den Kampf mit ihr aufnehmen könne, wenn es noch ihre Absicht gewesen wäre. Aber sie reichte Manuela so herzlich die Hand, daß diese in dem Gefühl, das bei ihrem Nahen wieder in ihr auflebte, völlig besiegt war und ihr Entgegenkommen freundlich erwiederte. Tiefenau sah Beide zusammen stehen und er fühlte doch sein Herz schlagen wie vor dem Bewußtsein begangenen Unrechts. Jetzt öffneten sich die Thüren des Ballsaals und eine rauschende Polonaise von der fürstlichen Capelle verkündigte den Beginn des Tanzes. Der Fürst mit einer verwandten Prinzessin nahm den Vortritt, ihm folgte seine Gemahlin mit dem vornehmsten der fremden Prinzen und so Paar auf Paar nach dem Range, bis dieser nicht weiter beachtet zu werden brauchte. Graf Tiefenau führte Frau von Buchstein, und Manuela, der sich schon Viele zum Tanz hatten vorstellen lassen, gab einem ausländischen Officier ihre Hand. — Nach diesem Ehrentanze behauptete wie immer die Jugend ihr Recht und Tiefenau hatte den Vortheil des ersten Empfanges nicht versäumt.

In der kurzen Pause stand Manuela wieder neben ihrer Mutter und auch Frau von Schlatt war hinzugetreten. Sie sprach lebhaft mit Manuela, ihre schwarzen, leuchtenden Augen ruhten wie festgebannt auf den reinen Zügen Manuela's, als wollten sie deren Bild unvergeßlich in sich aufnehmen. Da nahte sich Tiefenau, als die Musik wieder begann, er neigte sich entschuldigend vor Frau von Schlatt, daß er ihre Unterhaltung störe, und bat Manuela um den Tanz, den sie ihm schon zugesagt hatte. Wie diese, nun doch erröthend, ihre Hand in die seinige legte und ihm folgte, von der Mutter hinweg, wie sie ihm einst vielleicht folgen sollte durch das Leben, da fühlte nicht diese allein, daß die nächsten Momente wohl entscheiden könnten über eine lange Zukunft. Auch Frau von Schlatt sah mit gleichen Gefühlen dem Paare nach und der Cavalier, mit welchem sie zum Tanz versprochen war, mußte sie zweimal anreden, ehe sie ihn bemerkte. „Wünschen Sie mir Glück!“ sagte sie dann in scheinbar übermüthigster Laune. „Ich bin heut einer Lebensgefahr entgangen!“ Ueber die Bedeutung derselben ließ sie den Erstaunten im Unklaren.

Als Manuela, wunderbar ernst für einen ersten Tanz, zu ihrer Mutter zurückkehrte, vermißte ihr suchendes Auge den Vater. Dieser saß mit dem Fürsten in einem Cabinet, wo man den Saal übersehen und doch ungestört sprechen konnte. Der Fürst hatte ihn dahin geführt, um über Tiefenau mit ihm zu reden: es galt aber nicht allein dessen, sondern, der Vater wußte es, auch Manuela's Glück.

Deutsche Märchen.

Von

K. Simrock.

Der Handschuh.



Ein reicher Graf hatte nur zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn. Als es nun zu sterben kam, ließ er sie Beide vor sein Bett rufen und bat sie, nicht von einander zu lassen. Das versprachen sie ihm und knieten nieder, seinen Segen zu empfangen. Nach des Vaters Tode gedachte der junge Graf, sein Wort zu halten und sich nicht von seiner Schwester zu trennen. Nach einiger Zeit machte er aber in der Stadt mit Officieren Bekanntschaft, deren Umgang ihm sehr gefiel. Indessen glaubte er bald zu bemerken, daß sie ihn geringschätzten, weil er nicht wie sie dem König diente. Das kränkte ihn sehr, denn er hatte nicht aus Feigheit Kriegsdienste zu nehmen vermieden, sondern weil er sich von seiner Schwester nicht trennen wollte. Als er dieser nun seinen Kummer klagte, redete sie ihm selber zu, an des Königs Hof zu gehen und ihm seine Dienste anzubieten, der König brauche auch andere Diener als Soldaten, und sie wäre schon beruhigt, wenn sie nur wüßte, wo er wäre. Demnach entschloß er sich kurz und fuhr in die Hauptstadt, sich dem Könige vorzustellen. Dieser nahm ihn sehr wohl auf, denn er hatte große Stücke auf seinen Vater gehalten, und da ihm auch der Sohn gefiel, gab er ihm einen bedeutenden Posten am Hofe. Nun war aber ein Minister am Hofe, der ihn haßte, weil er des Königs Gunst nicht mit ihm theilen wollte. Er merkte das bald, ließ es sich aber nicht angehen, sondern diente treu in der Hoffnung, der König werde es zu erkennen wissen. Nun geschah es, daß der Feind des jungen Grafen in des Königs Geschäften eine Reise machen sollte. Da sagte er vor seiner Abreise zu dem Grafen, er werde auch nach seiner Heimath kommen, und hoffe da seine Schwester kennen zu lernen; es könne ihm wohl nicht schwer werden, sie zu verführen. Das gelinge ihm nimmermehr, versetzte der junge Graf. „Was gilt's?" rief Jener, „wenn Ihr Eurer Sache so sicher seid, so könnt Ihr auch Etwas daran wagen." „Mein Leben und meine Grafschaft will ich verwetten, daß Ihr sie nicht Fußbreit vom Pfade der Ehre abbringt; dafür kenne ich meine Schwester. Aber Ihr müßt mir gleichfalls Gut und Ehre zu Pfande setzen." „Topp!" sagte sein Widersacher, „wir wollen es schriftlich machen und wer verliert, soll auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden." Da ging der junge Graf mit ihm vor Gericht und ließ die Wette niederschreiben und obrigkeitlich bestätigen. Dabei ward ausgehalten, daß es dem Grafen verboten sein sollte, seine Schwester warnen zu lassen. Hierauf reiste der Minister ab, und kam auch in die Stadt, wo die junge Gräfin wohnte. Die Erkundigungen, die er hier einzog, lauteten aber nicht zu seinen Gunsten. Die junge Gräfin lebte sehr zurückgezogen, und nahm von keinem Fremden Besuch an. Vergebens ließ er sich bei ihr als einen Freund ihres Bruders anmelden, in dessen Auftrag er sie zu sprechen wünsche. Sie wollte es nicht glauben, weil er keinen Brief von ihm brächte. Er versuchte es noch, mit ihren Dienstboten Verbindungen anzuknüpfen; aber sie waren auf ihrer Hut; er konnte bei so treuen Leuten Nichts ausrichten. Schon ward ihm himmelangst, die Furcht, Leben und Gut verwirkt zu haben, heizte ihm übel ein. Tag und Nacht trieb er sich vor dem Schlosse der Gräfin umher und konnte doch keine Gelegenheit erspähen, ihr beizukommen. Endlich sah er eines Tages einen ältlichen Mann aus dem Schlosse kommen und den Weg nach der Stadt nehmen, dem ging er nach, um zu sehen, wo er bliebe. Da sah er ihn plötzlich in einem Goldschmiedsladen verschwinden. Um ganz sicher zu sein, blieb er in einiger Entfernung stehen, bis er wieder herauskäme, was auch bald geschah. Nun ging er selbst aber nicht sogleich hinein, sondern wartete bis zum andern Morgen. Da kaufte er erst einige Kleinigkeiten von einem Lehrling und ließ sich dann mit dem Meister selbst in's Gespräch ein. Er bemerkte bald, daß er an einem kostbaren Ring arbeite. Diesen bewunderte er sehr und fragte nach dem Preise. Der Goldschmied sagte, der Ring sei ihm nicht feil, er gehöre einem reichen Fräulein, die ihn um keinen Preis in der Welt

lassen würde, weil sie ihn von ihrem Bruder zum Geschenk erhalten habe. „Ein Stein hatte sich aus der Fassung gelöst; ich habe ihn aber schon wieder eingesetzt.“ „Recht Schade,“ sagte der Minister, „daß der Ring nicht zu haben ist: er gefällt mir besser als Alles, was ich in Eurem Laden gesehen habe.“ „Es sind doch wohl schönere darin,“ sagte der Meister, „denn ich meine es seitdem in der Kunst weiter gebracht zu haben. Vor zwei Jahren, als dieser Ring bei mir gekauft wurde, war ich fast noch ein Anfänger.“ „Es ist freilich Geschmackssache,“ sagte der Minister, „mir gefällt nun dieser einmal am besten. Da es aber Eure eigene Arbeit ist, wie Ihr sagt, so wäre es Euch wohl nicht schwer, mir einen ganz ähnlichen zu machen.“ „Gewiß,“ sagte der Meister, „wenn es Euch auf die Aehnlichkeit nicht so genau ankommt; denn ich darf diesen nicht länger behalten: die junge Gräfin will ihn noch heute zurückhaben.“ „So genau als möglich,“ sagte der Minister, „müßte er diesem gleichen, wenn er mir gefallen sollte; aber das Unmögliche fordre ich nicht. Macht ihn so ähnlich als Ihr nur immer könnt.“ „Ich will mein Bestes thun,“ sagte der Meister; „ich brauche aber drei Tage Zeit und unter fünfhundert Gulden kann ich ihn nicht liefern.“ Der junge Graf hat sie auch für diesen bezahlt, wie Ihr aus meinem Buch ersehen könnt.“ „Die fünfhundert Gulden sollt Ihr haben,“ sagte der Minister; „nach drei Tagen bringe ich das Geld: sorgt nur, daß der Ring dann fertig sei.“ Damit ging er aus dem Laden. Die drei Tage wandte er nun an, sich zu erkundigen, welche unter den städtischen Hebammen die älteste und vornehmste sei. Zu dieser ging er hin und gab vor, seine Tochter hätte ein Muttermal unter dem Kinn, das sie sehr entstellte: ob sie nicht wüßte, wie das zu vertreiben sei. Da sagte sie, darüber müsse er die Aerzte fragen: sie hätte davon keine Erfahrung. Die Aerzte, versetzte er, hätte er schon zu Rathe gezogen: sie wüßten aber nicht Bescheid. Darauf schenkte er ihr ein Goldstück und that, als wollte er fortgehen. Nun ward die Alte zutraulich und ließ ihrer Redseligkeit freien Lauf. Sie fragte auch, welche Gestalt das Muttermal seiner Tochter hätte. Ob es wie eine Kirsche, eine Erdbeere oder eine Haselnuß aussähe? „Nein,“ sagte der Minister, „eine bestimmte Gestalt hat es nicht.“ „So zweifle ich,“ sagte die Alte, „ob es ein rechtes Muttermal ist. Die rühren immer von unbefriedigten Gelüsten her und haben daher stets die Gestalt der vermißten Frucht. Daher sollten die Männer sich hüten, ihren Frauen irgend einen Wunsch zu versagen. Freilich gilt das nicht bloß von Eßwaaren, auch von andern Dingen. So habe die Gräfin so und so einmal im hohen Sommer nach Veilchen verlangt. Der Graf habe gleich Alles aufgeboten, aber sie doch nicht früh genug herbeischaffen können. Davon habe denn ihre Tochter ein Veilchen mit auf die Welt gebracht. Zum Glück entstelle es sie nicht, denn sie trage es zwischen den Brüsten. Trüge sie es auf der Wange oder auch nur unter dem Kinn wie Eure Tochter, so wäre das schon unangenehm.“ Sie führte noch andere Beispiele an, wo es die Männer sehr bereut hätten, sich nicht gefälliger erwiesen zu haben. Der Minister ließ sie ausreden, nahm aber dann Urlaub von der geschwätzigen Alten und holte am dritten Tage bei dem Goldschmied den Ring ab, der ihm sehr gut ausgefallen schien, so daß er die bedungene Summe mit vielen Freuden bezahlte. Als er nun in die Hauptstadt kam, ließ er seinen Gegner vor Gericht fordern, behauptete, die Wette gewonnen zu haben und legte den Ring zum Beweise vor. Der junge Graf erschrak, denn der Ring schien ihm jenem ganz gleich, den er seiner Schwester vor der Abreise zu seinem Andenken geschenkt hatte. Gleichwohl behauptete er, der Ring sei entweder untergeschoben, oder seiner Schwester entwendet. Die Richter schüttelten aber schon die Köpfe und meinten, er hätte klüger gethan, den Ring zu verleugnen. Da rückte der Minister noch mit dem Muttermal heraus, das er in Gestalt eines Veilchens auf der Brust der jungen Gräfin gesehen haben wollte. Der Graf ward roth vor Zorn und Scham, gestand aber ein, daß seine Schwester ein Muttermal auf der Brust trage; das beweise aber Nichts, denn das könne er sonst wie in Erfahrung gebracht haben. Die Richter sagten aber, das sei allerdings möglich; da aber auch der Ring vorliege und Eins das Andere bestätige, so könnten sie an der Aussage des Ministers nicht zweifeln und müßten den Ausspruch thun, daß der Graf die Wette verloren habe. Zwar berief sich der junge Graf noch auf den König; allein diesem hatte der Minister auf seiner letzten Reise wichtige Dienste geleistet; darum mochte er, so gewogen er dem jungen Grafen war, das Urtheil nicht abändern. Er bestätigte also, obwohl mit schwerem Herzen, den Ausspruch der

Richter. Als dies dem jungen Grafen eröffnet wurde, erklärte er, sich in sein Schicksal fügen zu wollen, obgleich er auf die Unschuld seiner Schwester vertraue. Er hielt nur um die Gnade an, noch einmal um sein väterliches Schloß fahren zu dürfen. Als ihm das bewilligt wurde, setzte er sich hin und schrieb seiner Schwester einen Brief, des Inhalts, daß er sterben müsse, weil er nach dem Ausspruch des Gerichts die Wette verloren habe, daß es dem Minister nicht gelingen werde, sie zu verführen. Jener habe die und die Beweise vorgebracht und demnach das Gericht zu seinen Gunsten entschieden. Als er nun im Wagen um das Schloß fuhr, erkonnte ihn seine Schwester schon aus der Ferne und freute sich, daß er sie zu besuchen komme. Als er aber vorbeifuhr, wußte sie nicht, was sie denken sollte: doch zweifelte sie keinen Augenblick, daß er es gewesen wäre, denn es war ihr nicht entgangen, daß er einen Brief hervorgezogen und über die Mauer ihres Gartens geworfen hatte. Den ließ sie sogleich durch einen Diener heraufholen und ersah daraus zu ihrer großen Bestürzung die schändliche Verleumdung und die große Gefahr, in der ihr Bruder schwebte. Es galt nun einen Rath zu ersinnen, wie sie sein Leben und zugleich ihre Ehre retten möchte. Endlich glaubte sie, ihn gefunden zu haben. Sie ließ alle Goldschmiede und Gürtler aus der Stadt berufen und trug ihnen auf, ihr einen kostbaren Handschuh, mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt, noch in derselben Nacht zu fertigen. Sie sei bereit, jeden Preis dafür zu zahlen, wenn sie ihn nur am andern Morgen zeitig erhielte. Die Goldschmiede, von welchen wir den Einen schon kennen, ließen sich so guten und raschen Verdienst nicht entgehen. Sie theilten sich in die Arbeit, blieben die Nacht über am Werk und am Morgen in aller Frühe brachten sie ihr schon den Handschuh, ein Wunder der Schönheit und Kostbarkeit. Sie zahlte den Preis ohne zu markten, ließ gleich vor ihren Staatswagen sechs Pferde spannen und befahl dem Kutscher und zweien ihrer vertrauten Diener, ihre reichsten Livreen anzulegen. Unterwegs trieb sie den Kutscher zur Eile, wenn auch die Pferde darauf gingen; nur sollte er sorgen, daß sie nicht stürzten, bis sie die Hauptstadt erreicht hätten. Gleichwohl hätte sie sich fast verspätet, denn bei ihrer Ankunft sah sie gleich, daß der Zug der Wagen, welcher den jungen Grafen zum Scheiterhaufen begleiten sollte, sich schon in Bewegung setzte. Sie erkundigte sich, wohin der Zug führe und befahl dann ihrem Kutscher, sich mit ihrem Wagen an einer Querstraße aufzustellen, an welcher der Zug vorbeikommen müsse. Die Vordersten sollte er dann alle vorüberfahren lassen, bis er sähe, daß der königliche Wagen käme: dem sollte er auf ihre Gefahr quer in den Weg fahren, und dann stille halten. Als nun der Zug kam, fuhr der Minister, der sie verführt haben wollte, als Zugführer im ersten Wagen voran; hinter ihm kamen viele hohe Herrschaften zu Wagen und zu Pferde; dann folgte der König und zuletzt ihr Bruder gleichfalls im Wagen, aber unter schwerer Bedeckung. Die Vordersten ließ also ihr Kutscher vorbei fahren; als aber der königliche Wagen kam, fuhr er diesem grade in den Weg und hielt stille, so daß auch der König halten mußte. Da schickt er sogleich seinen Kutscher an den Wagen der Fremden und läßt fragen, wie sie sich unterstehen könne, dem König in den Weg zu fahren. Die Gräfin läßt antworten, der Zugführer, der so eben vorbeigefahren sei, hätte ihr das Gegenstück zu dem Handschuh gestohlen, den sie hier dem König schicke und seine Gerechtigkeit anflehe. Der König erstaunte, als er den kostbaren Handschuh sah, denn Schöneres hatte er nie gesehen. Da schickte er Befehl, der ganze Zug solle halten und der Zugführer sogleich herbeikommen, sich zu verantworten. Als er nun kam, zeigte ihm der König den Handschuh und sagte, das Fräulein dort im Wagen beschuldige ihn, ihr das Gegenstück dazu gestohlen zu haben. Da geht der Minister an ihren Wagen, betrachtet das Fräulein und kommt zurück und sagt, dies Fräulein kenne er gar nicht, und habe sie nie in seinem Leben gesehen, das wolle er beschwören. Die Gräfin bog sich aus dem Wagen und sprach zu dem König: „Wenn er mich nie gesehen hat und gar nicht kennt, wie kann er mich denn verführt haben? Ich bin die Schwester des Grafen, der hingerichtet werden soll.“ Als das der König hörte, sagte er: „Wenn das ist, so hat er sich selbst sein Urtheil gesprochen.“ Sogleich befahl ihm der König, auszusteigen, und sich in den Wagen zu setzen, worin der Bruder der Gräfin säße, dieser aber sollte nun den Zug führen und den Verleumder auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen. Und so geschah es, und das von Rechts wegen.

Ueber mittelalterliche Burgen.

Von

J. Weininger.



Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die ältesten Burgen Deutschlands im neunten und zehnten Jahrhundert ihre Entstehung nahmen. Dieselben waren anfänglich ziemlich klein, oft sogar noch von Holz, jedoch stets auf wenig zugänglichen Punkten angebracht. Ein Ritter (Berittener, miles) brauchte nur zwei Gemächer für sich, eine Stube für seine Reisigen und einen Stall für seine Streit- und Saumrosse. Massive Mauern, dem Felsengrunde angekittet, und ein Wartthurm, der weit hinein in die Thäler lugte, im Verfolge noch eine kleine Capelle, das waren seine Hauptbedürfnisse.

Die Wurzel des Wortes Burg — ist Birge, eine sichere Berge, einen Verschluß bezeichnend. Unter Burc wurde aber nicht blos das verstanden, was wir meistentheils als festes Schloß bezeichnen, sondern auch jede befestigte Stadt, sowie insbesondere in dieser das innerhalb der Ringmauer aufgeführte Castell, wie das bei der Burg in Nürnberg noch der Fall ist. Dem letztern Ausspruche nachkommend, erinnern wir nur an die vielen Städte, deren Endung das Wörtchen „burg" bildet. So gut, wie wir heut zu Tage statt einer Waldung einfach „Holz" sagen, so pflegten die Alten eine von Mauerwerk aufgeführte Burg kurzweg nur „Stein" zu nennen. Wurde diesem noch der Name des Erbauers oder eine specielle Bezeichnung beigefügt, so erklären sich die Adelsfamilien der Dietrichstein, Egloffstein, Herberstein, Ottenstein, Weißenstein, Wittgenstein, Wolkenstein u. A. von selbst, indem sich diese Edlen nach ihrer Burg nannten.

Daß die ältesten Burgen, wohl kaum diesen Namen verdienend, aus Erdwällen und Pfahlwerk bestanden, unterliegt keinem Zweifel, da unsere Voreltern feste Wohnsitze und Vertheidigungswerke den Römern mittelbar oder unmittelbar ablernten, deren Lager nur solche Muster boten. Oft mag sogar ein roher Holzverschlag in den Aesten irgend einer riesigen Eiche (wie bei den heidnischen Preußen) jede andere Verschanzung ersetzt haben. Insofern aber würde die Geschichte der Burgen doch mit jener der Verschanzungen zusammenfallen und wir dürfen daher unbedenklich mit der Zeit beginnen, wo man die Gebäulichkeiten der Burgen aus großen Steintrümmern aufführte und das Dach aus Aesten, Balken u. dgl. bildete. Im Vorübergehen sei bemerkt, daß es insbesondere die schottischen Benedictiner waren, welche sich im Holzbau eine Berühmtheit erwarben und das sogenannte opus scoticum zugleich mit der Glaubenslehre verbreiteten, wie denn z. B. die von dem heiligen Bonifacius im achten Jahrhundert in Deutschland erbauten Kirchen und Klöster zumeist von Holz waren. Erzbischof Willegis von Mainz baute dort im Jahre 990 eine hölzerne Kirche zu Ehren des heiligen Stephan und der Dom zu Würzburg wurde erst 1186 aus Holz in Stein umgewandelt. Da also noch im zehnten Jahrhundert die meisten Kirchen Deutschlands von Holz waren, so erklärt sich die Erscheinung, weshalb wir von Kirchen vor dem elften Jahrhundert so wenig Kunde und noch weniger Ueberreste haben.

Auf diese Bemerkung hin wird man zugestehen, daß es vor dem neunten Jahrhundert wenige, nach dieser Zeit nur Burgen sehr mäßigen Umfanges gab, die mehrentheils blos aus einem Thurme mit ummauertem Hofraume bestanden. Die Zeit des Bestehens aller Burgen wird von Vielen verwechselt, die sich vorstellen, eine mittelalterliche Veste des zwölften Jahrhunderts habe grade so ausgesehen, wie eine solche des sechzehnten Jahrhunderts oder noch später. Um einen deutlichen Begriff zu gewinnen, wie die Burgen des neunten und zehnten Jahrhunderts beschaffen waren, stelle man sich — wenn nicht ein Fels den nöthigen Raum bot —

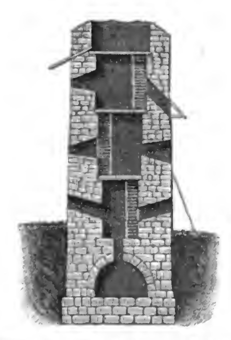
einen mittelmäßig hohen Erdhügel in Form eines gestutzten Kegels und darauf einen Thurm als die Wohnung des Burgherrn vor. Rund umher einen tiefen Graben, womöglich mit Wasser gefüllt. In den Thurm gelangte man mittelst einer Leiter, die hineingezogen werden konnte. Außerhalb des Grabens waren dann der Hofraum mit Wohnungen für die Burgleute und die benöthigten Stallungen; dieser Hofraum selbst wieder durch einen Erdwall mit Graben geschützt und jenseits des letztern eine starke Wand aus Spitzpfählen (Pallisaden).

Die ältesten Anlagen der Burg geschahen zumeist auf der höchsten Spitze des Felsens, um welchen sich dann die spätern Zubauten ausbreiteten.

Im Innern der berührten Thürme trifft man in der Regel ein unterirdisches gewölbtes Gemach, nur durch ein Loch im Gewölbeschlusse zugänglich, und bisweilen einen Brunnen, eine Cisterne (wie z. B. bei Scharseneck unweit Mannersdorf in Oesterreich) enthaltend, oder als Gefängniß dienend, im Erdgeschoß manchmal eine Kapelle, in den oberen Stockwerken sehr einfache Gemächer, ganz oben eine Plattform. Die Stiegen in ihrem Innern waren bloß Leitern oder schmale Steintreppen, zum Theil in der oft neun bis zehn Schuh betragenden Mauerdicke verborgen, wie z. B. auf der „Trausnitz im Thale“ bei Nabburg oder im Schlosse Thierlstein bei Cham. So gelangt man in die Schloßkapelle auf dem Trifels (i. d. Pfalz), wo vordem die Reichsinsignien aufbewahrt wurden, mittelst zweier in die Umfassungsmauer des Thurmes eingefügten steinernen Stiegen.

Jene schlanken, hochaufstrebenden Quaderbauten, welche einem kolossalen Thurme ähnlich sich gespenstig in die Lüfte strecken, sind in der Regel nicht vor Anfang des zwölften Jahrhunderts zu suchen. Als sicherer Führer läßt sich jedem Laien an die Hand geben: Je höher und schlanker, je mehr in einen Würfel gedrungen die Baute, je dicker die Mauern, je kleiner und enger die Fenster und Thüren, je niederer die einzelnen Stuben, desto älter der Bau. Daß hierbei Stand und Reichthum des Erbauers bedeutend in Anschlag komme, liegt auf offener Hand. — Um die spärlichen Räume der Hochburg, eines solchen thurmartigen Gebäudes, zu mehren, entstand in späterer Zeit gewöhnlich ein zwei- bis dreistöckiger Anbau, der aber bei Vergrößerung der Familie wieder nicht genügte, so daß sich die Räume einer anfänglich kleinen Burg zuweilen in's Großartige dehnten.

Die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert erbauten Thürme boten schon mehr Räumlichkeiten und enthielten gemeiniglich vier Geschosse. Das untere hatte keinen



Mittelalterlicher Thurm, der als Burg diente.

äußern Eingang. Man stieg im Inneren des Thurmes aus dem ersten Stockwerke in dasselbe hinab. Hier waren die Wein- und Vorrathskeller, ein tiefer Sodbrunnen und oft noch ein Kerker unter dem Namen eines Verließes, in welches man Gefangene an Stricken hinabließ, deren man sich versichern oder entledigen wollte. Das erste Stockwerk, wenn wir uns so ausdrücken wollen, faßte eine große Küche in sich, die dem Ganzen zum Eingang diente. Die Thür derselben war mindestens fünfzehn Fuß hoch über dem Schloßhofe. Eine hölzerne Treppe war außen angebracht, um hineinzugelangen und in Zeiten der Gefahr konnte man diese Treppe dann hinwegnehmen, in welchem Falle sie durch eine Leiter ersetzt wurde. Die Küche war zugleich die geräumige Wohnung des Hausgesindes, dessen Bettstellen in großen Wandschränken verborgen standen. Von hier führte eine schmale Wendeltreppe hinauf in das Wohnzimmer des Burgherrn und seiner Familie, welche gleichfalls den ganzen Geviertraum des Thurmes ausfüllte und einen ungeheuern Ofen enthielt. Auch befanden sich da die Lagerstellen für sämmtliche Familienglieder. In den in die Mauer eingefügten

Wandschränken lagen die Geräthschaften der Bewohner des Zimmers und die Kostbarkeiten derselben verwahrt. Bei den wenigen kleinen Fenstern bildete die große Dicke der Mauer noch ziemlich weite Cabinete, die Versammlungs- und Arbeitsplätzchen der Frauen des Hauses. — In dem obersten Stockwerke, in welches die vorerwähnte Wendeltreppe hinaufführte, war das Besuch- oder Prunkzimmer, das neuere Schriftsteller den Rittersaal zu nennen pflegen. Hier stand ein großer Kamin; die Panzer, Schilde, Helme waren theils an den Wänden aufgehängt, theils an selbe gelehnt. In diesem Gemache wurden dann die Gelage und Mahlzeiten gehalten. Ueber demselben saß der Wächter und schaute von seiner luftigen Kemenate rings in die Umgebungen zu froher Verkündigung annähernder Gäste oder zu weckendem Aufruf bei dem Erscheinen verdächtiger, Gefahr drohender Haufen.

In der Nähe von Neunburg in der Oberpfalz gibt das thurmartige Schlößchen Pettendorf, von Einigen irrigerweise für das Stammschloß der noch blühenden Freiherren von Bettendorf gehalten, einen ungefähren Begriff kleiner mittelalterlicher Burgen. Im

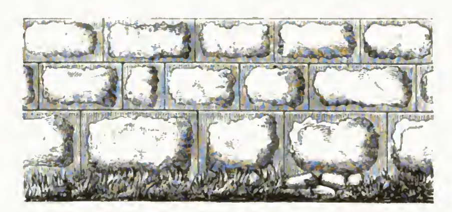


Pettendorf bei Neunburg vor dem Walde.

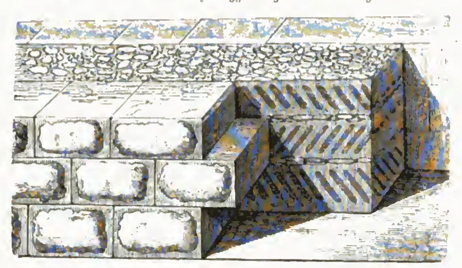
Erdgeschosse diente ein massives Gewölbe als Vorrathskammer, im ersten Stockwerke findet man eine sehr alte Küche nebst Kammer, im zweiten eine schönere Stube mit geschnitztem Platfond, daneben mit einem Erker das Gemach der Hausfrau, und im dritten Stocke die Gademen der Dienstboten. Nun haben sich ein Flickschuster und ein Hutmacher darein getheilt. Das Ganze war von Wasser umflossen, wie dies theilweise noch der Fall ist und auch jetzt noch fließt jene Quelle zunächst

der Burg, die ehedem den Schloßgraben speiste. Humbracht und Biedermann eröffnen in ihren genealogischen Tabellen die Stammreihe dieses Geschlechts mit Friedrich von Bettendorf, welcher zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Er hatte seinen Ansitz zu Lackendorf bei Nabburg und wird von der Familie als Urahnherr verehrt. Seine Söhne waren Ulrich und Dietrich, von denen jener der Vater Altmann's von Bettendorf, des Burggrafen von Bacharach (1406) ist, welcher im Jahre 1413 dem Concilium in Constanz anwohnte. Ganz anders verhielt es sich aber mit den Schlössern der Grafen und Freiherren, deren gebietende Massen einen beträchtlichen Raum in sich faßten und außer einer größeren häuslichen Bequemlichkeitseinrichtung mit mehrern Gräben, Zugbrücken, größern und kleinern Eckthürmen versehen waren. Die Eroberung eines solchen Schlosses war vor der Einführung des Geschützes also keine so leichte Einnahme, wenn die Besatzung fest entschlossen war, sich gut zu halten.

Die Burgen spielten die Hauptrolle in der Geschichte des ritterlichen Germanenthums und bildeten gleichsam die Angelpunkte jener romantischen Zeit abenteuerlicher Thaten. Nächst dem Münsterbau war der Burgenbau lange der wichtigste Zweig der mittelalterlichen Baukunst. Es beruhten in den Ritterburgen die Leistungen der Deutschen auf den Vorgängen der Römer; wie der gothische Münster aus der römischen Basilika, so ging die Burg des deutschen Ritters aus dem römischen Castell hervor und wie christliche Kirchen sich häufig auf der Stelle heidnischer Tempel erhoben, so die Burgmauern auf den Grundmauern römischer Castelle. Dieses findet man am Bodensee, im Elaß, am Rhein und an der Donau durch zahlreiche Burgenreste bestätigt. Deshalb ist es auch jetzt am Platze, der narbenwulstigen, aus gekropften Quadern aufgeführten Römerthürme zu gedenken, die so oft in den Bau mittelalterlicher Burgen hineingezogen wurden und den Besatzungen dieser als letzte Rückzugsorte (reduits) dienten.



Stück einer Römermauer zu Eggersberg bei Riedenburg.



Die äußere Wand mit der Gußmauer.

Sebastian Mutzl sagt bei Beschreibung der römischen Wartthürme,*) daß der Gebrauch der Hochwarten bekanntlich bis in das entfernteste Alterthum hinauf reiche: Was ist auch natürlicher, als daß man, vorzüglich im Kriege oder in der Nähe kriegslustiger Völker, beständig auf der Hut war und dafür sorgte, von anrückenden Feinden sogleich Kunde zu erhalten. Diese Wartthürme sind selten vollkommen gleichseitig (quadratisch), nähern sich aber der Gleichseitigkeit so sehr, daß sie aus der Ferne als gleichseitig erscheinen. Erst wenn man den Maßstab an die Mauer selbst anlegt, findet man, daß, wenn z. B. von zwei gegenüberliegenden Seiten jede 24 Fuß mißt, die beiden anderen 22 oder 26 Fuß messen, ein Unterschied, welcher

*) Die römischen Wartthürme, besonders in Baiern. Mit vier Tafeln Abbildungen von Sebastian Mutzl, königl. Studienrector in Eichstädt. München 1851. Verlag der königl. Akademie, in Commission bei G. Franz.

von ferne nicht wahrgenommen werden kann. Gewöhnlich ist dann die dem Thale oder der Gefahr eines Angriffes zugewendete Seite die breitere. Dieses Maßverhältniß ist gewöhnlich von der Art, daß die Höhe ungefähr das Vierfache der (größern) Breite des



Römerthurm mit daraufgesetztem Satteldach.

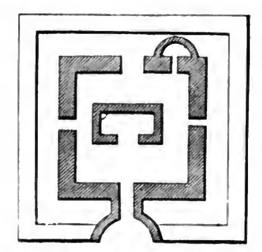
Thurmes beträgt; die meisten, die ich kenne, haben 82 — 86 Fuß Höhe, 21 — 25 Fuß Breite. Dieses Verhältniß ist es auch, was diese Warten von ferne so ansehnlich, stark und hoch zugleich erscheinen läßt. Der Zweck jener Kropf- oder Buckelquadern war offenbar, Stöße und Würfe aufzufangen und die Fugen des Baues vor diesen und den Einflüssen der Witterung zu schirmen. Denn Schnee und Regen trafen nur jene unbehauenen, weit herausstehenden Buckel, die Thaunässe und das Regenwasser troff von einem zum andern herab, ohne die Fugen zu berühren, für die Dauerhaftigkeit des Baues ein höchst wichtiger Umstand. Der Eingang in die Wartthürme befindet sich mehrentheils 20 Fuß hoch über dem Boden, ist gewölbt und durchaus mit festem Gestein bekleidet. Diese hohe Lage des Eingangs erklärt sich leicht. War nämlich die Leiter, auf welcher man zu ihm hinaufstieg, aufgezogen, so war die oben befindliche Mannschaft vor jedem Ueberfalle gesichert. Zugleich war dieser Eingang sehr schmal und leicht zu vertheidigen. Fensterritzen oder ganz schmale Lichtöffnungen befinden sich nur hie und da, so daß die Böden im Innern des Thurmes und die Treppen nur sparsam erhellt waren. Die Thurmmauer bestand in ihrem Durchschnitte aus drei Theilen: der äußern Quaderwand, der innern Quaderwand und der Ausfüllung (Gußmauer) zwischen beiden. Die Gußmauer (fartura) bestand aus trefflichem Mörtel und Feldsteinen. Gewöhnlich

wurden letztere in wagrechten Schichten eingesenkt und zwar so, daß die Steine einer Schicht z. B. nach rechtshin, die der zunächst obern und untern nach links hin und so abwechselnd durch alle Schichten hinauf standen. Zwischen zwei solcher Schichten befand sich gewöhnlich eine Steinlage in wagrechter Richtung. Die Dicke der Mauer ist sehr verschieden. An der Heidenmauer in Lindau beträgt sie am Boden 9 Fuß, in Pappenheim zunächst des Einganges gegen 7 Fuß. An dem viereckigen Schloßthurme von Unterbrennberg, der seiner vielen Buckelquadern wegen für einen römischen Wartthurm gehalten wird, beträgt die Mauerdicke am rundgewölbten Eingang 7, im zweiten Stockwerke 5 und im obersten unter dem Dache 3 Fuß, so daß der Thurm da, wo er in die Felsenschroffen eingelassen ist, 9 Schuh Dicke hat. So ward denn im wechselnden Laufe der Zeiten aus dem Castelle ein Schloß. Man änderte nur daran und baute neu, was man brauchte. So entstand ein großer Theil der Ritterburgen des Mittelalters, eine Unzahl derselben liegt schon längst wieder in Trümmern, nur der alte Römerthurm trotzt auch jetzt noch der Zeit, außer wo er mit vieler Mühe und Kunstanwendung abgetragen wurde. Viele dieser Thürme erhielten bei derartigen Umgestaltungen oben eine Wächterwohnung mit einem Satteldache. Man sieht von Weitem, wo der spätere Aufbau beginnt, ein ganz anderes Mauerwerk. Wo der alte Eingang belassen wurde, diente er dazu, um auf dem Gange der Ringmauer herumzuführen, wie z. B. in Töging zwischen Beilngries und Dietfurt.



Schloßruine Unterbrennberg bei Wörth an der Donau.

Zwischen Weißenburg am Sand und Kösching befindet sich zunächst des Raitenbucher Waldes ein noch leidlich erhaltenes römisches



Römisches Castrum bei Kösching unfern von Ingolstadt.

Castrum, das alle Zweifel über derlei Baulichkeiten beseitigt, da auch der das Ganze umfangende Erdwall, der auf jeder der vier Seiten 105 Fuß mißt, sich prächtig erhalten hat. In lateinisch abgefaßten Urkunden werden derartige Rittersitze durch das Wort Castrum bezeichnet.

Nun zu einzelnen Theilen der Burgen und zuletzt das Leben in denselben.

Der Wartthurm sowohl wie die Ringmauer der Burg waren sehr oft mit Zinnen versehen, jedoch waren dieses keine solche Zinnchen, wie wir sie zuweilen jetzt bei Renovationen alter Schlösser finden, hinter denen kein Kind, geschweige denn zwei Mann, Schutz finden könnten. Die Zinnen hatten, vom Wallgang an gemessen, mehrentheils einen Klafter Höhe und eben so viel Breite. Der Zwischenraum von einer zur andern betrug in der Regel 5 Fuß. Da aber jede mit der nächsten durch ein Mäuerlein verbunden war, welches den Vertheidiger 4 Schuh vom Boden aufwärts deckte, so erschienen die Zinnen von außen nur über 2 Fuß hoch. Die Zinnen des sogenannten, wenngleich erst aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert stammenden Schillerthurmes im herzoglich Dalbergischen Schloßgarten zu Herrnsheim bei Worms sind so vertheilt, daß eine die Mitte, die danebenstehenden aber schon die Ecken bilden — also deren ringsum nur acht sind. Die in der Heraldik vorkommenden Ehrenstücke stehen mit derlei Baulichkeiten im engsten Zusammenhange. Man wird bei keinem Wappen sehen, daß mehr wie höchstens vier Zinnen, als die obere Garnitur eines Wartthurmes, vorkommen.



Der Schillerthurm zu Herrnsheim bei Worms.

Lage und Form der Dächer waren höchst einfach; die Dachstühle von mäßiger Höhe, und ihre Deckung bestand anfänglich, vor Einführung der Hohlziegel, nur aus großen Schindeln und Brettern. Selten kamen an den Burgen Dachungen von Steinplatten vor, eben so scheinen jene zungenförmigen Deckungen der Dächer, wie man sie auf der berühmten Tapete von Bayeux und den Miniaturen des elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts gewahrt, keineswegs Dachziegel, sondern Holz-, Zinn- oder Bleischindeln zu sein. — Nur die Edelleute besaßen das Recht, ihre Dächer mit Wetterfahnen zu schmücken und deren Gestalt richtet sich genau nach dem Stande ihres Besitzers. Fähnlein bedeuteten Ritter; waren sie wie Paniere geschnitten, so bedeuteten sie einen Bannerherrn.

(Fortsetzung folgt.)

General Suworow

im italienischen Feldzuge 1799.

Die Schilderung bedeutender historischer Persönlichkeiten wird doppelt interessant, wenn sie vom unmittelbaren Verkehr herstammt und der Verfasser die überzeugende Gewähr für das richtige Verständniß der Hauptgrundzüge des Charakters gibt. Die so eben erschienenen „Memoiren eines Legitimisten,“ welche Julius von Wickede nach handschriftlichen Tagebüchern, Briefen und Aufzeichnungen aus dem Nachlasse eines Marquis von altem französischen Adel zusammenstellte, der seine Jugendzeit auf dem väterlichen Stammschloß in der Bretagne verlebte, dann kurz vor dem Ausbruch der Revolution als Garde du Corps in den Dienst Ludwig's XVI. trat und unerschütterlich als strenger Legitimist sämmtliche Kriege gegen die französische Republick und den Kaiser Napoleon I. mitmachte, bis ihn die Thronbesteigung Louis Philipp's zur freiwilligen Verbannung aus Frankreich führte, enthalten verschiedene, zum Theil ausführliche Charakterschilderungen, die allerdings sämmtlich von der einseitigen Anschauung des strengen Legitimisten erfüllt sind, dem die Vertheidigung der Rechte seines Königs über allen historischen Thatsachen erhaben erscheint, und der manchmal an die Worte Börne's erinnert: Die Menschen haben immer wunderliche Gottheiten gehabt; der eine betet Fitzli-Putzli, der andere die Legitimität an, — die aber nichtsdestoweniger vieles überraschend Neue und durch die directe Anschauung Werthvolle enthalten. Namentlich sind alle diejenigen Partien des Buches, welche von Feldzügen und Gefechten berichten, oder die Gestalt eines der großen Heerführer aus den Kriegen zu Anfang dieses Jahrhunderts schildern, von großer Lebendigkeit, und es zeigt sich überhaupt, daß der Schreiber dieser Memoiren vorzugsweise ein kernhafter Soldat, ein Kriegsmann von unbestechlicher Ehrenhaftigkeit und ausdauerndem Muthe war. Nachdem er den Kampf in der Vendee mitgemacht, gelingt es ihm, schwer verwundet, Frankreich zu verlassen, worauf er, von seinem legitimen Herrn Ludwig XVIII., dem er sich in der Verbannung zur Verfügung stellt, beauftragt, in die österreichische Armee eintritt. Er kämpft alsdann als Adjutant unter dem russischen Feldmarschall Fürst Suworow, bis dieser nach Rußland zurückgerufen wird, macht später den Feldzug in Spanien mit, und zieht, nach Frankreich zurückkehrend, mit den Verbündeten in Paris ein. Nach der Schlacht von Waterloo ruht sein Kampfesmuth bis 1830, wo er abermals für die weiße Fahne der Bourbons das Schwert zieht.

Von den berühmten Feldherrn, unter denen dieser französische Held gefochten, sind es namentlich drei, die er mit Vorliebe schildert: Erzherzog Karl, Suworow und Wellington, und seine Schilderungen sind in der That so anziehend gehalten, daß wir uns veranlaßt sehen, das Bild des alten russischen Generals Suworow möglichst abgerundet aus dem Werke herauszunehmen.

Suworow, dem der Kaiser Paul im Jahre 1799 den Oberbefehl über die Truppen gegeben hatte, die mit den Oesterreichern vereint in Italien gegen die Franzosen kämpften, und der von seinen dortigen Siegen den Titel „Fürst Italijski“ erhielt, war genial in seinen Pläuen und dabei doch bedächtig in der Vorbereitung derselben, während er bei der Ausführung eine rücksichtslose Energie entfaltete. „Soldaten sind zum Todtschießen da und fallen sie, so schadet es nichts, wenn nur der Sieg erkämpft wird“, sagte er wiederholt und handelte auch demgemäß. Wenn es irgend eine wichtige Sache galt, kam es ihm keinen Augenblick darauf an, Tausende von Kriegern zu opfern, und er konnte z. B.

in der furchtbar blutigen Schlacht bei Zürich ganze Bataillone mit einer Gleichgiltigkeit hinsinken sehen, als ob es Mohnköpfe wären. Wer gefallen war, dem widmete er nie ein Wort des Andenkens, und liebte es nicht, wenn man an dessen Person ihn erinnerte. Gegen seine lebenden und verwundeten Krieger war er voller Sorgfalt und Aufopferung und wachte beständig für ihr Wohlergehen, so weit sich dies mit seinen kriegerischen Plänen vereinbaren ließ. So strenge er auf das eigentliche Wesen des Dienstes hielt, so überaus nachsichtig war er bei seinen Russen gegen die äußere Form desselben. Ob eine Ordonnanz ihn bei seinem Titel oder mit dem russischen Ausdruck „Väterchen" nannte, war ihm völlig gleich, und alles Parademäßige sehr verhaßt. So nahmen sich besonders die alten Kosaken, die ihn schon seit Jahren kannten, oft fast unglaubliche Freiheiten gegen seine Person heraus. Wenn ihm z. B. ein graubärtiger Kosak eine frohe Meldung machte, so durfte er einen guten Trunk aus des Feldmarschalls Becher thun. Einst schien einem Kosaken der starke Rum zu munden; er schmunzelte behaglich nach der Flasche, in der noch ein kleines Restchen war, und meinte: „Väterchen, die Nachricht war so gut, daß sie wohl noch ein zweites Schnäpschen verdient." Suworow lachte, gab dem Kosaken einen vertraulichen Beinamen und schenkte ihm eigenhändig den letzten Rest aus seiner Feldflasche ein, obgleich er jetzt selbst den ganzen Tag über nur schlechtes Wasser zu trinken hatte. Einige Tage später war dieser Kosak im Dienst betrunken, was zufällig von Suworow bemerkt wurde. Die Strafe, welche ihm dieser dafür zuerkannte, waren hundert Kantschuhhiebe, und auch kein einziger wurde davon erlassen. Ueberhaupt konnte der alte Feldmarschall mitunter ungemein hart sein und verhängte die strengsten Strafen über Soldaten wie Officiere. Trotzdem liebten die Soldaten und fast alle niedern Officiere ihn beinahe abgöttisch, hielten sich unter seiner persönlichen Anführung fast unbesiegbar und waren es daher in der That auch. Er kannte die Eigenthümlichkeiten der Russen auf das Genaueste, und wußte mit musterhafter Menschenkenntniß alle seine Untergebenen zu behandeln. Große Zuverlässigkeit lag grade nicht im Charakter Suworow's, und wie alle Slawen, verschmähte auch er Lug und Trug nicht, wenn er mit seiner geriebenen Schlauheit einsah, daß er auf gradem Wege nicht so schnell zum erwünschten Ziele gelangen würde. Wie in Allem, so war Suworow auch hierin der größte Gegensatz des Herzogs von Wellington, der einen viel zu großen Stolz besaß, um jemals nur ein unwahres Wort zu sprechen. Persönlichen Muth und große Kaltblütigkeit im feindlichen Feuer besaß Suworow in hohem Grade, liebte aber tollkühne Tapferkeit nicht, besonders wenn sie keinen directen Nutzen brachte. Seine Hauptleidenschaft war eine unbegrenzte Ruhmsucht, sowohl für Rußland, dessen wahrer Sohn er war, wie auch für sich selbst. Weitere politische Grundsätze besaß er nicht, und hätte Rußland vermehrte Macht und Ehre und er selbst persönlichen Ruhm dadurch erlangen können, so wäre ihm ein Bündniß mit den französischen Republikanern ganz recht gewesen. So sehr er sich auch den Anschein gab, solche zu hassen, so haßte er im Grunde seines Herzens Preußen und Oesterreich noch viel mehr, und hätte lieber gegen, als für sie gekämpft. Er mißgönnte es Oesterreich wie Preußen, daß sie Slawen als Unterthanen besaßen, und in den seltenen Augenblicken der Freimüthigkeit, die ihn bisweilen überfielen, äußerte er einst zu einigen seiner Adjutanten: „Unser Czar und Herr befiehlt, daß wir die Franzosen schlagen sollen, also werden wir sie schlagen, obgleich sie uns eigentlich gar nichts angehen. Besser wäre es, wir schlügen die Preußen und die Oesterreicher und eroberten uns Alles, was jemals Polnisch gewesen ist, und vertrieben dann die Türken aus Constantinopel. Dann ließe sich noch ein recht schönes Kaiserthum für unsern jungen Herrn, den Großfürsten Constantin, daraus machen, und für den Großfürsten Nicolaus würde Warschau oder Lemberg auch eine gute Residenz, und Danzig eine gute Hafenstadt abgeben. Das wären dann Reiche unseres Stammes, die ganz Europa beherrschten, und wenn man den Türken alsdann alle ihre Kinder wegnehmen und diese in unserer rechtgläubigen Kirche taufen ließe, so würde die heilige Mutter Gottes in Kasan (hiebei schlug er das griechische Kreuz) auch ihre Freude darüber haben. Solche Reiche zu erobern, wäre doch noch eine bessere Aufgabe für den alten Suworow, als hier in den Bergen der Schweiz hinter den Franzosen herzukriechen und sich über die Dummheit und Zaghaftigkeit der Herren in Wien tagtäglich zu ärgern. Doch unser Allergnädigster Kaiser (hier verbeugte er sich tief) befiehlt und Su-

worow und seine Russen gehorchen." Plötzlich fiel es ihm nun ein, er habe jetzt wohl zu viel gesagt, und seine Worte könnten nach verschiedenen Orten hin berichtet und dort übel aufgenommen werden, denn er stellte sich sogleich an, als sei es nur ein Scherz, den er gemacht habe, und trieb, wie dies in solchen Fällen seine Art war, die albernsten Possen. Diese verschiedenen Possen, die er trieb, und die wirklich oft eines so großen Mannes unwürdig waren, beruhten größtentheils auf klug berechneter Verstellung. Er wollte seine Umgebung dadurch auf die Probe stellen, mehrere ihm mißliebige Persönlichkeiten unter den russischen und österreichischen Generalen dadurch ärgern, was er auch vollständig erreichte, und sich bei den Soldaten populär machen. Er konnte es in seinen Grimassen mitunter so weit treiben, daß man ihn fast als einen Verrückten ansehen mußte, und wirklich selbst oft nicht wußte, ob man sich über diese Narrheiten ärgern oder sie verlachen sollte. Wehe aber dem, in dessen Gesicht der durchdringende Blick des Feldmarschalls jemals ein Lächeln des Spottes erblickt hätte; er konnte sicher sein, daß dieser sich grausam dafür an ihm rächen würde.

So roh und ungebildet er sich übrigens oft stellte, und solche Verachtung er gegen jede Büchergelehrsamkeit zu hegen schien, so war er doch dabei ein ungemein unterrichteter Mann, wie man solchen zu damaliger Zeit nur äußerst selten im russischen Heere finden konnte. Die Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten hatte er sehr sorgfältig studirt und sich auch sonst noch mit verschiedenen Wissenschaften beschäftigt, obgleich er dies mehr zu verleugnen, als hervorzuheben suchte. Ein Meister war er in kurzer und bündiger Schreibweise und alle seine Befehle und Erlasse konnten wirklich als die besten Muster, in wenigen und klaren Worten Viel auszudrücken, gelten. Alle Vielschreiberei war ihm ein Gräuel und er pflegte oft zu sagen: „Die Menschen, die weder zum Handeln noch zum Denken zu gebrauchen sind, legen stets den größten Werth auf viele unnütze Schreiberei." Wehe dem Adjutanten, der sich nicht kurz und klar auszudrücken verstand, denn der Feldmarschall zerriß ohne Weiteres den Bericht, statt ihn zu unterschreiben, warf die Stücke dem Verblüfften vor die Füße und schrie mit einer Donnerstimme: „Noch einmal machen und kürzer." Dies konnte bei neuen Adjutanten, die seine Art und Weise noch nicht kannten, vier bis fünf mal geschehen, besonders wenn die Zeit nicht drängte. Unerbittlich zerriß der Feldmarschall die Arbeit immer von Neuem wieder, bis sie ihm kurz und bündig genug schien.

Staunens- und nachahmungswerth war die große persönliche Thätigkeit, die der alte siebzigjährige Feldmarschall bei jeder Gelegenheit entwickelte. Nur wenige Stunden schlief er, seine Mahlzeiten kosteten ihm geringe Zeit, noch geringere seine Toilette und sonst war er unaufhörlich im Dienst. Oft sprang er mitten in der Nacht von seinem Strohlager auf, warf einen Soldatenmantel um, weckte wohl einen oder den anderen seiner Adjutanten, unterließ dies aber auch bisweilen, bestieg dann einen kleinen Kosakenklepper, deren fünf bis sechs stets zu seiner Verfügung gesattelt standen; nun wurden ein Dutzend Kosaken von der Escorte mitgenommen, und die äußersten Vorposten des Heeres visitirt. Je schlechter das Wetter, je grundloser die Wege waren, desto häufiger trat er gewiß diese Ritte an, desto weiter dehnte er sie aus und erschien stets dort, wo man ihn am wenigsten erwarten konnte. Alles wurde bei diesen Inspicirungen genau gemustert, keine Kleinigkeit entging ihm, und jede Nachlässigkeit bestrafte er auf der Stelle. Besonders achtete der Feldmarschall darauf, daß die Soldaten von ihren Vorgesetzten nicht unnöthig geplagt wurden, und ihre Rationen auch richtig erhielten. Als einst die Soldaten eines Regiments, welches der Feldmarschall ganz unerwartet inspicirte, sich beklagten, ungenießbares Brot erhalten zu haben, wurde das Brot sogleich gekostet und es zeigte sich abscheulich, obgleich gutes Mehl zu bekommen gewesen wäre. Der Feldmarschall gerieth in furchtbaren Zorn, stellte sogleich eine Untersuchung an und ermittelte mit großem Scharfsinn, um den ihn der gewandteste Advocat hätte beneiden können, daß der Lieferant, ein reicher Jude, betrogen, der Oberst aber um diesen Betrug gewußt hatte. Die Strafe folgte gleich der That, wie dies des Feldmarschalls Sitte war. Den Obersten legte er in Ketten, und bat den Kaiser Paul, daß er ihn zum Gemeinen degradiren möge, was auch geschah, wo er dann nachträglich noch fünfzig Hiebe erhielt; der Jude empfing seine Hiebe aber auf der Stelle, und zwar so viele, daß er lange an den Nachwehen krank darniedergelegen hat. Aehnlich waren

alle Urtheilssprüche, die der Feldmarschall bei diesen unerwarteten Musterungen decretirte, und die gerechten, aber harten Strafen folgten stets sogleich der That.

Kam der Feldmarschall von seinen Musterungen, die fünf, sechs, bis acht Stunden dauerten, in sein Quartier zurück, so gönnte er sich keine Ruhe, sondern schrieb oder dictirte Befehle, studirte die Karten der Umgegend, hörte Berichte an; kurz, war stets thätig und unermüdlich. Und so trieb er es tagtäglich ohne Rast und Ruhe fort, und war auf Märschen gewiß der Erste im Sattel und der Letzte aus demselben.

Seine Bedürfnisse waren gering, und die spärliche Gage eines russischen Subalternofficiers hätte ausgereicht, dieselben zu befriedigen. Er aß die gröbsten Speisen und verschmähte es nicht, wochenlang das Essen der gemeinen Soldaten zu theilen, so schlecht dies auch war. Ließ er sich seine Mittagsportion aus dem Menagekessel holen, so bezahlte er der Kochgesellschaft, bei der dies geschah, stets einen Ducaten dafür. Ueberhaupt war er gegen die Soldaten ungemein freigebig, und verschenkte fast sein ganzes Einkommen an Invalide und Verwundete. Sein Leibkoch war ein alter ausgedienter Soldat, der nur die gemeinsten russischen Speisen bereiten konnte. Bald nach dem siegreichen Einzug in Mailand gab der Feldmarschall den vornehmsten Behörden der Stadt, unter denen sich auch der Erzbischof befand, und einigen hohen österreichischen Generalen ein Gastmahl. Alle diese Herren waren in höchster Gala, und auch der Feldmarschall trug seine alte Galauniform, die mit allen möglichen Großkreuzen behängt war, dabei aber gewöhnliche Kosakenhosen und Juchtenstiefel, die entsetzlich stanken. Alles Tischgeräth, welches zu einem Palast der Stadt gehörte, war vortrefflich. Die Tafel starrte von Porcellan und Silber, und Suworow behandelte seine Gäste mit der liebenswürdigen Höflichkeit und der ungezwungenen und dabei doch vornehmen Gewandtheit, die ihm — wenn er wollte — so sehr zu eigen sein konnte. Die ganze Bewirthung bestand aus groben grauen Erbsen, dem Lieblingsessen der russischen Soldaten, und Stockfisch, der noch dazu sehr schlecht roch, was den Feldmarschall jedoch nicht abhielt, einen ganzen Teller voll davon mit sichtbarem Behagen zu verspeisen; als Getränk gab es nur gewöhnlichen Branntwein, wie solchen die Soldaten geliefert erhielten; zum Dessert eine Art grober und schwerverdaulicher Kuchen, in Syrup gebacken, ebenfalls eine Lieblingsspeise der russischen Volksclassen. Die verlegenen Gesichter aller dieser vornehmen Gäste über solche ihnen ganz ungewohnte Mahlzeit und dabei der spöttische Hohn in den Zügen Suworow's gaben ein köstliches Genrebild ab. Die Herren würgten und kauten an den harten Erbsen und kosteten mit sichtbarem Ekel von dem schlechten Stockfisch, aus Furcht, ihren Wirth zu beleidigen, der dabei mit der liebenswürdigsten Miene immer mehr nöthigte und wo er einen leeren Teller sah, solchen eigenhändig wieder füllte. Die Adjutanten, die auch die Honneurs machen mußten, bissen sich die Lippen fast wund, um nicht laut herauszulachen. Dabei ließ der Feldmarschall stets die Gläser mit dem schlechten Fusel wieder vollfüllen, brachte verschiedene Gesundheiten aus, leerte stets sein eigenes Glas und wachte darauf, daß auch seine Gäste ihre Gläser bei jedem Toaste leerten.

Zum Schluß der Mahlzeit stand der Feldmarschall auf und sprach in ernstem Tone: „Ich fürchte, daß diese einfachen Soldatenspeisen meinen verehrten Gästen nicht sonderlich gemundet haben, denn ich sehe leider sehr viele mißvergnügte Gesichter unter Ihnen. Es thut mir dies leid, denn ich bin nun einmal an dergleichen Speisen gewöhnt, und die Herren werden wohl nicht verlangen, daß der alte Suworow, der einen so weiten Weg aus Rußland hierher machte, jetzt noch seine Lebensgewohnheiten ändern soll. Ja, hätte man hier in Italien auch nur immer einfach gelebt und wären die vornehmen Stände den alten Sitten ihrer Vorfahren treu geblieben, statt in Weichlichkeit und Prasserei zu verfallen, dann hätte man hier Kraft genug besessen, die Franzosen sich selbst vom Leibe zu halten und unser Czar Paul nicht nöthig gehabt, seine Soldaten deshalb über die Alpen zu schicken.“ Diese Worte des Feldmarschalls machten wo möglich noch verlegenere Gesichter unter seinen Gästen, als vorhin seine groben Speisen, und Alle waren froh, als er bald darauf die Tafel aufhob und die Gesellschaft mit ausgesuchter Artigkeit entließ.

Kaum war der letzte der Fremden fort, so brach der Feldmarschall in ein schallendes Hohngelächter aus und rief laut: „Die Kerle werden von dem schlechten Branntwein acht

Tage lang noch Kopfschmerzen haben, ebenso lange werden ihnen die harten Erbsen im Magen liegen, und meine Worte zuletzt werden ihnen die Verdauung auch nicht erleichtern helfen. Diese Mailänder Nobili sind doch erbärmlich feige Kerle, ohne Saft und Kraft in den Knochen und ohne Gehirn im Kopfe. Da ist mir doch jeder meiner Kosaken viel lieber."

Gleich nachher meldete man dem Feldmarschall, daß einer der Mailänder Lohnbedienten, die zur Bedienung angenommen waren, beim Stehlen von silbernen Löffeln ertappt worden sei. Sogleich befahl er, daß ein Kosak dem Kerl auf der Stelle hundert Hiebe mit dem Kantschuh aufzählen solle. Der Italiener schrie aber bei der Execution so fürchterlich, daß es durch den ganzen Palast gellte; zornig rief der Feldmarschall aus: „Man sieht, der Kerl ist nur ein Italiener, der nicht einmal Schläge vertragen kann, ohne zu schreien. Pfui, was für elende Wichte sind dies!" Er befahl nun, mit der Execution sogleich aufzuhören, den Lohnbedienten aber in eine russische Trainjacke zu stecken und als Trainknecht bei den Mauleseln, die zum Transport der Lebensmittel angekauft wurden, zu verwenden. Was der Feldmarschall befahl, geschah auch pünktlich, und so wurde dieser dicke Mailänder Lohnbediente russischer Trainknecht, wobei er sich freilich an schlechtes Essen und viele Prügel gewöhnen konnte. Als solchen hat ihn unser Legitimist noch nach der Schlacht bei Zürich gesehen, und der arme Teufel war so abgemagert, daß man ihn kaum wiedererkennen konnte. Er winselte um seine Verwendung beim Feldmarschall, die der Legitimist ihm auch gewährte. Die meisten Maulesel waren bei dem ewig denkwürdigen Uebergange über die Alpen ohnehin gefallen, und so gewährte der Feldmarschall dem jetzt doch überflüssigen Italiener die Erlaubniß zur Heimkehr, schenkte ihm auch sechs Ducaten aus seiner Tasche als Reisegeld. „Der Schuft wird keinem Russen jemals wieder silberne Löffel stehlen," sagte er dabei lachend.

Obgleich der Feldmarschall häufig sich in bittern Spott über den Mißbrauch, der bei Vertheilung der Orden in Rußland getrieben wurde, ergoß, so hatte er mitunter ein wahrhaft kindliches Wohlgefallen an seinen eigenen Orden. Er putzte sie eigenhändig, ließ sie in der Sonne blitzen und heftete alle Kreuze und Sterne auf einen groben grauen Commißmantel, den er dann mit sichtbarer Freude trug. Ebenso freute er sich sehr, wenn er Großkreuze erhielt, die reich mit Brillanten besetzt waren, wie er überhaupt Edelsteine gern hatte und sich in Mailand viele kaufte. Solche Launen hielten aber immer nur kurze Zeit bei ihm an; dann kümmerte er sich wochenlang gar nicht um alle seine Orden und trug nur sein einfaches Georgskreuz, was er sich schon als Unterofficier durch seine große persönliche Tapferkeit verdient hatte.

Bei seinem Aufenthalte in Wien war Suworow in der schlechtesten Laune. Zwar hatte man ihn äußerlich auf jegliche Weise am hohen Kaiserhofe geehrt und selbst den Rang eines K. K. Feldmarschalls verliehen; aber trotzdem war schon damals ein tiefer Riß zwischen vielen der einflußreichsten dortigen Persönlichkeiten und ihm entstanden. Daß dieser sich nicht vermindern, sondern eher noch vergrößern würde, war leicht vorauszusehen, denn es war damals in Wien Vieles, was einen energischen und kühnen Mann, wie Suworow, zur Verzweiflung bringen konnte. Diese Langsamkeit, diese Pedanterie, diese gänzliche Unfähigkeit des Hofkriegsraths, irgend einen kühnen, energischen Entschluß zu fassen, hatten stets auf dem Erzherzog Karl wie ein drückender Alp gelastet und hemmten auch jetzt die kühnen Entschlüsse Suworow's auf jegliche Weise. Der allmächtige Minister, Baron Thugut, war schon in den ersten Tagen mit Suworow in eine heftige Feindschaft gerathen. Aeußerlich war der schlaue Feldmarschall zwar sehr höflich gegen den österreichischen Premierminister, da der Kaiser Paul ihm dies streng anempfohlen hatte; konnte er aber unter seinen Adjutanten sich frei aussprechen, so gab es keine Schlechtigkeit, der er ihn nicht für fähig hielt, und kein Schimpfwort, womit er ihn nicht beehrte.

Oft rächte der alte Suworow sich gegen seine Wiener Quälgeister mit ihren pedantischen Forderungen auf die boshaft witzigste Weise. So ließ er einmal einen schönen Schlachtenplan zeichnen und von einem gewandten Generalstabsofficier einen sehr detaillirten Operationsentwurf ausarbeiten. Alles war, wie bei einem Friedensmanöver, ganz genau hierin vorgeschrieben und selbst die Stellen und Stunden, wo heimliche Ueberfälle mit überraschender Schnelligkeit und Kühnheit stattfinden sollten, verzeichnet. Gewiß an zehn Bogen war dies in seiner Art vortrefflich ausgearbeitete Opus, welches sich

für ein Friedensmanöver sehr geeignet hätte, stark. Suworow ließ den Plan nun sauber abschreiben, in Sammet einbinden und sandte ihn nach Wien an den Hofkriegsrath, von einem ungemein unterthänigen Schreiben begleitet. Er meldete, daß er den Plan für eine zu liefernde Schlacht hiermit vorzulegen sich erlaube und bat um die Prüfung und im geeigneten Fall Genehmigung desselben; damit aber ja das Ganze auch so, wie es auf dem Plan verzeichnet sei, in guter Ordnung vor sich gehe, möge man die Gefälligkeit haben, eine Abschrift davon auch dem französischen Obergeneral Moreau vorher zu senden, damit der wisse, wonach er sich zu richten habe.

Ein anderes Mal ließ Suworow eine „Tabelle der kommenden Thaten" für den nächsten Monat anfertigen, auf der auch mehrere heimliche Ueberfälle und kühne Ueberraschungen des Feindes verzeichnet standen und sandte solche dem Hofkriegsrath zur Genehmigung ein, damit sie alsdann gedruckt und im Armeecorps vertheilt werden könne. Der Hofkriegsrath und besonders Graf Lehrbach verziehen Suworow diesen boshaften Spott niemals wieder. Es war ein Glück, daß der österreichische Feldzeugmeister Melas, der unter dem Feldmarschall befehligte, einen sehr braven, ehrenwerthen Charakter zeigte und sich niemals zu den kleinlichen Intriguen, die man ihm zumuthete, gebrauchen ließ; sonst wären die Reibereien noch ungleich größer gewesen. Leider folgten nicht alle österreichischen Generale solch ehrenwerthem Beispiel. — Auch die politischen Pläne des Petersburger und Wiener Hofes fingen bald an, weiter auseinanderzugehen. Da Suworow sowohl österreichischer, wie auch russischer Feldmarschall war, so konnte er die Wahrheit der Bibelstelle: „Niemand kann zween Herren dienen," in genügender Weise an sich selbst erproben. Der Kaiser Paul wollte das eroberte Sardinien dem daraus vertriebenen legitimen Könige wieder zurückerstatten, der Baron Thugut es aber für Oesterreich behalten, und so konnte es denn an Zank und Hader nicht fehlen.

Der Feldmarschall Suworow war über diese ewigen Hemmnisse und Verzögerungen des Hofkriegsraths in Wien und diese Zänkereien und Zwistigkeiten der Diplomaten so wüthend, daß er wiederholt seinen Abschied fordern wollte, ja selbst einmal schon ein Abschiedsgesuch an seinen Kaiser absandte. Es war dies übrigens nur Schein, denn Suworow war viel zu ehrgeizig, als daß er den Oberbefehl über ein gutes, ihm treu ergebenes Heer inmitten eines siegreichen Feldzuges hätte niederlegen sollen. Er hätte dies nicht überlebt, sondern wäre wahrscheinlich an gebrochenem Herzen sogleich gestorben, wenn man den Schein für die Wahrheit gehalten und sein Abschiedsgesuch angenommen hätte. Für die russische Armee wäre seine Abberufung ein unendliches Unglück gewesen, und zwei verlorene Schlachten hätten ihr nicht einen solchen Nachtheil gebracht. Die russischen Soldaten und die meisten Officiere fühlten sich sehr unbehaglich in Italien. Weder die Sitten des Volkes, unter dem sie sich befanden, noch die leichten Speisen, die vielen Früchte, der Genuß des Weins, statt des altgewohnten Schnapses und eben so wenig das heiße Klima sagten den russischen Soldaten zu. In ihren melancholischen Abendgesängen, die sie, um die lodernden Wachtfeuer sitzend, so häufig anstimmten, feierten sie die Vorzüge ihrer nordischen Heimath und trauerten, daß des Czars Befehl sie so weit von derselben ab und in dies heiße, ungesunde Land mit seinen schlechten Menschen und unkräftigen Speisen geführt habe. Nur ein Feuergeist wie Suworow konnte diese tiefe Melancholie der Soldaten, die Hunderte von ihnen in die Lazarethe und dann fast immer auch in die weit geöffneten Gräber brachte, verbannen.

Suworow wollte in Italien siegen, und so siegte er auch. Wo das Kampfgewühl am stärksten war, dahin sprengte er auf seinem Kosakengaul und trieb mit begeisternden Worten seine Bataillone in das Feuer. „Heut ist ein Ehrentag für Rußland, Fluch und Schande dem, der nicht sein Aeußerstes dafür wagt!" rief er den Kanonieren einer Batterie zu, die dem feindlichen Feuer so ausgesetzt war, daß sie schon über die Hälfte ihrer Mannschaft eingebüßt hatte.

Einem schon sehr zusammengeschmolzenen Bataillon, das in etwas unordentlicher Haltung zurückwich, donnerte er mit einer Stimme, die durch das Kanonengebrüll der Schlacht drang, zu: „Steht!" und fest stand das Bataillon. „Vorwärts Front gegen den Feind gemacht!" befahl wieder der Feldmarschall, und nun rief er den Trommlern zu: „Schlagt den Sturmmarsch, mit dem Ihr Ismail so ruhmreich stürmen halft." In ein lautes Hurrah brachen die Soldaten aus, stürmten mit frischem Muthe wieder vorwärts, und

grade dies Bataillon, obgleich freilich über die Hälfte zusammengeschmolzen, war unter den ersten, die die feindlichen Linien zum Weichen brachten.

Andern Soldaten rief Suworow seinen Lieblingsspruch: „Die Kugel ist feige und unsicher, das Bajonett aber muthig und sicher!“ zu und begeisterte sie dadurch zum Sturm mit dem Bajonett. Tirailliren ließ er gar nicht, denn er wußte, daß die Ausbildung und Gewandtheit der russischen Soldaten dazu nicht ausreichend war; er ließ sogleich in geschlossenen Colonnen mit dem Bajonette darauf losstürmen. Freilich kostete diese Gefechtsweise sehr große Opfer, doch darauf kam es Suworow gar nicht an, wenn er nur den beabsichtigten Zweck erreichen konnte. „Man muß entweder mit den Franzosen gar keinen Krieg führen oder gleich recht tüchtig, denn das Halbe ist hierbei nur schädlich,“ sprach er wiederholt, wenn er die vorsichtige und zögernde Art, wie der Hofkriegsrath in Wien den Krieg geführt haben wollte, bitter tadelte.

In Folge des abgeänderten Operationsplans kam ganz unerwartet der Befehl, Suworow solle mit seinen russischen Truppen, die ungefähr noch 20,000 Mann stark sein mochten — fast eben so Viele hatten ihr Grab schon gefunden, Italien verlassen, um sich mit dem in der Schweiz unter Korsakow stehenden russischen Heere zu vereinigen. Es war ein harter, sehr harter Befehl für den alten Feldmarschall und sein siegreiches Heer, Italien, dies Land ihres Ruhmes, verlassen zu müssen; doch „Gehorsam ist des Soldaten erste Pflicht“ und so rüstete er nun zu dem berühmten Uebergang über den damals noch fast ungebahnten St. Gotthardt; in der That wohl einer der großartigsten und schwierigsten Märsche, den je eine Armee gemacht hat. Nur ein Feldherr wie Suworow konnte den Plan zu einem solchen Marsche fassen, und er allein sein Heer zur Ausführung desselben zwingen.

Schrecken und Zagen ergriff diese armen russischen Soldaten, als sie, die Söhne der weiten Ebene, zuerst die Gletscher sahen und erfuhren, daß ihr Weg darüber hinwegführen solle. Ungleich lieber wären sie in das tobendste Batteriefeuer gestürmt, als daß sie in dies Labyrinth von Felskuppen und Eisbergen, welches in seiner ganzen großartigen Wildniß vor ihnen lag, hineindrangen.

Am 15. September 1799 traf Suworow in Lugano ein, um sich zum Marsche über die Alpen vorzubereiten. Alles nur irgend entbehrliche Gepäck wurde verbrannt, um die Armee so leicht beweglich wie möglich zu machen, und mit schonungsloser, aber dringend gebotener Strenge überwachte der Feldmarschall die unbedingte Ausführung dieses Gebotes. Kein Officier, und selbst nicht der höchste General, durfte mehr als so viel Gepäck, daß zwei Maulthiere es bequem tragen konnten, bei sich führen. Es wurden im Auftrage des Feldmarschalls durch Kosaken die Koffer und Kisten, welche einige höhere Stabsofficiere und Armeebeamten doch noch mitzuführen versuchen wollten, ohne Weiteres verbrannt. Auch die Tornister der Soldaten wurden streng untersucht, und außer einem Hemde, einem Paar Schuhe und einer Hose, Alles fortgeworfen, oder verschenkt und verkauft. Alles Silbergeld mußte in Gold umgesetzt werden, und es wurden zuletzt für einen Ducaten fünfzehn bis achtzehn Gulden geboten, so selten war Gold zu bekommen. Die Krämer, Juden und Wucherer in Lugano, Bellinzona und andern Orten am Fuße des Gebirges verdienten in diesen Tagen ungeheure Summen. Einer dieser Kerle hatte gemeinen russischen Soldaten Rechenpfennige von Messing statt der Ducaten gegeben. Der Feldmarschall erfuhr es, ließ das Haus des Betrügers ausplündern und anzünden, und steckte ihn selbst unter die Mauleseltreiber mit dem Befehle, den Kantschuh bei der geringsten Faulheit und Widersetzlichkeit nicht zu schonen. Auch sonst zwang die unbedingte Nothwendigkeit zu manchen Härten. Alle Zug- und Saumthiere der ganzen Umgegend mußten gewaltsam requirirt und eben so auch Lebensmittel, wo man solche finden konnte, genommen werden. Jeder Soldat erhielt Brot und Branntwein auf vier Tage zum Tragen, und es stand die allerstrengste Strafe darauf, von diesen Vorräthen das Geringste zu genießen, bevor der Befehl dazu gegeben war. Die unbedingte Nothwendigkeit zwang hierzu, denn hatte das Heer nicht für unvorhergesehene Fälle auf einige Tage Lebensmittel in Vorrath, so hätte es mitten auf den Hochalpen leicht verhungern können. Wiederholt hat der Feldmarschall Kosaken und auch andere Soldaten, die beim Stehlen von Lebensmitteln ihrer Kameraden getroffen wurden, ohne Weiteres erschießen lassen.

Von Bellinzona bis auf die Höhe des St. Gotthard's gebrauchte das Heer drei Tage, voll der größten Anstrengungen und Ent-

behrungen. Viele Soldaten und noch mehr Pferde und Maulesel gingen dabei schon zu Grunde, und es kostete unsägliche Mühe, wenigstens einige leichte Feldbatterien mit der nöthigen Munition auf diese Höhen zu bringen. Die Geschützrohre lagen in hohlen Baumstämmen, und sechzig bis achtzig Soldaten spannten sich an langen Seilen vor solche Schleife, um ein Rohr auf eine steile Anhöhe hinaufzuziehen. Manchmal riß ein solches Thau, das schwere Rohr rollte mit entsetzlicher Geschwindigkeit wieder zurück, verwundete und tödtete die Soldaten, die es traf, oder schleuderte solche mit zerschmetterten Gliedern in die Abgründe. Gewiß jede russische Kanone, die auf diese Weise über die Alpen gebracht wurde, hat viele Opfer von Menschen wie Thieren gekostet, und doch gebrauchte das Heer diese Geschütze und die Munitionskarren ganz nothwendig, denn es mußte nicht allein die Gletscher erklimmen, sondern auch den Feinden wiederholt die blutigsten Gefechte dabei liefern. Gefangene wurden bei diesen Gefechten während des Marsches durch die Alpen nur sehr selten von beiden Seiten gemacht, sondern in erbitterter Wuth Alles getödtet und die Leichen in die Abgründe geschleudert. Die Adler und Geier und andere Raubthiere der Alpen müssen reiche Beute im Herbste 1799 gefunden haben!

Am 24. September langte das Heer bei dem berühmten St. Gotthardt's Hospiz an. Mitten zwischen diesen mit Eis und Schnee bedeckten Felsgipfeln lag auf unwirthbarer Höhe diese bescheidene Wohnung der frommen Mönche, deren ganzes Leben hier nur eine fortgesetzte Reihe der aufopferndsten Thaten ist. Ermüdet, verfroren und halb verhungert waren die Reihen der vordersten Soldaten, bei denen sich auch der Feldmarschall befand, als sie bei dem Hospiz anlangten. Neue Stärke verlieh der Anblick desselben den ermüdeten und erstarrten Gliedern. In vollem Ornate empfing der Prior des Klosters, ein hoher siebzigjähriger Greis mit grauem Haar und einem langen silberfarbenen, bis auf die Brust herabhängenden Barte geschmückt, feurig glänzenden Augen und schöner, Ehrfurcht gebietender Stirn, mit seinen Mönchen das Heer an der Thür.

Mit freundlichen Worten begrüßte er dasselbe, spendete den Segen der Religion und lud dann den alten Feldmarschall ein, einige einfache Erquickungen, so gut das arme Kloster solche liefern konnte, im Speisesaale einzunehmen. Zwar war der greise Feldmarschall, der den ganzen Tag unaufhörlich in Bewegung gewesen war, und sich bald vorn an der Spitze, bald hinten am Ende des Zuges befunden hatte, um die Säumigen und Schwachen mit kräftigen Worten vorwärts zu treiben, ungemein ermüdet, und sehnte sich nach Speise und Ruhe. Seine Frömmigkeit bezwang aber die Begierden des Körpers, wie dies stets bei ihm der Fall war.

„Nein, ehrwürdiger Vater," rief er aus, dabei von seinem kleinen Kosakenrößlein springend, „ich und meine Kameraden hier, die wir für die von den Republikanern so schändlich entweihten Altäre gekämpft haben und ferner kämpfen werden, sind wohl hungrig und müde, doch bevor wir unsere Leiber stärken, wollen wir erst unsere Seelen erquicken; laßt uns also zuerst einen Lobgesang anstimmen und Gottes Gnade, die uns bis hierher auf diese eisigen Höhen geführt hat, preisen."

Voller Andacht sanken nun Alle auf die Kniee, und der Prior sang einen Lobgesang, in den die Soldaten, so gut es gehen wollte, mit einstimmten, und sprach dann den Segen des Himmels über sie aus. Ein feierlicher Augenblick, der auch in das verstockteste Gemüth fromme Gefühle bringen mußte!

Neu gestärkt erhoben sich Alle, und die Officiere traten in den Speisesaal des Klosters, wo eine einfache Mahlzeit von Erbsen, Kartoffeln und Stockfisch ihrer harrte. Mit dem besten Appetit von der Welt verzehrten sie diese kräftigen Speisen, wobei Suworow sich mit den Mönchen auf das Freundlichste unterhielt und den ehrwürdigen Prior wiederholt umarmte und küßte. In solchen Stunden zeigte er nichts von den Narrheiten und Grimassen, die er sonst oft auf so auffallende Weise zur Schau zu tragen liebte.

Auf mächtigen Feuern hingen unterdeß in der geräumigen Klosterküche große Kessel, in denen für die Truppen, die allmälig in immer größern Colonnen anlangten, warme Erbsensuppe gekocht wurde. Jeder Soldat erhielt seinen Feldkessel damit angefüllt, dazu etwas Branntwein und ein Stück Brot. Es war ein bewegtes Schauspiel, wie nach und nach mehrere Tausend russische Soldaten hier mitten zwischen diesen ewigen Eisfeldern von den unermüdlich thätigen Mönchen gespeist wurden. Alle Lebensmittel bezahlte

Suworow dem Kloster nach dessen Forderung mit Bons, und gab außerdem noch die Summe von tausend Ducaten, die der Kriegszahlmeister sogleich baar aufzählen mußte, zur beliebigen Verwendung. Dann mußten einige Hundert Kranke, Verwundete oder total Erschöpfte, die sich nur mühsam noch bis hierher fortgeschleppt hatten, der Sorgfalt der Mönche überlassen bleiben.

Neu gekräftigt und mit frischem Muthe erfüllt, verließ das Heer das Hospiz nach einigen Stunden der Rast und zog neuen Gefahren und Strapazen entgegen. Beim Abschiede küßte Suworow den ehrwürdigen Prior auf das Herzlichste und rief aus: „Ihr seid wahrhafte Klosterhelden, die zur Rettung der leidenden Menschheit ihr Leben nicht schonen. Ueber das Erdenleben erhaben ist Eure Seele, wie Euer Wohnort dem Himmel nahe; der Allmächtige erhalte Euch!"

Bald nach diesem merkwürdigen Uebergang über die Alpen fand die für das vereinigte russische Heer so unglückliche Schlacht bei Zürich Statt. Suworow führte hierauf den Rest seiner tapfern Armee über die unwegsamen Höhen von Graubündten, um in Böhmen die Winterquartiere zu beziehen, als ihn plötzlich die Mißstimmung des Kaisers Paul nach Rußland zurückrief. Sein Ende war ein tragisches. Durch Verleumder in Ungnade gebracht, konnte er den Kummer nicht ertragen und starb verkannt und vereinsamt am 18. Mai 1800.

Literarisches.

Lebens- und Charakterbilder griechischer Staatsmänner und Philosophen aus G. Grote's griechischer Geschichte, übersetzt und bearbeitet von Th. Fischer. Zwei Bände. Königsberg. Gebrüder Bornträger.

Es ließ sich erwarten, daß früher oder später das bei allem innern Werthe allzu weitläufige und — wir dürfen es hinzusetzen — für deutsche Gelehrte und selbst für die meisten Gymnasial-Bibliotheken allzu theure Original Grote's von einem fleißigen Deutschen etwas kleiner ausgemünzt würde, zumal da die Uebersetzung bei Dyk von der Kritik nicht allzu günstig angesehen ist. Fischer legt uns einen Auszug vor in einzelnen Bildern. Wir müssen gestehen, daß die Ueberschwänglichkeit des Vorwortes, die Herzuziehung des Jahrestages der Schlacht bei Leuthen, uns nicht grade die maßvolle Haltung der Rede erwarten ließ, die bei allem was Griechenland betrifft, eins der ersten und wichtigsten Erfordernisse ist. Dennoch war diese Besorgniß nicht eine gerechtfertigte. Der Verfasser hat sich an sein Original gehalten, wo dergleichen Auswüchse und Phrasen am wenigsten vorkommen, und dennoch darf sein Auszug in mancher Beziehung den Namen eines selbständigen Buches verdienen. Nach Gebühr treten die Männer Athens in den Vordergrund. Der erste Band beschäftigt sich nur mit Athen und gibt an Solon, Klisthenes und Perikles eine Entwicklung der innern Verfassung, an Miltiades und Themistokles die Geschichte des äußern Kampfes mit Persien. Abermals aber nimmt dann Athen wieder von dem zweiten Bande einen sehr bedeutenden Theil ein. Wir würden auch hierüber keinen Vorwurf aussprechen, wenn nicht Sparta verhältnißmäßig allzu sehr in den Hintergrund träte. Der zweite Band enthält namentlich in einer ausführlichen Behandlung von fast hundert Seiten den viel besprochenen Kleon, über welchen es bis auf Grote bräuchlich war, etwas sehr geringschätzig wegzugehen. Treffend ist namentlich die Widerlegung der gewöhnlichen Ansicht, nach welcher Kleon in dem Handel wegen Sphakteria als ein leichfertiger Prahler erscheint, dem bei dieser Gelegenheit nur die Gunst der Umstände zu Statten gekommen. Seine Ankündigung war einer Uebertreibung so fern, daß sie buchstäblich ausgeführt wurde, und zwar ohne unvorhergesehene Hilfe durch einen unerwarteten Glücksfall. Mit Recht hat Grote darauf hingewiesen, daß Aristophanes in den Rittern den ganz entgegengesetzten Vorwurf auf Kleon bringt. Aristophanes verspottet den Kleon, weil er die That des Demosthenes sich in die Schuhe geschoben und diesem Feldherrn den Ruhm der Einnahme Sphakterias gestohlen habe, nachdem alle Schwierigkeiten bereits überwunden und „der Kuchen fertig gebacken" war. Beide Spöttereien: diejenige der Prahlerei, wie diejenige der Anmaßung des fremden Verdienstes sind Uebertreibungen nach verschiedenen Richtungen. Ausführlich ferner und bedeutsam ist die Abhandlung über die Sophisten, welche eben so wie Kleon bei Grote in einem bessern Lichte erscheinen, als es gewöhnlich geschieht. Daran knüpft sich die Darstellung des Sokrates, des ersten unter den Sophisten. Erst dann verläßt der Verfasser Athen, um sich zuerst nach Theben und dann nach Syrakus zu wenden. — Wir möchten wünschen, daß das Buch vielen Bibliotheken für die obern Classen der Gymnasien einverleibt werde.



Ueber russische Mineralien.

Von

Fr. v. Kobell.

Die Münchener Mineraliensammlung des Staates hat durch die jüngst erfolgte Erwerbung und Vereinigung mit der herzoglich Leuchtenberg'schen Sammlung eine so wesentliche Bereicherung erhalten, daß es erlaubt sein mag, darauf aufmerksam zu machen und Einiges aus der Geschichte der betreffenden Mineralien hervorzuheben. Die Leuchtenberg'sche Sammlung, die der verstorbene Fürst Maximilian mit edlem wissenschaftlichen Eifer anlegte und bis an sein leider so frühzeitig erfolgtes Ende fort und fort vermehrte, bietet vorzugsweise russische Mineralien, welche theils an Schönheit, theils an Seltenheit Vorkommnisse anderer Länder vielfach übertreffen. —

Wenn man nun nach den Bedingungen eines Landes für das Vorkommen zahlreicher und seltener Mineralspecies fragen will, so liegen diese nicht in seiner geographischen Stellung in Nord oder Süd; jeder Breitegrad, jede Erhöhung über dem Meere sind dabei unwesentlich, dagegen ist das Alter der vorkommenden Gebirge maßgebend und das Vorhandensein oder Fehlen vulcanischer Producte. Die ältern Mineralogen und Geognosten haben diejenigen Gebirge, welche die unterste Grundlage aller andern bilden und keine Reste von Organismen bewahren, für die ältesten gehalten und deshalb Urgebirge genannt, neuere Forscher halten sie theilweise für jünger als andere, weil sie erst nach Ablagerung der letztern emporgehoben wurden und diese verschoben und mannigfaltig umgestürzt haben. Man kann darüber streiten, gleichwohl ist unverkennbar, daß das Material dieser sogenannten Urgebirge früher einen Theil der Erdrinde gebildet hat als was später durch sie emporgehoben wurde, und so mögen sie auch Urgebirge heißen. Diese Urgebirge nun, zu deren Gesteinen der bekannte Granit gehört, der Gneiß, Glimmerschiefer, Syenit, Hornblendeschiefer &c., sie sind nebst einigen vulcanischen Gesteinen die Fundgruben der meisten Mineralspecies, denn was in den spätern geschichteten Gebirgen, deren Massen vorzüglich Kalk- und Sandsteine bilden, vorkommt, das findet sich mit wenigen Ausnahmen bereits in den genannten Urgebirgen. Warum aber diesen vorzugsweise eine besondere Mannigfaltigkeit von Mineralspecies zukommt, erklärt sich daraus, daß zur Zeit ihrer Bildung die chemischen Elemente sich gleichsam zum erstenmal begegneten und viele Verbindungen schlossen, welche den nachfolgenden Katastrophen trotzend in ihrem ursprünglichen Verhältniß zusammenblieben und bei den jüngern Formationen daher nicht mehr sich einstellten. Der Granit vor allen hat sich damit einen Schmuck an Metallen, Erzen und Edelgestein beigelegt, dessen sich theilweise noch einige seiner nächsten Verwandten erfreuen, nicht mehr aber die spätern Nachkommen und am allerwenigsten die jüngstgeborenen, denn diese tragen höchstens einigen Muschelschmuck und ist unter ihren metallischen Erzeugnissen fast nur un-

reines Eisenerz zu nennen. Die sogenannten Alluvionen aber (das Schutt- oder Sandland), welche allerdings oft Juwelen und edle Metalle bewahren, sind nur die Trümmer jener alten Herrlichkeiten und ihre Hügel neuen Häusern vergleichbar, welche mit den Steinen uralter, längst zerfallener Schlösser und Paläste erbaut sind.

Wenn man daher mannigfaltige Mineralbildungen im großen russischen Reich suchen will, so hat man sie vorzüglich in den Urgebirgen und jenem Boden zu suchen, welcher aus dessen Trümmern besteht, und in der That werden sie in dergleichen Gebilden Finnlands und im Ural und den von ihm abstammenden Alluvionen reichlich gefunden.

In diesen Gebirgen sind es vorzüglich sechs Erden, welche interessante und werthvolle Steingebilde zusammensetzen. Diese Erden sind die Kieselerde, die Thonerde, die Kalk- und Talkerde, die Berill- und Zirkonerde. Die Kieselerde bildet für sich schon das weitverbreitete Mineral, welches Quarz heißt und wohin der Bergkrystall und Amethyst gehören, die Thonerde bildet für sich auch ein aber nur selten vorkommendes Mineral, den Korund, wohin Sapphir und Rubin gehören. Die Kieselerde bildet mit den übrigen Erden sehr zahlreiche Mineralspecies, deren mehrere als sogenannte Edelsteine geschätzt sind, so mit der Berillerde den Phenakit und mit der Zirkonerde den Hyacinth, mit der Thon- und Berillerde den Smaragd, wohin der Berill gehört; und den Euklas; theilweise complicirtere Kieselverbindungen sind die Granaten und Turmaline, Topase, Chrysolithe und Lasursteine.

Kleiner ist die Reihe, wo die Stelle der Kieselerde durch Thonerde repräsentirt ist. Die Producte sind aber zum Theil sehr werthvoll, denn mit der Talkerde bildet sie den Spinell und mit der Berillerde den Chrysoberill. Diese Erden mit Ausnahme der Berill- und Zirkonerde, kommen auch in den spätern Bildungen vor, sie einigen sich aber da nicht mehr zu Edelsteinen, und ist, was man von ihren Verbindungen kennt, ziemlich wahrscheinlich nur ein Zersetzungsproduct, abstammend aus jenen frühern Zeiten ihres Erscheinens, so die Thone, Porcellanerden &c. Aehnlich wie mit den Steinen verhält es sich mit den im Urgebirge oder seinen nächsten Auflagerungen vorkommenden Metallen und Erzen gegenüber den spätern Gebirgen, abgesehen von dem Alluvialland, von dessen Bedeutung bereits die Rede war.

Während die Urgebirge die Niederlagen aller Metalle sind, vom hochgestellten Gold bis zum alltäglichen Eisen herunter, so sind den spätern Gebirgsbildungen vorzüglich nur die dem menschlichen Leben mehr oder weniger unentbehrlichen Metalle und Metallverbindungen zugewiesen, Eisenerze, Blei-, Zink-, Kupfererze u. dgl. Ihre reichsten und schönsten Repräsentanten gehören aber auch den alten Gebirgen an.

Ein Land ohne Urgebirge ist gleichwohl darum einem andern nicht so weit nachstehend, als es vielleicht den Schein hat, wenn man nämlich über die Mineralogie wegsieht, denn Gold und Edelsteine sind relative Begriffe und das Gold wogender Aehren und die Smaragde blühender Wiesen und Wälder sind oft mehr werth als jene Einschlüsse der Berge, deren Gewinnung zudem mancher Kobold vereitelt und wofür eine große Schwierigkeit der immer noch bestehende Mangel einer gründlichen und fruchtbaren Theorie der Wünschelruthe. —

Ich beginne die Rundschau der erwähnten Mineralien mit den nichtmetallischen, sogenannten Steinen, und habe solche gewählt, welche Gelegenheit geben, mineralogische Untersuchung und mineralogische Wissenschaft zu besprechen.

Die krystallisirte Kieselerde, der Quarz, findet in den verschiedensten Varietäten ausgezeichnete Repräsentanten in den russischen Gebirgen. Die Sammlung enthält zahlreiche Exemplare aus der Umgegend von Katharinenburg, von Mursinsk und Nertschinsk. Die durchsichtigen sogenannten Bergkrystalle sind von einer Schönheit der Formbildung vorhanden, wie sie selten zu sehen. Ich habe bei einer andern Gelegenheit erwähnt, daß eins der allgemeinsten Krystallgesetze darin besteht, daß jede Fläche eines Krystalls in einer parallelen gleichartigen wiederholt ist. Es gibt daher keine einfache Pyramiden, deren Basis sichtbar wäre, sondern an eine obere Pyramide schließt sich eine gleichartige unten an und so mit allen Krystallgestalten. Bei den meisten Drusen, wo Krystalle auf einer Unterlage sitzen, kann diese Wiederholung nicht beobachtet werden, während sie bei allen freigebildeten Krystallen oder solchen, deren Umgebung solche Bildung gestattete, vorkommt. Die Sammlung zeigt mehrere Prismen an beiden Enden pyramidal zuge-

spitzt und von einer sehr normalen Flächenausdehnung. Diese Krystalle sind entweder farblos oder braun oder violett. Die letztern heißen **Amethyste**. Die schöne violblaue Farbe, welche dem Amethyst in verschiedenen Nuancen eigen ist, hat ihn von jeher zu einem beliebten Edelstein gemacht, der auch verhältnißmäßig gegen andere wohlfeil ist, denn um einige Louisd'or kann man einen hübschen Stein haben, die Eigenschaften, um deren willen er sonst geschätzt war, sind aber gegenwärtig in Vergessenheit gerathen. Unter diesen stand obenan, daß der Stein vor der Trunkenheit schütze und darauf bezieht sich auch sein Name (*ἀμέθυστος*, nicht trunken, gegen die Trunkenheit). Selbst Aristoteles hat ihn dafür empfohlen, man trug ihn um den Hals oder um den Leib befestigt. Auch wurde ihm die Kunst zugeschrieben, die Zukunft im Traum zu verkünden und Geistesgegenwart zu gewähren. In der christlichen Symbolik verglich ihn der heilige Isidorus mit der Dreieinigkeit, weil er dreierlei Farben in sich vereinige: die des Purpurs (Gott der Vater als König der Welt), die des Veilchens (Gott der Sohn in seiner demüthigen Herablassung zum Menschen) und die der Rose (der heilige Geist, als Geist der Liebe), und Menzel sagt von ihm: Wie der poetische Sinn des frommen Mittelalters nicht leicht etwas Schönes in der Natur beobachtete, ohne es auf unsere liebe Frau zu beziehen, so wurde auch der Amethyst in einem Gedicht von Conrad von Megenberg auf sie bezogen. — Die schöne Farbe wird von einer Spur von Eisen- und Manganoxyd, wahrscheinlicher aber von einer organischen Substanz ertheilt, da sie beim Erhitzen des Steins verschwindet. An manchen Krystallen der Sammlung zeigt sich, daß dieses Färbemittel für einen Krystall nicht immer ganz ausgereicht hat, so daß das eine Ende der Prismen violett ist, das andere dagegen farblos. Das Verhalten der Farbe im Feuer läßt vermuthen, daß der Amethyst nicht im Feuer oder aus dem Schmelzfluße entstanden sei, es sind aber noch andere Beobachtungen gemacht worden, welche gegen diesen Ursprung sprechen. Wäre nämlich dieser Stein und der zugehörige Quarz aus dem Schmelzfluß erstarrt, so müßte sich wohl öfter einer finden, welcher schnell erkaltet wäre, und solchen würde man leicht an seinem specifischen Gewicht erkennen, denn das Glas, welches geschmolzener Quarz gibt, ist leichter, als sein natürlicher Krystall, die Gewichte verhalten sich nämlich (für gleiches Volum) wie 22 zu 26. Aber grade in den quarzreichsten Gesteinen ist der Quarz immer krystallisirt. Es scheinen auf den ersten Blick Untersuchungen hierüber nur insofern von Interresse zu sein, als sie nothwendig wären, wenn man solche Steine künstlich nachmachen wollte. Diese Untersuchungen haben aber eine viel größere Tragweite, was ich mit wenigen Worten andeuten will. Die Schlüsse, die sich daran knüpfen lassen, reihen sich etwa so: Wenn der Quarz nicht auf feurigem Wege entstanden ist, so ist auch der Granit, welchen er bilden hilft, nicht auf diesem Wege entstanden.

Wenn der Granit ein Wassergebilde ist, so fällt die Theorie des Plutonismus, welcher die Urgebirge dem Feuer zuschreibt, zu Gunsten des entgegengesetzten Neptunismus. Wenn der Plutonismus fällt, so löst sich der Zwiespalt der Geologie mit der Bibel, die nur von Bildungen aus dem Wasser spricht. Wenn sich dieser Zwiespalt löst, so hört mancher Conflict der Philosophie und Naturwissenschaft mit der römischen Curie auf, und dazu die Reflexionen, wie es stände, wenn dergleichen Conflicte nie dagewesen wären, so sieht man wohl die Tragweite solcher Untersuchungen und ist gewiß zu bedauern, daß man über die Quarzbildung nicht schon längst in's Reine gekommen ist. — Die meisten der russischen Amethyste stammen aus Gängen im Granit, sonst kommt auch in den Chalcedon- und Achatkugeln des sogenannten Mandelsteins Amethyst vor, wie zu Oberstein im Zweibrück'schen, wo die violetten Krystalle entweder die innern Wandungen der Achatkugel auskleiden oder das Innere derselben als derbe Masse ganz erfüllen.

Zu den Kieselverbindungen oder Silicaten, welche durch einen Gehalt an Berillerde charakterisirt sind, gehören der Phenakit und der Smaragd.

Der **Phenakit** ist ein Edelstein von neuerm Datum. Er ist erst im Jahre 1833 durch den schwedischen Mineralogen von Nordenskiöld bekannt geworden und hat ihn dieser Phenakit nach dem Griechischen *φέναξ*, Betrüger, getauft, weil er dem Quarz ähnlich sieht und lange für solchen gehalten wurde. Beiläufig bemerkt, haben wir mehrere dergleichen Namen in der Mineralogie, z. B. Apatit, Paragonit, Sphalerit, Kibde-

lophan, Kleiophan ꝛc., welche alle mehr oder weniger einen Betrüger anzeigen, weil sie nämlich manche Mineralogen über ihr eigentliches Wesen getäuscht haben. Es erinnert dieses an die Schwierigkeiten einer genauen Mineralbestimmung und die Betrogenen sind meistens diejenigen, welche sich auf Aeußerlichkeit, Physiognomie, Anzug und Benehmen eines Steins unter gewöhnlichen Umständen verlassen, die Entdecker dieses Betruges sind aber gewöhnlich die Chemiker, deren Examinatorium so energisch ist, daß nicht leicht etwas verborgen bleibt, wo sie die Polizei führen.

Der Phenakit findet sich in den Smaragdgruben des Urals und im Ilmengebirg zum Theil in sehr großen und mannigfaltigen Krystallen, anderwärts ist er nur zu Framont in Lothringen vorgekommen. Die Krystalle sind theils farblos und wasserhell, theils blaß weingelb und rosenroth. Sie haben wohl Aehnlichkeit mit den Quarzkrystallen, aber die vorkommende Pyramide ist stumpfer als bei diesen, oder fehlt eine solche und ist durch Rhomboederflächen ersetzt, deren Winkel an den Quarzrhomboedern nicht vorkommen. Der Phenakit zeigt geschliffen viel Glanz und Feuer, so daß kleinere Steine besonders beim Kerzenlicht mit dem Diamant verwechselt werden können, ihre Härte erreicht übrigens nur die des Topas. —

Das zweite Berillerde enthaltende Silicat, an welchem auch Thonerde theilnimmt, ist der Smaragd. Mineralogisch gehört zu dieser Species auch der Berill, dessen meergrüne Varietäten Aquamarin genannt werden, die Juweliere nennen aber nur die grünen Varietäten Smaragd. Die Krystallform dieses Minerals ist ein sechsseitiges Prisma mit mancherlei Flächen an den Enden, welche eine schöne krystallographische Reihe entwickeln lassen. Die Krystalle aus dem Ural sind in dieser Beziehung besonders ausgezeichnet und daran zwölf verschiedene pyramidale Gestalten beobachtet. Die grünen Smaragde sind von etwas Chromoxyd gefärbt. Zu Muso in Neu-Granada kommen auch Smaragde vor, welche von einer organischen Substanz, wie das Gras vom sogenannten Chlorophyll, gefärbt sind; diese verlieren ihre Farbe im Feuer, die uralischen werden beim Glühen zwar trübe, behalten aber die Farbe. Den Berillen fehlt der schöne grüne Farbstoff, sie kommen gelblich, bläulich, bläulichgrün, auch ganz farblos vor.

Die grünen Smaragde des Urals sind im Jahre 1830 von einem Bauer im Katharinenburger Bergrevier zwischen den Wurzeln eines vom Wind umgeworfenen Baumes entdeckt worden. Ihre eigentliche Lagerstätte wurde auf diesen Fund hin von Herrn von Kokowin, dem damaligen Director der Steinschleifereien zu Katharinenburg, ausgemittelt. Die Smaragde kommen nesterweise im Glimmerschiefer vor und oft von solcher Reinheit, daß sie als Edelsteine geschliffen werden, sie erreichen an Schönheit zuweilen die berühmten peruanischen Smaragde. Die Sammlung besitzt unter vielen andern Exemplaren eine ausgezeichnete Druse dieses Minerals, welche als Schaustück wohl auf 12,000 Gulden und mehr geschätzt werden kann. Die Krystalle sind oft zolldick und mehrere Zoll lang. Die Sammlung des Bergcorps in Petersburg bewahrt ein Prisma von 8 Zoll Länge und 5 Zoll Durchmesser. —

Mineralogisch wegen ihrer Krystallausbildung interessanter als diese grünen Smaragde sind die Berille und Aquamarine, welche an mehrern Orten im Ural, im Katharinenburg'schen, zu Miask, Nertschinsk, in den Adduntschilon'schen Gebirgen, im Altai und in Finnland meistens im Granit vorkommen. Sie bekleiden die Wände von Spalten und Höhlungen zum Theil in großer Menge. Diese Berillkrystalle sind oft vollkommen klar und durchsichtig, und geben geschnitten sehr schöne Steine, welche nur den Fehler haben, daß die Farbe meistens von geringer Intensität ist, daher der Stein ziemlich groß sein muß, um gefärbt zu erscheinen. Sie kommen auch von bedeutender Größe vor und im Jahre 1828 wurde in der Gegend von Mursinsk ein Prisma von 9 Zoll Länge und 3 Zoll Dicke gefunden, vollkommen durchsichtig und von schöner gelblichgrüner Farbe. Dieser Krystall ist nach der Angabe des russischen Mineralogen von Kokscharow auf 42,830 Rubel Silber geschätzt, d. i. nahezu 47,000 Thaler.

Die russischen Berille sind oft von andern Edelsteinen begleitet, von Topasen, rothen und grünen Turmalinen, braunen und violetten Bergkrystallen und dergleichen. Man faßt im Ural diese Steine unter dem Namen „bunte Steine" zusammen. Die Ausbeute an reinen, zum Verarbeiten tauglichen Aquamarinen betrug im Jahre 1796 im Adduntschilon'schen Gebirge an einem Fundort 5 Pud, d. i. 175 preußische Pfunde.

Von allen Steinen, die man Edelsteine nennt, kommt der Berill in den bedeutendsten Krystallen vor und ist auch ziemlich verbreitet, den meisten fehlt aber die Farbe und Reinheit, welche einen Stein vorzüglich nobilitiren können. Ich will nur kurz erwähnen, daß blaßgrünliche Berille, aber unklare, im baierischen Wald sich finden, und daß dergleichen von den Juwelieren nicht beachtete Familiengenossen in centnerschweren Massen in den Vereinigten Staaten zu Acworth und Royalton vorkommen.

Bei den Alten waren Smaragde und Berille sehr geschätzte Steine und schon bei Sirach findet sich das Lob des Smaragds in den Worten: „Wie ein Smaragd in schönem Gold steht, also zieren die Lieder bei gutem Wein.“ Ovid läßt den Apollo auf einem von hellen Smaragden strahlenden Throne sitzen. Es wurde von ihm gesagt, daß er, unter die Zunge gelegt, das Vermögen der Weissagung ertheile, daß er das Gedächtniß stärke und sein Pulver gegen alles Gift dienlich sei u. s. w. Dem Berill wurden ähnliche Tugenden zugeschrieben und heißt es einmal:

> Wo dieser Stein ist,
> Da mag zu keiner Frist
> Der arge Teufel syn,
> Der Stein vertreibet ihn.

Mit der Zirkonerde bildet die Kieselerde den Zirkon, welcher im Ilmengebirge besonders bei Miask ausgezeichnet vorkommt. Seine Krystallform ist ein quadratisches Prisma mit einer dergleichen Pyramide an den Enden. Bis zur Entdeckung dieser Zirkone kannte man nur kleine Krystalle der Species vorzüglich aus Norwegen und Ceilon. Letztere, meistens von gelbrother Farbe, führen den Namen Hyacinth. In diesen entdeckte der berühmte Chemiker Klaproth im Jahre 1789 eine eigenthümliche Erde, die er nach dem Namen des Minerals Zirkonerde nannte. Die nordischen Zirkone sind von einer gelbbraunen Farbe und wären als Edelsteine von hohem Werth, wenn sie durchsichtig vorkämen, was aber nicht der Fall ist. Die Ceilonischen, welche diesen Vorzug haben und auch eine schönere Farbe, haben dagegen nicht die Größe der russischen. Diese kommen öfters in zollgroßen Krystallen vor und im Kreise von Slatrust hat man sie bis zu 1/2 und 3/4 Pfund Gewicht gefunden. Geschliffene Zirkone und Hyacinthe besitzen einen diamantartigen Glanz und können dem Diamant sehr ähnlich werden, wenn man sie zum Glühen erhitzt, denn dadurch kann man sie farblos erhalten. Wenn es sich um die Bestimmung solcher geschliffener Steine handelt, so sind die sonst anwendbaren Mittel natürlich sehr beschränkt. Glanz und Farbe sind vor Allem trügerisch, und da man mit chemischen Experimenten nicht einschreiten darf, ohne das Kleinod zu zerstören, so bleibt bei den meisten nur die Härte, das specifische Gewicht und das optische Verhalten zur Bestimmung übrig.

Dieses letztere steht mit der Krystallform in einem höchst merkwürdigen Zusammenhang und will ich hier nur bemerken, daß alle Krystalle, welche vom Würfel ableitbar sind, einfache Strahlenbrechung haben wie das Glas, daß dagegen alle übrigen doppelte Strahlenbrechung besitzen, d. h. ein durchgehender Lichtstrahl theilt sich in zwei und sie zeigen daher unter geeigneten Umständen zwei Bilder eines Gegenstandes. Ein auffallendes Beispiel solcher Doppelbrechung gibt der krystallisirte Kalkstein (besonders der klare isländische — Doppelspath —). Durch das Studium der sogenannten Polarisation des Lichtes ist man aber zu Apparaten gekommen, wodurch ohne Schwierigkeit und ohne besondere Vorbereitung an einem durchsichtigen Stein ausgemittelt werden kann, ob er einfache oder doppelte Strahlenbrechung besitzt. Ein dergleichen Apparat ist unter andern das Stauroskop, auf welches näher einzugehen hier zu weitläufig wäre. Da nun der Hyacinth nicht zu dem einfachstrahlenbrechenden Krystallsystem des Würfels gehört, wohl aber der Diamant und mancher ihm sehr ähnliche Granat, so ist auf diesem Wege leicht zu entscheiden, ob man es mit diesem oder mit jenem zu thun hat. Aber auch das specifische Gewicht unterscheidet den Zirkon leicht von ähnlichen Steinen, er ist nämlich 4 1/2 mal schwerer als ein gleiches Volum Wasser, der Diamant und der ihm ähnliche Granat sind nur 3 1/2 mal schwerer.

Auch in der Härte ist ein merklicher Unterschied. Um diese zu bestimmen, haben die Mineralogen eine Reihe verschieden harter Mineralien als Normalstufen angenommen und zählen diese mit zunehmender Härte von 1 bis 10, welcher höchste Härtegrad dem Diamant eigen ist. Will man die Härte eines Minerals prüfen, so versucht man mit den Mineralien der Scale, dasselbe zu ritzen und gibt den Grad oder die Zahl an, wo

die Probe und ein Glied der Scale übereinstimmen. Zur Unterscheidung der sogenannten Edelsteine von Glasflüssen, welche sie oft sehr täuschend imitiren, reicht die Prüfung der Härte mit einem Feuerstein aus, denn dieser ritzt die vornehmeren der Edelsteine nicht, die Flüsse dagegen ganz leicht. Die ältere indische Steinkunde erwähnt eines besondern Kennzeichens für den Hyacinth, welcher den Namen Jakut führt, dieses aber ist nicht stichhaltig. Es heißt nämlich, daß ihn keine Gluth erhitze; „Prüf' den Jakut, dem Feuer ihn vermählend, nur wenn er kalt bleibt ist er ein Jakut."

Woher der Name Zirkon stamme, ist unbekannt und über den Namen Hyacinth sind die Meinungen insofern verschieden, als man über die Blume, welche die Alten ὑάκινθος nannten und wonach der Stein getauft ist, verschiedene Ansichten hat. Diese Blume, heißt es, sei aus dem Blute des von Apollo beim Diskusspiel getödteten Hyakinthos, nach andern aus dem Blut des Ajax hervorgesprossen und habe auf den Blättern die Anfangsbuchstaben dieser Namen YA oder AI getragen. Die bekannten Blumen der Hyacinthe zeigen keine dergleichen Chiffern und so glauben Manche, daß der Hyacinth der Alten überhaupt nicht unser Hyacinth sei, sondern vielleicht eine Varietät des Amethystes. —

Von Auszeichnung sind ferner die Topase des Urals. Der Topas ist ein Thonsilicat mit Fluoraluminium und findet sich in rhombischen Prismen und dergleichen Pyramiden krystallisirt. Diese Krystalle sind rechtwinklig zur Prismenaxe spaltbar, sie springen, wenn man darauf schlägt, in dieser Richtung und zeigen dann eine glänzende Fläche, die auch äußerlich an den Krystallen vorkommt. Dieses Spaltungsverhältniß ist eins der merkwürdigsten an den Krystallen und findet sich zuweilen so ausgezeichnet, daß man die Krystalle einfach mit einem Messer nach solchen Spaltungsflächen theilen kann, so z. B. den Glimmer, Gips &c. Es ist dann ein Krystall einem hinlänglich dicken Buche zu vergleichen, welches auch nach seinen Blättern theilbar ist. Manche Krystalle, wie Topas, Smaragd, Glimmer u. a. zeigen nur eine Spaltungsrichtung, manche zeigen aber mehrere, z. B. das Steinsalz, welches dreierlei, dem Würfel entsprechende besitzt, der Flußspath, der nach viererlei Richtungen spaltet, das Schwefelzink nach sechserlei Richtungen u. s. w.

Der Topas besitzt eine große Härte und ritzt den Quarz, dadurch ist er einfach von manchem gelben Bergkrystall, sogenanntem Citrin, welcher oft für Topas gehalten wird, zu unterscheiden, ebenso von dem sogenannten Rauchtopas, wie ein bräunlicher Bergkrystall auch genannt wird. Die Topase des Urals sind zum Theil ganz farblos, aber auch in verschiedenen meistens lichten Nuancen von Gelb, Bläulich oder Grünlich gefärbt. Intensivere Farben kommen bei den brasilianischen Topasen vor. Die russischen Topase sind in Beziehung auf Ausbildung der Krystallform die ausgezeichnetsten, welche man kennt, und finden sich von ansehnlicher Größe und Reinheit. Sie schmücken häufig die Drusenräume des Granits in der Umgegend von Katharinenburg, wo sie geschliffen werden, im Ilmengebirg, zu Nertschinsk, Aduntschilon &c. Man hat deren öfters von mehrern Pfunden an Gewicht gefunden, ja einige sogar von 26 bis 30 Pfunden. — Der Topas wurde schon im Alterthum als ein edler Stein geschätzt und heißt es in der Bibel: „Die Weisheit ist höher zu schätzen als der Topas von Cusch." Unter Cusch wurde das südliche Arabien mit dem arabischen Meerbusen verstanden, in welchem die Insel Topazos lag, woher der Name des Steines. Genauere Untersuchungen haben aber ergeben, daß, was wir gegenwärtig Topas nennen, nicht der Topas der Alten war, sondern daß sie diesen Stein Chrysolith (goldgelben Stein) nannten, dagegen mit Topas unsern heutigen Chrysolith bezeichneten. Mit der Zeit haben sich die Namen verwechselt und werden nun grade umgekehrt gebraucht. Unter den Tugenden des Topas wird auch gerühmt, daß er mit gutem Wein getrunken die Melancholie vertreibe, ferner daß er auf Wunden gelegt das Blut stille. —

Wenn man die gelben Topase zum Glühen erhitzt, so zeigen sie eine merkwürdige Erscheinung. Sie sind dann vollkommen farblos, beim Erkalten aber nehmen sie eine blasse Rosenfarbe an, die immer wieder in der Hitze verschwindet und bei gewöhnlicher Temperatur wiederkehrt. Dergleichen gebrannte Topase, wie sie auch bei den Juwelieren heißen, haben die größte Aehnlichkeit mit dem Spinell, einem weit höher stehenden Edelstein; die verschiedene Art der Lichtbrechung unterscheidet aber beide sogleich, denn der Spinell, dessen Krystallisation zum Würfelsystem gehört, ist einfach strahlenbrechend, der Topas aber von doppelter Brechung.

Den besprochenen „bunten Steinen" des Urals gesellen sich weiter mehrere Species von Granat, der ebenfalls eine Kieselverbindung oder ein Silicat ist, an dessen Mischung Thonerde, Kalkerde und die Oxyde des Eisens und Mangans gewöhnlich Antheil nehmen. Der am meisten eisenhaltige, kalkfreie Granat ist von braunrother, blutrother auch bläulichrother Farbe und heißt Almandin, der kalkhaltige mit Eisenoxyd, welcher grün, braun und schwarz ist, heißt Allochroit und der Kalk- und Thonerdehaltige von grünlicher, bräunlicher, auch hyacinthrother Farbe wird Großular genannt.

Almandine und Großulare finden sich im Ural von großer Schönheit besonders in der Krystallisation, außerdem kommen sie in Finnland, Transbaikalien und am Weißen Meer in mannigfaltigen Varietäten vor. Eine weitere Species ist übrigens bis jetzt Rußland allein eigen, diese ist der Chromgranat oder Uwarowit, ein Mineral, welches eben so wissenschaftlich interessant als schön für das Auge ist. Dieser Granat findet sich bei Bisseosk im nördlichen Ural und bei Kyschtinsk im südlichen Ural. Er ist von tief smaragdgrüner Farbe. Den Namen Uwarowit erhielt er zu Ehren des verstorbenen Präsidenten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und Ministers der Volksaufklärung Grafen von Uwarow durch den russischen Mineralogen von Heß.

Alle diese Granaten bilden eine chemisch sehr interessante Reihe und einen Beleg für das isomorphe Vertreten von Mischungstheilen. Dieses Verhältniß besteht darin, daß gewisse Mischungstheile in Mischungen für einander eintreten oder einander ersetzen können, ohne daß dadurch das allgemeine chemische Gesetz der betreffenden Mischung und ohne daß die Krystallisation geändert wird. Ich erwähne dieses, weil diejenigen Ergebnisse einer Wissenschaft, welche ein Anticipiren der Erfahrung ermöglichen, zu ihren wichtigsten gehören. Als solche stellvertretende Mischungstheile sind unter andern Thonerde, Eisenoxyd und Chromoxyd erkannt worden und damit wissen wir, wenn ein Mineral von einer bestimmten Verbindung von Kieselerde und Thonerde als krystallisirt bekannt ist, daß es unter günstigen Umständen auch in der Art vorkommen könne, daß die Thonerde ohne Aenderung des Mischungsgesetzes durch Eisenoxyd ersetzt ist oder die Vertretung durch Chromoxyd geschehen kann oder alle drei zusammen vorkommen. Technisch ist dieses Verhältniß insofern beachtenswerth, als eine ähnliche Vertretung von Kupfer und Silber stattfindet, daher man aufmerksam gemacht ist, in den Kupfererzen nach Silber zu suchen wie in den Eisenerzen nach Chrom, denn auch letzteres ist vortheilhaft anzuwenden. Um aber wieder auf die Granaten zu kommen, so will ich vom Glauben der Alten noch anführen, daß er ihnen die Tugend beilegte, alle Traurigkeit zu verscheuchen und das Herz fröhlich zu machen. Mehr kann man billigerweise von einem solchen Stein gewiß nicht verlangen.

Seltner als diese Granaten, wenigstens in ihren schön farbigen Varietäten, sind die Turmaline, die auch vielfach in der russischen Sammlung repräsentirt sind. Der Turmalin ist eine ziemlich zusammengesetzte Kieselverbindung, welche unter Anderm noch als auszeichnenden Bestandtheil Borsäure enthält. Es gibt davon mehrere Species, die sich zum Theil durch die Farbe unterscheiden. Die schwarzen Turmaline, welche mitunter zu Trauerschmuck dienen, sind die gewöhnlichen und kommen fast überall vor, die grünen, blauen, rothen und farblosen aber sind selten. Besonders die rothen, welche auch Rubellite heißen, kommen im Ural zu Mursinsk und Schaitansk in prachtvollen Krystallen vor. Die Farbe ist carmoisin- bis rosenroth. Zuweilen zeigt ein Krystall verschiedene Farben, zum Theil roth, zum Theil grün, oder erscheint auch an einem Ende gebleicht oder farblos.

Unter den Exemplaren der Leuchtenberg'schen Sammlung ist besonders eines bemerkenswerth, es enthält zollgroße Rubellite von deutlicher Krystallisation, in Begleitung von Feldspath, Quarz und Glimmer von einer so zu sagen großartigen Ausbildung; ein anderes stellt eine stängliche Masse vor von 5½ Pfund Gewicht und ist dieses Stück als Seltenheit auf 3000 Thaler (5250 Gulden) geschätzt. Eine ähnliche Masse aus Ava in Ostindien findet sich im britischen Museum zu London und ist auf 500 Pfund Sterling geschätzt. Die Steine sind zwar selten so rein, daß sie geschliffen werden können, wenn sie aber die gehörige Reinheit besitzen, geben sie werthvolle Edelsteine, welche manchmal dem Rubin gleichen, der sie jedoch an Härte sehr merklich übertrifft. Die Turmaline sind besonders durch ihr elektrisches Verhalten charakterisirt, sie werden nämlich durch Er-

wärmen ziemlich stark elektrisch. Um sich davon zu überzeugen, gebraucht man eine Messingnadel, welche sich auf einem Stift wie eine Magnetnadel leicht bewegt. Man nähert das erwärmte Mineral der Nadel und erkennt die Elektricität dadurch, daß die Nadel angezogen wird. Dieses Anziehen findet nur bei einer gewissen Temperatur statt und wird am besten bei der allmäligen Abkühlung eines nicht bis zum Glühen erhitzten Krystalls beobachtet. Die Turmalinkrystalle bilden sechs- auch neunseitige Prismen und ist bemerkenswerth, daß im elektrischen Zustand ein Prismenende die positive Elektricität, die des Glases, zeigt, das andere die negative Harzelektricität, und daß die Pole für zunehmende und abnehmende Temperatur wechseln. Will man wissen, welches Ende des Prismas z. B. für abnehmende Temperatur positiv werde und welches negativ, so kann dieses mit einem sehr einfachen Versuch geschehen. Man befestigt ein Haar vom sogenannten Gemsbart (die langen Haare auf dem Rücken des Gemsbocks) an einem frei schwebenden zarten Seidenfaden und zieht das Haar einige Male durch die Finger, es wird dadurch stark positiv elektrisch. Es wird dann bei Annäherung des positiven Pols eines Krystalls abgestoßen, vom negativen Pol aber angezogen, da sich bekanntlich gleichartige Elektricitäten abstoßen und ungleichartige sich anziehen.

Der Turmalin ist 1703 von Holland aus bekannt geworden und zwar durch seine elektrische Eigenschaft, denn man bemerkte, daß ein solcher Stein aus Ceylon erwärmt die Torfasche anziehe. Die Holländer nannten ihn deshalb Aschenzieher — Aschentrecker — und erst später ging sein ceylonischer Name Turmale, dessen Bedeutung nicht ermittelt ist, als Turmalin auf ihn über. Uebrigens sagt schon Plinius von einem Stein Jonia (Veilchen) von Purpurfarbe, daß er durch die Sonne erwärmt Strohstückchen anziehe. —

Unter den Mineralien, welche aus Thonerde bestehen oder wo diese Erde gegen andere eine ähnliche Rolle spielt wie die Kieselerde in ihren Verbindungen, unter diesen sind die russischen Korunde oder Chrysoberille vorzüglich bemerkenswerth.

Korund heißt die krystallisirte Thonerde, der Name ist indisch und seine Bedeutung nicht bekannt. Dieser Stein zeichnet sich vor allen schon dadurch aus, daß er nach dem Diamant der härteste ist. Es können wegen der hohen Härte auch farblose Korunde mit Diamanten verwechselt werden, denn ihr Glanz und Feuer ist sehr groß, da der Korund aber nicht zum Krystallsystem des Würfels, sondern zu dem des Quarzes gehört, so verhält er sich optisch doppeltbrechend, während, wie schon früher gesagt, der Diamant und der dem Korund noch ähnlichere Spinell einfach strahlenbrechend sind. Die Varietäten des Korunds sind in der Farbe sehr verschieden und führen bei den Juwelieren besondere Namen: der rothe heißt Rubin, der blaue Sapphir, der gelbe orientalischer Topas, der violette orientalischer Amethyst u. s. w.

Blaue Korunde finden sich im Ural an mehrern Orten. Sie bilden mitunter Krystalle von mehrern Zollen und manche sind rein genug um geschliffen werden zu können. Sie sind im Jahre 1828 bei Miask entdeckt worden.

Die blauen Korunde oder Sapphire, wie sie gewöhnlich genannt werden, standen zu allen Zeiten in Ansehen. Der Name Sapphir soll von der Insel Sapphirine im arabischen Meerbusen hergenommen sein; wahrscheinlich war diese Insel ein Fundort des Steins. Die schönsten Sapphire kommen aber aus Ceylon. Sie werden mit der Hälfte des Preises gleichgroßer Diamanten, zuweilen aber noch viel höher bezahlt.

Da der Sapphir mit seiner freundlich blauen Farbe an den heitern Himmel erinnert, so wurde er oft als Bild desselben gebraucht und in der Bibel ist der Boden, auf welchem Jehova's Thron steht, von Sapphir, während er im Tempel des heiligen Gral die Decke bildet. Die Lehre des Buddha sagt von ihm „Er öffnet die verschlossenen Pforten und Wohnungen, er wecket die Versöhnung der Gottheit und die Erhörung des Gebets und bringt Friede, aber wer ihn tragen will, muß ein reines und keusches Leben führen." Darauf beziehen sich auch die Verse:

„Dem die Wunderkraft verliehen,
Daß die Farben ihm entfliehen,
Erst erblassen, dann verschweben,
Wenn, unreiner Hand gegeben,
Diese wähnt, daß er sie ziere."

Da er ein Stein des Friedens ist, so bewährt er sich vielleicht noch in unserer Zeit, insofern nämlich die Kaiserin Eugenie ihn zu ihrem Lieblingsjuwel erkoren hat. Diese Wahl steigerte, wie mir ein Juwelier sagte,

den Preis der Sapphire zu einer ungewöhnlichen Höhe. — Daneben will ich aber auch erwähnen, daß die Alten mit den verschiedenen Edelsteinen die Monate bezeichneten, wie sie auch die Metalle mit den Gestirnen in Beziehung brachten, und da trifft den Sapphir nicht sehr zur Empfehlung der unzuverlässige April. —

Es ist im Vorhergehenden schon erwähnt worden, daß viele Mineralien des Urals sich durch die Größe und Ausbildung ihrer Krystalle auszeichnen, während ähnliche anderwärts nur in kleinen und undeutlichen Krystallen vorkommen. Dieses gilt auch von einer Verbindung der Thonerde mit der Berillerde, dem sogenannten Chrysoberill, welcher sich ostwärts von Katharineuburg an der Takowaja in der edeln Gesellschaft von Smaragd und Phenakit findet. Seine Krystalle sind rhombische Combinationen in regelmäßiger Verwachsung dreier Individuen und kommen oft bis 3 Zoll groß vor. Die Farbe ist dunkel grasgrün; wenn sie hinlängliche Durchsichtigkeit besitzen, so bemerkt man an ihnen sogenannten Dichroismus, d. h. nach gewissen Krystallflächen sind sie beim Durchsehen hyacinthroth, während sie in andern Richtungen das erwähnte Grün zeigen. Da Grün und Roth die militärischen Hauptfarben des russischen Reiches sind, so hat man dieses Mineral in Rußland auch zu Ehren des gegenwärtigen Kaisers Alexandrit genannt, wie wir auch einen Leuchtenbergit haben und ähnliche Namen nach russischen Fürsten und hochgestellten Personen, Bagrationit, Cancrinit, Romanzovit, Stroganovit, Wolchonskoit ꝛc.

Die russischen Chrysoberille sind nicht zu schleifen und nur vom mineralogischen Gesichtspunkte aus geschätzte Seltenheiten. Die zum Schliffe geeigneten Steine dieser Art finden sich in Geschieben auf Ceylon, in Peru und Brasilien und bilden werthvolle Edelsteine, kommen aber nicht von der intensiven grünen Farbe der russischen vor, sondern sind meistens gelblichgrün. Von allen grünen Steinen ist der Chrysoberill der härteste und steht darin dem Korund sehr nahe. Der ihm etwas ähnliche Chrysolith hat nur Quarzhärte. —

Von andern Steinen sei noch des Flußspaths, Fluorcalcium, erwähnt, welcher zwar in Rußland nicht in so herrlichen Krystallen vorkommt, wie deren z. B. aus England bekannt sind, von welchem aber eine Varietät von Nertschinsk wegen ihrer ausgezeichneten Phosphorescenz bemerkenswerth ist. Die Phosphorescenz zeigt sich im Dunkeln, wenn der Stein erwärmt wird, mit stärkerm oder geringerm farbigen Lichtschein. Die Erscheinung ist schnell vorübergehend und ein Stück, welches phosphorescirt hat, verliert diese Eigenschaft allmälig bei wiederholtem Erhitzen, obwohl chemisch daran keine Veränderung eintritt. Die Farben des Lichtscheins sind violett, röthlich, grün, in mancherlei Nuancen, die bezeichnete Varietät phosphorescirt aber mit einem so schönen grünen Licht, daß man die Erscheinung auch bei etwas gedecktem Tageslicht sehen kann. Man hat dergleichen Varietäten den Namen Chlorophan (der grünscheinende) und auch Pyrosmaragd (Feuersmaragd) gegeben. Die Phosphorescenz des Flußspaths und anderer Mineralien, Apatit, Topas, Strontianit ꝛc. hat ihren Grund nicht in einer Art von Verbrennen, wie dieses beim Phosphor der Fall ist, sondern gehört zu den wunderbaren Erscheinungen der sogenannten Molecularbewegungen, d. h. der Bewegung und Andersstellung der kleinsten Theile der betreffenden Substanz. Wie sich durch Stoß, Schlag, fortgesetztes Erschüttern ꝛc. die kleinsten Theilchen dehnbarer Metalle wie Eisen, Kupfer, Silber, anders lagern können, beweist, daß dergleichen Metalle dadurch oft deutliche krystallinische Structur annehmen und brüchig werden, da sie vorher biegsam und zähe waren. Eine solche Umlagerung scheint hier durch die Wärme stattzufinden und zwar mit Vibrationen der kleinsten Theilchen, die sich auf den umgebenden Aether übertragen und die Erscheinung des Lichts hervorrufen. Diese zum Licht führenden Schwingungen sollen 400 bis 800 Billionen in der Secunde betragen. Durch elektrische Schläge kann man die verlorene Eigenschaft einer Substanz, zu phosphoresciren, wieder herstellen. Die Phosphorescenz ist eine Eigenschaft, welche vielen und sehr verschiedenen Steinen zukommt, in auffallendem Grade aber charakterisirt sie besonders den Flußspath. Dieser Stein kommt von allen Farben vor, und werden wohl violette Varietäten für Amethyst gehalten und grüne für Smaragd, allein die weit geringere Härte unterscheidet leicht den Flußspath. Wenn man Flußspathpulver mit Schwefelsäure erwärmt, so entwickelt sich eine gasförmige Säure, welche aus Glas Kieselerde auflöst und daher ätzend darauf wirkt.

Diese Entdeckung ist im Jahre 1670 durch Heinrich Schwankhardt zu Nürnberg gemacht worden, die Ursache davon aber und die Art der wirkenden Säure ist erst hundert Jahre später von dem schwedischen Chemiker Scheele erkannt worden. Schöne Varietäten des Flußspaths werden, besonders in England, zu Vasen und dergleichen geschliffen. —

Wie an nichtmetallischen Mineralien ist Rußland auch reich an Metallen und Erzen und mitunter sehr seltenen Verbindungen derselben; ich muß mich aber darauf beschränken, nur einige Einzelheiten hervorzuheben.

Von Auszeichnung ist das russische Platin. Während Gold und Silber verhältnißmäßig ziemlich allgemein auf der Erde verbreitet sind, hat man dieses edle Metall in einiger Menge nur im Ural, in Brasilien und auf Borneo gefunden. In den beiden letztern Ländern kommt es in kleinen Blättchen und Geschieben, im Ural dagegen zuweilen in ansehnlichen Massen vor, und man kennt deren von 10, 13, 19 und 20 Pfunden. Die Leuchtenberg'sche Sammlung enthält mehrere ziemlich große Geschiebe, worunter eins sechs Pfund zwei Loth wiegt (Platinwerth 1100 Gulden.) Das Platin ist längs der Uralkette im Sandland verbreitet, doch nicht gleichförmig; die Seifenwerke von Nischne-Tagilsk und Kuschwinsk sind die reichsten. Im anstehenden Gebirg oder auf ursprünglicher Lagerstätte hat man es dort bisher nicht gefunden und hat es wahrscheinlich in Serpentin zu suchen, da einige Serpentingeschiebe besagter Alluvionen Platin enthalten.

Das specifische Gewicht ist je nach dem Gehalt an andern Metallen von 16 — 18 wechselnd, die reinern Platingeschiebe enthalten gegen 86 Procent Platin, der Rest besteht in Eisen, Iridosmin, Palladium und Rhodium. Darunter ist besonders das Iridium als der schwerste aller bekannten Körper bemerkenswerth, es ist nämlich 22 — 24 mal schwerer als Wasser. —

Bekanntlich ist das Platin ein sehr werthvolles Metall, welches mit dem Golde die Eigenschaft theilt, von einfachen Säuren nicht angegriffen zu werden und vor demselben noch den Vorzug hat, daß es in dem gewöhnlichen Essenfeuer nicht schmilzt. Freilich fehlt ihm die sonnige Farbe des Goldes, es ist licht stahlgrau, und zum Theil sind deshalb Münzen, welche man früher daraus prägte, außer Curs gekommen. Ein Pfund rohes Platin kostet gegen 180 Gulden, verarbeitet kostet das Pfund 250 Gulden. (Unverarbeitetes Silber ist das Pfund = 60 Gulden, dergleichen Gold = 900 Gulden.) Die Verarbeitung war früher mühevoll und complicirt, weil eben das Metall durch gewöhnliches Feuer nicht bewältigt werden konnte. Neuerlich aber haben die französischen Chemiker Deville und Debray mit einem Gebläse von Leuchtgas und Sauerstoff in Gefäßen von Coaks Massen Platin bis zu 12 Kilogrammen (nahe 21½ Pfund) geschmolzen. Das Platin ist seit 1735 bekannt. —

Von ungewöhnlicher Schönheit sind die russischen Kupfererze, namentlich das gediegene Kupfer von Bogoslowsk und die Malachite von Gumeschewskoi und Nischne-Tagilsk. Der Malachit ist eine Verbindung von Kohlensäure, Kupferoxyd und Wasser und enthält 57 Procent metallisches Kupfer.

Das Kupfer ist in allen Erzen und Verbindungen sehr leicht aufzufinden. Unter Anderm darf man nur eine salzsaure oder salpetersaure Auflösung bereiten und durch Eindampfen concentriren, wodurch man eine schöne grüne Flüssigkeit erhält, und taucht man in diese einen Streifen Fließpapier, trocknet ihn und hält ihn in eine Lichtflamme, so wird diese schön blau, manchmal mit grün wechselnd, gefärbt, und diese blaue Farbe charakterisirt immer die Gegenwart von Kupfer. Der Malachit braust mit Säuren, indem er Kohlensäure entwickelt, und dadurch kann er von vielen der Farbe nach ähnlichen Kupferverbindungen unterschieden werden. Dieses Kupfererz ist sehr allgemein verbreitet, aber so dichte Massen wie sie zum Schleifen nöthig sind und wie sie am Ural vorkommen, sind anderwärts selten. Man gebraucht den geschliffenen Malachit zu Belegplatten zum Furniren von Tischen, Vasen, zu Dosen, Ringsteinen, Knöpfen und dergleichen. Größere Arbeiten davon stehen in hohem Preise, daher auch gutes Rohmaterial ziemlich theuer bezahlt wird. Ein plattenförmiger Malachitblock von Gumeschewsk in der Sammlung des Bergcorps zu Petersburg, von 3 Fuß 6 Zoll Höhe und fast eben so breit, von schön smaragdgrüner Farbe ist auf 525,000 Silberrubel geschätzt (über 900,000 Gulden). Die Münchener Sammlung enthält mehrere ausgezeichnete Stücke, theils dichte, theils krystallinisch fasrige, oft von einem prachtvollen Atlasschimmer. Es ist merkwürdig, daß man von diesem Mineral, welches so häufig und

überall vorkommt, wo Kupfererze brechen, nur höchst selten ausgebildete bestimmbare Krystalle findet. Man kennt dergleichen bis jetzt nur von Rheinbreitenbach am Rhein und auch da kommen sie sehr spärlich vor. Was an Krystallen gewöhnlich davon zu beobachten, besteht in nadel- und haarförmigen Prismen, welche keine nähere Bestimmung zulassen. Ich erwähne dieses, um aufmerksam zu machen, wie die Gestalt in der Mineralogie zur Bestimmung einer Species nicht die allgemeine Anwendung gestattet, welche ihr in der Zoologie und Botanik zu Theil wird, wie daher diese Wissenschaften nicht in gleicher Weise behandelt werden können. Der Mineralog bedarf anderer Mittel zum Fortkommen als die Naturwissenschaften der Organismen, und ist ohne Beiziehung der Chemie bei jedem Schritt in Gefahr, sich zu verirren oder rathlos stehenbleiben zu müssen. Was hier vom Malachit gesagt wurde, gilt von vielen sehr häufig vorkommenden Mineralien, so von Brauneisenerz, Buntkupfererz, Magnetkies, Rothnickelkies u. a., von welchen Krystalle zu den größten Seltenheiten gehören, es gilt ferner von allen dichten Gesteinen. —

Seltenere Kupfererze, welche der Farbe nach Aehnlichkeit mit dem Malachit haben und hier eine Erwähnung verdienen, sind der Brochantit, eine schwefelsaure Verbindung von Kupferoxyd mit Wasser, aber in anderen Verhältnissen als im gewöhnlichen blauen Vitriol, und der Dioptas oder Kupfersmaragd, ein Kupfersilicat. Der erstere findet sich auf den Gumeschewsk'schen Gruben, der letztere kommt aus der Kirgisensteppe. Dieser bildet prachtvolle Krystalldrusen, die man für Smaragd halten könnte, wenn die Härte des Minerals nicht eine weit geringere wäre. Solche Aehnlichkeiten mit Edelsteinen kommen bei den Erzen mehrere vor und gleicht ein anderes Kupfererz, die sogenannte Kupferlasur dem nichtmetallischen Lasurstein, die Zinkblende dem Chrysolith, Chrysoberill und Turmalin, das Schwefelcadmium dem Zirkon, und dem Rubin sind vergleichbar die Krystalle der Arsensilberblende, das Realgars, und die des Krokoit oder des Rothbleierzes, welches als ein fast ausschließliches Eigenthum Rußlands zum Schlusse hier noch genannt sei. Dieses Erz besteht aus chromsaurem Bleioxyd und ist leicht daran erkennbar, daß die Farbe des Pulvers auffallend anders ist als die Farbe eines unverletzten Krystalls. Während nämlich ein solcher eine rothe Farbe besitzt, ist sein Pulver orangegelb, wie auch beim Realgar, einem Schwefelarsenik, welcher aber durch den knoblauchartigen Geruch beim Schmelzen auf Kohle vom Rothbleierz zu unterscheiden ist. Das Rothbleierz findet sich mit Bleiglanz und andern Bleierzen zusammen im Granit der Bernsowsk'schen Gruben und zu Mursinsk, und ist schon deshalb bemerkenswerth, weil in demselben im Jahre 1797 das Chrom entdeckt wurde, ein eigenthümliches Metall, welches seinen Namen von χρῶμα, Farbe, erhielt, weil seine Verbindungen alle ausgezeichnet gefärbt sind. Die Entdeckung dieses Elements geschah fast gleichzeitig durch Vauquelin und Klaproth. Später hat man das Chrom auch in einem in ansehnlicher Menge vorkommenden Eisenerz, dem Chromeisenstein, entdeckt, und daraus werden mancherlei technisch wichtige Präparate gefertigt. —

Ich habe in dieser kurzen Ueberschau nur jene Mineralien angeführt, welche ein allgemeines Interesse haben können, doch sind die russischen Berge an speciell mineralogischen Seltenheiten nicht minder reich.

Das Pfeilgift der Indianer.

Von

F. J. Walchner.

Die ersten Entdecker der neuen Welt wußten schon, daß die Eingeborenen ihre Pfeile vergiften und sagen, daß sie dazu verschiedene Substanzen anwenden. Oviedo, der Zeitgenosse des Kolumbus, welcher mehrere Jahre in Amerika lebte und die Wirkung dieses Giftes wiederholt wahrzunehmen Gelegenheit hatte, gibt an, daß die Verwundeten davon ganz rasend würden und während der Wuthanfälle sich selbst bissen, bis endlich der Tod ihre Qualen ende. Diese Angaben werden von dem spanischen Geschichtschreiber Herrera bestätigt, welcher hinzufügt, die Bestandtheile des Giftes seien verschiedener Art. Sie beständen aus einer an der Meeresküste vorkommenden, widrig riechenden Wurzel, aus schwarzen stinkenden Ameisen, Spinnen, häßlichen, haarigen Raupen, Fledermausflügeln, dem Halse und Kopfe eines giftigen Seefisches, der Tabrino heißt, aus Kröten und Schlangenhälsen. Alles dieses würde zusammen mit den Früchten der Mancinella außerhalb des Dorfes, durch

einen Sklaven gekocht. Der dabei aufsteigende Dampf wirke so schädlich, daß die Person, welche das Gift zubereite, stets als ein Opfer dieser Arbeit sterbe. Auch besagen diese alten Nachrichten, das Gift müsse, um seine Wirkung auszuüben, mit dem Blute in Berührung kommen. Wenn die Wunde aber auch noch so klein sei, nur wie ein Stecknadelstich, so erfolge doch unfehlbar der Tod. Der von einem vergifteten Pfeil Getroffene könne aber gerettet werden, wenn er die Wunde sogleich ausbrenne und strenge Diät halte.

Das Interesse an diesem berüchtigten Gift und an der Natur seiner Bestandtheile hielt sich fort und fort wach. Jeder aus Amerika zurückkehrende Reisende brachte vom Amazonenstrom, vom Orinoco, von Guyana, aus Brasilien Nachrichten darüber mit; jeder von Celebes oder den Philippinen, von den Sundainseln oder von Java Zurückkehrende, berichtete über das Pfeilgift, über seine Zubereitung und Wirkung. Dabei fehlte es nicht an wunderbaren Zusätzen und an mystischen poetischen Beschreibungen, wobei man Herrera's abenteuerliche Angaben wiederholte, variirte, und dabei insbesondere auch hervorhob, daß Zähne giftiger Schlangen einen Bestandtheil desselben ausmachen.

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gab der große „wissenschaftliche Entdecker" Amerika's, A. von Humboldt, einen authentischen Bericht über die Zubereitung des Pfeilgifts, woraus zu ersehen ist, daß weder stinkende Ameisen, noch Schlangenzähne und dergleichen dazu genommen werden. Sein wirkender Stoff wird einer zu den Strichneen gehörenden Pflanze, aus der Familie der Apocyneen, entnommen. Es wird auch von Martius bezeugt, daß der giftige Stoff des Pfeilgifts der Yupuraindianer von der Rinde eines kleinen Baumes gewonnen wird, welcher in der Tupissprache Urari-riva heißt, und der das Rouhamon guyanensis Aub. ist, welches einem Gewächse sehr nahe steht, das Bentham im Verzeichniß der Pflanzen des englischen Guyana „Strychnos cogens" genannt hat. Diese Strychnee wird gegenwärtig noch von mehrern Indianerstämmen zur Bereitung ihres Pfeilgiftes benutzt. Hinsichtlich des Pfeilgiftes der Peruaner bemerkt Pöppig: „Die in Peru hie und da verbreitete Meinung, daß animalische Gifte dazu genommen werden, hat sich als irrig herausgestellt." Auch in Brasilien geschieht, wie von Martius berichtet, die Bereitung desselben bei den Indianerstämmen der Juris, Passes, Miräahas und Ticunas ohne Zusatz von animalischen Substanzen.

Als R. H. Schomburgk 1835 unter der Direction der geographischen Gesellschaft zu London und unter dem Schutz der britischen Regierung, die Erforschung des Innern von britisch Guyana begann, vernahm er, daß die Macusisindianer, hinsichtlich der Bereitung des stärksten Pfeilgifts die renomirtesten seien. Diese Macusis bewohnen das freie Land zwischen dem 2. und 3. Grad nördlicher Breite und des 59. bis 61. östlicher Länge (von Greenwich). Dieses Land befindet sich zwischen den Flüssen der weißen Gewässer, namentlich zwischen dem Rupununi, Tabula und Perima (oder Rio-Branko). Ueber diesen ganzen District, der ungefähr 21,000 Quadratmeilen (englische) umfaßt, sind die Ansiedlungen der Macusis verbreitet. Sie nennen die Pflanze, aus welcher sie das Gift bereiten, Urari-Ye und das Gift selbst Urari. Schon Herrera erwähnt des Wortes Urari und dasselbe besteht heutigen Tages noch in den Namen der Flüsse: Urari-Capera und Urari-Cuera, welche bei ihrer Vereinigung den Rio-Branko oder Perima bilden. Auch von Martius und von Spix hörten auf ihren Reisen auf dem Maranhon, Yupura, Rio-Negro u. s. w. das Gift stets „Urari" nennen.

Schomburgk gelang es, die Pflanze, welche das Pfeilgift enthält, selbst im Naturzustande zu sehen. A. von Humboldt hatte keine Gelegenheit hiezu und auch Waterton, Verfasser der Wanderungen in Südamerika, konnte darüber keine Aufklärung erhalten. Die Pflanze ist, wie A. von Humboldt schon angegeben hatte, eine Strichnee. Schomburgk nannte sie Strychnos toxifera und gab eine Beschreibung davon. Die Indianer des Orinoco anerkennen die Macusis in Guyana als die berühmtesten in der Bereitung des Urari. Sie bereiten das weniger starke Gift Curare, dessen Zubereitung A. von Humboldt zu Esmeralda beiwohnte und von welchem auch Boussingault vom Amazonenstrom mitgebracht hat. Die Majongkongs- und die Guinaresindianer, welche die nördlichen, unterworfenen Districte des obern Orinoco bewohnen, unternehmen die weite Reise nach dem Lande der Macusis, bloß zu dem Zwecke, das starke

Pfeilgift Urari dort zu holen und umzutauschen gegen das Curata, ein merkwürdiges in ihrem Lande wachsendes Rohrgewächs, welches zuweilen eine Länge von sechzehn Fuß ohne einen Knoten hat. Aus diesem werden die gefürchteten Blasrohre, „Sarbakans“ genannt, gemacht, indem das Rohr ausgehöhlt und im Innern mit vieler Sorgfalt geglättet wird. Von sehr hartem Holz schnitzen die Indianer etwa fußlange Pfeile, deren Spitze in das Gift getaucht, das andere Ende aber mit Baumwolle umwickelt wird, so daß es genau das Rohr ausfüllt. Mit dieser furchtbaren Waffe kämpfen feindliche Stämme gegen einander. Im Frieden gebraucht der Indianer dieselbe für die Zwecke der Jagd. Damit ausgerüstet, beschleicht er das Wild. Kein Geräusch verräth den leisen Tritt des geübten Fußes. Im dichten Gebüsch erkennt das arglose Thier nicht das glänzende Auge des Jägers und sein gefährliches Rohr. Lautlos, vom kräftigen Hauch getrieben, fliegt das tödtliche Geschoß gegen das wehrlose Opfer, erreicht und trifft es, selbst auf dreißig Schritt Entfernung, mit der größten Sicherheit. Bei der kleinsten Wunde verendet das Thier schon nach wenig Minuten.

Schomburgk erfuhr, daß sowohl die Macusis- als die Wapisianasindianer die Rinde und den Splint der Strychnos toxifera anwenden, welche beide die giftigsten Theile des Baumes sein sollen. Die abgezogene Rinde wird zerkleinert und in einem neuen irdenen Gefäß in Wasser eingeweicht, so lange stehen gelassen, bis die Flüssigkeit eine gelbe Farbe angenommen hat, worauf man sie abseiht. Eben so verfährt man mit mehrern andern, mittlerweile eingebrachten Pflanzen, als Strychnos cogens Benth., Strychnos guyanensis Mart. und eine Art Cissus, eine Xanthoxyläe. Der Cissus trägt zur Consistenz bei. Die Extracte dieser Pflanzen werden bis zur Consistenz eines steifen Syrups eingedickt und das so weit bereitete Urari in kleine Calabassen (Kürbisschalen) eingefüllt und mit Blättern bedeckt. Soll Gebrauch davon gemacht werden, so thut man die erforderliche Menge davon in eine andere Calabasse und setzt dazu ein wenig Cassavasaft, damit die Masse weicher, verstreichbarer wird. Dieser Saft, welcher durch Auspressen der Wurzel von Jatropha Manihot erhalten wird, soll nach der Meinung der Indianer zugleich dazu dienen, die schlummernden Kräfte des Giftes, das durch das Alter an seiner Kraft verloren haben könnte, wieder zu erwecken. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß der Zusatz des Cassavasaftes die Löslichkeit des eigentlichen Giftes vermittelt. Nach diesem Zusatz vergraben die Indianer die Calabasse mit ihrem Inhalt in die Erde und lassen sie einen bis zwei Tage dort.

Während des Einkochens der wässerigen Extracte muß der sich reichlich bildende Schaum fortwährend abgenommen werden. Da zu dem Einkochen mehrere Tage verwendet werden, so hält die kleine Mühe bei dieser Arbeit den indolenten Indianer ab, das Gift öfters als ein oder zwei Mal im Jahre zu bereiten.

Während einer dritten Reise in Guyana 1857 erfuhr Schomburgk in dem Macusisdorfe Pirra, daß sich in der Nachbarschaft ein Indianer aufhalte, der wegen seiner Kenntnisse in der Bereitung des Urari in großem Rufe stehe. Er suchte diesen auf und bewog ihn durch ein Geschenk, die Bereitung dieses Giftes in seiner Gegenwart auszuführen. Der Indianer gab zu, daß er ihn auf einer zweitägigen Reise nach den Canukubergen begleite, wo er die Pflanze zur Bereitung des Giftes zu holen vorgab und da machte Schomburgk wirklich die Wahrnehmung, daß die fragliche Pflanze in der That die Strychnos toxifera sei. Von dieser zog der Indianer die Rinde ab und auch Schomburgk nahm davon mit. Als aber der zur Bereitung des Urari festgesetzte Tag gekommen war, weigerte sich der Indianer in Folge der Einsprache eines Häuptlings seines Stammes, sein Versprechen zu erfüllen, und die Bereitung des Giftes vor den Augen Schomburgk's auszuführen. Bald nachher gelang es jedoch dem in dem Indianerdorfe Pirra wohnenden englischen Missionär Th. Youd, jenen Indianer zur Bereitung des Giftes in seiner Gegenwart zu bewegen, worauf er einen ausführlichen Bericht darüber an Schomburgk sendete. Dieser kann als authentisches Actenstück betrachtet werden; er stimmt im Wesentlichen mit demjenigen überein, was Schomburgk schon früher über die Bereitungsart des Giftes in Erfahrung gebracht hatte und was darüber eben mitgetheilt worden ist.

Die Probe, ob das fragliche Gift die gewünschte Wirkung besitze, macht der Macusis an einer Eidechse. Das gründet sich darauf,

daß das Urari auf kaltblütige Thiere schwächer wirkt als auf warmblütige.

Die Indianer wissen das, und wenn es auf Eidechse, Frosch, Schlange heftig wirkt, so halten sie seine Bereitung für wohlgelungen. Selbst bei warmblütigen Thieren ist der Grad seiner Wirkung verschieden. Das Gift tödtet Affen und Jaguare sicherer als andere Thiere. Nach der Meinung der Indianer gibt es gegen ein starkes Gift kein Hilfsmittel; für ein schwaches Gift seien Salz und Zucker Antidota. Man erzählt, daß die Indianer bei Verwundungen durch vergiftete Pfeile, im Fall kein Salz vorhanden ist, den Urin anwenden. Ein heftiger Durst befällt die Verwundeten. Wird dieser mit Wasser gestillt, so erfolgt der Tod sicher. Das stimmt vollkommen mit den von Raleigh vor drittehalb Jahrhunderten gemachten Beobachtungen überein, die er in seiner Schrift: „Die Entdeckung des Reiches Guyana" anführt. Alvaro Reynoso will durch seine Untersuchungen gefunden haben, daß Chlor und Brom die Wirkung des Urari aufheben. Wahrscheinlich hat er seine Versuche mit einem schwachen Gifte angestellt. Gelten seine Angaben auch für das stärkste Pfeilgift, das aus der Rinde von Strychnos toxifera und andern Arten dieser Gattung bereitet ist, so muß man die von ihm mitgetheilten Erfahrungen sehr hoch anschlagen, ja für unschätzbar halten. Nach A. von Humboldt soll das Pfeilgift der Indianer am Amazonenstrom und am Orinoco, das Curare, innerlich genommen, ein von denselben sehr geschätztes Magenmittel sein. Es gehört jedenfalls, nach seinem Eindruck auf das Organ des Geschmacks, zu den bittern Mitteln, von welchen viele andere als Magenmittel bekannt sind. Auch Boussingault spricht aus, daß das Curare, also das schwächere Pfeilgift, das er vom Amazonenstrom mitgebracht hat, ohne Gefahr und Nachtheil für die Gesundheit in den Magen gebracht werden könne, wie das Schlangengift. Als Schomburgk während seiner ersten Reise in das Innere von Guyana am Tertianfieber litt und sein Vorrath an Chinin verbraucht war, hat er zur Bekämpfung desselben kleine Dosen von Urari genommen, jedoch ohne davon eine günstige Wirkung zu verspüren. Da indessen die Versuche seines Bruders Otto Schomburgk, der eine Katze, welcher das Urari in den Magen war eingebracht worden, innerhalb siebzehn Minuten getödtet sah, gezeigt hatten, wie gefährlich es sein kann, wenn starkes Pfeilgift verschlungen wird, so unterließ R. H. Schomburgk seine weitere Anwendung.

Gelangt dieses Gift aber unmittelbar in das Blut, so ist es in der That das furchtbarste Gift. Es bedarf keiner größern blutenden Wunde. Geschieht die Verwundung mit der feinsten Spitze eines Pfeils, oder mit einer Nadelspitze, woran sich starkes Urari befindet, so wirkt sie tödtlich, sobald das Gift sich dem Blut beimischt. Bei der Jagd, welche die Indianer auf das Wild treiben, das sie als Nahrung gebrauchen, erlegen sie dasselbe mit Pfeilen, an deren Spitzen ein geschwächtes Gift angebracht ist. So jagen sie auf den dickhäutigen Tapir, auf den Hirsch, auf Affen, große und kleine Vögel. Auch das wilde Rindvieh der Savanen wird auf diese Weise erlegt. Das Fleisch der durch Pfeilgift getödteten Thiere wird ohne allen Nachtheil genossen. Bei der Section zeigen sie, nach den Untersuchungen von Virchow und Münter, keine andern Erscheinungen, als bei denjenigen Thieren, welche durch mechanische Mittel getödtet worden sind. Das gesunde Aussehen aller Theile des Körpers und namentlich auch des Blutes, gibt zu erkennen, daß in Beziehung auf gerichtliche Medicin, das Pfeilgift das allergefährlichste ist. Denn im Fall einer verbrecherischen Anwendung desselben kann sowohl durch die Section, als auch durch chemische Untersuchung kaum die wahre Ursache des Todes ermittelt werden.

Nach Boussingault ist die Wirkung des Pfeilgiftes derjenigen des Schlangengiftes sehr ähnlich. Es bewirkt aber, in eine Wunde eingebracht, keine Entzündung, wogegen das Schlangengift eine solche sofort und in hohem Grade erregt. Otto Schomburgk sah nach der Vergiftung durch Urari Symptome auftreten, die ein allmäliges Fallen in Schlaf anzeigen, während die Vergiftung durch das Alkaloid Strychnin, aus dem Samen von Strychnos nux vomica und Strychnos Ignatii, heftige krampfhafte Zuckungen, und durch Starrkrampf den Tod bewirkt. Nach den Beobachtungen von Virchow und Münter tritt der Tod durch Pfeilgift nicht als directe Folge der Vergiftung auf, sondern als eine Folge der unterbrochenen Athmung. Zu dieser Ansicht führt auch die Wahrnehmung von Claude

Bernard und Pelouze, welche, als sie das Gift auf die Lungenschleimhaut von Thieren gebracht hatten, dessen Absorption durch diese und dabei die gleichen Wirkungen wahrnahmen, als wie wenn es vermittelst einer Wunde aufgenommen worden wäre.

Was die chemische Constitution des Urari der Macusisindianer in Guyana betrifft, so ist darüber noch nichts bekannt. In dem Curare, welches Boussingault vom Amazonenstrom mitgebracht hat, soll ein Alkaloid enthalten sein, das er Curarin nennt. Es stellt eine amorphe, gelbliche, bittere Masse dar, welche giftiger ist als das von den Indianern bereitete Curare. Mit Säuren bildet es bitter schmeckende Salze, welche aber nicht krystallisiren.

Auf Java wird das furchtbare Gift Upas Radja, oder Fürstengift, aus der Wurzel der Strychnos tieuté, dem Tjettek der Eingeborenen, bereitet. Sie bedienen sich desselben ganz nach Art der Südamerikaner. Diese Pflanze, zu der Familie der Apocyneen gehörig, ist ein sich windender und kletternder Strauch, mit armdickem Stamme, die höchsten Bäume der noch wenig besuchten Urwälder Java's überwuchernd, oft von der Wurzel an in einer Länge von hundert Fuß völlig einfach und astlos, aber mannigfach gekrümmt und gewunden. Große glänzend grüne Blätter wechseln mit langen starken Ranken, womit er sich an die riesigen Stämme festklammert, und reiche Dolden grünlich weißer, wohlriechender Blumen hängen von ihm herab. So giftreich seine Wurzel, so wenig dagegen schädlich ist der Strauch selbst, so daß es ganz ungefährlich ist, wenn sein Saft mit der Haut in Berührung kommt. Das Upas Tieuté oder Radja, enthält das Alkaloid Strychnin. Nach Versuchen von Barbet wird als Gegenmittel besonders Chlor empfohlen.

Verschieden von dem Upas Tieuté ist das gewöhnliche Upas (Gift), das von Antiaris toxicaria stammt. Dies ist der Antjar der Javaner, der Pohon Upas (Baum des Giftes) der Malayen, es ist der Ypo auf Celebes und den Philippinen. Der Antjar ist ein schöner, schlanker Stamm, der die benachbarten Pflanzen überragt. Völlig cylindrisch steigt er sechzig bis achtzig Fuß astfrei und glatt in die Höhe und trägt eine zierliche, halbkugelige Krone. Aus der leicht verletzten Rinde quillt reichlich ein Milchsaft hervor. Aber wehe dem, der unvorsichtig davon mit seiner Haut in Berührung bringt. Die unausbleiblichen Folgen, große Blasen, schmerzhafte und gefährliche Geschwüre, welche daraus entstehen, strafen den Unvorsichtigen. Mit diesem Milchsaft wurden sowohl auf Java als auf den genannten Inseln die Pfeile vergiftet, ein Gebrauch, der seit Einführung des Feuergewehrs nur noch bei den Wilden in den unzugänglichen Gebirgen des Innern der Inseln besteht. Im Upas und im Milchsaft ist das Alkaloid Antiarin enthalten.

Die Chinesen gebrauchen, nach den Mittheilungen des Dr. J. Macgowan in Ningpo, ein wässeriges Extract der Wurzel des Tsau-rou als Pfeilgift. Von dieser perennirenden kriechenden Pflanze, die auf den Bergen der centralen Provinzen wächst, kennen wir zur Zeit weder den botanischen Charakter noch seine physiologische Wirkung oder chemische Beschaffenheit. So viel ist bekannt, daß die getrocknete Wurzel, bei Schwäche der Bewegungsorgane, als Heilmittel angewendet wird. Die Bereitung des wässerigen Extracts erfordert große Aufmerksamkeit. Um die Stärke seiner giftigen Wirkung zu prüfen, bedient man sich kleiner Thiere, welche man mit einer Nadel verwundet, woran ein wenig davon befestigt ist. Werden dieselben dadurch sogleich getödtet, so setzt man das Eindicken nicht weiter fort. Auf diese Weise bereiten die Jäger der Provinz Funghewa das Gift. Im Winter durchstreifen sie die bergigen Districte von Chihkiang zur Verfolgung der Tiger. Zuweilen findet man diese verendet, durchbohrt von Pfeilen, deren Spitzen durch mit dem Gift getränkte Baumwollenfäden festgebundenen sind. Im Frühjahr lauern die Jäger mit ihren vergifteten Pfeilen auf die Tiger in der Nähe ihrer Lagerplätze. Wenn der Pfeil ein Glied getroffen hat, so windet sich das Thier noch eine Zeit lang, bevor es verendet. Ist es aber am Leibe selbst verwundet, so läuft es noch eine Strecke fort, wankt alsdann und stürzt todt zusammen. Der kaiserlichen Leibwache ist ein Corps von Jägern beigegeben, welche auf der Jagd bei Verfolgung von eßbarem Wild und zum Gebrauch gegen Wölfe mit vergifteten Pfeilen versehen sind. Als Kriegswaffe sind sie in neuerer Zeit, seit man die Feuerwaffen gebraucht, außer Anwendung gekommen.

In der neuesten Zeit hat man angefangen,

das Pfeilgift versuchsweise als Heilmittel anzuwenden. Der Londoner bekannte Thierarzt Sewell ging von der Ansicht aus, der Kinnladenkrampf bei Pferden sei eine Folge einer Nervenirritation, und vermuthete, daß, wenn ein solches Pferd mit dem die überreizte Nerventhätigkeit aufhebenden Pfeilgift vergiftet und das Leben dann durch eine künstliche Athmung unterhalten würde, das Nervensystem alsdann von der ursprünglichen krankhaften Reizung wohl befreit sein könnte. Er stellte in Folge solcher Reflexionen folgenden Versuch an: ein an Kinnladenkrampf leidendes Pferd, dessen Maul zu fest geschlossen war, als das man durch dasselbe irgend etwas hätte hineinbringen können, wurde mit einer durch Curare vergifteten Pfeilspitze am fleischigen Theil der Schulter verwundet. Zehn Minuten darauf schien das Pferd todt zu sein. Sofort setzte man eine Respiration in Gang und als dieselbe vier Stunden unterhalten war, erholte sich das Pferd, der Kinnladenkrampf war gehoben, es erhob sich, dem Anschein nach völlig hergestellt und fing an, begierig Heu und Korn zu fressen. Während der folgenden Nacht wurde es aber zu reichlich mit Futter versehen, überfraß sich und verendete in Folge dessen am nächsten Tage. Von Krampfleiden war jedoch keine Spur mehr zu sehen. Hiernach dürfte man annehmen, das Krampfleiden sei durch die Anwendung des Pfeilgifts vollkommen gehoben worden.

Im Gefolge des italienischen Krieges wurde das Spital zu Turin mit Verwundeten überfüllt. Bald traten bei zwei derselben die Erscheinungen des furchtbaren Starrkrampfs (Tetanus) ein. Sie waren in der Schlacht von Magenta durch Flintenkugeln verwundet worden. Der Starrkrampf ist nicht selten die traurige Folge schwerer Verwundungen oder schmerzhafter Operationen. Der Arzt und der Chirurg, unvermögend, das fürchterliche Leiden zu bekämpfen, das sein Opfer nur mit dem Tode verläßt, wird dadurch zur Verzweiflung gebracht. Von Vierzig vom Tetanus Befallenen wird kaum Einer gerettet.

Das Hospital von Turin war den Aerzten Salleron und Luis Bella übergeben. Letzterer, von Geburt ein Italiener, hatte seine Studien zu Paris gemacht und auch die Vorträge des Physiologen Claude Bernard besucht. Es waren so eben unter den Augen dieser Aerzte zwei Verwundete vom Starrkrampfe hinweggerafft worden, als man einen französischen Soldaten, der vor zwölf Tagen, geheilt von einer Schußwunde, aus dem Hospital entlassen worden war, wiederum dahin brachte und zwar vom Tetanus ergriffen. Beim Anblick dieses Unglücklichen, der gleichsam schon dem Tode geweiht war, beriethen sich die beiden Aerzte, und Luis Bella, der Gelegenheit gehabt hatte, sich bei Claude Bernard Kenntnisse über die Wirkung des Pfeilgifts (Curare) auf das Nervensystem zu verschaffen, das Boussingault mitgebracht, war der Ansicht, daß hier das Aeußerste versucht werden müsse, und verlangte die Genehmigung, bei diesem Fall des Tetanus das Pfeilgift anwenden zu dürfen. Sie wurde ertheilt. Die Narbe der Schußwunde wurde blutig gemacht und darauf zehn Centigramme Curare, mit etwas Wasser verdünnt, angebracht. Nach ¾ Stunden befand sich der Kranke besser, er konnte sich bewegen. Später trat wieder Krampf in den Füßen ein. Die Wiederholung der Anwendung des Curare beseitigte ihn. Noch einige Male kehrten Krampfanfälle zurück. Sie wurden jedesmal durch das gleiche Verfahren gehoben und so glücklich bekämpft, daß sie endlich gänzlich ausblieben und der Kranke völlig hergestellt und gesund entlassen werden konnte.

L. Bella theilte diese Erfahrung seinem Lehrer Claude Bernard mit. Dieser hat sich viel mit dem Curare beschäftigt. Er hat es vom physiologischen und chemischen Standpunkte aus mit großer Sorgfalt geprüft. In der Sitzung der französischen Akademie, 29. August 1859, theilte er die Erfahrung Bella's den Mitgliedern dieses wissenschaftlichen Aräopags von Frankreich mit. Sie erregte die größte Aufmerksamkeit und die Discussion darüber nahm beinahe die ganze Zeit der Sitzung ein. Velpeau, der berühmte Chirurg, rieth zur größten Vorsicht bei der Anwendung des Curare, nennt es ein gefährliches, in der Handhabung schwieriges Instrument und sagte lächelnd: „J'avoue, que je n'aimerais pas beaucoup de l'introduire dans mes chairs.“ Allein die Blausäure ist auch eine höchst gefährliche, giftige Substanz und doch wird sie täglich als ein Heilmittel angewendet. Ein zweiter glücklicher Fall von Heilung des Tetanus durch Pfeilgift, der ebenfalls im Hospital zu Turin vorgekommen ist, zeigt

augenfällig, wie wichtig diese Sache ist und wie sehr sie verdient, im Interesse der Humanität mit allem Ernst weiter verfolgt zu werden *). Jedenfalls hat L. Bella durch die erste glückliche Anwendung des heroischen Mittels sich den Dank aller Freunde der Leidenden erworben.

Im Mittelmeer.

Von

J. P. Parrau.

Es war im Maimonat 1842, an einem Tage, so schön wie ich irgend einen im Mittelmeere verlebt habe, als das Schiff, auf welchem ich damals als zweiter Steuermann fungirte, die schwedische Brigg „Hoffnung," etwa fünfundzwanzig deutsche Meilen südwestlich von Cap Teulada, welches die Südspitze von der Insel Sardinien bildet, in gänzlicher Windstille herumtrieb. Der Wind war in den letzten Tagen überhaupt sehr schwach gewesen und endlich während der vorhergehenden Nacht gänzlich ausgestorben, und in Folge dessen auch nicht die geringste Wellenbewegung zu verspüren. Die wolkenfreie Luft gestattete der Sonne, ihre volle Kraft zu entwickeln, und da an solchen Tagen die Schildkröten sich darin gefallen, von der Tiefe auf die Oberfläche des Meeres zu kommen, um ein Mittagsschläfchen in der Sonne zu genießen, wurde sehr aufmerksam vom Schiffe aus darauf vigilirt, ob sich nicht einige dieser Gesellen zeigen würden. Es kamen auch bereits um zehn Uhr mehrere zum Vorschein, die Nächsten wohl eine Viertelmeile entfernt. Nachdem man ihnen eine halbe Stunde Zeit gegeben hatte, um gehörig fest einzuschlafen, ward eins der Böte in's Wasser gelassen und ich und der Bootsmann wurden beordert, auf Schildkrötenfang auszufahren.

Bekanntlich legen sich diese Thiere immer mit dem Kopfe gegen die Sonne und man hat dann nur darauf Acht zu geben, daß man sie in eine Linie mit der Sonne bringt, dann rudert man drauf zu, möglichst alles Geräusch vermeidend. Wenn das Boot sich in der Nähe der Schildkröte befindet, werden die Ruder ausgehoben, das eine zum „Wricken" über'm Spiegel des Bootes in's Wasser gesteckt und sodann das Boot sachte und ganz geräuschlos fortbewegt, währenddem daß der Zweite im Boote sich vorn am Stäben postirt und sich so hinlegt, daß er den Oberkörper frei außerhalb des Bootes bewegen kann, die Beine aber möglichst zwischen den Düchten feststemmt, damit die Schildkröte, wenn sie zufällig sehr groß sein sollte, ihn nicht durch ihre Schwere und Kraft aus dem Boote und in's Wasser holt.

Wir waren in unserm Fange sehr glücklich gewesen und hatten bereits neun dieser Schläfer in's Boot gehoben, als wir durch einen Schuß vom Schiffe aus zurückgerufen wurden. Es war dies um so auffallender, als man vom Schiffe aus hätte mit dem Fernrohre sehen müssen, daß wir einen guten Fang machten und man jedenfalls die Schildkröten, die noch sichtbar waren, durch den Schuß aus dem Schlafe weckte. Außerdem herrschte noch immer die vollständigste Windstille. Selbstverständlich jedoch ruderten wir sofort zurück.

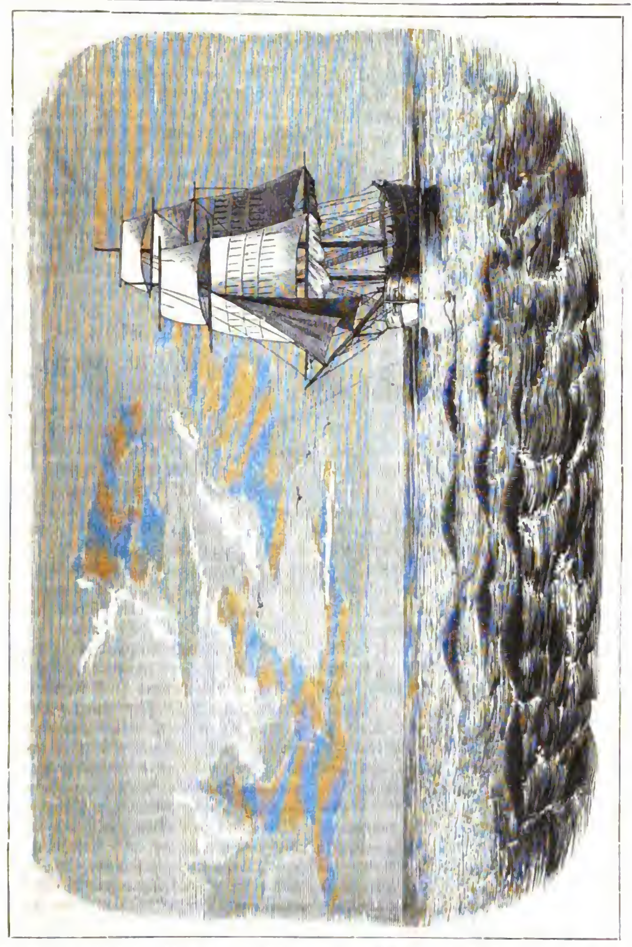
Als wir an Bord angekommen und nachdem das Boot aufgehißt war, wurde mir vom Capitän mitgetheilt, daß er in nordnordöstlicher Richtung einige außergewöhnliche Fische gewahr geworden, die ihren Curs nach Südsüdwesten hielten und somit die Stelle ganz nahe passiren müßten, wo wir vorher mit dem Boote gewesen waren, und daß er für uns Gefahr befürchtet hätte. Er machte mich nun selbst auf die Erscheinung aufmerksam, und mit dem Fernrohr konnte ich auch deutlich drei Fische sehen, die mit einem Theil des Körpers *fortwährend* über Wasser mit einer großen Schnelligkeit in der vorher angegebenen Richtung sich fortbewegten. Obgleich sie da noch wohl mindestens drei Viertel, wenn nicht eine ganze Meile von uns entfernt waren, konnten wir schon ganz deutlich ein säuselndes Geräusch hören, ähnlich demjenigen, das ein schnell dahinlaufendes Schraubendampfschiff bei völliger Windstille dadurch bewirkt, daß der Bug des Schiffes die sonst ruhige Wasserfläche bricht.

Es erwies sich denn auch, als die Fische näher kamen, daß es eben dieser fortwährende Bruch der Wasserfläche gewesen sei, der dieses Geräusch hervorgerufen hatte.

In weniger als einer halben Stunde waren sie dem Schiffe auf einige hundert Ellen nahe gekommen und wir hatten da Muße,

*) Das wahre Pfeilgift der Macusisindianer, das Urari, kann erhalten werden, indem man sich wendet an die Royal Agricultural and Commercial Society of British Guyana zu London, oder an Dr. Blair und Dr. Dalton in Demerara.

Curare



sie näher zu besehen. Es waren aalförmige Thiere, die dicht nebeneinander herschwammen und konnten wir die Schädel aller drei deutlich unterscheiden.

Die Rücken waren wellenförmig gekrümmt. Es bildeten sich dieser Art an jedem Thiere drei oder vier erhabenere Stellen als die übrigen Theile des Rückens, die sich wohl zeitweilig bis zwei Fuß über die Wasserfläche hoben, man konnte aber gleichzeitig die ganze Rückenlänge der Thiere über Wasser sehen.

Die Farbe schien dunkelbraun oder schwarz zu sein, die Köpfe waren sehr groß, nach hinten durch eine stärkere Biegung sich vom

Rumpfe unterscheidend und nach vorn abgeplattet. Von einer Mähne, oder Rücken- oder Seitenflossen war keine Spur sichtbar, und aus ihrer ganzen Haltung ließ sich abnehmen, daß sie sich durch eine leichte Bewegung mit dem Schwanze, der jedoch nicht über Wasser sichtbar war, vorwärts bewegten.

Wir schätzten die ganze Länge der Thiere auf achtzig bis hundert Fuß und dasjenige, was wir über Wasser sahen, auf circa sechzig Fuß und von einem Diameter von fünf bis sechs Fuß. Sie waren ganz rund und ich kann sie mit keinem Fische besser vergleichen als mit einem Aal von kolossaler Größe.

Sie hielten ihre südsüdwestliche Richtung so exact bei, als wenn sie nach einem Compaß gesteuert hätten und nach etwas weniger als einer Stunde, nachdem sie das Schiff passirt hatten, waren sie am südlichen Horizont verschwunden.

Im Ganzen sahen wir sie wohl ungefähr anderthalb Stunden und während dieser ganzen Zeit waren die Thiere nie gänzlich unter Wasser.

Man wird vielleicht einwenden, es seien wahrscheinlich Walfische gewesen, doch kann in dieser Beziehung durchaus kein Zweifel obwalten. Während der dreizehn Jahre, die ich auf See zugebracht, habe ich sowohl im nord- wie im südatlantischen Ocean zu häufig Gelegenheit gehabt, mich mit den eigenthümlichen Erscheinungen der Cetaceen, vom Walfisch bis zum Delphin, vertraut zu machen, als daß ich nicht eine dieser Familien sofort erkennen sollte.

Es kommt wohl vor, daß die Walfische, aber besonders die Pottfische, in „Shoals" angetroffen werden, namentlich bei Windstille, und daß man dann einzelne Thiere fünf bis zehn Minuten lang zum Theil über Wasser sieht: aber sie blasen auch dann von Zeit zu Zeit und avanciren eigentlich gar nicht oder nur sehr langsam. Avanciren sie aber einmal, so tauchen sie unmittelbar, nachdem sie geblasen haben, unter und kommen dann regelmäßig an die Wasserfläche, um wieder ihre Luftsäule, scheinbar Wassersäule, wohl zwanzig Fuß hoch zu senden, worauf sie dann eben so schnell wieder verschwinden. Auch gestattet der Bau der Cetaceen nicht, daß der Rücken in wellenförmigen Biegungen erscheint, was bei den hier gedachten Thieren fortwährend der Fall war, und das eigenthümliche Blasen fehlte hier gänzlich. Wer den Walfisch einmal gesehen hat, braucht ihn später nur zu hören, um zu wissen, daß er in der Nähe ist.

So auffallend es erscheinen mag, daß ähnliche Thiere, wie die hier erwähnten, nicht häufiger gesehen werden und daß sie grade im Mittelmeere sichtbar wurden, was im Verhältniß doch nur einen kleinern Umfang hat, so unzweifelhaft steht das Factum da; denn nicht ich allein, sondern die ganze Mannschaft des Schiffes, die aus elf oder zwölf Mann bestand, haben sie am hellsten Tage gesehen, und können mehrere von ihnen, deren Wohnort mir bekannt ist, wie der derzeitige erste Steuermann und der Bootsmann, die Thatsache bezeugen.

M'Clintock's Nordpolfahrt.

(Schluß.)

Die Bucht, in der M'Clintock den Fox vor Anker legte, war gegen die Stürme wie gegen den Eisgang geschützt. Er gab ihr, dem Entdecker der Bellotstraße zu Ehren, den Namen des Kennedy-Hafens. Um die gute Jahreszeit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, wurden sogleich Reisen unternommen, deren Zweck darin bestand, in allen den Richtungen, in denen später mit Schlitten weiter vorgegangen werden sollte, Lebensmittel an geeigneten Stellen niederzulegen. Für solche Verstecke ist der Name caché gebräuchlich, den man aus der Sprache der französischen Canadier, der ersten Pfadfinder des hohen Nordens, herübergenommen hat. Man muß die Verstecke so anlegen, daß sie weder von den Eskimos gefunden, noch von den Bären aufgewühlt werden können. Ein anderer Bau, den arktische Reisende eben so häufig auszuführen pflegen, hat den Namen jener Cairns, oder rohen keltischen Denkmale erhalten, die im nördlichen Europa an eine fast spurlos versunkene Vergangenheit erinnern. Die Cairns werden an weithin sichtbaren Stellen aus aufgeschichteten Steinen errichtet und dienen zur Aufnahme von Schriften, aus denen später Kommende ersehen, welche Schicksale ein Schiff erlitten, welche Entdeckungen es gemacht hat und wohin seine Mannschaft zunächst sich wenden will.

Bei diesen Herbstreisen zeigte es sich, daß die sogenannte gute Jahreszeit in den Unannehmlichkeiten, welche sie bringt, mit dem arktischen Winter so ziemlich wetteifert. Fehlt

die schneidende, das Leben bedrohende Kälte des letztern, so gibt es andere Gefahren, die der Wanderer, dessen Kräfte durch tagelanges Waten im halbgeschmolzenen Schnee und brüchigem Eis erschöpft werden, eben so sehr zu fürchten hat. Es fallen Nebel ein, bei denen man die Richtung verlieren, unvermuthet auf das mit Eis bedeckte Meer gerathen kann, und erhebt sich dann ein Sturm, so wird man vielleicht verschlagen. Dieses Schicksal hätte Hobson mit neun Matrosen und zehn Hunden um ein Haar gehabt. Er war auf das Meereis gerathen, das bei Fluth von einem Nordost plötzlich in Bewegung gesetzt wurde und ihn vom Ufer fortführte. Er konnte weiter nichts thun, als daß er die Schlitten beladen und die Hunde anschirren ließ, um den ersten günstigen Umstand augenblicklich benutzen zu können. Als das Eis eine Strecke vom Ufer entfernt war, zerbröckelte es unter dem Einflusse der Fluth und des Sturmes in kleinere und kleinere Stücke, bis die Scholle, auf der Hobson mit seinen Leuten stand, nur noch zwanzig Ellen im Durchmesser hatte. Der Sturm trieb ihn der Mündung einer weiten Bucht zu, und in der nächsten Nacht erzeugte ein starker Frost eine schwache Eisdecke, auf der Hobson, obgleich sie sich unter seinen Füßen bog, das Land erreichte.

Die ersten Reisen dienten zugleich zur Orientirung in dem Gebiet, über das die Nachforschungen sich zu erstrecken hatten. Wir hoffen, dem Leser dieses Gebiet auch ohne Karte anschaulich machen zu können. Von der Bellotstraße, wo M'Clintock überwinterte, zieht sich die Halbinsel des glücklichen Boothiens in südlicher Richtung zum amerikanischen Festlande. Wo sie mit demselben zusammentrifft, bildet sie gemeinschaftlich mit der westlicheren Halbinsel Adelaide eine tiefe Bucht, in die der Große Fischfluß mündet. Zu den Inseln, die in dieser Bucht liegen, gehört die Insel Montreal. Südwestlich von Boothien läuft ein Canal, die Roßstraße genannt, über den man zu der König-Wilhelms-Insel gelangt, die durch einen andern Canal, die Simpsonstraße, vom amerikanischen Festlande (der Halbinsel Adelaide) getrennt wird. Die Gewässer, welche diese große Insel umgeben, haben drei Ausgänge, längs der amerikanischen Küste die Deasestraße; gegen Nordwesten, zwischen dem Victorialande und der Prinz-Wales-Insel, den jetzt so genannten M'Clintockcanal; endlich gegen Norden, zwischen dem Prinz-Wales-Lande und der Insel Nordsomerset, den Peelssund, durch den der unglückliche Franklin gesegelt ist.

Der arktische Winter meldete sich am 15. November mit einer Kälte von 28 Grad R. Von nun an nahm die Kälte zu und es kamen im December einzelne Tage, an denen das Thermometer auf 48 und 49 Grad R. zeigte. Bei einer solchen Kälte gleicht der Hauch eines Menschen, von geringer Entfernung gesehen, dem Pulverdampfe, und über mehreren Menschen, welche zusammenstehen, schwebt eine dichte weiße Wolke. Jeder Ton ist so weit zu hören, daß man Gespräche, die eine halbe Stunde weiter geführt werden, deutlich vernimmt. Die mittlere Temperatur der drei Wintermonate war:

December 29 Grad R.
Januar 29 " "
Februar 30 " "

Der December war der schlimmste Monat von allen, weil er bei starker Kälte die meisten Stürme brachte. An stürmischen Tagen bei solcher Temperatur war an ein Ausgehen nicht zu denken, und selbst das magnetische Observatorium, zu dem man nicht weiter als einen kleinen Büchsenschuß hatte, stand an solchen Tagen leer. War das Wetter irgend erträglich, so wurden die magnetischen Beobachtungen, die einen der Nebenzwecke der Reise bildeten, nicht vernachlässigt. M'Clintock hatte es im Kennedyhafen eine seiner ersten Sorgen sein lassen, auf dem Meereise das Observatorium zu erbauen und ihm die gebräuchliche innere Einrichtung zu geben.

Auf dem Schiffe war es selbst bei der stärksten Kälte auszuhalten. Eine lange Erfahrung hat die Seefahrer gelehrt, wie dem arktischen Winter Trotz geboten werden kann. Man gibt dem Schiff eine Schale von Holzwerk und breitet darauf eine dicke Lage von Schnee, für deren Vermehrung der Winter Sorge trägt. Die Fenster und Thüren werden verstopft und die Eingänge, deren man nothwendig bedarf, nicht bloß mit Vorbauen versehen, sondern auch so verengert, daß möglichst wenig Luft eindringt. Im Innern des Schiffes schafft man so viel Raum, daß die Mannschaft sich Bewegung machen kann. Diesen Raum und namentlich die Schlafstätten warm und trocken zu erhalten, ist ein Haupterforderniß für die Gesundheit der Menschen.

Nachdem die Sonne am 21. Januar wieder erschienen war, kam die Zeit für größere

Schlittenreisen heran. Die ersten sollten der Erforschung der Prinz-Wales-Insel durch Young und des glücklichen Boothiens durch M'Clintock gelten. Young gelangte zu gar keinem Ergebniß, M'Clintock hörte die erste Eskimoserzählung vom Schicksal des Erebus und Terror. „Unsere Kleidung," erzählt er, „bestand in Pelzen und einem wasserdichten Ueberwurf. Außerdem hatte jeder Mann einen Sack von doppelter Leinwand und ein Paar Pelzstiefeln, in denen er schlief. Am Tage trugen wir über den Leinwandstreifen, zu verhelfen. Nun begann die Arbeit, den Schlitten auszupacken und Alles, was wir brauchten, also die Lebensmittel und die Nachtkleider, außerdem aber auch alle Stiefel und Pelzhandschuhe, ja sogar das Geschirr der Hunde, weil es sonst in der Nacht aufgefressen worden wäre, in die Schneehütte zu schaffen. Dann wurde die Thür mit Schneeblöcken versetzt, die Kochlampe angezündet, die Fußkleidung gewechselt, das Tagebuch geschrieben, die Uhr aufgezogen, der Nachtsack zurechtgelegt, die Pfeife angezündet und ein Gespräch



Arktische Schlittenreise.

in die wir unsere Füße wickelten, Mocassins. Wir wanderten auf folgende Weise: ich machte den Führer, Petersen und Thompson folgten mit den Schlitten, und so schleppten wir uns acht bis zehn Stunden lang fort, ohne anders Halt zu machen, als wenn die Hunde sich in die Zugleinen verwickelt hatten. Wenn wir Nachtquartier machten, sägten ich und Thompson die festen Schneeblöcke aus und schafften sie zu Petersen, der bei der Errichtung der Schneehütte den Baumeister spielte. Die anderthalb bis zwei Stunden, welche dabei vergingen, waren der unangenehmste Theil des Tags, denn abgesehen davon, daß wir müde waren und uns nach Ruhe sehnten, wurden wir beim Stillstehen ganz durchfroren. Wenn die Hütte fertig war, wurden die Hunde gefüttert, wobei die große Schwierigkeit entstand, den schwächeren in dem allgemeinen Wirrwarr zu ihrem Futterantheil über die Eigenschaften jedes Hundes geführt, bis das Abendessen fertig war. War dieses verzehrt, so zog man eine Decke über sich und schlief ein. Am nächsten Morgen kam das Frühstück, dem die schwere Arbeit des Anziehens der gefrorenen Mocassins folgte, dann wurden die Schlitten gepackt und ein neuer Tagemarsch begann."

Die Eskimos, mit denen M'Clintock auf der Westküste des glücklichen Boothiens zusammentraf, waren auf dem Seehundsfang gewesen. Es waren gesunde, kräftige Leute, und in ihrem Dorfe von acht Schneehütten zeigten sich auch Frauen und Mädchen. Hübsch konnte man diese nicht nennen, doch hatten sie schöne Augen, schneeweiße Zähne und auffallend kleine Hände. Sie suchten übrigens zu stehlen und wenn ihnen dies nicht gelang, so bettelten sie, hauptsächlich verlangten sie nach Nadeln. Eine dieser Es-

kimodamen hatte auf dem Rücken in ihrem weiten Pelzkleide ein kleines Kind stecken. Als sie von ihrem Betteln für sich selbst keinen Erfolg mehr sah, riß sie das arme Kind vom Rücken herunter und hielt es M'Clintock ganz nackt entgegen. Das sollte heißen, er möge nun auch dem Kinde eine Nadel schenken. So rasch er konnte, erfüllte er diese Bitte, denn es herrschte eine Kälte von 31 Grad R.

Die Eskimos besaßen verschiedene Sachen, welche das Eigenthum von Weißen gewesen sein mußten, und tauschten sie bereitwillig gegen Nadeln, Scheren, Messer und ähnliche Kleinigkeiten aus. Nachdem dieser Handel sie zutraulich gemacht hatte, befragte man sie um das Schicksal der vermißten Schiffe. Sie erzählten mit einigen Zusätzen dasselbe, was man bereits durch Rae wußte. An einem Küstenpunkte war ein Schiff gescheitert. Die Mannschaft hatte sich gerettet, aber nur um auf einer Insel, wo es Lachse gibt, also auf einer Flußinsel, zu Grunde zu gehen. Von dieser Flußinsel hatten sich die Eskimos die europäischen Sachen geholt, die man bei ihnen wahrnahm. Keiner der Eskimos war Zeuge des Todeskampfs der Weißen gewesen. Gerippe von ihnen hatten einige gesehen, und diese erzählten auch von Gräbern, die es auf der Insel gebe.

Nachdem M'Clintock diese Nachrichten eingezogen hatte, eilte er so schnell als möglich auf's Schiff zurück, um Vorbereitungen zu einer entscheidenden Nachforschung zu treffen. Er wollte diese auf einen Raum von zweihundert deutschen Meilen ausdehnen und alle nordwestlich, westlich und südlich von der Bellotstraße gelegenen Punkte untersuchen. Da die König-Wilhelms-Insel offenbar die wichtigste von allen Gegenden war, so sollte sie nach allen Richtungen durchforscht werden, von M'Clintock im Süden und Osten, von Hobson im Westen und Norden. M'Clintock wollte seine Wanderung zu der Insel Montreal und auf das Festland ausdehnen, Young wurden wieder die Gebiete am Peelssunde und der M'Clintockstraße übertragen. Daß der Plan zu Reisen von solcher Ausdehnung und in einem solchen Klima gemacht und ausgeführt werden konnte, verdankt man den praktischen Einrichtungen, die man bei arktischen Reisen, durch die Erfahrung geleitet, angenommen hat. Eine besondere Rolle spielen darunter die Hundeschlitten, da sie den Menschen der ermattenden Mühe des Ziehens überheben.

Bis zur Victoriaspitze des glücklichen Boothiens wanderten M'Clintock und Hobson gemeinschaftlich. Auf diesem Marsche wurden die Verstecke, die man früher angelegt hatte, von ihren Vorräthen entleert. In weitern Entfernungen wurden neue Verstecke gebildet, doch fand M'Clintock bald, daß das Niederlegen von Vorräthen seine Bedenklichkeiten habe. Ein junger Eskimo, den man bei dem Versuch ertappte, ein zinnernes Gefäß zu stehlen, verrieth, um sich wieder in Gunst zu setzen, daß seine Gefährten vier Fuß tief unter dem Schnee ein Versteck gefunden und geplündert hätten. Diese Eskimos wußten von zwei Schiffen, von denen das eine „im Fall des Jahres," d. h. im August oder September, untergegangen, das andere vom Eise an's Ufer geschoben worden sei. Die Weißen gingen zu dem „Großen Flusse" und nahmen ihre Boote mit. Im nächsten Winter fand man dort ihre Gebeine.

Vom Cap Victoria ging Hobson unmittelbar auf die König-Wilhelms-Insel über, während M'Clintock seinen Weg gegen Süden fortsetzte. Am 12. Mai erreichte der letztere bei einem Wetter, das nicht abscheulicher sein konnte, den Großen Fischfluß. Bei einer schneidenden Kälte wehte ein so heftiger Sturm, daß man das Zelt einen ganzen Tag lang nicht verlassen durfte. Bei einem furchtbaren Schneewetter folgte M'Clintock der Küste des Festlandes weiter, und untersuchte sowohl sie in allen ihren Halbinseln und Buchten als die Insel Montreal mit der gewissenhaftesten Sorgfalt. Seine Mühe wurde nicht belohnt. Er fand keinen Cairn, keine Spur von den Mannschaften des Erebus und Terror, keine Eingeborenen, die er hätte befragen können.

Als er auf die Südküste der König-Wilhelms-Insel hinüberging, verdoppelte er seine Aufmerksamkeit. Diesen Weg mußten Franklin's Leute, als sie ihre Schiffe verließen und in der Richtung des Großen Fischflusses ihre Rettung suchten, eingeschlagen haben. Der erste Gegenstand, den man sah, war ein Cairn. Stein auf Stein wurde vorsichtig abgehoben, aber keine Nachricht gefunden. Weiterhin an der Küste kam man an eine Stelle, wo eine Kiesbank über den Strand hervorragte. Hier lag ein Gerippe mit Resten europäischer Kleider, und in der Nähe waren mehrere europäische Sachen umhergestreut. Wie die Stellung des Gerippes zeigte, war der Unglückliche mit dem Gesicht auf

den Boden gefallen und so gestorben. Seine Lage war die vollste Bestätigung der Erzählung jener alten Eskimofrau, welche Dr. Rae von den Weißen sagte: „Als sie an der Küste dahingingen, fielen sie nieder und starben."

Etwa in der Mitte der Südküste der König-Wilhelms-Insel liegt das Vorgebirge Herschel, der auffallendste Punkt dieser ganzen Uferlinie. Bis dahin waren die Leute Franklin's einer niedrigen Küste gefolgt, und hier kamen sie zu einer Bergspitze, die sich 150 Fuß über das Meer erhob und an der ihr Weg sie dicht vorbeiführte. Hatten sie irgendwo Veranlassung, eine Nachricht von ihren Schicksalen niederzulegen, so war es an diesem Punkte, den Jeder schon aus der Ferne wahrnimmt. Ueberdies brauchten sie nicht einmal einen Cairn zu bauen und konnten vielmehr einen alten benutzen, den Simpson im Jahre 1839 errichtet hatte.



Simpson's Cairn.

Es läßt sich denken, mit welcher Spannung M'Clintock diesem Cairn sich näherte und mit welcher Sorgfalt er ihn untersuchte. Leider mußte er sich auf den ersten Blick gestehen, daß Eskimos hier gewühlt hatten. Von dem einst gewichtigen Bau, wie Simpson ihn nennt, ragte bloß noch ein Steinhaufe von vier Fuß Höhe über der Erde hervor. Die Südseite war ganz niedergerissen und alle die Mitte bildenden Steine herausgenommen worden. Deutlichere Anzeichen, daß nach etwas gesucht worden sei, ließen sich nicht denken. Die Umgegend verrieth, wer die Suchenden gewesen seien. Es zeigten sich mehrere alte Verstecke und niedrige Steinmauern, wie die Eskimos sie aufzuführen pflegen, um die Rennthiere zu belauschen. „Ich kann mich von dem Glauben nicht losmachen," sagt M'Clintock, „daß die Mannschaften, nachdem sie ihre Schiffe verlassen hatten, hier einen Bericht, vielleicht auch einige höchst schätzbare Urkunden, die ihnen bei ihrem langsamen Marsche und ihren schnell abnehmenden Kräften beschwerlich wurden, zurückließen. War dies der Fall, so wurden diese Gegenstände von den Eingeborenen entdeckt und mitgenommen oder als werthlos fortgeworfen."

Etwa drei deutsche Meilen jenseits des Vorgebirges Herschel fand M'Clintock einen kleinen Cairn, den Hobson gebaut hatte. Er war sechs Tage früher an diesem Punkte gewesen und hatte ein Schreiben hinterlassen, durch welches er mittheilte, daß die so eifrig gesuchte schriftliche Nachricht der Schiffbrüchigen über ihr Schicksal an der Victoryspitze, die im Nordwesten der König-Wilhelms-Insel liegt, von ihm aufgefunden sei.

Jene unschätzbare Urkunde besteht in zwei Berichten, deren letzter um elf Monate jünger als der erste ist. Beide sind auf eines der Formulare geschrieben, die man in England allen auf Entdeckungen ausgehenden Schiffen mitgibt, damit der Capitän die leergelassenen Stellen mit der Angabe der Zeit und des Orts ausfülle, das Formular in eine Flasche einschließe und in's Meer werfe. Man braucht dies als Hilfsmittel zur Ermittlung von Meerströmungen. Damit die Admiralität diese Formulare erhalte, wird der Finder in sechs Sprachen ersucht, sie nach London einzuschicken.

Der erste Bericht, der auf dem Formular stand, rührte von Lieutenant Gore her und war vom 28. Mai 1847 datirt. Er meldete, daß der Erebus und Terror unter 70 Grad 05 Minuten nördlicher Breite und 98 Grad 23 Minuten westlicher Länge überwinterten. Den ersten Winter habe man auf der Beechey-insel zugebracht, nachdem man im Wellington-canal bis zum 77. Breitengrade hinaufgefahren und auf der westlichen Seite der Insel Cornwallis zurückgekehrt sei. Der Bericht schloß: „Alles ist wohl auf. Eine Gesellschaft von zwei Officieren und sechs Mann verließ die Schiffe Montags am 24. Mai 1847."

Um den Rand des Papiers hatte Capitän Fitzjames elf Monate später einen andern Bericht geschrieben, der zu Gore's: „Alles ist wohl auf!" den schneidendsten Mißklang bildete. Dieser zweite Bericht lautete: „25. April 1848. Ihrer Majestät Schiffe Erebus und Terror wurden am 22. April, fünf Stunden nordwestlich von diesem Punkte, verlassen, nachdem sie seit dem 12. September 1846 eingefroren gewesen waren. Die Officiere und Matrosen, 105 Seelen stark, landeten hier, von Capitän Crozier befehligt, unter 69 Grad 37 Minuten 42 Secunden nördlicher Breite und 98 Grad 41 Minuten westlicher Länge. Sir John Franklin starb am 11. Juni 1847, und der bisherige Verlust der Expedition durch Todesfälle bestand in 9 Officieren und 15 Mann." Dies hatte Capitän Fitzjames geschrieben. In Crozier's Handschrift war hinzugefügt: „Morgen, als am 26sten, brechen wir nach Back's Fischflusse auf." Am Rande fand sich noch eine Notiz gleichgiltigen Inhalts, denn sie sagte weiter nichts, als daß das Document von dem „verstorbenen" Gore ursprünglich an einem Orte weiter nördlich niedergelegt und später hierher versetzt worden sei.

Hobson hatte noch eine andere Reliquie gefunden — ein großes Boot mit zwei Gerippen. Das eine lag im Bug des Schiffes und war von großen Raubthieren, wahrscheinlich von Wölfen, bedeutend zerstört worden. Das andere, das in einem bessern Zustande war, lag quer über den Boden des Boots weg unter einem Haufen von Kleidern und Pelzen. Neben dem ersten Gerippe fand man ein Paar kleiner, aber starker Halbstiefel und Bruchstücke von gestickten Pantoffeln. Am Rande des Boots lehnten zwei Doppelflinten, von denen je ein Lauf geladen und je ein Schloß mit einem Zündhütchen versehen war. Auch Bücher waren im Boot: eine kleine Bibel mit vielen

Randbemerkungen, der Vicar von Wakefield, „Christliche Gesänge“ und die Deckel eines Neuen Testaments und eines Gebetbuchs.

Damit waren die Entdeckungen geschlossen, und es ist fast gewiß, daß nie etwas Weiteres von Franklin's Unglücksgefährten aufgefunden werden wird. Wir müssen uns daher ihre Geschichte aus Rae's und Anderson's Berichten, aus den Erzählungen der Eskimos und aus dem, was Hobson und M'Clintock aufgefunden haben, zusammensetzen.



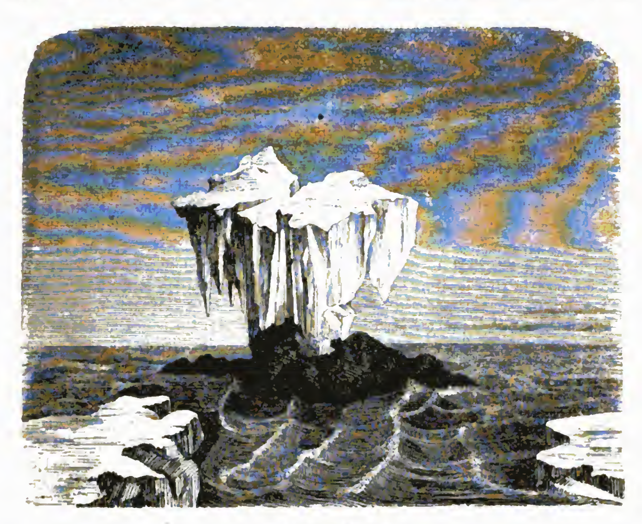
Eine Walroß-Familie.

Bis zu dem Augenblick, wo die Schiffe verlassen wurden, liegt Alles klar vor uns. Die Berichte von Gore und Fitzjames enthalten in ihren wenigen Worten eine ganze Geschichte. Als Gore seinen Bericht niederlegte, gehörte die Reise noch zu den glücklichsten und erfolgreichsten, die in den arktischen Meeren jemals gemacht worden sind. Franklin hatte Canäle von 112 deutschen Meilen Länge neu entdeckt. Er war dem Wellingtoncanal, von dem man vor ihm bloß die südliche Einmündung in die Barrowstraße kannte, bis an sein Ende gefolgt, und hatte dann durch eine Umsegelung, also auf die unzweideutigste Weise festgestellt, daß das Cornwallisland eine Insel sei. Das war das schöne Ergebniß des ersten Sommers. Im zweiten hatte er die ungleich wichtigere Entdeckung gemacht, daß der Peelssund eine Straße zu den Gewässern vor der nordamerikanischen Küste bilde. Er war in diese Gewässer selbst eingedrungen und befand sich bloß noch zwanzig deutsche Meilen vom Festlande entfernt.

Wie heiter mochte man damals auf den Schiffen sein! „Alles war wohl auf,“ und gewiß zweifelte Niemand, daß der Erebus

und Terror im nächsten Jahre die Behringsstraße erreichen und so das Problem der Durchfahrt lösen würden. In der That war es mehr als wahrscheinlich, daß Franklin diese Fahrt von Meer zu Meer vollendete, wenn er sich, als er den Peelssund durchsegelt hatte, nicht gegen Westen, sondern gegen Osten wendete. Hier fand er zwischen der König-Wilhelms-Insel und dem glücklichen Boothien die Roßstraße, welche durch die genannte Insel gegen den Andrang des Polareises geschützt wird. Daß er in diesem Falle in die der Insel Bahn zu brechen und gerieth hier in ein Meer, das vielleicht das unwegsamste von allen ist. Der von Nordwesten kommende M'Clintockcanal führt diesem Meere Massen des schwersten Polareises zu. Young, der die Ufer des Canals untersuchte, vergleicht ihn mit einem Eisstrom. Daß Franklin, sobald er der Mündung dieses Canals gegenüber ankam, einfror und sich nicht wieder losmachen konnte, darf uns nicht Wunder nehmen.

Die unglückliche Wahl, die Franklin hin-



Eisberg bei der Leopoldsinsel.

Simpsonstraße gelangt sein würde, unterliegt kaum einem Zweifel. M'Clintock fand in diesen Gewässern nichts als ein einjähriges Eis, woraus hervorgeht, daß das Meer im Sommer offen ist. Ob Franklin gegen Westen bis zur Behringsstraße vordringen konnte, hing allein davon ab, ob er die Straße südlich vom Victoria- und Wollastonlande fahrbar fand. Sie ist dies nicht immer, aber daß sie durch Eismassen verstopft wird, gehört doch zu den Ausnahmen.

Leider konnte Franklin die König-Wilhelms-Insel nur als König-Wilhelms-Land und ahnte nicht, daß es im Osten desselben eine Straße gebe. Er suchte sich also im Westen

sichtlich seines Weges traf, hatte noch eine andere und sehr schlimme Folge. Seine Lebensmittel reichten nicht weiter als bis zum Juli 1848, und in einem solchen Meere war nicht daran zu denken, sie durch Jagd oder Fischfang zu ersetzen. Die Seehunde vermeiden alle seichten und mit Eis vollgestopften Gewässer, und zu diesen Gewässern gehört das Eismeer, welches den Erebus und Terror gefangen hielt. Die Küsten der König-Wilhelms-Insel, denen Franklin gegenüber lag, beherbergen fast gar kein Wild. M'Clintock sah nichts als einige Schneegänse und die Spuren eines Bären und weniger Füchse. Ein paar Steinkreise, aus denen sich auf

die frühere Anwesenheit von Eskimos ein Schluß ziehen ließ, waren ganz mit Moos bewachsen und folglich sehr alt. Wie hätten Europäer auf einer Küste, die selbst von den Eskimos seit Jahren gemieden wird, Unterhaltsmittel finden können?

Unter diesen Umständen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Schiffe deshalb verlassen wurden, weil Mangel an Lebensmitteln einzutreten anfing. Auch das steht fest, daß die Mannschaften, als jener Entschluß gefaßt wurde, nicht mehr gesund waren. Sie verlebten nun ihren dritten Winter im Eise, ohne frische Lebensmittel zu haben, und dies genügt vollständig, den Scorbut hervorzurufen. M'Clintock gesteht, daß der Gedanke, bloß einen zweiten Winter eingeschlossen zu bleiben, ihn mit den bangsten Sorgen erfüllt habe. Schon der erste Winter hatte allgemeine Scorbuterscheinungen hervorgerufen, und einer seiner Leute war an dieser Krankheit gestorben. Noch alle arktischen Reisenden, die längere Zeit ausgeblieben sind, haben über den Scorbut zu klagen gehabt. Daß die Krankheit auf Franklin's Schiffen herrschte, beweist die starke Sterblichkeit — 9 Officiere und 15 Mann in elf Monaten.

Die Officiere, welche die geschwächte Mannschaft fortführten, begingen verhängnißvolle Fehler. Das Schlittenboot, dessen sie sich bedienten, wog 1400 Pfund, war also viel zu schwer. Ferner belastete man sich mit einer Menge unnützer Dinge, mit zu vielen Kleidern, Werkzeugen und Geräthschaften, ja selbst mit solchen Gegenständen, die in Europa zum behaglichen Leben gehören, aber in arktischen Meeren von Ueberfluß sind. M'Clintock fand die Beweise, daß die Matrosen diese Dinge, nachdem ihre Kräfte durch das Tragen derselben ermattet waren, von sich geschleudert hatten.

Ueber die letzten Schicksale der Unglücklichen wird man nie Gewißheit erhalten. Wie es scheint, gelangten einige (vielleicht der Haupttrupp) am Großen Fischfluß bis zu den nach Franklin benannten Stromschnellen. Andere starben auf der Insel Montreal. Die Uebrigen kehrten um, wie aus dem Umstand hervorgeht, daß die Spitze ihres Schlittenbootes gegen Nordwesten stand. M'Clintock muthmaßt, daß diese Zurückgehenden für den Haupttrupp am Großen Fischflusse Lebensmittel nachholen wollten. Zwei von ihnen ermatteten zuerst und wurden mit dem Schlittenboote, das gewiß zu schwer wurde, zurückgelassen. Man gab ihnen 40 Pfund Schokolade und gedachte sie bei der Rückkehr zum Großen Fischflusse mitzunehmen. Erreichten die letzten Märtyrer die Schiffe, starben sie unterwegs? Man weiß es nicht. Gewiß ist nur, daß sie und alle ihre Gefährten an Hunger, Scorbut und Ermattung zu Grunde gegangen sind.

Auch der Winterhafen in der Bellotstraße, zu dem M'Clintock nach seinen letzten Entdeckungen so rasch wie möglich zurückkehrte, war an thierischem Leben außerordentlich arm. Man jagte fortwährend und schoß doch nur zwei Bären, acht Rennthiere, neun Hasen, neunzehn Füchse, zweiundachtzig Schneehühner, achtundneunzig Stück Geflügel und achtzehn Seehunde. Walrosse wurden bloß gesehen, nicht erlegt.

Am 19. Juni war M'Clintock wieder auf dem Schiffe. Hobson war vor ihm eingetroffen, aber in welchem Zustande! Der Scorbut hatte ihn so geschwächt, daß er bei den letzten Tagemärschen nicht mehr gehen konnte und den Schlitten benutzen mußte. Eben so schwach war Young, der zuletzt von Allen zurückkehrte. Die mittlere Temperatur des Juni war + 1 Grad 30 Linien Reaumur, und es thaute in der Sonne mächtig. Das Schiff wurde in Stand gesetzt und Alles eingeschifft, damit man, so wie das Eis aufbreche, unter Segel gehen könne. Jetzt wurden mehr Thiere gesehen, namentlich Seehunde, deren Fleisch eine „vortreffliche" Speise bildete, und Hasen, die ihr weißes Winterkleid bereits abgelegt hatten. In der Bellotstraße zeigten sich Wasserstreifen, die an Ausdehnung zunahmen, das Eis im Hafen wurde mürbe. Im Juli war das Wetter ungewöhnlich lange milde und hell, dennoch verging der ganze Monat, ehe das Eis des Hafens sich in Bewegung setzte. Als dies am 4. August geschah, ging die ganze Masse mit einem Male fort und nahm den Fox mit. Die Lage des kleinen Schiffs draußen in der Straße, bei Windstille und starker Fluth mitten unter treibenden Schollen war eine gefährliche, und man mußte von Glück sagen, daß es nach einigen angstvollen Stunden gelang, den Hafen wieder zu erreichen. Hier wartete man auf einen Westwind, der das Eis vom Ufer Nordsomersets wegtreibe.

M'Clintock stieg mehr als einmal auf einen nahen Berg, um den Zustand der Prinz-Regents-Einfahrt zu beobachten. Er machte

dabei eine merkwürdige Entdeckung. Eine deutsche Viertelmeile vom Meere entfernt lagen zwei Walfischgerippe, das eine 180, das andere 300 Fuß hoch. Das letztere, das er genauer untersuchte, hatte schwerere Knochen, als sie bei jetzt lebenden Thieren vorkommen.

Nachdem am 9. August der ersehnte Westwind eingetreten war, den M'Clintock schleunigst benutzte, wechselte die Luftströmung schon am nächsten Tage gegen Osten und hielt das Schiff vier Tage in der Creswellbai unter zusammengedrängten Eismassen gefangen. Als der Ostwind aufhörte, entstand sogleich eine eisfreie Straße, und man traf nun auf keine Hindernisse weiter. So schnell war der Wechsel, daß man bei der Insel Leopold in der Barrowstraße nur noch einen vereinzelten Eisberg sah. Am 19. war man bei Cap Hay, am 20. bei Cap Burney in der Baffinsbai, und am 21. trug M'Clintock in sein Tagebuch ein: „In See, kein Land mehr in Sicht!“ Die weitere Fahrt war eine eben so glückliche als schnelle. Schon am 21. September 1859 meldete sich M'Clintock auf dem Admiralitätsamte und stattete über seine Reise Bericht ab.

Ein Mann hat keine Ursache, sich des Ergebnisses dieser Reise zu freuen. Wir meinen M'Clure, der jetzt der Ehre beraubt worden ist, der Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt zu sein. Es ist schwer begreiflich, wie man Franklin diesen Namen abstreiten kann, und doch geschieht es in England, wenn auch nur von vereinzelten Stimmen. Wie man sich erinnern wird, durchfuhr M'Clure den Canal nicht, den er als verbindendes Glied zwischen den Meeren des Westens und Ostens ermittelte, sondern überzeugte sich bloß durch Eisreisen, daß dieser Canal vorhanden sei. Auf dieselbe Weise verschaffte sich Franklin zwei Jahre früher die Ueberzeugung, daß das Meer, in dem er eingefroren war, mit dem fortlaufenden Canal an der amerikanischen Küste einen Zusammenhang habe. Gore spricht ja in seinen kurzen Berichten von Eisreisen, durch die man jedenfalls Gewißheit erhielt, daß bis zur Küste des Festlandes ein Meer sich ausdehne. Will man eine Gewißheit, die einer mathematischen gleichkommt, so kann man wohl Franklin die Entdeckung der Durchfahrt absprechen, aber nicht seinen Unglücksgefährten, deren letzter Marsch immer am Rande des verbindenden Meeres hinlief.

Madrid.

II.

Die Bettler und Vagabunden. — Processionen. — Der große und der kleine Gott. — Trägheit der Spanier. — Die Trödler. — Siesta.

Wir beeilen uns, zu den untern Classen hinabzusteigen, da sie weit interessantere Gegenstände des Studiums darbieten. Steigen wir denn sogleich auf die niedrigste Stufe der Leiter und nehmen wir die Bettler und Sänger der Straßen zum Thema. Man hat mit Recht bemerkt, daß in London Armuth und Austern sich bei der Hand führen, dasselbe kann man in Madrid von der Bettelei und der Musik sagen; aber wir wissen nicht zu sagen, warum ein Bettler sich einbildet, daß die Aufweisung einer zersprungenen Mundharmonika, die er oft gar nicht spielt oder zu spielen versteht, die nothwendige Begleitung seiner Bitte um ein bescheidenes Geldstück sein müsse. Der Ausdruck Musik wird übrigens hier in einem äußerst figürlichen Sinne genommen, denn man kann sich nichts Unharmonischeres vorstellen als dieses näselnde Geleier, welches Einen auf dem Wege durch die Madrider Straßen empfängt und von den erbärmlichsten Subjecten ausgeht, meistens Blinden, Krüppeln und Mißgestalteten, die in den Straßengossen niederhocken, den Rücken gegen die Mauer lehnen oder auf den Treppen und in den Vorhallen öffentlicher Gebäude sitzen, oder auch am Fuße der Bäume, welche die Spaziergänge einfassen, die nach den Gärten von Retiro führen. Diese Speculanten wechseln ihre Plätze je nach der Jahres- und Tageszeit. Wenn an einem schönen Nachmittag die Menschenmenge nach dem Retiro zieht, hat jeder Baum von der Artilleriecaserne an, welche am Eingange liegt, bis zum Prado seinen Bettler, während andere an den Mauern der Gärten lagern. Sie „arbeiten“ oft paarweise, was gewöhnlich bei den Blinden stattfindet, Mann und Frau zusammen. Die Mehrzahl der Blinden haben blinde Frauen, wahrscheinlich weil diese weniger Ueberwachung erfordern. Ihr Anblick bietet im Allgemeinen nichts Pittoreskes, wiewohl man auch bisweilen ausgezeichnete Studienköpfe unter ihnen antrifft. Ihr

schmutziger und zerlumpter Anzug ist so ziemlich derjenige ihrer Classe in andern Ländern, nur daß die Männer gewöhnlich den „Calanes" genannten Hut tragen. Die Frauen tragen wie die Bettlerinnen Londons mit Koth bespritzte Röcke, aber anstatt jener häßlichen, unförmlichen Hüte, welche in England den Fremden so anstößig sind, bedecken sie ihren Kopf mit einem Glasgower bedruckten Cattuntuch der schlechtesten Sorte. Gewöhnlich ist der Mann der Musiker. Er hat seine Guitarre auf den Knien liegen und rasselt von Zeit zu Zeit auf eine Weise durch die Saiten, welche den Vorübergehenden die Ohren zerreißt. „Im Namen der heiligen Jungfrau vom Gesange!" ruft er diesen zu, so wie Einer von Seinesgleichen früher die heilige Cäcilie, die Schutzpatronin der Musiker, hätte anrufen können. Er hat außerdem noch mehrere andere Ausdrucksweisen, um das Mitleid anzuflehen, von denen einige ungemein familiär erscheinen, besonders wenn sie an die höchstgestellten Personen gerichtet sind. „Brüderchen, um der heiligsten Jungfrau willen!" schreit ein robuster Blinder mit nackten Armen und Beinen und mit einem von Pockengruben schrecklich entstellten Gesichte einer Gesellschaft spanischer Granden zu, welche aus dem Wagen steigen, um in die Gärten einzutreten — und das nicht etwa in einem klagenden Tone, sondern mit fester und herzhafter Stimme, welche den Gegensatz zu der wehmüthigen und melancholischen Anrede des Londoner Armen oder dem „mein guter Herr" des deutschen Bettlers bildet. Spanien ist das Land der praktischen Gleichheit; das religiöse Element herrscht hier noch unter verschiedenen Formen vor, und wir sind Alle Brüder in Jesus Christus. Einige Schritte weiter trifft man auf ein junges Mädchen oder eine Frau, welche einen Zettel in der Hand hält; es ist dies ein Coupon zu einem Lotterielose, das auf dem Büreau drei bis zehn Franken kostet. „Nummer 24,395!" ruft sie. „Sehen Sie, meine Herren, welche schöne Nummer! welche ausgezeichnete Nummer! Es sind 30,000 Piaster, die ich in der Hand halte!" Und dennoch würde sie sehr erfreut sein, wenn sie diese gewinnende Nummer zu unsern Gunsten los werden könnte, indem wir ihr einige Maravedis über den Kostenpreis zu Gute kommen lassen, oder vielmehr sie gibt es uns hin und verläßt sich auf unsere Freigebigkeit.

Wenn die Nacht hereinbricht und die Spaziergänger sich zur Stadt zurückbegeben, folgt die bettelnde Bevölkerung der allgemeinen Bewegung und siedelt nach den belebtesten Straßen über, wo sie sich an den Thüren der Clubs und der Kaffeehäuser niederläßt. Die musicirenden Bettler, welche für das empfangene Geld eine Entschädigung zu geben sich einbilden, nehmen ihre gewohnten Posten ein. Die Einen tragen Duette auf der Guitarre und der „Bandurria" oder Mandore vor, ein Instrument, das man mit einem hörnernen Stäbchen statt mit den Fingern spielt, und die Andern singen. Unter den letztern ist einer der bekanntesten Perico el Ciego, Perico der Blinde, ein recht unterhaltender Kauz, der eine ziemlich angenehme Stimme und ein bemerkenswerthes Talent für die Guitarre besitzt. Man kann ihn und seine blinde Frau, welche ihn bisweilen mit ihrer Stimme oder auf ihrem Instrumente begleitet, oft in der Calle de Sevilla, einem mit Steinplatten gepflasterten und sehr belebten Durchgange, welcher die Straßen von Alcala und San Geronimo verbindet, und wo Fuhrwerke keinen Zugang haben, zu hören bekommen. Seine Beliebtheit ist eben so groß als sein Repertoir reichhaltig, und die Zuhörerschaft, welche er um sich versammelt, besteht keineswegs nur aus Leuten aus dem Volke. Man geht selten vorüber, ohne einen Augenblick stehen zu bleiben, um wenigstens ein Couplet mit anzuhören. Man kann darauf rechnen, dort immer eine Anzahl Maulaffen mit lachenden Mienen anzutreffen. Es ist nicht möglich, Perico um ein Lied zu ersuchen, welches diesem nicht bekannt wäre, und er hat immer irgend eine Neuigkeit für seine regelmäßigen Zuhörer in Bereitschaft. Als Zwischenspiel hält er ein Zwiegespräch mit seiner Frau oder trägt irgend einen scherzhaften Monolog vor. Mit einem festen Vertrauen — ein Vertrauen, das selten getäuscht wird — und einer vollkommenen Treuherzigkeit fordert er das Honorar für seine Leistungen ein. „Wohlan," sagt er, „ich will Euch ein Lied singen, das Ihr noch nicht kennt und welches Euch das Herz erfreuen wird." Oder auch, er kündigt ein Volkslied an, von dem er sicher ist, daß es seine Zuhörerschaft fesseln wird. „Aber zuvor," sagt er, „mögen die, welche die Mittel und den guten Willen haben, einige Pfennige für Perico hervorziehen;" und so läßt er nun seiner komischen Laune freien Lauf, indem er die Runde unter

der Versammlung macht und eine Hand ausstreckt, die er nie leer zurückzieht. Seine Lieder — und das wird man leicht glauben, wenn man weiß, wie viele Dinge man sich in Spanien zu Gunsten des Witzes gefallen läßt — sind nicht immer vorwurfsfrei vom Gesichtspunkte des Anstandes; und wenn man von Zeit zu Zeit Gruppen von Vorübergehenden, die vom Theater oder einer Tertulia kommen, stehenbleiben sieht, gefesselt von der ansteckenden Heiterkeit und Lebendigkeit der Lieder Perico's, so sind sie doch oft genug genöthigt, schleunigst ihren Rückzug anzutreten, bevor sie noch die Hälfte eines Liedes mit angehört haben. Dagegen kann man vielleicht an der nächsten Straßenecke drei oder vier Madrider Grisetten mit weniger empfindlichen Ohren bemerken, die einen Fandango oder Bolero tanzen und bei den unwiderstehlichen Tönen des lustigen Blinden von der Tarantel gestochen zu sein scheinen.

Nach dem Theater, das heißt von elf Uhr Abends bis ein Uhr Morgens, wo die Kaffeehäuser von der Bevölkerung gefüllt sind, sind Bettler einer andern Classe in voller Thätigkeit und halten ihre Ernte. Das sind die eigentlichen Bettler von Profession in Begleitung ihrer Kinder. Die Nachsicht, die man gegen die Bettler und zumal die jungen Bettler übt, ist außerordentlich und setzt einen Fremden in Erstaunen. Verkäufer von Streichhölzchen, Lotteriebillets, Seife, Spielzeug, alle betreten die Kaffeehäuser und selten geschieht es, daß man sie hinausweist. An der Thür des Café Suizo, an der Ecke der Straßen von Alcala und Sevilla, nimmt jeden Abend eine von einer Schaar Kinder begleitete Frau ihre Stellung. Die erstern, welche nach ihrer Anweisung handeln, machen ihre Einfälle in das Kaffeehaus und zeigen eine außerordentliche Geschicklichkeit darin, sich bei der Annäherung eines Kellners unter die Tische zu ducken oder hinter einen Herrn mit großem Mantel zu verkriechen. Von Zeit zu Zeit bemerkt sie ein Kellner und jagt sie unter Schlägen mit seiner Serviette hinaus; aber kaum hat er den Rücken gewendet, so sind sie schon wieder da und spähen mit dem einem Auge nach ihm umher, während sie mit dem andern das Mitleid der Stammgäste anflehen. Einer der großen Gegenstände der Lüsternheit dieser jungen Guerillas sind die zur Erde geworfenen Cigarrenenden, bei deren Aufsuchen sie eine solche Geschmeidigkeit entfalten, daß man glauben möchte, sie seien ohne Knochen oder besäßen wenigstens ein doppeltes Gelenksystem. Einige von ihnen führen Säckchen bei sich, in welchen sie diese kostbaren Reste Tabacks sammeln, welche dann getrocknet, gehackt und in Cigaretten erster Qualität verwandelt werden. Ein kleiner Schelm, welcher nur drei Fuß hoch ist und höchstens sechs Jahre alt zu sein scheint, ist eins der thätigsten und nützlichsten Mitglieder dieser Bettlergesellschaft. Es ist etwas Seltsames, diesen Kleinen sich unter Tische und Bänke, in unnahbare Winkel, zwischen die Beine der Gäste stürzen, seine Beute vor der Nase der Kellner auflesen zu sehen, wobei er mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens zu Werke geht und schon wieder durch die Thür verschwunden ist, wenn die letztern auf ihn losgehen wollen. Er trägt ein Stück braunes Tuch um seine Schultern als Stellvertreter des Mantels; seine Züge sind angenehm, obwohl von kränkelndem Aussehn, seine Gesichtsfarbe bleich, wie es bei einem Kinde nothwendig der Fall sein muß, welches bis ein Uhr Morgens in den Kaffeehäusern sich aufhält; und es steht zu befürchten, daß wegen des Interesses, welches die Jugend des kleinen Erbbettlers einflößt, derselbe durch Betteln ein kleines Vermögen erwirbt und seinerseits seine Kinder und Enkel in demselben Handwerke erzieht.

Der Aufenthalt der Bettler in den Kaffeehäusern fällt in Madrid nicht so sehr auf als in den meisten andern großen Städten, weil in dieser Hauptstadt nichts gewöhnlicher ist, als Leute, die kaum besser als Bettler gekleidet sind, in diese Etablissements treten zu sehen, wo man sie mit demselben Eifer bedient, als ob sie spanische Granden von blauem Blute wären. Baskische Bauern in runden Jacken und mit dem niedrigen rothen oder weißen Baret bedeckt (die biscayische „Boina," die während des Bürgerkrieges von den Carlisten angenommen und von Zumalacarregui und Cabrera getragen wurde), Maulthiertreiber und andere Leute, denen man es an ihrem Aeußern ansehen kann, daß sie zu den niedrigen Classen der Gesellschaft gehören, treten ohne Umstände in Begleitung ihrer Frauen ein, pflanzen sich um die Marmortische, betrachten in den Spiegeln ihre gemeinen Gesichter, welche nicht immer von Reinlichkeit glänzen, strecken sich behaglich auf den gepolsterten und mit

rothem Sammt überzogenen Lehnsesseln aus, trinken ihren Kaffee und plaudern mit der nämlichen Unbefangenheit wie die Excellenzen und Sennors, welche an den nächsten Tischen sitzen und über ihr Eindringen eben so wenig erstaunt als sie selbst unzufrieden sind, sich in so hoher Gesellschaft zu befinden. Aber, wie bereits gesagt, Spanien ist das wahre Land der Gleichheit, weit mehr als Frankreich, wo man sie häufiger im Munde führt.

Reisende, welche den Süden Europa's besuchen, machen sich gewöhnlich im Voraus eine hohe Idee von der Pracht der Processionen der katholischen Kirche. In dieser Beziehung werden sie sich in Madrid enttäuscht finden. Allerdings gibt es viele Processionen in Madrid; einige derselben entfalten ein zahlreiches Personal und großen Pomp, aber das Ganze ermangelt des Glanzes und der Frische; die reichen Anzüge der Priester, die Thronhimmel, die Banner sind verblichen; man sieht mehr Flittern, mehr Prunk als wirkliche Pracht; und überhaupt findet man sie schöner in einigen andern spanischen Städten, welche Madrid an Umfang und Einwohnerzahl sehr nachstehen. Die mit Damen besetzten Balcons bieten in der Hauptstadt ein viel anziehenderes Schauspiel als die Procession selbst. Die wichtigsten religiösen Ceremonien finden während der Charwoche und beim Frohnleichnamsfeste Statt, ein bewegliches Fest, auf welches eine Art von Longchamp folgt, wo die Damen die neuesten Moden und ihre glänzendste Toilette zur Schau tragen. Am Ostertage führt man das heilige Sacrament in einer Kutsche der Königin durch die Straßen, der ein Musikcorps vorangeht und eine Abtheilung Militär folgt. Sie hält vor den Thüren der Kranken still, denen man es bringt. Drei Priester steigen aus der Kutsche, von denen der mittelste mit einem gold- und silbergestickten Chorrock bekleidet ist und in seinen Händen das heilige Sacrament hält, welches die Spanier in der gewöhnlichen Sprache Dios, Gott, nennen. Vier Akolythen halten an vier Stäben eine Art seidenes Zeltdach, das die Priester und ihr heiliges Gut bedeckt. Die Mitte dieses Zeltdaches ist ein wenig vertieft und dort bringt man Blumen an. Die Kutsche der Königin ist von alterthümlicher Form, dunkelkirschroth, mit polirten Goldverzierungen versehen, und wird von sechs Grauschimmeln gezogen. Die Spanier unterscheiden den Dios grande (großen Gott) und den Dios chico (kleinen Gott), und geben dem Sacrament den erstern Namen, wenn die Procession von Musik und Militär begleitet wird, den andern, wenn diese fehlen. Wenn das heilige Sacrament die Kutsche verläßt, spielt die Militärmusik den königlichen Marsch, den man stets nur bei dieser Gelegenheit und in Gegenwart der Königin spielt. Die Zuschauer an den Fenstern werfen dann kleine viereckige Papiere herab, die mit grotesken Holzschnitten und barbarischen Versen bedruckt sind. Diese Alleluias, wie man sie nennt, sind in Madrid ein obligater Bestandtheil der Processionen und man streut sie so verschwenderisch aus, daß die Erde damit völlig bedeckt ist, zur großen Freude der Straßenjugend, welche sie aufsammelt. Sie werden in großen Bogen verkauft, von denen einer mehrere Dutzend enthält; man zerschneidet sie und wirft sie mit vollen Händen aus den Fenstern, unter denen die Procession vorüberzieht. Die von ihnen dargestellten Gegenstände sind sehr verschieden und enthalten alle Arten bizarrer Erdichtungen, die oft recht drollig sind; Geschichten von berüchtigten Dieben und großen Verbrechern, bisweilen auch den Text von einer komischen Oper, zusammengedrängt in ein Schock Couplets, von denen jedes aus zwei hinkenden Versen besteht und zur Erklärung der grob darübergedruckten Zeichnung dient. Man begreift nicht leicht, was zwischen diesen Bildern und der kirchlichen Ceremonie für ein Zusammenhang bestehen könne. Wahrscheinlich hatten die bildlichen Darstellungen ursprünglich einen Bezug auf die Begebenheiten, zu deren Gedächtniß das Fest oder die Ceremonie eingesetzt wurde; aber mit der Zeit arteten wohl die dem Leben der heiligen Jungfrau oder der Heiligen entnommenen Bilder, die mit Schriftstellen und frommen Liedern versehen waren, in diese mehr oder weniger weltlichen Kindereien aus, welche heutzutage im Schwange sind. Eben so verhält es sich wohl auch mit den verbenas oder Nachtfesten, welche man zu Ehren des heiligen Johannes und heiligen Petrus feiert, und an denen eine große Menge Gipsfiguren zum Verkauf ausgestellt werden; es waren dies anfänglich wohl Bildnisse der Heiligen des Tages, Darstellungen, deren Gegenstand man nach und nach aus dem Auge verlor und die zuletzt gänzlich ihre Natur veränderten.

Die Unehrerbietigkeit, welche in den Ausdrücken Dios grande und Dios chico liegt und auch in anderweitigen Beziehungen dem Protestanten auffällig ist, verbindet sich bei den Spaniern meistens mit einer strengen Bigotterie und mit der gewissenhaftesten Beobachtung äußerlicher Förmlichkeiten. Eins der interessantesten Beispiele dieser äußerlichen Frömmigkeit beobachtete ein Besucher Madrids in einem der Clubbs, wo jeden Abend gegen Mitternacht das Rouletspiel beginnt. Es traf sich bisweilen, daß in dem Augenblicke, wo das Spiel in voller Thätigkeit war, wo Gold und Banknoten die Tafel bedeckten, wo die Leidenschaft sich auf allen Gesichtern spiegelte, die sich um den grünen Tisch drängten, von der Straße der Klang des Glöckchens heraustönte, welches das Vorüberziehen des Sacraments anzeigte. Auf der Stelle war das Spiel unterbrochen; die Spieler knieten auf ihren Stühlen oder am Boden nieder, machten das Zeichen des Kreuzes und murmelten Gebete, so lange man das Vorbeiziehen der geweihten Hostie vernehmen konnte, welche zum Sterbebette eines Kranken getragen wurde. Der Klang des Glöckchens und die Schritte der Priester verhallten in der Ferne, und kaum hatten sie aufgehört hörbar zu sein, als die Spieler ihre Sitze wieder einnahmen, ihr Geld wieder hervorzogen, ihren Hals vorstreckten und der Banquier von Neuem mit seiner eintönigen Stimme ausrief: Rouge gagne et la couleur. Wenn die Königin dem Sterbesacrament begegnet, so tritt sie ihm ohne Ausnahme ihre Kutsche ab und setzt ihren Weg zu Fuße fort. Die spanischen Journale schütteten einmal all ihren Unwillen über den Vorfall aus, daß eine Briefpost, welche bei ihrer Einfahrt in Madrid auf eine vor ihr daherziehende Procession des heiligen Sterbesacraments stieß, nicht langsamen Schrittes derselben durch eine sehr lange Straße folgte, sondern so kühn war, an ihr vorbei ihren Weg nach dem Postgebäude fortzusetzen.

Ein Fremder, welcher zum ersten Male nach Spanien kommt und die Sprache versteht, aber die Spanier nicht kennt, wird unfehlbar über die Menge von Absonderlichkeiten erstaunt sein, welche er in der Denk- und Handelsweise der eingeborenen Bevölkerung bemerken wird. Diese Sonderbarkeiten haben ihren Ursprung in ihrem Widerwillen gegen Alles, was Neuerung heißt, und in ihrem ungeheuern Nationalstolze. Alle, mit Ausnahme einer sehr kleinen Minorität aufgeklärter Leute, welche auf Reisen gewesen sind (und kaum wagen diese auszusprechen, was sie wirklich denken), Alle sind fest überzeugt, daß die spanische Sitte und Handlungsweise, welcher Art sie immer sein mögen, der Sitte und Handlungsweise aller andern Länder vorzuziehen seien. Zeigt ihnen irgend eine Verbesserung oder ein Mittel zur Vervollkommnung, einfach, auf der Hand liegend, unwiderleglich; man wird Euch mit einer ungläubigen, wenn nicht verächtlichen Miene anhören, und selten wird es geschehen, daß man Euren Vorschlag annimmt. Geht zu einem Kaufmann oder Handwerker und verlangt einen Artikel, den er verkauft oder fabricirt, und bittet ihn, diesen Artikel auf eine von der spanischen Manier ein wenig abweichende Weise anzufertigen: es steht Zehn gegen Eins zu wetten, daß er Euch zur Antwort geben wird, daß dies nicht angehe, oder daß er Euch einen ungeheuerlichen Preis abverlangen wird, als ob er damit sagen wolle: Wenn Ihr solche Launen im Kopfe habt, so mögt Ihr sie auch bezahlen. Die Spanier haben keinen natürlichen Beruf zum Handel; es fehlt ihnen an Fleiß; der Speculationsgeist hat sie seit der Entdeckung Indiens verlassen; sie haben keine Idee mehr von den Wundern, die ein kräftiger Wille zuwege bringen kann. Nüchtern und mit Wenigem zufrieden, ziehen sie es vor, ärmlich zu leben, statt sich Anstrengungen hinzugeben, die ihnen schwer fallen, und von der hergebrachten Gewohnheit abzuweichen. Daher rührt der geringe Fortschritt, den sie in den Künsten des Lebens machen; daher kommt es, daß die Fremden trotz der Eifersucht, die man gegen sie hegt und trotz der Unehrlichkeit, mit der man oft gegen sie verfährt, ihnen jeden Augenblick auf ihrem eigenen Felde und in ihrer eigenen Hauptstadt den Rang ablaufen. In Madrid wird eine Menge der vorzüglichsten Kaufläden von Fremden gehalten, Franzosen, Italienern und Deutschen; eben so verhält es sich mit der Mehrzahl gewinnbringender Industriezweige: die Modisten, Friseure (nicht aber die Barbiere, — Figaro zeichnet sich heutzutage wie immer in der Handhabung von Seifenbecken und Rasirmesser aus), viele Bäcker, die renommirtesten Schuhmacher, fast alle Verkäufer von Spielzeug, Galanteriewaaren, Porcellan u. s. w. sind Fremde. Die vor-

züglichste Brauerei (man verbraucht in Madrid eine große Menge leichten Bieres, welches mit Eislimonade vermischt, bei der Hitze ein vorzügliches Getränk gibt) wird von Fremden betrieben; die einzigen Zahnärzte, welche ein verständiger Mensch einen Blick in seinen Mund thun lassen darf, sind ein Amerikaner und ein Italiener. Das Gas und das öffentliche Fuhrwerk sind in Madrid durch Engländer eingeführt worden. Man trifft hier viele italienische Köche an; das größte Hotel, die berühmteste Restauration, das beste Kaffeehaus werden von Fremden gehalten. Diese kurze Aufzählung ist übrigens nur das Resultat einer oberflächlichen Beobachtung; es ist kein Zweifel, daß man noch weit mehr anführen könnte, wollte man eine etwas eingehendere Untersuchung vornehmen. Der Wassermangel mag die Ursache sein, warum es in der Umgebung Madrids keine Gemüsegärten gibt; der Boden ist trocken, die Sommersonne versengt die Vegetation. Man kann jedoch annehmen, daß, wenn Madrid eine französische oder englische Stadt wäre — oder im Besitze der spanischen Mauren, die sich in der Gartenkunst und in der Construction von Wasserwerken auszeichnen — die Umgebung Madrids bereits nutzbar gemacht worden wäre. Dieses dürre und sandige Terrain würde vermöge künstlicher Mittel in fruchtbares Land umgewandelt oder wenigstens in den Stand gesetzt worden sein, der Hauptstadt Früchte und Gemüse zu liefern. Fast überall anderwärts verkauft man den Dünger; in Madrid bezahlt man dafür, daß er weggeholt wird und er geht größtentheils verloren. Spargel und Erdbeeren (die kleinen Walderdbeeren) kommen aus Aranjuez; aber fast alle andern Gemüse und Früchte kommen sehr weit her, sind ungemein theuer und haben ihre Frische verloren. Diejenigen, welche auf das spanische Klima rechnend in Madrid Früchte von ausgezeichnetem Geschmack zu finden hoffen, werden sich enttäuscht sehen; ein großer Theil der Früchte, die man in Madrid verzehrt, kommt aus Valencia, wird unreif gepflückt und ist welk, wässerig und unschmackhaft. Das Klima hat wenig zu sagen, wenn nicht eine verständige Cultur diesen Producten des Bodens ihre Würze ertheilt. Dieser Grundsatz ist vielleicht auf tropische Gegenden nicht anwendbar, jedenfalls aber auf Spanien.

Wegen der geringen Anziehungskraft der Umgebungen der Hauptstadt, gibt es wenige Städte auf Erden, deren Einwohner sich zu Fuß oder zu Pferde so wenig Bewegung machen, wie die Madrider. Es gewährt wenig Erholung, auf einer sandigen Ebene ohne Bäume umherzureiten; die Casa del Campo ist ein schlechter Ersatz für einen Park, und obenein bedarf es für ihren Besuch einer Erlaubniß. Wenn Jemand zu Fuß die Stadt verläßt, so darf er sich nicht einbilden, das Grün der Wiesen und den Schatten der Bäume als Belohnung seiner Anstrengung anzutreffen; vielmehr mag er sich glücklich schätzen, wenn er nicht drei oder vier, in der Vertiefung des Bodens lagernden Kerlen von verdächtigem Aussehen begegnet, die mit armlangen Messern bewaffnet sind, und er mag Gott danken, wenn er sich in einem solchen Falle dadurch unverletzt aus ihren Händen befreien kann, daß er seine Börse in denselben zurückläßt. Madrid wimmelt von Banditen, für welche Mord und Raub ein angenehmer Zeitvertreib sind, und die bisweilen mehrere Stunden weit um die Stadt umherstreichen und Abenteuer aufsuchen. Man spaziert daher fast nur innerhalb der Stadtgrenzen umher; zu Pferde an den Orten, welche die Fuente Castellana und der Prado heißen, wo man im Sommer mit Anbruch des Abends einige Dutzend Reiter sieht, besonders solche, welche man pollos (Küchlein) nennt, ein angenommener Ausdruck für noch unreife junge Dandies, welche die Miene alter Hähne annehmen. Die Pferde, gewöhnlich spanischer Race und von mittelmäßiger Güte, werden oft auf eine Weise hergerichtet, daß sie wie englische oder französische Miethpferde aussehen; sie sind aber, wie ihre Reiter, nur schlechte Abklatsche ausländischer Muster. Was das Spazieren g e h e n betrifft, so ist der beste Ort dazu der Retiro, wo die Spanier im Sommer umherschlendern, wo aber der Fremde, der sich eine tüchtige Bewegung machen will, dieses Bedürfniß fast zu jeder Jahreszeit befriedigen kann. Die Spanier gehen fast niemals aus dem Grunde, sich Bewegung zu machen, spazieren. Wie träge Leute schlendern sie langsam einher und bleiben von Zeit zu Zeit, wenn das Gespräch lebhafter wird, stehen, als ob es ihnen zu viel Mühe mache, die Beine und die Zunge zugleich in Bewegung zu setzen; bald lassen sie sich auf einer Bank nieder, bald hemmen sie ihre Schritte, um eine Cigarrette zu rollen

und auf einen Raucher zu warten, welcher mit einer brennenden Cigarre herannaht. Dazu kommt, daß Jedermann, vom Kleinsten bis zum Größten, ausgenommen während der größten Sommerhitze, einen Mantel trägt und daß dieser vorzugsweise das Kleidungsstück der Spaziergänger ist.

Wenn dem Fremden die Augen durch den Staub und das blendende Sonnenlicht in den Straßen von Madrid ausgetrocknet und entzündet sind, wird er sich glücklich schätzen, den Schatten des Buen-Retiro zu erreichen, der allerdings ein „angenehmer Rückzugsort" ist. In Spanien muß man, wenn man zufrieden sein will, das, was man vor sich hat, nicht mit Dem vergleichen, was man in andern Ländern findet; man muß also diese zwerghaften, künstlich aber ungenügend bewässerten Bäume, diese wenigen und welken Blumen, welche über Mangel an verständiger Pflege klagen, das Fehlen jenes frischen, smaragdgrünen Rasens, auf dem das Auge so gern ruht, nicht zu scharf kritisiren. Der Retiro zeigt ein Gemisch von Cultur und wildem Zustande, das nicht ohne einen gewissen Reiz ist; einige Theile sind offenbar mit großer Sorgfalt gepflegt, an andern Stellen findet man Baumschulen mit jungen Stämmchen, zwischen denen Mohnblumen, gelber Huflattig, wilde, geruchlose Reseda und besonders rothe Malven wuchern, welche die Natur mit solcher Verschwendung ausgestreut zu haben scheint, damit ihre kühlenden Eigenschaften ein Gegenmittel gegen die stechende Hitze dieses Klimas bilden. Hier und da trifft man auf ein Cypressengebüsch, welches von der klaren Atmosphäre sich abhebend, an den Anblick türkischer Kirchhöfe erinnert. Daß man den Retiro zum gewöhnlichen Spazierorte gemacht, hat noch einen andern Grund, nämlich, daß es sehr wenig unterhaltend ist, in den Straßen von Madrid umherzuwandeln. Wenn man sich einmal an ihren Anblick gewöhnt hat und der Reiz der Neuheit verschwunden ist, so bieten sie wenig Interessantes dar; außerdem sind die Trottoirs zu schmal und die umhergehende Menschenmenge ist zu beträchtlich, um mit Bequemlichkeit hindurchschreiten zu können. Einer ihrer charakteristischen Züge fällt dem Fremden am meisten auf, nämlich die ungeheure Menge von Trödlerbuden, in denen alte Möbel und allerlei Raritäten, kupferne Kronleuchter und Zierrathen, Phantasiecostüme, Gemälde ohne Rahmen und eingerahmte schmutzige Kupferstiche, mit einem Worte wenige nützliche Gegenstände unter einem großen Haufen von Ausschußwaaren ohne allen wirklichen Werth, zum Verkauf ausgestellt sind. Diejenigen, welche in dem Glauben nach Spanien kommen, daß sie unfehlbar einige kostbare Stücke der alten spanischen Meister um ein Billiges würden erwerben können, laufen große Gefahr, ihre Zeit mit dem Durchstöbern dieser Buden zu vergeuden, in welchen die ausgestellten Kunstwerke in der Regel von sehr untergeordnetem Werthe und meistens Sudeleien von Künstlern sind, die ihren Beruf verkannt haben. Die Kupferstiche sind zuweilen mehr werth, obgleich ihr Gegenstand gewöhnlich wenig interessant ist; man findet Porträts von Ferdinand VII., Marie Christine, Isabella II. und spanischen Generälen, welche meist kaum bekannt sind; Seeschlachten aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, Lithographien von Kämpfen, welche während des Befreiungskrieges stattfanden und Scenen aus dem Kampfe gegen Don Carlos. Der Madrider Aufstand vom 2. Mai 1808 und die Vertheidigung von Saragossa sind sehr beliebte Gegenstände; aber wir müssen mit Bedauern sagen, daß die berühmte Heldin von Saragossa von den Künstlern ihres Vaterlandes nicht mit jenen schlanken und graziösen Formen dargestellt ist, welche die Phantasie ausländischer Künstler ihr zu verleihen sich gefallen hat; die spanischen Kupferstiche machen aus ihr eine robuste aragonische Magd mit mannhaften Zügen, breiten Schultern, großen Fäusten und verhältnißmäßigem Gliederbau, mit einem Worte, einen recht ansehnlichen Kanonier, wenn sie ein anderes Gewand trüge. Es ist vielleicht ein für die spanischen Sitten wenig schmeichelhafter Umstand, daß es scheint, als seien die Thaten berüchtigter Banditen grade eben so oft durch den Grabstichel oder Zeichnenstift der Künstler verherrlicht worden, als die hohen Thaten ihrer Patrioten und Helden. Das abenteuerliche Leben einiger dieser Cavaliere der Heerstraße hat den Stoff zu einer langen Reihe von Darstellungen gegeben; in erster Reihe figurirt Maragato, ein berüchtigter Räuber, welcher die Provinz Murcia zum Schauplatze seiner Heldenthaten gemacht hatte, woselbst diejenigen, welche diese Gegend durchreisen wollen, sei es, um die Orangen in den reichen Huertas vom Baume selbst zu pflücken, sei es, um in den heißen Quellen von Archena, die durch ihre

Heilkräfte berühmt sind, zu baden, die Schandthaten, deren er sich schuldig gemacht, und die Art und Weise, wie er von einem Priester getödtet worden ist, noch können erzählen hören.

Unsere Aufmerksamkeit wurde eines Tages durch den Fensterladen einer Bude erregt, auf welchem eine Anzahl Kupferstiche festgeklebt war und unter Andern mehrere Caricaturen, von denen einige ziemlich alte uns sehr unterhielten. Eine derselben führte die Aufschrift: „Gewaltmarsch der englischen Armee, um ihren Alliirten zu Hilfe zu eilen.“ Auf einem Krebs saß ein englischer General, die Hände in einem Muff haltend; hinter ihm kam sein Lieutenant und seine Armee, alle in prächtigen rothen Röcken und symmetrisch auf dem Rücken einer großen Schildkröte geordnet. In der Ferne, in den Wolken, war Spanien durch einen Soldaten in spanischer Uniform personificirt, auf dessen Schultern ein Geier saß, der an seinen Eingeweiden nagte. Er schreit um Hilfe und bittet seine Verbündeten, sich zu beeilen. „Wir werden schon früh genug kommen,“ antwortet der englische Befehlshaber. — Als Caricatur betrachtet, schien die Idee nicht übel; aber es war zugleich auch ein Beweis der gewöhnlichen Undankbarkeit der Spanier gegen alle Diejenigen, welche ihnen Dienste erweisen. In ihren Augen ist der Herzog von Wellington nur der ziemlich geschickte Anführer eines kleinen Hilfsheeres, das ihnen bei der Vertreibung der Franzosen aus ihrem Lande beistand; es würde ihrer Eitelkeit zu schwer fallen, ihren Kindern zu lehren, daß es der Herzog von Wellington und seine Armee waren, welche Spanien retteten, und zwar nicht mit Hilfe der Generäle und Armee dieses Landes, sondern trotz deren Unwissenheit und Hartköpfigkeit. Die fragliche Caricatur war ein letztes Exemplar, und der Verkäufer konnte es uns nicht ablassen, denn es war auf einen Fensterladen festgeklebt; er hatte einen bedeutenden Vorrath davon besessen, welcher in kurzer Zeit gänzlich vergriffen war.

Wenn das Buchhändlergeschäft in Madrid wenig Ertrag liefert, so gibt es dagegen kaum eine andere Stadt derselben Größe, wo man so viele Verkaufsstellen von Antiquaren antrifft, deren Bücher mit Sorgfalt geordnet sind, gewöhnlich in den Vorhallen der Häuser oder anderwärts, z. B. vor dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten, wo sich lange Bücherkisten hinziehen, welche Abends oder wenn es regnet, geschlossen werden. Da die Bewohner von Madrid entschieden wenig Geschmack an der Lectüre finden, so läßt sich schwer begreifen, wie diese Büchertrödler unter freiem Himmel ihr Leben zu fristen vermögen, es wäre denn, daß ihre Waaren nur aus den alten Bibliotheken großer Herren und gebildeter Edelleute bestehen, welche als Maculatur verkauft werden, so daß es hinreicht, ein Buch täglich zu verkaufen, um Nahrung zu haben. Die meisten dieser Bücher sind spanisch eingebunden, das heißt in einer äußerst barbarischen Weise; die ausländischen Einbände sind in Spanien verboten und die Spediteure setzen sich der Gefahr aus, daß man sie auf der Douane von den Büchern abreißt. Die Stoffe, welche diese Bücher behandeln, sind äußerst mannigfach; aber die meisten sind werthlose alte Scharteken, und man muß ein sehr eifriger und glücklicher Büchernarr sein, um aus diesem Wuste ein seltenes und interessantes Werk herauszufinden. Diese Art von Nachforschungen erfordert übrigens eben so viel Muth als Geduld; im Winter und Frühjahr kann man sich wegen der eisigen Winde, welche durch die Straßen und Hausgänge streichen, eine tüchtige Lungenentzündung holen, während im Sommer die Ausdünstungen der Vorhallen der Madrider Häuser nichts weniger als angenehm sind, denn es ist eine allgemeine Gewohnheit der Bevölkerung, welche sich weder durch übertriebene Reinlichkeit noch durch übermäßige Anständigkeit auszeichnet, diese Vorhallen zu demselben Zwecke zu benutzen, welchem die auf den Pariser Boulevards stehenden Säulen dienen. In Madrid bleiben die äußern Thüren aller Häuser offen; nur eine kleine Anzahl derselben hat Portiers und die Vorhallen derjenigen, welche nicht auf diese Weise bewacht sind, werden Eigenthum des Publicums, welches nach Belieben und Bedürfniß darüber verfügt. So kommt es denn oft, daß das Vorhaus an einen Schneider oder Schuhflicker, an einen Verkäufer von Früchten, Streichhölzchen, Weißbrot oder alten Büchern vermiethet ist. Unsere eigenen Nachsuchungen in diesen Bücherhaufen waren weder zahlreich noch vom Glücke begünstigt, und der einzige Band von einigem Interesse, der uns je in die Hände fiel, war eine Sammlung von Sprichwörtern. Man weiß, wie sehr die Spanier die Sprichwörter lieben,

deren Gebrauch in der Unterhaltung bei ihnen nicht wie in Frankreich und England für einen Mangel an Lebensart gilt. Eine charakteristische Redensart ist folgende: „Ein bescheidener Mönch ist niemals Prior geworden;" und gewiß, es hat nie ein Land gegeben, in welchem anspruchsloses Verdienst so wenig Aussichten gehabt hätte, und wo so viele unwissende Intriganten, vermittelst ihrer Unverschämtheit und auf den Glauben an ihren lächerlich übertriebenen Werth hin, den sie sich beizulegen beliebten, zu den höchsten Aemtern gelangt sind.

Aber wir vergessen, daß wir in Madrid sind, und zwar während der Hundstage. Mitten von einem tiefblauen Himmel schießt die Sonne ihre unbarmherzige Gluth herab; der schwache Luftzug, welcher kaum die gestreiften Vorhänge der Balcons und die Blätter des am Fenster stehenden Rosenlorbeers bewegt, kann keine Erfrischung bieten; in der einen Ecke des Platzes schläft eine Gruppe auf das Pflaster hingestreckter Packträger und Lazzaronis; in einer andern haben sich die Blumenverkäufer mit ihren Waaren in den tiefen Schatten der Arcaden zurückgezogen und schlafen auf ihren Stühlen, sicher, zu dieser Tageszeit nicht von den Käufern gestört zu werden; die Wachtel, die als Gefangene in ihrem am Fenster aufgehängten Käfige sitzt, hat aufgehört, ihren eintönigen Schlag hören zu lassen und hält ihre Siesta; die letzten Schneestreifen sind von den Scheiteln des Guadarrama verschwunden, den man nur noch unbestimmt zwischen den heißen Dünsten, die ihn einhüllen, hindurchschimmern sieht — das ist die beste Zeit zum Schlaf, für Gehirncongestionen und für Wasserscheu, aber gewiß ist es keine passende Zeit zum Arbeiten; man gestatte uns daher, die Feder aus der Hand zu legen.

Literarisches.

Geschichte des siebenjährigen Krieges, von J. W. von Archenholz. Sechste Auflage. Herausgegeben von Dr. A. Potthaß. Berlin, Haude und Spener'sche Buchhandlung.

Mit Büchern, die einmal ihr Publicum haben, verhält es sich ähnlich, wie mit Meinungen und Ansichten, die sich als die vulgären in allgemeinen Curs gesetzt haben. Die Ansichten mögen immerhin berichtigt, es mögen immerhin bessere Bücher über den nämlichen Gegenstand geschrieben werden: jene Ansichten und jene Bücher sterben darum doch nicht aus. Die Literatur über den siebenjährigen Krieg hat ungleich werthvollere Arbeiten aufzuweisen, als das Werk von Archenholz, aber das letztere Buch ist nun einmal eingebürgert, und die vorliegende sechste Auflage zeugt für das Zutreffende der eben vorgetragenen Bemerkung. Auf die äußere Ausstattung ist mehr Sorgfalt, als bei frühern Auflagen verwandt worden, namentlich verdient die beigegebene Karte des Kriegsschauplatzes lobende Erwähnung.

Das norddeutsche Bundes-Corps im Feldzuge von 1815 mit besonderer Rücksicht auf die kurhessischen Truppen, von C. Renouard, Hauptmann a. D. Hannover. C. Rümpler.

Es ist nicht die Absicht des Verfassers, über die größern Operationen des Feldzuges von 1815 neue wesentliche Mittheilungen zu bringen, sondern auf den Belagerungskrieg jener Tage, besonders im nordöstlichen Frankreich einzugehen. Speciell ist seine Aufgabe die Schilderung der Ereignisse, welche bei dem kurhessischen Truppencorps in dem Feldzuge von 1815 stattfanden. Die Bestimmung dieses Corps im Vereine mit den Contingenten anderer kleinen Staaten war, einen Theil der Festungen an der Maas und in den Ardennen einzuschließen und nach Umständen zu belagern. Demgemäß führt uns der erste und kürzeste von den vier Abschnitten des Buches als Einleitung in die Kriegsereignisse bis nach der Schlacht von La-belle-Alliance, bis Blücher und Wellington am 23. Juni sich über die weiteren Operationen in der Richtung auf Paris einigen. Erst von da an beginnt die specielle Aufgabe des Buches. Der Verfasser hat für dieselbe außer den gedruckten Büchern hauptsächlich sehr schätzbare und durchaus zuverlässige handschriftliche Originalien solcher Officiere benutzt, welche dem Feldzuge beiwohnten, ferner Tagebücher einiger kurhessischen Regimenter, dann mündliche Mittheilungen derselben. Diese Berichte sind oft sehr speciell, indem auf die Thaten und Auszeichnungen Einzelner nach den Tagebüchern der Regimenter eingegangen wird. Für die Kriegsgeschichte des kurhessischen Heeres ist das Buch ein sehr wichtiger Beitrag, und es wäre zu wünschen, daß über die Geschichte eines jeden deutschen Contingentes aus jener Zeit so eingehende Berichte den Nachkommen vorlägen.



Eduard Devrient.

Es ist eine der erfreulichsten Aufgaben für den Schriftsteller, das Leben eines Mannes zu schildern, der, noch in voller Lebenskraft stehend, des Hervorragenden so viel schon geleistet hat, daß sich daraus ein bleibendes Denkmal für alle Zeiten gestaltet, ob auch glücklicher Weise längst noch nicht an den Schlußstein des Baues zu denken ist. Mit der wärmsten Theilnahme in der Mitwelt stehend und schaffend, hat diese gleichwohl an seinen Werken und Thaten ein fertiges Ganze, das bereits der Geschichte angehört und sich als solches den Augen der Zeit darstellt. Dies ist der Fall dem Manne gegenüber, dessen Lebensskizze die nachfolgenden Zeilen geben sollen.

Eduard Devrient wurde am 11. August 1801 in Berlin geboren. Sein Vater Philipp war der älteste Bruder des berühmten Ludwig Devrient, derselbe Philipp, der sich diesem stets als sein Jugendschutz erwies, wie Eduard Devrient dies an der Stelle seiner Theatergeschichte, in welcher von Ludwig Devrient die Rede ist, ausführlicher erzählt.

Die Zeit, in welcher Eduard Devrient geboren wurde, der Ort, an welchem er das Licht der Welt erblickte, die Familie, die der junge Weltbürger fand, lassen es für leicht begreiflich halten, wenn sich schon in aller Frühe seine Neigung auf den Beruf richtete, welchem er jetzt seit länger als vierzig Jahren angehört, einem Beruf, in dem er nach den verschiedensten Seiten hin das Ausgezeichnetste zu leisten bestimmt war. Grade zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte sich unter den Augen des kunstliebenden preußischen Königshauses in Berlin die dramatische Kunst der liebevollsten Pflege zu erfreuen. Fleck, Iffland, die Bethmann und andere auserlesene Talente schmückten die königliche Hofbühne, welche unter der Führung eines in jeder Hinsicht seiner Stellung gewachsenen Vorstandes bald unter allen deutschen Theatern als das vorzüglichste genannt wurde. Das Publicum in Berlin begleitete mit der vollsten Theilnahme und mit dem feinsten Verständniß die Leistungen seiner Schauspieler, und die Liebe zum Theater, die Anhänglichkeit für die Bühne, nahm bald in dem Kreise einer jeden Familie einen geachteten Platz ein. In dem Hause Devrient's erhielt das Theater noch einen ganz besondern Nimbus durch den thatkräftigen Antheil, welchen das Genie eines Familienmitgliedes an dem Aufblühen der dramatischen Kunst hatte. Der Impuls, der in so unmittelbarer Nähe sich erhob, ergriff die Söhne des Hauses allesammt und einer nach dem andern, Eduard, der zweitgeborene, so wie Karl und Emil, der älteste und der jüngste, folgten dem Adlerflug des Oheims.

Es war in Berlin, seiner Vaterstadt, am 9. April 1819, als der kaum achtzehnjährige Jüngling Eduard Devrient zum ersten Male vor das Publicum trat. Er sang die Baßpartie in Graun's Passionsmusik, die an diesem Tage unter Zelter's Leitung im königlichen Opernhause zur Aufführung kam.

Die Hoffnungen, welche der Jüngling erregte, bestimmten den damaligen Intendanten Grafen Brühl, ihn für die Bühne zu gewinnen. Es war damit der sehnlichste Wunsch des jugendlichen Künstlers erreicht. Am 18. April desselben Jahres erschien er zum ersten Male

als Darsteller auf der Bühne in der Partie des Thanatos in Gluck's Alceste, wobei sein Name noch auf dem Theaterzettel vermieden war. Am 25. April las man zum ersten Male den Namen Devrient junior auf dem Theaterzettel. Er sang den Masetto im Don Juan.

den kleinen Theatern, finden, und gewiß hatte die Kunst in jenen Zeiten keinen Nachtheil davon. Der Grundsatz, daß ein Sänger nur zu singen, nicht zu spielen brauche, hatte sich glücklicherweise noch nicht zur Geltung gebracht; es erschien im Gegentheil als unabweisbares Bedürfniß, in dem musikalischen Drama auch



Bis zum Jahre 1834 gehörte Eduard Devrient vornehmlich der Oper an. Nebenbei war er mit besonderer Liebe dem Gebiete der geistlichen Musik zugethan.

Vom Jahre 1834 an wandte sich seine Thätigkeit mehr und mehr dem Schauspiele zu und da seit dem Jahre 1828 nach Wolff's Tode das Fach der Charakterliebhaber verwaist war, so erhielt er einen großen Theil von dessen hinterlassenen Rollen.

Die zwiefache Thätigkeit in der Oper wie im Schauspiel, konnte für die Productivität des Künstlers überhaupt nur förderlich sein. Man war damals noch nicht zu jener strengen Scheidung dieser beiden Gebiete gekommen, welche wir heute fast überall, selbst an

eine streng künstlerische, von geistiger Auffassung getragene Beherrschung des durchzuführenden Charakters zu geben, wodurch in natürlicher Folge die Intentionen des Dichters und Componisten eine viel umfassendere Erfüllung erhielten. So werden wir es leichter begreifen, wenn wir, was heute ein Wunder wäre, in den Theaterbüchern jener Zeit unsern Eduard Devrient heute als Figaro, morgen als Posa, den einen Tag als Egmont, den andern als Scherasmin verzeichnet lesen.

In der Rolle des Torquato Tasso am 29. Mai 1844 schied Devrient von Berlin, einem ehrenvollen Ruf als Schauspieler und Oberregisseur an das königliche Hoftheater in

Dresden folgend. Die Aussicht, in seinem neuen Wirkungskreise jene organisatorische Thätigkeit erlangen zu können, für welche ihm in Berlin bei den eigenthümlichen Verhältnissen der dortigen Hoftheaterintendanz keine Gelegenheit geboten war, bestimmten Devrient, um seine Entlassung nachzusuchen, die ihm dann auch endlich bewilligt wurde.

In seiner neuen Stellung debütirte Devrient am 1. Juni desselben Jahres als Nathan; aber schon am 1. Januar 1846 gab er seine Function als Oberregisseur, zufolge unangenehmer Vorkommnisse, die ihn an Durchführung seiner Principien hinderten, auf. Es ist kein Geheimniß, woran diese Durchführung scheiterte. Ein eigenthümliches Zusammentreffen der Umstände hat es gewollt, daß der Bruder sich dem Bruder als wesentliches Hinderniß entgegenstellte, ein eigenthümliches Zusammentreffen, welches in dem Einen das Princip der schauspielerischen Unterordnung des Einzelnen unter die Gesammtheit, in dem Andern das der Virtuosität sich gipfeln ließ und welches grade die Träger dieser beiden Gegensätze an einem Ort zusammenführte. Um größern Eclat zu vermeiden, trat Eduard Devrient von seinem Posten ab.

Von jener Zeit an bis zum 14. October 1852 gehörte Eduard Devrient der Dresdener Bühne nur als ausübender Künstler an; als solcher nahm er in der Rolle des Nathan von dort und für immer von der Bühne Abschied. Der kunstliebende Großherzog von Baden, welcher damals als Regent den Thron des gesegneten deutschen Grenzlandes bestiegen hatte, erachtete es in jenem Geist, der einst einem Joseph II. die Idee einer unumschränkten Begünstigung der vollen Entfaltung aller Lebenskräfte der Bühne eingegeben, für ein Bedürfniß, seiner Hofbühne in Karlsruhe eine gänzliche Umgestaltung angedeihen zu lassen, und auf wen konnte sein Auge hierfür besser fallen, als auf denjenigen, welcher in seiner Geschichte der Schauspielkunst als der wärmste Verkündiger dieser einzig richtigen Art der Bühnenführung aufgetreten war? Er berief Devrient, der, wie ungern er auch den ihm liebgewordenen Aufenthalt in Dresden verließ, doch keinen Augenblick zögerte, den an ihn ergangenen Ruf anzunehmen.

Von dem Moment an, da Eduard Devrient als Director der Karlsruher Hofbühne seine Thätigkeit begann, datirt die wichtigste Phase in dem erfolgreichen Leben des hochgeschätzten Mannes. War sein ganzes früheres Streben dahin gerichtet gewesen, die Ursachen aufzufinden, welche allein zu Erfüllung der höhern Zwecke des Theaters zusammenzuwirken vermögen, hatte er in jahrelangem Studium der Quellen und in praktischer Anschauung ganz unumstößliche Resultate dafür gewonnen, so kam jetzt die Zeit, durch die Ausführung ihre Richtigkeit zu beweisen und die Früchte so anhaltenden Fleißes zu ernten. Mit der aufopferndsten Hingebung, mit der liebevollsten Begeisterung ging er an's Werk.

Es sind jetzt bereits sieben Jahre verflossen, seitdem Eduard Devrient die Zügel der Directionsführung in die Hände nahm. Wer Gelegenheit gehabt hat, der Arbeit Devrient's seine Aufmerksamkeit zu widmen, der wird wohl auf die Frage Antwort geben können, die sich von selbst aufwirft, auf die Frage: ob Devrient die Hoffnungen, welche man nach den von ihm zuvor kund gethanen Theorien zu hegen berechtigt war, erfüllt und welche Ergebnisse seine bisherige Wirksamkeit gehabt hat. Er wird dann ihren ersten Theil vollständig bejahen können, er wird sagen müssen, daß, was nur irgend geistvolles Verständniß der wesentlichsten Aufgaben der Schauspielkunst, was Kenntniß der Bühnentechnik und ihrer Hilfsmittel, was sorgfältige und liebevolle Behandlung der dichterischen Werke in allen Gattungen, in der Oper, wie im Schauspiel, zu leisten vermögen, daß dies von Devrient und von der unter seiner Leitung stehenden Schaubühne geleistet worden ist. Devrient hat seiner Bühne, die er in ziemlich zerfahrenen, von dem Schlendrian, wie er fast überall zu Hause ist, beherrschten Zuständen fand, eine neue wirksame Organisation gegeben, welche — die Spitze seines und gewiß des einzig richtigen Princips — das künstlerische Ensemble über das Einzelne stellt, er hat das Repertoir auf die festen Säulen der unvergänglichen Meisterwerke aller Nationen, obenan auf Shakspeare, gegründet, er hat einer namhaften Anzahl von Talenten ihren richtigen Bildungsgang angewiesen und sie unter seiner kundigen und innigen Pflege und Behandlung zu einer Productivität gebracht, welche sie ohne ihn nie erlangt hätten. Unter seiner Führung ist das Karlsruher Hoftheater zur möglichsten Vollkommenheit gediehen. Anders wird die Antwort ausfallen, so weit es die praktischen Ergebnisse betrifft. Unsere Zeit ist nicht danach angethan, dem

Bühnenverhältniß in einer kleinern Stadt — und wenn es an sich das musterhafteste ist — eine Wirksamkeit von größerer Tragweite zu geben. Heutzutage braucht das Theater vor Allem ein großes Publicum, es kann nichts Nachhaltiges leisten vor einer immer sich gleichbleibenden Zuhörerschaft, welche, wie das in der Natur der Sache liegt, das Wort „Abwechselung" als kategorischen Imperativ der Theaterdirection entgegenhält und die Bühne dazu zwingt, gleichgiltig ob Viel, wenn nur vor Allem Vieles zu leisten. Dann fehlt auch jene belebende Theilnahme der Oeffentlichkeit, es fehlt die Möglichkeit, das Gelungene oft zu wiederholen und dadurch in immer größerer Vollendung weiterzuschreiten, es fehlt der Ruf, der Ruhm, den jede Leistung haben muß, um eben so Lohn und Anerkennung als begünstigende Anregung zu weiterer Kraftentfaltung zu gewinnen. Vorstellungen, wie sie in Karlsruhe unter Devrient's Leitung stattfinden, nach großen Städten, nach Berlin oder Wien verpflanzt, würden weit und breit gepriesen worden sein, hier vergingen sie meist wie Spreu in den Wind.

Wenn wir nach dem Gesagten es dahingestellt sein lassen müssen, ob Devrient's Theaterführung in Karlsruhe nachhaltige Folgen haben wird, so dürfen wir doch jetzt schon einige positive Ergebnisse als unzweifelhaft bezeichnen. Für's Erste hat er den Beweis geliefert, daß seine Theorie nicht allein praktisch sich bewähren konnte, sondern daß sie in der That als die beste Art der Bühnenführung zu betrachten ist. Für's Andere glauben wir, daß in Devrient's Tagebuch, dessen Veröffentlichung einer spätern Zeit vorbehalten sein wird, ein reiches, schätzbares Material für Bühnenvorstände sowohl wie für Schauspieler enthalten sein dürfte, aus welchem der Zukunft der sichere Gewinn nicht entgehen wird.

Es führt uns dies auf das Gebiet, in welchem Devrient jetzt bereits Unvergängliches geleistet hat, auf seine Leistungen als Geschichtschreiber des deutschen Theaters, auf sein berühmtes Werk, dessen bis jetzt erschienene drei Bände ihrem Verfasser ein bleibendes ehrenvolles Andenken für alle Zeiten gesichert haben. Die philosophische Facultät in Jena hat bei der letzten Jubelfeier ihrer Universität durch die ehrende Ernennung Eduard Devrient's zum Doctor der Philosophie dem geistvollen Schriftsteller die höchste Anerkennung verliehen, welche der Wissenschaft zu spenden gestattet ist; in dem nie aufhörenden Dank aller Schauspieler, deren Stand Devrient, indem er ihre Geschichte schrieb, eine höhere Weihe gab, wird er stets auch den gern gezollten Tribut des Herzens finden. Denn das zeichnet sein Werk ganz besonders aus, daß es nicht allein aus dem Verstand und dem geistigen Erfassen, sondern vor Allem aus dem Gemüth, aus dem warmen Erguß des Gefühls hervorgegangen ist. Seine anstrengenden, ihm fast keinen Augenblick Zeit gönnenden Berufsarbeiten als Bühnenvorstand haben die Vollendung der Geschichte, bis auf den heutigen Tag, verzögert — erst in den letzten Ferien kam er dazu, den vierten Band dem Abschluß nahe zu bringen — wir dürfen uns nach dem bisher Erschienenen auf gleich Tüchtiges gerechte Erwartung machen.

Die Productivität Devrient's ist mit seinen Leistungen, von denen wir gesprochen haben, nicht erschöpft. Auch seine Thätigkeit als Bühnendichter, als Uebersetzer, als Bearbeiter guter, für das Theater in ihrer seitherigen Form aber nicht passender Stücke, verdient eine ehrende Erwähnung. Es ist diese Vielseitigkeit bei dem, den ganzen Menschen in geistiger wie in körperlicher Hinsicht so sehr in Anspruch nehmenden Beruf, welchen er sich auserkoren, eine seltene Erscheinung und in der That nur aus dem Umstand zu erklären, den er selbst einmal einem Freunde, mit den, wir dürfen wohl sagen, rührenden Worten bezeichnete: „Von wesentlichem Einflusse auf mein Leben war es wohl, daß mir meine erste Liebe gelang, ich mich schon im zwanzigsten Jahre verlobte und im vierundzwanzigsten verheirathete. Das hat mein Leben und meine Arbeit sehr beisammengehalten."

Wer Devrient's Werke kennt, wird sich leicht ein Bild von seiner Persönlichkeit machen können, auch wenn er ihn nie gesehen. Die feinste Form im gesellschaftlichen Umgang, eine edle Natur, zartfühlend, überall schonend, mild und freundlich, geistvoll und anziehend in der Unterhaltung, empfänglich, rasch begeistert für alles Gute und Schöne: so haben wir den Mann vor uns, der in Allem, was er thut, ein wahrer, ganzer Mann ist.

Eine Seite des von der Natur so günstig Bedachten haben wir noch anzuführen vergessen und doch ist sie, wenn wir sie auch zuletzt nennen, nicht seine letzte: seine außer-

ordentliche Begabung zum Vorleser. Gleichsam zu seiner Erholung und zur Freude der Seinigen ladet er von Zeit zu Zeit einen auserlesenen Kreis von Zuhörern in sein Haus, denen er durch seine Vorlesung einen seltenen Genuß bereitet.

Satan in der christlichen Poesie.

Eine literarhistorische Skizze

von

Wilhelm Hoffner.

III.

Milton und Klopstock.

Ein Vierteljahrhundert später, als Calderon's magico prodigioso über die spanische Bühne ging (1631 oder 37), passirte in England das vorlorne Paradies endlich die Censur der Restauration (1667). Es war den Engländern nichts Neues, dem Satan in der Poesie zu begegnen: in Marlowe's Faust, der die Mitte zwischen der Volkssage und dem Goethe'schen Kunstgedichte hält (1604), in Shakspeare's und Rowley's Geburt Merlin's (Tieck's Vorschule II.), jener Bearbeitung der seltsamen, tiefsinnigen Volkssage, welche die ganze gewaltige Herbheit derselben so mächtig und so rücksichtslos ausdrückt, hatte er die Nationalbühne beschritten; in Ben Johnson's dummem Teufel hatte er sich, wie ehedem auf den Märkten deutscher Städte, dem Gelächter preisgeben müssen. Einer seiner Teufel nämlich wird überall geprellt und muß, als er endlich in ein Gefängniß gerathen ist, von Satan selbst befreit werden. Aber in dem Epos Milton's wurde Satan zum ersten Male Held eines Kunstgedichtes. Es ist nichts Zufälliges, daß die künstlerische Anschauung des Satans erst in der germanisch-protestantischen Welt ihren Höhepunkt erreichte. In Florenz und Neapel hatte der britische Reisende ehedem von einem Epos aus dem ritterlichen Kreise des Königs Artus geträumt; aber als er in sein von Parteien und Waffen erfülltes Vaterland zurückgekehrt war, als er mit männlicher Begeisterung die Kämpfe der religiös-nationalen Partei gegen Karl I. und die Hochkirche mit durchfocht — seine kühne Phantasie sah bereits auf dem Festlande überall denselben Kampf aufgenommen (defensio secunda) —: da wandte sich auch sein dichterisches Genie ganz naturgemäß jenem ersten und letzten aller religiösen Kriege, dem Kampfe zwischen Gott und dem Satan zu. Die Beamten Karl's II. fanden in der Schilderung der Hölle einige Züge, die auf Thron und Hof dieses Königs anzuspielen schienen. Wie dem auch sei, die Begeisterung für diesen Stoff, die glühenden Farben, in denen hier Haß und gewaltiger Streit zwischen den Kämpfern Gottes und des Bösen erscheinen, entspringen offenbar aus den Gesinnungen des Dichters. Es wäre interessant, Milton's Geschick und Charakter mit dem des großen Florentinischen Dichters zu vergleichen; nie waren sich wohl zwei Poeten so verschiedener Zeiten in Beidem verwandter. Den ganzen Gegensatz beider Zeitalter zeigt aber sogleich die Auffassung des Satans in beiden Gedichten. War noch für Dante die Erde der ruhende Mittelpunkt der Welt, Himmel und Hölle ihr benachbart, so war Satan jetzt in das endlose All hinausgestoßen, das die Weltkörper einsam durchirren. Die Anschauungen von Hölle und Satan verloren so ihre, ich möchte sagen, behagliche Bestimmtheit, und tauschten dafür schrankenlose Erhabenheit ein. War Dante unerschöpflich in immer neuen wundersamen Gestalten gewesen, die dunkle Naturgewalt des Bösen zu bezeichnen, so faßte der Protestant diesen Gegensatz in einer sittlichen Schärfe, vor der diese bunte Mannigfaltigkeit schwand, um der einfachen Darstellung des bösen Willens in Satan Platz zu machen. Wie jener sich an das Alterthum anschloß, genau so benutzte dieser die Bibel. Zerfiel Dante's Gedicht in eine Reihe von Scenen und Bildern, so vergegenwärtigte das Milton's in strenger Einheit die Hauptthatsachen der protestantischen Religion. Ja man möchte es eine dichterische Theodicee nennen; so oft drängt sich zwischen die poetischen Bilder ein Zweck ein, der dem philosophischen Unternehmen des deutschen Zeitgenossen verwandt ist. So lenkte erst die innerliche Richtung des protestantischen Geistes zu einer Aufgabe zurück, die in einem verwandten Zeitalter, dem zweiten Jahrhundert nach Christo so viele Geister beschäftigt hatte. Aber konnte das, was die Gnostiker in halb religiösen, halb philosophischen Systemen dargestellt hatten, in die Form des Epos gegossen werden? Der Abfall von Gott, das innere Wesen des ursprünglich bösen Willens, sein Stolz und seine Qual, sein ewiger Kampf

gegen Gott und seine Besiegung? In der That, für einen modernen Leser möchte das Interesse an dem Kampfe zwischen Gott und Satan nicht selten von dem andern überwogen werden, das ein andrer Kampf, der zwischen der Aufgabe und dem Genie unsers Dichters, hervorruft.

Er stellt den Streit der beiden Mächte als einen körperlichen dar. In diese Auffassung drängte ihn der Geist der epischen Poesie, alte religiöse Tradition, wohl auch der Geist des waffenklirrenden Zeitalters, in dem er lebte. Auf welche andere Weise sollte auch ein solcher Kampf anschaulich gemacht werden können? Aber ein unzähliges Heer von Geistern, die dem Tode nicht unterworfen sind, ist unbesiegbar; der Versuch, irgend welche ungeheuere Mittel zu ersinnen, durch die sie bezwungen würden, muß an's Komische streifen. Und ein Kampf, den Gott durch seinen bloßen Willen beenden könnte, den er aber dennoch durch die Seinen fortsetzen läßt, ist zum Mindesten interesselos. Welche Schwierigkeit aber ferner, den Charakter des Satans anschaulich zu machen! Die Gnostiker konnten es wenigstens erdichten, daß der Demiurgos vom guten Gotte nichts wisse: so war sein widergöttliches Handeln begreiflich. Aber der Satan Milton's weiß, daß Gott das Gute will, weiß, daß er nie Gott besiegen wird: wer bürgt dafür, daß er in dieser unnatürlichen Stellung verharre? Sobald die dämonische Starrheit seiner Natur in einer Reihe von Ueberlegungen und Bewegungen des Innern nach Menschenweise flüssig wird, so ist der Ausgang dieser Ueberlegungen und Erschütterungen des Gemüths wenigstens höchst zweifelhaft. Alle Schwierigkeiten der großen poetischen Aufgabe zeigen sich hier, wo dieselbe in ihrer ganzen Tiefe erfaßt wird, auf das Deutlichste. Dieser ureerste böse Wille, alles bösen Willens Anfang und Princip, scheint der poetischen Gestaltung entwachsen zu sein.

Nur wenn man diese Schwierigkeiten erwägt, vermag man den Satan Milton's, eine aus der geringen Zahl jener ewigen Gestalten, die die Poesie geschaffen, richtig zu würdigen. Das Böse ist in ihm so durch das Erhabene gemildert, so durch innern Schmerz gesänftigt, daß wir diese tragische Figur in der That mit Furcht und Mitleid begleiten. Seine Gestalt ist die eines gewaltigen Engels: geflügelte erhabene Menschengestalt.

Aber die erhabene Schönheit seines Angesichts ist durch Leidenschaft und Schmerz verdunkelt. Die Engel schrecken vor ihm zurück, als sie „in aller Scheußlichkeit der Hölle Herrscher blicken.“ Da erst erkennt er selbst — ein herrlicher Zug — „daß der Glorie Strahl von ihm gewichen.“ Er erscheint

„Das Antlitz tief durchfurcht
Mit Narben, die der Donner ihm gerissen,
Auf der verwelkten Wange ruhte Sorge,
Doch auf der Stirn ein unbezwungner Muth
Und Stolz, bedachtsam, der auf Rache wartet.
Im Blick lag Grausamkeit, doch Zeichen auch
Der Reu und Leidenschaft.“

Ihn umgibt der ganze Pomp des orientalischen Herrschers: „Halbgötter, in der Zahl von Tausenden auf goldenen Sesseln ruhend“ rings um ihm her, sie „einst des Himmels Blüthen;“ dahinter die dichtgedrängte Masse des Volks, „ein Heer, zahlreich, wie es selbst der Norden nicht aus seinem Eis entsandte, als seine Söhne Donau und Rhein überschritten und einer Sündfluth gleich über den Süden hereinbrachen, bis zu den Sandsteppen Afrika's sich verbreitend;“ er selbst aber, der Hölle Herrscher, sitzt hoch auf dem Throne, den alle Lande des Ostens mit Perlen und mit Gold überschüttet haben. Ein weiter Palast, kunstvoll auf Säulen ruhend, das Dach ganz von Gold, mit wundersamer Bildnerei geziert, ist ihm gebaut. Aber auch diese goldenen Hallen durchweht Feuergluth und Qual, wie die wilden Regionen der Hölle Dante's. Und einmal vorübergehend, in der Mitte des zweiten Buchs, scheint Milton die gewaltigen Anschauungen des Florentiners gradezu vor Augen zu haben, wo er die vier Flüsse schildert, die in der Unterwelt fließen, die Regionen des Frostes, des Sturmes, der Harpyen. Aber es sind nicht diese Qualen, die ihn am tiefsten schmerzen; schweigend duldet er, wie der glühende Thon ihm unter den Füßen brennt; der tiefste Schmerz wühlt in seinem Innern:

Schauder, Zweifel auch verstören
Sein wirres Sinnen und bewegen dann
In ihm die Hölle; denn er trägt die Hölle
In sich und um sich; er vermag der Hölle
Nicht wen'ger als sich selbst, durch Ortesweechsel
Um keinen einz'gen Schritt nur zu entflieh'n.

Saß er doch einst zur Seite Gottes, der Engel Fürst. Aber ungebändigter Stolz, Neid gegen Gottes Sohn trieben ihn zum Kampfe mit Gottes Majestät. Die Darstellung dieses Kampfes ist ohne Frage die Achillesferse des Gedichts. Im ersten Gefecht ist

Satan nebst den andern Fürsten verwundet: so weicht ihr Heer. In der Nacht aber erfindet der Böse die Feuerwaffe. Mitten im Gefecht schwenken die beiden Flügel der bösen Engel nach beiden Seiten ab, und eine mächtige Batterie starrt dem Heere Gottes entgegen. Die Wirkung derselben ist entscheidend, die Engel fliehen. Nun ergreifen sie aber, dies überbietend, mächtige Felsblöcke, sie auf die Maschinen der Gegner und diese selber schleudernd. Auch ihre Gegner schleudern Felsen. „Zwei Tage lang, wie man sie im Himmel rechnet," dauerte dieser Kampf. Da sendet Gott seinen Sohn, der nun allein den Kampf unternimmt. Auf dem Kriegswagen Gottes, dessen Räder sich durch eigene Kraft bewegen, stürmt er gegen sie an. „Die rechte Hand ergreift zehntausend Donnerkeile" und schleudert sie gegen den Feind. Neben ihm stürmen die Cherubim einher, Flügel und Leib mit Augen bedeckt und jedes dieser Augen schleudert Blitze gegen den Feind. So ist denn das Ungeheure noch überboten und Satan mit seinen Engeln werden hinabgestürzt in den Abgrund: „weit auf gähnend empfängt sie die Hölle." Welches Schicksal wartet nun seiner!

„Hinabgestoßen in der Hölle Tiefen,
Wo keine Freude, keine Liebe weilt,
Wo trotz'ge Wünsche nur empfunden werden,
Die unter andern Qualen, schwer gefühlt,
Stets unerfüllt der Sehnsucht Pein erschaffen."

Damals, als er einsam durch das dunkle, unendliche Chaos irrte, „halb wandelnd, halb im Flug," die Erde zu suchen, welche den Seinen eine neue Heimath werden sollte und Eden endlich vor seinen Augen lag: da ergriff ihn die ganze ungestüme Gewalt schmerzlicher Erinnerungen.

Leicht war sein Dienst, allein ihm Lob zu spenden
Und ihm den schuld'gen Dank stets darzubringen.
Doch all das Gute, das er mir gethan,
Hat Bosheit nur in mir geweckt.

Wen soll er anklagen? Die freie Liebe, die Allen Freiheit des Thuns in gleicher Weise ertheilt? sie sei verflucht! — Nein, sei Du selbst verflucht! Dein Wille wählte frei, was Du jetzt bereust.

Und gleich einem Angstschrei, entringen sich seinem gequälten Gemüthe Worte des Gebets:

O lindre Du zuletzt die Pein! Verbleibt
Kein Raum der Reue, keiner der Verzeihung?

Nur Demuth vermag sie zu erwerben; doch die verbietet ihm die Scham vor jenen Geisterschaaren, die ihn verehren. Aber was ist es, wenn sie ihn vor der Hölle Thron verehren? Nur im Elend ist er ihnen überlegen. Da ist der Punkt, wo sein Stolz selber geknickt erscheint, der Stolz, aller Sünde Ursach: man sollte denken, der Punkt, an dem er umkehren muß. In der That, die Reflexion, die hier seine Umkehr hindert, erscheint kaum naturgemäß. Er fürchtet, die alte Höhe würde die alten Gedanken der Empörung wieder erwecken; er würde noch größre Strafe Gottes dann auf sich herabziehen. In der That, sobald das Wesen des Satans menschlich begreiflich gemacht werden soll, kann er nicht absolut böse gedacht werden. Ist es aber so, wie Milton es ausspricht, „die gefall'nen Geister verlieren ihre Tugend gänzlich nie," so ist das Ende solcher Monologe, wie der eben angeführte, durchaus nicht abzusehen. Als er die Genossen seiner Empörung in der Hölle erblickt, da versucht er dreimal, sie anzureden, dreimal füllten Thränen ihm die Augen, wie sie Engel weinen. Als er das idyllische Glück des ersten Menschenpaars sieht, das zu stören er gekommen ist, ruft er aus:

„Ich könnt es lieben, denn so lebhaft strahlt
An seinem Leib die Gottesähnlichkeit."

Wie, wenn nun das Ende einer solchen Betrachtung einmal das entgegengesetzte wäre? Wenn der Satan umkehrte? Das Eine ist so gut möglich als das Andere. Hier ist der Punkt, von dem aus der Abadonna Klopstock's, der in der Messiade als Gegenbild Satans auftritt, verständlich wird. Es ist überhaupt höchst bezeichnend, wie an allen Punkten, in denen Klopstock's Auffassung des Bösen von der Milton's abweicht, dies zu Gunsten des religiösen Gedankens, aber auf Kosten der epischen Form geschieht. Jeder Anklang an mythologische Gestalten wird sorgfältig vermieden: die Dichtung macht hier den Anspruch, nur der übersinnlichen Welt durchaus Angemessenes zu erfinden. Und die Begriffe der Zeit von diesem Uebersinnlichen waren sehr abstract! Selbst der bildliche Stoff, den die Bibel lieferte — und dieser war der einzige, dessen sich der Dichter zu bedienen wagte — wurde erst dreimal durch das Sieb des abstracten Supranaturalismus jener Zeit gereinigt. Es waren nur wenige concrete Züge, die hier hindurchschlüpften. Jedes festere Bild der Hölle fehlt; die bösen Engel, die neben Satan auftreten, sind weit mehr in Bezug auf ihr Inneres, als plastisch geschildert. Und Satan selbst? Darin kann man

nur einen Fortschritt über Milton hinaus sehen, daß der Kampf desselben mit dem Sohne Gottes aus einem körperlichen ein rein geistiger geworden ist. Auch sein Stoff begünstigte Klopstock hierin. Satan gießt in Ischarioth's Seele Gedanken des Verraths, über ihm ruhend, wie die Pest über einer friedlichen Stadt lagert; er täuscht dann Kaiphas durch dunkle Gesichte; begeistert Philo zu seiner Rede durch seine Weihe:

Wie wir unten im Abgrund weihn, so weih ich Dich, Philo!
Gleich gefürchteten Wassern der Hölle, so ströme sie wild hin,
Stark wie das flammende Meer!

Er ist wieder der alte Versucher. Bei dieser Umgestaltung leitet den Dichter offenbar außer den Bedenken gegen einen körperlichen Kampf auch die Furcht vor dem Dualismus, an den allerdings Milton hart angestreift hatte. Aber diese Furcht vor dem Dualismus und die Absicht, Gottes Sohn in vollster Glorie hinzustellen, trieben ihn zu einer Auffassung Satans, deren Brauchbarkeit für das Epos mindestens zweifelhaft ist. Bei Milton vergessen wir die Allmacht Gottes, die Satan in jedem Augenblick vernichten könnte, weil wir sie so wenig gebraucht sehen. Sie ist wie eine verrostete Waffe, deren Tüchtigkeit für den Gebrauch durch lange Ruhe zweifelhaft erscheint. Klopstock's Satan kann keine seiner langen und pomphaften Reden halten, ohne durch einen Blick des Sohnes Gottes oder ein Wort eines Engels vernichtet zu werden. Die Worte des Engels an den Satan nach der Auferstehung sind die beste Kritik dieser Darstellung desselben:

Wenn Du lernen könntest, so würdest Du einmal lernen,
Daß der Kampf des Endlichen mit dem Unendlichen Qual ist
Für den immer Besiegten und immer wieder Empörten!

Dieser unaufhörliche Wechsel pomphafter Gedanken und der Vernichtung durch einen Blick, ein Wort der Gottheit ist Unnatur. Hatte Milton im Satan den bösen Willen in der That psychologisch anschaulich gemacht, soweit es der erhabenen Auffassung des Bösen möglich ist, so ist bei Klopstock nur die Rückkehr zu Gott in der Gestalt Abadonna's glücklich dargestellt. Seine elegische Natur, das friedliche, empfindsame Zeitalter, in dem er lebte, haben in dieser rührenden Gestalt den innigsten Ausdruck gefunden und das Publicum, das die Messiade mit Begeisterung begrüßte, fühlte sich bezeichnend genug grade von dieser Gestalt am meisten ergriffen. Der Widerspruch, der in der Vorstellung des Schlechthin-, des Ewig-Bösen liegt, welchem Milton mit Mühe und nur theilweise entgangen ist, dem Klopstock in seiner Darstellung des Satans völlig verfiel, trieb hier zu der Auflösung dieser Vorstellung durch den Gedanken der Wiederbringung. Es war nur noch ein Schritt von da zu der Verneinung des Schlechthin-Bösen, ein Schritt, den der ängstlich fromme Klopstock nicht wagte. Wie in diesem Punkte, so steht Klopstock auch in Bezug auf die epische Anschaulichkeit in der Darstellung jenseitiger Wesen auf der Grenzlinie. Mit welcher Naivetät, mit welcher großartigen Sicherheit griff hier Dante zu den sinnlichsten Zügen! Das Sinnlichste, zu dem Klopstock es bringt, ist, sehr oft von Satans „zornigem Antlitz“ zu reden, allenfalls auch von seiner „ungestümen Rede,“ seinem gewaltigen Gang. Kaum, daß er es wagt, von Milton die „Narbe des Donners“ in seinem Angesicht aufzunehmen.*) Selbst die Vergleiche, — das einzige Mittel, das ihm zur Veranschaulichung dieses unbeschreiblichen Wesens übrig bleibt — sind von der blassen Erhabenheit seines dichterischen Tons berührt.

Die erhabene Darstellung des Satans hat mit Klopstock einen Abschluß erreicht. Ob für immer, darüber sollte Niemand urtheilen wollen. Aber es lagen bereits im deutschen und englischen Schauspiel Anfänge einer andern Auffassung des Bösen, die im ersten Theile des Faust von Goethe ihren classischen Ausdruck gefunden hat.

IV.
Goethe's Faust.

Wie die Bedingungen des Epos auf die erhabene Darstellung des Satans hindrängen, so die des Dramas — wenigstens wenn es aufführbar sein soll — auf die komische. Was im Volksschauspiel in einzelnen Zügen sich ausprägt, ist nun im ersten Theile des Faust zu voller Charakteristik durchgebildet. Mephi-

*) Macaulay sagt in seinem Milton, die Geister dieses Dichters hätten „keine Hörner und Schwänze, nichts von dem Firlefanz Tasso's und Klopstock's.“ Wir wundern uns nicht, daß der englische Historiker hier so zuversichtlich über ein Gedicht urtheilt, von dem er kaum eine Seite gelesen haben kann. Hat er doch in seinem Bacon über die deutsche Philosophie mit derselben Zuversicht und mit derselben Unkenntniß geurtheilt.

stopheles ist indeß so in aller Mund, wir haben so viele und weitschichtige Erklärungen dieser dramatischen Person, daß wir uns mit Andeutungen begnügen können.

Ein gewaltiger dunkler Trieb oder der Eigenwille, der die Gedanken an die Mächte des Guten, so mächtig sie sich auch in der Tiefe der Seele regen, immer wieder niederzwingt — so könnte man das Schema der erhabenen Darstellung des Bösen bezeichnen. Die komische Auffassung desselben beruht darauf, daß es unfähig erscheint, die ideale Welt in sich aufzunehmen: wie sich die Empfindungen in unserer Seele zu dem Bilde der sinnlichen Welt umwandeln, so verwandelt sich in dem Geiste des Mephistopheles jeder erhabene Gedanke, jede geistige Erscheinung in etwas Alltägliches, Sinnliches, das der Existenz nicht werth ist. „Alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht.“ In der Ausnahmslosigkeit dieser Verwandlung liegt bereits ein diabolischer Zug. Nicht nur ist ihm der Idealismus Faust's eine „Tollheit,“ der Kern seiner Liebe Sinnlichkeit: im Prolog tritt deutlich hervor, wie sein Verhältniß zu Gott selber ihm unter demselben Gesichtspunkt erscheint: es ist der gutmüthige Alte, dessen bequeme Herablassung sein Treiben duldet. Im Niedrigen, Sinnlichen ist ihm heimathlich zu Muthe; so in der Hexenküche, auf dem Blocksberg. Wenn die ganze sinnliche Rohheit, mit der er ausgestattet ist, einmal rücksichtslos auf dem Theater dargestellt werden sollte, so müßte man sich allerdings, wie bei der aristophanischen Komödie, ein Publicum von Männern denken.

Die Form nun, unter der von einer solchen Natur die ideale Welt aufgefaßt wird, ist nothwendig die der Ironie. Sie erscheint überall da, wo er das Edle und Ideale berührt, ohne es ausdrücklich zu verneinen. In den andern Stellen, wo er es rundweg leugnet, erscheint erst für uns, die wir von der Existenz desselben überzeugt sind, seine Redeweise ironisch. Auch wo sich ihm das, was doch gar nicht existiren sollte, dessen Dasein ihm unbegreiflich ist, hindernd entgegenstellt, erscheint sein Aerger — des eigentlichen Hasses ist seine verneinende ironische Natur nicht fähig — erst uns komisch; ihm selbst ist es sehr ernst mit demselben. So in der Stelle: das Etwas, diese plumpe Welt u. s. w. — „so geht es fort, man möchte rasend werden.“

Hier haben wir in der That eine Natur, die nie zum Guten umschlagen kann; aber sie kann es nur darum nicht, weil sie nie sich zum Bösen bestimmt haben kann. Wie der Satan und die bösen Wesen der göttlichen Komödie ist sie nur denkbar als von Natur böse, nicht durch Entscheidung des Willens. Damit ist aber überhaupt der Begriff des Bösen aufgehoben: so wenig als die Mäuse, Ratten u. s. w. aus bösem Willen nagen und beißen, so wenig entspringt das zerstörerische Thun ihres Herrn aus einem solchen. Diese Natur ist nur darum so vollkommen geschlossen in ihrer Art, weil sie so vollkommen naturbestimmt ist. Die andere Seite des Dilemmas, durch welches man die Undenkbarkeit absolut böser Wesen gezeigt hat, tritt hier hervor. — —

Wir stehen am Ende unsers Wegs. Unter den Einflüssen Klopstock's und Herder's hatte Goethe sich in den frühern Tagen in die mittelalterliche Welt versenkt: der zweite Theil des Faust steht da als ein Denkmal, wie ihm in spätem Alter diese Stimmungen selber gegenständlich wurden. Mephistopheles und Wagner werden ihm zu Repräsentanten des mittelalterlichen Geistes. Freilich nur eine dem Mittelalter durchaus abgewandte Stimmung konnte in diesen den Geist des Mittelalters vergegenwärtigen wollen. Es erinnert Einen an die alten gnostischen Systeme, wie dies wundersame Gedicht in mythologischen Gestalten das Alterthum, das Mittelalter, die romantische Dichtung, ja den rastlos vorwärts dringenden Geist der Menschheit selber darstellt.

Selbst da der Mensch, von Sehnsucht nach den verlorenen Spuren des Schönen geleitet, seine alte Heimath, die classische Welt wieder betritt, sehen wir die mittelalterliche Gestalt des Mephisto immer noch gegenwärtig. Im Palast der Helena selbst waltet er im Gewande der Phorkiade. Aber nur den Töchtern des Chaos mag er sich in dieser Welt vergleichen, er „des Chaos vielgeliebter Sohn,“ und hier verklingen seine zänkisch scheltenden Worte ohnmächtig.

Es gehört zum Plan des Gedichtes, wenn in diesem Zusammenhang die classische Walpurgisnacht dargestellt wird — ein Gegenstück der nordischen. Die dunkeln Gewalten, die auch die Volksphantasie des Alterthums beherrschten, werden hier dem mittelalterlichen Bösen gegenübergestellt. Aber es war ein gesunderer Geist, der in jenen älteren Gestal-

ten sich aussprach. Die Sphinx sagt es ihm in's Gesicht:

Du Falscher kommst zu Deiner bittern Buße,
Denn unsre Tatzen sind gesund.
Dir mit verschrumpftem Pferdefuße
Behagt es nicht in unserm Bund.

Sagt es ihm doch sein eigenes Geschöpf, der Homunculus:

Du aus Norden
Im Nebelalter jung geworden,
Im Wust von Ritterthum und Pfäfferei,
Wo wäre da Dein Auge frei?
Im Düstern bist Du nur zu Hause.

Er selber fühlt sich „ganz entfremdet." Nach jeder neuen Scene begegnet er uns wieder, verdrießlich umherkriechend in diesen Felsen: er verläßt endlich voll Aerger diese Welt, sich mit seinem mittelalterlichen Geschäft zu trösten:

Vor Aller Augen muß ich mich verstecken,
Im Höllenpfuhl die Teufel zu erschrecken.

Vergebens sucht er dann Faust von seiner Thätigkeit zurückzuhalten: von nun ab ist derselbe für ihn verloren. In den Regionen des Thätigen und Schönen ist das Böse ohnmächtig.

In bitterer Satire hatte Goethe das Räthsel des Mephistopheles durch die Sphinx so aussprechen lassen:

Dem frommen Manne nöthig wie dem Bösen,
Dem ein Plastron asketisch zu rapiren,
Cumpan dem Andern, Tolles zu vollführen,
Und beides nur, um Zeus zu amüsiren.

Aber ernster und schärfer hat wohl Goethe nie die Consequenz seiner antiken Weltanschauung in diesem Punkte ausgesprochen, als in den Worten, die Faust auf der Höhe, am Abschluß seiner Thätigkeit, als der Tod bereits an der Schwelle seines Palastes lagert, wie das Resultat seines Ringens hinstellt:

Der Erdenkreis ist mir genug bekannt,
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe sich nicht um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm —
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang.

Einst hatte Dante mit gewaltigem Glauben Antikes und Christliches, Diesseits und Jenseits zu einer einzigen anschaulichen Welt zusammengefaßt. Goethe, zurückschauend auf drei Weltperioden und ihre Empfindungen wunderbar in sich erneuernd — nie hat ein anderer Dichter sie so innerlich durchlebt — erhebt die Gedanken über sie alle: sie werden ihm gegenständlich. Ihm ist Keine Heimath. Nicht der Inhalt dieser Weltanschauungen ergreift ihn so sehr, als die menschlichen Bewegungen, aus denen sie entspringen. Hatte Milton's Werk an die Theodicee erinnert, so erinnert der zweite Theil des Faust an die Phänomenologie des Geistes. In das Innere des Gemüthes der Menschheit selber bringt sein klares großes Auge, wie jenem Gestalten entquillen, nach tiefinnerem Bedürfniß, mannigfach, ahnungsreich, bis es durch alle hindurchgeführt sich selber erkennt und den göttlichen Drang, unter dessen Gewalt es über ihnen sann und dichtete.

Litterarisches.

Physiognomie und Charakteristik des Volkes. Von Bogumil Goltz. Berlin. Otto Janke.

Es sind zwar nur leicht hingeworfene, vereinzelte Beobachtungen und Ansichten, die der geistvolle „Kleinstädter" in diesem Buche bietet, aber sie überraschen durch die scharfe Fassung und das Treffende der eingestreuten Beispiele. Reichliches Material für den Beobachter, der sich mit den Eigenthümlichkeiten des Volkes befaßt, liegt darin gesammelt; es entbehrt nur der Anordnung und Sichtung und die Absichtlichkeit dieser Behandlungsweise rechtfertigt dieselbe keineswegs. Mit klarem Blick in die äußern und innern Verhältnisse des Volkslebens werden uns ganz vereinzelte Skizzen daraus mit kurzen aber kräftigen Strichen vorgeführt; das Capitel „Die alten Frauen im Volke," sodann die Abtheilung „Das Gesinde" sind reich an charakteristischen und gemüthvollen Notizen. Auch die „Schattenseiten des Volkes" bieten eine Menge frappanter Züge. „Die Dorfleute," heißt es da, um die stabile Trägheit des bäuerischen Geistes zu zeichnen, „lernen und üben nur das gern und mit Virtuosität, was ihnen selbst im Blute liegt, Profit bringt und Spaß macht. Auf eine neue Arbeit, auf ein neues Ackerinstrument und Manöver wenden sie unter keiner Bedingung Witz, Fleiß und Interesse. Alles will bei ihnen vieljährige Gewohnheit, muß von Kindesbeinen an eingeübt sein." Es bleibt in der That zu bedauern, daß der Verfasser nicht ruhiger, eingehender und systematischer in der Ausarbeitung seiner Materien verfährt, obwohl nicht zu leugnen ist, daß er grade in seiner Weise als eine ganz bestimmt ausgeprägte Erscheinung dasteht.



Ueber die

Ernährung der Menschen und Thiere.

Von

Theodor L. W. Bischoff in München.*)

Indem ich es unternehme, einige Mittheilungen über die Ernährung der Menschen und Thiere zu machen, so bin ich mir wohl bewußt, wie bedenklich es ist:

„Zu lehren Euch an manchem Tag,
Daß, was Ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins, zwei, drei dazu nöthig sei.“
(Goethe's Faust).

Nicht nur daß jeder Einzelne für sich dieser Kunst des Essens und Trinkens hinlänglich mächtig zu sein gewiß sein darf und wird, wir können in der That auch von vorn herein überzeugt sein, daß die Erfahrungen von Jahrtausenden alle für die Ernährung von Menschen und Thieren wesentlichen Verhältnisse kennen gelehrt und in mehr oder weniger bestimmte Regeln und Vorschriften gebracht haben. Das instinktmäßige Bedürfniß hat die Menschen zu allen Zeiten und aller Orten gelehrt, zu ihrer Nahrung diejenigen Substanzen zu wählen und zu suchen, die jenem Bedürfniß am geeignetsten genügten. Wäre es möglich gewesen, dieses Bedürfniß überall genau abzuwägen und in Zahlen auszudrücken, so würde die Erfahrung gewiß längst auch schon die in Zahlen ausdrückbaren Werthe der verschiedenen Nahrungsmittel festgestellt haben.

Wenn die Wissenschaft sich daher mit der Frage nach der Ernährung und nach der Bedeutung der verschiedenen Arten der Nahrungsmittel für die Ernährung beschäftigt, so kann sie dieses nicht in der Hoffnung thun, neue, unerwartete Entdeckungen zu machen, und überraschende Resultate zu erlangen. Sie wird im Gegentheil darauf gefaßt sein müssen, wahrscheinlich längst bekannte Thatsachen auf großen Umwegen vielleicht bestätigt zu finden.

Allein ich erinnere daran, daß es eine Thatsache der Erfahrung und Geschichte ist, daß die Wissenschaft und selbst die Naturwissenschaft selten Entdeckungen und Erfindungen im engern Sinne des Wortes macht, sondern ihr fast immer die Praxis des Lebens irgend wie und wo vorausgeht.

Nichtsdestoweniger ist sowohl die Aufgabe als die Leistung der Wissenschaft bei ihrer Beschäftigung mit solchen Gegenständen der Lebenspraxis eine sehr große. Indem sie die Gründe und Bedingungen dieser Lebenspraxis ermittelt und feststellt, genügt sie nicht nur einem unabweisbaren Bedürfniß des menschlichen Geistes, den nun einmal diese Gründe oft mehr interessiren als die bloßen Thatsachen, sondern sie macht uns auch erst zu wahren Herren der Thatsachen. Sie lehrt uns die Mittel und Wege, wie wir den Zweck nicht nur überhaupt, sondern wie wir ihn am sichersten und kürzesten erreichen können; sie gibt uns die Mittel der An-

*) Unter Hinweisung auf die vor Kurzem erschienene Schrift: Die Gesetze der Ernährung des Fleischfressers, von Dr. Th. L. W. Bischoff und Dr. C. Voit. Leipzig 1860. C. Winter'sche Verlagsbuchhandlung.

wendung in dem individuellen Fall an die Hand, wo die Praxis immer nur an ein Versuchen angewiesen ist. Und das sieht Jeder ein, daß wir nur in dem letztern Falle, bei der Anwendbarkeit einer Vorschrift in jedem einzelnen Falle, wirklich Herren der zu erwartenden Folge sind.

Diese Gesichtspunkte sind es also auch, welche die Wissenschaft im Auge hat, wenn sie sich fort und fort mit der alltäglichsten Erscheinung, mit der Ernährung der Thiere und Menschen, beschäftigt. Sie will die Gründe aufsuchen, welche Menschen und Thiere unbewußt in der Wahl ihrer Nahrung leiten, und sich durch Ermittlung der dabei herrschenden Gesetze in den Stand setzen, einen vorliegenden Zweck mit den einfachsten Mitteln auf die sicherste Weise zu erreichen.

Daß diese Aufgabe nicht klein und leicht ist, ist unschwer einzusehen, wenn man bedenkt, daß zu ihrer Lösung nicht nur eine genaue Kenntniß der Beschaffenheit und Zusammensetzung der Nahrungsmittel, sondern auch aller Einrichtungen und Einflüsse in dem menschlichen und thierischen Körper erforderlich ist, welche jene Nahrungsmittel in die Form verwandeln, in welcher sie allein zur Ernährung verwendet werden können. Anatomie, Chemie und Physiologie mußten bereits bedeutende Fortschritte gemacht haben, um hier zu einiger Klarheit zu gelangen, und Niemand, der das betreffende Gebiet auch nur einigermaßen übersieht, kann sich mit der Hoffnung täuschen, daß wir so bald in den Besitz einer vollständigen Lösung aller hierher gehörigen Fragen gelangen werden und können; aber wir werden es dennoch für einen großen Gewinn und Fortschritt erachten dürfen, wenn es gelungen sein sollte, wenigstens einige Principien der Frage nach der Ernährung und der Bedeutung der Nahrungsmittel festgestellt zu haben.

Alle Nahrungsmittel, welcher Art sie auch sein mögen, kommen nur zur Wirksamkeit in unserm Körper, in so fern sie durch die Einwirkung der sogenannten Verdauungssäfte aufgelöst und in Blut verwandelt werden. Das eigentliche Ernährungsmaterial für unsern Körper, gleichgiltig woraus und wie es entstanden ist, ist das Blut. Zur Darstellung des Blutes aus den verschiedenen Arten der Nahrungsmittel sind zahlreiche Arbeiten in unserm Körper nothwendig.

Abgesehen von den zur Aufnahme, Verkleinerung, Verschlucken und Fortbewegung der Nahrungsmittel erforderlichen Muskelbewegungen, bedarf es einer starken Saftströmung in unserm Körper, um die zur Auflösung und Umwandlung der Nahrungsmittel nöthigen Säfte zu liefern. Die Menge des Mundspeichels, des Magensaftes, des Bauchspeichels, der Galle, welche hierzu erforderlich ist, ist nach den neuern Beobachtungen, denen sich freilich noch kein sehr hoher Grad von Sicherheit zuerkennen läßt, sehr groß, und läßt sich bei einem erwachsenen, 64 Kilogramm = 128 Pfund schweren Menschen, im Minimo auf 25, im Maximo auf 60 Pfund in 24 Stunden schätzen. Diese ganze Masse von Flüssigkeit wird in Bewegung erhalten, indem sie von dem Blute und den Drüsen aus sich in den Verdauungscanal ergießt, und von dort mit den aufgelösten und veränderten Nahrungsbestandtheilen wieder in's Blut zurückkehrt. Sie wächst und nimmt natürlich ab mit der Menge der genossenen Nahrung.

Das Blut, obwohl dessen Menge nicht so groß ist als man früher glaubte, sondern nur 8—10 Pfund bei einem erwachsenen Menschen von 120—130 Pfund Körpergewicht beträgt,*) muß ferner ebenfalls, um in seiner zur Erhaltung des Lebens nothwendigen Beschaffenheit zu bleiben und die Ernährung zu vermitteln, in einer beständigen Bewegung durch den ganzen Körper, durch die Lungen und durch die, unbrauchbare und zersetzte Stoffe ausscheidenden, Organe erhalten werden. Hiezu bedarf es der ununterbrochenen Arbeit des Herzens und der Athemorgane, und es ist deutlich, diese Arbeit wächst mit der Menge des Blutes, wie diese mit der Menge der in das Blut übergeführten Nahrungsstoffe.

Aus dem Blute nun, indem dasselbe ununterbrochen in äußerst feinen Strömchen, welche etwa den zehnten Theil des Durchmessers eines Haares haben, durch alle Theile und Organe des Körpers fließt, werden diese Organe ernährt. Ueber diesen Vorgang wissen wir nur so viel gewiß, daß die Blutbestandtheile dabei das Gefäßsystem verlassen, in den Organen gewisse Veränderungen erfahren und in verändertem Zustande wieder in das Blut zurückkehren. Man kann darüber

*) H. v. Siebold's und Kölliker's Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie, Band VII, Heft 3, Band IX, Heft 1.

Zweifel hegen, ob die Blutbestandtheile dabei alle aus dem flüssigen in den festen Zustand übergehen und aus diesem wieder in den flüssigen zurückkehren. Daß dieses in einem gewissen Grade geschieht, daß auch die festen Bestandtheile unsers Körpers wechseln, ist im Allgemeinen nicht nur wahrscheinlich, da es sich kaum denken läßt, daß sie während des ganzen Lebens seit ihrer ersten Fixirung im Körper dieselben bleiben, sondern wird auch durch bestimmte Thatsachen der Erfahrung und Beobachtung bewiesen, welche zeigen, daß bestimmt gekennzeichnete feste Bestandtheile unsers Körpers verschwinden, und durch andere ersetzt werden, oder anders gearteten Platz machen.

Allein es ist deshalb doch keineswegs wahrscheinlich, daß der Vorgang, den wir die Ernährung nennen, immer mit einem Uebergang der flüssigen Blutbestandtheile in die festen des Körpers, und wieder mit einer Verflüssigung der letztern begleitet ist. Denn einmal bestehen ja auch die sogenannten festen Organe unsers Körpers zu einem sehr großen Antheil, bis zu 75 Procent aus Wasser, und es läßt sich daher sehr gut denken, wie sie von den aufgelösten Blutbestandtheilen nur fortwährend getränkt und durchspült, und letztere dabei verändert werden; dann aber entspricht es auch der Geschwindigkeit dieser Veränderungen weit mehr, daß sie im flüssigen Zustande vor sich gehen, als daß sie immer erst mit einem Uebergang aus dem Flüssigen in's Feste und aus diesem in jenes begleitet sind.

Wir haben uns demnach auch durch die festen Organe unsers Körpers einen beständigen Strom Flüssigkeit zu denken, bei welchem sowohl ein Theil der festen Bestandtheile verändert, aufgelöst und wieder ersetzt wird, als auch die Bestandtheile der durchströmenden Flüssigkeit an und für sich eine Veränderung erleiden.

Es ist aber klar, daß wir uns als vermittelnde Ursache für diesen Strom vom Blute aus durch die Organe und wieder in das Blut zurück, irgend eine Anziehung der neuen Blutbestandtheile zu den Organen und der veränderten Bestandtheile der Organe wieder zu dem Blute zu denken haben, wenn auch vielleicht noch Druckverhältnisse irgend einer Art dabei mitwirken.

Die Ernährung besteht daher formell in einer Wechselwirkung und Anziehung zwischen Organ und Blut, wobei die Bestandtheile des letztern, indem sie in ersteres übergehen, oder durch dasselbe hindurchtreten, eine gewisse Veränderung erfahren.

Fragen wir, welchen Zweck diese Vorgänge in dem thierischen und menschlichen Körper haben, so können wir darüber keinen Augenblick im Zweifel sein, daß diese Wechselwirkung zwischen Blut und Organ, die Ernährung, die Quelle der Thätigkeiten oder der Kraftäußerung ist, welche wir an jenen Organen und im ganzen Körper wahrnehmen; denn so wie und wo wir jene Wechselwirkung aufheben, da tritt, wie wir sagen, der Tod ein, d. h. eben jene Thätigkeiten hören auf, und mit dem Wiedereintreten jener Wechselwirkung können wir, so lange noch keine größern Veränderungen in den Organen vor sich gegangen sind, jene Thätigkeiten, das Leben, wieder zurückrufen.

Jene Thätigkeiten oder Kraftäußerungen sind also das Product gewisser Veränderungen der Blutbestandtheile gewisser Organe unseres Körpers, von welchen jene Thätigkeiten ausgehen.

Diese Thätigkeiten und Kräfte sind allerdings mannigfaltiger und verschiedener Art. Allein wenn wir von den Nerven- und Seelenfunctionen absehen, so lassen sich alle übrigen auf zwei zurückführen, nämlich einmal auf Bewegungseffecte und zweitens auf Erzeugung einer gewissen Wärme.

Die Bewegungen und die Kraft, welche bei ihnen verwendet wird, treten nicht immer und alle äußerlich bemerkbar hervor. Die Hauptbewegung ist vielmehr unzweifelhaft die im Innern des Körpers vor sich gehende Saftbewegung, und die Kraft, welche zur Unterhaltung jener beständigen Strömung des Blutes und der Säfte, zur Unterhaltung der Herz- und Athembewegungen nothwendig ist, kann nicht gering sein, wenn wir die Masse und Geschwindigkeit der strömenden Flüssigkeit und die Widerstände, welche sie zu überwinden hat, berücksichtigen. Nach den besten darüber angestellten Untersuchungen und Berechnungen *) beträgt die Kraft, welche das Herz allein in 24 Stunden verbraucht, 86,400 Kilogramme, d. h. sie ist so groß, daß durch dieselbe 86,400 Kilogramme

*) Siehe Donder's Physiologie des Menschen, übersetzt von Theile, p. 110 und p. 399.

= 172,800 Pfund in 24 Stunden, oder in jeder Secunde 2 Pfund, 1 Meter = 3,2 Pariser Fuß hoch gehoben werden könnten. Hierzu kommt noch die zu den Athembewegungen verwendete Kraft, welche nach den höchsten Berechnungen 466 Pfund, nach den geringsten 83 Pfund beträgt, welche bei jedem Einathmen um die Größe der Erweiterung der Brust gehoben werden. Die für die Bewegungen der Verdauungsorgane nöthige Kraft verstehen wir noch nicht gehörig zu berechnen. Ueberhaupt aber ist so viel einleuchtend und gewiß: die zu diesen Bewegungen verwendete Kraft wird immer proportional sein der Blutmenge und diese wieder der in einer gewissen Zeit in Blut umgewandelten Menge der Nahrungsmittel; denn sie machen die zu bewegende Last aus, so wie es auch Thatsache der Erfahrung ist, daß die Herzthätigkeit sowohl als auch die Zahl und Größe der Athemzüge immer parallel mit der Blutmenge gehen.

Zu diesen Bewegungen kommen sodann die äußerlichen, mehr zufälligen, meistens durch den Willen und die Nerven angeregten Glieder- und Ortsbewegungen, deren Maß natürlich ein sehr verschiedenes ist, für welche aber im Allgemeinen so viel ermittelt wurde, daß die von einem erwachsenen Manne verwendbare Kraft so groß ist, daß derselbe 24 Stunden lang in jeder Secunde etwa 6 Pfund 3,2 Fuß hoch heben kann, d. h. ungefähr dreimal größer, als die von dem Herzen bei der Blutbewegung entwickelte Kraft. Alle diese Bewegungen aber werden hervorgebracht durch die Zusammenziehung der Muskeln oder des Fleisches des thierischen Körpers. Diese aber gehören zu den eiweißartigen, stickstoffhaltigen Körperbestandtheilen und machen dessen Hauptmasse aus.

Wir haben also allen Grund zu der Behauptung, daß durch die bei der Ernährung in diesen Fleischbestandtheilen und stickstoffhaltigen Gebilden vor sich gehenden Veränderungen die Kraft entwickelt wird, welche sich in den von jenen Gebilden vollzogenen Bewegungen äußert. Auch ist es durch directe Beobachtungen bewiesen, daß die Größe der Kraft, welche ein Mensch oder Thier bei seinen Muskelbewegungen entfaltet, in gradem Verhältniß steht zu der Masse seiner Muskeln.

Der Verlust nun, welchen diese stickstoffhaltigen Körpertheile bei ihren Thätigkeiten und Kraftentwicklungen erleiden, muß ersetzt werden und wird ersetzt durch die Nahrungsmittel. Hierzu können aber nur solche dienen, welche eine gleiche und ähnliche Zusammensetzung wie jene Organe selbst besitzen, da dem thierischen und menschlichen Körper die Fähigkeit abgeht, solche Umänderungen in der Zusammensetzung der Nahrungsmittel zu bewerkstelligen, wie sie z. B. nöthig wären, um stickstofffreie Substanzen in stickstoffhaltige, z. B. Fett oder Zucker oder Stärkemehl in Eiweiß, Fleisch oder Käse zu verwandeln.

Solche stickstoffhaltige, eiweißartige Substanzen finden sich aber sowohl in dem Pflanzen- als Thierreiche, ja die Pflanzen sind die Producenten derselben, und man muß sich daher vor dem Irrthum bewahren, als sei Pflanzenkost gleichbedeutend mit stickstofffreier Nahrung. Alle unsere gewöhnlichen vegetabilischen Nahrungsstoffe, vor Allem die Getreidearten, Erbsen, Bohnen, Linsen enthalten stickstoffhaltige Bestandtheile, eben so wie die Gemüse und selbst Kartoffeln und Früchte, letztere freilich in geringern Quantitäten. Aus dem Thierreich ist es aber vorzugsweise das Fleisch, das Eiweiß, der Käsestoff, welche dem fleischfressenden Thiere oder dem Menschen seinen Bedarf an stickstoffhaltiger Nahrung liefern. Es findet sich zwar in den thierischen Körpern noch ein guter Theil anderer stickstoffhaltiger Gebilde, die ebenfalls zur Nahrung dienen, welche aber kein unverändertes Eiweiß, Faserstoff oder Käsestoff enthalten, sondern beim Kochen nur den Leim geben, wie z. B. Knorpel, Knochen, Häute, Sehnen u. s. w.

Ob diese Stoffe im Stande sind, einem Thiere oder Menschen seinen nothwendigen Bedarf an stickstoffhaltiger Nahrung zu geben, ist vielfach untersucht und bald bejaht, bald verneint worden. Es steht jetzt so viel fest, daß ein Thier ausschließlich von diesen Substanzen nicht leben kann. Allein vor Kurzem haben wir ermittelt, daß sie dennoch wenigstens einen Theil der eiweiß-, faser- oder käsestoffhaltigen Nahrung ersetzen können, in der Art ungefähr, daß man durch vier Theile Leim einen Theil Fleisch ersparen kann. Die Art dieser Ersparniß, ob durch einen noch übrigen Eiweißgehalt, oder durch theilweise Rückbildung in Eiweiß, oder durch Ersparniß an Eiweiß bei der Ernährung dieser leimgebenden Gebilde, ist noch zweifelhaft. Ernähren kann man ein Thier schon deshalb nicht allein mit Leim, weil es nicht so viel fressen kann, als es zum Ersatz seines Fleischverlustes nöthig haben würde.

Man kann also diese stickstoffhaltigen Nahrungsmittel, da sie zum Wiederersatz derjenigen Organe unsers Körpers dienen, von denen die vorzüglich in Bewegungen sich äußernden Kraftleistungen ausgehen, die Krafterzeuger, Dynamogene, nennen, und wir erkennen in ihnen eine der wichtigsten Classen der Nahrungsmittel.

Weiter aber sehen wir, daß der Körper der höhern Thiere und des Menschen fortwährend eine bedeutende Menge Wärme an die umgebende Atmosphäre verliert.

Obgleich die Natur den Thieren mancherlei Schutzmittel gegen diesen ununterbrochenen Wärmeverlust verliehen hat, und dem Menschen durch seine Vernunft die Mittel zu suchen und zu finden lehrt, durch welche er diesen Wärmeverlust so sehr als möglich zu vermindern im Stande ist, beträgt derselbe dennoch nach den besten darüber angestellten Versuchen in 24 Stunden gegen 4,000,000 Wärmeeinheiten, d. h. so viel Wärme als erforderlich ist, um 4,000,000 Gramm oder 8000 Pfund Wasser um 1 Grad zu erwärmen, oder 80 Pfund Wasser zum Sieden zu bringen.

Diese Wärmemenge muß in der gegebenen Zeit wieder ersetzt werden, wenn sich die Temperatur unsers Körpers gleich bleiben soll, was zur Erhaltung unsers Lebens durchaus erforderlich ist.

Der Körper muß also diese Wärme produciren, und dazu finden wir in demselben kein anderes Mittel und keine andere Möglichkeit, als in einer Verbrennung, d. h. in einer Verbindung der Bestandtheile des Körpers mit dem Sauerstoff der Atmosphäre. Dieser Sauerstoff wird in dem Athemproceß ununterbrochen in die Zusammensetzung unsers Körpers, und zwar zunächst in unser Blut aufgenommen, und als Beweis seiner wärmeerzeugenden Wirksamkeit sehen wir, daß statt seiner beständig Kohlensäure, Wasser, Harnstoff aus dem Körper ausgeschieden werden, d. h. Verbindungen von Kohlenstoff, Wasserstoff und Ammoniak mit Sauerstoff, bei deren Bildung, wie wir wissen, stets Wärme entwickelt wird.

Zur Darstellung dieser Verbindungen und also zur Entwicklung der beständig verloren gehenden Wärme, kann sich nun der Sauerstoff mit allen kohlen- und wasserstoffhaltigen Bestandtheilen unsers Körpers, also namentlich auch mit dem Kohlenstoff und Wasserstoff der stickstoffhaltigen Körpertheile vereinigen, und thut dies auch in der That. Wir wissen aber, daß in dem thierischen Körper vorzugsweise zwei Bestandtheile besonders geeignet sind, durch ihre Verbindung mit dem Sauerstoff Wärme zu erzeugen, nämlich das an Kohlen- und Wasserstoff reiche, stickstofffreie Fett, und der immer im Blute erzeugte Zucker. Es ist daher wohl keinem Zweifel unterworfen, daß diese Stoffe neben jeder andern Bedeutung, welche sie noch für den thierischen und menschlichen Körper besitzen, vorzugsweise zur Wärmebildung verwendet werden.

Zu ihrem Ersatz dienen aber eine große Zahl der von uns als Nahrungsmittel benutzten Stoffe, vor Allem das Fett und der Zucker selbst, und dann das Stärkemehl, welches, wie wir wissen, durch die Einwirkung der Verdauungssäfte in Zucker umgewandelt wird. Stärkemehl und Zucker können außerdem, wie Erfahrung und Versuche lehren, in Fett umgewandelt und in dieser Form in dem Körper angesammelt werden. Alle Nahrungsmittel, deren vorzugsweise Bestandtheile Fett, Zucker, Stärkemehl sind, werden wir als Wärmebilder, Thermogene, zu betrachten haben.

Nachdem diese Einsicht über die bedeutendste und wichtigste Verschiedenheit der zur Nahrung der Thiere und Menschen dienenden Substanzen, theils als Krafterzeuger, theils als Wärmebilder eine Rolle zu spielen, durch den Scharfsinn des Genies gewonnen war, ist es nun weiter in den neuerdings hier angestellten Versuchen gelungen, die Art und Weise näher zu ermitteln, wie beiderlei Arten der Nahrungsmittel und der ihnen entsprechenden Bestandtheile des Körpers, sowohl die stickstoffhaltigen als stickstofffreien, zur Verwendung kommen, und in welchem Verhältniß sie in dieser Hinsicht zu einander stehen.

Indem ich auch darüber einen Ueberblick zu geben versuche, muß ich wenigstens mit einigen Worten auf eins der wichtigsten in der neuern Zeit festgestellten Naturgesetze aufmerksam machen, von welchem wir auch bei der Beurtheilung der Vorgänge in einem thierischen Körper ausgehen müssen. Ich meine das Gesetz von der Erhaltung der Kraft.

Nach demselben sehen wir nirgends auf der Erde Kräfte entstehen oder vergehen,

sondern wo dieses der Fall zu sein scheint, da treten nur andere veränderte Richtungen und Formen derselben Grundkräfte in die Erscheinung, denen die Körper ihre materielle Zusammensetzung verdanken. Diese Veränderungen in der Form der Wirksamkeit der Kräfte werden herbeigeführt durch Veränderung in der Lage der kleinsten Theile oder Molecüle der Körper, von denen jene Kraftäußerungen ausgehen. Die Wärme z. B., welche wir bei dem Verbrennen des Holzes frei werden sehen, ist nur eine andere Richtung der Kraft, welche die Molecüle des Holzes in eine bestimmte Anordnung brachte. Sie wird in der Form der Wärme frei, durch die Umlagerung, welche die Molecüle des Holzes bei dem Verbrennen erfahren. Und wenn wir durch diese Wärme Wasser in Dampf verwandeln und durch denselben mechanische Effecte erzielen, so sind dieses doch immer nur veränderte Formen ein und derselben Kraft.

So ist es auch in dem thierischen und menschlichen Körper. Wenn unsere Muskeln eine zu Bewegungseffecten verwendbare Kraft entwickeln, wenn das Fett oder der Zucker Wärme erzeugen sollen, so ist es nach dem Princip der Erhaltung der Kraft unbedingt nothwendig, daß in der Lagerung der Molecüle des Muskels, des Fettes oder des Zuckers, eine Veränderung hervorgebracht wird, wodurch die Kraft, welche diese Molecüle bisher in einer bestimmten Ordnung im lebenden Körper erhielt, nun zu andern, zu Bewegungs- und Wärmeeffecten verwendbar wird. Jeder Zusammenziehung unsers Muskels und jeder dadurch hervorgebrachten Bewegung muß eine solche Umlagerung seiner Molecüle vorausgehen, und wenn wir daher zu einer Einsicht des Zustandekommens jener Zusammenziehungen und Bewegungen, oder auch der Entwicklung von Wärme in unserm Körper und der Rolle, welche die Nahrungsmittel spielen, gelangen wollen, so handelt es sich jetzt darum, die Einflüsse kennen zu lernen, welche in den Muskeln und dem Fett unsers Körpers diese Umlagerungen ihrer Molecüle hervorbringen.

Daß der Sauerstoff der Atmosphäre, der, wie schon gesagt, bei dem Athemproceß in das Blut aufgenommen und durch dasselbe mit allen Körpertheilen bei dem Kreislaufe in die innigste Berührung gebracht wird, auf diese Umlagerung und Umsetzung der Körperbestandtheile einen wesentlichen Einfluß hat, daran kann nicht im mindesten gezweifelt werden, da wir als Endresultat dieser Umsetzungen diese Körperbestandtheile den Körper in Verbindung mit dem Sauerstoff verlassen sehen.

Bisher war man meistens der Meinung, daß die Anziehung des Sauerstoffs zu dem Wasser- und Kohlenstoff des Fettes oder Zuckers sowohl im Blute als im Körper groß genug sei, um bei der feinen Vertheilung, in welcher sie bei dem Kreislaufe mit einander in Berührung kommen, die Umlagerung der Molecüle derselben allein und für sich zu bedingen. Man glaubte, daß dieselben direct in dem Blute verbrannt würden, und so zur Wärmebildung dienten. Unsere Beobachtungen haben nun zwar gezeigt, daß dieses wahrscheinlich für das Fett nicht der Fall ist, sondern daß dasselbe auch erst eine Veränderung, höchst wahrscheinlich in der Leber, erfahren muß, ehe sich der Sauerstoff mit dessen Elementen, Kohlenstoff und Wasserstoff, verbinden kann. Für den Zucker bleibt indessen die frühere Meinung wahrscheinlich die richtige, und jene Umänderung, welche das Fett erfährt, ist vorläufig noch von keiner entscheidenden Bedeutung für den ganzen Vorgang, so daß wir für Fett und Zucker einstweilen wohl bei der Vorstellung bleiben können, daß die Anziehung des Sauerstoffs zu ihren Elementen allein und für sich genügt, ihre Umsetzung und dabei das Freiwerden von Wärme zu bedingen.

Allein für die stickstoffhaltigen Körperbestandtheile ist dieses anzunehmen gar nicht wahrscheinlich und möglich. Die Chemie belehrt uns, daß der Sauerstoff nur geringe Verwandtschaft zu stickstoffhaltigen Substanzen besitzt, ja daß der Stickstoff die Eigenschaft hat, durch seine Verbindung mit sonst sehr brennbaren Körpern denselben ihre Brennbarkeit fast ganz zu entziehen, so daß es also nicht wahrscheinlich ist, daß die stickstoffhaltigen Blut- und Körperbestandtheile einfach durch die Verwandtschaft zum Sauerstoff sollten oxydirt werden. Aber es war dieses auch durchaus nicht möglich anzunehmen, da, wenn eine Oxydirbarkeit dieser stickstoffhaltigen Bestandtheile möglich wäre, gar keine Ernährung durch das Blut stattfinden könnte. Denn dieselben stickstoffhaltigen Substanzen, aus welchen die Organe des Körpers bestehen, Eiweiß und Faserstoff

finden sich auch in dem Blute; jene stammen von diesen und müssen durch diese stets ersetzt werden. Dieses wäre nicht möglich, wenn sie durch ihre Verwandtschaft zum Sauerstoff schon im Blute zerstörbar wären.

Diese aus allgemeinen Sätzen gezogene Schlußfolge ist denn nun auch durch die directen deshalb angestellten Beobachtungen bestätigt worden, welche gezeigt haben, daß das Eiweis in dem Blute nie und unter keinen Umständen direct verbrannt wird, sondern daß es dazu immer erst in die Organe übergehen und in denselben eine Veränderung erfahren muß. Es kam daher zuerst darauf an, die Bedingungen aufzusuchen, welche es ermöglichen, daß der Sauerstoff die Umlagerung der Molecüle der stickstoffhaltigen Körpertheile bewirkt.

Die über die Wirkung verschiedener Mengen stickstoffhaltiger Nahrungsmittel angestellten Beobachtungen haben zu der an und für sich sehr einfachen aber wichtigen Einsicht geführt: daß diese Umlagerung der Molecüle der stickstoffhaltigen Körpertheile bei der Ernährung das Product ist aus der vereinigten Anziehung des Blutes und des Sauerstoffs zu der Substanz der Organe.

Diese Organe äußern auf die ihnen homogenen Blutbestandtheile unzweifelhaft eine Anziehung, ohne welche, wie wir schon oben erörtert, die Ernährung jener aus diesen nicht möglich und denkbar wäre. Eben so äußert unzweifelhaft der in dem Blute absorbirte Sauerstoff eine ununterbrochene Anziehung zu den Organen, wie daraus hervorgeht, daß wir ihre Bestandtheile den Körper in oxydirtem Zustande verlassen sehen. Diese doppelte Anziehung bringt eine Wirkung, die Umlagerung der Molecüle der stickstoffhaltigen Organe hervor, welche jede einzelne Anziehung für sich nicht hervorzubringen vermag.

Es ist dieses eine Art chemischer Zersetzungen, welche wir auch sonst in der Chemie häufig wirksam werden sehen, wenn eine an und für sich sehr feste chemische Verbindung dennoch eine Zerlegung, eine Umsetzung ihrer Molecüle erfahren soll. Das Wasser ist z. B. eine sehr feste Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff, welche das Chlor trotz seiner großen Verwandtschaft zum Wasserstoff allein nicht zu zerlegen vermag. Kommt aber auch noch irgend eine organische Substanz hinzu, welche zu dem Sauerstoff des Wassers eine Verwandtschaft besitzt, so erfolgt die Zerlegung des Wassers mit Leichtigkeit, indem die doppelte Anziehung des Chlors zum Wasserstoff und der organischen Substanz zum Sauerstoff des Wassers die Molecüle des letztern von einander zu trennen vermag, was keine der einzelnen Anziehungen für sich zu bewirken im Stande war.

Auf diese Art wird also auch durch die doppelte Anziehung, sowohl des Sauerstoffs als des Blutes auf die Organe die Umsetzung derselben hervorgebracht. Welche Producte sich dabei entwickeln, in welcher Reihenfolge sie auftreten und wo ihre Bildung vor sich geht, wissen wir freilich größtentheils noch nicht. Nur das ist gewiß, daß die Bestandtheile der umgesetzten Körpertheile endlich als Kohlensäure, Wasser und Harnstoff, also in Verbindung mit dem Sauerstoff als Oxyde ausgeschieden werden.

Sowie aber, und in demselben Grade als die Umsetzung der Molecüle der stickstoffhaltigen Organe erfolgt, wird die Kraft, welche sie früher in ihre eigenthümliche Anordnung im lebenden Körper gebracht hatte und erhielt, frei und in anderer Art verwendbar, und sie wird verwendet zu Bewegungseffecten innerer und äußerer Art.

Es ist aber klar, daß hiernach Alles, was jene Doppelanziehung des Blutes und des Sauerstoffs auf die stickstoffhaltigen Organe unsers Körpers unterstützt und befördert, oder beschränkt und beeinträchtigt, auch die Umsetzung der Bestandtheile der letztern und daher ein Freiwerden von Kraft- zu Bewegungseffecten befördern oder beschränken wird.

Zu den jene Anziehung verändernden Einflüssen gehört aber vor allem die Menge der stickstoffhaltigen Nahrung und die davon abhängige Menge des Blutes und seiner stickstoffhaltigen Bestandtheile. So wie sie sich mehren oder mindern, wird die Umsetzung steigen und fallen, und zwar in einem directen Parallelismus, weil mit der Masse der Nahrung und des Bluts die Größe der Anziehung zwischen Organ und Blut steigt und fällt. Zugleich wird sich dabei nach dem oben Gesagten mehr oder weniger Kraft zur Bewegung entwickeln, wie sie zur Bewegung der größern oder geringern Masse der Nahrung und des Blutes erforderlich ist. Die mit der Nahrung in den Körper eingeführte Last muß in Bewegung erhalten werden, und wir

sehen hier nur wieder eins der zahllosen Beispiele der zweckmäßigen Einrichtung aller Verhältnisse der organischen Körper. Die vergrößerte Last ist selbst sogleich wieder die Ursache zu dem Freiwerden der Kraft, welche zu ihrer Bewegung erforderlich ist. Allein diese Wirkung der Vermehrung der Nahrung und des Blutes erreicht zuletzt ein Maximum, worüber hinaus sie die Umsetzung, die ja nicht allein von ihr abhängig ist, nicht mehr zu steigern, also auch keine weitere Kraftentwicklung zu bedingen vermag. Dann hört die Möglichkeit der weitern Nahrungsaufnahme auf, das Thier vermag nichts mehr zu genießen, und erst wenn dann durch die von anderer Seite fortgesetzte Umsetzung wieder Kraft verwendbar wird, kehrt auch die Möglichkeit zur weitern Aufnahme von Nahrung zurück.

Ebenso ist es aber auch zweitens begreiflich und verständlich, daß die Größe der Anziehung des Sauerstoffs auf die stickstoffhaltigen Organe das Maß der Umsetzung derselben und der dadurch freiwerdenden Kraft zu Bewegungen bestimmen wird. Diese Größe der Anziehung des Sauerstoffs ist aber abhängig von seiner für die Umsetzung der stickstoffhaltigen Körpertheile verwendbaren Menge, welche selbst wieder durch verschiedene Umstände bestimmt wird.

Dieselbe ist nämlich abhängig erstens von der Menge des Blutes, welches der Träger dieses Sauerstoffs ist. Wenn sich in Folge der Vermehrung der Nahrung die Blutmenge vergrößert, vermehrt sich auch die Zahl und Tiefe der Athemzüge und die Menge des aus der Atmosphäre aufgenommenen Sauerstoffs. Die vermehrte Nahrung bewirkt also auch von dieser Seite eine Steigerung des Umsatzes und also auch vermehrte Kraftentwicklung, um die größere Last in Bewegung zu erhalten. Wenn aber die Nahrung mangelt, mindert sich auch die Blutmenge und die von demselben aufgenommene Sauerstoffmenge, so daß auch der Umsetzung so weit wie möglich vorgebeugt wird, indem die Einwirkung des Sauerstoffs sich mindert.

Indem aber zweitens der Sauerstoff die Umsetzung der stickstoffhaltigen Organe bewirkt, verbindet er sich auch mit den aus den Organen austretenden Bestandtheilen und wird also in gleichem Grade wirkungslos. Die Größe der Umsetzung nimmt ab, je weiter sie fortschreitet; denn um so mehr wird die Wirkung des einen sie bedingenden Factors, des Sauerstoffs, vermindert, indem er durch die Producte der Umsetzung in Beschlag genommen wird.

Auf diese Weise ist also auch von dieser Seite der Größe der Umsetzung und dadurch der Größe der Kraftentwicklung, so wie noch weiter der Vermehrung des Blutes über eine gewisse Grenze hinaus, eine absolute Schranke gesetzt. Das Thier kann auch in diesem Falle nichts mehr fressen, denn weil die Umsetzung durch die Absorbtion des Sauerstoffs durch die Umsetzungsproducte ihre Grenze erreicht hat, fehlt die Kraft zur weitern Verarbeitung und Bewegung der Nahrung. Sowie dann aber weiter keine Nahrung mehr aufgenommen wird, nimmt die Menge des Blutes ab, die Umsetzung und also auch die Umsetzungsproducte vermindern sich; es bleibt wieder mehr Sauerstoff zur Bewirkung der Umsetzung von seiner Seite her frei, die Umsetzung kann sich wieder fortsetzen, und es wird also auch wieder mehr Kraft frei, welche zu neuer Nahrungsaufnahme und neuer Arbeit verwendet werden kann.

Allein der Sauerstoff wird drittens, wie wir schon oben erörtert haben, in dem thierischen Körper nicht ausschließlich zu der Umsetzung der stickstoffhaltigen Körpertheile und der Oxydation ihrer Producte verwendet, sondern er hat ja auch eine Anziehung zu andern, stickstofffreien Körper- und Blutbestandtheilen, zu dem Fett und dem Zucker. Diese Verwandtschaft und Anziehung ist immer vorhanden und sie wird immer beeinträchtigend auf die Anziehung des Sauerstoffs zu den stickstoffhaltigen Körpertheilen, ihre Umsetzung und die Oxydation ihrer Producte einwirken. Allein so lange jene durch die Anziehung des Blutes auf die stickstoffhaltigen Körpertheile unterstützt und bewirkt wird, ist die Verwandtschaft zu letztern zu groß, als daß sie nicht vor dem Fett und Zucker oxydirt würden. Ihre Oxydation geht immer voraus, und nur in dem Maße als der Sauerstoff durch sie nicht in Beschlag genommen wird, verbindet sich derselbe auch mit dem Fett oder dem Zucker. Eine größere Menge Fett oder Zucker im Blute oder Körper wird aber immer beeinträchtigend auf den Einfluß des Sauerstoffs auf die stickstoffhaltigen Körpertheile einwirken, indem er sich zwischen diesen und jene je nach der Unterstützung der Umsetzung der stickstoffhaltigen Organe durch das Blut und nach der vorhandenen Menge des Fettes oder Zuckers vertheilen wird.

Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß diese Vertheilung bei einem hungernden, aber sonst gut genährten Thiere ungefähr so ist, daß gleiche Gewichtstheile Fleisch und Fett verbraucht werden.

Gibt man nun einem solchen Thiere, welches gehungert hat, nur Fleisch zu fressen, so verbraucht es dieses Fleisch zum Ersatz seines eigenen Fleisches und erspart bei hinreichender Menge des gefütterten Fleisches von dem Fett seines Körpers, und zwar fortgesetzt bei Steigerung mit der Fleischnahrung verbraucht es so lange immer mehr Fleisch und weniger Fett, bis gar kein Fett mehr verbraucht wird, sondern das Thier ganz auf Kosten des Fleisches lebt. Denn die Anziehung des Sauerstoffs zu den stickstoffhaltigen Körpertheilen, unterstützt von der Anziehung des auf Kosten des Fleisches sich bildenden Blutes, ist groß genug, um die Umsetzung jener stickstoffhaltigen Organe fort und fort zu bewirken; die Verwandtschaft der Umsetzungsproducte dieser Organe zu dem Sauerstoff ist aber größer als die zu dem Fette, so daß derselbe immer mehr und mehr von ersterm absorbirt und letzteres zuletzt gar nicht mehr angegriffen wird.

Gibt man dem hungernden Thiere dagegen nur Fett zu fressen, so kann man dadurch zwar den Verbrauch des Fleisches seines Körpers bis auf einen gewissen Grad herabsetzen, indem durch das Fett die Anziehung des Sauerstoffs auf die stickstoffhaltigen Organe vermindert wird, aber nie ganz aufhören machen. Denn so lange noch Blut vorhanden ist, unterstützt dasselbe die Anziehung des Sauerstoffs auf die stickstoffhaltigen Organe immer noch in dem Grade, daß eine Umsetzung jener Organe und eine Oxydation der Producte derselben erfolgt. Man kann sie durch die Masse des Fettes herabsetzen, aber nicht ganz aufheben.

Wir sehen den Zusammenhang beider Verhältnisse in den nothwendigen Lebensbedingungen des Thieres leicht ein. Es muß fort und fort Kraft zu gewissen Bewegungen, zur Verrichtung einer gewissen Arbeit und eben so ununterbrochene Wärme zum Ersatz seines Wärmeverlustes entwickeln. Beide kann es zwar wohl auf Kosten seiner stickstoffhaltigen Körpertheile und der Fleischnahrung produciren und producirt sie wirklich. Auf Kosten des Fettes kann es aber nur Wärme bilden. Daher mußten die Verhältnisse in dem Körper so gegeben sein, daß eine gewisse Umsetzung der stickstoffhaltigen Körpertheile immer gesichert ist, durch welche die Kraft zu der unvermeidlichen Arbeit geliefert wird.

Gibt man endlich einem Thiere Fleisch und Fett zu fressen, so verbraucht es zwar das Fleisch immer und setzt, wenn man mit der Fleischmenge steigt, eher das Fett an, weil ersteres aus den entwickelten Gründen immer zuerst umgesetzt wird, und auf seine Kosten alsdann nicht nur die Arbeit, sondern auch die Wärme gedeckt wird. Allein bei einer solchen gemischten Ernährung wird schon viel früher der Augenblick erreicht, wo die Arbeit durch die gereichte Fleischnahrung gedeckt wird, und wenn man dann doch noch mehr Fleisch reicht, so geschieht dieses ganz unnöthiger Weise, indem man alsdann auch die Wärme durch dasselbe deckt, was doch viel zweckmäßiger und sparsamer durch das Fett geschehen könnte, welches das Thier unnöthigerweise ansetzt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß schon 1/3 bis 1/4 der Fleischmenge, welche nöthig ist, um ein Thier ausschließlich mit Fleisch zu ernähren, hinreicht, demselben allen Ersatz für den durch die Arbeit erlittnen Verlust zu geben, wenn man ihm zugleich die nöthige Menge Fett oder Zucker gibt, auf deren Kosten die erforderliche Wärme gebildet wird.

Es ist also ein ganz unnöthiger Luxus, wenn ein Thier oder ein Mensch ganz ausschließlich von Fleisch lebt oder leben will. Er verbraucht dazu nothwendig sehr große Mengen Fleisch, da er alsdann nicht nur seine Ausgaben an Kraft, sondern auch an Wärme auf Kosten des Fleisches deckt. Die Ausgabe an Kraft brauchte aber nicht so groß zu sein, denn sie wird eben durch die Verdauung und Verarbeitung der großen Mengen von Fleisch so sehr gesteigert. Die große Menge Fleisch erzeugt eine große Menge Blut, und die große Menge Blut bedingt eine große Umsetzung der stickstoffhaltigen Körpertheile, alles mit einem sehr großen Kraftverbrauch und ebenso großer Kraftentwicklung. Aber beide sind für die Erhaltung des Individuums gar nicht erforderlich. Die Arbeit wird nur durch die große Arbeitsmenge geschaffen und diese wieder nur für die Arbeit verbraucht. Freilich fällt nebenbei auch der Bedarf an Wärme ab, allein dieser läßt sich viel wohlfeiler durch Fett decken.

Es folgt also daraus, daß man von dem nothwendigen Nahrungsbedarf nur so viel durch Fleisch decken soll, als zur Bestreitung

der Arbeit erforderlich ist. Das Uebrige, nämlich den Bedarf an Wärme, kann man zwar auch durch Fleisch decken, allein dies ist eine Verschwendung und geschieht sehr viel zweckmäßiger durch Fett oder andere stickstofffreie Nahrung.

Außer der Masse der stickstoffhaltigen Nahrung und der davon abhängigen Blutmenge, ferner außer der Menge des zur Umsetzung derselben disponiblen Sauerstoffs, ist es aber leicht verständlich, daß drittens auch die Masse der sich umsetzenden sowohl stickstoffhaltigen, als stickstofffreien Organe des Körpers auf die Größe der Umsetzung einen entscheidenden Einfluß ausüben muß.

Da die Umsetzung das Product aus der Anziehung der Organe zu dem Blut und dem Sauerstoff ist, so ist nichts einleuchtender und durch die alltäglichste Erfahrung festgestellter, als daß ein großer Mensch oder ein großes Thier, alles Andere gleichgesetzt, mehr verbraucht als ein kleines, oder daß ein wohlgenährter und kräftiger Mensch mehr umsetzt, als ein magerer und herabgekommener. Allein auch hier bedurfte es erst einer genauen Einsicht in die Vorgänge in einem thierischen Körper, um die Wirksamkeit dieses Factors der Umsetzung richtig würdigen zu lehren. Dieselbe tritt nämlich auch bei demselben Individuum sehr schnell und entscheidend ein. Wenn wir heute durch einen mangelhaften Ersatz unserer umgesetzten stickstoffhaltigen Organe einen Verlust an denselben erlitten haben, brauchen wir morgen schon nicht mehr so viele stickstoffhaltige Nahrung, um den eintretenden Verlust zu ersetzen. Und wenn wir heute durch eine sehr reichliche stickstoffhaltige Nahrung, oder durch eine Beschränkung des Umsatzes unsrer stickstoffhaltigen Organe eine Zunahme derselben erfahren haben, so bedarf es morgen auch schon wieder einer größern Menge stickstoffhaltiger Nahrung, um den in der Umsetzung eintretenden Verlust zu ersetzen, oder gar noch eine weitere Zunahme zu ermöglichen. Geschieht dieses nicht, so erfolgt sogleich wieder Abnahme der Masse, bis sie sich mit dem Ersatz durch die Nahrung in's Gleichgewicht gesetzt hat.

Will man also einen Menschen kräftigen oder ein Thier an Fleisch mästen, so kann man dieses nicht durch eine ein für allemal erhöhte Nahrungsportion erreichen. Die dieser entsprechende Massenzunahme erfolgt sehr rasch, aber dann hört sie bei gleich bleibender Nahrung auf. Die vermehrte Masse des Thieres wirkt sogleich um so viel steigernd auf den Umsatz, als der Menge der Nahrung entspricht. Will man eine weitere Zunahme des Thiers bewirken, so muß man auch eine fortwährende Steigerung in der Nahrungszufuhr eintreten lassen, wobei indessen nicht zu übersehen ist, daß eben diese Steigerung der Zufuhr auch die Umsetzung wieder vermehrt. Es wird auf diese Weise sehr schwierig, ja fast unmöglich, und erfordert sehr große Mengen an stickstoffhaltiger Nahrung, wenn man allein durch solche einen Menschen oder ein Thier an Fleisch zunehmen machen wollte. Im Anfange wird derselbe allerdings, wenn er noch weit von seiner individuellen Möglichkeit zu Fleischansatz entfernt ist, bei reichlicher Fleischnahrung stark ansetzen. Allein so wie dieser Ansatz erfolgt ist, wird er zum bloßen Wiederersatz auch des letztern, und zugleich wegen des durch die Masse der Nahrung gesteigerten Umsatzes, solche Massen von Nahrung bedürfen, daß bald die weitern Bedingungen des Umsatzes durch den Sauerstoff nicht mehr ausreichen, und er diese Masse von Nahrung nicht mehr bewältigen kann.

Aber nicht allein das Massenverhältniß der stickstoffhaltigen Organe, sondern auch der stickstofffreien, also namentlich des Fettes in dem Körper, wirken auf den Umsatz auch jener bestimmend ein. Der Sauerstoff vertheilt sich in seiner Wirkung nach dem qualitativen und quantitativen Verhältniß der Substanzen, zu denen er eine Anziehung besitzt. Lassen wir ein fettarmes, aber vielleicht fleischreiches Thier hungern, so wird der Sauerstoff sich vorzugsweise auf die stickstoffhaltigen Körpertheile werfen, und deren Umsatz groß sein, aber weniger Fett verbraucht werden. Ist dagegen das Thier sehr fettreich, so wird der Sauerstoff vorzüglich sich mit diesem Fett verbinden, und der Umsatz der stickhoffhaltigen Körpertheile ein geringerer sein. Es ist eine altbekannte Thatsache, daß fette Menschen und Thiere, wenn sie nicht anderweitig zu starken Kraftanstrengungen gezwungen werden, dem Hunger viel länger Widerstand leisten können als magere, weil das Fett ihres Körpers den unnöthigen Verbrauch ihrer stickstoffhaltigen Körpertheile verhindert.

Was aber in solcher Weise bei dem hungernden Menschen oder Thiere gilt, das macht sich auch bei dem, welches Nahrung erhält, geltend. Ein fettes Thier wird unter voller

Erhaltung seiner Kraft weniger Fleischnahrung bedürfen als ein mageres, ohne daß letzteres bei mehr Nahrung zu einer größern Kraftanstrengung befähigt wäre. Das Fett bei jenem wird den Umsatz des Fleisches beschränken, während dieses viel Fleisch haben muß, um den starken Umsatz seines Fleisches zu ersetzen. Freilich magert dabei das fette Thier an Fett ab.

Nachdem wir nun auf solche Weise in den Besitz der Erkenntniß der Umstände gelangt sind, welche auf den Verbrauch an stickstoffhaltiger Nahrung in dem thierischen und menschlichen Körper einen entscheidenden Einfluß ausüben, sind wir jetzt auch in den Stand gesetzt, die nothwendige und vortheilhafteste Art der Ernährung für jeden Menschen oder irgend ein Thier in jedem Lebenszustand an die Hand zu geben.

Es ist dazu zunächst erforderlich, seinen Stickstoffverbrauch zu ermitteln. Dieses können wir durch quantitative Bestimmung des wichtigsten stickstoffhaltigen Ausscheidungsproductes, des Harnstoffes, nach einer durch den Scharfsinn des Herrn Professor von Liebig erfundenen ebenso sichern, als einfachen Methode. Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß der wirklich im Körper verbrauchte und nicht nur unverdaut wieder entfernte Stickstoff der Nahrung fast ausschließlich in dem Harnstoff wieder ausgeschieden wird, und dagegen andere kleine Verluste durch die Haut und vielleicht Lungen vernachlässigt werden können.

Der verbrauchte Stickstoff muß alsdann vorerst und unter allen Bedingungen durch stickstoffhaltige Nahrung wieder ersetzt werden, und hiezu dienen die oben erwähnten, eiweißartigen Nahrungsmittel des Pflanzen- und Thierreichs.

Aber dieser Ersatz des Stickstoffverbrauchs genügt zur Erhaltung des Lebens nicht. Durch ihn allein wird der Ersatz für den Wärmeverlust nicht herbeigeführt. Man kann letztern allerdings auch durch den Verbrauch stickstoffhaltiger Nahrung erzielen. Allein dadurch wird nur unnöthiger Kraftverbrauch und unnöthige Kraftentwicklung eingeführt, welche jedenfalls schon aus Sparsamkeitsrücksichten vermieden werden sollten. Dem Wärmebedürfniß ist viel einfacher und zweckmäßiger durch den Zusatz stickstofffreier Nahrung, Fett, Zucker, Stärkemehl zu der stickstoffhaltigen Nahrung abzuhelfen.

Das Maß an erforderlichen Wärmeerzeugern dieser Art sind wir vorläufig noch nicht anders als indirect durch Berücksichtigung des Gesammtkörpergewichts zu bestimmen im Stande. Wenn der Stickstoffbedarf gedeckt ist, so muß der Körper sich außerdem an Gewicht gleich bleiben. Was er über den Ersatz durch die stickstoffhaltige Nahrung an Gewicht verliert, muß durch stickstofffreie Nahrung gedeckt werden. Um hierbei sicher zu gehen, würde es erforderlich sein, auch die durch Haut und Lungen ausgeschiedene Wasser- und Kohlensäuremenge genau quantitativ zu bestimmen. Herr Professor Pettenkofer hat zu diesem Zweck soeben einen sehr sinnreichen und großen Apparat construirt, welchen die Munificenz Sr. Majestät des Königs Maximilian von Baiern in einer Weise auszuführen möglich gemacht hat, durch welche wir zum ersten Male zuverlässige Resultate über diese wichtige Frage erlangen zu können die Hoffnung haben. Hoffentlich wird die Zukunft die Möglichkeit bringen, auch darüber einige Mittheilungen zu machen.

Der Nachwuchs des Torfes.

von

August Vogel.

Die spontane Wiedererzeugung oder der Wachsthum des Torfes ist ein Gegenstand von so großer Wichtigkeit und Tragweite, daß man natürlich schon häufig versucht hat, durch genaue Ermittlungen hierüber eine bestimmte Ansicht zu gewinnen. Während einige Naturforscher Beobachtungen für das Nachwachsen des Torfes beigebracht haben, so wurde von andern ebenfalls auf Grund von Beobachtungen das Gegentheil behauptet.

Der Torf ist bekanntlich als eine Vereinigung vegetabiler Zersetzungsproducte in verschiedenen Uebergangsstufen zu betrachten. Diese eigenthümliche Zersetzung von Pflanzentheilen, welche die Entstehung des Torfes bedingt, findet da statt, wo der Zutritt der Luft gehindert, Wasser aber in größerer Menge vorhanden ist. Wenn diese Bedingungen, unter welchen sich Torf in Mooren bildet, unverändert erhalten werden, so ist wohl kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß er nicht fortwachsen sollte. Beobachtun-

gen unter solchen Verhältnissen an Torfmooren angestellt, werden jedenfalls als Beweise für das Nachwachsen des Torfes angeführt, während Beobachtungen da, wo Austrocknungen stattgefunden, wo die unterbrochene Verwesung vegetabiler Substanz durch Luftzutritt wieder ermöglicht ist, als Beweise des Gegentheils hervorgehoben werden.

Der berühmte Botaniker Otto Sendtner, — seiner fruchtbringenden wissenschaftlichen Laufbahn so wie seinem Freundeskreise durch einen frühen Tod jüngst entrissen — hat eine Reihe vortrefflicher eigener Beobachtungen*) mitgetheilt, welche das Nachwachsen des Torfes außer allen Zweifel setzen. Eines der schlagendsten Beispiele von Torfnachwuchs ist das von ihm selbst beobachtete zwischen Olching und Lochhausen (Eisenbahnstationen auf dem Wege von München nach Augsburg). Im Jahre 1824 war eine beträchtliche Strecke der Wiesenmoore nördlich der Eisenbahn abgebrannt. Auf der abgebrannten Fläche eines Torfstiches innerhalb dieser Strecke hatte sich im Herbste 1850 auf der deutlich bezeichneten Kohlenschicht eine nicht unbeträchtliche neue Torflage gebildet. Dieses Beispiel ist um so bemerkenswerther, als grade durch die zufällig vorhandene, vom Brande herrührende Kohlenschicht die neuere Torfbildung von dem älteren Lager scharf abgegrenzt wird und in diesem Falle also über den Nachwuchs durchaus kein Zweifel bestehen kann.

Durch gefällige Mittheilung des königlichen Forstbureaus in München bin ich in den Stand gesetzt, den von O. Sendtner angeführten Beispielen einige neue hinzufügen zu können, welche mir um so interessanter erscheinen, als sie sehr übereinstimmend auch für die Menge des jährlichen Torfnachwuchses wichtige Anhaltspunkte darbieten.

1. Nach den Versuchen, die auf dem königlich baierischen Reviere Grasenwöhr in dem sogenannten alten Torfstiche angestellt worden sind, hat sich in den seit fünfunzwanzig Jahren ausgetorften Flächen eine Mächtigkeit von drei Fuß neuen Torfes ergeben. Wird der allenfalls vorhandene Torfrückstand auf 0,75 Fuß gerechnet, so ergibt sich für die fünfundzwanzig Jahre $\frac{2,25}{25} = 0,09$ Fuß per Jahr Nachwuchs.

*) O. Sendtner, die Vegetationsverhältnisse Südbaierns.

2. Die wichtigste Erfahrung liegt am Röthelweiher (Forstamt Vilseck bei Amberg) vor. Das Torfmoor Röthelweiher verdankt seinen Ursprung dem großen Weiher gleichen Namens. Am 12. Januar 1776 entstand in Folge plötzlichen Thauwetters und starken Regens ein Durchbruch des Hauptdammes, welcher nicht wieder hergestellt wurde. Das Wasser war demnach in dem zum Theil entleerten Weiher nur noch in dem Grade vorhanden, daß die Torfbildung vor sich gehen konnte. An der Stelle, wo die tiefe Wassermasse im Jahre 1776 den Damm durchbrochen hatte, also an einer Stelle, wo sich damals wegen der Tiefe des Wassers noch kein Torf gebildet haben konnte, lagert gegenwärtig (1858) an den tiefsten Punkten Torf zu acht Fuß Mächtigkeit exclusive des Abraumes. Es hat sich also die bezeichnete Mächtigkeit von acht Fuß in einem Zeitraume von zweiundachtzig Jahren, von 1776 bis 1858 gebildet. Dies ergibt 0,097 Fuß im Jahre Nachwuchs. —

Die Resultate dieser beiden Beobachtungen stimmen so genau überein, daß wohl mit Sicherheit 0,09 als Factor des jährlichen Nachwuchses auf diesen Torfmooren angenommen werden kann.

Solche Beobachtungen lassen wohl keinen Zweifel übrig, daß unter den entsprechenden Voraussetzungen der Torf auch in gegenwärtiger Zeit noch im Wachsthume begriffen sei. Nach einer angestellten Berechnung soll der Torfanwuchs unter günstigen Verhältnissen mehr Brennmaterial liefern, als der beste Hochwald, — ein Resultat, dessen Genauigkeit ich übrigens nicht zu beurtheilen im Stande bin.

Was die Menge des jährlichen Nachwuchses betrifft, so können die obenerwähnten Zahlen natürlich nur für die der Beobachtung unterstellten Torfmoore Geltung haben, da im Allgemeinen sich hierüber wohl kaum sichere Normen aufstellen lassen dürften. Auf einen Umstand, der, wie ich glaube, auf die Menge des jährlichen Nachwuchses von Einfluß sein muß und deshalb bei Beurtheilung dieser Verhältnisse wohl berücksichtigt werden darf, möchte ich hier noch aufmerksam machen, das ist die Benutzung der auf Torflagern wachsenden Moose, der Sphagnum- und Carexarten zu landwirthschaftlichen Zwecken. Daß diese Pflanzengebilde sich selbst überlassen zu einer immer erneuten Torfbildung, wenn überhaupt dessen Bedingungen erhalten blei-

den, Veranlassung geben müssen, kann wohl keinem Zweifel unterliegen. Werden sie dagegen alljährlich zur Streunutzung abgemäht, wie dies in manchen Gegenden üblich ist, und so dem Torflager fast gänzlich entzogen, so ist es wohl begreiflich, daß durch eine derartige allerdings sehr nützliche Verwendung der Nachwuchs des Torfes selbst wesentlich verzögert werden müsse.

Literarisches.

Die Getreidearten und das Brot. Von Freiherrn von Bibra, Dr. med. et phil. Nürnberg bei W. Schmidt, 1860.

Nicht bloß die Männer der deutschunionistischen „gelinden Erschütterung," wie der Constitutionel sich, natürlich mit Respect, ausdrückt, sondern auch wir nur mehr von der alten Reichsherrlichkeit träumenden Schwarzseher unserer Zukunft können es nur mit Freude vernehmen, wenn ein Sprosse so ruhmvollen, reichsfreiherrlichen Stammes sich und dem wißbegierigen Publicum die Langeweile vertreibt, dem Gebäude der Naturwissenschaft aber zugleich einen neuen Stein einsetzt.

Freiherr von Bibra, der Reichschemiker, ist als ein Mann von großem Geist, unabhängiger Gesinnung und exemplarischer Thätigkeit, als eine der ersten Zierden der alten Stadt am Knoblauchslande — Nürnberg — schon längst bekannt, als ein Naturforscher, der bald heiter über den Ocean schwimmt und dessen Abgründe eben so wie die der Cordilleren erforscht, den Reichthum des Gehirnes an Fett in zahllosen Untersuchungen darstellt, oder der Cholera Quellen im Plasma an allen Quellen sucht. Neuerlich aber tritt er in die weitesten Kreise, indem er auch dem Brote seine gewaltige Forscherkraft widmet.

Das „tägliche Brot" ist zwar vielen nur getrockneter Fisch, oder Walfischthran, Olive oder Lauch, Einigen gar ihres Nebenmenschen geröstetes Nierenfett oder eine Omelette von Wanzeneiern (p. 502) und Mancher würde sich hüten, sein Gebet mit dem des Nachbars zu vereinigen, wenn er wüßte, was der unter täglichem Brote versteht; aber das von den unscheinbaren, schmalblätterigen, blumenlosen Grasarten, die wir Cerealien nennen, gesammelte, harte und fast geschmacklose Korn, das instinktmäßig vor unermeßlichen — ja unermeßlichen — Zeiten die Völker schon als beste Nahrung der Menschen fanden, — dieses tägliche Brot ist die Grundlage unserer ganzen Cultur in allen Continenten und darum verdient es so wohl die Untersuchung der Wissenschaft ganz vorzugsweise und die besondere Bitte an den Schöpfer.

Baron Bibra gibt in seinem Buch eine kurze Geschichte der Getreidecultur der Alten, der Deutschen insbesondere, fügt eine botanische Uebersicht der bekannten Getreidearten an und kommt dann auf sein eigentliches Feld, die chemischen Untersuchungen der Cerealien, die er dann mit den wichtigsten aller, mit denen über das Brot, eigenen und fremden, schließt.

Die Geschichte der alten Getreidecultur ist kurz, ohne besondere Angabe von Quellen, zumeist auf die alten Angaben von Sprengel und Link, der zwar in Spanien längere Zeit, in Griechenland aber zweimal nur immer einige Wochen, in Asien oder Egypten unsers Wissens aber gar nicht war, gestützt vorgetragen, und der Verfasser legt offenbar auf die Subtilitäten der Philologen und Botaniker wenig Gewicht. Wir rechten darüber auch nicht mit ihm, dessen Kraft auf dem Felde der Chemie vor Allem glänzt. Nur allein um uns dem Verfasser gegenüber gleichsam zu legitimiren, möchte bemerkt sein, daß der *τρίμηνος πυρός* des Theophrast doch nicht Sommerweizen war, sondern wie alle Cerealien Griechenlands südlich vom Sperchius, Wintergetreide, das aber erst im Januar oder Februar gesäet ward, was auf den Inseln des Archipel, von denen es, wenn ich mich recht erinnere, Theophrast besonders rühmt, sehr wohl angeht. Es ist immer Samen derselben Varietät, die auch schon im October gesäet werden kann.

Alle werden vor Sommers Eintritt schon geerntet. Der olivenkerngroße Weizen des Theophrast mit vier Finger breiten Blättern ist wohl Mais gewesen, aber wir leugnen doch nicht, so viel wir wissen, daß er von Amerika aus auch nach Europa kam, wenn er auch nach Asien noch früher gekommen war, wie ja auch v. Sieboldt bestätigt (vgl. p. 72 u. 9).

Haben wir damit dem Verfasser seine Freude, den Mais als eigenes Cereal Amerika's anzusehen, gelassen, so müssen wir leider eine andere seiner süßesten Illusionen, die Wiege des bairischen Bieres oder besser dessen Braupfanne unter den Pyramiden zu suchen, zerstören. Ein Malzdecoct, alle Tage frisch bereitet, ohne Hopfen, Untergährung, Faß und Keller — das ist weltmächtig kein Naß, das sich mit echtem Baierischen vergleichen läßt, gut für Lungenreconvalescenten, aber verderblich für die normale Küche des Stoffwechsels. Dioskorides, wenn auch vielleicht nicht aus Tölz, so doch ein erträglicher Bierexperte nach Zeit und Umständen, schreibt über das Zythum, was zweifelsohne unser Getränk ist: „*πνευματωτικός τε καὶ γεννητικὸς κακοχυ-*

μιων καὶ ἐλεφαντιάσεως ποιητικός" — und das kann unser Nationalgetränk unmöglich gewesen sein, „absit cerevisia sine lupulo!" — Oder konnten die entarteten Hellenen schon zu des Doctors von Anazarbus Zeiten keinen gegohrenen Gerstensaft mehr vertragen und mußten dann den aufgetriebenen hohlen Leib auf Elephantenfüßen tragen, welch schreckliches Phänomen uns der unglückliche Tirilirist Orphanides zu Athen auch neuerlich noch bot?

Herodot selbst, obgleich Vater der Geschichte, verstand nichts vom Biere.

So interessant nun auch die historischen Mittheilungen über den Ackerbau sind, so müssen wir doch den Leser auf das Buch selbst verweisen, wo der Verfasser mit unsäglichen Anstrengungen das Destillat aus den vielen Folianten der „hochadligen Feldleben" oder „klugen Hausväter" zu geben strebt, ohne indessen weiter als bis in die Mitte des verflossenen Jahrhunderts zu kommen, wo er „mit Beruhigung" die Landwirthschaft der Pflege der Wissenschaft übergibt.

Reich und echten deutschen Fleißes würdig sind die Zusammenstellungen aller Arbeiten der Chemiker über das Getreide, aber das beste darin sind doch des Verfassers eigene höchst umfassende Arbeiten — und daß man nicht glaube, es sei der neuern organischen Chemie so gar leicht gemacht, ihre Tricapronylaethylammonium oder Chlorhydrotibromhydrin und Aehnliches zu entdecken und zu beschreiben, so erwähnen wir nur, wie sorgfältig und in wiederholten wochenlangwährenden Angriffen der Kleber untersucht und Pflanzenfibrin, Pflanzenkasein und Leim daraus dargestellt (p. 147), dann Zymon, Gliadin und Mucin der Aeltern besser charakterisirt, endlich das Gebiet des Amylum oder der Granulose, wie Nägeli will, betreten und nebenbei auch sehr gründlich die immer noch nicht recht klargestellte Anwesenheit des Zuckers schon im Weizenkorn selbst nachgewiesen ward.

Nur die Benennung des Pflanzenzellstoffes mit Pflanzenfaser (p. 196) möchte bei den strengen Morphologen, die nichts mehr von den Urfasern und Urblättchen der Elementarorgane wissen wollen — lediglich der Erweckung falscher Vorstellungen halber — Anstoß erregen.

Seit mehr als dreißig Jahren ist die Frage über den Nährwerth der Kleie immer in Discussion begriffen und Bibra greift sie schon wegen ihrer nationalökonomischen Bedeutung mit dem ziemenden Ernst an. Während die Einen auf die Mastung der Müllerschweine mit Kleien deuten und gradezu den Trägern der Waffenehre des Landes die Kleie im Commißbrote zu lassen empfehlen (für Frankreich zunächst vorgeschlagen), sahen Andere damit gefütterte Hunde elendiglich abmagern und noch immer ist nicht entschieden, ob gebeuteltes oder ungebeuteltes Mehl den Sieg verdiene? Nach unsern eigenen Versuchen bei sehr verschiedenen Thieren verhält sich eben die Kleie auch sehr verschieden in der Verdauung, sowohl nach der Species, die sie genießt, als nach der Zubereitung und Mischung, die sie erhält. Das Schwein verdaut sie am besten, ziemlich gut das Rind, erträglich das Pferd, schlecht der Hund und alle Fleischfresser. Wir empfehlen zunächst Herrn Mouriès, dem Erfinder des Cerealin, das von Bibra mit dem Farbestoffe des Weizens identisch erklärt, nicht an Hunden, sondern am Menschen selbst und in einer so wichtigen Ehrenfrage, die selbst die Gloire berührt, an sich selbst mit Kleienbrot zu experimentiren.

Daß im Mehle die stickstoffhaltige Substanz Massen bilde, also eigentlich nähre, blutbildender Stoff sei, wird jetzt nirgends mehr bezweifelt, und es ist von großem Interesse, den Stickstoffgehalt des Weizen vor Allem zu kennen. Aber hierzu muß auf die ausführlichste derartige Arbeit, auf das Buch selbst verwiesen werden und nur so viel möge man uns zu excerpiren gestatten, daß, obgleich der Verfasser im Weizen von den Balearen die hohe Zahl von 3,86 Procent Stickstoff im Mittel von vier Analysen fand, doch im großen Durchschnitt mindestens für alle deutschen Weizen ein sehr gleicher Gehalt (2,10 — 2,20) sich ergibt und somit hierin die deutsche Einigkeit, ja sogar Einheit gewahrt ist. Russische Weizen stehen durchschnittlich höher im Stickstoffgehalte (2,34 Procent), und ein Weizen aus dem Tschernosem gab sogar 3,47 — von demselben Orte aber auch wieder einer nur 1,67,— so daß also über die Ursachen der Stickstoffmehrung in den Cerealien nichts in der Düngung und dem Klima gefunden werden kann.

Wenn, wie neuere Versuche zeigten, es das Brot ist, und zunächst Weizenbrot, welches den status quo des ausgewachsenen Körpers, selbst beim Hunde, der doch ein Fleischfresser ist, am besten erhält, so muß Vorsorge für genügende Beschaffung desselben als des einzigen Erhalters der Arbeitskraft des Menschen, also der Arbeit, „die alle Güter schafft," höchste Aufgabe der Volkswirthschaft sein. Jede Verbesserung in diesem Productionszweige ist von einer weit über die gewöhnliche Werthschätzung der Dinge hinausgehenden Bedeutung. So z. B. der Nachweis eines bestimmten Verhältnisses der stickstoffhaltigen, also zunächst massebildenden Nährstoffe der Körner zum Phosphor in denselben, somit also phosphorsäurereiche Düngstoffe (Knochenmehl!) oder der Nachweis, Mehl von ausgewachsenen oder sonst in seinen Bestandtheilen etwas veränder- tem Getreide zum Brotbacken verwendbar zu machen (der Zusatz von Kalkwasser nach Liebig oder Kochsalz nach Lehmann).

Der Frage, ob Stickstoffdüngung den Gehalt an plastischen Nährstoffen im Korne mehre und was der Stickstoff im Dünger überhaupt bedeute, was bekanntlich durch die Liebig'sche Sichtung des Stökhardt'schen Irrthums von der übergroßen Bedeutung desselben klarer gestellt wurde, geht unser Verfasser, der den Federkrieg nicht liebt, aus dem Weg oder besser gesagt, er findet sie nicht darauf. Da nun aber letztlich die Sache dem Abschlusse nahe und die Stickstöffler ihren Irrthum zu erkennen schienen, so nehmen wir hier Gelegenheit, eine etwas dicke Auslassung des Herrn Theodor Wolff, den A. Stökhardt in einem seiner frommen Morgengrüße zum Zerreißen des B. Liebig ausgeschickt hatte, auf die Sache, nicht die Ornamentik, zu prüfen. Herrn Wolff, nicht zu verwechseln mit Emil Wolff, der, ein ganz anderer Mann, an ihm nur seinen Dioscuren, oder da der Ausdruck wegen Gleichheit der Namen nicht recht paßt, besser gesagt, seinen Obscuren hat, verdrießt unsere Stilübung oder unsere Ornamentik, womit wir dem Leser die Oede polemischer Düngerfragen zu verschönern lieben und er sucht sie daher nicht bloß in grober Stuccatur nachzuahmen, sondern mittels Drohungen von Enthüllungen und Ignoranzbeweisen zu zerschlagen, — Alles immer von der in fünf bis sechs Bogen der Zeitung für Mittel- und Norddeutschland fortlaufenden tiefsinnigen Behauptung begleitet, daß man die Erfolge der Düngerversuche der Versuchsstation des Generalcomité des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern auch anders erklären könne. Diese Behauptung, wir gestehen es ein, ist wirklich profund — gesinnungstüchtig — blendend! Könnte, ja müßte nicht ein frommer Mann die guten Erfolge einiger Dünger von himmlischem Segen, von einer Procession, von einer Reliquie selbst erklären? Und rauchen nicht in der Nähe des Versuchsfeldes zahlreiche Schlöte von Ziegeleien und führen stickstoffhaltige Gase in die Luft? oder braust die Locomotive vorbei? oder verzweigen sich die Capillaren des glühenden Erdkernes dahin?

Wir haben hier nicht Raum, einige seiner Erklärungsarten wissenschaftlich näher zu beleuchten, das soll anderswo geschehen, hier muß die Erklärung genügen, daß es nicht zweckloses „Säbelrasseln" unsererseits war, auf die Ueberschätzung der Bedeutung des Stickstoffes in den Düngern von Seite der Stökhardt'schen Schule aufmerksam gemacht und dagegen gekämpft zu haben. Bekanntlich that dies Liebig noch früher und daß die Ueberschätzung stattfand, zeigt nicht bloß der noch glimmende Streit, sondern zahllose Behauptungen Stökhardt's selbst — z. B. p. 235 der Zeitschrift der deutschen Landwirthschaft, 1851 — u. p. 16 desselben Jahrganges oder der chemische Ackersmann 1855, p. 117. Wir sehen mit Vergnügen, daß man den alten Irrthum abschwört, — ein Ehrenmann mag sich schämen zu gestehen, daß er sich irrte, aber daß man den alten Glauben jetzt, wo Aeußerungen, wie die Völkers, „aber ungeachtet des geringen Ammoniakgehalts gab dieser Guano Nr. 4 das beste Resultat von den sämmtlichen vier Guanosorten," immer häufiger werden, abschwören und uns dann (agron. Zeitung Nr. 6, 1860) unnöthigen Lärmes anklagen will, das muß klar gestellt werden, vgl. auch darüber Dr. Wilda's landwirthschaftliches Centralblatt 1858, XII. p. 430 oder Clemm und Erlenmayer in der Zeitschrift für Chemie und Pharmacie 1860, II. p. 52.

Herr Th. Wolff ist in der literarischen Welt nur durch altmodische Polemik und zwar durch ein dickleibiges Pamphlet gegen Liebig bekannt. So lange er nicht bessere Beweise seines Forschens, an welche sich die Kritik halten kann, gibt, wird er im landwirthschaftlichen Sprechsaale vor die Schwelle gesetzt und mag uns nun herunterreißen nach Herzenslust. Ein Mann, der mit Persönlichkeiten ausdrücklich droht, verdient keine Antwort. Die Sache selbst aber werden wir mit Vergnügen noch lange, so Gott will, behandeln und zwar schon im III. Heft unserer Ergebnisse, das zum Drucke sich vorbereitet. Dort mag der Kriegslustige die Beurtheilung seiner Erklärung suchen.

Die Frage, ob stickstoffreiche Düngung auch stickstoffreicheres Mehl, also nahrhafteres Brot liefere, ist noch völlig in der Schwebe, würde aber, bejahend gelöst, in Sachen der Volksernährung großes Gewicht haben. Das zeigen nicht bloß unsers Verfassers Analysen von Haferbrot, Rindenbrot, Knochenbrot und Hungernothbrot aus Schweden, das zeigen auch die Erfahrungen von der Abnahme der Waffenfähigkeit der Jungmannschaft mancher Länder.

Die Cardinalfrage, welches Getreide das beste und welche Brotart die nahrhafteste sei, entscheidet der Verfasser (p. 496) vor Allem nach dem Fragesteller selbst. Ganze Nationen gewöhnen ihren Organismus an diese oder jene Getreideart und halten sie für die beste, wohl auch thatsächlich ihrem Organismus entsprechendste. Man muß „dem Magen auch Etwas bieten," und durch die Uebung wächst die Kraft. Und wenige sind dadurch gewaltiger geworden, als unser Autor durch die Uebung in der chemischen Analyse; und klar wie umfassend zugleich immer die anziehendste Seite der Aufgabe zu beleuchten, ihre dunkle Tiefe auch dem Uneingeweihten zu erhellen, das vermag selbst unter Beigabe humoristischer Würze Niemand besser, als der freiherrliche Chemiker zu Nürnberg, von dem wir noch viel Treffliches im Laboratorium erwarten dürfen.

K. Fraas.



Neuestes aus der Ferne.

Lord Dufferin über Jan Mayen und Spitzbergen.

In Begleitung der Reine Hortense, die den Prinzen Napoleon trug, machte Lord Dufferin, ein Mitglied des englischen Yacht-clubs, eine Reise in die höchsten Breitengrade, auf der er mit seinem kleinen Schooner weiter kam, als seine französischen Genossen, Jan Mayen und Spitzbergen besucht und bis zum 80. Grade nördlicher Breite gelangte. Die Insel Jan Mayen ist selten von Menschen betreten worden. 1614 wurde sie von Fotherby entdeckt. 1633 blieben sieben holländische Seeleute, die den Stamm einer den Walfischfang erleichternden Niederlassung bilden sollten, auf ihr zurück. Als man im nächsten Sommer die muthigen Männer ablösen wollte, waren alle am Scorbut gestorben. Die letzte bekannt gewordene Landung vor Lord Dufferin unternahm der berühmte Walfischfänger Scoresby im Jahre 1834. In der Regel ist die Insel von Eis umschlossen und in undurchdringlichen Nebel eingehüllt. Den meisten Schiffern verräth sich ihr Dasein bloß durch das Getöse der Brandung, und die Matrosen sagen daher von ihr, daß man sie öfter höre als sehe. Sie ist vier deutsche Meilen lang, eine breit und durchaus vulcanischen Ursprungs. Ihr hervorragendster Zug ist der Beerenberg auf ihrer Nordspitze. Dieser Berg ist 6870 englische Fuß hoch und hat die Gestalt eines Zuckerhuts. Gletscher hängen in der Gestalt gefrorener Krystallströme von seinen Seiten nieder. Lord Dufferin landete an der Nordküste unter einer tausend Fuß hohen Basaltmauer, die dem zuckerhutförmigen Beerenberge zum Widerlager dient. Der flache Strand unter der Mauer ist nicht breiter als fünfzehn Fuß und besteht aus einem netzartig schlackigen Conglomerat, das von senkrechten und wagerechten Basaltsäulen durchzogen wird. In den Spalten der Felsen nisten unzählige Seevögel, deren zutrauliche Neugierde bewies, daß sie nie mit Menschen in Berührung gekommen seien.

Die Vertheilung des Eises um Spitzbergen erklärt Lord Dufferin durch einen Kampf, den ein eisig kalter Polarstrom mit dem Golfstrom führe. Die beiden Ströme begegnen sich nach seiner Ansicht zwischen Nova Zembla und Spitzbergen. Der kältere Strom fließt dem wärmern entgegen und zwingt ihn, sich in zwei Theile zu theilen, von denen der eine sich um das Nordcap herum zum Varanger Fiord zwängt, während der andere in mehr nördlicher Richtung der westlichen Küste entlang getrieben wird. Da der Polarstrom den Golfstrom zwar zu theilen, nicht aber zu durchbrechen vermag, so findet in Folge davon eine Anhäufung von Eis südlich von Spitzbergen in dem Winkel statt, welcher durch diese Art Vergabelung des wärmeren Stromes gebildet wird.

Lord Dufferin ging auf der Westküste von Spitzbergen vor Anker. Mit Ausnahme der Bai, die er gewählt hatte, sind alle andern Häfen dieser Küste, Eis-Sund, Bell-Sund, Horn-Sund, dem Uebelstande ausgesetzt, daß sie oft in einer einzigen Nacht von Eis verschlossen werden. English-Bai — so heißt sein Hafen — grenzt an ein Thal, um das zwei Thonschiefergrate, 1500 Fuß hoch und jäh abfallend, einen Halbkreis bilden. Der ganze zwischen ihnen liegende Raum wird von einem ungeheuren Gletscher ausgefüllt, der wie ein

Bergstrom von den Bergen niederhängt und endlich, über eine 120 Fuß hohe Felswand fallend, im Meer verschwindet. Dasselbe Schauspiel wiederholt sich auf ganz Spitzbergen. Mit Ausnahme der Stellen, die mit einem schwarzen Moos, der Nahrung der Rennthiere, bewachsen sind, sieht man nichts als urweltliche Felsen und ewiges Eis. Zwanzig Fuß über der Meeresfläche hört das schwarze Moos auf und man steht nun auf Gletschern, die keinem Thal fehlen und oft den ganzen Raum einnehmen. Einige dieser Eisströme haben eine Länge von zehn bis zwölf deutschen Meilen bei zwei bis drittehalb Meilen Breite. Die Felswände, über die sie sich in das Meer stürzen, sind bis zu fünfhundert Fuß hoch. An manchen Stellen sieht man Eismassen oben in der Luft hängen, die sich vielleicht im nächsten Augenblicke, ihrem Gewicht nachgebend, von der Hauptmasse des Gletschers trennen und mit Donnergetöse in's Meer fallen. So liefert auch Spitzbergen gleich Grönland einen ansehnlichen Beitrag zu den Eisbergen des Meeres. Das flachere Ufer ist mit Treibholz aus den amerikanischen Wäldern bedeckt. Der Golfstrom hat es hierher geführt. Die Thierwelt wird durch Bären, Füchse, Rennthiere, Schneehühner und einige Arten von Wasservögeln vertreten, im Meer leben Walrosse und riesige Seehunde.

Die brasilische Provinz Santa Catharina.

Wir haben mehrmals Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, um wie Vieles die brasilischen Zustände besser und geordneter sind als die der südamerikanischen Republiken. Der zweite Theil von Avé-Lallemant's Reise in Südbrasilien *) lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Provinz Santa Catharina. Im dortigen Unterlande herrscht eine fast durchweg tropische, von Saft und Ueberfluß strotzende Pflanzennatur. Kaffee, Zucker, Taback, Reis und europäische Früchte wetteifern mit einander an Fülle des Ertrags. Im Norden hat der Zuckerbau, der von freien Arbeitern betrieben werden kann, die besten Aussichten. Im Oberlande, das durchschnittlich dreitausend Fuß über dem Meere liegt, eine kühlere Temperatur und selbst Nachtreife hat, trocken und doch prächtig bewässert, mit weiten Grasfeldern und doch auch mit dichtem Wald versehen ist, wird die Viehzucht mit großem Vortheil betrieben. Nur verläßt man sich zu sehr auf diese natürlichen Vortheile und wendet der Provinz so gut wie keine Sorgfalt zu. Daß die Regierung eine Militärcolonie angelegt hat, um die übertrieben gefürchteten Indianer im Zaum zu halten, ist so ziemlich Alles. Die Wege sind in einem wahrhaft schauerlichen Zustande. In der Regel hat der Reisende in tiefem Lehmboden zu reiten und muß es seinem klugen Maulthiere überlassen, die vielen gefährlichen Löcher zu vermeiden. Avé-Lallemant verbürgt die auffallende Thatsache, daß dieses Thier böse Stellen nicht mit dem Hufe, sondern mit der Nase untersucht, und daß es sich nie irrt. „In die größte Lehmlache," sagt er, „geht es oft scheinbar blindlings hinein. Und nun kommt dasselbe Thier an eine scheinbar ganz kleine, ganz unbedeutende Lehmstelle. Es steht still und riecht auf den Boden, es geht einen Schritt seitwärts und riecht wieder, dann geht es oft nach einer ganz andern Seite, wo der Reiter kein Durchkommen sieht, und geht mit Bestimmtheit vorwärts. Untersucht man nun die vom Thiere eben berochenen und vermiedenen Stellen, so findet man ein tiefes Loch, in dem ein Thier vollkommen stecken bleiben kann. Wie aber der Geruchssinn oder das feine Gefühl der Schnauze die Tiefe eines zähen Lehmpfuhls messen kann, ist unbegreiflich." Oft sind die Pfade von Sandsteinwällen förmlich verrammelt, oder der zu Tage liegende Schiefer des Gebirgs bildet förmliche Treppengänge, die eher noch für Menschen als für Thiere gemacht sind. Die letztern Stellen führen den landesüblichen und sehr passenden Namen Quebradente oder Zahnbrecher. Auf der zur Hauptstadt führenden Straße befindet sich ein solcher Zahnbrecher, der mehr einem Steinbruch als einem Wege gleicht. Sandstein und Schieferthon bilden hohe Stufen, durch die man lebhaft an die alten Pyramiden erinnert wird. Wo die Stufen zu lebensgefährlich sind, da hat die Wegepolizei kleine Mauern errichtet, so daß man dort nicht reiten kann. Den besten Weg anzudeuten, fällt Niemand ein. Daß Brücken gänzlich fehlen, versteht sich bei einem solchen Zustande der Straßen von selbst. Die Fähren sind gewöhnliche Canoe's ohne Fährmann, und trifft es sich, daß das Fahrzeug, weil ein auf demselben Wege vorangegangener Zug es benutzt hat, auf dem andern Ufer liegt, so bleibt nichts übrig, als es durch einen guten Schwimmer herüberholen zu lassen.

*) Näheres über dies Werk siehe: Monatshefte Nr. 44. S. 176.

Der Suezcanal und das Rothe Meer.

Die französischen Blätter äußern sich über die Canalisirung der Landenge zwischen dem Rothen und dem Mittelländischen Meer voll der besten Hoffnungen. Nach ihren Mittheilungen wäre von dem Hafendamm in der Bucht von Pelusium, der den Schiffen Schutz gewähren und zugleich den Schlamm des Nils abhalten soll, ein gutes Stück fertig, und auch ein Leuchtthurm stände an jener Stelle bereits da. Zur Unterbringung der Arbeiter sollen mehrere hundert Hütten nöthig und auch erbaut sein, so daß man auf eine große Anzahl der erstern schließen muß. Lesseps selbst hat der Suezgesellschaft vor Kurzem mitgetheilt, daß der Canal nach achtzehn Monaten von kleinen Fahrzeugen befahren werden könne und daß die Kosten nicht zweihundert, sondern nur hundertdreißig Millionen Franken betragen würden. Die englischen Blätter wollen dagegen wissen, daß in der Wüste nur zum Schein gearbeitet werde. Es habe sich gezeigt, daß den geringfügigsten Arbeiten ungeheure Schwierigkeiten entgegenständen. Man habe neugebaute Kalköfen verlassen müssen, weil der Flugsand sie begraben habe, und Wasserleitungen seien aufgegeben worden, da der Boden das ganze Wasser eingesogen habe. Gewiß ist, daß gearbeitet wird und daß die egyptische Regierung trotz ihren entgegengesetzten Versprechungen in London und Constantinopel die Arbeiten erlaubt und erleichtert. Sie gestattet die zollfreie Einfuhr von Material und überläßt der Gesellschaft Steine aus ihren Brüchen unentgeltlich.

Eine französische Commission, welche die Schiffbarkeit des Rothen Meers untersuchte, hat Said Pascha einen günstigen Bericht abgestattet. Die französischen Bemühungen, in diesem Meere einen Besitz zu erwerben, sind gelungen, wenn auch im allerbescheidensten Maßstabe. Als dieser Besitz wird die Insel Dissi bezeichnet. Sie liegt in der Nähe von Adulis und wird von etwa vierzig Fischerfamilien bewohnt. Als der Verkäufer figurirt Negussi, der Rebell von Tigre, der sich bisher mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte gegen den König Theodor von Abyssinien kaum gehalten hat.

Eine Reise nach Kaschgar.

In einer der letzten Sitzungen der geographischen Gesellschaft von St. Petersburg wurde die Anzeige gemacht, daß ein Russe Valikhanoff von einer Reise nach Kaschgar glücklich zurückgekehrt sei und demnächst Bericht erstatten werde. Valikhanoff ist der Sohn eines Kirgisensultans und mit den Sprachen wie mit den Sitten jener Gegenden genau bekannt. Diesem Umstand dürfte er seine ungefährdete Rückkehr aus der Höhle des Löwen zu verdanken haben. Er war allerdings vor Schlagintweit, der in Kaschgar seinen Tod fand, auch in anderer Weise begünstigt. Als unser unglücklicher Landsmann dort ankam, kämpften die Einwohner gegen die Chinesen und standen unter der Herrschaft eines Fanatikers, des grausamen Chadschi, auf dessen Befehl Schlagintweit getödtet worden ist. Valakhinoff fand dagegen die chinesische Herrschaft hergestellt und Alles ruhig.

Die russische Expedition nach Khorassan.

Die Bereisung der zwischen dem Caspischen Meer und dem Hindukusch liegenden Gebiete durch eine Gesellschaft von Gelehrten, die im Auftrage der russischen Regierung thätig waren, hat in England große Unruhe hervorgerufen. Allerdings reisen jene Gelehrten auf der Straße, die ein russisches Heer betreten müßte, wenn es sich um einen Angriff auf das englische Ostindien handelte, und ihre Reise konnte leicht eine verkappte militärische Erkundung sein. Ihre vorläufig erschienenen Berichte (s. Petermann's Mittheilungen, Heft 5 und 6, 1860.) haben ein viel unschuldigeres Ansehen. Nach denselben hat es sich um rein wissenschaftliche Zwecke gehandelt. Staatsrath Chanykow, der Leiter des Unternehmens, hatte die physikalische Geographie übernommen und sammelte zugleich alte Münzen, Handschriften und dergleichen, Lenz stellte die astronomischen Ortsbestimmungen an, führte die Höhenmessungen aus und machte Beobachtungen mit dem Thermometer, Barometer und Hygrometer. Gröbel, der Geognost der Gesellschaft, untersuchte die Beschaffenheit des Bodens und des Wassers und zog Nachrichten über die Erzeugnisse und die Industrie des Landes ein. Graf Keyserling und Bienert arbeiteten als Zoologen, v. Bunge als Botaniker.

Im April 1858 verließen die Reisenden Asterabad, wo der Sammelplatz gewesen war. Sie durchzogen zuerst das Tiefland von Masenderan, erreichten dann die nördlichen Vorberge und den Nordabhang des Albrus, erstiegen das Hochgebirge, gingen an dem Südabhang des Albrus hinab und kamen nun

in die Thäler der südlichen Vorberge, wo sie hier und da den Rand der Salzwüste berührten. Der Pflanzenwuchs des nördlichen und des südlichen Abhangs der Gebirge zeigt den schroffsten Gegensatz, der sich denken läßt. Im Norden sind alle Höhen mit Ausnahme der steilsten Hänge und der von dem Menschen entwaldeten Stellen mit schönem Laubholz bedeckt, das bis in eine Höhe von etwa 8000 Fuß hinauf reicht. Im Süden verschwinden nicht nur alle Pflanzen des Nordens, sondern die dortige Vegetation nimmt auch einen ganz eigenen Charakter an. Niedrige, sehr stark und sperrig verästelte, harte Sträucher mit wenig entwickelter, weißdorniger Blattfläche oder mit dornigen Blattstielen bilden, dem Boden angedrückt, bald breitere bald fast halbkugelige dichte Polster. Zwischen diesen Polstern ist der Boden meist ganz kahl. Wo Bäume auftreten, da sind es ausschließlich Nadelhölzer, die zuweilen sehr starke Stämme und eine breite Krone haben, aber nie eine bedeutende Höhe erreichen und immer in starken Abständen stehen, so daß sie keinen geschlossenen Wald bilden. Kurz die ganze Vegetation hat den Charakter von Dürre, Starrheit, Härte und durch ihre Dornen von Unzugänglichkeit (Petermann, S. 206). Bis Herat folgten die Reisenden größtentheils der berühmten Königsstraße, deren von Asterabad über Nischabur nach Mesched führender Theil wenig bekannt ist. Von Herat wurde ein Ausflug in das südöstliche Khorassan gemacht. Auch auf diesem Wege berührten die Reisenden Gegenden, von denen wir so viel wie nichts wissen. Das Ziel war Tebes, welcher Ort über Gurian und Rui erreicht wurde. Rui ist Hauptstadt eines Khanats mit 26 größern und kleinern Dörfern, die zum persischen Heer tausend Reiter und Fußsoldaten stellen. So klein der Ort ist, macht er durch seine Sauberkeit und Regelmäßigkeit, seine Baumpflanzungen und gut angebauten Umgebungen den erfreulichsten Eindruck. In Tebes bilden die Gärten mit ihren Tausenden von Dattelpalmen, unter denen Orangen, Citronen, Granaten, Feigen, Aprikosen und Maulbeeren wachsen, die Schönheit des Orts, der sich trotz seines Schlosses und seiner wohlerhaltenen Mauern durch nichts auszeichnet.

Der Rückweg von Herat wurde über Kerman, Jesd, Isfahan und Teheran genommen. Bei Luth lernten die Reisenden eine echte khorassanische Salzwüste kennen. Wo sie ihren ausgeprägtesten Charakter zur Schau stellt, fehlt ihr jeglicher Pflanzenwuchs. Auf weiten Strecken sieht der Boden, ein reiner fester Sandthon, wie ein frisch aufgerissener Acker aus, dessen große Schollen bereits zusammengesunken sind. Es sind sehr feste, mit Thon und Grand gemischte Salzkrusten, die durch Salzthon, der von unten halb flüssig heraufquoll, wie zusammengekittet sind. Jenseits dieser weiten Strecken erheben sich aus der Ebene zerwaschene, nicht selten den Trümmern riesiger Bauten täuschend ähnliche Salzthonhügel, die durch Luftspiegelung das Aussehen von alten Stadtruinen erhalten. Bis Jesd trifft man häufig auf Strecken, deren Boden eben so trostlos ist. Den weitern Weg hat schon Abbott beschrieben. Am 27. Juni (n. St.) 1859 überschritten die Reisenden den Araxes und befanden sich wieder auf russischem Boden.

Die Hakluytgesellschaft.

Seit nun dreizehn Jahren besteht in England ein Verein, der die Herausgabe alter Reisen zum Zwecke hat. In der letzten Zeit wurden folgende Werke veröffentlicht: Gonzalo Pizarro's, Francisco de Orellana's und Christoval de Acuña's Reisen im Amazonenthale; die ersten Reisen nach Australien; die Gesandtschaft Ruy Gonzales de Clavigo's an Timur's Hof in Samarkand; die Reisen Heinrich Hudson's. In diesem Jahre werden erscheinen: Hernando Cortez Reise nach Honduras; Vasco de Gama's Fahrt um das Vorgebirge der guten Hoffnung; die Reisen Ludovico Vartema's in Syrien, Arabien, Persien und Indien; die Fahrt Aguirre's auf dem Amazonenstrom; die Entdeckungen Quiros' und Mendana's in der Südsee.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 47. August 1860.



Gretchen am Thor.

Ein Stück alter Stadtgeschichte

von

Karl Seifart.

> Wer Unrecht säet, wird durch die Ruthe seiner Bosheit umkommen.
> Proverb. 22, 8.

Das Wetter des großen deutschen Kriegs hatte sich auch über dem reichsstädtischen Gebiet, welches einen beträchtlichen Theil des alten Fletingaus umfaßte, mit vernichtender Gewalt entladen und Jahrzehnte auf Jahrzehnte entschwanden, bis die Stadt und die verwüsteten Ortschaften sich mählig wieder aus den Trümmerhaufen erhoben. In der Stadt zeugten neben den in Felsen wurzelnden, himmelanstrebenden Kirchen nur noch wenige reich mit Schnitzwerk verzierte Gebäude von der entschwundenen, alterthümlichen Pracht der Reichsstadt, welcher einst die mächtigsten deutschen Kaiser ihre besondere Huld zugewandt hatten, so daß sie, obwohl nur klein an Umfang, doch vor vielen Städten des Reichs zu Wohlstand und Macht erblühete und mit ihren gewaltigen Vesten und streitbaren Mannen nicht allein das Hauptbollwerk des Gaus, sondern des ganzen umliegenden Landes wurde. Gegen Ende des Mittelalters aber hatten blutige Aufstände und andauernde, verwüstende Fehden die Blüthe der Stadt geknickt, und als dann nach hundert Jahren und darüber die schwedischen und kaiserlichen Heerhaufen raubend und verheerend in's Land fielen, fanden sie in dem einst so reichen Städtchen schlechte Beute und schlechte Verpflegung. — Die Aussaugekünste der „Kipper und Wipper,“ sowie eine wahrscheinlich durch „Marodebrüder“ angelegte Feuersbrunst, vollendeten den Ruin der Stadt.

Ganze Straßen hatte die ungebändigte Gluth in Asche gelegt und es gingen bei dem Mangel an Mitteln und arbeitstüchtigen Händen Jahrzehnte darüber hin, bevor sich die neuen Häuser wieder vollzählig auf den wüsten Plätzen erhoben und mit betriebsamen Bewohnern füllten. Gar Manche, die ihrer rüstigsten Lebenszeit während der Schrecken des Kriegs nicht froh geworden waren und die nun alt und grau durch die neuentstandenen Straßen wankten, schauten wohl verwundert zu den neuen, kahlen Gebäuden auf und erinnerten sich schmerzlich, wie in ihrer Jugend das Alles schöner und besser gewesen

sei. Aber der Krieg, der mit seinen Plünderungen, und die Kipper und Wipper, welche mit ihrem Wucher die Mittel der Bewohner erschöpft hatten, so wie die Noth, welche nach der raschen Herstellung eines Obdachs drängte, erklärten es leicht, weshalb den neuen Häusern die Erker und Lauben, die bunten Balkenköpfe und die schönen Bilder fehlten, welche einst die alten Häuser zierten. Wer hätte wohl damals Geld, Zeit und Lust gehabt, Dergleichen wieder herzustellen?!

Je kahler und unbedeutender aber die langen Zeilen der neuen Gebäude ausschauten, desto mehr hoben sie den Schmuck und die Majestät der wenigen, von der Kriegs- und Brandfurie verschont gebliebenen massiven Patricierhäuser, welche mit der gewaltigen Masse ihrer Grundfesten, mit ihren canelirten Säulen und kantigen Giebeln hin und wieder die neuen Häuserreihen unterbrachen und dastanden wie reichgeschmückte Riesenkönige unter einem Zwergengeschlecht.

Eins dieser stattlichen Gebäude an der Hauptstraße war trotz der Bedrängnisse der Zeit erst zu Anfang der Kriegsjahre von einem italienischen Meister gar zierlich aufgebaut, aber das verschlungene, steinerne Blätterwerk und die Blumen und Früchte, welche die sauber ausgekehlten Säulen umwanden und das weite Giebelfeld warm belebten, wurden, so schön und wohlausgeführt sie auch waren, von der städtischen Einwohnerschaft nicht mit Lust und Behagen betrachtet, vielmehr schauete manches Auge ergrimmt oder thränenfeucht zu dem Zierrath auf, denn sowohl an diesem äußern Schmuck des Hauses, als auch an den Reichthümern, welche seine prächtigen Säle und traulichen Cabinette bewahrten, hafteten die Thränen und Flüche der Mehrzahl der Bevölkerung, welche durch den wucherischen Besitzer des Hauses ganz oder theilweis um ihr Vermögen gekommen war. Herr Justus Dillinger, der Hausherr, war aus einem Pfandwucherer ein reicher Wechsler geworden, der die drückende Noth der Kriegsjahre verbrecherisch auszubeuten wußte. Zu Anfang hielt er noch Maß mit Zinsnehmen und Wucher, als aber sein Sohn Caspar, der sich lange im Reich und bei den Söldnerhaufen umhergetrieben, heimgekommen war, hatte der eine wunderliche, teuflische Kunst mitgebracht, die damals im Reich umging und die allgemeine Noth auf's Furchtbarste steigerte. Ein gleichzeitiger Chronist beschreibt uns dies Kunststück wie folgt: „Die Auswechsler legten die guten Groschen und andern Münzen auf ein Instrument oder Waage, und sahen, ob sie auf oder niederkippten, was niederkippte, behielten sie und wechselten es ein um geringes Geld. Dadurch stieg der Thaler auf 5 bis 10 Gulden und wurde in Waaren ein großer Aufsatz und Theurung." Die eingewechselten guten Münzsorten verkauften die Wechsler mit bedeutendem Gewinn an die Münzstätten, durch welchen Unfug der Preis der immer seltener werdenden guten Münzen so hoch stieg, daß an vielen Orten der alte gute Thaler mit 16 bis 20 Thalern schlechten Geldes ausgegeben und angenommen wurde. Natürlich wurden mit der Ueberhandnahme des schlechten Geldes und mit der Abnahme des guten die Preise auf's Empfindlichste gesteigert, so daß Theuerungen entstanden, wie sie kaum das Mittelalter in schrecklichen Jahren gänzlichen Mißwachses gekannt hatte; so kostete im Jahr 1623 ein Scheffel Weizen 24 Thaler, ein Rind 100 bis 130 Thaler, ein Schwein 50 Thaler, ein paar Stiefeln 10 bis 15 Thaler. Wer etwa zehn Jahre früher in guten Geldsorten eine Ausleihe gemacht hatte, mußte sich jetzt mit der elendesten Münze bezahlen lassen, der Handelsverkehr ging dem gänzlichen Ruin entgegen und mancher vorher Begüterte ward zum armen Mann, bis endlich auf die unablässigen Klagen der handeltreibenden Städte die Stände des Reichs verschiedene neue Münzordnungen veranlaßten, welche dem Unwesen allmälig und mit Strenge steuerten. — Justus und Caspar Dillinger hatten so fleißig gekippt und gewippt, daß das gute Geld der Stadt ganz in ihre wucherischen Hände geflossen war, und als sie kein Geld mehr einzuwechseln fanden, kauften sie sogar allerlei Kupfergeräth massenweis auf, um es den Münzstätten mit großem Vortheil zu verhandeln. Sie würden trotz der neuen Münzordnungen ihr blutsaugerisches Gewerbe noch länger getrieben haben, wenn nicht endlich die Rache des verarmten Volkes ihren listigen Betrügereien ein Ende gemacht hätte. Wie von einem plötzlich hereinbrechenden Wettersturm hagelte es an einem finstern Novemberabend Steine und Kugeln gegen das schöne Dillinger'sche Haus, die blanken Fenster fielen im dichten Splitterregen auf die unten tobende Volksmenge, welche in wildester Gährung den Blutsaugern den Tod drohete. Die starke Eingangspforte wich der Gewalt der Axthiebe und Balken-

stöße, und plündernd und zertrümmernd brausten die wilden Banden durch die Säle und Prunkgemächer. Alles brüllte nach den beiden Dillingern, aber die hatten sich, durch eine ihrer Creaturen zeitig gewarnt, der heißen Rachelust durch die Flucht zu entziehen gewußt; auch fanden die Plündernden weder Geld noch edle Metalle vor und ließen darum um so ergrimmter ihre Wuth an Betten und Hausrath aus, bis es endlich dem Rath und den mit den bessern Bürgern verbundenen Stadtsöldnern gelang, die Plünderer zu vertreiben und zu beschwichtigen.

Die Dillinger hatten ihre Schätze gerettet und lebten unangefochten in Augsburg, wußten es auch durch den General Gronsfeld, dem sie große Summen vorgestreckt, dahin zu bringen, daß Rath und Bürgerschaft zum Schadenersatz angehalten und ihr Hauswesen zu ihrem Vortheil vermiethet und verwaltet wurde. — Als der alte Justus einige Jahre nach seiner Vertreibung gestorben war, zog der Caspar als ein Kriegszahlmeister mit den Heerhaufen wieder im Reiche um und wußte selbst inmitten der räuberischen Banden seine Schätze zu wahren und zu vermehren. Gegen Ende des Kriegs rückte er, nachdem er allen Parteien durch seine „Finanzerei“ gedient, mit einem Schwedengeneral wieder in seine Vaterstadt ein und wußte es der Stadt zum Hohn durch den gebietenden Kriegsmann und durch den Bürgermeister, den er durch ein Darlehn von sich abhängig gemacht, dahin zu bringen, daß man ihm den Oberbefehl über die städtischen Söldner gab.

So saß denn der gehaßte und gefürchtete Wucherer gar mit einem städtischen Ehrenamte bekleidet wieder in dem stattlichsten Hause der verheerten und gänzlich in sich gebrochenen Stadt. Mit ihm war wieder der markzehrendste Wucher eingezogen und es ward noch schlimmer als zur Kipper- und Wipperzeit, denn bald nach dem Einzuge des Verhaßten kamen ganz falsche Münzen in Umlauf, ohne daß es gelungen wäre, auch nur die leiseste Spur der Falschmünzer oder wie sie das Volk damals nannte, der „Heckemünzer“ zu entdecken. Besonders fanden sich die schlechten Münzen in den Händen der Soldaten, deren Löhnung der Stadthauptmann sich hatte übertragen lassen, und wehe dem Bäcker, Fleischer oder Wirth, welcher die Annahme des Geldes weigerte, er hatte von der Brutalität der Soldateska und bei der gänzlichen Machtlosigkeit des Raths Alles zu fürchten. Caspar Dillinger war unumschränkter Herr der Stadt. Die Klagen, welche in der Stadt und selbst unter den Pikeniren seiner Mannschaft, niemals aber unter seinen Hakenschützen, aus welchen er sich durch Gunst und Geschenke eine Garde gebildet hatte, laut wurden, wies er schnöde ab und ließ die Pikenire selbst durch Profoß und Steckenknecht zum Schweigen bringen. „Er gebe das Geld aus,“ behauptete Dillinger, „wie es ihm seine zahlreichen Schuldner aus der Stadt in Zinsen und Abzahlungen zubrächten und wie es durch den Handelsverkehr an ihn käme. Sei ab und an schlechte Münze dabei, so könne er aus seinem geringen Vermögen keine bessere dagegen auswechseln, das Uebel sei einmal da und jeder müsse Haar lassen. Habe er doch selbst, wie Jedermann wisse, oft genug nach der höllischen Werkstatt gesucht, wo man das schlechte Geld mache; es müsse schon eine Falschmünzerbande in der verlumpten Stadt sein, aber wehe, wenn er sie entdecke, dann solle ganz nach den alten Rechten verfahren und die Knochen der „Heckemünzer“ so weiß gesotten werden wie das Quecksilber, womit sie ihre Kupfergroschen schminkten.“

So herrschte Caspar Dillinger die Klagenden an, aber die Bürger und die Pikenire ließen sich's nicht nehmen, daß der Böse dem Hauptmann das schlechte Geld baar und blank durch den Schornstein zubringe und trösteten sich mit der Hoffnung, daß endlich einmal ein Tag der Rache über den teufelischen Hauptmann, die übermüthigen Hakenschützen und den Locotenent Hornleber kommen werde, welcher des Hauptmanns rechte Hand und ein unermüdlicher Peiniger der Pikenire war.

Aber der Tag der Rache ließ lange auf sich warten, Jahr auf Jahr verging, das schlechte Geld blieb in Umlauf und Caspar Dillinger wurde stets reicher und mit seinem Reichthum wuchs seine Macht. Wie der leibhaftige Teufel blickte der grauwerdende, mit kriegerischem Schmuck und Feldbinde angethane Wucherer, aus stechenden Augen von seiner Prunkstube herab auf die abgehärmten Gestalten, welche neben wenigen wohlhäbig und gesund ausschauenden Bürgern durch die Straße wankten und in ohnmächtiger Wuth leise Flüche zu dem Hause ihres Quälers hinaufschickten, dessen weinrothes Gesicht im Rahmen des weißen Bartes unter der schwarzen Sammtkappe erglühete, als würde es

vom höllischen Feuer angeleuchtet. — Mit solch verhaltener Wuth hatte man das Haus und den Caspar selbst damals nicht angeschaut, als er noch mit dem alten Justus seine Kipper- und Wipperkünste trieb, man lechzte nach Rache und Vergeltung mehr wie je und schwor, daß von dem Raubhause kein Stein auf dem andern bleiben solle. Doch lange wollte sich die heißersehnte Gelegenheit zur Vergeltung nicht bieten, bis sich endlich in einer Hütte das Verderben entspann, durch welches ein Palast und sein tyrannischer Bewohner zu Grunde gehen mußte.

Diese Hütte gehörte zu den kleinen in Fachwerk ausgeführten Bürgerhäuschen und Buden, welche Feuersbrunst und Kriegssturm verschont hatte und die sich der festen Stadtmauer, mit deren felsigen Quadern ihr Balkenwerk wie verwachsen war, entlang zogen. Das Häuschen stand oder hing vielmehr bis auf unser Jahrhundert hart an dem Gewölbe des St. Jürgenthors gleich einem Vogelkäfig, es ruhete auf starken, der Mauer wagrecht entspringenden Balken, welche durch zierlich gewundene dem Mauerfundamente eingefügte Eisenstangen gestützt waren, und mochte schon seit Jahrhunderten vom Volkswitz mit dem Namen „Schwalbennest" bezeichnet sein. Der Eingang zu dem Schwalbennest befand sich in dem alten, seit dem Ausbau des Jürgenthors halbabgetragenen Zwinger, der der Stadtmauer eingefügt war und dessen düsterer und enger Raum den Bewohnern als Küche, Flur und Hof diente.

Jetzt ist mit dem Zwinger und dem Thorgewölbe auch das Schwalbennest verschwunden, die Stelle des festen Thors vertritt eine sich zwischen kahlen Pfosten drehende Gitterthür, und nur ein allen Angriffen der Zeit und der Menschenhand trotzendes, epheuumranktes Stück Mauerwerk erinnert durch seinen verwitterten Kalkanwurf und durch einige von Rost überzogene Krampen und Träger daran, daß es einst zur Hinterwand eines Hauses diente, welches heimlich und behaglich in seinem starken Schutze ruhete. Das Schwalbennest und das liebliche Vögelein, welches einst darin lebte, liebte und litt, ist längst in Staub zerfallen und kaum weiß noch ein altes Mütterchen in dunkler Sage Kunde zu geben von Gerhard's Gretchen, welches mit „seinem Schatz" die Stadt von schwerer Plage befreite. — Wohlan denn, ihr vergilbten Blätter, sprecht zu mir von dem lieblichen „Gretchen am Thor" und von dem Siege treuer Liebe über Noth und Qual, über Schreckniß und Tod!

Die Wunden, die der Krieg den Bewohnern der Stadt geschlagen, wurden durch die Tyrannei und die Wucherkünste Caspar Dillinger's frisch und brennend erhalten, und gar manchem Bürger war es an der Wiege nicht gesungen, daß er einst um Tagelohn dienen müsse, weil Haus, Habe und Handwerkszeug ein Raub der Flammen, der gierigen „Marodebrüder," oder des gewissenlosesten Wuchers werden würden. Dennoch konnten diejenigen sich glücklich schätzen, welchen Kraft und Gesundheit zur Arbeit verblieben war, wenn sie sich mit denen verglichen, welche durch Krankheit oder Mißhandlung zu jeder Thätigkeit unfähig gemacht, von spärlich fließenden Almosen ihr Leben fristeten.

Das fühlte auch recht lebhaft und mit dankbarem Herzen gegen Gott der vormals wohlhabende Krämer und jetzige Thorwart Vitus Gerhard, der miethfrei im Schwalbennest saß und jährlich vierzig Thaler in „gutem Gelde," ein Fäßchen Bier und ein Viertel Schock Häringe vom Rath bezog. Mit solch geringen Mitteln hätte Gerhard freilich kaum den dürftigen Unterhalt für sich und sein Töchterlein Margarethe — eine ältere Tochter und die Mutter hatten die Schrecknisse des Kriegs nicht überlebt — bestritten, wenn nicht Margarethens geschickte Hände rastlos bemüht gewesen wären, die kleine Einnahme zu vermehren. Ihre Arbeit ward gesucht und belobt, und es war nur eine Stimme darüber in der Stadt, daß Niemand so fein und zierlich ein Schweißtüchlein mit Goldfäden zu durchziehen wisse als „Gretchen am Thor," und daß die geschickte Stickerin mit Rath und That zur Hand sein müsse, wenn es gelte, einen guten „Alamode-Brautschatz" herzustellen. So kam es, daß Gretchen's fleißige und geschickte Hände manchen Gulden in's Haus trugen, und Vater Gerhard sein Bier trinken konnte, auch wenn das vom Rath gelieferte Fäßlein längst ausgelaufen war.

Drum war denn der simple und genügsame Mann mit seiner Thorwartschaft ganz zufrieden und verrichtete mit ängstlichster Gewissenhaftigkeit die kleinen Obliegenheiten seines neuen Amtes, welches für ihn nur die eine Unannehmlichkeit hatte, daß es von dem Stadthauptmann und „Vestenvoigt" Caspar Dillinger beaufsichtigt wurde. Zu diesem Herrn Vorgesetzten konnte der Gerhard nicht

mit Liebe und Achtung aufschauen, hatte ihn doch Dillinger eigentlich um Haus und Habe gebracht.

Die Kipper- und Wipperkünste hatten nämlich auch auf Gerhard's Gewürzkrämerei schwer gedrückt, er hatte ausgeliehene Summen in schlechtem Gelde wieder zurücknehmen müssen, bedeutende Verluste erlitten und war mehr und mehr zurückgekommen. Endlich trieb ihn die Noth, den einzigen Mann in der Stadt, der Gelder auszuleihen hatte, den Caspar Dillinger, um ein Darlehn anzugehen, was dieser auch ohne große Weigerung bewilligte, aber nur weil er wußte, daß er auf diesem Wege gar bald Gerhard's Haus und Garten seinen übrigen zusammengewucherten Grundstücken auf der Rathsstube würde zuschreiben lassen können. So geschah's schon nach wenigen Jahren, Gerhard konnte den schweren Zins nicht mehr aufbringen, mußte mit seiner Tochter Haus und Hof verlassen und sich glücklich schätzen, daß er den kümmerlichen Thorwartdienst erhielt. Indeß ging seine Gutmüthigkeit und Sanftmuth nicht so weit, daß er dem Dillinger, dessen Stimme mit der des Raths über die Besetzung der Stelle entschied, großen Dank gesagt und demüthige Unterwürfigkeit bezeigt hätte, vielmehr verbat er sich wiederholt und bestimmt, daß der Herr Hauptmann, welchen sein Amt als Vestenvoigt häufig auf das Schwalbennest führte, mit seinem Kinde schön thue, wozu der alte Wüstling immer große Lust bezeigte und bald nach dem Händlein der Margarethe, bald nach ihren rothen Wangen mit tappiger Faust zu haschen suchte. Gretchen hatte stets mit Zorn und Scham die haschenden Hände zurückgestoßen und Gerhard rund heraus gesagt: „Herr Obrister, Ihr seid Vestenvoigt und mein Vorgesetzter und ich muß Thür und Thor aufschließen wie Ihr's befehlt, des Kindes Voigt aber bin ich allein und sage, daß es Recht thut, wenn es von Eurem Charmiren nichts wissen will!" — „Alter Tropf, will's ja nicht essen!" hatte dann wohl Dillinger mit ärgerlichem Grinsen gemurrt, aber doch von seinem Schönthuen abgelassen.

Dillinger war oft im Schwalbennest, hielt sich aber meist unten im Zwinger auf, in Dienstsachen, wie er sagte. Auch sah man den Hauptmann häufig durch die eisenbeschlagene Spitzbogenthür zum Schwalbennest eingehen, aber Tage lang hätte man vergeblich warten können, um ihn wieder herauskommen zu sehen. Doch wer hätte das groß bemerkt, zumal da der Dillinger meist am Abend allein, oder nur von seinem Vertrauten Locotenent Hornleber begleitet, das Schwalbennest aufsuchte. Als Voigt der festen Stadtwerke hatte er grade am Jürgenthor, wo die hohe Bastei und ein Sternwerk sich bis zu den ersten Schanzen in's Feld hinausschob, häufig dies und das anzuordnen und bei Tage sah man ihn oft auf dem Rondel und den Schanzen einherstolziren, wo er eifrig nach jedem zerbröckelnden Stein und jedem durch Regen und Wetter zermürbten Rasenstück suchte, um sogleich durch festen Anwurf den Schaden bessern zu lassen.

Die eifrige Sorge um die der ohnmächtigen Stadt gar nichts mehr nütze Veste, kostete der Gemeinde viel Geld, aber man gab es gern, waren doch die gut angelegten Werke das Einzige, was von den stolzen Spuren früherer Macht noch ungeschwächt dastand. Bei den veränderten Zeiten und dem gänzlichen Verfall des „Spießbürgerthums," welches in frühern Jahrhunderten ein Ehrenstand und der Ausdruck hohen Selbstgefühls gewesen war, jetzt aber schon, da alle Macht in der Hand der Söldner und ihres tyrannischen Führers lag, hier eine eben so geringschätzige und spöttische Bedeutung hatte, wie in Reichsstädten, welche seit dem Ende des großen Kriegs fürstlicher Gewalt unterworfen wurden, war die ganze Pflege der Festungswerke eine bloße Spielerei; im Kriegsfalle hätten die sauber erhaltenen Mauern und Wälle bei schwacher Besatzung und Wehrlosigkeit der Bürger auch so gut wie gar nicht zur Vertheidigung der Stadt vorgehalten. Aber wie ein verarmter Edelmann wohl seinen Stammbaum, aus welchem ihm berühmte Namen mächtiger Ahnen entgegenglänzen, mit Stolz und Liebe anschaut, so schauten die Bürger herabgekommener Städte wohl auf die festen Stadtwerke, welche einst Achtung gebietend und von bewehrten Bürgern wimmelnd, einem Feinde drohend entgegenstarrten.

Die geringste oft ganz absichtslose Verletzung der Schutzwerke, oder das Nichtverschweigen zufällig entdeckter geheimer Gänge und Ausfallspforten, wurde noch im siebzehnten Jahrhundert als Stadtverrath angesehen und auf's Härteste bestraft. Sehr versteckt angelegte sogenannte „Nothgänge" waren oft nur dem regierenden Bürgermeister, den Bürger- oder Söldnerhauptleuten und den Thurm- und Thorwarten bekannt, welchen ein schwerer

Eid das unverbrüchlichste Schweigen darüber auferlegte. Im Volke hatte man wohl Ahnung, hin und wieder auch Wissenschaft von solchen Nothgängen, dachte aber nur mit heiliger Scheu daran, und düstere Sagen von unbekannten Gängen, in welchen Neugierige oder Verräther ein grauses, geheimnißvolles Ende gefunden hatten, hielten jede unberufene Neugier fern. Wurde in Kriegszeiten ein solcher Nothgang einmal gebraucht und dadurch offenkundig, so ward er später in der Regel vermauert und von beeidigten Werkleuten mit verändertem Aus- und Eingange versehen.

Auch Gerhard hatte bei seiner Bestallung dem Bürgermeister und dem Dillinger mit einem Eide bekräftigen müssen, daß er keiner Menschenseele von einem Nothgange sagen wolle, welcher von den Mauerresten des mit dem Schwalbenneste verwachsenen Zwingers aus unter dem Sternwerke hinführte. Er selbst durfte den Gang nicht einmal betreten, der Schlüssel zum Eingang war in den Händen des Stadthauptmanns und dieser kam darum häufig in's Schwalbennest, weil er, wie er dem Thorwart vertrauen konnte, im Nothgange zu thun habe; dann half ihm Gerhard, den Küchenschrank wegrücken, welcher die Pforte zum Eingange deckte, Dillinger zog seinen Schlüssel hervor, öffnete die kleine eiserne Thür und verschwand, die Thür in's Schloß schlagend, mit einem Lichte in der finstern Oeffnung. Gerhard hatte dann den Schrank wieder vorzurücken, denn der Hauptmann kam desselben Wegs nie wieder zurück. Das ließ sich Alles so einfach und unbeachtet in's Werk richten, daß es aller Welt verborgen blieb und selbst Gretchen, welche sich vor dem zutäppigen Hauptmann aus eignem Antriebe und auf strengen Befehl des Vaters oben auf der Stube hielt, wenn Gerhard zu ihm hinunter ging, hatte keine Ahnung von dem Nothgange und dem Verschwinden des Hauptmanns, sie blieb ruhig bei ihrer Arbeit und kümmerte sich nicht um sein Kommen und Gehen. —

Schon eine geraume Zeit hatte der gewissenhafte Gerhard sein Amt verwaltet und das Geheimniß des Nothgangs treu und sorgsam bewahrt, als er durch einen Zufall in die Versuchung kam, sich mit dem geheimen Gange selbst näher bekannt zu machen. Als er nämlich eines Tags im düstern Raum der Küche einige weichende Steine der Brandmauer wieder fest einfugen wollte, und Gretchen ihm zu der Arbeit leuchtete, glitt ihm unter dem Hämmern ein Stein entgegen, welcher eine kleine, verborgene Nische schloß. „Herr Gott, ein Schatz!“ rief der Ueberraschte und starrte mit fragenden Augen die Tochter an. Diese näherte in freudiger Spannung das Licht der Nische, erblickte aber nichts darin, als einen alten rostigen Schlüssel, den der Vater mit einem Hm! Hm! an sich nahm, ihn lange hin und her beschaute und dann der Tochter befahl, sogleich zur Stube hinaufzugehen, der Dillinger würde bald kommen und er werde nun schon allein mit der Arbeit fertig werden.

Gretchen's klugen Augen war aber die Ueberraschung und Unruhe nicht entgangen, die sich bei Betrachtung des Schlüssels in des Vaters Wesen und Gebahren ausdrückte, und kindliche Theilnahme, wie auch verzeihliche weibliche Neugier drängten Margarethe, leise die eben erstiegene Treppe wieder herabzuschleichen und sich in einem düstern Winkel des Flurraums aufzustellen, von wo aus sie ungesehen die Küche und das Treiben des Vaters überschauen konnte.

Verwundert sah sie ihn den Küchenschrank nach dem Herde zurücken und mit dem Lichte nach dem Schlüsselloche einer kleinen eisernen Pforte suchen, welche der Schrank gedeckt hatte. Der Schlüssel fuhr knirschend in das rostige Schloß, nach einigem Drehen und Drücken sprang die Pforte auf und zeigte dem fieberhaft gespannten Mädchen eine feuchte, düstere Höhle, in die das vom Vater vorgehaltene Licht einen unheimlichen Schein warf. Unwillkürlich entfuhr der Lauschenden ein lautes Ach! und in demselben Augenblicke wandte sich entsetzt der Vater um, schlug die Thür in's Schloß und entdeckte die Tochter, welche bleich und zitternd an der Mauer lehnte. — „Unglückskind! ungehorsame, pflichtvergessene Tochter,“ rief der Vater außer sich, „was hast Du gethan!? Willst Du Deinen alten Vater eidbrüchig machen und verrathen? Deine gottvergessene Neugier hat mich wider Willen zum Eidbruche gebracht, der Nothgang ist entdeckt, nun tritt hin vor den Rath und melde Deinen alten Vater als einen Stadtverräther!“

„Bester Vater, wie könnt Ihr nur so sprechen,“ stammelte das zitternde Mädchen, „hier gelob' ich's Euch, als Euer leibliches Kind in die Hand, daß ich nichts gesehen habe als eine dunkle Höhle dort hinter der Pforte.“

„Das ist auch schon genug zu meinem Unglück," eiferte der Alte, „es ist der Nothgang, den Du gesehen hast und den ich keinem Menschen zu verrathen, durch Eid und Pflicht gebunden bin. Hätte ich doch nie diesen Unglücksschlüssel da in der Mauer entdeckt, von dem vielleicht nur der Dillinger weiß, rühre mir nie wieder an den Stein, womit ich den Schlüssel jetzt verschließe, oder ich fluche Dir als einer ungehorsamen, ihr eigen Fleisch und Blut gefährdenden Tochter!"

„Beruhigt Euch doch, lieber Vater," bat das Mädchen unter Thränen den angstverwirrten Alten, „wie könnt Ihr nur einen Augenblick daran denken, daß ich ein Geheimniß ausplauderte, welches Euch und mich gefährden würde. Für mich ist Gang und Schlüssel nach wie vor gar nicht in der Welt, und so Ihr ein Uebriges wollt, schwöre ich Euch bei Allem — —" „Still jetzt! und hilf mir rasch den Schrank wieder vorrücken," unterbrach Gerhard unwirsch, „gleich wird der Dillinger hier sein, so, Gottlob, daß der Schrank wieder steht, eile Dich, die Stiege hinaufzukommen, jeden Augenblick kann der alte Satansbündler in's Haus treten!" —

Des unangenehmen Vorfalls wurde unter den beiden treuen Menschen kaum weiter gedacht, denn der Vater sagte sich wohl, als er wieder Ruhe gewonnen hatte, daß das Geheimniß bei seinem guten, ihn zärtlich liebenden Kinde so sicher wie bei ihm selbst bewahrt sei, und die Tochter mochte gar nicht daran denken, daß der Vater nur einen Augenblick von ihrer Seite Gefahr oder Verrath fürchten können. So war denn der ganze Vorgang wie nicht geschehen, der Schlüssel lag ruhig in der verborgenen Nische, Dillinger machte nach wie vor seine heimlichen Gänge und Gerhard und Gretchen kümmerten sich um die kleinen Angelegenheiten ihres Hauswesens. Auch hatten wenige Wochen nach Gretchen's Entdeckung des Nothganges Vater und Tochter den Kopf voll von unangenehmen und angenehmen Begebenheiten, die schnell einander folgten und von welchen unten zu reden ist; doch hatte das Angenehme schließlich die Oberhand behalten und Glück und Freude machte das ärmliche Schwalbennest den Leutchen zum Palast. Leider sollte nur das Glück gar bald wieder dem bittersten Schmerze weichen und das kam daher, weil Gretchen einem Freier den Korb, einem andern aber mit ganzem, vollem Herzen die Hand gegeben hatte. —

Noch aber stand's gut und fröhlich um die Leutchen im Schwalbenneste, als an einem schönen Herbstabend Vater Gerhard einmal wieder in seinem Stübchen behaglich vor dem mit Hirschen und Jägern bemalten Bierkrug saß und auf die Leute herabschaute, die zum Thore aus- und eingingen. Bald erwiederte er mit freundlichem Nicken den Gruß eines ehrbaren alten Bekannten, bald zog er unwirsch die Augenbrauen zusammen, wenn ein junger Gesell lange und lüstern zum Fenster hinaufschaute, denn er wußte sehr wohl, was des Windbeutels Augen suchten; saß doch sein feines Töchterlein ihm gegenüber in der Fensternische, emsig damit beschäftigt, die Staatshaube einer wohlhäbigen Bürgerin mit goldenen Blümchen zu durchnähen.

Bei sich dachte der Alte, indem er seinen sich verklärenden Blick über Gretchen hingleiten ließ, daß man es dem jungen Mannsvolk eigentlich nicht verübeln könne, wenn es so gern seinen Weg am Schwalbenneste vorübernehme, um hinter den am Fenster blühenden Blumenstöcken nach dem rosigen, von goldenem Haar umrahmten Gesichtchen seiner Tochter zu spähen. Hatte er's doch vor langen glücklichen Jahren nicht anders gemacht, wenn er an Stadtschreibers Hause vorüberging und er im Erkerfenster das liebliche Käthchen sitzen sah, welches nach langem Hin- und Herschauen und Grüßen endlich unter Gottes Segen seine Frau Liebste und ehelich Gemahl wurde. — Ganz so schaute doch die Mutter aus, als sie ihre achtzehn oder zwanzig Jahre zählte, dachte der Alte und blickte mit glücklichem Lächeln auf die Tochter, welche im rastlosen Eifer der Arbeit sich nicht einmal Zeit nahm, die blauen Augen aufzuschlagen und auf die bunt durch einander wogenden Leute herabzuschauen, deren Beobachtung den Vater beschäftigte.

„Höre jetzt auf, mein Kind," begann endlich der Alte, „der Abend zieht mehr und mehr herauf, das trübe Licht schadet Deinen Augen und, — doch schau' mal da, welch ein Auflauf! Wen bringt man da gefesselt ein?"

Kaum hatte Margarethe einen Blick auf das plötzlich unten tobende Gewühl und auf den Mann im grünen Rock geworfen, der finster zwischen gewappneten, vom Locotenent Hornleder geführten Hakenschützen einherschritt, als sie aus beklommener Brust aufseufzte: „Jesus! das ist ja der Hankel, was mag im Jägerhause vorgegangen sein!"

„Er ist's," bestätigte Gerhard, „dacht' ich's

doch, daß es mit dem nimmer ein gutes Ende nehmen würde und ist es mir immer ein Gräul gewesen, daß der Werner kameradschaftlich mit ihm leben mußte. Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten. Muß doch gleich hören, was den alten Fuchs in's Eisen gebracht hat." — Mit den Worten nahm der Thorwart seinen Hut und verließ eilig das Haus.

Da saß Margarethe allein in dem düster und düstrer werdenden Stübchen, sie senkte das bekümmerte Haupt auf die feine, weiße Hand, trübe Ahnungen preßten ihr das Herz und bald stahl sich eine Thräne über die schlanken Finger, welche die brennenden Wangen umspannt hielten.

„Wie's nur um den Werner stehen mag," seufzte Gretchen vor sich hin, „den Hankel, den bösen wilden Menschen in Ketten zu legen, das kann nicht geschehen sein, ohne daß es ein Unglück gegeben hat, und Werner, sein Waidgesell, haust nun schon seit Monden allein mit dem unheimlichen Mann, von dem alle Welt sagt, daß er ein Freischütz und böser Künste Meister sei."

So gings dem armen Kinde sorgenvoll und schmerzlich durch den bekümmerten Sinn, denn der schmucke Jäger Werner, ein junger Gesell so wacker und brav, wie nur einer auf zwei Beinen stand, hatte mit einem Meisterschuß Gretchen's Herz getroffen. Er war der einzige junge Bursch gewesen, dem sie hinter ihren Blumen verstohlen nachgeschaut, wenn er im knappen Wamms und der steifen Adlerfeder auf dem Hut am Schwalbennest vorbeistolzirt war und seine klaren, braunen Augen Blitz auf Blitz durch die kleinen runden Scheiben und tief in Gretchen's Herz geschossen hatten. Von heißen Blicken war es dann bei guter Gelegenheit zu feurigen Worten gekommen und der Vater Gerhard hatte seinen besten Segen dazu gegeben. War doch der Werner vor Kurzem städtischer Forstwart geworden und konnte sein Gretchen heimführen, dann durfte auch der alte Gerhard nicht länger im Schwalbennest sitzen, sondern konnte mit den Kindern hinausziehen in's grüne Revier, wo für Alle durch ein gutes Auskommen gesorgt war, denn außer dem städtischen Waldgebiet hatte der Forstwart gegen angemessenen Sold und Lohn auch die beiden angrenzenden, reichsfreiherrlichen Forsten mit in seine Pflege zu nehmen. Man hätte auch die Hochzeit schon ausgerichtet, wenn nicht in letzterer Zeit Werner auf des Raths Befehl Tag und Nacht dem Zigeunergesindel und den Wölfen nachzuspüren gehabt hätte, deren verderbliche Brut während der Kriegszeit ungestört aufgewachsen war und selbst zur Sommerzeit Menschen und Heerden gefährdete. Damit ihm der schwere Dienst erleichtert werde, hatte man ihm den Hankel, oder Hannikel, einen hirschgerechten und erfahrenen Jäger, welcher vagirend in's Land gekommen war, beigegeben, und obwohl es Werner anfangs schwer wurde, mit dem finster drein schauenden Gesellen kameradschaftlich unter einem Dache zu leben, so gewöhnte er sich doch bald, mit Vertrauen auf den Waidgesellen zu blicken, der ein Meister seiner Kunst und weit und breit der ausgelernteste Jäger war. Von dem diebischen Volk aus Egyptenland war bald die ganze Gegend frei, ohne daß es ein Menschenleben gekostet hätte, der Hankel brauchte nur vor die Hauptleute hinzutreten und einige Worte in fremder Zunge mit ihnen zu wechseln, so löschten sie ihre Feuer und zogen mit ihren Leuten davon; die Wölfe stellten sich, wenn der Hankel in der Fanghütte auf der Lauer lag, wie gerufen zum Schuß, und Werner hatte oft Gretchen und dem alten Gerhard von den wunderlichen Künsten erzählt, womit der Hankel die wilden, scheuen „Waldhunde" zum Schuß zu stellen wisse: Bald hatte er einen Häring genommen und unter wunderlichem Murmeln den Rasenplatz vor der Fanghütte damit bestrichen, dann hatte es gar nicht lange gewährt, so waren zwei oder drei der Räuber dahergetrabt, hatten sich auf den bestrichenen Stellen seltsam gekrümmt und gewälzt und gleich darauf mausetodt im Dampfe gelegen. Ein andermal hatte der Hankel vor der Hütte ein Feuer angezündet und Schweinsborsten nebst allerlei Kräutern hineingeworfen, dann waren die Wölfe gegen den Wind der Brandstelle zugezogen und vor das niemals fehlende Rohr gebracht. Für jeden Wolfsbalg bekamen die Jäger einen Lohn von zehn Groschen, den hatte der Hankel immer redlich mit dem Werner getheilt, obwohl dieser bei Weitem nicht die Hälfte des Raubwildes selbst erlegt hatte. —

Alles das ging dem bekümmerten Gretchen durch den Sinn und mehr wie je dachte sie daran, daß der Vater zu solchen Erzählungen immer den Kopf geschüttelt und gemeint habe, das seien keine guten Dinge, Werner solle sich hüten vor dem Hankel und ihm

lieber das Wolfsgeld allein überlassen. — So hatte der Vater noch am letztvergangenen Sonntag den Werner gewarnt, aber der hatte gelacht, und gemeint, ein rechter Waidmann müsse nun einmal mehr können, als Brot essen, das seien Jägerstücklein und wenn es dabei bleibe, könne kein Mensch etwas dawider haben. Auch ließe man die Jäger gern gewähren, und Niemand könne ihnen leicht Etwas anthun, ausgenommen etwa ein so schmuckes Mädel wie sein Gretchen da, dem müsse sich auch der bravste Jäger gefangen geben; aber in ein solches Garn gehe man nur gern, hatte er dann gescherzt und das glückliche Gretchen innig an sein Herz gedrückt. Du Herzensschatz, hatte er drauf geflüstert, als der Vater eben von einem Stadtdiener herausgerufen wurde, Du liebe, reine Magd sollst mir zu einem echten und rechten Jägerstücklein verhelfen, und damit hatte er, ohne daß sie's wehren konnte, die Scheere genommen und ihr ein Zöpflein von der Flechte geschnitten, die voll und glänzend ihre klare Stirn umschlang. Gretchen hatte wegen des Raubes gar nicht mit ihm zürnen und schmälen können, denn gleich trat der Vater wieder ein. Werner schob die geraubte Flechte unter sein Wamms, und sagte dann bald darauf eine so freundliche gute Nacht und schaute mit den treuen Augen so innig und bittend auf die schmollende Margarethe, daß sie ihm nicht gram sein konnte und den ganzen Handel bald vergaß.

Jetzt aber trat ihr Dies und Anderes in dem einsamen düstern Stübchen unheimlich vor die Seele, und angstbeklommen schnellte sie erschreckt von ihrem Sitze auf, als die Hausthür, die sie zu schließen vergessen, erklang und die eiligen, festen Tritte eines Mannes sich auf der Stiege hören ließen. Das konnte der alte Vater nicht sein! — — Und er war's auch nicht, der da verstört und athemlos in die Stube stürmte und das aufschreiende Gretchen mit bebenden Armen umfing.

Es war Werner, blutend, mit einem Gesicht so bleich, daß es geisterhaft durch das abendliche Dunkel schimmerte, und mit allen Schrecken des Todes das erstarrende Herz des Mädchens überwältigte.

„Fasse Dich, lieber, bester Schatz," flehete Werner, und ließ die Sprachlose auf einen Sessel gleiten, „es kann noch Alles gut werden, die Häscher sind mir auf den Fersen und der Dillinger sucht meine Spur."

„Der Dillinger!" ächzte Gretchen auf, „dann sind wir verloren. O Jesus! wird er Dich nicht hier suchen mit grimmer Rachelust!? Gott, was hast Du gethan, Werner! Werner! — doch jetzt ist es nicht Zeit, danach zu fragen," unterbrach sich plötzlich das starke Mädchen und männliche Entschlossenheit strahlte aus ihren schönen Zügen, „komm! komm und hilf mir die Kerze anzünden!"

Wie eine Blume, die ein Wettersturm, dem selbst die Eiche erlag, wohl tief beugen, aber nicht knicken konnte, so richtete sich Gretchen auf und der thatkräftige Gedanke durchblitzte ihre Seele, daß jetzt nicht Zeit zum Fragen und Klagen, sondern jeder Augenblick kostbar sei zur Sicherung des Freundes, der ihr ganzes Herz erfüllte.

Die Kerze war angezündet, mit angstbeflügelten Schritten schwebte, von Werner gefolgt, Margarethe die Stiege hinab, verriegelte hastig die Hausthür und eilte der Küche zu, wo sie in zitternder Hast den uns bekannten Stein aus der Mauer nahm und den Schlüssel hervorzog. — „Großer Gott! nur noch ein Vaterunser lang Zeit laß uns," flehte die Angstgefolterte. „Komm! komm, Werner, jeden Augenblick kann der Vater oder gar ein Häscher hier sein!" und damit suchte sie mit der Kraft der Verzweiflung den Küchenschrank zur Seite zu schieben.

Während Werner durch einen kräftigen Ruck den Schrank dem Herde zuwandte, fragte er mehr verwundert als erschrocken: „Aber Gretchen, was fürchtest Du vom Vater, der wird mich doch nicht verrathen?"

Das Mädchen aber stammelte, heftig den Kopf schüttelnd, „still! still, der Eid" — und versuchte vergebens den Schlüssel umzudrehen, den sie in das Schloß der frei gewordenen Thür geschoben hatte. „Um Gotteswillen, hilf, Werner!" ächzte sie, „hörst Du nicht, man nahet mit raschen Schritten der Hausthür."

Die nahe Gefahr gab dem Flüchtling Riesenkraft, krachend sprang das Schloß auf und die schwarze Mündung des Ganges gähnte ihn an. In demselben Augenblicke fiel der Klöppel der Hausthür dröhnend auf die mit eisernen Knöpfen beschlagenen Bohlen. „Hier! hier, nimm die Kerze, Werner," rief Gretchen im Todesschrecken, „denke, daß Gott und ich über Dich wachen!" und damit schlug sie die Thür in's Schloß, schob mit angstgesteigerter Kraft den Schrank an seinen

Platz und tappte in dichter Finsterniß, bebend der Hausthür zu, wo sich das heftige Klopfen zum dritten Male wiederholte.

Ihr Herz hob sich freier, als sie draußen auf ihre Anfrage die Stimme des Vaters erkannte, der beim Eintritt heftig fragte, warum er so lange vor der Thür stehen müsse und was es bedeute, daß sie ohne Licht die finstere Stiege herabkomme.

„Ach! wie stehts um Werner?“ seufzte die Tochter ablenkend. — „Ja mit dem Werner,“ fiel der Alte unwirsch ein, und tappte die Stiegen hinauf, „an den wirst Du Dein Lebelang zu denken haben! Saubere Geschichten das, die ganze Stadt ist in Aufregung und noch diese Nacht treten die Schöffen zusammen, um den Hankel peinlich fragen zu lassen. Gott! ach Gott, und Du bist die verlobte Braut seines Spießgesellen, Braut eines gottlosen Freischützen, der sich vom Bösen blenden ließ und drauf und dran war, haarsträubende Greuel zu üben, wenn nicht der Locotenent Wind von dem bösen Treiben gehabt und mit den Hakenschützen dazwischen gefahren wäre.“

Margarethe konnte nichts Schlimmeres erfahren, als sie bereits wußte, ihre Angst war ganz jener Thatkraft und Fassung gewichen, wodurch das Weib oft groß und hehr erscheint unter einem Schicksal, an welchem sich die Kraft des starken Mannes brach. Sie hörte den Vater ruhig an; Werner konnte kein Verbrecher sein, sagte sie sich, und selbst wenn er ein Räuber und Mörder wäre, sie mußte ihr Leben daran setzen, ihn zu retten. Dunkel stieg auch bei der Erwähnung des Locotenents die Ahnung in ihr auf, daß hinterlistige Bosheit dem Geliebten eine Falle gelegt haben müsse; hatte sie doch, wie wir gleich sehen werden, von dem Dillinger und seiner Creatur, dem Hornleder, Alles zu fürchten.

Als die Tochter schwieg, fuhr Gerhard die Hände ringend fort: „Mord und Todtschlag hat's gegeben, mehrere Schützen sind verwundet, der Werner hat sich wie ein Rasender gewehrt, er ist vogelfrei; und mein Kind die Braut eines Geächteten, nach dem die Häscher fahnden und auf den der Henker lauert! Gott! das noch in diesen alten Tagen zu erleben, konnten es doch so gut haben, wenn Du Herrn Caspar Dillinger folgtest, der mich und Dich durch seinen Antrag ehrte! Du wärst die reichste Frau“ — —

„Vater! bester Vater!“ fiel jetzt Margarethe dem Alten in's Wort, und das Licht, welches sie eben angezündet, beleuchtete ihre von der Blässe des Todes zu dunkler Röthe übergehenden Wangen. Ihre Seele sammelte und hob sich in dem erhebenden Gefühl, daß der ungerechteste Vorwurf sie treffe, und als der Alte seine gramerfüllten Blicke über die leuchtenden Augen der ihn fragend anstarrenden Tochter gleiten ließ, erkannte er wohl, daß ihn der Unmuth zu einer unüberlegten und die Tochter tief verletzenden Aeußerung hingerissen habe. — „Laß gut sein, Kind, das kam mir ja nicht aus dem Herzen, o! das Unglück hat mir meinen armen Kopf verwirrt, es fuhr mir nur so zum Munde hinaus,“ sprach der Alte begütigend, und faßte der Tochter Hand, welche jetzt schluchzend das schöne Haupt an des treuen Vaters Schulter legte, „dachte ja niemals dran, Dich dem Bösewicht zu verhandeln und mein Herz hüpfte froh auf, als Du den alten Wüstling so derb abgewiesen. Ein Glück, daß der Werner nicht dazukam, der hätte ihn die Stiegen hinabgestürzt, Gott weiß, der Werner wäre mir ein lieber Schwiegersohn gewesen. Fluch dem Hankel, der ihn so teuflisch berücken mußte! Aber dacht ich's doch gleich, daß der Böse den schwarzkünstlerischen Buben hergeführt habe, um den Werner zu verderben. Faß' Dich, Herzenskind, und hör' mit starkem Herzen an, wie sich Alles begeben und zugetragen; vor der Hand ist Werner wie durch ein Wunder den Häschern entkommen, schon fürchtete ich, ihn hier zu finden, aber da wäre er in die sichere Falle gegangen, denn der Dillinger wird, und wär's auch nur um seinen giftigen Hohn und Spott an uns auszulassen, auch hier nach ihm suchen; jetzt sind sie seiner Spur nach im Rauröder Wald, aber Gott wird ihm vergeben und ihn schützen, denn das Böse war ja noch nicht gethan und nur der Hankel auf handhafter That ertappt.“

Während der Vater die Tochter tröstete und ihr den unten folgenden Hergang erzählte, welcher das Unheil über das Jägerhaus und das friedliche Schwalbennest heraufbeschworen hatte, wollen wir uns zunächst mit dem erwähnten Antrage des Caspar Dillinger bekannt machen. Das war nichts mehr und nichts weniger als ein Heirathsantrag gewesen. — Das Herz des alten Bösewichts nämlich, welches ihm so lange

wie ein Stein in der Brust gesessen hatte, war allgemach zu hellem Brande für das hübsche Gretchen aufgelodert, zumal seitdem sein Schönthun so ernstlich abgewiesen war und das schöne Kind sich ganz und gar seinen begehrlichen Blicken entzog. Sah er nun ab und an aus der Ferne das hübsche Blondköpfchen hinter den Blumen am Fenster, oder führte der Zufall ihm die Margarethe in den Weg, wenn sie mit einer Stickerei in der Hand eilig und sittsam über die Gasse trippelte, so schoß es ihm heiß durch Brust und Haupt und das alte verknöcherte Herz hämmerte ihm gegen die Rippen, wie er's nie gefühlt hatte. Das wurde je länger je ärger und immer lieber wurde ihm der Gedanke, sich in seinen alten Tagen noch mit einem hübschen Weibchen zu erfreuen und wenn es auch nur eines armen Thorwarts Töchterlein wäre. Was kümmerte ihn das Urtheil der Welt, war es ihm doch immer höchst gleichgiltig gewesen, was die Leute von seinem Thun und Treiben dachten! Tag und Nacht stand ihm das hübsche Gretchen vor der Seele und endlich entschloß er sich kurz und gut, der Unruhe und den schlaflosen Nächten ein Ende zu machen und ernstlich um das Mägdlein zu werben.

Ja, der alte Sünder wurde sogar weichmüthig, wollte sein Weibchen recht gut halten, und dachte daran, die Stadt, in welcher er so verhaßt war, zu verlassen, um seine künftigen Tage in Ruhe zu genießen, denn wer wußte auch, sagte er sich wohl, wie's noch kommen konnte, hatte doch Hornleder täglich zu rapportiren, daß sich ein böser Geist unter den Pikeniren und der Bürgerschaft zeige, daß man in den Schenken ganz dreist davon spreche, der Wirthschaft müsse ein Ende gemacht werden, und daß die Stadt nicht eher wieder auf einen grünen Zweig kommen würde, als bis es mit dem jetzigen Bürgermeister, dem Stadthauptmann und seinen Hakenschützen aus sei. Dazu konnten die Unzufriedenen mehr und mehr auf die Unterstützung des benachbarten Herzogs rechnen, der gern eine Gelegenheit ergriff, um sich in die städtischen Händel zu mischen. Mischte sich aber der Herzog ein, so war es um Dillinger's und seiner Creaturen Regiment eben so gut geschehen, als wenn in einem Aufstande die erbitterten Bürger die Oberhand behielten. Solche Gedanken gingen dem Alten täglich heiß durch den Kopf und er wurde ihrer nur los, wenn er an das hübsche Gretchen dachte, dann verzog sich sein wüst Gesicht zu einem grinsenden Lächeln, so daß er drein schaute wie ein gekitzelter Teufel.

Hätte es der Hornleder erspüren können, was unter den treuverbundenen „Rädleinsführern" der Pikenire und des ehemaligen Bürgerschützencorps nach und nach zur Reife kam, so hätte Dillinger im Schrecken darüber wohl gar, trotz seiner brünstigen Gluth, die Heirathsgedanken vergessen und wie einst in seinen jüngern Jahren Hals über Kopf mit seinen Schätzen das Weite gesucht.

Der Pikenir Henning Wild, ein alter und versuchter Kriegsmann, dessen Bruder der Tyrann um geringer Ursache willen durch die Spieße jagen ließ, hatte bei sich und seinen Vertrautesten geschworen, daß er keine ruhige Sterbestunde und keine ewige Seligkeit haben wolle, wenn der Dillinger und der Hornleder eines guten Todes stürben; und immer finsterer und grimmiger blitzte es aus den Augen der Spießgesellen und der Bürger, welche die alten verrosteten Waffen heimlich wieder hervorsuchten und in Stand setzten.

So war die Stimmung in der Stadt, als an einem Sonntagmorgen gleich nach der Predigt der böse Hauptmann in seinen besten Sammt- und Seidenkleidern und mit der breiten Feldbinde geschmückt, in das sauber aufgeräumte Stübchen des Schwalbennests trat und vor Vater Gerhard und Gretchen, die wie vom Donner gerührt waren, einen mit kostbaren Bandstücken umwundenen Blumenstrauß und einige wohlriechende vergoldete Eier auf den Tisch auskramend, folgende Anrede begann: „Mein lieber Vater Gerhard, laßt Alles vergeben und vergessen sein, zehnfältig komme ich Euch zu ersetzen, was Ihr an Haus und Habe verlort, und Ihr, ehrsame, tugendreiche und herzliebe Margarethe: „Ein schönes Weib das fromm bleibt, ist wie die helle Lampe auf dem heiligen Leuchter, spricht Jesus Sirach, und eine vernünftige Tochter kriegt wohl einen Mann." So hat's eben Magister Schoppius vom Predigtstuhl herab der andächtigen Gemeinde in's Gedächtniß gerufen und wenn ich mich des Guten rühmen darf, so sind die Worte der Schrift Keinem so an's Herz getreten wie mir, als ich von ungefähr meinen Blick hob und Euch unter den Weibern beten sah. Da sprachen leise meine

Lippen, siehe, es ist dir ein Zeichen gegeben, daß es sein soll, hast schon wohl ein Jahr lang und darüber ein liebebrünstig Herz zu der ehrsamen Jungfer . . . .“ „Spart Eure Worte, Herr Hauptmann!“ fiel hier Gretchen dem gehaßten Mann in die wohlgesetzte Rede, und der sonst so sanftmüthige Vater Gerhard stampfte auf und fuhr den plötzlich finster und grimmig dreinschauenden Dillinger an: „Ist's nicht genug, daß Ihr uns durch Euren Wucher an den Bettelstab gebracht habt, kommt Ihr noch Hohn und Spott mit uns armen Leuten zu treiben! Ihr seid, Gott sei's geklagt, Stadthauptmann, und reicher wie der Reiche im Evangelium, und ich bin der arme Thorwart Vitus Gerhard, aber das sage ich Euch, daß Ihr kein Recht habt, unser zu spotten, und wär's Euch gar Ernst mit Eurer Werbung, so mögt Ihr wissen, daß meine Tochter lieber den Stadtgraben aufsucht, wo er am tiefsten ist, als daß sie mit Euch zu Neste trägt! Ist's nicht so, Gretchen?“

„Ja, so ist's!“ antwortete die Tochter und schaute stolz und ernst zu dem Hauptmann auf, über dessen narbiges, vom weißen Bart umwachsenes Gesicht Ueberraschung, Schmerz und wilder Grimm wie finstere, unheilschwangere Wolken jagten.

„Thörichtes Volk,“ preßte er endlich mühsam durch die bleichen Lippen, „woher kommt Euch der Hochmuth? Hat vielleicht der höllische Geist des Ungehorsams und Aufruhrs, der die Stadt durchschleicht, auch schon zu Euch den Weg gefunden? Hatt's Euch der Feuchtlöffel, der Stadtjäger, an den sich, wie ich höre, die Jungfer wegwerfen will, vielleicht zugetragen? Weh ihm und Euch, wenn's wahr ist, daß er mit den meuterischen Pikenirен zuhält, die ich heut oder morgen aus einander jage!“

„Herr, wir verstehen nicht was Ihr wollt,“ unterbrach Gerhard den Hauptmann, der drohend und mit arbeitender Brust vor ihm stand, „wir wissen nichts von alle Dem, was Euch das böse Gewissen fürchten lassen mag, wohl aber wissen wir, daß es einen Höhern gibt als Ihr, der Rechenschaft von Euch fordern und über uns arme Leute schützend die Hand halten wird!“

„Hah! ein Höherer? seh mir nur Einer den Lump,“ knirschte Dillinger, „der Höhere ist wohl der Herr Herzog, auf den das stadtverrätherische Gesindel seine meuterischen Blicke richtet!?“

„Ich spreche von keinem Herzog,“ erwiederte Gerhard mit Nachdruck, „ich spreche von Gott dem Herrn, und nun gehabt Euch wohl und laßt uns unsern Frieden, wir begehren Eure Freundschaft und Verwandtschaft nun einmal nicht!“

„Seht doch den Bettelhochmuth,“ stammelte der ergrimmte Dillinger und versuchte ein Hohnlächeln, „wißt Ihr Lumpen, daß der Herr Bürgermeister und seine tugendsame Tochter Cornelia hochgeehrt gewesen wären, hätte ich zu ihnen wie zu Euch gesprochen, und Ihr armseliges Gewürm sträubt Euch, und beißt, wenn ein reicher, hochangesehener Mann die Hand ausstreckt, um Euch aus dem Staube zu heben!“

„Verschont uns, Herr,“ eiferte Gerhard entgegen, „groß ist, Gott sei's geklagt, Eure tyrannische Macht, aber dies ist mein Haus und ich will Euch hier nicht länger dulden. Kommt Ihr vom Rath, oder habt Ihr sonst einen Dienst in der Veste, so muß ich Euch leiden und Eurem Befehl gehorchen, aber dann hört's auf mit Euch. Geht doch zu Bürgermeisters Cornelia, paßt sie doch auch besser zu Euren sechzig Jahren, als die da, und damit, Herr Stadthauptmann, dächt' ich, wären wir fertig!“

„Noch lange nicht!“ knirschte Dillinger, und wandte sich nach der Thür, die er erboßt hinter sich zuwarf. „Hat doch der Hornleder recht,“ murmelte er, als er die Stiegen herabstürmte, „das kommt mir von dem Lump, dem Jäger, an den sich die Dirne versehen und weggeworfen, aber wart', der Dillinger wird Euch Eins aufspielen zur Hochzeit.“ Mit diesen Worten trat der abgewiesene, wuthbebende Freier aus der Hausthür und ging raschen Schrittes die Straße entlang. —

„Das werden wir bitter fühlen müssen,“ seufzte Gerhard, dem bösen Menschen nachschauend, „aber lieber von Dienst und Amt und mit dem weißen Stocke zum Thore hinaus, als Dich dem leibhaftigen Valant verkuppeln und um Leib und Seele betrügen.“ —

„Du guter, lieber Vater,“ sprach mit nassem Auge die Tochter, und küßte dem Alten die finster und bekümmert zusammengezogene Stirn, „Gott wird helfen, und „wenn Gott für uns ist, wer mag wieder uns sein,“ hat eben Magister Schoppius nebst vielen schönen Sprüchen uns zugerufen. Komm Vater, laß Dir das Lied vorbeten aus dem „Kreuz und Leiden,“ an welchem

wir unser Herz stärkten, als der böse Dillinger uns von Haus und Laden jagen ließ; siehe auch da hat Gott geholfen und wird weiter helfen."

„So sei's, Gretchen," sprach der Alte, setzte sich mit gefalteten Händen der frommen Tochter gegenüber und hörte andächtig auf die tröstenden Worte, die mit Inbrunst und Innigkeit über ihre schönen Lippen gingen. —

Zur selben Zeit, als mit den Worten des Gebets Frieden und Trost in das ärmliche Stübchen des Schwalbennests wieder einzogen, erbebte eins der Prunkgemächer des Dillinger'schen Palastes von wilden Flüchen und rohen Wuthausbrüchen. Der Hauptmann hatte seine Feldbinde und seinen Federhut auf den Boden geworfen und mit Füßen gestampft, er war mit krallenden Händen in das graue Haar gefahren und hatte den brennenden Kopf gepreßt, als wolle er ihn vor dem Zerspringen bewahren; er fühlte sich auf's Bitterste in den besten Gefühlen gekränkt, welche bis dahin in seinem Herzen wach geworden waren. Er hatte es wirklich einmal gut gemeint, wie er glaubte, und dunkel war die Vorstellung in ihm aufgestiegen und ihm lieb geworden, daß er aufrichtig darüber aus sei, ein paar blutarme Menschen zu Theilnehmern seiner fürstlichen Reichthümer zu machen. Daß es Reichthümer gebe, welche mehr werth wären, als all sein Geld, Reichthümer des ruhigen Gewissens, der Ehre, der Menschlichkeit und der reinen opferbereiten Liebe, vor welchen Reichthümern er mit all seinen Schätzen wie ein Bettler erschien, das vermochte die Seele eines Dillinger nicht zu ahnen und zu fassen. Jetzt that's ihm leid, daß er nicht das Schwert gezogen und auf den frechen Gerhard ohne Erbarmen eingehauen; wer hätte ihn, den Stadthauptmann, wollen zur Rechenschaft ziehen, wenn er einen widerspenstigen, frechen Diener zusammenhieb! Aber verdammt! es war Vieles anders geworden seit den letzten Monden, und vielleicht hätte das Pöbelvolk den Mord als das Signal zu einem Aufstande betrachtet. „Rache!" ächzte Dillinger, „Rache an allen meinen Widersachern und zunächst an Euch dort in der Bettelhütte! —"

Da meldete dem noch immer ingrimmig auf- und abrennenden Hauptmann ein Hakenschütz den Locotenent Hornleder.

„Soll gleich eintreten!" herrschte Dillinger. „Der kommt mir eben recht," murrte er vor sich hin und hob, als sich der Diener entfernt hatte, den Hut und die Feldbinde vom Boden auf, „der Unglücksrabe und Satan wird auch seine heimliche Freude an meinem Aerger haben. Hat er's doch vorhergesagt, daß ich mich mit dem Freiersgang zum Narren machen würde."

Mit einer leichten, vertraulichen Verbeugung trat Hornleder ein. Seine listigen grauen Augen überblickten in einem Moment den aufgeregten Hauptmann und alle Winkel des Zimmers, streiften über die unordentlich auf einer Sessellehne hängende beschmutzte Feldbinde und hafteten dann mit dem Ausdruck erheuchelten Bedauerns auf dem hochgerötheten, finstern Gesicht des Hauptmanns.

„Ihr kommt eben vom Schwalbennest, Herr Hauptmann?" begann Hornleder und legte eine spöttische Theilnahme in den Ton seiner Frage.

„Nun ja, was geht's Euch an; sagt lieber, was Euch herführt."

„Ah, es ist nur wegen des Forstwarts Werner im Jägerhause . . ."

„Mensch, was soll's mit dem!" unterbrach Dillinger den Locotenent mit wuthblitzenden Augen.

„Nun," erwiederte Hornleder ruhig, „er hat den für den Galgen reifen Pilenir Wild gestern zur Hochzeit eingeladen, denkt ja das „Gretchen am Thor" bald heimzuführen."

„Schandbube, willst Du Deines Hauptmanns spotten?" fuhr Dillinger wie rasend auf und ballte die Faust gegen den Locotenent; „hast Du mir weiter nichts zu sagen, so scher' Dich zum Henker!"

„Gemach, Dillinger," sagte jetzt Hornleder mit ernstem und sicherm Nachdruck, „was sollen die Fratzen zwischen uns? Der Hakenschütz horcht nicht an der Thür und wir stehen nicht vor der Mannschaft. Gleiche Brüder gleiche Kappen, dächte ich, und wenn ich mich zum Henker scheren müßte, so würde ich das doch nicht ohne Euer ehrsames Geleit thun. He?"

„Teufel!" knirschte Dillinger.

„Laßt den Teufel und Euer grobes Gebahren," fuhr Hornleder mit unverwüstlicher Ruhe fort, „was kann ich dazu, daß Ihr auf Eure alten Tage noch thöricht werbet und Euch in ein Gänschen vergafft, daß Euch den Stuhl vor die Thür setzt. Kann's auch dem Gänschen nicht verübeln, daß es sich lieber von dem jungen, grünen Gänserich im Jägerhause umhalsen läßt, als von einem alten, lahmen Storch."

Dillinger hielt den bebenden Leib an einer Sessellehne aufrecht und verhaltene Wuth drohte ihn zu ersticken.

„Aergert Euch doch über Euch selbst," meinte der Locotenent, „hab' ich's Euch nicht gesagt, daß es so kommen müsse. Mit Dünkel und Hoffahrt seid Ihr wie ein Kuckuck in das Schwalbennest hineingeflogen, und mit Schimpf und Spott beladen habt Ihr Euch auf Euren podagrischen Füßen wie ein lahmer Entrich wieder davongetrollt. Gedenkt Ihr noch meiner Warnung, als Ihr mir von Euren Freiersgedanken spracht, und wie ich nicht an mich halten konnte, Euch auszulachen wegen der guten Vorsätze, von welchen Ihr fabeltet? Haha! ha! verzeiht Dillinger, ich muß wiederum lachen. Gott mag mich vor allzuhohem Alter schützen, denn ich möchte, nachdem ich mein Lebelang ein Bischen brauchbaren Verstand gehabt, doch um keinen Preis wieder ein Kind und vor den Leuten zum Spott werden."

„Haltet an Euch, Satan, oder ich spieße Euch an die Wand!" brach Dillinger schäumend los und riß das Schwert vom Leder.

Der Locotenent fuhr nicht einmal nach der Wehr und blickte mit kränkendem Mitleid auf den Hauptmann, bis dieser vor der ihm schon so oft fühlbar gewordenen Ueberlegenheit des Mannes gänzlich die Waffen streckte, sich auf einem Sessel niederließ und in dumpfem Schweigen Alles anhören zu wollen schien, was der Spießgesell vorbringe.

„So ist's gut," begann Hornleder nach einer Pause und ließ sich auf das mit kostbarem Sammet beschlagene Faulbett nieder, welches dem Sessel des Hauptmanns gegenüberstand, „betragt Euch gescheut, wie es guten Kameraden zukommt, die manches Jahr mit einander im Nothgang gearbeitet und sich nichts vorzuwerfen haben. Es liegen wichtigere Dinge vor, als daß wir allzulang unnütze Worte wechseln dürften, denn es möchte hohe Zeit sein, daß wir uns aus den Schlingen ziehen, welche die Herzoglichen und das meuterische Gesindel immer enger um unsern Hals zusammenlegen. Selbst auf die Hakenschützen ist nicht überall zu rechnen und die Pikenire sind zum völligen Abfall reif, zumal seitdem der Hennig Wild Tag aus Tag ein mit allerlei Volk und auch mit dem Forstwart abkartet."

„Nun, so macht Anstalt und laßt den meuterischen Buben an den dürren Baum hängen und den Forstwart als einen Stadtverräther dazu!" fuhr Dillinger auf.

„Ach, bleibt ruhig und spart Eure Worte," brummte Hornleder verächtlich, „Ihr wißt so gut wie ich, daß der Wild und ein paar Dutzend Schelme dazu längst von des Henkers Tauben gefressen wären, wenn man nur an sie kommen könnte. Mit Gewalt läßt sich nichts mehr thun, aber mit Verstand und feiner Praktika noch Alles. Wir müssen, wie zur Zeit Eurer großen Geschenke und Freibiere, das gemeine Volk wieder für uns haben, wir müssen etwas thun, wodurch wir uns den Dank des Pöbelhaufens verdienen, dann soll uns der freche Ungehorsam der Bürgerschützen und Meuterer nicht mehr ungestraft bedrohen."

„Uns den Dank des Pöbelvolks verdienen?" fragte Dillinger murrend. „Ihr verlangt doch nicht, daß ich wieder mit vollen Händen mein Geld zwischen die Lumpen werfen soll, wie damals, als die Schweden abgezogen und es galt, mich als Stadthauptmann und den Bürgermeister im Amte zu behaupten?"

„Ach, unterbrecht mich nicht mit den Lamentationen Eures erbärmlichen Geizes," erwiederte Hornleder verächtlich, „das Geld, welches Ihr dem Volke gabt, war ja eine wahre Teufelsbescheerung, die sich den Beschenkten in Schmutz und Kohle verwandelt. Auch haben wir reichlich wieder gemacht, was Ihr verschenkt habt. Nein, durch solch grobe Mittel wäre heute nichts mehr zu erlangen, hört mir nur fein zu und folget ruhig meinem Plan. Ihr haßt doch den Forstwart —?"

„Wie die Pest, wie das höllische Feuer!" brach Dillinger los. „Tausend Thaler des besten Geldes, Hornleder, wenn Ihr mir den Buben an Rad und Galgen bringt!"

„Nun, soll ein Wort sein," meinte Hornleder mit tückischem Lächeln, „ich hoffe nicht allein diese tausend Thaler zu verdienen, sondern, was mehr heißt, auch unser Regiment hier auf's Neue und dauernd zu befestigen. Erinnert Ihr Euch, Hauptmann, wie wir ausziehen mußten, um in Dorf Weißkirchen den habgierigen Amtmann und Bauernschinder gegen die verzweifelten Bauern zu schützen, die ihn in seinem festen Hause belagerten und nicht eher abzuziehen geschworen hatten, bis sie ihn in Stücke gehauen?"

„Ja wohl, aber was soll's damit, wir zogen mit einer halben Compagnie aus, vertrieben die Bauern und vertheilten einige Gefangene an Meister Knüpfauf; aber wer

soll uns helfen, wenn die Bestien gegen uns ausbrausen; die Hakenschützen reichen nicht aus, die Pikenire mag der Teufel holen und herzogliche Truppen würden uns lieber hängen sehen, als zu unserm Schutze heranziehen."

„Thut auch nicht noth, Herr Dillinger, erinnert Euch, daß unsere Kriegsmacht den Amtmann nur so lange geschützt hätte, als unsere Soldaten den Hautzen (Bauern) auf Brot und Tasche lagen. Denn nachdem wir abgezogen, brachte mir's gleich ein Kundschafter zu, daß sich ein Massenaufstand in allen umliegenden Dorfschaften gegen den Amtmann vorbereite. Doch es kam nicht zum Losplatzen, denn der Amtmann hatte durch ein kluges Mittel das Wetter zeitig zu zerstreuen gewußt und sich noch großen Dank bei den Bauerntölpeln verdient, so daß sie ihn heute einen „strengen, aber gerechten Herrn" nennen, und er noch viel feister und wohlhäbiger in seinem Rollstuhl hinter den Weinkrügen sitzt, als damals, wie wir uns bei ihm zu Gaste luden. Wie war das möglich? fragt Ihr, nun, merkt auf: Weil, wie der Amtmann, der Schreiber und der Schultheiß auf einmal wissen wollten, das Laster der Zauberei in Weißkirchen und den Nachbardörfern auf eine erschreckende Weise überhand nehme und es noth thue, nun mal mit Schärfe und mit aller Strenge der Gesetze gegen die Unholden vorzugehen. Das war dem tölpelhaften Volke lieb und bald schleppte es geknebelte Weiber zusammen, hielt Wasserproben, bewachte die Hexenthürme und umstand mit blutgierigen Augen die Scheiterhaufen. Seit zwanzig Jahren hatte man dort keinen Brandpfahl im Felde erblickt, und geht man jetzt auf die Haide an's Weißkircher Vorholz, so könnte man noch viele gute Klafter aus den halbverkohlten Pfählen schlagen, an welchen manche Bauertruschel ihre Seele aushauchte, weil sie der Kuh des Nachbars die Milch genommen oder Sturm und Hagelschlag über die Felder geschickt hatte. Kurz, seit der Amtmann die ersten Unholden vom jubelnden Volke einbringen ließ, dachte keiner der holzköpfigen Hautzen mehr daran, ihm den Kopf einschlagen zu wollen, man lobte und pries laut seine Gerechtigkeit und Frömmigkeit, und die Prädikanten sagten ihm vom Predigtstuhl herab im Namen der Gemeinden Dank für seinen Eifer gegen das Reich des Satans."

„Ja, so ist's, Hornleder," sprach Dillinger nachdenklich, „aber was soll uns das, woher sollen wir Hexen schaffen, da das einfältige Volk uns selbst mit dem Fürsten der Finsterniß im Bunde glaubt und uns lieber heute als morgen brennen sähe?"

„Thut Alles nichts," erwiederte Hornleder, „vor der Hand schaffe ich dem Volke ein paar Zauberer und Herrgottsschänder der schlimmsten Art für den Scheiterhaufen, und ist erst einmal angefangen, so wird sich das Weitere finden. Ihr wißt, daß der Werner, — hier leuchtete Dillinger den Spießgesellen an mit Augen, in welchen eine ganze Hölle aufflammte, — nun ja, horcht nur auf, also daß der Werner seit einigen Monden mit einem fremden Waidgesellen, genannt Hankel, im Forste haust. Ich kannte den Hankel schon während der Kriegszüge, und unser ergebener Waibel hat lange Zeit mit ihm unter dem Gronsfeld gedient. Im ganzen Hausen war der Kerl schon damals als ein Erzzauberer bekannt, aber Ihr wißt, im Heer ging damals Alles unangefochten mit, und wär's der Erzfeind selbst gewesen. Der Hankel oder Hannikel, wie der Kerl eigentlich heißt, war ein vielgesuchter Mann, denn er verkaufte den Knechten Passauer Zettel, heilsamen Theriak und anderes Teufelszeug. Doch hat er als ein rechter Leutebetrüger Viele unnütz um ihr Geld gebracht, und der Waibel trägt's ihm noch heute nach, daß er ihn um drei vollwichtige Ducaten betrog. Die mußte er für einen vielgerühmten Passauer Zettel geben und sollte nun hieb- und schußfest sein, aber beim nächsten Scharmützel schlug ihm trotz seines Amulets eine Kugel durch den Schenkel und ein Reiter traf ihn mit dem Pistolenknauf auf den dicken Schädel, daß er hätte zerbrechen müssen, wenn er nicht gar so dick wäre. Als darauf der Waibel viele Monden durch in seinen Schmerzen gelegen, hat er seine Ducaten bejammert und dem Hankel bei erster guter Gelegenheit wieder eins auszuwischen geschworen. Da führt nun nach Jahren der Teufel seinen Knecht hierher und läßt ihm, es ist lustig, vom ehrsamen Rath gar einen Forstdienst übertragen. Der Waibel dachte ihm gleich auf den Leib zu gehen, doch besann er sich zeitig, daß man mit dem Hankel kein leicht Spiel hat, er ist stark wie ein Bär, und so verschlagen der Waibel auch ist und obwohl er von ihm betrogen wurde, so traut er ihm doch geheime, böse Künste zu. Aber mit List sucht er an ihn zu kommen, und kaum hatte er mir das ver-

traut, als mir ein guter Gedanke durch den Kopf fuhr und ich mit Geld und guten Worten den Waibel ermunterte, nur recht schön und freundlich zu thun mit dem Schwarzkünstler. Das thut er denn auch mit vielem Geschick, besucht ihn häufig im Jägerhause und hat mir vertraut, daß der Hankel allerlei teuflische Jägerstücklein treibe und drauf und dran sei, auch dem einfältigen Forstwart verbotene Dinge zu lehren. Als der Waibel mir davon sprach, wollte mir der Weißkircher Amtmann nicht wieder vor der Seele weg und mußte ich Tag und Nacht daran denken, wie sich der Amtmann in Weißkirchen und der ganzen Umgegend wieder so nachdrücklich in Respect gesetzt hatte. Versteht Ihr mich nun, Hauptmann?" schloß der Locotenent und richtete lauernd seine Blicke auf Dillinger, der, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf- und abgegangen war und mit gespanntem Ohr jedes Wort begierig aufgegriffen hatte. — — Jetzt blieb er vor dem Locotenent stehen, bot ihm die Hand, die dieser lächelnd annahm und sprach: „Hornleder, Ihr seid und bleibt ein unbezahlbarer Mann, was wollen für einen Mann wie Euch die tausend Thaler sagen, die ich Euch gelobt, es sollen eben so viel Ducaten, echte, gute, vollwichtige Ducaten sein, wenn Euch gelingt, was Ihr vorhabt. Verzeiht, wenn ich Euch vorhin durch mein grobes Gebahren gekränkt, ich lege Alles in Eure Meisterhand und, Hornleder, schafft Ihr mir Rache, ausgesuchte Rache an dem Jägerbuben und dem frechen Volk im Schwalbennest, dann sind auch die gelobten Ducaten nichts, dann gehört Euch und mir, was dies Haus in seinen Mauern birgt."

„Versprecht nicht zu viel, Hauptmann," meinte Hornleder kühl, „das findet sich Alles seiner Zeit, vor der Hand liegt mir eben so viel dran wie Euch, die Buben vom Jägerhause in Eisen und Stock zu bringen, damit wir bei dem Pöbelvolk Dank verdienen, denn es thut wahrlich noth, daß bald etwas geschieht, was uns wieder zu Reputation und Ansehen bringt; und dazu ist nichts mehr geeignet, als wenn wir den Leuten ein offenbares crimen laesae majestatis divinae, ein schändliches Verbrechen gegen das Heiligste aufdecken. Aber gut Ding will Weile haben, heute und morgen läßt sich's nicht gleich in den Backofen schieben, die Sache will gute Vorbereitung und die überlaßt getrost mir und dem Waibel. Seid Eurer Meister, Dillinger, wenn Euch Euer Weg in das Schwalbennest oder zum Rothgang führt, zeigt Eure rauhe Seite nicht, sondern thut mit dem Lumpenvolk, als ob nichts geschehen wäre. Plötzlich wird sie der Schlag wie aus heiterm Himmel treffen, denn reif werden mir die beiden Jägersbuben, darauf verlaßt Euch, Hauptmann, dazu ist die Einleitung getroffen. Geht Alles nach Wunsch, und das hoff' ich bei des Waibel's Vorsicht, so müssen wir die Herrgottsschänder und Zauberer auf handhafter That ertappen, an Zeugen soll's nicht fehlen, und der Waibel und andere Hakenschützen haben bereits durch Schwatzen und heimliches Zutragen dafür gesorgt, daß sich manche Vettel bekreuzt, wenn ihr einer der beiden Jäger in den Weg kommt. Gehabt Euch wohl, Herr Hauptmann, haltet Euch fein ruhig und trinkt auf das Wohl Eures Locotenents und des Weißkircher Amtmanns!"

Damit verabschiedete sich satanisch lächelnd der Locotenent und überließ den Hauptmann seinen wild aufgeregten Gedanken, welche bald bei dem Weißkircher Amtmann, bald im Jägerhause oder im Schwalbenneste weilten. —

Im Schwalbennest schien das fromme Gottvertrauen, womit die armen Leutchen in die Zukunft schauten, sich so zu belohnen, wie sie's verdienten, denn ganz wider Erwarten ließ sie der Hauptmann seine Tücke nicht fühlen. Er hätte als Vestenvoigt dem Gerhard, obwohl dieser seinen leicht zu übersehenden Pflichten auf's Pünktlichste und Gewissenhafteste nachkam, doch das Leben recht sauer machen können, denn will man Einen hängen, so ist der Strick ja bald aufgefunden. Aber es war, als ob Dillinger ein ganz anderer Mensch geworden wäre. Er sprach kein böses Wort zu dem Gerhard, wenn er einmal auf's Schwalbennest kam, um die Thorwache zu mustern oder den Rothgang zu besuchen, erwähnte auch der verunglückten Bewerbung mit keiner Silbe, und sein gefürchteter Helfershelfer, der Locotenent, rief an jedem Morgen dem Thorwart einen freundlichen Gruß zu und sprach mit ihm über Wetter und Wind.

„Vor dem Anhauch des uns gnädigen Gottes zerfließt doch die Herzenshärtigkeit dieser Leute wie Wachs!" sagte Gerhard eines Tages, als der Dillinger nach einem dienstlichen Auftrage eben freundlich von ihm fortgegangen war. In die Stube hatte der Hauptmann nicht treten wollen, aber der Jungfer einen Gruß bestellen lassen und ge-

meint, es wäre wohl so am besten gewesen, ihre Jahre paßten doch nicht zusammen und ihm käme es besser zu, sich nach einem Platz auf dem Kirchhof als nach einer jungen Frau umzusehen.

Es waren nach dem abgewiesenen Antrag des Hauptmanns mehrere Wochen vergangen. Im Schwalbennest waltete wiederum Freude und Glück, Werner verlebte dort selige Stunden und keine Ahnung kam den in die goldensten Träume versenkten Liebenden von dem Ungewitter, welches allgemach hinter ihnen aufzog und sie dann plötzlich, wie wir sahen, mit erschütternden Schlägen traf. Einige Tage vor dem schmerzlichen Glückswechsel, der Werner zum verfehmten Flüchtling machte, war's gewesen, als er im Schwalbennest ausgelassen lustige Streiche getrieben, den kopfschüttelnden Vater Gerhard mit der Erzählung unheimlicher Jägerstücklein gehänselt und der Margarethe das Endchen von der blonden Haarflechte geraubt hatte. Dann war er ein Liedlein pfeifend zum Thor hinausgegangen, wo sich ihm der Pikenir Wild beigesellte, um ihm eine Strecke weit das Geleit zu geben, denn Wild hatte den braven Jäger gern und suchte oft seine Gesellschaft. Als die Beiden den Feldweg entlang gingen, kam ihr Gespräch auf die Angelegenheiten, welche mehr wie je die ganze Stadt beschäftigten, auf das unerträgliche Stadtregiment, die überhand nehmende schlechte Münze, die Tyrannei des Hauptmanns und seine Härte gegen die Pikenire; und Wild hatte gemeint, das habe Alles auf's Längste gedauert, wer wisse, wie nahe der ruinirten Stadt eine nachdrückliche Hilfe sei. Der Hauptmann könne nimmer eines guten Todes sterben, der habe mehr als einmal unschuldig Blut vergossen und das schreie zum Himmel.

Werner hatte nicht viel dazu sagen können, denn querfeldein kam der Waibel von den Hakenschützen, der immer mit dem Hankel sein heimlich Thun hatte, und als Wild den Waibel sich nähern sah, nahm er rasch Abschied von dem Jäger und meinte, er solle sich vor dem Menschen hüten, der sei um kein Haar besser als der Hauptmann und der Locotenent und werde dem Galgen auch nicht entlaufen.

Werner konnte den Waibel, der ihn bald begrüßte und seine Freude aussprach, daß er nun eine gute Begleitung habe nach dem Jägerhause, wo er den Hankel aufsuchen wolle, zwar nicht leiden, weil er ihn als eine Creatur des verhaßten Hauptmanns kannte und sein ewiges Geheimthun mit dem Hankel ihm zuwider war, doch sagte er sich, so schlimm, wie der Wild meine, möge es wohl nicht sein, denn Pikenire und Hakenschützen ständen sich ja immer wie Hund und Katze gegenüber und suchten gern einander Eins anzuhängen. Doch war es mehr gewaltsame Selbstüberredung als aufrichtige Ueberzeugung, welche den Waibel nicht so schlimm in Werner's Augen erscheinen lassen wollte, wie ihn der Pikenir nicht allein heute, sondern oft schon geschildert, denn der junge Forstwart fühlte, daß er sich zu weit mit dem Menschen eingelassen habe. Hatte er sich doch von ihm und dem Hankel überreden lassen, die Hand zu einem neuen Jägerkunststück zu bieten, wozu es des Haars einer fleckenlosen Jungfrau bedurfte, und das hatte er zu liefern versprochen, weil man ihm hoch und theuer zugesagt, daß es sich um ein ganz unschuldig Stücklein handle. Nun wollte er mit Gewalt an die Rechtschaffenheit des Waibels glauben, aber es gelang ihm nicht, wie er so neben dem unheimlichen Gesellen herhing, auf dessen Geplauder er nur mit halbem Ohr hörte. Er wünschte seine Zusage zurücknehmen zu können und drückte die geraubte Flechte heimlich und innig an sein Herz; da zog es ihm wehmuthsvoll durch die Brust und in tiefem Nachdenken ließ er das Haupt sinken.

„Was träumt Ihr denn und schweigt, als sei Euch die Petersilie verhagelt!“ rief endlich der Waibel, als sie den Abhang zum Jägerhause hinaufstiegen, vor welchem der Hankel schon ihrer harrte.

Da warf Werner den Kopf auf und ein fester Entschluß blitzte aus seinen Augen. „Wißt Ihr was, Waibel,“ meinte er, „ich glaube, wir könnten das lassen mit dem neuen Jägerstücklein und dem Jungfernhaar.“

„Ha! ha! ha! Nun sieh mir Einer den Tropf,“ rief der Waibel dem entgegenkommenden Hankel zu, „der scheut sich jetzt vor dem Jägerstücklein und will das Jungfernhaar nicht in's Rohr laden, ist wohl zwischen heute und gestern selbst zur Jungfer geworden!“

Der Jäger Hankel, eine grobknochige, riesenhafte Gestalt, verzog das wettergebräunte, narbige Gesicht zu einem widrigen Grinsen und meinte, das junge Blut habe immer so seine Raupen im Kopfe. „Sei kein Narr,

Werner," wandte er sich dann ernst zu dem Waidgesellen, „gib das Haar heraus, damit wir die Probe machen, auf dem Wolfswinkel sieht's keines Menschen Kind, ob wir Werg oder Haar in's Rohr laden."

„Ach, Hankel," meinte Werner unmuthig, „es wäre besser, wir ließen's bleiben, es kommt mir wie ein arger Mißbrauch vor mit dem Haar und es ist mir, als ob die Margareth es mir nimmer vergeben könnte, wenn ihr kund würde, zu welchen Dingen ich ihr die Flechte geraubt. Denn . . ."

„Ah!" fiel mit rohem Lachen der Waibel ein, „merk auf, Hankel, der glaubt wohl nicht an die Kraft dieses Jungfernhaars und fürchtet den Fehlschuß, hm! hm!"

„Das lügst Du in Deinen Hals hinein, Du Schelm," fuhr Werner zornig auf und schüttelte mit eiserner Faust den Waibel am Kragen, bis Hankel sich mit den raschen Worten zwischen die Beiden warf: „Ruhe gehalten! Es fehlte noch, daß Ihr Euch die Hälse brächt um ein Jungfernhaar; und Du, Werner, sei kein Thor und Grillenfänger, haben wir doch immer kameradschaftlich zu einander gestanden. Hast Du das Ziel mitgebracht, Waibel?"

„Was hilft uns das Ziel," meinte der Waibel mit einem giftigen Blick auf Werner, seinen Kragen in Ordnung legend, „wenn der das Haar nicht herausgibt? Wird das Haar nicht auf das Kraut geladen, so ist das Ziel umsonst gesteckt. Auch geht's mit dem Ziel nicht sogleich, in guten Händen ist's schon, aber reif zum Schuß wird's erst nach dreimal vierundzwanzig Stunden sein; wenn aber der butterweiche Jungfernknecht da auch dann das Haar nicht verbrennen lassen will, so hab ich das Ziel umsonst herausgebracht und um nichts und wieder nichts den Hals gewagt."

„Wovon redet Ihr!" fiel Werner aufhorchend und erschreckend dem erbosten Hakenschützen in's Wort, aber Hankel brach die Entgegnung ab und sprach: „Schweigt jetzt von der Geschichte, da's doch nichts damit ist bis zum dritten Tag, und folgt mir auf die Stube, dort harrt unser ein guter Trunk und dabei sollt Ihr vergeben und vergessen."

Die drei Männer fanden auch einen guten Wein aufgetischt, aber es wollte keine rechte Fröhlichkeit unter ihnen aufkommen. Werner saß nachdenkend da und hatte dem Waibel, der ihm Frieden bot, nur zögernd die Hand gereicht. Auch Hankel starrte in sich gekehrt auf den Boden und richtete nur ab und an eine leise Frage an den Waibel, was den Werner noch unzufriedener mit dem Treiben machte, so daß er herzlich froh war, als der Waibel zur Heimkehr aufbrach und Hankel ihm eine Strecke weit das Geleit geben wollte.

Als die Beiden den Abhang hinabgingen, saß Werner auf der Steinbank vor dem Jägerhause und schaute ihnen in tiefes Sinnen verloren lange nach. Im Westen flammte der Himmel gleich einem Purpurmeer, und laue Abendlüfte trieben rosig angehauchte Wölkchen über die dunkle Bläue, welche ringsum mit den mannigfachen Tinten der waldgekrönten Berge verschmolz. Es war einer jener wonnigen Abende, welchen das Herz unwillkürlich ein leises Willkommen zuruft und welche das Gemüth nach des Tages lauter Arbeit mit stillem Frieden erfüllen. Wie oft hatte Werner an einem solchen Abend auf dieser Steinbank in dem behaglichen Gefühle gesessen, welches ein reines Gewissen und das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung so wohlthätig durch die Seele ergießt. Heute aber wollte ihn ein solches Gefühl nicht überkommen, so sehr er auch danach rang und sich einzureden suchte, daß er keinen Grund habe, mit sich unzufrieden zu sein. Je mehr der Purpurschein am Himmel verblich und den düstern Schatten wich, welche die Farben der Berge und des Firmaments verlöschten, desto unbehaglicher und quälender lagerten sich auf Werner's Seele finstere Gedanken, die er zu bannen sich vergebens bemühte. Er empfand jetzt bittere Reue darüber, daß er sich mit den beiden verdächtigen Gesellen so weit eingelassen und ihnen durch Lieferung des Jungfernhaars Beihilfe zu einem Werke versprochen hatte, welches ihm durch des Waibel's Thun und Reden immer verdächtiger geworden war. Lebhafter wie je dachte er an die Warnungen des braven Vater Gerhard, und schauerliche Sagen über Frevel, die von Jägern begangen und mit dem Verlust der ewigen Seligkeit gestraft waren, traten ihm düster und beklemmend vor die Seele. Noch ganz vor Kurzem hatte der alte Kastenvoigt von dem schrecklichen Ende des herrschaftlichen Jägers erzählt, der, um Freikugeln zu gewinnen, dreimal auf ein Crucifix geschossen hatte, von der dritten Kugel aber selbst so getroffen wurde, daß er acht Tage lang nicht leben und nicht sterben konnte, bis man ihn endlich mit umgedrehtem Nacken auf seinem zerwühlten Lager fand und ihn unter dem Galgen begrub. Der Kastenvoigt hatte die Leiche und auch das

verwundete Crucifix gesehen, dem so lange Blut entfloß, bis man's in eine Kirche trug und Chrysam auf die Wunden legte. — Waren nicht der Waibel und der Hankel, welchen der Mund immer von Spott und Fluch überlief, zu ähnlichen Bubenstücken fähig? Was mochte das für ein Ziel sein, welches der Waibel besorgen und auf das mit dem Jungfernhaar geschossen werden sollte? „Mag's sein, was es will," sagte Werner mit tiefem Nachdenken und festem Entschluß, ich will nicht dazu helfen und Gretchen's Haar soll nicht durch Bubenhände geschändet werden!" Damit trat er in's Haus, zündete Licht an und verschloß die Flechte, nachdem er sie innig an die Lippen gedrückt, in seinen Gewehrschrank. Als Werner den Schlüssel zu sich gesteckt hatte und an's Fenster trat, um die Läden zu schließen, war's, als ob ein Schatten am Fenster hinhusche, schnell hob er das Fenster auf, blickte aber in die undurchdringliche Finsterniß und kein Laut ward hörbar. — „Wär's ein diebischer Gesell von dem Zigeunergesindel, so würden die Hunde angeschlagen haben, ich habe mich wohl getäuscht und befehle mich in Gottes Hand," sprach der Jüngling vor sich hin, und beruhigter durch den festen Entschluß, an dem Kunststück nicht theilzunehmen, machte er sich an sein Lieblingsgewehr und ölte Schloß und Schrauben ein.

Bei diesem Geschäft traf ihn Hankel, der eben zurückkehrte und sich zu gleicher Arbeit niedersetzte. Des Jägerstückleins und des Waibels wurde nicht weiter erwähnt, beide Männer saßen, mit ihren Gewehren beschäftigt, schweigend einander gegenüber, und Werner putzte so eifrig, daß er nicht die tückischen Blicke Hankel's bemerkte, welche von Zeit zu Zeit über ihn hin und nach dem Gewehrschrank flogen, in welchem er die Haarflechte verschlossen hatte. Hätte Werner ahnen können, welche Gedanken den Waidgesellen bewegten und welch gottloses Werk er vorhabe, so würde er nicht einen Augenblick mit ihm unter einem Dache geblieben sein, aber getäuscht über das böse Vorhaben Hankel's und des Waibels, beruhigte er sich allgemach und ging wie diesen Abend, so auch während der folgenden Tage arglos an die gemeinschaftlichen Geschäfte.

Hankel gehörte zu den abenteuernden Leuten seiner Zeit, welche einerseits den allgemeinen Aberglauben betrügerisch auszubeuten wußten, andererseits aber selbst in ihm befangen waren, zu jenen noch damals zahlreichen Abenteurern, welche ein Philosoph des sechzehnten Jahrhunderts als solche bezeichnete, „qui decipiunt et decipiuntur," welche betrügen und betrogen werden. Da gab es Leute, die als Wunderdoctoren Theriak und Amulete verkauften, von deren Wirkungslosigkeit sie überzeugt waren, es aber doch nicht verschmähten, von einem Andern, den sie weiter in der Kunst vorgeschritten glaubten, dergleichen Zaubermittel mit vollem Vertrauen zu erbitten. Bewährte sich der Zauber hinterher nicht, so erschütterte das den Glauben daran selten, dann, redete man sich ein, war irgend ein Fehler gemacht bei der Anwendung oder es waren nicht alle Mittel gebraucht, welche die Vollendung des Zaubers erforderte. — So hatte auch Hankel schon sein Möglichstes versucht, um sich die „nimmerfehlenden Kugeln" zu verschaffen, aber alle Versuche waren mißlungen, weil, wie er meinte, stets das rechte Ziel gefehlt hatte. Er mußte nämlich von dritter Hand eine geweihte Hostie haben und drei Schüsse aus einem Rohr danach thun, welches statt mit einem Wergpfropf mit einem Pfropf von dem Haar einer Jungfrau geladen war. — Gelang es ihm, dies verruchte Werk auf die rechte Weise zu vollbringen, so konnte er fortan nur in's Blaue hineinschießen und jede Beute, die er sich wünschte, fiel aus der leeren Luft herab. Auch konnte ein Feind Hunderte von Meilen entfernt sein, so saß ihm, wenn Hankel wollte, eine Kugel in der Stirn, ohne daß der Freischütz etwas Weiteres zu thun gehabt hätte, als mit dem Wunsche nach dem Tode des Feindes zum Fenster hinauszuschießen.

Diese seltene Zauberkraft sich um jeden Preis zu verschaffen, war Jahre lang Hankel's Dichten und Trachten gewesen. Als er auf dem Jägerhause eingezogen war, hatte er anfangs geglaubt, den Werner zur Beihilfe und zur Anschaffung der Hostie gewinnen zu können und dabei an Werner's Braut als eine passende Vermittlerin gedacht, denn es mußten ihrer Drei bei dem Hostienraube eingeweiht sein. Allein einige wie im Scherz hingeworfene Aeußerungen, welche die verruchte Absicht Hankel's andeuteten, wurden von Werner mit solchem Abscheu aufgenommen, daß Hankel sich bald überzeugte, mit dem Werner sei nichts anzufangen, er sei ein frommer und verliebter Tropf, der nimmer zu einem Hostienraube die Hand bieten werde. — Da kam dem vor Begierde nach der zauberischen Kunst brennenden Hankel der Waibel in den Weg,

dem es bald klar wurde, daß der Kamerad, der ihm einst den betrügerischen Passauer Zettel verkauft, zu jedem zauberischen Bubenstück fähig sei. Auf diese Beobachtung baute der noch schlauere Bösewicht den Plan seiner Rache, und als er einst seinem Spießgesellen, dem Hornleder, von den zauberischen Gelüsten des verhaßten Hankel erzählte, da blitzte der Gedanke an den Weißkircher Amtmann dem Locotenent durch die Seele, und er redete es eifrig dem Waibel als Verdienst ein, wenn er geschickt die Hand dazu böte, daß dem Treiben des Zauberers nachdrücklich Einhalt gethan würde.

Der Waibel hatte bald Hankel's volles Vertrauen und vergalt dasselbe dadurch, daß er sich erbot, die geweihte Hostie zu schaffen, nur fehlte es dann noch an dem Jungfernhaar, und das konnte Werner liefern. Aber Werner mußte getäuscht und ihm eingeredet werden, daß es sich nur um ein unschuldiges Kunststück handle. Das gelang auch den Buben, wie wir sahen, und Werner hatte ohne sein Wissen die Hand zu einer verruchten Gotteslästerung geboten.

Dem Waibel lag anfangs nichts daran, auch den Werner mit zu verwickeln, obwohl der Locotenent und der Dillinger, der auch mit dem Waibel die Angelegenheit besprach, eifrig darauf drangen; nach der entschiedenen Verweigerung aller Theilnahme aber von Seiten Werner's und nachdem dieser sogar gewagt, Hand an ihn zu legen, gab der Waibel den Einflüsterungen Hornleder's das geneigteste Gehör. Jetzt stimmte er mit voller Seele zu, daß auch der Werner um kein Haar besser sei als der Hankel und daß, weil er mit dem Pilenir Wild und anderm aufrührerischen Gesindel Freundschaft halte, es ihre eigene Wohlfahrt verlange, auch den Werner zum Abscheu des Volks und für die Strafe reif zu machen.

Es ward unter Mitwissen des Bürgermeisters und anderer Zeugen, welchen man von dem bösen Treiben und den zauberischen Absichten der beiden Jäger lange vorgeredet hatte, beschlossen, die Teufelsbündner und Gotteslästerer zu überlisten und auf handhafter That zu ertappen. Zu dem Zwecke solle der Waibel ihnen statt einer geweihten eine ungeweihte Hostie in die Hände spielen. So mache man sich selbst keiner wirklichen Gotteslästerung schuldig, stelle aber den Uebelthätern, welche die Hostie für eine geweihte nehmen und mißhandeln würden, eine Falle, die über ihnen zusammenschlagen und sie aller Welt als die schändlichsten Bösewichter offenbaren müsse. — So geschah's; der Waibel verschaffte sich unter einem Vorwande von der alten Oblatenschlägerin eine ungeweihte Hostie, wickelte diese sorgfältig in ein weißes, mit drei rothen Kreuzen bezeichnetes Tuch und machte sich am dritten Tage nach der unangenehmen Begegnung, die er von Werner erfahren, auf den Weg.

Was tückische List eingeleitet hatte, sollte rohe Gewalt vollenden. Hakenschützen und eine Anzahl Zeugen aus der Bürgerschaft, welche man zu Allem dienstwillig glaubte, weil es sich um die Aufdeckung eines abscheulichen Verbrechens handle, hielten sich mit dem Locotenent und dem Dillinger in guten Verstecken, um, wie es verabredet war, auf den ersten Schuß, welcher im Wolfswinkel falle, hervorzubrechen und die Missethäter zu überwältigen.

Der Waibel traf nur den Hankel im Jägerhause und auf seine Frage nach dem Werner erwiederte Hankel unwirsch: „Laß uns rasch an's Werk gehen, der Tropf macht doch nicht mit und will auch die Haarflechte nicht herausgeben, er ist nach einem Streite mit mir, bei welchem es fast Blut gesetzt hätte, zur Fanghütte hinausgeschlendert und ich habe nicht übel Lust, ihm gleich vom Wolfswinkel aus die erste Freikugel, die wir gewinnen, durch den Schädel zu jagen ...“

„Hat sich was zu jagen!“ — unterbrach der Waibel ärgerlich, der nun nicht absah, wie man dem Werner beikommen sollte, an dessen Verderben dem Locotenent und dem Dillinger, wie sie wiederholt versichert, weit mehr gelegen war, als an dem des fremden Jägers — „woher eine Freikugel nehmen, wenn der Wicht das zum Werke nöthige Jungfernhaar nicht herausgibt?“

„Das war in meinen Händen,“ erwiederte mit spöttischem Lächeln der Jäger, „als der Tropf kaum die Thür im Rücken hatte; dort im Schrank hatte er es, wie er glaubte unbeobachtet, verschlossen, und der Schlüssel dazu kam nicht von seiner Brust. Aber was half seine Vorsicht gegen diesen Dietrich? Also ist das Haar jetzt mein, drum frisch auf, Waibel, laß uns schnell zu Ende kommen, denn solche Dinge leiden keinen Aufschub!“

Unzufrieden und in dem Gefühl, daß nur Halbes geschehen werde, folgte der Waibel dem rasch voranschreitenden Hankel. Ihr Ziel lag nicht weit, hatten sie den dunklen

Tannenschlag durchschritten, der sich bis dicht an das Jägerhaus zog, so dehnte sich vor ihnen die einsame Waldwiese aus, welche man den Wolfswinkel nannte.

Während die Beiden auf verbrecherischen Wegen gingen, duldete es den von trüben Gedanken gequälten Werner nicht länger in der Fanghütte. Er hatte auf dem Wege dahin und von der Fanghütte aus überall Leute im Forste bemerkt, welche sich bei seiner Annäherung augenscheinlich zurückzogen. „Sollte das nicht wieder eine neue Bande des egyptischen Volks sein?" sagte er sich, „verdächtig genug kommen mir die Gesellen vor, es ist besser, Du gehst heim, söhnst Dich mit dem Hankel aus und spürst mit ihm dem auffälligen Treiben nach." — Gedankenvoll trat er den Rückweg an und eine unheimliche Ahnung legte sich schwer auf die Seele des Jünglings, als er das Jägerhaus betrat und es leer fand. Seine beklommene Stimmung steigerte sich zur Angst, als er in der Stube ein fremdes Wehrgehenk vorfand, welches er für das des Waibels erkannte; unwillkürlich griff er nach dem Schlüssel zu seinem Gewehrschrank. Er fand ihn und tröstete sich mit dem Gedanken, daß der Waibel und der Hankel nun treiben möchten was sie wollten, habe er doch keinen Theil daran! Beruhigt öffnete er die Schrankthür, um die Haarflechte zu küssen, die ihm die Tage hindurch so viel Sorge gemacht, — da sah er sich, starr vor Schrecken, beraubt, die Flechte war fort und wurde jetzt, darüber blieb kein Zweifel, von Bubenhänden mißbraucht. — — Die schlechte That empörte ihn auf's Wildeste gegen Hankel, er riß ein Gewehr aus dem Schrank, verließ eiligst das Haus und lief mehr als er ging dem Wolfswinkel zu.

Dort hatte Hankel unter wunderlichen Ceremonien, welchen der Waibel mit heimlichem tückischen Lächeln zuschaute, die Hostie an einen Baum genagelt und schickte sich eben an, Gretchen's Haarflechte, welche vor ihm auf einem weißen Tuche lag, in's Rohr zu laden, als ihm Zorn und Schrecken die zum Lauf erhobene Hand schlaff herabfallen ließ, denn mit einem donnernden: „Halt, Bube!" stand, wie aus der Erde gewachsen, Werner am Waldrande und schlug das Gewehr auf ihn an.

Da dachte der Waibel: „Du kommst eben recht so, können wir Dich nicht lebendig haben, so haben wir Dich todt," und mit dem Gedanken hatte er sein Faustrohr gezogen und eine Kugel flog dem zielenden Schützen entgegen. In demselben Augenblicke aber krachte auch Werner's Schuß, und der Waibel stürzte getroffen zusammen. Werner stand unverletzt.

Wie ein schäumender Eber stürzte Hankel mit erhobenem Kolben auf Werner los, aber er sollte ihn nicht erreichen, die gefallenen Schüsse waren von den versteckten Hakenschützen und Zeugen als das Signal verstanden. Im Nu brachen sie aus dem Buschwerk hervor und umringten unter dem Ruf: „Gebt Euch gefangen, Ihr Zauberer und Herrgottsschänder!" von allen Seiten die feindlichen Jäger. — „Rache für den Waibel! Zum Feuer mit den Teufelsbündnern! O Spott und Schande, seht doch den Leib des Herrn zum zweitenmal gekreuzigt!" schallte es wild durch einander.

Da ermannte sich Werner und rief den auf ihn Eindringenden zu: „Ja, die Schandthat ist klar und schreit laut zum Himmel, aber Jener dort hat sie begangen mit Eurem eignen Kameraden, dem Waibel!"

„Frisch an, greift den Hundesohn!" überschrie der herbeikeuchende Dillinger den Forstwart, während der behende Hornleber den sich verzweifelt wehrenden Hankel hinterrücks zu Boden gerissen hatte und ihn den sichern Fäusten der herbeieilenden Knechte überließ. „Greift den andern," tobte Dillinger fort, „er ist zehnmal schuldiger als der Hankel, schaut her, dies Haar hat ihm seine Dirne zu dem Hexenwerk gegeben!" Und damit hielt er Gretchen's vom Boden aufgeraffte Haarflechte hoch empor. — Mit einem markerschütternden Schrei stürzte sich Werner dem teuflischen Verleumder entgegen, unbekümmert um die Schläge und Stöße, die auf ihn niederregneten; er schleuderte sein Gewehr mit aller Kraft auf den Dillinger, aber die blinde Wuth ließ ihn fehlen, starke Hände faßten ihn, mit Riesenkraft riß er sich los, schlug mit dem Seitengewehr wie rasend um sich, seiner Sinne nicht mehr mächtig, tobte er durch den weichenden Haufen dem Gebüsch zu, und außer Athem sah er sich im Dickicht.

Seine Verfolger wurden einen Augenblick von seiner Spur abgelenkt durch ein wildes Geschrei, welches sich um den Hankel erhob; der hatte mit der Kraft der Verzweiflung seine Bande gesprengt und suchte zu entkommen. Alles stürzte ihm entgegen, er ward niedergeworfen, überwältigt, und auf Dillin-

ger's ungestümen Antrieb nahm man sogleich die Spur Werner's wieder auf; bald aber waren die Verfolger hier und dort im Walde zerstreut und suchten den mit jedem Weg und Steg des Forstes vertrauten Jäger vergebens. — Dillinger setzte Wuth schnaubend die Verfolgung fort, als der Locotenent mit dem gefesselten Hankel zur Stadt abzog; der schwer verwundete Waibel wurde auf einer Bahre hinterdrein getragen.

Hornleder schritt stumm und finster einher, denn er hatte sich über den Erfolg seines Streichs offenbar getäuscht. Von lautem, beistimmenden Volksjubel, den er erwartet hatte, ward wenig gehört, so viel auch der Bürger und Bauern neugierig dem Zuge zuliefen und einander den Hergang erzählten. Man sah mißtrauisch auf den Hornleder und seine verhaßten Gesellen, und mancher Mund verzog sich spöttisch, wenn ein Hakenschütz, als ob er's auswendig gelernt hätte, ausrief: „Nun sei Stadt und Land vor einem großen Unglück bewahrt, wer wisse, welches Unheil die Teufelsbündner noch hätten anrichten können. Dank, Ehre und Lob gebühre dem Herrn Dillinger und dem Locotenent."

Doch das war wie in den Wind gesprochen, nur Einige aus dem städtischen Gesindel und wenige Bauern stimmten beifällig ein, andere aber warfen sich kopfschüttelnd bedeutsame Blicke zu, und als der Zug zum Jürgenthor einzog, wo Wild die Wache hielt, äußerte dieser gegen einen ihn freundlich begrüßenden Bürger: „Das Narrenspiel soll den Lotterbuben wenig helfen, sie halten damit nichts auf, seid nur wacker am Platze, lieben Leute!" — Der Bürger nickte mit der Miene des Einverständnisses, legte den Finger auf den Mund und mischte sich in den wogenden Volkshaufen, welcher eben am Schwalbennest vorbeidrängte.

Wild konnte mit gutem Grunde so sprechen, denn das Maß der nichtswürdigen Stadttyrannen war bis zum Ueberlaufen voll, und der Versuch Hornleder's, es dem Weißkircher Amtmann nachzuthun und die Volksgunst durch das Aufheben von Zauberern und durch die Aussicht auf Hexenprocesse zu gewinnen, war nur der Griff eines Ertrinkenden nach einem Strohhalm gewesen. Ungehorsam und Keckheit waren in letzter Zeit sowohl dem elenden, ganz von Dillinger abhängigen Bürgermeister, als auch jenem selbst und dem Hornleder bedrohlicher und bedrohlicher entgegengetreten. In Spott- und Drohliedern drohete man den Heckemünzern auf offner Straße mit Galgen und Scheiterhaufen, und Pikenire und Bürgerschützen bildeten unter sich bereits eine engverbundene Macht, welche sich, gestützt auf die Zusagen des Herzogs, um die Befehle des Stadthauptmanns so viel wie gar nicht kümmerte. Ein heilloser anarchischer Zustand, bei welchem Keiner recht wußte, wem er befehlen oder wem er gehorchen sollte, war die Frucht der jahrelangen und immer unerträglicher gewordenen Tyrannei, und diese Anarchie erleichterte die von dem benachbarten Herzog lebhaft unterstützten Pläne der unzufriedenen und tief empörten Bevölkerung. Wild, der nach Rache lechzte für das vergossene unschuldige Blut seines Bruders, war die Seele des sich vorbereitenden Aufstandes. Er war's auch, der am Abend nach den wilden Vorgängen auf dem Wolfswinkel den flüchtigen Werner aufnahm, der von allen Seiten verfolgt, der Stadt zugetrieben wurde, wo er sich im schützenden Dunkel unter den Feldschanzen barg und glücklicherweise den wachthabenden Pikeniren in die Hände fiel. Doch war der Schutz, den sie gewähren konnten, nicht von Dauer, denn schon hörte man die Stimmen verfolgender Hakenschützen. Da öffnete Wild dem Flüchtling ein Seitenpförtchen am Jürgenthor, steckte ihm unter einer von Werner nicht verstandenen Mahnung ein Faustrohr in das Wamms und schloß hinter ihm die Pforte. Mit wenigen flüchtigen Schritten hatte darauf Werner das Schwalbennest erreicht, wo er, wie wir sahen, unter Gretchen's Fürsorge ein anscheinend sicheres Versteck fand.

Zu derselben Zeit, als Werner vor der unmittelbaren Verfolgung gesichert wurde, saßen zwei Männer in wunderlicher Umgebung und unter heftigem Wortwechsel vor gefüllten Weinkrügen, es war der Locotenent mit einem Hakenschützen. Beide schienen des Weines nicht sonderlich froh zu werden; der Hakenschütz starrte nach einigen heftigen Worten finster vor sich hin und Hornleder unterbrach die hastige Rede, die er an ihn richtete, oft mit wilden Flüchen. Der Ort, wo sich die Beiden befanden, würde auf jeden Uneingeweiheten den Eindruck einer Räuberhöhle gemacht haben. Es war ein düsteres, nur durch eine einzige, von der Decke herabhängende Ampel erleuchtetes Gewölbe, in welchem die Männer an einem sonderbar construirten und mit Schraubstöcken versehenen

Tische saßen. Auch standen mancherlei verdächtige, eiserne Werkzeuge umher und auf dem Tische sowohl, als auf den in der Nähe desselben befindlichen Klötzen und Schemeln lagen ganze Haufen hellblinkenden Geldes. Von dem Gewölbe ab verlor sich ein finster starrender Gang, dessen Ende man nicht absehen konnte.

„Wollt' ich doch," fuhr nach einigem finstern Sinnen Hornleder auf, „Ihr hättet sämmtlich den Hals gebrochen, bevor Ihr dem Esel von Waibel willfahrtet und ihn in's Pfarrhaus trugt. Nun wird der Feigling, weil ihm eine Kugel zwischen den Rippen sitzt, reumüthig sein wie ein altes Weib! Verdammt sei der Forstwart, der nicht besser traf, und verdammt Ihr Hunde, daß Ihr dem Waibel nicht gleich das Genick umdrehtet, als er vom Pfarrer sprach!"

„Ihr habt gut Fluchen und Wettern," erwiederte der Hakenschütz ergrimmt, „warum kamt Ihr selbst nicht und machtet den Waibel stumm, als er wie besessen nach dem Prädikanten schrie, und alles Volk drängte, daß wir seiner Bitte willfahren sollten. Nun ist freilich gutet Rath theuer. Wißt Ihr einen Ausweg, so zeigt ihn, habt Ihr mich doch hieher berufen, um zu berathen, was sich thun läßt, nicht aber um Euer unnützes Wettern und Fluchen anzuhören. Doch halt! knarrte da nicht die Pforte . . .?"

„Aberwitz," fiel der Locotenent ärgerlich ein, „glaubst wohl gar an Gespenster? Die Hinterthür in den Schanzen, durch welche wir eingingen, öffnet nur mein Schlüssel und zu der Pforte im Schwalbennest führt ihn der Dillinger."

„Nun so wird's der Dillinger sein," meinte der Hakenschütz, „seht Ihr nicht dort einen Lichtstreif?" — Noch bevor aber sich Hornleder nach der bezeichneten Stelle umgewandt, war der Lichtschein erloschen und er starrte in die undurchdringliche Finsterniß des Ganges. — „Ich sag's ja," murrte er, sich unwirsch abwendend, „die elende Furcht, welche Dich beschleicht, seitdem der Waibel im Pfarrhaus ist, läßt Dich überall Gespenster sehen; der Dillinger kommt noch nicht, der rachsüchtige, alte Teufel wollte erst mit den Leuten dort oben im Schwalbennest ein Wörtchen reden. Sollt's auch lieber lassen, wer weiß, wer noch hinter uns herhöhnt und lacht!" — Damit setzte der Locotenent sich wieder an den Tisch, preßte die Lippen zusammen und zog die Stirn in krause Falten. —

Während so der Locotenent in dem uns bekannten, heimlichen Gange mit sich und der Welt unzufrieden dasaß, war oben im Schwalbennest Angst und Noth bis zur Verzweiflung gestiegen, denn der Dillinger hatte das Haus mit Hakenschützen besetzen lassen, war zu Gerhard und Margarethe in die Stube gedrungen und hatte mit satanischem Hohn sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß er so spät stören müsse; es sei aber jedes Christen Pflicht, auf's genaueste nach dem Herrgottschänder von Jägersbuben zu suchen, an den sich die ehrsame Jungfer leider weggeworfen habe.

Gerhard wollte heftig erwiedern, aber er verstummte vor dem Muth und der Ruhe, womit die schöne Tochter dem Peiniger entgegentrat: „Schändet diesen Ort des Friedens nicht ferner durch Eure Gegenwart, Verruchter," sprach sie, „sorgt lieber für Euer elend Leben, denn mir sagt's eine Ahnung, daß Eure Tyrannei und Bosheit einem raschen Ende entgegengeht. Hat man's uns eben doch zum Fenster hinaufgerufen, daß der verwundete Waibel wunderliche Dinge aussagt im Pfarrhaus!"

Betroffen trat Dillinger bei Erwähnung des Waibels zurück, faßte sich aber bald und meinte mit beißendem Spott: „Nun ja, glaub's schon, daß die Jungfer in die Zukunst schauen kann, wird ja mit ihrem Galan fleißig allen zauberischen Künsten obgelegen haben. Zeigt schon diese Flechte, welche sie zur Herrgottsschändung hergab!" — Damit hielt Dillinger mit triumphirendem Grinsen dem erstarrenden Mädchen die auf dem Wolfswinkel erbeutete Haarflechte gegen die Stirn und hohnlachte: „Nicht wahr, Gerhard, das paßt zusammen wie das Amen zum Vaterunser!" — „Unglückskind!" jammerte Gerhard auf, und hielt vor Schrecken verstummend, den wankenden Körper am Tische aufrecht.

Auch Margarethe war so überwältigt, daß sie vergebens nach einer Antwort rang und es ruhig geschehen ließ, daß der Bösewicht ihre schlaff herabhängende Hand ergriff und unter einem stechenden Blick, in welchem sich seine ganze Bosheit und Rachsucht wie in einem Brennpunkt sammelte, die Worte herauspreßte: „Wie schade um diese hübschen, schlanken Finger, wenn sie unter die Fäuste und Daumstöcke Meister Hämmerlings fallen sollten, der seine Kunst bald an dem Zaubergesellen Hankel versuchen wird."

Mit einem leisen Aufschrei riß Gretchen die Hand zurück und sank ohnmächtig dem aufjammernden Vater in die Arme. — In demselben Augenblick erschütterte ein langanhaltender, dumpfer Donner den Boden und Gerhard schrie auf: „Hah! Bösewicht, das hat zum Himmel geschrien und die Rache Gottes ist nah!"

Dillinger fand kein Wort der Erwiederung, denn heftig rief man unten seinen Namen und er stürmte zu den Hakenschützen herab, die im Zwinger und in der Küche wild durch einander drängten. Vor Wuth außer sich, warf Dillinger einige seiner Vertrauten zurück, die den Küchenschrank weggeschoben hatten und vergebens die Pforte zum Nothgang zu erbrechen suchten, aus welchem ein dumpfes Geräusch herausscholl: „Tausend Teufel! was macht Ihr da, verrätherische Buben," donnerte Dillinger, „was geht hier vor?"

„Ja, Verrath! Verrath!" riefen einige Hakenschützen, „aber nicht durch uns, es ist ein Schuß gefallen im Nothgang, und deutlich hörten wir des Locotenents Stimme um Hilfe rufen."

„Dann auf Tod und Leben mir nach!" keuchte Dillinger, zog seinen Schlüssel und öffnete mit bebender Hand und blitzenden Augen die Pforte: Roth glühte die Fackel, die er einem Schützen entrissen, in dem Pulverdampfe, der die schwarze Höhlung erfüllte, und das Aechzen eines Sterbenden traf das Ohr der zögernd den Eingang betretenden Soldaten. „Mir nach!" befahl Dillinger und drang im Gange vor. Das Stöhnen wurde vernehmlicher und bald ließ das düstere Fackellicht einen am Boden liegenden, mit Blut überströmten menschlichen Körper erkennen. „Wer da!" rief Dillinger mit schwindender Stimme und beugte sich über den Verwundeten. — Der hob sich mit halbem Leibe mühsam vom Boden und kehrte die brechenden Augen den Eindringenden zu, welche ihn mit stummem Entsetzen anstarrten, es war ihr Locotenent.

„Ihr kommt zu spät," stöhnte Hornleder, „Verrath überall, der Werner hier im Nothgang ..." „Der Werner!" unterbrach Dillinger und prallte zurück, „Mensch, Du redest irre, der Bube hier im Nothgang!"

„Spart mir unnütze Worte," erwiederte Hornleder mit brechender Stimme, „ich habe nur wenige noch zu machen. Verrath überall, der Bube hat mich niedergeschossen, meinen Schützen überwältigt und den Verräther durch Zusicherung von Straflosigkeit vermocht, mich berauben zu helfen. Sie nahmen mir den Schlüssel zum Ausgang, schon wird er's ausschreien, was er hier gesehen ... verdammt! ich sterbe ... Rächt mich," knirschte der reuelose Bösewicht, „horcht! das Lumpenvolk wird losbrechen, Getümmel oben ... O! und ich werde zum Spott ..." dumpf röchelnd und zuckend sank er zurück und lag erstarrend am Boden.

Mit heiserer, wuthbebender Stimme befahl Dillinger den zunächststehenden beiden Schützen: „Fort! fort nach dem Galg- und Katharinenthor, alle Schützen sollen sich im Sturmschritt hier zusammenziehen, die Pikenire niedermachen, das Jürgenthor und die Bastei besetzen, horcht! Sturmgeläut! Fort, schlagt Ihr Euch nicht, so schlägt uns alle der Henker oder wir schmoren als Falschmünzer am Brandpfahl."

Die beiden Schützen stürzten fort. — „Mir nach!" herrschte Dillinger dem ihn umdrängenden Haufen zu, welcher jetzt zögernd die weite Höhlung der Münzstätte füllte. Da erstrahlte plötzlich fern in der dunkeln Wölbung ein heller Lichtschein und ein brausendes Stimmengewirr brach sich an den schwarzen Wänden des Ganges.

„Verrath! rette sich wer kann!" rief einer der Schützen und stürzte mit funkensprühender Fackel dem Eingang zu. Alles stürmte ihm nach, Dillinger, keines Lautes mächtig, versuchte mit dem Degen in der Faust die Fliehenden zu hemmen, sie stießen ihn zu Boden; im hellsten Glanze erstrahlte die Höhle und Schuß auf Schuß krachte den Fliehenden nach.

Ein Strom bewaffneter Männer wogte im hellsten Fackelschein heran. „Ha! da haben wir die Höhle der Falschmünzer! Tod dem Dillinger! Nieder mit den Hunden! Zum Feuer mit den Fälschern!" schallte es wild aus dem herandringenden Haufen, an dessen Spitze unter Wild's und Werner's Führung ein Zug Pikenire bald bis zu den fliehenden Hakenschützen vordrang und Alles niedermachte, was Widerstand versuchte. „Ha! hier der Bluthund," jauchzte Wild auf, „merk', wie's thut, wenn man Einen durch die Spieße jagt!" knirschte er in heißer Racheglut, und mit den Worten war Dillinger von Klingenstößen wie ein Sieb durchbohrt, bei den Haaren aufgerissen, wieder niedergeworfen und zertreten, — ein blutiger, zermalmter Leichnam.

Die wilde Rachelust aber, welche ihre Wuth an dem Dillinger ausschäumend, Alles um sich her vergaß, verzögerte das vollständige Gelingen des Handstreichs, denn plötzlich erinnerte das Krachen der sich hinter den Fliehenden schließenden Eingangspforte die Sieger daran, daß ihnen nun der Weg in die Stadt, wo sie sich mit den aufständischen Bürgern vereinigen wollten, abgeschnitten war. Noch starrten sie rathlos auf den blutigen Leichnam und auf Wild, als draußen heftiges Schießen und Kampfgetümmel erdröhnte. Vergebens versuchten die Eingeschlossenen ihre Kräfte gegen die feste, eiserne Pforte und knirschend vor Grimm meinte nach den mißlungenen Versuchen Wild: „Wir müssen zum Ausgang zurück und den Angriff auf's Thor wagen, das die Buben genommen haben werden, lange können sie's nicht halten, horcht! die ganze Stadt ist im Aufruhr! aber die herzogliche Hilfe ist nicht weit.“ —

Rasch stürmten die Bewaffneten der Ausgangspforte des Nothgangs wieder zu, da — krachten ihnen Schüsse entgegen, eine Abtheilung Hakenschützen hatte in behender Eile den zu den Schanzen führenden Ausgang besetzt, die dort als Wache aufgestellten Pikenire niedergemacht und war, obwohl klein an Zahl, den in der Wölbung dicht Gedrängten ein furchtbarer Feind. Verzweifelt und unbekümmert um die Kugeln, welche einschlugen, drang Wild an der Spitze seiner Tapfern vor; dem Anlauf der Uebermacht wichen die Schützen, schlugen aber die Pforte in's Schloß, und die Pikenire, jetzt von Verwundeten umstöhnt, waren von beiden Seiten eingeschlossen und gefangen. — Rathlos und verzweifelnd stand die Menge um ihren Führer, während oben fort und fort das verworrene Getöse zunahm und die Eingeschlossenen von dem Ausbruch eines allgemeinen Kampfes überzeugte; da ermannte sich Werner, ergriff eine der in der Falschmünzerwerkstatt umherliegenden Eisenstangen und ermunterte mit lautem Zuruf die Rathlosen, ihm zu folgen. Er wandte sich wieder zu der nach dem Schwalbennest führenden Eingangsthür und versuchte die Pforte zu sprengen. Vergebens, sie widerstand den verzweifeltsten Anstrengungen.

Inzwischen hatten die Begleiter des getödteten Dillinger das Schwalbennest gänzlich geräumt, denn die auf das Sturmgeläut zusammenlaufenden und durch die verschworenen Bürgerschützen geführten Volkshaufen, hatten sich gegen das Schwalbennest, wo sie den Dillinger mit einer Abtheilung seiner Leute wußten, herangewälzt und die im Zwinger befindlichen Soldaten angegriffen. Diese aber, weit besser bewaffnet, ordneten sich so gut es gehen wollte, erzwangen den Ausgang und schlugen sich mit verzweifelter Tapferkeit zu einer Abtheilung ihrer Kameraden durch, mit welchen sie sich des von den Pikeniren verlassenen, festen Jürgenthors bemächtigten. Auch den übrigen Abtheilungen der Dillinger'schen Garde gelang es, mit dem zu ihnen haltenden Gesindel das Jürgenthor zu erreichen, hier besetzten sie in geordneten Reihen den Wall, die Bastei und die Schanzen, feuerten lebhaft unter die Angreifer und bald drohete der Kampf eine bedenkliche Wendung für die Aufständischen zu nehmen. —

Während die Schrecknisse des Kampfes die Stadt in wildem Alarm erhielten, war's im Schwalbennest, von wo der Kampf ausgegangen war, ruhig geworden; nur von Zeit zu Zeit drangen dumpfe Töne herauf, welche in dem allgemeinen Kampfgetöse verschwammen und vom Vater Gerhard nicht vernommen wurden, der um die aus ihrer Ohnmacht erwachende Tochter beschäftigt war. Der erste Ton, den sie mit erwachender Seele vernahm, war das Brausen des draußen tobenden Kampfes und die Stimme des jammernden Vaters, welcher händeringend und verworren von Verrath und Nothgang durch einander plauderte.

Margarethe horchte hoch auf bei Erwähnung des Nothgangs, nur ein Gedanke, nur der Gedanke an Werner erfüllte ihre Seele, schweigend nahm sie das Licht. „Wohin? Unglückskind!“ rief der Alte und stürmte der Davoneilenden nach. Verworrene Stimmen und heftige Schläge gegen die Pforte dröhnten ihnen entgegen. In fieberhafter Hast hob Gretchen den Stein aus der Brandmauer und griff nach dem Schlüssel. „Kind! Kind, was willst Du thun!“ rief Gerhard und suchte die Tochter aufzuhalten. — Die aber schob den zitternden und verwirrten Alten sanft zurück, neigte horchend das Ohr gegen den Eingang und mit freudigem Aufschrei erschloß sie die Pforte, — sie hatte Werner's Stimme erkannt, und er lag in ihren Armen. —

Jubelnd drängten Wild und die Pikenire durch den Ausgang und sammelten sich im Zwinger. „Heil Gretchen am Thor!“ rief

Wild, „ohne die brave Jungfer da hätten sie uns in der Falschmünzerhöhle vielleicht zu Tode geräuchert, jetzt ist der Sieg unser, wohlauf, Kameraden, mir nach! Die brave Jungfer mag dem Werner, der heute schon genug gethan, empfohlen sein!“

In geschlossener Colonne und unter dem donnernden Ruf: „Tod den Fälschern! Nieder mit den Schützen!“ brachen die Pikenire im Sturmschritt durch den das Thor umdrängenden Volkshaufen, welcher sie jubelnd empfing. Sogleich ordneten sich Pikenire und gut bewaffnete Bürger zu einem Angriff auf das Jürgenthor, es ward genommen und die Reste der zusammengehauenen Vertheidiger suchten sich mit ihren Kameraden auf der Schanze und der Bastei zu vereinigen, da plötzlich erhob sich fern im Felde ein leiser Donner, welcher bald näher und lauter heranbrauste; es war der Galoppschlag herzoglicher Reitergeschwader, welche auf die ersten Raketenzeichen der Aufständischen sich in Marsch gesetzt hatten und rechtzeitig heranwetterten, um die Entscheidung zu bringen. Die in die Schanzen zurückgedrängten Hakenschützen warteten den Anprall nicht ab, sie stoben in wilder Flucht nach allen Seiten aus einander, das Dunkel der Nacht begünstigte ihr Entkommen und rettete sie vor der blinden Vertilgungswuth des Volks oder gar vor dem Tode durch Henkers Hand, den später, nach hergestellter Ordnung, viele ihrer gefangenen Kameraden erleiden mußten. —

Im Schwalbennest konnten die überglücklichen Liebesleutchen und der alte Gerhard lange nicht zu der Ruhe kommen, der sie sich nach der überstandenen Angst und Noth so gern erfreut hätten, ein flüchtiger Kuß, ein warmer Händedruck, ein abgerissenes Wort, war Alles, was die durch den Straßenkampf und seine plötzliche Entscheidung fieberhaft gespannte Aufregung verstattete. Nach der Versprengung der Hakenschützen ward das friedliche Schwalbennest auch wieder der Schauplatz eines grausen Tumults, mit wildem Schrei nach dem Dillinger und dem Locotenent drang ein Volkshaufe ein, stürzte sich in den Nothgang, schleppte die blutigen Leichen der Heckemünzer und ihre vorgefundenen Werkzeuge auf die Gasse und kühlte seine Rachegluth durch die gräuelvollste Verstümmlung der verhaßten Leichen. — Es war hohe Zeit, daß die herzoglichen Reiter jetzt mit achtunggebietender Ordnung unter blendendem Fackelscheine durch das Thor einzogen, denn schon begannen die wilden Wogen des Aufstandes die Ufer zu überbrausen, in welchen ihn die Pikenire und Bürgerschützen zurückhalten wollten. Das städtische Gesindel, zu Anfang des Aufstandes noch schwankend, auf welche Seite es sich wenden wollte, hatte sich, als es das Dillinger'sche Regiment rettungslos verloren und ihn selbst getödtet sah, in der wildesten Zerstörungswuth gegen Alles gewandt, was mit dem Dillinger zusammenhing, die Häuser des Bürgermeisters und einiger verhaßter Rathsverwandten wurden demolirt und nur mit genauer Noth entging der Bürgermeister dadurch dem Tode, daß er sich in die Gefangenschaft einiger Bürgerschützen gab.

Die ausgelassenste Zerstörungswuth aber raste im Dillinger'schen Palaste. Am Morgen noch das stattlichste Haus der Stadt, stand es jetzt als eine finstere Ruine da, welche die Hölle zu durchtoben schien. Plötzlich schlug die rothe Lohe aus den öden Fensterhöhlen des Oberstocks, Feuer- und Angstgeschrei mischten sich mit dem Jubel der rasenden Menge, welche unten die aus den Fenstern herabgeworfenen Habseligkeiten Dillinger's plünderte. An ein Löschen der Brunst war nicht zu denken, bis eine Anzahl abgesessener, herzoglicher Reiter sich Bahn brach und durch das Niederreißen der Nachbarwohnungen, einem weitern Umsichgreifen des Feuers Einhalt that. — Am Morgen nach der wilden, blutigen Nacht, sah man auf der Stelle, wo das Dillinger'sche Haus so stattlich und majestätisch gestanden, nur finster aufragende, geschwärzte Mauern und dampfende Schutthaufen.

An demselben Morgen barg das behagliche Stübchen des Schwalbennestes die glücklichsten Menschen. Es war eine Deputation, bestehend aus dem Stadtsyndikus, dem Pikenir Wild und einem herzoglichen Hauptmann erschienen, welche nebst andern angesehenen Bürgern dem Forstwart Werner und der Jungfer Gerhard den Dank der Stadt überbrachten, weil sie durch die Entdeckung der Falschmünzerwerkstatt und durch die Eröffnung des Nothganges das Gelingen des Aufstandes und die Entscheidung beschleunigt hatten.

Verlegen und erröthend nahmen die Liebenden den Dank entgegen und mit einem heißen Händedruck sagten sie sich, daß unter Gottes wunderbarer Führung ihre treue Liebe hier eigentlich die Macht gewesen war,

welche Alles zu einem glücklichen Ende geführt hatte. Die boshaften Stadttyrannen hatten sich mit all ihrer List und tückischen Rachsucht nur in den eigenen Schlingen gefangen und sollten durch die treuen Menschen, die sie verderben wollten, an dem finstern Orte zu Grunde gehen, der lange Zeit der Schauplatz ihrer geheimen Verbrechen gewesen war.

So ging's auch wohl dem Pikenir Wild, der, nachdem sich die Deputation verabschiedet, bei Vater Gerhard und dem Brautpaar zurückgeblieben war, durch den Kopf und er meinte, zu Werner gewandt: „Gelt, Forstwart! das hat sich doch Alles wunderbar gefügt! Mit dem Narrenspiel auf dem Wolfswinkel wollten Dich die Buben verderben und sich, wie eben der reumüthig verstorbene Waibel bekannt hat, ein Ansehen bei den Leuten geben, aber sie haben damit das Schwert, das längst nach ihren tückevollen Häuptern gezückt war, nur rascher niederfallen gemacht. Und doch wär' den Buben bald ihr Höllenplan gelungen, ja, horcht nur auf, Leutchen: Vollbeschäftigt mit ihrem Teufelsplan und ihren Tücken, die des reuigen Waibels Bekenntniß jetzt schon durch die ganze Stadt verbreitet hat, hatten die Bösewichter uns und die Bürgerschützen die letzten Tage hindurch weniger im Auge gehabt. Unser Plan reifte unter des Herzogs Schutz und Gunst, und wir waren zum Losschlagen fertig, als sie den Hankel einbrachten und Sinne und Gedanken vieler Einwohner auf andere Dinge lenkten. Zwar wußte ich die herzoglichen Reiter schon auf reichsfreiherrlichem Gebiete, aber trotzdem konnte die Sache eine übele Wendung nehmen, denn bald nachdem der Hankel eingebracht, trugen mir treue Kundschafter zu, daß der holzköpfige, stolze Strumpfwirker aus der Jüdenstraße mit seiner großen Gevatterschaft auf der Rathsschenke vor den versammelten Bürgern wunderliche Reden führe, und gemeint habe: „Was Recht sei, müsse Recht bleiben, wenn die Herrn Stadtobristen das zauberische Gesindel verfolgten und einbrächten, so müsse man ihnen das großen Dank wissen; er fürchte sich jetzt der Sünde, an der Gewaltthat theilzunehmen, die man vorbereite, am Ende laufe Alles auf einen Streit der Hakenschützen und Pikenire hinaus. Was das die Bürger angehe? Jeder solle sich lieber ruhig zu Hause halten." — Solch bedenkliche Reden verbreiteten sich auch unter dem gemeinen Volk, und schon dachte ich daran, die Raketen anzuzünden, um den Ausmarsch der herzoglichen Reiter zu beschleunigen und unser Corps von ihnen aufnehmen zu lassen. Damit hatten wir aber statt einer raschen Entscheidung eine langwierige Belagerung gehabt, und wehe dann unsern Freunden in der Stadt, die Finanzirer und Tyrannen würden gegen sie ihrer Racheluſt wilden und grausamen Lauf gelassen haben. Schon wollte ich die Lunte an die Rakete legen, denn ein großer Volkshaufe, dessen Stimmung zweifelhaft war, drängte gegen das Thor, da stürmtest Du mit dem gefangenen Hakenschützen und dem Ruf heran: „Wir haben die Falschmünzerhöhle! Der Locotenent blieb auf dem Platze! und das Wort fiel unter den Volkshaufen wie ein Funke in's Pulverfaß, der alte glühende Haß gegen die Finanzirer flammte zu heller Lohe auf, im Nu war die Stadt in Alarm, der Strumpfwirker und seine Sippschaft ward nicht mehr gehört, und unser war der Tag!"

„Gott sei Dank!" meinte Vater Gerhard, „er hat Alles zum Besten geführt. Aber das mit dem Nothgang, Kinder, ist doch ein bedenklich Ding, das wurmt mich in tiefster Seele, daß der grade unter meiner Thorwartschaft verrathen werden mußte."

„Ach! Alter," fiel Wild lächelnd ein, „seid kein Kind, der Nothgang war mir eine schöne Schutzwehr der Stadt! Ja, Noth und Elend ging genug von ihm aus, der Noth und dem Elende hat die schöne Verrätherin da ein rasches Ende gemacht."

Werner blickte selig zu dem erröthenden Gretchen auf und meinte: „Du hattest mich ohne Dein Wissen in eine gefährliche Falle geschickt, lieber Schatz, aber das Faustrohr, welches der gute Wild mir bei meiner Flucht in's Wamms schob, schnitt die Fangschnur durch, die sich eben um mich zusammenziehen wollte. Der Locotenent hatte mich entdeckt, obschon ich meine Kerze verlöschte, als ich den Hakenschützen ihn auf das Geräusch meiner Tritte aufmerksam machen hörte. Wie ein zum Sprunge bereiter Luchs schlich er mit gezogenem Degen gegen mich heran, da traf ihn meine Kugel so gut, daß der Hakenschütz vor Schrecken gelähmt, sich gefangen gab, und wie sich der verwundete Hornleber jetzt auch unter grausen Flüchen sträubte, der Schlüssel zum Ausgang war unser. — Der Hakenschütz wird doch straflos ausgehen?" wandte sich Werner an Wild, „er hat mein Wort." —

„Das soll in Ehren bleiben," beruhigte ihn Wild, „er geht straflos aus, obschon er zu den Fälschern gehörte. Auch der reumüthig verstorbene Waibel erhält ein ehrlich Begräbniß, der Hankel aber, den man heute Morgen am Fensterkreuze erhängt fand, wird mit dem Dillinger, dem Locotenent und den gefallenen Fälschern unter'm Galgen begraben werden, an ihm ist nichts verloren."

„So ist's," meinte Gerhard, die Hände faltend, „das böse Ende hatte ich dem finstern Gesellen bei mir längst vorausgesagt. Gottlob, Werner, daß Du des Gesellen los bist, die Kameradschaft hat mir manche trübe Stunde gemacht."

„Denkt jetzt nicht an trübe Zeiten, sondern seid fröhlich mit einander," mahnte Wild unter freundlichem Lächeln, „ich gehe jetzt auf's Stadthaus, wo man Se. fürstliche Gnaden, den Herzog, erwartet, der sein Wort mit geben wird zum neuen Stadtregiment."

Das Stadtregiment ward dann auch unter Mitwirkung des herzoglichen Canzlers gründlich umgestaltet, Bürgermeister und Rath neu gewählt und ein fürstlicher Officier, zu dessen Locotenent Hennig Wild ernannt wurde, trat an die Stelle des gestürzten Stadthauptmanns. Der Herzog nannte sich fortan einen Protector der Stadt und endlich hatten Kaiser und Stände nichts dagegen, oder konnten nichts dagegen haben, als aus dem Protector ein Herrscher wurde, der die Reichsstadt seinem Herzogthum einverleibte. So ging an der Noth des großen deutschen Krieges und an seinen furchtbaren Folgen die Selbständigkeit und Macht einer Stadt zu Grunde, die Jahrhunderte lang ein stolzes Bollwerk des Gaus und der umliegenden Lande gewesen war. Freilich war die schon seit dem Ende des Mittelalters untergrabene, städtische Selbständigkeit, während und nach dem großen Kriege zu einem leeren Schatten herabgesunken und endlich unter der Tyrannei einiger wucherischer Abenteurer zum gänzlichen Ruin des Gemeinwesens mißbraucht, so daß den damals Lebenden die fürstliche Oberherrschaft als eine Rettung vom Untergange erschien. Auch war das Regiment des Herzogs und seiner nächsten Nachfolger gerecht und auf die Hebung des gesunkenen Wohlstandes der Stadt bedacht, so daß sich das Gemeinwesen, wenn auch nie wieder zu der frühern Blüthe gelangend, doch nach und nach hob und die Wunden, die ihm der dreißigjährige Krieg und das Dillinger'sche Regiment geschlagen hatten, allmälig vernarben fühlte.

So zog nach dem Sturze des Heckenmünzerregiments wohl Frohsinn und Behagen in manches Herz ein, aber glücklicher schlug keins, als die Herzen der Brautleute und des Thorwarts im Schwalbennest, die durch die Tyrannen in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt und tief verletzt, nun in hohen Ehren vor der ganzen Stadt dastanden und sich selbst der huldvollsten Berücksichtigung von Seiten des Herzogs erfreuten. Da durfte es dann nicht fehlen, daß der fromme Magister Schoppius bald Werner's und Gretchen's Hände zum ewigen Bunde in einander legte und ihnen vor der zahlreich versammelten, theilnehmenden Gemeinde den Spruch auf ihren glücklichen Lebensweg mitgab:

„Siehe, sie gedachten es böse mit Euch zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen. Der Name des Herrn sei gelobt in Ewigkeit."

Von der Minne.

Von

M. Carriere.

Minne heißt Denken, Andenken; das Wort deutet damit auf das Hegen und Pflegen eines lieben Bildes im Innern, auf das süße Sinnen der Seele; die Sache wie das Wort gehört der romantischen Welt an und bildet ein Hauptmerkmal ihres Begriffes.

Das die Sinne und den Geist zugleich bewältigende Gefühl der Liebe zwischen Mann und Weib ist so alt wie die Menschheit, aber die Stellung des Weibes blieb im Leben wie in der das Leben verklärt abspiegelnden Dichtung eine untergeordnete, und der mohamedanische Orient bannt noch heute die Frauen in den Harem und betrachtet sie als Waare, als Mittel für die Ergötzung des Mannes. Inder und Perser, Griechen und Germanen, diese aus der gemeinsamen arischen Wurzel hervorgesproßten Völkerzweige, lassen die Verwandtschaft ihres Wesens am deutlichsten in jener heroischen Jugendzeit erkennen, welche durch das Volksepos ihre poetische Darstellung gefunden hat; eheliche

Treue und Frauenachtung erscheint darin als eins der gemeinsamen Güter, die sie gleich religiösen Ideen oder Stammwörtern als Erbschaft aus der ursprünglichen Heimath und Lebenseinheit auf die Wanderschaft nach ihrer Trennung mitnahmen.

Im Mahabarata der Indier hat Judhischtira in jener Leidenschaft des Würfelspiels, die Tacitus als deutsche Sitte erwähnt, sich selber und sein Weib verloren; als aber der gewinnende Duchsasana die Draupadi an ihren schwarzen wogenden Haaren erfaßt und in den Saal schleift und ruft: „Hier bringe ich die Magd, die nicht gehorchen will," — da schallt nicht bloß der Ihrigen Wehklage, sondern auch einige von Duchsasana's Genossen ahnen dafür ein drohendes Verhängniß: „denn fern ist nicht der Kuruinge Untergang, seit frevelhaft ein Kuruing ein Weib an ihren Haaren schleift!" — Die Perle aller indischen Poesie ist Nal und Damajanti. Die Liebe wird hier nicht lyrisch dargestellt als ein Sehnen, Schmachten und Verlangen, sondern episch als ein Zustand glücklicher Ehe. Damajanti hat aus Treue für ihren Geliebten die Werbungen der Götter verschmäht und dann deren Segen durch Gebet errungen; sie folgt dem Gatten auch in's Elend, und als der sie verläßt, damit sie besser lebe, da ist die Trennung von ihm ihr größter Schmerz, und sie hat nicht Ruhe, bis sie ihn wiedergefunden. Ein Jäger, der ihre Keuschheit antasten will, wird durch ein bloßes Wort von ihr zu Boden gestreckt. Die Liebe von Sal und Rudabe, von Bischen und Menische zeigen bei Firdusi das ähnliche tiefe Gefühl für den Reiz und die Würde der Weiblichkeit bei den alten Persern.

Hektor und Andromache, Odysseus und Penelope deuten auf die richtige Stellung der Frauen in der griechischen Urzeit als freie ebenbürtige treue Genossinnen des Mannes. Nicht Kirke, nicht Kalypso noch Nausikaa kann den Odysseus die Gemahlin seiner Jugend vergessen lassen und sie, die sinnige Penelope, ist vom Dichter als das weibliche Ebenbild des erfindungsreichen Mannes gezeichnet, wenn sie viel duldet wie er und mit dem Gewebe, das sie Nachts wieder auftröselt, die Freier täuscht; nur nach dem Gemahl verlangt sie und klagt auch nach zwanzig Jahren immer wieder der Nachtigall gleich um ihn, der sie endlich wieder in seine Arme schließt wie der aus dem Schiffbruch Gerettete das ersehnte Land. Später aber nahm das griechische Leben einen einseitig männlichen und öffentlichen Charakter an, der Mann ging im Bürger auf, nicht im Hause sondern auf dem Markte war sein eigentliches Leben, und wenn Frauen als Genossinnen des Wollens und Strebens der Männer auftreten, wie Aspasia, so überschreiten sie die Schranken weiblicher Sitte, oder würzen wie Phryne und andere Hetären die sinnliche Lust mit den Reizen des Geistes. An der Stelle der Liebe steht eine schwärmerische Freundschaft, welche die Herzen für das Schöne erzieht und zu gemeinsamem Streben für das Edle und Große in begeistertem Wetteifer verbindet, aber auch der Gefahr und Verirrung widernatürlicher Lust verfällt. Die Liebespoesie der Griechen und Römer ist vorzugsweise sinnlicher Art, ein Spiel der Phantasie, das den flüchtigen Genuß des Augenblicks würzt, keine Erhebung des Gemüths zu dauernder Seelenvereinigung, zum verständnißinnigen Bunde für das ganze Leben. In der spätern Poesie der Indier erscheint die Liebe als verführerischer Reiz, als ein Sinnentaumel, der von idealen Strebungen abzieht und die Büßungen unterbricht, oder als eine stille pflanzenhafte Traumseligkeit. Den Germanen aber war nicht der Staat, sondern die selbständige Persönlichkeit das Erste, von ihr aus und für sie ward die Gesellschaft gegründet und das, warum Griechen und Römer Jahrhunderte lang ringen, die Betheiligung aller Freien am Gemeinwesen, ist in Deutschland ursprünglich vorhanden, während es dem Volke schwer fällt, zu einer festen Einheit zu gelangen. Die Subjectivität, deren Hervortreten in Hellas dem Staat Verderben bringt und darum selbst in so edler Gestalt wie bei Sokrates vom Volksgerichte verurtheilt wird, sie erscheint nun als eine Grundlage des neuen Lebens, und kommt im Germanenthum dem Worte des Heilands entgegen, daß das Gesetz um des Menschen willen und nicht der Mensch um des Gesetzes willen da sei, während Aristoteles die griechische Weltanschauung in den Satz zusammenfaßte: nicht ihrer selbst seien die Bürger, sondern des Staats. Und wie vor Gott und Christus kein Unterschied ist zwischen Mann und Weib, so bewahren die Deutschen die Frauenachtung der Urzeit am treusten und bilden sie am reinsten weiter; sie verehren, wie schon Tacitus sagt, etwas Heiliges und Ahnungsvolles im Weibe. Sie sind nicht bloß Welt-

stürmer, sondern Welterneuer, weil sich dem Muth und der Kraft eine Weichheit des Gefühles gesellt, die selbst zur Unentschiedenheit, zur Gefahr des Hinträumens führt, und sammt dem nordischen Himmel und der vereinzelten Ansiedlung auf das Haus und auf die Innenwelt des Gemüths hinweist. Das Gefühl persönlicher Selbständigkeit ist das der Ehre, es verlangt und gewährt Anerkennung, und dies Leben im Bewußtsein der Andern findet seine Vollendung in der Liebe.

Das deutsche Volksepos zeigt daher in der Ehe gleich dem Ausspruche des römischen Rechts die Gemeinschaft des ganzen Lebens und aller göttlichen und menschlichen Güter. Nach alter Heroensitte verbrennt sich Brunhild mit Sigurd's Leiche, um dem geliebten Manne, der ihr trotz aller unseligen Täuschung und Rache in Wahrheit angehöre, in's Jenseit zu folgen und ewig ihm vereint zu sein. Reiner kann das Erbeben des Jünglingsgemüthes nicht ausgedrückt werden als im Nibelungenlied, wo Siegfried Chriemhilden zuerst sieht, und eben so sehr sich ihr gegenüber demüthigt und ihrer unwerth erachtet, wie er entschlossen ist, sie nur mit dem Leben zu lassen.

> Er sprach in seinem Sinne: „Wie dacht ich je daran
> Daß ich Dich minnen sollte? Das ist ein eitler Wahn;
> Soll ich Dich aber meiden, so wär' ich sanfter todt."
> Er ward von Gedanken oft bleich und oft wieder roth.

Nur kurz ist für beide das Glück der Liebe, aber das ganze übrige Leben Chriemhildens geht auf in dem Gedanken, den Gatten zu rächen, als er meuchlings erschlagen wurde. — In der Kudrun haben wir die schönste Entfaltung der dem deutschen Volke so lieben, in so vielen Märchen wiederklingenden Idee der in äußerer Noth und unter Druck und Verfolgung um so voller erblühenden innern Schönheit und der endlichen Rettung und Erhöhung der Unschuld im Sieg der Treue. In der Brautwerbung ihres Vaters König Hettel um ihre Mutter Hilde sehen wir schon das subjective phantasievolle Element der Liebe, wie die Erregung der Einbildungskraft auch für die noch ungekannte Jungfrau durch deren Ruf erweckt wird; wir sehen wie die Jungfrau dem Zauber des Gesanges folgt und Vater und Mutter verläßt um des Mannes willen; wir sehen wie Hettel und Hilde die Schuld der Entführung büßen, indem ihnen das eigene Kind geraubt wird, aber wir sehen dann auch Kudrun in der Dienstbarkeit der Fremde dem Verlobten die Treue bewahren und lieber als Magd am Strande des Meeres die Wäsche der normannischen Königin besorgen als mit ihrem Sohne den Thron besteigen.

Allerdings trägt diese Herzenskündigung und Seelenmalerei des deutschen Volksepos die Spuren der Ritterzeit, in welcher es seine Ordnung und Ueberarbeitung fand, und das führt uns zu dem eigentlichen Gegenstande dieser Darstellung. Der Geist einer neuen Zeit, der christlich germanische, ward im Gegensatz zum Alterthum durch die Kreuzzüge im Leben wie in der Kunst wahrhaft und mündig; der Drang nach freier Selbstbestimmung des Individuums auf der Basis des Gemüths, die Durchbildung der Innerlichkeit und damit auch die Herrschaft des Subjectiven in den Gebilden der Phantasie können wir zunächst als den wesenhaften Grundzug dieser Culturwendung bezeichnen; das Ritterthum ward ihr erster Träger, nachdem die Volksbildung wie die Pflege von Kunst und Wissenschaft mehrere Jahrhunderte lang in den Händen der Geistlichen gewesen war. Die Kirche brachte mit dem Christenthum den Germanen und Romanen auch jene Elemente der Geistesbildung aus dem Alterthum, welche die Kirchenväter bereits mit der Offenbarung in Verbindung gesetzt; die Sprache der Kirche war die lateinische und in dieser, in der Form Virgil's und Ovid's ward selbst die deutsche Helden- und Thiersage vorgetragen, eine Entwicklungsstufe für dieselbe, deren Bedeutung mir noch nicht hinlänglich gewürdigt scheint. Der Deutsche nämlich geht vor allem auf Gehalt aus und auf charakteristischen Ausdruck; die Wahrheit ist ihm das Erste, die Schönheit deren glückliche Begleiterin; die Form macht ihm Mühe, er fällt leicht in formlose Innerlichkeit oder in übertreibende Härte; die formale Schönheit ist dagegen ein Erbtheil Griechenlands und Italiens und im Anschluß an sie haben die größten Künstler der Neuzeit erst eine classische Höhe erreicht. So bringen auch hier geistliche Dichter eine zwar fremde, aber ausgebildete Form zu dem heimischen Inhalt, und nach den antiken Mustern beginnen sie die vereinzelten Volkslieder und Geschichten zu in sich geschlossenen und ganzen Werken zu gestalten, und die la-

teinische Bearbeitung der Kämpfe von Hunnen und Burgunden zur Zeit der großen Schlachten gegen die Ungarn bereitet das Erwachsen des Nibelungenepos aus den Ueberlieferungen der fahrenden Sänger in gleicher Weise vor, wie der Isengrimus und Reinardus in lateinischen Hexametern die Verbindung vielfältiger Thiersagen zu dem kunstvollen Ganzen des Reinecke Fuchs einleiten. Und auf ganz ähnliche Weise sehen wir die Formen des ritterlichen Lebens wie der Minne zuerst von den Romanen gepflegt und dann zu den Germanen verpflanzt, aber wir sehen sie auch bei diesen noch mit innigem Herzensgehalt erfüllt, während sie jenen schon zu einem leeren Formalismus ausgeartet waren.

Wehrhaftigkeit war Recht und Pflicht jedes freien deutschen Mannes; doch bildeten sich schon im Alterthume besondere Waffengenossenschaften als Gefolge eines Führers oder Herzogs, der im Fall siegreicher Kämpfe und Eroberungen die Seinen mit der Beute belohnte oder in Besitz genommenes Land ihnen zum Lehn gab.

Als Reiter sich auszurüsten war nur Vermögenden möglich und Minderbegüterte schlossen sich einem Mächtigern an, der, wenn ein Aufgebot erging, die in den Krieg Ziehenden bewaffnete, wofür die zu Hause Bleibenden eine Abgabe zahlten, und so bildeten sich allmälig zwei Classen der Gesellschaft, solche, die der Arbeit des Friedens oblagen, und solche, die in der Führung der Waffen ihren Lebensberuf fanden; diese steigerten ihren Glanz und ihre Ehrenrechte, jene kamen mehr und mehr in Abhängigkeit und Dienstbarkeit. Die Kriege mit den Saracenen in Frankreich und Spanien, mit den Ungarn in Deutschland gaben der Reiterei eine besondere Wichtigkeit und veranlaßten die Ritter, sich in ihren Burgen feste Häuser zu bauen, wo wieder die Umwohnenden in Kriegsnoth Schutz fanden. So wurden die größern Grundbesitzer die ritterlichen Herren und die Gemeinfreien ihre Schutzgenossen und Vasallen, zumal als es Gewohnheitsrecht wurde, die Lehngüter nur solchen zu geben, deren Ahnen schon ritterlichen Kriegsdienst geleistet hatten. Diese begünstigte Stellung gab ihnen Muße und Macht zur Erlangung ritterlicher Bildung, zunächst in der Führung der Waffen, und die alten Kampfspiele wurden zum Turnier. Der in den Waffen erzogene Jüngling trat als Knappe zu einem Ritter, wie der Geselle zum Meister, bis auch ihm der Ritterschlag zu Theil ward; die Schwertleite entsprach der alten Wehrhaftmachung und gewährte alle Rechte des Vollbürgerthums und der Mündigkeit. Ein Gottesdienst ging ihr voraus, dem Gelöbniß christlichen Lebenswandels, der Treue für Kirche und König, des Schutzes der Unschuldigen und Bedrängten, der Achtung für die Frauen folgte die Umgürtung mit dem Schwerte und der Schlag, der an das Leiden Christi mahnen und der letzte sein sollte, den der Ritter duldete. Die Ritterehre ruhte zumeist im Ruhm der Waffen, in der Tapferkeit. Schon die alte Reckenzeit verlangte den Kampf, damit sich zeige, wer der Stärkste sei und der dann als solcher anerkannt werde. Das erforderte aber, daß man mit gleichen Waffen focht, daß man sich keiner Hinterlist bediente und den Gegner erst angriff, wenn man den Kampf erklärt hatte, damit auch er gerüstet war. Daneben schonte man der Besiegten. Das ritterliche Geschick, die ritterliche Sitte muß sich dem Muthe gesellen; Wolfram von Eschenbach sagt: „Ein Mutterschwein wehrt sich auch — tapfer wenn's dem Ferkel gilt; — der Mann verdient, daß man ihn schilt, — der zur Kraft nicht Sitte fügt." Nun erhielt aber die reckenhafte Kampflust und Waffenfreude eine höhere Weihe und trat in den Dienst einer Idee, als die abendländische Christenheit sich aufmachte, das Grab des Heilands zu erobern; die Tapferkeit vollbrachte nun ein gottesdienstliches Werk, die Religion begeisterte die Streiter und ein allgemeiner Schwung, der die Gemüther ergriffen hatte, hob über alles Gemeine hinweg und beflügelte jede Geisteskraft. Das Unternehmen selber entzündete die Phantasie, es gab ihr Nahrung durch die Wunder der Ferne und trieb sie an, auch das Leben wiederum mit ihrem Schimmer zu vergolden, nach ihren Träumen zu gestalten. Die Romanen, Normannen und Provençalen, die das Ritterthum formal ausgebildet hatten, waren die Führer des ersten Kreuzzugs, die Deutschen folgten erst später, aber grade die Kreuzzüge vereinten die verschiedenen Nationen wieder und verbreiteten die Lebensformen und die Bildung der einen zu der andern. Sie alle fanden bei den Arabern eine gleiche Abenteuerlust und einen Sinn, der längst schon Frauenliebe zu einer Freude und Zierde des Daseins gemacht hatte, und nun entwickelte sich auch neben dem Gottes- und Herren-

dienste der Frauendienst, und zum Könige der Seele trat die Königin des Herzens. Ihr zu huldigen, mit süßen Träumen von ihr die Stunden der Muße zu erfüllen, sie im Gesange zu preisen, gewährte nun dem friedlichen Leben der Heimgekehrten einen neuen Reiz und von hier beginnt nicht bloß die Liebe in aller Kunst zu walten und die Empfindung, die Innerlichkeit der Gesinnung, das Subjective vor dem Objectiven und der Handlung sich geltend zu machen, von hier wird die ideale Träumerei der Frühjugend, wie sie der Ehe als Sehnen, Suchen und Finden der Herzen vorausgeht, und die Seelenreinigung durch die Liebe, die selbstbewußte Ergänzung der Persönlichkeiten zur vollen Menschwerdung in der Ehe ein neues Lebenselement.

In der romantischen Welt bildet das Weib die poetische Seite der Gesellschaft, wie es der Mann im Alterthum gethan, aber nicht bloß weil die Last der Arbeit und die Unruhe des Erwerbs nicht so unmittelbar auf den Frauen ruht, sondern vorzüglich dadurch, daß sie in der Harmonie des Gemüths die Totalität der menschlichen Natur bewahren und nun nach ihrem Frieden der Mann sich sehnt aus der Einseitigkeit, zu der ihn Beruf und Charakter bringen, aus deren geschäftigem Drange er Ruhe und Erquickung sucht und findet. Die Beschwerden unseres Lebens, bemerkte Gervinus sehr richtig, wehren uns den leichten Genuß und die rasche Befriedigung der Alten; sie schrecken uns in uns zurück, sie erzeugen die unbestimmte Sehnsucht nach einer Gefährtin, die uns die Last tragen hilft, und diese Lasten kannte der Grieche so wenig, als unser eheliches und häusliches Glück. Ohne das Weib wäre für jede feinfühlende Seele das heutige Leben nicht zu ertragen, und es war eine wunderbare und wohlmeinende Fügung der Vorsehung, daß, als sie die Ordnungen der alten Welt und mit ihnen den Seelenadel der alten Männer zerstörte, sie die Frauen aus ihrer Unterordnung heraushob und zur Herrschaft über die Gemüther berief, ohne welche die neue Welt in Gemeinheit der Bestrebungen auf's Tiefste hätte herabsinken müssen. Der „Winsbeke“ bezeichnet in dieser Weise sehr treffend die echte ritterliche Zeitstimmung, wenn es in der Ermahnung des Vaters an den Sohn heißt: Die Frauen sind der Welt Zierde und Würde, die Gott mit seiner Gnade, als er sich im Himmel Engel schuf, uns auf Erden zu Engeln gab, an denen alle unsre Seligkeit liegt; sie sind mit der Krone geschmückt, welche viel Edelsteine der Tugenden zieren; ihre Liebe heiligt und reinigt unsere Herzen und unser Gram und Kummer vergeht vor ihr wie Thau vor der Sonne. — Die Geschichte aber liebt es, durch Gegensätze voranzuschreiten. Eine neue Idee bemächtigt sich der Gemüther mit ausschließlicher Gewalt und dann wird das Bestehende auch in seinem Rechte wenig geachtet, dann tritt eine plötzliche Umkehr der Dinge ein, die aber für sich nicht haltbar ist, weil ihr der Boden fehlt, den der Zusammenhang mit der Vergangenheit dem geistigen Dasein bereitet; erst wann so mancher üppige Ausschößling wieder abgefallen, so manche Verirrung gebüßt ist, versöhnt sich das Neue mit der Ueberlieferung der altherkömmlichen Sitte, um sie organisch fortzubilden und für sich eine dauernde Gestalt zu gewinnen. So ging es auch hier. Aus der Dienstbarkeit des Mannes ward das Weib plötzlich zur Herrschaft erhoben, welcher der Mann im Minnedienst sich unterwarf.

„Was wäre Mannes Wonne, was sollt' er gerne schaun,
Wenn nicht schöne Mägdlein und herrliche Fraun?“

Sobald der Ritter das einmal mit dem Sänger des Nibelungenliedes fühlte, warum sollte er säumen, sich diese Freude oftmals zu bereiten, die Frauen aus der Abgeschiedenheit ihrer Gemächer hervortreten zu lassen, vor ihren Augen zu turnieren und von ihren Händen den Dank des Sieges zu empfangen? Erschienen ihm die Frauen als ein Gut, so galt es sie hochzuhalten, um sie zu werben, ihren Besitz nur ihrem freien Willen als die Gabe ihrer Huld zu verdanken. War einmal die selbständige Persönlichkeit zum Gefühl ihrer Eigenthümlichkeit gelangt, so konnte sie die Erfüllung ihrer Sehnsucht nach Lebensvollendung auch nur von einer wahlverwandten Natur erlangen, so war jener erhabene Eigensinn, der sein Alles an eine bestimmte Persönlichkeit setzt, etwas mehr als Grille und Laune und stand im Hintergrunde des Spiels ein heiliger Ernst. Aber der Ernst ward allerdings zum Spiel, wenn das, was das Gebot einzelner Herzen war, zur Forderung der Sitte für Alle ward, und wenn das Suchen, Werben und Gewähren zweier Individualitäten, das immer eine ganz individuelle Geschichte sein wird, conventionelle Regeln für seinen Verlauf und seine Stufen erhielt. Und das war der Fall im ritterlichen Minnedienst. Der Fortschritt war, daß

aus der allgemeinen Verpflichtung zum Schutz der Frauen sich der Dienst einer einzelnen entwickelt, der man huldigte, deren Huld man durch Kühnheit und Treue zu gewinnen suchte; aber das Extrem war, daß dies nun Modesache wurde, die ein Jeder auch ohne Herzensantheil mitmachte, und daß die höfische Sitte im äußerlich übereinkömmlichen Gesetze die Freiheit einschloß, während die Frauen den Wechsel von Dienstbarkeit und Herrschaft schlecht ertrugen und zu übermüthiger Tändelei verführt wurden.

Wie Fauriel in der Geschichte der provençalischen Poesie darthut, nahmen die Troubadours vier Stufen des Minnedienstes an. Auf der ersten steht der schmachtende Ritter, der seine heimliche Liebe nicht zu gestehen wagt, sondern verbirgt und sich verstellt, der feignaire; hat er endlich ein Geständniß gewagt, dann ist er der Bittende, pregaire; nimmt die Frau seine Liebesdienste an, so ist er der Erhörte, entendeire; ist ihm die höchste Gunst gewährt, dann ist der erklärte Liebhaber, der Traute, drutz. Der Erhörung ging eine Prüfungszeit voran und gar bald begannen die Damen die Ritter sehr lange schmachten zu lassen und sie auf seltsame Proben des Muthes und der Hingebung zu stellen. Waren sie bestanden, dann ward er auf ganz ähnliche Weise von der Königin seines Herzens als Vasall angenommen, wie es bei'm Ritterschlag vom Könige geschah. Knieend versprach er Treue und gleich dem Lehnsherrn legte die Dame ihre Hand zwischen seine Hände und nahm ihn mit Kuß und Ring zu ihrem Ritter an. Er trug nun ihre Farben und ein Wappenzeichen, das sie ihm gab, eine Schleife, einen Gürtel, einen Aermel, oder ein andres Kleidungsstück, das sie getragen; er befestigte dies Liebeszeichen am Schilde oder an der Lanze und ward es im Kampfspiele oder in der Schlacht zerfetzt, so war die Freude der Dame groß. „Am weitesten," sagt Weinhold in seinem Buche über die deutschen Frauen im Mittelalter, „ist die Sitte solcher Geschenke in dem gegenseitigen Tausche der Hemden geführt. Als der Castellan von Coucy von seiner Dame scheiden mußte, sandte er ihr sein Hemd zum Troste und Liebesspiel. Wenn Gamuret in den Krieg oder zum Turniere ritt, gab ihm Herzeleide ein Hemd, das sie getragen, und er legte es über den Harnisch an. Ihrer sind achtzehn durchstochen, ehe er in den letzten Kampf zieht und die Frau hat mit Wonne diese zerhauenen Haber (Lumpen, Fetzen) wieder angethan. Man sieht, wie fein diese Zeit im Liebesgenusse war und wie jeder Nerv den Geliebten schmeckte und fühlte."

Häufig verlangte die Frau eine edle oder große That, ehe sie den Dienst des Ritters annahm, und gar mancher ist auf diese Weise zur Theilnahme an den Kreuzzügen getrieben worden; häufig aber verlangte sie die Erfüllung launenhafter Einfälle, und das ist dann immer der Beweis, wie aus einer Herzenssache ein Spiel der Mode geworden. So scherzt und spottet Tannhäuser, daß er die Tauben aus Noah's Arche oder die Aepfel des Paris bringen solle, daß er die Rhone bei Nürnberg fließen oder den Mäuseberg wie Schnee zerrinnen lassen möge, dann werde er Gnade finden. Der Troubadour Guillem de Balaun wollte gern wissen, was süßer sei, das Glück der ersten Erhörung oder der Versöhnung nach einem Streite; er stellte sich also erzürnt gegen die Dame seines Herzens. Sie versuchte ihn zu besänftigen und als das fruchtlos blieb, ließ sie ihn aus dem Schlosse werfen. Er gerieth in Verzweiflung, sie aber wollte nichts mehr von ihm wissen, bis ein Freund sie aufklärte und nun verhieß sie Verzeihung, wenn der Troubadour sich den Nagel seines kleinen Fingers ausziehen lasse und ihn ihr überreiche nebst einem Gedichte, worin er seine Thorheit bekenne. So geschah's. Peter Vidal verliebte sich in Loba von Carcasses und verkleidete sich darum in einen Wolfspelz, um als Lop (Wolf) vor ihr zu erscheinen, aber die Hunde verstanden es unrecht und zerzausten ihm wie das fremde so das eigne Fell. Ulrich von Lichtenstein trinkt schon als blöder Knabe das Waschwasser der Dame, die er sich im Stillen zur Herrin erkoren, er läßt sich seine Oberlippe abschneiden, weil sie dieselbe zu dick gefunden. Ein Finger wird ihm im Turnier abgestochen, aber wieder angeheilt; da schmerzt es ihn, daß die Dame ihn nun nicht mehr bedauert, er läßt den Finger abhauen und sendet ihn ihr in einem sammtgefütterten Kästchen mit einem Briefe in Versen dazu, froh, daß sie nun seiner gedenke. Dann erscheint er in Venedig als Frau Venus oder Frau Minne in Weiberkleidern, aus dem Meere steigend, und turniert mit den Männern und zieht in den österreichischen Landen umher, Ringe spendend an Alle, die den Speer mit ihm brachen, Alles zu Ehren der Gebieterin seines Herzens, die ihm einmal einen nächtlichen

Besuch versprach, aber mit Hohnlachen zum Fenster hinauswerfen ließ. Sie war die Frau eines Andern und auch Ulrich hatte Weib und Kind daheim.

Und hier erkennen wir die Schattenseite des Minnedienstes. Er war nicht der Ausdruck einer sehnenden Liebe, die die Geliebte für das Leben erwerben will, er ging nicht der Ehe voraus, sondern neben derselben her, die Huldigung galt zumeist verheiratheten Frauen, die Männer gestatteten dem Andern, was sie für sich selber in Anspruch nahmen. Der Mönch Nostradamus stellte sogar die Behauptung auf, daß zwischen Ehegatten gar keine Liebe stattfinden könne; denn das Wesen der Liebe sei mit seinen Gaben an keinen Zwang gebunden, sondern freie Huld, die Ehe aber verlange, daß Eines sich in den Willen des Andern unbedingt füge, und schließe damit die Liebe aus; — eine Verwechslung von Freiheit und Gesetz'osigkeit, die wir nicht zu widerlegen brauchen; die Liebe ist grade die Gesetzerfüllung aus freier Lust, in beglückendem Wohlwollen. Trennte man aber Ehe und Minnedienst, so war dieser letztere entweder nur ein Spiel der Phantasie, oder die Gefahr, die in demselben lag, führte zur Sittenlosigkeit, zu einer Raffinerie der Lust im Versagen und Gewähren. Ja wie der Lehnsherr sich von den Vasallen zu Bette geleiten ließ, so so'gte auch der Ritter seiner Dame in's Schlafgemach und entfernte sich erst, nachdem sie sich niedergelegt, was damals gewöhnlich ohne Gewand geschah. Wer wird nicht beistimmen, wenn Weinhold sagt: „In der galanten Gesellschaft des Mittelalters, die zwischen Naivetät und Lüsternheit schwankt, war eine solche Sitte wenigstens eine sehr bedenkliche Versuchung der Menschlichkeit.“ Aber man ging noch weiter. Die Frau gewährte dem Liebhaber eine Nacht in ihren Armen, wenn er eidlich gelobte, sich nur einen Kuß zu erlauben. Die Sitte war weit verbreitet und findet sich noch im Kiltgang oder Fensterln unserer Gebirgsbewohner, allein da zwischen Bursch und Mädchen, die als Verlobte gel'en, und der Ehe vorausgehend. Wie oft mag in solch enthaltsamen Liebesnächten die Dame vom Eid entbunden oder der Ritter ihn in Leidenschaft gebrochen haben! König Wenzel von Böhmen rühmt sich: Ich brach die Rose nicht und hatt' es doch Gewalt; aber Hartmann von der Aue meint, daß derer nicht viel seien, die so handelten. Wir verdanken dieser Sitte die Alba's oder Tagelieder. Die provencalische Weise ist gewöhnlich die, daß ein Freund des Ritters ein Hüteramt hat und ihn beim Anbruch der Morgenröthe (alba) erwachen oder aufstehen und scheiden heißt. Das schönste derartige Gedicht ist das folgende von Guiraut von Borneil:

„Glorreicher König, Licht und Glanz der Welt,
Allmächt'ger Gott und Herr, wenn Dir's gefällt,
Sei meinem Freund ein schützender Begleiter:
Seitdem die Nacht kam, sah ich ihn nicht weiter.
Und gleich erscheint der Morgen.

Geliebter Freund, wachst oder schläfst Du noch?
Schlaf jetzt nicht mehr, der Morgen stört Dich doch;
Ich seh' den Stern schon groß im Osten stehen,
Der uns den Tag bringt, klar ist er zu sehen,
Und gleich erscheint der Morgen.

Geliebter Freund, ich warne mit Gesang:
Schlaf jetzt nicht mehr, das Vöglein singt schon lang,
Das im Gebüsch sich sehnt nach Tageshelle;
Der Eifersücht'ge, fürcht' ich, kommt zur Stelle,
Und gleich erscheint der Morgen.

Geliebter Freund, tritt an das Fenster nur,
Betrachte selbst den Schein der Himmelsflur:
Daß ich ein treuer Bote, wirst Du sagen,
Doch folgst Du nicht, mußt Du den Schaden tragen,
Und gleich erscheint der Morgen.

Geliebter Freund, seitdem ich von Dir schied,
Schlief ich nicht ein, nein harrte stets gekniet,
Zu Gott, dem Sohn Maria's stieg mein Flehen,
Dich woll' er mir zum treusten Freund ersehen. —
Und gleich erscheint der Morgen.

Geliebter Freund, da draußen auf dem Stein
Hast Du gebeten, daß ich nicht schlief' ein,
Vielmehr dort wachte, bis es würde tagen,
Jetzt will mein Sang und ich Dir nicht behagen,
Und gleich erscheint der Morgen.“ —

„Liebsüßer Freund, so selig ruh' ich traun,
Ich möchte Tag und Morgen nimmer schau'n,
Im Arm der Schönsten, die ein Weib geboren,
Drum sollen mich die eifersücht'gen Thoren
Nicht kümmern, noch der Morgen!“ —

Bei Wolfram von Eschenbach ruft der Wächter, daß der Tag wie ein Löwe seine Klauen durch die Wolken schon geschlagen habe, und die Frau erwiedert, daß ihr der Geliebte aus dem blanken Arm, nicht aus dem Herzen genommen werde. Die dem Volk liebgewordenen Wächterlieder wandte später Nicolai auf das Religiöse, wenn er sang:

Wachet auf! ruft uns die Stimme
Des Wächters von der hohen Zinne.

Reizender war die Situation, wenn man sie in der Zwiesprache der Liebenden selbst darstellte, die erkennen, daß es Zeit ist zu scheiden und doch nicht scheiden wollen, und das war das gewöhnliche Thema der Tage-

lieder. So singt einer der ältern Minnesänger, Dietmar von Eist:

„Schläfst Du noch mein Leben?
Es ist wohl Zeit uns zu erheben.
Ein Vögelein so wohlgethan
Hebt auf dem Lindenzweig zu singen an."

„Ich schlief so sanft. Dein Wecken
Ist mir, o Kind, ein arger Schrecken,
Lieb ohne Leid mag nimmer sein,
Thu was Du willst, Herzliebste mein."

Die Frau begann zu weinen:
„Nun reit'st Du fort, läßt mich alleine.
Wann kommst Du wieder her zu mir?
Weh, meine Freude nimmst Du fort mit Dir."

Oder Wolfram von Eschenbach:

Des Morgens Schein bei Wächters Sang ersah
Die Frau, als sie geborgen
In des werthen Freundes Arme lag.
Der süßen Freuden Ende ging ihr nah,
Da wurden ihr von Sorgen
Naß die Augen. „Weh," begann sie, „Tag!
Wild und zahm erfreut sich Dein
Und sieht Dich gerne.
Ich nur nicht. Wie soll es mir ergehn?
Nun mag nicht länger hier bei mir bestehn
Mein Freund, ihn jagt von mir Dein Schein."

Der Tag gewaltig durch die Fenster drang,
Die Läden sie verschlossen,
Doch es half nicht Noth ward ihnen kund.
Den Freund die Freundin fester an sich zwang,
Viel Thränen ihnen flossen
Auf beider Wangen. Also sprach ihr Mund:
„Zwei Herzen und ein Leib sind wir
Gar unzertrennlich
Unsre Treue wandert Hand in Hand;
Wie schnell dies große Heil uns nun entschwand,
Du kommst zu mir und ich zu Dir."

Aber Wolfram selber erkannte, tiefsinnig und edel wie sein Gemüth war, das Unsittliche, was in solchen Verhältnissen lag oder doch leicht aus ihnen hervorgehen konnte, und wollte darum das Saure nach dem Süßen nicht mehr singen; „ein offenkundig süß Gemahl kann solche Minne geben," ohne daß der Wächterruf oder die Späher uns erschrecken. Den schönsten Nachklang der Tagelieder finden wir bei Shakspeare, der im hohen Lied der Liebe auch die Formen der Minnepoesie verwerthet, wenn Romeo und Julia nach der Brautnacht scheiden, und sie anhebt:

Willst Du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern,
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche!

Eine andere poetische Form haben wir im Tenzon, dem Kampf- oder Wettgesang, in welchem mehrere Dichter eine streitige Frage zu lösen suchten und einer oder mehreren Damen den Richterspruch übertrugen. Es waren geistige Turniere, und in Nordfrankreich entwickelten sich daraus förmliche Minnehöfe, aus Männern und Frauen bestehend, die sich auch nach Deutschland verbreiteten, und über die rechten Formen wachten, in streitigen Fällen die Entscheidung gaben.

Fragen wir überhaupt, wie sich der Minnedienst und die Minne in der Poesie kund gegeben, so haben wir in ihr nicht bloß die lauterste Quelle für jene, sondern erinnern daran, wie die Liebe selber der poetische Zustand des Gemüths ist, der mit seinem Sehnen und Verlangen, Haben und Genügen die Einbildungskraft mächtig erregt, daß sie in dem geliebten Bilde das Ideal der Seele entwirft, daß sie den dunkeln Ahnungen und Regungen Gestalt gibt und die Erfüllung und den Genuß in der Erinnerung verklärt. Die Engländer haben für Phantasie und Liebe das gemeinsame Wort fancy, und wir erkennen diese Einheit, wenn das liebende Gemüth sich rastlos in quälenden und entzückenden Träumen wiegt, oder wenn die Minne auch zu noch ungesehenen Persönlichkeiten durch die Einbildungskraft im Herzen mächtig wird. Sobald aber der Minnedienst conventionell war, machten Viele ihn mit als begeisterungslose Thyrsusträger, und da es zur Bildung gehörte, ein Lied singen zu können, so entstanden nun so viele Gedichte, die ohne den vollen Herzensdrang und ohne eigne Erfahrung individualitätslos das Herkömmliche wiederholen, in einem ganz allgemeinen und dadurch farblosen Preise der Geliebten aufgehen und deshalb neben einander langweilig werden. Das gilt von vielen Gedichten der Troubadours wie der deutschen Minnesänger.

Es sind so sehr dieselben Stoffe, dieselben Gesichtspunkte, daß Dietz einmal von den Troubadours äußerte, man könnte sich diese ganze Literatur als das Werk eines einzigen Dichters denken, nur in verschiedenen Stimmungen hervorgebracht. Aehnlich, wenn auch anerkennender, bemerkt Jakob Grimm über die Minnesänger: „Von Weitem meinen wir denselben Grundton zu vernehmen, treten wir aber näher, so will keine Weise der andern gleich sein. Es strebt die eine sich noch einmal höher zu heben, die andere wieder herunter zu sinken und liebend sich zu mäßigen. Was die eine wiederholt, spricht die andere nur halb aus. Diese Sänger haben sich selbst Nachtigallen genannt und gewißlich könnte man auch durch kein Gleichniß als das des Vogelgesangs ihren überreichen, nie

zu erfassenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkommen." — Aber es ist eben nur die Zierlichkeit der Einkleidung und des wechselnden Ausdrucks oder Versmaßes für die wenigen Gefühle, Anschauungen und Gedanken; nur selten überraschen uns bei den meisten Troubadours wie Minnesängern individuelle Züge, die eine eigne Lebenserfahrung, eine eigne Naturbeobachtung ausdrücken, ein neues Bild für einen innern Zustand finden; die Mehrzahl hält sich an das Allgemeine. Der Deutsche singt:

> Freu' ein Andrer sich der Sonne,
> Wenn sie vor dem Berg aufgeht,
> Sei es eines Andern Wonne,
> Wenn die Ros' im Thaue steht;
> Mich erfreut allein ein Weib
> Sanft von Herzen, schön von Leib.

Aehnlich der Provencale:

> Wann der Blätter Grün entquillt,
> Blüthen aus den Zweigen dringen,
> Wann die Vöglein lieblich singen
> Fühl' ich mich von Wonn' erfüllt;
> Steh'n die Bäume schön im Flor,
> Tönt der Sang der Nachtigallen,
> Muß ein Herz vor Liebe wallen,
> Das sich edle Lieb' erkor.

Die Frauen wollen bald die Ehre genießen, der Gegenstand für das Sehnen, Sinnen und Singen eines angesehenen Dichters zu sein, bald aber fordert auch wieder das Außereheliche dieser Huldigung und die wirklich hervorbrechende Leidenschaft oder der gewährte vertraute Umgang, daß der Verkehr geheim bleibe; das nimmt wieder den Liedern die individuellen Bezüge, und bringt mit sich, daß kein Name genannt, aber gegen Kläffer und Merker geeifert werde.

Erinnern wir uns indeß daran, daß alles Conventionelle des Minnedienstes doch der Niederschlag davon war, daß Frauenverehrung und Innigkeit der Liebe in den Gemüthern erwacht und in den Vordergrund des Lebens getreten, so werden wir auch festhalten, daß die wirklichen und echten Dichter dieser Zeit das Gemüth als Quell und Gegenstand der Dichtung fanden und in der Liebe ein Gefühl für Andere empfanden, das sich seiner Natur nach aussprechen und einen harmonischen Wiederklang suchen mußte. Diese Erschließung der Subjectivität und Innenwelt ist der bleibende Gewinn. Daran reiht sich ein zweiter. Was uns geistig beschäftigt, das wird ein Theil von uns, das bildet uns nach sich; und so nahm die Seele der Männer das Ewigweibliche in sich auf, die Rohheit des Lebens ward dadurch gesittigt und gemildert, ein stilles inneres Glück warf einen Schein der Freude in die kriegerische Rauhheit der Welt, man fragte bei edeln Frauen nach dem, was sich ziemt, und sah in der Liebe die Seele sanft gestimmt und gereinigt werden. „Minne ist aller Tugenden ein Hort" sagt darum Walther von der Vogelweide, und wenn Bernard von Ventadour erklärt:

> Todt ist der Mensch, dem der Genuß
> Der Liebe nicht das Herz beseelt,
> Ein Leben, dem die Liebe fehlt
> Gereicht der Welt nur zum Verdruß; —

So sieht Pons von Capdueil in der Liebe den Quell der Humanität:

> Glückselig, wer der Liebe Glück gewinnt,
> Die Lieb' ist Quell von jedem andern Gut,
> Durch Liebe wird man sittig, frohgemuth,
> Aufrichtig, fein, demüthig, hochgesinnt.
> Taugt tausendmal so viel zu Krieg und Rath,
> Woraus entspringt so manche hohe That.

So singt Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen:

> Ja, reicher Gott, wie sanft es thut,
> Wen freundlich grüßt ein lieblich Weib,
> Dem wird so freudenreich der Muth
> Als ob das Herz ihm und der Leib
> In Lüften flöge wunderbar,
> Ihm schwingt der Sinn sich hoch empor
> Als wie der edle Adelaar.

Bei den Troubadours nun ist die Liebe entweder mehr sinnliches Feuer oder Verstandessache und Spiel, bei den Minnesängern mehr Gemüthsstimmung und Herzenssache; jene sind männischer, kecker, verwegener, diese frauenhafter, inniger, schmachtender, und statt frischer Eroberungslust und freudigen Muths waltet diese selbstquälerische Klage, ein Verzagen und Erbangen, ein stilles Sinnen. Die Liebespoesie ist den Provencalen eine frohe Wissenschaft, ein gai saber, dem Deutschen weit mehr eine Wonne der Wehmuth, das Träumen und Schmachten der Frühjugend in den Selbsttäuschungen der Einbildungskraft, ein Sichbesiegtfühlen und schüchternes Hoffen, das sein Empfinden kaum zu bekennen wagt. Darum drängen denn auch die Troubadours ihre Persönlichkeit überall vor, und ihr Schicksal ist oft poetischer als ihre Verse; sie nehmen Theil an den Kämpfen der Zeit, sie ergreifen Partei und machen sich durch ihre Rügen- und Fehdelieder gesucht und gefürchtet. Ein Sirventes vertritt

die Stelle eines Leitartikels der Zeitung, der Dichter legt darin seine Ansicht über eine Zeitfrage, über eine öffentliche Angelegenheit nieder, er spricht seinen Haß oder seine Theilnahme aus, und läßt selber, oder die Partei läßt das Gedicht durch die Jongleurs, die herumwandernden Spielleute, von Markt zu Markt, von Schloß zu Schloß tragen. Ein Bertram de Born hat auch seine Freude am Flor des Lenzes und an schönen Augen, aber größere Lust ist es ihm, Burgen zu brechen und die Haide mit Blut zu färben, und er kann von sich rühmen, daß ihm stets nur die Hälfte seiner Kraft nöthig sei, das Saitenspiel oder die Lanze, die dichterische oder ritterliche Fertigkeit. An solchen Reichthum des Lebens reicht nur Walther von der Vogelweide heran, aber nicht in wilder Leidenschaft, sondern in der Klarheit des Gedankens und der Tiefe der Empfindung. Er lebt die deutsche Geschichte seiner Zeit im Herzen und Geiste mit durch, er begleitet die Ereignisse mit seinen Betrachtungen, er sucht durch Rath und That auf den Gang der Dinge einzuwirken. Er ist der größte deutsche Lyriker des Mittelalters, würdig neben Petrarca zu stehen.

In voller stolzer Weise verkündet Walther der Frauen Preis und spricht den Gedanken der Zeit melodisch aus:

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen,
So Wonnigliches gab es niemals anzuschauen
In Lüften, noch auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien oder Rosenblumen, wenn sie blicken
Im Maien durch bethautes Gras, und kleiner Vögel Sang
Sind gegen solche Wonnen farblos, ohne Klang,
Wenn man ein schönes Weib erschaut; das kann den Sinn erquicken!
Ja, wer am Kummer litt, wird augenblicks gesund,
Wenn lieblich lacht in Lieb' ihr süßer rother Mund,
Ihr glänzend Auge Pfeile schießt tief in des Mannes Herzensgrund.

Er preist Deutschland vor allen Landen, da wohne noch Sitte und reine Liebe. Deutsche Zucht geht über alle. Züchtig ist der deutsche Mann, deutsche Frauen sind engelschön und rein.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungarn Land
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erde fand;
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör' ich: sie sind besser hier,
Als der andern Länder Frauen.

Von der Minne sagt er:

Minne taugt nicht einsam,
Sie soll sein gemeinsam,
So gemeinsam, daß sie dringt
Durch zwei Herzen und kein drittes zwingt.

Minne ist Wonne zweier Seelen,
Theilen beide gleich, so ist die Minne da.

Auch bei Walther herrscht hie und da die Reflexion, aber so empfindungsfrisch und musikalisch hat kein Andrer im Mittelalter einen Ton angeschlagen, wie er im Liede, das er dem Mädchen über das genossene Liebesglück in den Mund legt.

Unter den Linden
An der Haide,
Wo ich mit meinem Friedel saß,
Da mögt ihr finden,
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.
Vor dem Wald mit süßem Schall,
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Aue,
Mein Liebster kam vor mir dahin,
Ich ward empfangen
Als hehre Fraue,
Daß ich noch immer selig bin.
Ob er mir wohl Küsse bot?
Tandaradei!
Seht wie ist mein Mund so roth.

Da ging er machen
Uns ein Bette
Aus süßen Blumen mancherlei,
Deß wird man lachen
Noch, ich wette,
So Jemand wandelt dort vorbei,
Bei den Rosen er wohl mag'
Tandaradei!
Merken wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte
Wüßt es Einer
Behüte Gott, ich schämte mich;
Wie mich der Gute
Herzte, Keiner
Erfahre das als er und ich,
Und ein kleines Waldvögelein,
Tandaradei!
Das wird wohl getreue sein.

Daß Petrarca's Poesie der Form wie dem Stoffe nach mit der provencalischen zusammenhängt, ist unzweifelhaft; sie ist ebenso die kunstvollendete Blüthe des Minnegesanges, wie das höfische Epos des irrenden Ritterthums in Ariost seinen Abschluß fand. Auch Petrarca's Liebe war der Gedankenverkehr mit einer verheiratheten Frau, auch in seinem Verhältniß zu Laura spielt die Phantasie ihre Rolle, und wenn der Inhalt seiner Liebesgedichte das Thema der Vorgänger variirt, so

nimmt es viele Wendungen und sinnige Einfälle derselben auf, sei es daß er in Canzonen schwungreich seiner Empfindung folgt, sei es daß er im Sonett seine Gedanken durch Satz und Gegensatz, Bild und Gegenbild entfaltet, um sie dann versöhnend abzuschließen; auch diese Formen waren der Anlage nach gegeben, fanden aber unter seiner Meisterhand die feinste und wohllautendste Durchbildung, so daß die Lectüre seiner Verse wie Musik wirkt. Einige Sonette und Canzonen athmen ganz den religiösen Freimuth und die patriotische Begeisterung der besten Sirventesen, am unermüdlichsten aber ist er im Preise der Geliebten. Er schwelgt im wundersamen Glanz ihrer Augen, und klagt, daß diesen das holde Glück versagt sei, sich selbst zu sehen; aber ihn treibt der liebende Gedanke, der ihrem Blick entstrahlt, zu Thaten und Gesängen, ihr verdankt er's, wenn er die Unsterblichkeit erringt. Die Natur ist ihm verklärt durch ihre Schönheit, sie die Krone der Schöpfung.

Wo fand die Liebe Adern Goldes, webend
Zwei blonde Flechten? Und die frischen Rosen
An welchen Büschen? Und auf welchen Moosen
Den duft'gen Schnee, ihm Puls und Odem gebend?

Woher die Perlen, wo gezügelt schwebend
So süße Worte fremd und sittig kosen?
Woher der Stirne Pracht, der wolkenlosen,
In heiterm Reize sich zum Himmel hebend?

Aus welcher Engel Sphären stieg uns nieder
Der himmlische Gesang, der mich durchhauchet
Und schmelzt, daß kaum zu schmelzen was geblieben?

Aus welcher Sonne quoll der glanzvoll lieben
Feenaugen Licht, das Krieg und Frieden wieder
Mir gibt, und mich in Eis und Feuer tauchet?

Nur aus dem Lande der Ideen kann ihre Schönheit stammen und wer sie nicht geschaut, der möchte vergeblich das göttlich Schöne suchen; wie Gott anschauen das ewige Leben ist, so verleiht ihr Anblick Seligkeit im wechselvollen irdischen Dasein. Sie ist:

Bei edlem Blut ein still demüthig Leben,
Bei hohem Geist ein kindlich rein Gemüthe,
Die Frucht des Alters bei der Jugend Blüthe,
Ein fröhlich Herz, das Mild' und Ernst umweben.

Sie hat sich vom Himmel herabgeneigt, um den Dichter zum Ewigen emporzuheben; sie hat sein Heil begründet, er singt:

Der Tugend Blüthe Du, der Schönheit Quell,
Die mir das Herz von Niedrigkeit gereinigt.

So wird das conventionelle Preisen der Geliebten bei Petrarca zu einem Idealbilde der weiblichen Natur und der veredelnde Einfluß der Liebe kommt ihm zum Bewußtsein.

Wie herrlich sahen wir herniedersteigen
Ein Wunder, das zu bleiben nicht begehrte,
Das kaum gesehn zurück zum Himmel kehrte
Als Zierde für den ew'gen Sternenreigen!

Doch mir gebeut der Welt sein Bild zu zeigen
Die Liebe, die zuerst mich singen lehrte
Und in verlorner Mühe dann verzehrte,
Was nur an Kunst und Geist und Zeit mein eigen.

Noch ist im Lied das Höchste nicht gelungen,
Ich weiß es selbst und rufe, wer zum Preise
Der Liebe sprach und sang, zum Zeugen an.

Wer sich zum Schau'n der Wahrheit aufgeschwungen,
Der senkt den Griffel still und seufzet leise:
Selig die Augen, die sie lebend sahn!

Dieser Platonismus Petrarca's, der Liebesaufschwung von der Schönheit zum Göttlichen, hatte längst von kirchlicher Seite in dem Mariencultus ein Gegenbild gewonnen; hier ward das Religiöse mit herzgewinnender Huld und Anmuth geschmückt und die Frauenverehrung der Zeit hatte ebenso ihren Antheil daran, als sie von hier aus neue Nahrung und Weihe empfing. Lassen wir hierüber Weinhold reden. „In allen germanischen Gedichten, welche die Verbreitung christlicher Lehre und Anschauung unter dem Volk bezwecken, findet sich keine Spur einer hervorragenden Stellung der heiligen Frau, da doch grade eine solche Gestalt auf die empfänglichen Gemüther der Neubekehrten unleugbaren Eindruck hätte machen müssen. Es scheint demnach, daß erst die lebendigen Berührungen mit der morgenländischen Kirche bei den Kreuzzügen den Mariencultus im Abendland verstärkten und die römische Geistlichkeit mit feiner Ahnung in ihm ein Mittel entdecken ließen, die weltlichen Seelen der Kirche fester zu verbinden. Das zwölfte Jahrhundert ist die Blüthenzeit des Mariendienstes; Leben, Glaube, Poesie werden von ihm erfaßt und die Verehrung der Himmelskönigin mit einer Inbrunst und zugleich mit einer Naivetät gepflegt, die nur einer Zeit möglich war, welche neben die feinste Schwärmerei unvermittelt die nackteste Natürlichkeit zu stellen vermochte. Ganz nothwendig hatte der Dienst der himmlischen Frau auf die Stellung des irdischen Weibes einen großen Einfluß; ward sie doch nicht in abstracter Göttlichkeit, sondern schön, anmuthig, mild als ein Vor- und Musterbild desselben dargestellt. Wer die himmlische Frau in die Mitte seiner religiösen Verehrung brachte, konnte die irdische nicht ohne weltliche Achtung und ohne zarte Behandlung lassen. Nicht zu übersehen ist jedoch, daß Wolfram von Eschenbach, welcher die

Blüthe des Ritterthums in seinen Werken darstellt, der Jungfrau Maria ganz geschweigt, während die Dichter in der Zeit des Verfalls ritterlichen und höfischen Lebens ihren Cultus auf das überschwänglichste hervortreten lassen."

Wie sich in den Marienliedern selber das Sinnliche und Geistliche verwebt, indem sie ja grade den Geistlichen die erlaubte Gelegenheit zu einem süßen Schwärmen boten, das bezeugt uns vielleicht am schönsten der große Lobgesang Gottfried's von Straßburg, aus dem wir eine Strophe in der alterthümlichen Sprache mittheilen, deren wunderbare Melodie unnachahmlich den Eindruck des Inhalts verstärkt. Gottfried nennt die Marie die Rosenblüthe, das Lilienblatt, den süßen Minnetrank, daraus die Gottheit Süße trank, einen Spiegel der Wonne, einen Stern im Herzen und im Sinne; sie erfreut das liebende Gemüth wie der Thau die Blume; dann heißt es:

Du küle, du kalt, du warm, du heiz
Und aller sälde ein umbekreiz.
Der dich nicht weiz
Wie ist dem so rechte swäre!

Im ist der tag eins jares lank,
Im grünet selten sin gedank,
Er ist ane wank
Gar aller fröuden laere.

Du bist so gar des Herzen schin,
Eine fröude bernde sunne,
Ein herzeliep für senden pin,
Für truren fröudevoller schrin,
Dem gernden sin
Für Durst ein lebender brunne.

(sälde = Glück; bern = bringen, gebären; gern = begehren.)

Denkt man der Zeit, wo das Cölibat noch kein allgemeines Gebot war, so begreift man leicht, wie das ein beliebter Stoff für Wettgesänge war, zu entscheiden, ob des Klerikers, des Geistlichen, oder ob des Ritters Liebe die vorzüglichere sei; und man wird sich nicht allzusehr wundern, daß einem Wernher, dem Mönch von Tegernsee, der das Gedicht vom Leben der Maria verfaßte, auch der Minnespruch zugeschrieben wird:

Ich bin dein,
Du bist mein,
Dessen sollst gewiß du sein;
Du bist beschlossen in meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüsselein,
Du mußt immer darinnen sein.

Ja wenn wir die in lateinischer Sprache verfaßte vielverbreitete Poesie der Goliarden, der fahrenden Schüler, heranziehen, so finden wir darin nicht nur eine heftige und frische Opposition gegen Rom, seine Herrschsucht, die Unterdrückung von Wahrheit und Recht, Käuflichkeit und Bestechlichkeit, sondern sie athmen auch eine lecke Lust am Spiel und Wein, deren Nachklänge noch heute in Studentenliedern hallen (— Bürger übersetzte das Mihi est propositum in taberna mori mit: Nun will ich mit Ja und Nein bei dem Zapfen sterben) und wir finden auch Liebeslieder voll Geist und Lebensfreude, sinnlicher und derber als bei den weltlichen Minnesingern.

Dürfen wir diese geistliche Liebespoesie an einige der größten Geister des Mittelalters, an Abälard und Heloise anknüpfen? Wenigstens ist in diesen vor Allen das romantische Liebesideal wirklich und seiner selbst bewußt geworden. Man lese ihre Briefe und die Leidensgeschichte, die ich deutsch herausgegeben, in dem Original, das alle spätere Umdichtung an Wahrheit und Poesie, wie an Gluth der Empfindung weit übertrifft und in dieser Beziehung von keinem der Troubadours und Minnesänger erreicht wird. Hier bezeugen das Leben und die Worte, daß die Liebe das sich Wiederfinden einer freien bestimmten Individualität in der entsprechenden andern ist, in der sie das Gegenbild ihrer Eigenthümlichkeit anschaut, daß es allerdings auf die wahlverwandte Persönlichkeit ankommt, für sie aber das Herz in so allgewaltiger Gluth entbrennt, daß es sie allein und auf ewig begehrt, nur in ihrem Besitz Frieden und Seligkeit findet. Hier ist die Liebe die Totalität der menschlichen Natur in der Form der Empfindung, der innigste Vereinigungspunkt der Seele und der Sinne; was der Geist denkt, das wogt und wallt im Blute, was das Herz höher schlagen macht, das verklärt sich in der innern Anschauung zum Ideal. So mächtig ist die Herzensgewalt, daß sie sich allein genügt und der Dauer für alle Zeit sicher ist; das Band der Ehe noch zu verlangen, scheint ihr sogar wie eine Entwürdigung, wie ein Zweifel an der Liebe, statt grade die Bestätigung ihrer Ausschließlichkeit und Ewigkeit darin zu erkennen. Heloise schreibt an Abälard: „Du bist es allein, der mich betrüben, der mich erfreuen oder mich trösten kann. Nichts habe ich jemals, Gott weiß es, in Dir gesucht als Dich selber, rein nur Dich und nicht das Deinige begehrend. Nicht den Bund der Ehe, nicht andere Heirathsgüter habe ich erwartet, nicht meinen Willen und meine Lust, sondern Deine zu erfüllen gestrebt, wie Du

selber weißt. Und wenn der Name der Gattin heiliger und würdiger erscheint, süßer doch war mir's immer, Deine Geliebte zu heißen, oder wenn Du nicht darüber zürnen willst — Deine Buhle oder Hetäre; damit je tiefer ich mich für Dich erniedrigte, ich um so größere Huld und Gnade bei Dir fände und den Glanz Deiner Herrlichkeit weniger beleidigte. Gott rufe ich zum Zeugen an, wenn Augustus, der Beherrscher der ganzen Welt, mich der Ehre seiner Gattin würdigen und mir die Herrschaft des ganzen Erdkreises für alle Zeit bestätigen wollte, so würde es mir lieber und würdiger erscheinen, Deine Buhle genannt zu werden als seine Kaiserin; denn der Reichste und Mächtigste ist darum auch nicht der Beste, jenes ist des Glückes, dieses der Tugend Werk. Zweierlei aber, ich gestehe es, war Dir eigenthümlich, wodurch Du die Herzen aller Frauen sogleich gewinnen konntest, die Anmuth des Wortes und des Gesanges. Indem Du hieran wie an einem Spiel Dich von der Anstrengung philosophischer Arbeiten erholtest, hast Du viele im Maße oder Rhythmus der Liebe gedichtete Lieder hinterlassen, die wegen überschwänglicher Süßigkeit so der Worte wie der Melodie häufig nachgesungen meinen Namen in Aller Munde unaufhörlich erhielten, so daß die Lieblichkeit wohllautenden Gesanges auch die Ungebildeten Deiner niemals vergessen ließ. Und da der größte Theil jener Lieder unsere Liebe besang, so verkündeten sie in kurzer Zeit vielen Ländern meinen Namen."

Wenn Minne und Minnedienst das Leben erfüllte und die Lyrik beseelte, so war es natürlich, daß sie auch in die epische Poesie eindrangen. Die deutsche Heldensage bot in Chriemhild's und Kudrun's Charakter und Schicksal die Grundlage, es bedurfte nur der bestimmten Färbung, aber auch wenn ein Heinrich von Veldek die Aeneide neu dichtet, tritt Kriegsmuth und Patriotismus zurück und die Herzensgeschichte in den Vordergrund. Die Phantasie schuf für die höfische Sitte ein phantastisches Ideal im Hofe des Königs Artus und in seiner Tafelrunde; die Minne wird hier das treibende Element der Thaten, ihr Glück und Leid Mittelpunkt der Erzählung. Im Glückskind Lanzelot begegnet uns bereits ein Don Juan, und einzelne Frauen enthüllen eine zuchtlose Lust; sie geben sich ihm hin, ob auch seine Waffen noch roth sind vom Blute des Vaters oder Bruders, den er ihnen erschlagen hat; darin liegt eine Stumpfheit des sittlichen Gefühls, die empörend ist. Zugleich aber erwacht die Erkenntniß, daß der Mann noch andere Aufgaben als den Minnedienst hat und daß das Träumen von der Geliebten oder der sinnliche Genuß seine Kraft verdirbt; es ist das Verliegen, gegen welches sich manche Dichter kehren, und selbst in der Tristansage klingt das Bewußtsein durch, daß der Held des Volks, der Riesen- und Drachensieger, nun leider keine andern Thaten mehr kennt als mit Trug und List der Gattin des Oheims nachzutrachten und ihrer Huld sich zu erfreuen. Reizender, duftiger ist das Glück des Liebelebens von keinem mittelalterlichen Epiker gefeiert als von Gottfried von Straßburg, und neben der angedeuteten Strenge, die in allem Glück verbotener Liebe doch den Wurm des innern Verfalls zeigt, steht wieder entschuldigend der Gedanke im Hintergrunde, daß Tristan und Isolde durch die Natur für einander bestimmt waren, daß er die That vollbracht, die ihren Besitz errang, daß er sie aber als der güterlose Dienstmann dem von ihr nicht geliebten alten Könige als Gattin zuführen sollte. Gottfried singt:

> Von allen Dingen auf dieser Welt,
> Die je der Sonne Licht erhellt,
> Ist keins so selig als das Weib,
> Die stets ihr Leben und ihren Leib
> Und ihre Sitten dem Maß ergibt,
> Sich selber ehret und sich liebt.
> Zu wem sie sich mag neigen,
> Wem sie gar wird zu eigen
> Mit Leib und Herz und Sinne,
> Mit Liebe und mit Minne,
> Der ward zum Heil geboren,
> Ja der ist auserkoren
> Zu lebendem Heil je mehr und mehr.
> Das lebende Paradies hat der
> In seinem Herzen begraben;
> Der darf keine Sorge haben,
> Daß ihn der Hagbusch fange,
> So er nach Blumen lange,
> Daß ihn der Dorn je steche,
> So er die Rose breche.
> Da ist kein Hagbusch und kein Dorn,
> Da ist dem Kind der Distel, Zorn,
> Kein Leben zubeschieden,
> Da hat der rosige Frieden
> Alles, was Herbe und Zorn bedeutet,
> Dorn, Distel, Hagbusch ausgereutet;
> In diesem Paradiese
> Ist nichts, was giftig sprieße;
> Da grünt noch wächst kein ander Kraut
> Als was das Auge gerne schaut:
> Es steht gar in der Blüthe
> Weiblicher Huld und Güte.

Es ist der Grundgedanke von Gottfried's feierlich ernst gestimmtem Gegner Wolfram

von Eschenbach, daß der den Preis des Lebens verdient, welcher die Seele Gott rein und treu bewahrt und dabei zugleich die Huld und Ehre der Welt gewinnt; und so hat er selber sein tiefsinniges Gedicht von Parcival's Geschick als einen Spiegel des menschlichen Lebens aufgestellt, um den süßen Dank einer edlen Frau zu gewinnen, so weiß er alle Innigkeit und Sinnigkeit der Liebe zu entfalten und neben Sigunen's über das Grab des Geliebten sich erstreckender Treue auch der Sinnlichkeit gerecht zu werden, ohne sie über oder gegen die Sittlichkeit hervorzukehren. In den Titurelfragmenten singt er:

Ich weiß wohl, wen weibliches
Lachen begrüßet,
Daß sein Herz auf immerdar
Hoher Sinn und Stetigkeit durchsüßet;
Nimmermehr verlassen ihn die beiden
Als mit dem Tod alleine;
Anders kann sie Niemand von ihm scheiden.

Alle Schreiber vermögen der Minne Art und Wesen nicht auszuschreiben, sie überwindet den Einsiedler unter der Kutte wie den Mönch unter dem Helm; sie spannt auf Alt und Jung den Bogen meisterlich; sie wohnet in Gedanken; sie versteht wunderschön zu zeichnen, sie ist eine große Künstlerin, das geliebte Bild zu entwerfen:

Der Minne Macht bewältigt
Die Nähe wie das Weite;
Minne hat auf Erden Haus,
In den Himmel gibt sie gut Geleite.
Minn' ist allwärts außer in der Hölle.
Der starken Minne lahmt die Kraft,
Wird Wankelmuth und Zweifel ihr Geselle.

Gleich der Artussage ward auch die Karlssage mehr und mehr von Liebesabenteuern umsponnen, bis endlich in Italien sie ihren Abschluß fand und Bojardo begann, was Ariosto mit größerer Kunst und feinerm Sinn vollendete, die Liebe als die Triebfeder der Handlungen Roland's und seiner Genossen darzustellen. Bojardo sagt:

Die Lieb' ist's, die dem Mann verhilft zu Glorien,
Daß er geehrt wird und ihn Andre schätzen;
Die Lieb' ist's, die dem Ritter gibt Victorien
Und Muth, im Kampf sein Leben dranzusetzen.

Aber mehr als diese spätern Dichter, die bereits mit Ironie über ihrem Stoffe schwebten und mit ihm schalteten, gehört Dante, ihr größter Vorgänger, in den Kreis unserer Betrachtung. Einer der größten Männer unter den Dichtern aller Zeit, im Kampf und Leiden seines Volks gestählt, errichtete er das weltumfassende Werk, das ihn viele Jahre mager machte, zum Denkmal seiner Jugendliebe. Die intensive Gluth einer leidenschaftlichen Seele und der scharfe Blick, die sichere Hand des plastischen Künstlers halten einander die Wage in der göttlichen Komödie. Liebe, die stets Geliebte führt zum Lieben, wirft einen milden Regenbogenschimmer in das nächtliche Graus der Hölle, wenn Franceska von Rimini vorüberschwebt, Liebe beflügelt die Schritte den Berg der Reinigung hinan, Liebe leitet zur Seligkeit des Himmels, dessen Sterne sie lenkt. Beatrice, seine Jugendgeliebte, ist ihm, wie der Name besagt, die Beseligerin; er schaut die ewige Sonne der Wahrheit, wie sie in ihren Blicken wiederglänzt, sie führt ihn zur Wonne des Gottschauens. Seine Liebe war Minne im Sinne des Denkens an die Geliebte, der Aufnahme ihres reinen Wesens in das eigene Gemüth und der dadurch vollbrachten Seelenreinigung; so erhielt sie zugleich die religiöse Weihe, das Himmlische ward in sinnliche Huld und Anmuth gekleidet, das Zeitliche in's Ewige verklärt.

Ueber mittelalterliche Burgen.

Von

J. Meininger.

(Fortsetzung.)

Joseph Scheiger sagt über die innere Einrichtung der alten Burgen nur zu wahr, daß, wer diese nicht aus mühsamen eigenen Forschungen, sondern nur aus den höchst romanhaften Beschreibungen erzählender Schriftsteller oder gar aus der ohne Beurtheilung localer Verhältnisse sehr widersinnig zusammengestellten Decorirung der sogenannten restaurirten Ruinen kennt, von derselben gewiß einen höchst irrigen Begriff erhalten habe.*)

Jene Prunkstücke, mit denen man sich gewöhnlich das Innere einer Ritterfeste ausgeschmückt denkt, fand man selten in denselben; nur in landesfürstlichen oder dem höchsten Adel angehörigen Burgen, und auch darunter nur in solchen, welche mehr zu vergnüglichem

*) „Ueber Burgen und Schlösser im Lande Oesterreich unter der Ens. Versuch einer gedrängten Darstellung ihrer Schicksale, Bauart, innern Einrichtung, des Lebens in denselben, ihre Angriffs- und Vertheidigungsweise. Von J. Scheiger. Fr. Beck's Universitätsbuchhandlung." Ein unentbehrliches Büchlein für Alterthumsfreunde.

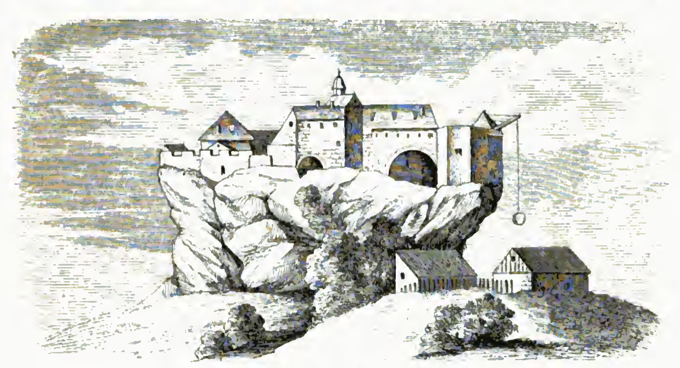


Wildenstein bei Sigmaringen

Aufenthalt und Geschäften des Friedens, als zur Sicherheit, zur Aufnahme von Kriegsvolk dienten. Von denjenigen Burgen, bei deren Gründung der kriegerische Zweck der Vertheidigungswerke vorwiegend berücksichtigt wurde, zeichnen sich manche durch eine unglaubliche Kühnheit in der Anlage auf unzugänglichen Felsbildungen aus. So z. B. die auf mehreren Felskuppen bei Sigmaringen erbaute Veste **Wildenstein**, die in der

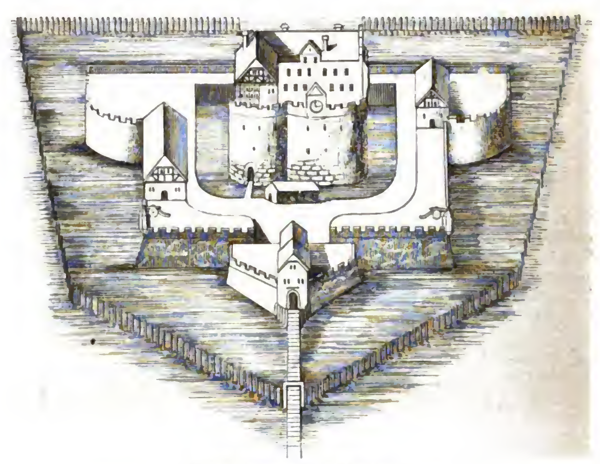
That ihrem Namen entspricht; ferner die Dagsburg im Elsaß, welche auf gewöhnliche Weise so schwer zugänglich erscheint, daß die gewöhnliche Verbindung vermittelst eines Krahnes bewerkstelligt werden muß. Auch die vom Bodensee rings umwogte Burg Langenargen gehört ihrer eigenthümlichen Lage wegen hierher, sowie die Veste Münchenstein bei Basel, die wie aus dem Gestein emporgewachsen hervorragt.

Die Wohngemächer der Burgherren, ihrer Hauptleute u. s. w. beherbergten gewöhnlich die ganze Familie. Mächtige zweischläfrige Bettstellen, hölzerne Truhen zur Aufbewahrung der Habseligkeiten, schwere eichene Tische bildeten die Haupteinrichtungsstücke. Erwähnenswerth ist, daß der Luxus weicher Federbetten, wie uns manches alte Inventar zeigt, schon am Ende des kräftigen fünfzehnten Jahrhunderts nicht selten war. Die steinernen Fensterbänke, die in die Mauer gefügten Wandschränke oder bloße Mauerblendungen ersetzten manches andere Geräth. Geschirrstellen und Nägel an der Wand zum Aufhängen von Kleidern und Waffen fehlten beinahe nie. Eine Kunkel, ein Betschemel und ein geschnitztes Heiligenbild, vielleicht auch ein einfaches tragbares Flügelaltärchen bezeichneten den der Frau angewiesenen Platz. Mächtige Oefen, aus Ziegeln aufgethürmt oder von Töpferarbeit ausgeführt, erwärmten das Gemach. Manche Fenster hatten keinen anderen Schutz als Bretterläden, die auch nicht immer in Angeln hingen, sondern, wie deutliche Spuren zeigen, blos angelehnt und mit Schubriegeln geschlossen oder selbst zu beiden Seiten in die Mauer zurückzuschieben waren. Die Alten waren keine Freunde vieler Fenster. Sie betrachteten ihre Wohnungen mehr als Höhlen zum Schutze vor der Witterung und vor feindlichen Angriffen, wo sie ihren Raub sicher theilen und bewahren, auch die strenge Winterzeit ausdauern konnten. Unsere Fensterscheiben waren dem Mittelalter bis zum fünfzehnten Jahrhundert unbekannt. Es wird von Chronisten als besondere Merkwürdigkeit hervorgehoben, daß im fünfzehnten Jahrhundert zu Basel bei einigen wenigen Häusern an die Stelle des geölten Papiers oder Horns — Glas getreten war. Das Rathhaus zu Zürich hatte noch 1402 statt der Fenster Tuchvorhänge und die Wohnungen der französischen Könige waren wie die Kirchen mit Fenstern aus buntem Glase verziert. Von dem Herzog von Northumberland, dem Reichsten in England, erzählt man, daß er (in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts) die Fenster seines Schlosses jedesmal herausnehmen und sorgfältig verpacken ließ, so oft er verreiste. Sogar gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts waren nur die Hauptgemächer der königlichen Schlösser mit Fenstern aus farblosem Glase versehen. In den Schlössern des Adels und den Häusern der vornehmen Bürger versahen feine Darmhäute oder Flechtwerk aus Weidenruthen die Stelle der Fenster. An Glas, welches damals kostspielig und selten war, darf man also



Dagsburg im Elsaß.

bei solchen Luftlöchern nicht denken. Als im Jahre 1658 die französische Gesandtschaft ihren Einzug in Madrid hielt, um die Hand der Infantin für Louis XIV. anzuhalten, wandelte sie durch viele mit Gemälden und Statuen verzierte Säle, die größtentheils dunkel waren, weil wegen Seltenheit des Glases manche nur sehr kleine, manche gar keine Fenster hatten. (Aus den Mémoires de M. Motteville). Auf den Burgen waren die Fensterchen entweder mit Darmhäuten bezogen oder nur mit hölzernen Flügeln geschlossen oder sie waren bestimmt, stets offen zu bleiben. In Wien datiren die ersten Glasfenster aus dem Jahre 1458. Diese waren hier wie anderwärts aus sehr kleinen, runden Scheiben, die in der Mitte bedeutende Erhöhungen hatten, zusammengesetzt. Später kamen sechs- und achteckige oder rautenförmige Scheiben zum Vorscheine, die durch bleierne Einfassungen zusammengehalten wurden. Bei den Glasern gelangten erst im sechzehnten Jahrhundert die Diamantsplitter in Anwendung; vorher hatte man sich zum Schneiden des Glases sehr harter Stahlstifte oder eines glühenden Eisens bedient.



Schloß Langenargen am Bodensee.

Die Zimmerdecken bestanden, wo sie nicht durch Gewölbe ersetzt waren, aus Balken, die man zuweilen mit Schnitzwerk zierte oder durch einen Leimanstrich bräunte; die Fußböden aus Estrich, der Kälte wegen mit Matten belegt, oder aus Steinpflaster. Später machten die einfachen Balkendecken den aus Tafeln gefügten, oft sehr zierlichen Platfonds, der Estrich den schmuckvollern Steinfließen, Ziegeln oder feinerer Töpferarbeit Platz. Die Wände waren nicht gemalt, sondern meistens weiß, mit jenem glänzenden, marmorähnlichen, glatten Mörtel der Alten überzogen, die Thüren mit einfachen Schlössern versehen und gewöhnlich ohne Verkleidung in die Thüröffnung eingehängt. Die mysteriösen Fallthüren, von denen die Ritterromane vom Ende des vorigen Jahrhunderts fabeln, finden sich höchst selten. Im Schlosse Prunn an der Altmühl existirte eine solche unter dem Bette des Procuratorzimmers und durch sie gelangte man in ein darunter befindliches geräumiges, verborgenes Gemach. Sehr einfach sah es in den Wohngemächern der untergeordneten Burgleute aus. Da waren Bettstellen mit Heu und Stroh gefüllt, dann mit Thierfellen überdeckt.

Die Küchen mit ihren ungeheuern Herden und Schornsteinen bildeten großentheils den Unterhaltungs- und auch Arbeitsplatz der niedern Burgleute. Dort fand man daher außer den Kochgeschirren und mächtigen, von

Holzverschwendung zeugenden Feuerherden, auch ringsum Bänke und neben dem Herde Stangen, um durchnäßte Kleider zu trocknen. Zur Beleuchtung dienten Späne auf eisernen Leuchtern oder Talglampen, denn Oel und Kerzen für die Wohnzimmer waren spätern erquickende Gemüse war fast nicht zu denken. Altes Brot, das nur gebacken wurde, wenn der frühere Vorrath zu Ende ging, gesalzene und geräucherte Fische, meist geräuchertes Rindfleisch und grobe Hülsenfrüchte, bildeten die Hauptnahrung und man kann mit Sicher-



Münchenstein bei Basel.

Ursprungs als jene. Man denke sich in jenen Schloßküchen, sagt Fr. von Leber,*) ja keine erfreuliche Kost. Viele Menschen wurden freilich satt, aber meist auf erbärmliche Weise. An frisches Fleisch, neugebackenes Brot oder heit annehmen, daß heut zu Tage die Sträflinge eine viel bessere Kost genießen, als einst mancher Raubritter auf seinem Felsenneste hatte. Die Kochkunst stand auf sehr niederer Stufe und wir würden uns eben so wohl über jene Gerichte, die man im zwölften und dreizehnten Jahrhundert in den vornehmsten Häusern aß, wie Reiher, Kraniche, Störche, Schwäne, Raben und Geier wundern als auch über die Speisestunden. Das ganze Mittelalter hindurch wurde um zehn Uhr zu Mittag und um vier Uhr zu Abend gegessen. Tail-

*) Die Ritterburgen Rauheneck, Scharfeneck und Rauhenstein nächst Baden in Unterösterreich. Mit geschichtlichen Andeutungen über die Vemgerichte und Turniere. Herausgegeben von Fr. von Leber. Mit zehn Steintafeln. Wien 1844. In Commission bei Braumüller und Seidel — Ein eben so prachtvolles, wie gediegenes Werk!

levant, erster Koch Königs Karl VII., gibt Anweisung, die Mehrzahl dieser Geflügel zuzubereiten. Man aß viel, aber schlecht bereitet, und in den Burgen schlechter als in den Städten. Insbesondere blieb auf den deutschen Ritterburgen das eingesalzene Rindfleisch an der Tagesordnung, welches so hart und schmacklos war, daß das längste Kochen es kaum genießbar machte, daher es gewöhnlich Bresil, vermuthlich weil es an Farbe und Härte jenem Holze glich, genannt wurde. Es ward in kleine Streifen geschnitten und mit Weinessig gegessen. Während nun auf den Burgen höchstens ein selbsterlegtes Wildpret einiges Leben in die Monotonie der Herrentafel brachte, mußten sich die Hofbedienten mit schwarzem Brot, stinkenden Fischen, zähem Kuh- oder gar Bärenfleisch und fast ungenießbaren Hülsenfrüchten begnügen. — Wenn man bedenkt, was Aeneas Sylvius — aus dem Geschlechte der Grafen von Piccolomini und später als Papst Pius II. verehrt — von der kaiserlichen Hofhaltung zu Wien und anderwärts erzählt, so kann man sich, selbst angenommen, daß die Schilderung übertrieben ist, einen Begriff davon machen, wie es auf abgelegenen Burgen ausgesehen haben mag. Er sagt, daß die Hofbediensteten nur verdorbenen und sauren Wein, an einigen Höfen gar nur Bier, und zwar das elendeste, erhielten. Sie bekämen bei ihren Tafeln keinen silbernen oder gläsernen Becher, denn man fürchte, daß man jenen stehlen und diesen brechen möchte; Alle müßten aus ein und demselben hölzernen Becher trinken, welcher noch überdies höchst unsauber sei. Man müsse zuwarten, bis dieser Becher der Reihe nach an einen käme, da dann das Getränk sehr verunreinigt wäre. Die Speisen bestünden in einem zähen und schon halb faulen Fleisch von alten Kühen, Ziegen und Schweinen, dann in einem Obst, welches den Schweinen eben so schön vorgesetzt würde. Die Speisen seien äußerst miserabel zubereitet, mit stinkenden Oelen und Fett gekocht, so daß ihr bloßer Geruch zum Ekel und Erbrechen reize. Die Tischtücher würden nicht gewechselt, bis sie von dem Tisch nicht mehr zu unterscheiden wären, und die Handtücher seien so zerrissen, schmutzig und mürbe, daß sie an den Fingern kleben blieben und daß die Gäste genöthigt würden, ihre Finger mit den Kleidern abzuwischen. Das Brot wäre ganz schwarz und so hart, daß man beide Kinnladen anstrengen müßte, um etwas davon genießen zu können. Gewöhnlich müßten die Hofleute in einer Kammer und je zwei in einem Bette schlafen, dessen Leintücher nicht nur zerrissen und höchst unreinlich, sondern das noch überdies mit allen Arten von Ungeziefer angefüllt wäre u. s. w. Auf diese Art wurde einige Zeit lang Aeneas Sylvius bewirthet, und er könne es, sagte er, dem Hofkanzler nicht genug danken, daß er ihn aus diesem Schweinstall, dessen Anblick er in die Länge nicht würde haben aushalten können, herausgenommen und an seine besser bestellte Tafel gezogen hätte. — Die Speisen der gemeinen Leute waren, wie leicht zu erachten, noch ungesünder und ekelhafter. In Bürgershäusern kochte man gewöhnlich am Sonntage für die ganze Woche und wärmte die Speisen nur immer auf.

Die noch heutzutage in Wien üblichen Kaisersemmeln verdanken ihre Benennung dem Kaiser Friedrich IV., der im Jahre 1487 derlei Blätzlein mit seinem Bildniß unter die kleinen Kinder vertheilen ließ. Dagegen erhob sich die Zuckerbäckerkunst während des gesammten Mittelalters nicht einmal zur Mittelmäßigkeit. Eigentliche Zuckerbäcker bestanden im Mittelalter nicht. Die Apotheker waren die einzigen, welche Eingemachtes, Candirtes (épices), getunktes Obst und Marmeladen verfertigten. Kaiser Maximilian I. brachte 1514 seine „Zuckerbläser“ und Ferdinand I. im Jahre 1522 seine Compostrey (Zuckerbäckerei) aus den Niederlanden nach Wien mit. — Im Jahre 1407 war ein so kalter Sommer, daß alle Früchte verdarben und eine so große Hungersnoth entstand, daß die Menschen Heu und Gras essen mußten und der Bissen Brot in Sachsen, so groß wie eine wälsche Nuß, drei Pfennige (damals viel Geld) kostete. Diese kleinen Brötchen nannte man Marcusbrötchen. Man buck sie zum Andenken der betrübten Zeit in der Folge am Marcustage, wo sie dann reich gewürzt den Namen Marcipan erhielten.

Das prunkvollste aller Burggemächer war wohl meistens die Capelle, gewöhnlich mit einem Flügelaltar versehen und mit einigen Heiligenstatuen, Leuchtern, Lampen und Gemälden (letztere meist in Fresco) verziert, bisweilen mit einer oder zwei Reihen Betstühlen. Nur darf man nicht glauben, daß alle Burgcapellen auch mit kirchlichen Gefäßen

und Apparaten vollständig versehen waren, denn der Burgen, welche eigene Geistliche in ihren Mauern hatten und in welchen das heilige Meßopfer gehalten wurde, waren nur wenig. Wo in einer ältern Burgcapelle an der Seite des Hauptaltares das bald mehr, das bald weniger zierliche, oft nur aus einer einfachen Mauerblende bestehende Sacramentshäuschen fehlt, kann man annehmen, daß auch die Berechtigung zum Messelesen fehlte. Einen vorzüglichen Schmuck der Capellen bildeten in späterer Zeit die zierlichen Fensterrosen mit Glasgemälden. Eine der schönsten Fensterrosen in Zeichnung und kühner Anlage hat die alte Capelle der Rosenburg, ein noch bewohntes Schloß in Oesterreich.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Geschichte der Civilisation in England, von H. Th. Buckle, übersetzt von Arnold Ruge. Erster Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

Ein sehr anregendes, ein ganz treffliches Buch, für welches wir neben der lebhaftesten Anerkennung den lebhaftesten Tadel haben. Keine Frage, daß Buckle ein denkender, fruchtbarer Kopf ist, dessen Bekanntschaft Gewinn bringt. Dieser Mann besitzt eine erstaunliche Gelehrsamkeit, er ist wie irgend Jemand in der Literatur seines Vaterlandes belesen, er besitzt eine ziemlich umfassende Kenntniß von der französischen Literatur, in der nordamerikanischen ist er nicht ganz Laie und auch die deutsche ist ihm nicht eine völlige terra incognita, er kennt einzelne Werke von Kant und Tennemann's Geschichte der Philosophie. Er besitzt ferner im hohen Grade die Fähigkeit, das Gelesene mit Leichtigkeit und wirksam zu verwenden. So macht sein Buch den Eindruck einer Schatzkammer, wohlgefüllt mit Gedanken und Kenntnissen. Aber die beschränkte Einseitigkeit des Standpunktes, das Vorurtheil und die Caprice, um nicht zu sagen, der Spleen, von dem Buckle bei seinen Erörterungen ausgeht, stört den Genuß der Lectüre beträchtlich. Dieser Spleen ist zunächst ein nationaler. Mit einer kaum glaublichen Naivität spricht es Buckle aus, die Geschichte der Civilisation der Menschheit sei identisch mit der Geschichte der Civilisation in England. Die französische Civilisation sei im Großen und Ganzen ein Product der englischen, ein Importartikel von jenseits des Canals, und was Deutschland und Amerika betrifft, „die beiden einzigen Länder, zu deren Gunsten irgend etwas (wie gütig!) gesagt werden kann," so ist „der Vorrath des deutschen Wissens unendlich groß, aber auf eine winzige Minorität beschränkt, während die Masse des Volks entsetzlich unwissend, ferner abergläubischer als irgendwo ist und von der Gluth und dem Feuer des Genies nicht erwärmt wird." In Amerika findet das Gegentheil statt: „in keinem andern Lande leben so wenig Leute von großer Gelehrsamkeit und so wenig Leute in großer Unwissenheit." Uns deucht, es ist endlich hohe Zeit, die helle Absurdität von dergleichen nationalen Vorurtheilen, die helle Absurdität dieser englischen dünkelhaften Selbstüberhebung an den verdienten Pranger der Lächerlichkeit zu stellen.

Buckle's Spleen ist weiter ein persönlicher, ein individueller. Er will die hochwichtige Entdeckung gemacht haben, daß bis auf sein Buch die Jahrtausende der Geschichte hindurch kein einziges wissenschaftliches historisches Werk erschienen ist. Bisher ist alle Geschichte gefälscht worden, und zwar „am meisten durch den Einfluß der Geistlichkeit." Nach Buckle läßt sich alle Geschichte berechnen, wie ein Comptoirexempel, das der Clerck mit zwei Federstrichen in Ordnung bringt; Alles muß glatt und richtig aufgehen, ohne Rest und ohne Bruch. Was man die Freiheit der einzelnen That, des einzelnen Willens genannt hat, was die Einwirkung der göttlichen Vorsehung auf die menschlichen Schicksale, das ist Blödsinn und Aberglauben; der Gang der historischen Begebenheiten ist ein durch bestimmte und unwandelbare Gesetze bestimmt und unwandelbar vorgezeichneter, und kann an diesem Gange weder der Wille und die Freiheit des einzelnen Individuums, noch der Wille und die Allmacht der Vorsehung das Mindeste ändern. In diesen Ideengang spinnt sich Buckle mit Tiefe und Scharfsinn ein. Nimmt man einzelne Abschnitte aus dem Zusammenhange heraus, so kann man nicht umhin, dieselben vortrefflich zu finden. Daß Ruge das ganze Buch vortrefflich findet und von ihm eine geistige Revolution in Deutschland erhofft, kann nach dem Standpunkte des Autors nicht weiter befremden. Daß ferner die Uebersetzung keine leichte Arbeit war, erkennen wir gern an; Constructionsfehler, wie wir sie auf p. 384 bemerkt: „ohne Kenntnisse, ohne Geschmack, ohne einen Blick in irgend eine Wissenschaft, ohne ein Gefühl für irgend eine Kunst, hatte die Erziehung nichts gethan, (bei Georg III.) ein Gemüth zu erweitern, welches mehr als gewöhnlich von Natur beschränkt war," und wie ähnliche häufig wiederkehren, hätte denn doch ein Mann von der Bildung Ruge's vermeiden können.



Die Wohnungen der Isländer.

Von

Dr. G. G. Winkler.*)

In Island gibt es keine Gasthöfe, im Falle ist aber jedes Haus ein solcher. Wenn ich daher den geneigten Leser bitte, mit mir in einigen Gehöften Quartier zu nehmen, so erfährt er damit, was ihn in dieser Beziehung erwartet, wenn er auf der Insel reisen will.

Wie bekommt doch unser Gedankengang gleich eine ganz andere Richtung, wenn wir am Ende eines angestrengten Tagesrittes, unversehens an den Marken eines weiten grünen Angers ankommen. Grade war noch unsere ganze Aufmerksamkeit von einem der schönsten Landschaftsbilder, die man auf Island sehen kann, in Anspruch genommen, und alles Andere, was die eigene Person betraf, vergessen, da zeigen sich die Marken des Angers, und wir fühlen uns müde, hungern und dürsten. Wie in einem Stereoskope wird plötzlich das vorige Bild durch ein neues ganz anderer Art verdrängt. Der grüne Anger verräth einen nahen Bauerhof, der uns Quartier geben soll. Der Rasenzaun, welcher denselben vom Wege abgrenzt, macht wegen seiner Sauberkeit und dem Fleiße, der sichtbar auf seine Herstellung verwendet wurde, einen wohlthuenden Eindruck. Innerhalb steht ein üppiger Graswuchs, und Alles deutet auf einen tüchtigen und fleißigen Oekonomen, der hier waltet. Den Hof selbst entdecken wir in der Ferne, und da er seine Fronte von uns abwendet, nur, wenn wir mit dem Aussehen der isländischen Häuser auf dem Lande schon bekannt sind. Er liegt am andern Ende des Angers, eine Strecke innerhalb des Zaunes.

Ein isländischer Bauernhof gleicht von rückwärts einer Gruppe kleiner, grüner, dachförmiger Hügel, welche ungleich hoch sind, und enge beisammen stehen. Die Kanten, die Firste, laufen einige parallel, andere in verschiedenen Winkeln zu einander. So sehen sie alle aus, die schlechtesten, wie die besten, nur verrathen sich die letztern durch einige höhere Firste.

Eine Gasse von zwei Rasenzäunen, quer durch den Anger, führt vollends zum Hofe. Eine Schwenkung um die Ecke, noch einige Schritte und wir befinden uns vor dem Eingange.

Es zeigen sich nun vier Bretterhäuser von ungleicher Höhe und Weite mit kurzen Zwischenräumen nach einander in einer graden Linie, so daß sie mitsammen eine Façade bilden. Die mittlern zwei sind an einander gebaut und haben eine Wand gemeinschaftlich. Das eine, linker Hand, ist das schmälere, die Höhe aber, ungefähr dreißig Fuß bis zum Giebel, haben sie gleich. An den Kanten des Dachstuhles zur vordern Seite laufen breite Windbretter herab, welche die Art der Bedachung, Rasen nämlich, verbergen. Der Bau ist solid, fest und der

*) Von demselben Verfasser brachten wir bereits: „Die Südküste von Island," Bd. 6. S. 502 ff. und „Reykjavik, der Hauptort auf Island," Bd. 7. S. 300 ff. Weitere höchst interessante Mittheilungen über des Verfassers Reise in Island, z. B. über die merkwürdigen vulcanischen Erscheinungen daselbst, die Springquellen, Geysir und Strokko u. s. w. liegen uns bereits vor und werden in nächster Zeit zum Abdruck kommen. Die Red.

Art, daß immer eine Fuge von zwei anstoßenden Brettern durch ein drittes gedeckt wird. An dem einen schmälern Haus befindet sich der Eingang mit Thür und daneben zwei Fensterchen, am andern sind nur zwei größere Fenster sichtbar. Am Thürstock hat der Zimmermann Schnörkel und Zierrathen angebracht, wie wir es auch oft an den Häusern unserer Bauern sehen. An den Seiten wird das Häuserpaar von einer ungefähr sechs Fuß breiten, abwechselnd aus Rasenstücken und Steinplatten aufgeführten Mauer eingerahmt. An diesen Steinwällen folgen nach rechts und links zwei niedere Häuschen, welche auch an den äußern Seiten von dicken Mauern gehalten werden. Am Fuße dieser Häuserreihe läuft ein mit Fleiß und Sauberkeit aus ebenen Steinplatten errichtetes Trottoir hin.

Diese Beobachtungen machten wir vom Pferde herab. Nun steigen wir ab und betreten, der freundlichen Einladung des Hausherrn folgend, das Innere.

Zuerst befinden wir uns in einer Art Vorhaus. Das Estrich ist hier der bloße Erdboden, an den Seiten stehen Truhen und an Pfosten hängen Arbeitskleider umher. Aus diesem Vorhaus führt eine Thür in das anstoßende größere Haus, oder eigentlich in ein geräumiges, hohes, freundliches Zimmer, welches den ganzen Raum desselben einnimmt. Dessen Wände haben zwar noch die Holzfarbe, aber man sieht, daß sie neu sind. Ueber's Jahr, läßt mir der Bauer bemerken, werden sie schon gemalt sein. Im Hintergrunde findet unser musternder Blick einen kleinen Alkoven, dessen Vorhang ein prächtiges Dunenbett verbirgt. Vorn zwischen den Fenstern steht ein Tisch, und dabei mehrere gepolsterte Stühle. An den Wänden, rechts und links, stehen Kästen, eine neue polirte Commode und eine Art Secretär aus Eichenholz. Die Unterhaltung zwischen uns und dem Bauer nimmt zwar einen schlechten Fortgang, weil wir beide das Dänische nicht gut handhaben, aber es währt nicht lange, so erscheint das Töchter-

Syffelmannhaus im Westlande.

chen desselben, ein untersetztes Mädchen, mit hochrothen, vollen Backen, und der diesen Landeskindern eigenen, kurzen stumpfen Nase. Sie ist beschäftigt, für uns die Mahlzeit zuzurichten. Das Tischtuch ist schneeweißes Linnen, die Geschirre das feinste Porzellan, die Löffel schweres Silber. Bald bedeckt den Tisch eine Reihe von Gerichten, unter welchen auch prachtvolle Forellen mit röthlichem Fleische; zum Schlusse wird Kaffee aufgetragen.

Ich wünschte, der Leser hätte uns da gesehen, wie wir, Nachts elf Uhr, am Fenster saßen, vor uns eine Tasse dampfenden Mokka, die Rauchwolken der Cigarre mit größtem Behagen in die Luft blasend. Durch die hellen Fenster zitterten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Während sie die Conturen der fernen Berge mit röthlichem Licht umsäumte, lag es über der dunkelnden Fläche des nahen See's in feurig glänzenden Streifen. Es war Alles dazu angethan, in uns die angenehmsten Gefühle zu erwecken.

Nun soll aber der Leser nicht glauben, daß es bei einer Reise in Island alle Tage, oder auch nur oft so kommt. Ich will ihm gleich ein gegentheiliges Bild vorführen.

Nahe am äußersten Ende der Nordküste der Insel, gegen Osten, befindet sich eine für den Geologen höchst wichtige Localität.

Ein einzelnes Haus, welches in deren Nähe und von zwei armen Familien bewohnt war, sollte uns für ein paar Tage Obdach geben, um Untersuchungen anstellen zu können.

Das Dasein dieses Hauses hat sich nicht schon in der Ferne durch ein schmuckes Gehege um eine fette Wiese angekündigt. Nur wenig unterscheidet sich die Vegetation in einiger Entfernung um dasselbe von dem übrigen Grunde.

Die Gebäulichkeiten haben kaum eine Aehnlichkeit mit Häusern.

Die Rasenmauern und die Bedachung aus demselben Stoffe, sind so sehr im Uebergewicht, daß man zwei graue in Giebeln auslaufende Bretterwände dazwischen kaum gewahrt. Sie scheinen den Eingang in Höhlen zu verschließen und ihre kleinen Fensterchen, die vor Schmutz kaum das Sonnenlicht durchlassen, vermögen uns nicht zu enttäuschen. Da haben wir nicht Eile abzusteigen, und mustern mit grämlichem Gesichte die Erscheinung vom Pferde herab. Gewöhnlich befinden sich an der Vorderseite der Gehöfte die bessern Theile derselben, hier machte auch diese den schlimmsten Eindruck. In diesen Hütten ist nicht zu wohnen, wie man ihnen schon von Außen ansieht. Es wird uns also hier das längst gefürchtete Loos treffen, in der Wohnstube, oder wie sie auf isländisch heißt, der Badstoba Quartier nehmen zu müssen.

Der Eingang zu dem System von oberirdischen Höhlen, wie es diese Wohnung darstellte, befand sich an der einen Ecke. Zwei Pfosten mit einem dritten quer darüber bildeten eine ungefähr vier Fuß hohe und zwei Fuß breite Oeffnung, welche in einen von Rasenmauern gebildeten Gang führte. Die Thür war von derselben Einfachheit. Das Ganze hatte nur Aehnlichkeit mit der Mündung eines alten aufgegebenen Stollen.

Bald kam einer der Besitzer des Etablissements herausgeschlüpft, der mit meinem Führer die gewöhnlichen Begrüßungen wechselte und dann von ihm ausführliche Aufschlüsse über unsere Personen und Absichten sich erbat. Mittlerweile zeigte sich ein Zweiter. Dieser streckte anfangs nur den Kopf aus der Oeffnung und horchte wie gleichgiltig auf das Gespräch der andern.

Allmälig trat aber eine Veränderung in seinem Betragen ein, die sichtbar mit dem Fortgang der Erzählung meines Führers zusammenhing. Sein Gesicht begann vor Freundlichkeit zu strahlen, ohne daß er jedoch völlig den Ausdruck eines Zwanges verbergen konnte, wie ihn geheime schlimme Absichten auferlegen. Er nahm auf meinen Führer gar keine Rücksicht, sondern trat an mich heran und lud mich in gewandtem Dänisch ein, abzusteigen und ihm in seine Wohnung zu folgen: ich sollte höchst willkommen sein. Er that dieses mit einer solchen Zudringlichkeit, daß ich alsobald den Verdacht schöpfte, der Mann hat es auf etwas abgesehen, und das wird deine Börse sein. Bei einer andern Gelegenheit werde ich erzählen, daß ich mich hierin nicht geirrt. Der Isländer ergriff meine Hand und zog mich förmlich nach sich in die Höhle. In den Gängen aller isländischen Wohnungen herrscht totale Finsterniß, und nur der Einheimische vermag sich darin ohne Führer zurechtzufinden. Nachdem ich zwei Schritte innerhalb der Oeffnung gethan, hatte alle Wahrnehmung ein Ende, ich hörte nur mehr das Streifen meines Mantels an

den engen Wänden und roch den feuchterdigen Geruch, der von denselben ausging. Dabei durfte ich die öfter wiederholte Weisung meines Begleiters nicht vergessen, mich ja recht zu bücken. So ging es vielleicht zwölf Schritte weit, immer in totaler Finsterniß fort. Was könnte ein Romanschreiber nicht aus einem isländischen Hausgang machen?

Endlich kam von einer Seite aus der Höhe eine Helle. Da hielt der Mann an, als ob er mir Zeit lassen wollte, mich wieder an Licht zu gewöhnen. Nach und nach unterschied ich, daß ich vor einer Treppe, oder vielmehr Leiter, stand, welche zu einer viereckigen, ungefähr zwei ein halb Fuß hohen und schmalen Oeffnung führte, durch welche das schwache Licht herabkam. Da sollten wir nun hinauf und hindurch. Mein Wegweiser kletterte voran und verschwand dann innerhalb der Oeffnung. Ich führte dieselbe Operation mit weniger Gewandtheit aus und erschien auf allen Vieren in dem isländischen Salon. Der Raum, in welchem ich mich aufrichtete, war im senkrechten Schnitt dreieckig, wie er unter einem spitzgiebeligen Dachstuhl entstehen muß. Die Wände bestanden aus von der Zeit gebräuntem Holze, und ein trübes Fensterchen ließ höchst spärliches Licht herein. In dieser Stube war aber meines Bleibens noch nicht, sondern der Mann ergriff neuerdings meine Hand und zog mich durch eine Thür in ein anderes gleichgeformtes aber noch beschränkteres Gemach. Hier enthüllte sich mir ein vollkommenes, wenn auch nicht reizendes Bild isländischen Familienlebens. Die Familie meines Gastwirthes war groß, sie zählte zehn Köpfe. Es war er selbst, seine Frau, eine alte Mutter und sieben Kinder, von zwei bis zehn Jahren. Eine Vergrößerung stand nach dem Zustande seiner Gemahlin in naher Aussicht. Die einzige Wohn- und Schlafstube derselben, welche nun auch mich aufnehmen sollte, war höchstens dreizehn Fuß lang und zwölf Fuß breit, also 156 Quadratfuß, von welchen vierzehn auf die Person trafen. Ein schmaler Gang theilte den Boden in zwei Seiten. Die eine Seite nahmen zwei Bettstellen ein, d. h. rechteckige Behälter aus zusammengefügten Brettern, die andere Seite enthielt eine Bettstelle, und den übrigen Raum füllten ein Tischchen und eine Truhe aus. Hier kam durch ein kleines Fenster Licht herein.

Man kann sich leicht vorstellen, wie die Luft beschaffen sein muß in einem engen, hermetisch verschlossenen Raume, in dem so viele Menschen zusammengepfercht sind; da dunstet und duftet es wahrlich nicht balsamisch! In einer künstlichen Brüteanstalt befände man sich wohl nicht schlechter als in einer solchen Badstoba. Aber wenn es einmal sein muß, bleibt nichts übrig, als zum bösen Spiel eine gute Miene machen. Meine Lage kam mir in diesem Falle zu originell vor, als daß ich mich darüber hätte sehr grämen mögen. Ich war nur vor der Nacht bange, und das bestimmte mich, die Tageszeit um so fleißiger zu verwenden und kürzer abzukommen.

Vor Allem war ich neugierig, durch welches Arrangement auch für mich Platz zu einem Nachtlager geschaffen würde. Der Frau meines Wirthes muß ich das verdiente Compliment machen, daß sie Reinlichkeit, so gut es nur immer bei den mißlichen Verhältnissen möglich war, aufrecht erhielt. Als ich Abends von meiner Excursion zurückkehrte, fand ich in einer der Schlafstellen ein Bett für mich zurecht gemacht, das wahrlich unter andern Umständen ein Fürst nicht hätte verschmähen dürfen. Die Decke war mit Dunen gefüllt und trug einen reinlichen, ja eleganten Persüberzug. Die andere Wäsche bestand aus frischgewaschenem weißen Linnen. Die Kost, die hier nur aus Kaffee, Käse und Pfannkuchen bestand, wurde mir auch in Porzellangeschirren aufgetragen. Der Löffel war aus Silber. Ich kam mir da vor, wie ein verwunschener Prinz, dem eine schlimme Fee Schloß und Prunkgemach in eine elende Hütte verwandelte, und zur Qual noch einige Reste der frühern Herrlichkeit ließ.

Die ganze Stube war für die Nacht in ein Bett umgewandelt. Diejenigen Individuen, welche ich von ihren Lagerstellen verdrängt hatte, waren auf dem Gange untergebracht. Ich konnte die Scene von meinem etwas erhöhten Torus überblicken. Der ganze Raum war mit menschlichen Leibern dicht bedeckt, und das hatte ein um so wunderlicheres Aussehen, als die Isländer, jung und alt, die Gewohnheit haben, daß immer der eine mit den Füßen zu Häupten des andern liegt. Ich werde diese Nacht in der Badstoba in meinem Leben nicht vergessen.

Nun kehren wir aber nochmals zu dem früher

erwähnten schönen Hof zurück, um ihn weiter zu besichtigen. Vor Allem ist noch dessen Badstoba zu sehen. Diese liegt im hintersten der verschiedenen Häuser und Hütten, und ist durch einen kurzen Gang mit dem Vorhause verbunden. Auch sie ist neu gebaut, und zwar aus gut in einander gefügten Dielen. Die schiefen Seiten des Dachstuhles erheben sich erst auf hohen senkrechten Wänden, so daß sie bei entsprechender Länge und Breite eine geräumige Stube darstellt, welche durch fünf kleine Fenster Licht empfängt. Letztere können ausnahmsweise geöffnet werden, so daß wir im Sommer wenigstens frische Luft darin treffen.

Auch ordentliche Möbeln fehlen nicht, obwohl die Stube auch hier das gemeinsame Schlafgemach für alle Hausangehörigen ist, ausgenommen den Bauer und seine Frau, welche ein eigenes Stübchen nebenan haben.

Vom Gang, der die Wohnstube mit dem Vorderhause verbindet, gehen zwei Thüren nach rechts und links ab, von welchen die eine in die Küche, die andere in eine Kammer, welche die Bestimmung eines Kellers hat, führt. Diese beiden Räume erhalten ihr Licht von Oben, durch eine Oeffnung, welche bei der erstern zugleich die Stelle des Kamins vertritt.

Die zwei Bretterhütten, welche vorn in der Façade stehen, haben eigene Eingänge, und ist die eine die Schmiede, die andere dient zur Aufbewahrung von Hausfahrnissen, Pferdegeschirren, oder zu gewissen Zeiten als Schlachthaus, auch als Schreiner- und Zimmermannswerkstätte.

Wir kennen nun alle Räumlichkeiten eines isländischen Gehöftes und bedürfen nur noch einige Aufschlüsse über die Bauart, das Baumaterial und die innere Einrichtung, worin auf der Insel je nach Gegenden und nach den ungleichen Vermögensverhältnissen der Besitzer einige Verschiedenheiten bestehen.

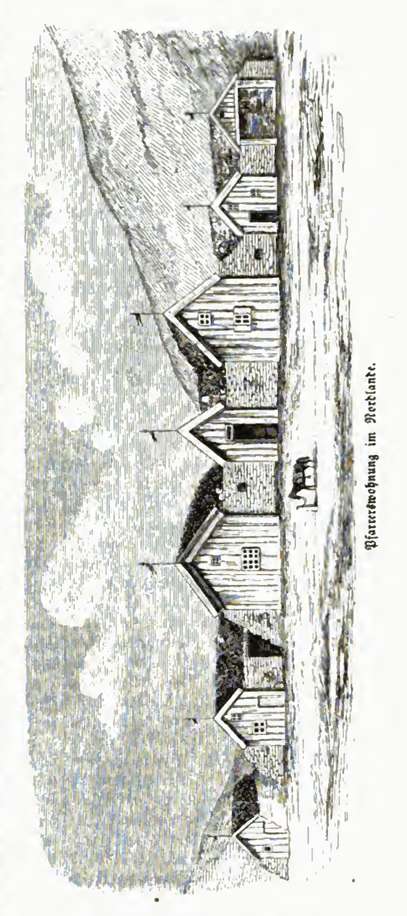


Alter Bauernhof im Südlande (ehemaliger Bischofssitz).

Das Ganze einer isländischen Wohnung, auch der ärmern Classe, besteht in der Regel aus den fünf Räumen, welche wir schon kennen gelernt haben, nämlich aus Wohnstube, Küche, Vorrathskammer, Fahrniß- oder Arbeitshütte und Schmiede. Zu diesen kommt sehr oft noch eine weitere Kammer, worin in buntbemalten Truhen Luxussachen, Festkleider, Geschirre und anderes werthvolleres Zeug aufbewahrt werden, und welche nöthigenfalls als Gaststube dient*). In Pfarrhäusern ist das zugleich die Studirstube, während für den übrigen Aufenthalt der Pfarrer mit seiner Familie und den Dienstboten die gewöhnliche Badstoba theilt.

*) Entspricht der „schönen Kammer," „Stubenkammer" in süddeutschen Bauerhäusern.

Alle Räume mit eigenen Zwecken sind neben, nicht über einander angebracht, welcher Umstand diesen Wohnungen hauptsächlich ihre Eigenthümlichkeit gibt. So viele Gemächer, eben so viele durch breite Mauern gesonderte Häuser und Hütten. Drei oder vier stehen vorn in einer graden Linie. Davon ist immer eine die Schmiede und eine andere Fahrnißhütte. Küche und Vorrathskammer liegen immer rückwärts. Im Südlande befindet sich die Badstoba meist vorn in der Mitte. Manchmal ist sie eine eigentliche Dachstube, indem unter ihr noch ein Raum als Aufbewahrungsort für die werthvollen Sachen angebracht ist. Wohlhabende Bauern im Südlande haben für letztere und für Beherbergung von bessern Gästen ein freistehendes Bretterhaus aufgeführt. Im Nordlande ist die Badstoba immer im hintersten Hause. Ueberall stehen Wohnstube, Küche, Vorrathskammer und Fremdenstube durch einen Gang mitsammen in Verbindung, während die andern Räume nur durch gemeinsame Mauern an einander hängen. Nach solchem Plane sind, unbedeutende Abweichungen ausgenommen, alle Wohnungen auf der Insel gebaut. Es kommt dort oft vor, daß Gemächer von der Größe und Einrichtung desjenigen, welches wir oben geschildert und worin wir so unfreiwillig Quartier nehmen mußten, für zehn und mehr Personen zugleich Wohn- und Schlafstuben sein müssen. Darin haust dann Alles neben einander, jung und alt, Herr und Knecht, männlich und weiblich. Die Betten bestehen gewöhnlich nur aus mit Heu gefüllten Säcken und Wollendecken. Bevor man sich ihrer zum Schlafen bedient, werden aus Sparsamkeitsrücksichten alle Kleider ohne Ausnahme abgelegt.


Pfarrerswohnung im Nordlande.

Außer den Bettstellen fehlen in einer solchen Wohnstube gewöhnlich alle andern Möbeln, so daß diese auch Stühle und Tische vertreten müssen. Nur der Branntweinflasche ist in einem Wandkästchen ein besonderer Platz eingeräumt. Andere Requisiten eines armen Hauswesens hängen oder liegen auf den Querbalken des Dachstuhles umher. Auf den kleinen Westmannsinseln, unfern der Südküste von Island, die wir auf der Ueberfahrt gesehen haben, soll es vorkommen, daß während des Winters zugleich mit dem Menschen einige Schafe dieselbe Stube theilen.

Ein Möbel, welches man grade in „Eisland" am sichersten zu treffen vermeinte, findet man dort fast gar nicht, den Ofen nämlich. Nur in den Wohnungen der Kaufleute an den Handelsplätzen und in den von Beamten gibt es Oefen. Auf dem Lande traf ich den Gegenstand in einem einzigen Pfarrhause, aber in einem Zustande, der anzeigte, daß er seit lange nicht mehr im Gebrauch gewesen. Der Pfarrer bemerkte mir, „es kämen ihm die Steinkohlen zu theuer." Die Insel selbst bringt nämlich fast kein Brennmaterial hervor, das Birkengestrüpp, welches in größern Beständen nur mehr an einigen Stellen des Landes vorhanden ist, reicht nicht aus, um die Bedürfnisse von Küche und Schmiede zu decken. Man bedient sich der sonderbarsten Surrogate, gewöhnlich getrockneten Schafmistes, oder Vogelknochen, Seeschwämme und anderer. Von diesem Mangel an Brennmaterial schreibt sich die schlechte ungesunde Einrichtung der Wohnstuben. Dieselben müssen so geschlossen als nur möglich gehalten werden, damit ihren Bewohnern nichts von der eigenen Körperwärme verloren geht, mit welcher so zu sagen geheizt wird.

Die Anordnung der verschiedenen Räumlichkeiten, der Grundplan der isländischen Wohnungen, ist ferner von der Art des angewandten Baumaterials abhängig. Auch in dieser Beziehung ist große Noth.

Die Insel selbst bietet zum Bauen nur Steine, diese freilich im Ueberflusse. Man verwendet zum Bau der Mauern am liebsten einen hellgrauen Trapp, der in schönen Platten bricht. Viele solche Steinwälle bestehen aber aus allen Sorten von Trapp, Tuff und Lavastücken. Dieselben sind nicht viel mehr als eine bloße Aufhäufung von Steinen, denn die Rasen, welche lagenweise eingefügt werden, füllen wohl die hohlen Zwischenräume aus und verhindern das Auseinanderfallen der Mauerstücke, aber sie verbinden dieselben nicht. Kalk, um Mörtel bereiten zu können, findet sich auf der Insel so gut wie gar nicht. Im Nordlande gibt es auch Mauern, welche nur aus Rasenstücken bestehen.

Das Bauholz, als welches gewöhnlich nur Bretter verwendet werden, muß weit her über das Meer eingeführt, und wenn es gekauft ist, erst von der Küste noch mühsam mit Pferden in's Land hineingeschleppt werden. Es wird daher, besonders an den Wohnungen von Armen, so viel als nur möglich gespart. Bretterböden haben in der Regel nur die Wohnstuben. Die Steinrasenwälle müssen um so dicker sein, je dünner die Holzbekleidung ist, welche letztere allein nicht im Stande wäre, den nothwendigen Schutz gegen das rauhe Klima der Insel zu gewähren.

Eine Folge des Rasenbaues ist, daß die Wohnungen sehr feucht sind, und die Holzfütterung bald, nach 25 Jahren schon, erneuert werden muß.

Die Bretter verfaulen in dieser kurzen Zeit. Bei uns zählen viele Holzbauten ihre Dauer nach Jahrhunderten und geben die trockensten und gesundesten Wohnungen.

Der Reisende braucht in der Regel die Badstoba nicht zu benutzen. Die Touren lassen sich leicht so einrichten, daß man bessere Höfe, Pfarrhäuser, manchmal auch Beamtenwohnungen als Nachtquartiere findet. Nur wen besondere Zwecke an gewisse Küstengegenden oder in die in's Innere eindringenden Thäler hinaufführen, den kann das Schreckliche treffen, in einer Badstoba wie die oben geschilderte sein Haupt zur Ruhe legen zu müssen. Gleichwohl ist dabei auch keine Gefahr für Leib und Leben, wie ich und mein Herr Reisegefährte den Beweis geliefert haben.

Die drei großen Reisen.

(Die Entdeckung Amerika's, die Umschiffung des Caps und die Weltumseglung.)

Der Fortschritt Europa's in der Civilisation war weniger bedingt durch den Einfluß Constantinopels und Roms, wie man gewöhnlich annimmt, als durch den der spanischen Araber. Der Süden Frankreichs ward zuerst von diesem Einfluß ergriffen, dann wurde Sicilien hineingezogen, und die Züge Kaiser Friedrich's II. in seinen Streitigkeiten mit den Päpsten, die Gründung mohamedanischer Colonien in Italien, das Marschiren großer saracenischer Truppenkörper in allen Richtungen der Halbinsel, unterstützt durch den günstigen Zustand der norditalienischen Städte, machten diese Orte nicht nur zu Brennpunkten des Lichts, sondern influirten in der That auf das Papstthum selbst, indem ihm Tendenzen des Fortschritts mitgetheilt

wurden, deren Wirkung man namentlich in den Pontificaten Nicolaus' V. und Leo's X. gesehen hat. Die Mohamedaner waren die Urheber unserer physikalischen Wissenschaft, die Gründer unseres modernen industriellen Systems.

Zu der Zeit, von der wir sprechen, bewegte sich der Handel des Mittelländischen Meeres hauptsächlich in zwei Richtungen. Die Häfen des Schwarzen Meeres bildeten treffliche Depots für die Producte, welche den Tanais und andere Flüsse herabgebracht wurden, und für einen großen Theil des indischen Handels, der seinen Weg über den Caspischen See nahm. Der Sitz dieses Handels war Genua.

Die andere Richtung war die südöstliche. Der kürzeste Weg nach Indien war auf dem Euphrat und dem persischen Golf, aber das Rothe und Arabische Meer boten eine bequemere und sicherere Straße. Daher fand man in den Häfen Syriens und Egyptens den größten Theil der indischen Waaren. Dieser Handel hatte seinen Mittelpunkt in Venedig. Eine bedeutende Erweiterung verschafften ihm die Kreuzzüge, indem die Venetianer in dem Transportdienste der heiligen Kriege wahrscheinlich eine eben so große Quelle des Gewinns fanden als in dem indischen Handel.

Gegen die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wurde es augenscheinlich, daß die Nebenbuhlerschaft zwischen Venedig und Genua zum Nachtheile des letztern ausschlagen werde. Die Einfälle der Tartaren und das Vordringen der Türken hatte Genua's asiatische Handelslinien gänzlich verrückt. In den Kriegen zwischen den beiden Republiken hatte Genua ernstlich gelitten. Theils aus diesem Grunde, theils vermöge der vortheilhaften Verträge, die Venedig mit dem Sultan abgeschlossen hatte, wodurch es das Recht erhielt, Consulate in Alexandria und Damaskus zu halten, hatte diese Republik zuletzt die Oberhand über alle Mitbewerber erlangt. Die Genuesischen Niederlassungen am Schwarzen Meere waren werthlos geworden.

Ihren Ruin vor Augen und aufgebracht darüber, ihre östlichen Verbindungen aufgeben zu müssen, hatten die Kaufleute von Genua versucht, ihre frühere Stellung durch Krieg wieder zu erlangen; ihre praktischen Seefahrer aber wußten, daß dem Verluste auf einem andern Wege abzuhelfen war. Unter ihnen gab es Einige, welche mit der kugelförmigen Gestalt der Erde wohl bekannt waren, so wie mit dem, was die mohamedanischen Astronomen gethan hatten, um den Umfang der Erde durch die Messung eines Grades an der Küste des Rothen Meers zu bestimmen. Diese Leute brachten zuerst den Gedanken auf, Indien dadurch zu erreichen, daß man nach Westen segle.

Von zwei Parteien, den Kaufleuten und dem Klerus, wurden ihre Vorschläge mit wenig Gunst aufgenommen. Die Erstern gewährten keine Ermuthigung, wahrscheinlich, weil solche Pläne für ihre gegenwärtige Lage sehr unbequem waren; die Letztern mißbilligten dieselben, weil sie irreligiöser Natur seien. Die Lehre von der kugelförmigen Gestalt war nach Lactantius und Augustin von den Kirchenvätern verdammt worden. In der kirchenväterlichen Geographie ist die Erde eine flache Scheibe, umgeben von den Wassern der See, auf denen das krystallene Himmelsgewölbe ruht. Diese Lehre stützte sich größtentheils auf Stellen der heiligen Schrift, deren eigentlicher Sinn eigensinnig verdreht wurde. So verurtheilte Cosmas Indicopleustes, dessen Kirchenvätergeographie fast acht Jahrhunderte lang als Autorität galt, die Lehre von der kugelförmigen Gestalt unwiderleglich dadurch, daß er deren Vertheidiger fragte, wie denn die Leute auf der andern Seite der Kugel am Tage des Gerichts den Herrn aus der Luft sollten herniedersteigen sehen?

Unter den Genuesischen Schiffern, welche unermüdlich auf Entdeckungen zum Wohl ihres Vaterlandes bedacht waren, war einer ausersehen, Unsterblichkeit zu erlangen — Christoph Columbus.

Sein Vater war ein Wollkämmer, aber nicht ein Mann gewöhnlicher Art, denn er ließ seinen Sohn in Arithmetik, Zeichnen und Malen unterrichten, und man sagt, daß Columbus eine ausgezeichnet schöne Hand geschrieben habe. Kurze Zeit war er auf der Universität Pavia, mit vierzehn Jahren aber ging er zur See. Nachdem er mehrere Jahre im syrischen Handel beschäftigt gewesen, machte er verschiedene Reisen nach Guinea, und beschäftigte sich, wenn er nicht zur See war, mit der Anfertigung von Seekarten, wodurch er nicht nur sich selbst, sondern auch seinen alten Vater ernährte, und Mittel zur Erziehung seiner Brüder fand. Unter diesen Umständen verschaffte er sich ein hin-

längliches Urtheil über Geographie, und obgleich der damalige Zustand der öffentlichen Meinung nicht erlaubte, solche Meinungen offen auszusprechen, so glaubte er doch, daß das Meer überall schiffbar, daß die Erde rund sei und nicht flach, daß Antipoden existirten, daß die heiße Zone bewohnbar sei, und daß eine verhältnißmäßig gleiche Vertheilung von Land auf der südlichen und nördlichen Halbkugel stattfinde. Indem er die kirchenväterliche Logik annahm, so weit sie seine Absicht unterstützte, sagte er, daß, wenn Gott die Erde für die Menschen erschaffen habe, es nicht wahrscheinlich sei, daß ihre Oberfläche so unermeßlich weit mit Wasser bedeckt wäre, und wenn es in der Ferne noch Länder gebe, so müßten diese auch von Menschen bewohnt sein, denn nach der Sündfluth wurde das Gebot erneuert, daß der Mensch die Erde erfüllen solle. Er fragte: Ist es wahrscheinlich, daß die Sonne auf Nichts herabscheinen soll und daß die nächtlichen Wachen der Sterne über weglose Meere und wüste Länder verschwendet werden? Aber zu diesen Erwägungen fügte er Thatsachen hinzu, die mehr substantieller Natur waren. Ein gewisser Martin Vincent, welcher viele Meilen westlich über die Azoren hinaus gesegelt war, erzählte ihm, daß er auf dem Meere einen Balken habe schwimmen sehen, der offenbar ohne Eisen bearbeitet war. Ein anderer Schiffer, sein Schwager Pedro Correa, hatte Rohr von ungeheurer Größe angetroffen. An der Küste von Flores hatte das Meer zwei todte Männer mit breiten Gesichtern und von fremdartigem Aussehen an's Land gespült. Wie es scheint, faßte Columbus im Jahre 1474 die bestimmte Ansicht, daß Ostindien durch Segeln nach Westen erreicht werden könne. Er stand damals in Briefwechsel mit dem florentinischen Astronom Toscanelli, welcher an derselben Lehre festhielt und ihm eine Land- oder Seekarte schickte, welche nach den Reisen von Marco Polo gearbeitet war. Er bot seine Dienste zuerst seiner Vaterstadt an, dann Portugal, dann Spanien und, durch seinen Bruder, England, wobei er stets hervorhob, daß auf diese Weise die Reichthümer Indiens gewonnen werden könnten. In Lissabon verheirathete er sich. Während er bei Belem krank lag, soll ihm in einem Traume eine unbestimmte Stimme zugerufen haben: „Gott wird Deinen Namen bewundert durch alle Welt verbreiten und wird Dir die Schlüssel zu den Pforten des Oceans geben, die mit starken Ketten verschlossen sind.“ Der Tod seiner Frau scheint das letzte Band zerrissen zu haben, welches ihn an Portugal fesselte, wo er sich seit 1470 aufgehalten hatte. An einem Herbstabend des Jahres 1485 ward Columbus von einem Manne von majestätischer Gestalt, der blaß und von Sorgen erschöpft, obgleich noch in der Mitte des Lebens, mit silbernem Haar, einen kleinen Knaben an der Hand führend, an dem Thore des Franciscanerklosters bei Palos stand, um ein Almosen gebeten. Der Arme flehte nicht für sich selbst, sondern nur um ein wenig Brot und Wasser für sein Kind. Der Anblick dieses Elendes war es, was Columbus unwiderruflich bestimmte, für Europa eine andere Welt zu entdecken.

In äußerster Armuth machte er seinen Weg nach dem spanischen Hofe. Nach vielem mühevollen Hinhalten wurde sein Plan einem zu Salamanca versammelten Rathe vorgelegt, vor welchem aber seine Lehren aus dem Pentateuch, den Psalmen, den Propheten, den Evangelien, den Episteln und den Schriften der Kirchenväter, des heiligen Chrysostomus, Augustin, Hieronymus, Gregor, Basilius, Ambrosius, widerlegt wurden. Außerdem seien sie offenbar der Vernunft widersprechend; denn, wenn er wirklich von Spanien abreise, „so müßte die Rundung der Erde eine Art Berg darstellen, auf welchen hinaufzusegeln ihm selbst mit dem besten Winde nicht möglich sein werde;“ und so werde er nicht wieder zurückkommen können. Der Großcardinal von Spanien hatte auch das Irreligiöse seiner Lehren nachgewiesen und Columbus begann zu fürchten, daß er, anstatt Unterstützung als Entdecker zu finden, als Ketzer betrachtet und in Verwicklungen gerathen werde. Uebrigens drang er mit seinen Bitten endlich nach vielen Jahren voll Demüthigungen und Verzögerungen bei der Königin Isabelle durch und am 17. April 1492 erhielt er auf dem Schlachtfelde vor Granada, welches den Mauren so eben durch die Waffen Ferdinand's und Isabellens entrissen worden war, seinen Auftrag. Mit edler Absicht verlangte er keine Belohnung, wenn er keinen Erfolg haben sollte; für den Fall des Gelingens aber bedung er sich den Titel eines Admirals und Vicekönigs aus und daß seine Belohnung in einem Zehntheile alles dessen bestehen solle, was er entdecken würde — Bedindungen, welche zeigen, was für eine Art von Mann dieser

große Seefahrer war. Er hatte sich verpflichtet, selbst ein Achtel der Kosten der Expedition zu tragen, und erfüllte dies Versprechen durch Vermittlung der Pinzons von Palos, einer alten und reichen Seefahrerfamilie. Sobald diese Bedingungen einmal abgeschlossen waren, verlor er keinen Augenblick mehr, die Vorbereitungen seiner Expedition zu vollenden. Die königliche Autorität ermächtigte ihn, sowohl Schiffe als Mannschaft, wenn nöthig mit Gewalt sich zu verschaffen. Aber selbst mit diesem Vortheile würde er kaum Erfolg gehabt haben, wenn ihn die Pinzons nicht von Herzen unterstützt und sich persönlich an den Gefahren der Reise betheiligt hätten.

Freitag den 3. August 1492, hatten die mühseligen Anstrengungen und Kränkungen während achtzehn Jahren demüthiger Bitten ihr Ende erreicht; und als der Tag anbrach, segelte Columbus mit drei kleinen Schiffen von Palos ab, mit Karten versehen, die auf Grundlage der von Toscanelli früher zugesendeten entworfen waren, und mit einem Briefe an den großen Khan der Tartarei. Am 9. erblickte er die Canarischen Inseln, auf denen er drei Wochen lang durch die Verproviantirung und Ausbesserung seiner Schiffe festgehalten wurde. Am 6. September segelte er wieder ab und entging glücklich einigen von der portugiesischen Regierung abgesendeten Schiffen, die ihn abfangen sollten. Von nun an steuerte er grade nach Westen. Nichts Merkwürdiges begegnete ihm bis zum Abend des 13. Septembers, wo er mit Erstaunen bemerkte, daß die Magnetnadel, die am Tage zuvor noch genau nach Norden gezeigt hatte, um einen halben Grad nach Westen abwich, welche Wirkung immer schärfer hervortrat, je weiter die Expedition vorrückte. Er befand sich nun außer dem Geleise aller früheren Seefahrer und ohne einen andern sichern Führer als die Sterne; überall war nichts als Himmel und Meer. Sonntag den 16. traf er einige schwimmende Wasserpflanzen an, welche während einiger Tage in solchem Maße zunahmen, daß das Segeln der Schiffe dadurch aufgehalten wurde. Am 19. flogen zwei Pelikane an Bord. Bis dahin hatte er Ostwind gehabt, aber am 20. September schlug dieser in Südwest um, und mehrere kleine Vögel ließen sich sehen. Jetzt aber wurde seine Mannschaft aufrührerisch und schalt laut auf König und Königin, daß sie „diesem unverschämten Italiener geglaubt hätten, der auf Kosten ihres Lebens einen großen Herrn aus sich machen wolle."

Am 25. September benachrichtigte ihn Pinzon, daß er Land zu sehen glaube; doch stellte sich heraus, daß es nur Wolken waren. Nur mit der größten Anstrengung hielt Columbus sein meuterisches Schiffsvolk im Zaume. Am 2. October bemerkte er, daß die Seegewächse von Osten nach Westen trieben. Da Pinzon von der „Pinta" aus einen Flug Papageien nach Südwesten hatte ziehen sehen, so wurde am 7. October der Curs geändert und er steuerte nun nach Westsüdwest — bisher war er in dem 26. Grade nördlicher Breite geblieben. Am Abend des 11. Octobers wurden die Anzeichen von nahem Lande so zuverlässig, daß er nach dem Abendgebet zur heiligen Jungfrau seine Mannschaft beglückwünschte und ihr Wachsamkeit anempfahl. Jetzt ging sein Lauf wieder grade nach Westen. Kurz vor Mitternacht sah Columbus von dem Vordercastell seines Schiffes aus ein in der Ferne sich bewegendes Licht und zwei Stunden später wurde ein Signalschuß auf der „Pinta" abgefeuert — ein Seemann, Namens Rodrigo de Triano, hatte „Land!" gerufen. Die Schiffe legten nun bei. Sobald der Tag dämmerte, stellte es sich heraus, daß es eine grünende Insel sei. Man sah nackende Indianer am Strande auf- und abgehen und die Schiffe beobachten. Am 12. October 1492 wurden mit Sonnenaufgang die Boote bemannt und bewaffnet, und Columbus war der erste Europäer, der seinen Fuß in die neue Tropenwelt setzte.

Die vorzüglichsten Resultate der Reise des Columbus waren: Erstens die Entdeckung der Linie ohne magnetische Abweichung, welche, wie wir sehen werden, schließlich zu der Umsegelung der Erde führte. Zweitens die Schiffbarkeit des Oceans im fernen Westen, woselbst, wie man früher annahm, die Seepflanzen keine unüberwindlichen Hindernisse bereiteten. Als die Schiffe von Palos absegelten, war der allgemeine Glaube, daß der äußerste Rand oder die Grenze der Erde da sei, wo der westliche Himmel auf der See ruht und wo Luft und Wolken, Nebel und Wasser sich mit einander vermischten. Diese Grenze könne aber nicht wirklich erreicht werden, denn lange bevor man dahin gelange, sei das Meer mit unentwirrbaren Gewächsen bedeckt, durch die kein Schiff hindurchdringen könne. Diese Sage hatte ihren Ursprung

in den Berichten abenteuernder Schiffer, welche durch die Gewalt der Stürme gegen die Sargasso-See hingetrieben worden waren und eine aus Seepflanzen bestehende Insel von mehrern Hundert Quadratmeilen Ausdehnung gesehen hatten — grüne im Ocean schwimmende Wiesen. Drittens, was den neuen Continent betrifft, so kannte Columbus die Natur seiner Entdeckung noch nicht; er starb in dem Glauben, daß es in der That ein Theil von Asien sei; Americus Vespucius befand sich in demselben Irrthum. Ihre unmittelbaren Nachfolger muthmaßten, daß Mexico das chinesische Quinsay des Marco Polo sei. Man darf behaupten, daß der in Bezug auf Columbus oft wiederholte Ausspruch: „Der Name Amerika ist ein Denkmal menschlicher Ungerechtigkeit;“ nicht richtig ist, denn wäre der wahre Stand der Sache dem Columbus bekannt gewesen, so würde der Erfolg für ihn ohne Zweifel auch ein anderer gewesen sein. Der Name Amerika kommt zuerst in einer Ausgabe von Ptolemäus' Geographie vor auf einer Karte von Hylacomylus.

Zwei Resultate von großem Interesse folgten dieser glücklich ausgeführten Reise: die erste war die Vernichtung der kirchenväterlichen Geographie, die zweite war die aus dem Fluge der Pinzon'schen Papageien gezogene Annahme, daß die Erde umsegelt, also rund sei. Wiewohl der Schluß, daß man Indien erreicht habe, wie wir wissen, nicht mit den Thatsachen stimmte, so ward doch von allen Seiten zugegeben, die alte Doctrin sei umgestürzt und der Admiral habe Asien durch Segeln nach Westen erreicht. Diese Annahme schloß nothwendigerweise die kugelförmige Gestalt der Erde in sich. Man hat richtig gesagt, daß dem zu rechter Zeit beobachteten Flug jener Papageien, in Folge dessen der Curs geändert wurde, die Ausbreitung des Christenthums in der neuen Welt zu danken ist.

Die Entdeckung Amerika's durch Leif, den Sohn Erich's des Rothen, im Jahre 1000, kann den Ruhm des Columbus nicht schmälern. Die wandernden Scandinavier hatten die Küsten Amerika's zuerst in der Nähe von Nantucket erreicht und der Gegend von Boston bis zum südlichen New-York den Namen Winland gegeben. Aber das Andenken an diese Reisen scheint zu Columbus' Zeit gänzlich in Vergessenheit gekommen zu sein oder das Land wurde mit Grönland verwechselt, welchem Nicolaus V. im Jahre 1448 einen Bischof verliehen hatte. Wären diese Ueberlieferungen Columbus bekannt gewesen, oder von ihm berücksichtigt worden, so hätte er gewiß seine Schiffe weiter nach Norden gesteuert.

Unmittelbar nach Columbus' Rückkehr am 15. März 1493 schickten der König und die Königin von Spanien einen Gesandten an Papst Alexander VI. behufs der Sicherung ihrer Rechte auf die neuen Länder nach demselben Princip, nach welchem Martin V. früher dem König von Portugal den Besitz aller Länder gegeben hatte, welche er zwischen Cap Bojador und Ostindien entdecken würde, mit vollem Ablaß für die Seelen derjenigen, welche bei der Eroberung umkommen würden. Der päpstliche Erlaß war hauptsächlich auf den Grundsatz gegründet, daß Heiden und Ungläubige keinen gesetzlichen Anspruch auf ihr Land und Eigenthum hätten, sondern daß die Kinder Gottes es ihnen mit vollem Rechte wegnehmen dürften. Die Bulle, welche erlassen wurde, datirt vom Mai 1493. Ihre Tendenz geht dahin, daß alle Länder unter der Sonne der päpstlichen Disposition unterworfen sind. Sie gibt Spanien aus der Fülle der päpstlichen Machtvollkommenheit alle Länder westlich und südlich einer hundert Leguas weit von den Azoren gezogenen Linie vom Nordpol zum Südpol. Die Schenkung umfaßt kraft der Autorisation des allmächtigen Gottes Alles, was gegen Indien zu gelegen ist, vorbehaltlich etwaiger bereits bestehender Rechte christlicher Fürsten. Sie verbietet unter Strafe der Excommunication allen Andern den Handel nach jener Richtung hin und droht mit dem Zorn des allmächtigen Gottes und seiner heiligen Apostel Peter und Paul. Sie verfügt, daß die barbarischen Völker unterworfen und keine Mühe gescheut werden solle, die Indianer zum Christenthum zu bekehren.

Die Hindernisse, welche die Kirchenvätergeographie dem Aufsuchen des Seewegs entgegengestellt hatte, waren jetzt gänzlich beseitigt, dagegen verleitete die Ethnologie der Kirchenväter zu einem furchtbaren Trauerspiel. Mit einer Naivität, die über alle physische Unmöglichkeit und alle socialen Schwierigkeiten hinwegsah, war es nämlich Gebrauch gewesen, die Herkunft der Völkerschaften auf die Legendenhelden der Mythologie oder auf die Patriarchen der heiligen Schrift zu beziehen. Die Franzosen waren die Nachkommen des

Francus, des Sohnes des Hektor; die Briten stammten von Brutus, dem Sohne des Aeneas; die Abstammung der sächsischen Könige ging bis zu Adam hinauf; und man muß erstaunen, daß die gewissenhaften spanischen Chronisten nicht weiter hinaufstiegen als bis zu Tubal, dem Enkel Noah's. Die alte Welt, Asien, Afrika und Europa war unter die Söhne Noah's, Sem, Ham und Japhet vertheilt; von diesen datirten diese Völker der einzelnen Continente ihre Herkunft, und alle Welt war auf diese Weise in Familienverwandtschaft gebracht, indem Alle gleichmäßig für Abkömmlinge Adam's galten und Alle gleichmäßig an seinem Sündenfalle Theil hatten. So lange man nun noch der Ansicht war, daß das von Columbus entdeckte Land ein Theil von Asien sei, gab es weiter keine Schwierigkeit, als aber die wahre Lage und die wirklichen Verhältnisse Amerika's entdeckt waren, daß es nämlich durch eine Wasserwüste von vielen Tausend Meilen Ausdehnung von Asien getrennt war, wie stand es da mit den neuen Ankömmlingen, die nun plötzlich auf die Bühne traten? Die Stimme der Kirchenväter war allgemein gegen die Möglichkeit ihrer Abstammung von Adam; St. Augustin z. B. hat die kugelförmige Gestalt der Erde und die Existenz von Antipoden verneint, denn es war unmöglich, daß es Völker gebe, für welche die andere Seite der Erde bestimmt sein könnte, ohne daß sie in der heiligen Schrift erwähnt seien. Die Sucht nach Gold war übrigens nur zu sehr bereit, solche Schlüsse für sich auszubeuten und die Spanier gingen mit einer erschreckenden Grausamkeit gegen diese Unglücklichen vor, gleich als ob sie nicht zu dem menschlichen Geschlechte gehörten. Uebrigens war ihnen ihr Land und Eigenthum durch apostolische Autorität abgesprochen. Man bemächtigte sich ihrer Person unter dem Vorwande, daß die Heiden und die äußersten Enden der Erde den Spaniern als Erbschaft zum Besitz gegeben seien. Es folgten unsägliche Gewaltthätigkeiten, eine unbeschreibliche Vernichtung ohne Ansehen des Geschlechts. In Mexico und Peru wurde eine Civilisation, welche für Europa hätte lehrreich sein können, erstickt.

Die Entdeckung Amerika's bewegte Europa in seinen tiefsten Grundvesten. Alle Classen der Gesellschaft waren davon betroffen. Eine ungeheure Sucht nach Gold und Abenteuern bemächtigte sich auf einmal der Völkerschaften. Wohl mochte Pomponatius*) in Rom während des Processes wegen seiner philosophischen Ansichten Freudenthränen vergießen, als die Nachricht von dem großen Ereigniß ihn erreichte; wohl mochte Leo X. einige Jahre später bis spät in die Nacht hinein aufsitzen und seiner Schwester und den Cardinälen die „Oceanica" von Anghiera vorlesen!

Wenn dem Columbus der ursprüngliche Versuch, Indien durch Segeln nach Westen zu erreichen, mißlang, so hatte Vasco de Gama darin Erfolg, indem er nach Süden segelte. Er umschiffte das Cap der guten Hoffnung und nahm den Weg der Schiffe des Pharao Neco wieder auf, welcher dasselbe Unternehmen zweitausend Jahre früher ausgeführt hatte. Der Portugiese war zu einer Untersuchung der afrikanischen Küste lange durch die Bulle Martin's V. verpflichtet, welche die Möglichkeit der Erreichung Indiens durch die Umschiffung Afrika's anerkannte. Es ist ein komisches Beispiel von contractlich zu machenden wissenschaftlichen Entdeckungen, daß König Alphons mit Ferdinand Gomez aus Lissabon eine Verabredung traf über die Erforschung der afrikanischen Küste, wobei ausgemacht wurde, daß er jährlich nicht weniger als dreihundert Meilen entdecken müsse und daß der Ausgangspunkt Sierra Leone sein solle.

Wir haben gesehen, daß der Glaube an die Unbeweglichkeit der magnetischen Linie ohne Abweichung den Papst Alexander VI. dazu verleitet hatte, eine ewige Grenze zwischen den spanischen und portugiesischen Besitzungen und Entdeckungsfeldern zu ziehen. Diese Linie betrachtete er als die natürliche Scheide der östlichen und westlichen Halbkugel. Eine genaue Bestimmung der Länge war daher sowohl eine nationale, als eine nautische Frage. Columbus hatte sich bei seiner Entdeckung auf astronomische Beobachtungen verlassen; in einer spätern Periode schlug Gilbert vor, die Frage wegen der Abweichung der Magnetnadel durch magnetische Beobachtungen zu entscheiden. Die Abweichung selbst konnte nicht nach der allgemein angenomme-

*) Pomponatius, auch Pomponius Lätus genannt, eigentlich Pietro Pomponazzi, lehrte im fünfzehnten Jahrhundert zu Padua und Bologna und suchte die Philosophie von der Autorität der Kirche zu befreien.

nen Doctrin, daß der Magnetismus ein aus dem Schwanze des kleinen Bären ausgehender Ausfluß sei, erklärt werden, sondern wurde wissenschaftlich, wiewohl fehlerhaft erläutert durch Gilbert's Annahme, daß die Erdsubstanz anziehend sei und eine Magnetnadel, die sich einem Continent nähert, gegen diesen sich neigen müsse und daß sie also mitten im Ocean, von Europa und Amerika zugleich angezogen, grade zwischen beiden zeigen werde.

Pedro de Covilho hatte dem König Johann II. von Cairo aus durch zwei Juden, Rabbi Abraham und Rabbi Joseph, die Nachricht gesendet, daß es ein Südcap von Afrika gebe, welches umschifft werden könne. Sie brachten auch eine arabische Karte der afrikanischen Küste mit. Dies war um die Zeit, wo Bartholomäus Diaz das Cap in zwei kleinen Pinassen zu je fünfzig Tonnen erreicht hatte. Er segelte im August 1486 ab und kehrte im December 1487 mit einem Bericht über seine Entdeckung zurück. Covilho hatte von arabischen Schiffern, welche mit der östlichen Küste vollkommen vertraut waren, erfahren, daß diese häufig im Süden Afrika's gewesen seien und daß es nicht schwer sein könne, diesen Continent zu umschiffen.

Eine Reise nach Süden ist immer reicher an Wundern als eine nach Westen. Der gewohnte Himmel versinkt und neue Sterne kommen des Nachts zum Vorschein. Vasco de Gama segelte am 9. Juli 1497 mit drei Schiffen und hundertundsechzig Mann ab, und führte die arabische Karte mit sich. König Johann hatte seine Physiker Roderigo und Joseph beauftragt, zu versuchen, was sie auf astronomischem Wege zum Gebrauche bei diesem Unternehmen beitragen könnten und sie richteten den Winkelmesser zum Seegebrauch zu und construirten Tabellen. Dies waren die nämlichen Gelehrten, die ihm gesagt hatten, daß Columbus in der Erreichung Indiens jedenfalls Erfolg haben werde und ihm gerathen hatten, eine heimliche Expedition abzuschicken, um ihm zuvorzukommen, was auch sogleich geschah, aber wegen Mangels an Muth seitens des Befehlshabers fehlschlug. Nachdem de Gama auf die gewöhnlichen Schwierigkeiten, stürmisches Wetter und meuterische Schiffsmannschaft, gestoßen war, glückte es ihm am 20. November, das Cap zu umschiffen. Am 1. März traf er sieben kleine arabische Schiffe und war erstaunt, als er sah, daß diese Compaß, Quadranten und Seekarten besaßen und in manche Seefahrergeheimnisse eingeweiht waren. Mit Freude erblickte er einige Zeit später die nördlichen Sterne wieder, die er so lange nicht gesehen. Er segelte nun nach Nordosten weiter und erreichte am 19. Mai 1498 Calicut an der Küste von Malabar.

Die Folgen dieser Reise waren im höchsten Grade wichtig. Die Handelsbeziehungen Europa's wurden vollständig verändert; Venedig verlor seine Herrschaft über den Handel; dem Hasse Genua's war Genugthuung gegeben; der Reichthum verschwand aus den italischen Städten; Egypten, das früher einen großen Vortheil in seiner Lage als bestem Zugang zu Indien besaß, verlor seine Stellung; die Handelsmonopole, die so lange in der Hand der europäischen Juden gewesen waren, wurden vernichtet. Die Entdeckung Amerika's und der Seeweg um das Cap waren die ersten Schritte zu dem ungeheuern Aufschwung in der Schiffahrt, der sich bald darauf im Westen Europa's zeigte. Und da ein günstiger Betrieb des Handels immer eine Vermehrung der Bevölkerung und eine Concentration von Reichthum erzeugt und überdies einen Aufschwung der intellectuellen Kräfte im Gefolge hat, so ließ es sich voraussehen, daß die drei Mittelpunkte derselben, die Volksmenge, der Reichthum und die Intelligenz, nach Westen rücken würden. Die britischen Inseln, bisher in einer abgesonderten und entfernten Lage, wurden mit einem Male in den Vordergrund der neuen Bewegung gestellt.

Die Handelseifersucht zwischen Venedig und Genua ging nun auf Spanien und Portugal über. Die Umseglung der Erde verdankt ihren Ursprung einem Streite zwischen diesen Königreichen bezüglich der Molucken, von welchen man Muscatnüsse, Gewürznelken und Muscatblüthen bezog. Ferdinand Magellan war in Diensten des Königs von Portugal gewesen, aber da ihm ein Gesuch um einen halben Ducaten monatlicher Zulage zu seinem Gehalte abgeschlagen wurde, ging er in spanische Dienste in Gesellschaft eines gewissen Ruy Falero, eines seiner Freunde, welcher beim Volke im Rufe eines Beschwö-

rers oder Magiers stand, in der That aber beträchtliche astronomische Kenntnisse besaß und sich ganz der Entdeckung sicherer Mittel zur genauen Ortsbestimmung für Schiffe auf der See hingab. Magellan überredete die spanische Regierung, daß die Gewürzinseln erreicht werden könnten, wenn man nach Westen segele, während der Portugiese sie vorher durch Segeln nach Osten erreicht hatte, und daß, wenn dies ausgeführt sei, Spanien nach der Bulle Alexander's VI. eben so gut ein Recht darauf habe wie Portugal. Fünf Schiffe mit 237 Mann wurden ausgerüstet und am 10. August 1519 segelte Magellan von Sevilla ab, richtete seinen Lauf kühn nach Südwesten und durchschnitt den Atlantischen Ocean nicht in der Mitte, wie Columbus gethan, sondern durchsegelte ihn mehr nach der Länge, in der Hoffnung, eine Spalte oder Durchfahrt im amerikanischen Continent zu finden, durch welche man in die große Südsee gelangen könnte. Siebzig Tage lang hielten Windstillen Magellan unter der Linie fest. Dann verlor er den Polarstern außer Sicht, aber muthig hielt er immer weiter dem Südpole zu. Er wäre in einem Sturme beinahe gescheitert, „welcher nicht eher nachließ, als bis man die drei Feuer, das sogenannte St. Helenen-, Nikolas- und Clarusfeuer, auf dem Takelwerke spielen sah.“ In einem neuentdeckten Lande, dem der Befehlshaber den Namen Patagonien gab, fand er Riesen von „angenehmer Körpergestalt“ und in Felle gekleidet, von denen einer, ein recht unterhaltender und freundlicher Gesell, sich vor dem Anblick seines eigenen Gesichtes in einem Spiegel fürchtete. Wegen der ungeheuern Strecke Weges, welche sie bereits ohne Erfolg zurückgelegt hatten, brach unter der Mannschaft eine Meuterei aus, zu deren Unterdrückung die unbeugsamste Entschlossenheit seitens des Führers nothwendig war. Trotz seiner Wachsamkeit, desertirte ihm eins der Schiffe und kehrte nach Spanien zurück. Seine Beharrlichkeit und Entschlossenheit wurde endlich durch die Entdeckung der Straße belohnt, die er aus Anhänglichkeit an sein Schiff San Vittoria nannte, welche aber bald darauf von andern Seefahrern mit würdiger Dankbarkeit Magellansstraße umgetauft wurde. Am 28. November 1520, nach fünf Vierteljahren voll Kampfes, segelte Magellan aus der westlichen Mündung derselben heraus, erreichte die große Südsee, und vergoß Freudenthränen, wie Pigafetti, ein Augenzeuge, erzählt, als er die unermeßliche Fläche derselben erblickte — Thränen einer traurigen Freude, daß es Gott gefallen hatte, ihn endlich so weit zu bringen, wo er neue unbekannte Gefahren zu bestehen hatte. Die unendliche aber freundliche Wasserfläche bewundernd, gab er ihr den gefälligen Namen, den sie für immer tragen wird, den des Stillen Oceans. Während er noch den Eingang zu derselben suchte, fand er, daß im Monat October die Nächte nur vier Stunden lang waren und bemerkte auf seiner Fahrt, „daß der Südpol nicht einen hervorragenden Stern hatte, wie der Nordpol, sondern daß hier zwei Haufen kleiner Sterne seien, etwas dunkel in der Mitte, auch ein Kreuz von kleinen hellen Sternen und daß die träge gewordene Magnetnadel erst mittelst eines Stückchens Magnetstein abgelenkt werden mußte, bis sie wieder richtig zeigte.“

Nachdem nun der große Seefahrer den Wall des amerikanischen Continents auf diese Weise durchbrochen hatte, steuerte er nordwestlich und versuchte den Aequator zu gewinnen. Drei Monate und zwanzig Tage segelte er auf dem Stillen Ocean und nirgends sah er bewohntes Land. Er wurde durch Hungersnoth gezwungen, die Stücken Fell und Leder, mit denen sein Takelwerk hier und da zusammengebunden war, abzustreifen und im Meer einzuweichen, dann in heißes Wasser zu thun, um ein abscheuliges Nahrungsmittel daraus herzustellen; den Schiffsunrath zu essen und andere ekelhafte Stoffe; durch langes Stehen faul gewordenes Wasser zu trinken; und doch hielt er entschlossen seinen Curs fest, wiewohl seine Mannschaft fast täglich dahinstarb. Er berechnete, daß er auf dieser unermeßlichen See nicht weniger als 12,000 Meilen zurückgelegt habe.

In der ganzen Geschichte menschlicher Unternehmungen gibt es nichts, was diese Reise Magellan's übertrifft, wenn es wirklich etwas geben sollte, was ihr gleichzustellen wäre. Diejenige des Columbus tritt dagegen in den Schatten. Sie ist ein merkwürdiges Beispiel übermenschlichen Muthes, übermenschlicher Beharrlichkeit — ein Beispiel kalten Verstandes, der sich von seinem Vorsatze durch keine Schwierigkeiten, keine Leiden ablenken läßt, sondern unbeugsam seinem Ziele

zustrebt. Wohl konnten seine verzweifelten Seeleute zu dem Schlusse gelangen, daß sie sich in eine endlose Wasserwüste gewagt, ohne einen Zielpunkt vor ihnen und ohne Hoffnung auf Rückkehr. „Aber obgleich die Kirche der heiligen Schrift gemäß behauptet hatte, daß die Erde eine mächtige Ebene sei, begrenzt von dem weiten Meere, so stärkte sich Magellan doch bei der Betrachtung, daß bei den Mondfinsternissen der von der Erde geworfene Schatten rund sei; und wenn der Schatten rund ist, so schloß er, muß es auch der ihn erzeugende Körper sein.“ Es war ein starkes Herz, ein Herz mit dreifachem Erz umpanzert, welches so, einer solchen Autorität entgegen, aus einem Schatten eine unerschütterliche Ueberzeugung schöpfen konnte!

Solche unvergleichliche Entschlossenheit muß zuletzt ihre Belohnung finden. Magellan erreichte eine Inselgruppe im Norden des Aequators, die Ladronen. In wenigen Tagen erhielt er die Gewißheit, daß seine Anstrengungen Erfolg gehabt hatten: er traf auf Abenteurer von Sumatra. Aber obgleich er seine Aufgabe so großartig gelöst hatte, so war es ihm doch nicht vergönnt, die Umseglung der Erde zu vollenden. Auf einer Insel Namens Zebu oder Mutan, wurde er umgebracht; entweder, wie man verschiedentlich berichtet, bei einer Meuterei seiner Mannschaft, oder, wie diese aussagte, in einem Streite mit den Wilden, oder vielleicht hinterlistig durch Gift. „Der General,“ sagten Jene aus, „war ein sehr tapferer Mann und empfing seine Todeswunde in die Stirn; auch wollten die Wilden seinen Körper für kein noch so hohes Lösegeld herausgeben.“ Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er durch Verrath und Rache umkam, denn er war ein harter Mann und gewiß konnte kein Anderer als ein sehr harter Mann eine so kühne That zu Ende bringen. Kaum war dieser von ihnen gegangen, als seine Mannschaft inne ward, daß sie sich jetzt in der Nachbarschaft der Molucken befanden und daß der Zweck ihrer Reise somit erreicht war. Am Morgen des 8. Novembers 1521 fuhren sie, nachdem sie zwei Jahre und drei Monate auf dem Meere gewesen waren, mit Sonnenaufgang im Hafen von Tindore ein, dem vorzüglichsten auf den Gewürzinseln. Der König von Tindore beschwor auf den Koran ein Bündniß mit dem König von Spanien.

Wir brauchen nicht auf die wundervollen Gegenstände hinzudeuten — welche bald für Reisende im Indischen Archipel etwas Gewöhnliches werden sollten — woran sich die Augen der Entdecker weideten: Elephanten im Schmuck; Vasen und Gefäße aus Porcellan*); Paradiesvögel**), „welche nicht fliegen, sondern vom Winde dahingeblasen werden;“ unermeßliche Vorräthe der begehrtesten Gewürze, Muscatnüsse, Muscatblüthen und Gewürznelken. Und nun machten sie Anstalt, die Nachricht von ihren Erfolgen nach Spanien zurückzubringen. Der Lieutenant Magellan's, Sebastian de Elcano, richtete seinen Curs nach dem Cap der guten Hoffnung, wobei er wieder mit den furchtbarsten Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte. Von seinem geschwächten Schiffsvolke verlor er noch einundzwanzig Mann. Endlich umsegelte er das Cap; und am 7. September 1522 ging das brave Schiff San Vittoria unter seinem Befehle in dem Hafen von San Lucar bei Sevilla glücklich vor Anker. Es hatte die größte That in der Geschichte des Menschengeschlechts ausgeführt; es hatte die Erde umsegelt.

Magellan verlor sein Leben bei seiner Unternehmung, aber er machte dafür einen beneidenswerthen Tausch: doppelt unsterblich und dreimal glücklich! denn er prägte seinen Namen unverlöschlich auf der Erde und am Himmel ein, auf der Straße, welche die beiden großen Oceane verbindet, und auf den beiden Sternhaufen, die am südlichen Himmel gesehen werden. Sein Lieutenant Sebastian de Elcano empfing alle Ehren, welche ein König zu geben vermag. Unter allen Wappenschildern, welche für das Vollbringen einer großen und kühnen That jemals verliehen worden sind, ist seines das stolzeste und edelste — die Weltkugel umgürtet mit der Inschrift: Primus circum-

*) Das Porcellan wurde damals durch die Portugiesen von China und Japan, wo es seit langer Zeit im Gebrauch war, zum ersten Male nach Europa gebracht und erregte daselbst nicht geringe Bewunderung.

**) Da man anfänglich die schönen Bälge der Paradiesvögel, die seit alten Zeiten in Indien als Zierrath verwendet wurden, von den Eingeborenen mit abgeschnittenen Füßen erhielt, so entstand die Fabel, daß dieselben fußlos seien, ihr Leben in der Luft verbrächten und sich mit den langen Schwanzfedern an Baumästen aufhingen, wo sie, vom Winde geschaukelt, einige Augenblicke ruhten.

dedisti me! (Du warst der Erste, der mich umreiste.)

Wenn die Umschiffung der Erde durch Magellan nicht zu so glänzenden materiellen Resultaten führte wie die Entdeckung Amerika's und die Umschiffung des Caps, so war seine moralische Wirkung dagegen weit wichtiger. Columbus fand Widerstand bei seinen Bemühungen, die Mittel zu seiner Expedition zu finden, weil man ihr ihre irreligiöse Natur vorwarf. Unglücklicherweise hatte die Kirche, einen Trieb befriedigend, der ihr schon seit den Zeiten Constantin's eingepflanzt war, selbst behauptet, in allen philosophischen Fragen der letzte Schiedsrichter zu sein und hatte sich namentlich in derjenigen über die kugelförmige Gestalt der Erde grade gegen die letztere ausgesprochen. Unfehlbarkeit kann niemals sich selbst berichtigen, in der That, sie kann niemals Unrecht haben. Rom widerruft nicht und weicht, gleichviel, was die Folgen sein mögen, niemals zurück. So kam es, daß eine theologische Lehre — die Unfehlbarkeit — mit einem geographischen Problem vermischt wurde und dieses Problem, das einige Zeit in Fesseln gehalten werden konnte, eine entscheidende Lösung erhielt. So lange dasselbe in einer speculativen Stellung verblieb oder mit Mystificationen umgeben werden konnte, war es möglich, den wahren Stand der Sache selbst der intelligentesten Classe der Menschen zu verhüllen; nachdem aber die Umschiffung der Erde thatsächlich ausgeführt und Jedermann bekannt geworden war, war nichts mehr dagegen zu sagen. Es war nun gänzlich außer Gebrauch gekommen, die Autoritäten des St. Augustin, Lactantius oder andere Kirchenväter dafür anzuführen, daß die Lehre von der Kugelgestalt der Erde gottlos und ketzerisch sei. Hinfort war die Thatsache stark genug, alle Autorität zu überwältigen, welche sich nicht weiter geltend machen konnte, ohne sich selbst zu schaden. Es blieb nichts weiter übrig, als den Streit in Vergessenheit gerathen zu lassen, aber eben dies konnte nicht geschehen, ohne daß aufmerksame Beobachter zu der Ueberzeugung kamen, daß die Naturwissenschaft begonnen hatte, einen furchtbaren Vortheil über das Kirchenväterthum davonzutragen und die sichersten Anzeichen davon zu geben, daß sie binnen Kurzem ihren alten Gegner vernichten werde.

Die Größe der Thiere.

Von

Prof. Dr. C. Giebel.

Wer zum ersten Male einen Stoß- oder Backenzahn des vorweltlichen Mammuth sieht, erstaunt über die riesige Größe und malt sich sogleich einen furchtbaren Koloß als Besitzer desselben aus. Der Anblick einzelner Knochen des Skelets erweckt dieselbe staunende Bewunderung und beschäftigt in gleicher Weise die erregte Phantasie. Das ist ganz natürlich, denn wer kümmert sich eigentlich um andere Zähne als bloß die seinigen im eigenen Munde, wer um andere Knochen als um die im Hasen-, Schöpsen-, Schweine- und Rinderbraten auf den Tisch kommenden und mit all diesen verglichen sind allerdings die Zähne und Knochen der urweltlichen Mammuthe und Rhinoceroten kolossal massig. Nun hört man noch von wagenradgroßen Ammonshörnern, von ungeheuerlichen Sauriergestalten, von baumartigen Farren im Steinkohlengebirge und wer kann noch bestreiten, daß die Pflanzen und Thiere der Vorwelt durchweg von riesenhaftem Wuchs im Vergleich zu den gegenwärtig den Erdboden bevölkernden waren! Steht es nicht auch in Zimmermann's „Wundern der Urwelt“ und allen hochgepriesenen Wunderbüchern der Schöpfungsgeschichte, welche seit einer Reihe von Jahren schon den Wissensdurst stillen sollten? Indeß nicht bloß der Uneingeweihte läßt sich und zwar gern über die wahre Größe der vorweltlichen Thiere und Pflanzen täuschen, auch der Forscher selbst kann nur zu leicht irrige Resultate sogar aus der directen Vergleichung ziehen. Die Knochengerüste von Elephanten, Löwen, Hyänen, Bären u. s. w., welche schön gebleicht und friedlich neben einander in unsern anatomischen Sammlungen aufgestellt sind, rühren allermeist von Thieren her, die in Menagerien ihr kümmerliches geknechtetes Dasein endeten, sie waren weder völlig ausgewachsen noch wohl genährt, deshalb auch um ein merkliches kleiner wie die in freier Natur und Sorglosigkeit von eigener Jagd und auf üppiger Weide lebenden. Die Thiere der Vorwelt führten insgesammt ein völlig ungestörtes Naturleben und erreichten ihr normales Wachsthum, da der Mensch mit seiner thierfeindlichen und thierfreundlichen Cultur sie

weder beschränkte noch unterwarf. Vergleicht man nun Knochen solch üppiger Naturkinder der Vorwelt mit den entsprechenden unserer herabgekommenen Menagerieexemplare: so ist der Größenunterschied allerdings schon ein merklicher, aber keineswegs ein so bedeutender, daß wir die vorweltlichen nun gleich riesenhaft nennen dürften; er ist nicht größer wie zwischen dem abgetriebenen Gaule vor dem Sandkarren und dem stattlichen Cürassierpferde.

Die Größenbestimmung vorweltlicher Thiere läßt sich ferner aber auch nicht immer mit dem Zollstabe direct ermitteln, sondern muß gar oft aus vereinzelten Theilen des Knochengerüstes erschlossen werden. Weicht nun ein Thier, dessen Größe wir etwa bloß aus dem Schädel, einem Wirbel oder Beinknochen berechnen wollen, in seiner Organisation erheblich oder wenigstens eigenthümlich ab, dann fehlt uns der zuverlässige Maßstab und das Facit der Rechnung wird leicht falsch bis zum Ungeheuerlichen. Das diluviale Nashorn z. B., dessen Knochen in Europa und Sibirien überall und in großer Menge vorkommen, steht in seinem ganzen Bau dem gegenwärtig am Cap lebenden zweihörnigen Nashorn ungemein nah, aber der vorweltliche Schädel ist drei Fuß, der des heutigen nur zwei Fuß lang. Uebertragen wir nun dieses Verhältniß ohne Weiteres auf den ganzen Körper, dann wird allerdings das vorweltliche Rhinoceros ein riesiger Koloß gegen das lebende. Bei weiterer Vergleichung auch der Wirbel und Beinknochen beider Thiere in Natura verschwindet aber der Größenunterschied gänzlich, das vorweltliche erscheint im Rumpfe und auf den Beinen weder größer noch stärker als das heutige. Jenes auffallende Mißverhältniß im Schädel hat nämlich seinen Grund in der Größe und Schwere des Hornes auf der Nase, selbiges war bei dem vorweltlichen Rhinoceros ungleich größer als bei der lebenden Art, deshalb müssen selbstverständlich die Nasenbeine breiter und länger sein und um den dadurch viel mehr belasteten Kopf zu tragen, waren stärkere Muskeln und Bänder nöthig, die ihrerseits wieder eine Verlängerung und übergeneigte Stellung des Nackentheils am Schädel erforderten; weiter jedoch geht der Einfluß des größern Hornes nicht. — Ein anderes Beispiel noch schwierigerer Berechnung bieten uns die viel bewunderten Riesensaurier, das Iguanodon, der Megalosaurus und Hyläosaurus. Sie wurden anfangs auf 150, ja auf 200 Fuß Länge berechnet, so daß die kolossalsten Pottfische und Walfische des heutigen Weltmeeres wie kleine Kinder dagegen erscheinen. Man hatte zur ersten Berechnung vom Iguanodon nur Zähne und Beinknochen, letztere gleichen hinsichtlich ihrer Plumpheit und Massigkeit denen der Flußpferde und Rhinoceroten, die Zähne dagegen ähneln in der Form denen der heutigen Leguane, welche höchstens fünf Fuß Länge erreichen, wovon überdies mehr als die Hälfte auf den Schwanz kommt. Ihre Beinknochen nun mit denen der Iguanodonten der Vorwelt verglichen, ergibt für diese die ganz ungeheuerliche Größe von 150 bis 200 Fuß Körperlänge. Man wußte damals nicht, daß diese Riesensaurier einen von den lebenden Leguanen durchaus verschiedenen Echsentypus repräsentirten, daß sie schwere und hochbeinige Landsaurier sehr eigenthümlicher Organisation waren, deren Gliedmaßen in einem wesentlich andern Verhältniß zum Rumpfe standen wie bei den ungemein gewandt kletternden und kühn von Ast zu Ast springenden Leguanen. Als Richard Owen aber die Wirbel mit in die Berechnung aufnahm, da schrumpfte der 200 Fuß lange Riesensaurier auf die Dimensionen der heutigen Krokodile zusammen, d. h. er maß höchstens 28 Fuß Länge, wovon 3 Fuß auf den Schädel, 12 Fuß auf Hals und Rumpf und 13 Fuß auf den Schwanz kommen.

Durch solcherlei Irrthümer und durch den ersten falschen Eindruck fossiler Ueberreste auf den mit den Organisationsverhältnissen Unkundigen hat sich die Ansicht verbreitet, daß alle Geschöpfe der Urwelt, Pflanzen wie Thiere, viel größer als die der lebenden Schöpfung gewesen seien und blinder Glaube und Einbildungskraft beeiferten sich, diese Ansicht wahrhaft wundervoll auszuschmücken. Die sichere Methode der paläontologischen Forschung, deren Aufgabe es eben ist, aus den vereinzelten Fossilresten das eigenthümlich vielgestaltige und reiche Leben in frühern Schöpfungsepochen bis in alle Einzelheiten zu verfolgen, hat nun in den letzten Jahrzehnten alle Riesengestalten und alle ungeheuerlichen, grauen- und schreckenerregenden Geschöpfe, alle wunderlichen Phantasiegemälde gänzlich beseitigt und auf das Ueberzeugendste dargethan, daß die Pflanzen und Thiere der Vorwelt durchaus nach denselben Organisationsgesetzen gebildet waren, welche die heu-

tige Schöpfung beherrschen, daß sie in keiner Weise riesiger, ungeheuerlicher oder wunderbarer organisirt waren. Wer jetzt noch von einer üppigern schöpferischen Kraft der Erde in frühern Bildungsepochen, von Riesenthieren und Riesenpflanzen in der Vorwelt spricht, bekundet eine gänzliche Unkenntniß mit den Fortschritten der wissenschaftlichen Forschung, er faselt. Die Höhlenhyäne, der Höhlentiger und Bär, das Mammuth, der Riesenhirsch, Urstier, sie alle waren nicht größer als ihre gegenwärtig lebenden Nachfolger, ja kein einziges Thier der Urwelt erreichte die Dimensionen unserer heutigen Riesen des Oceanes, der Wal- und Pottfische, kein urweltlicher Saurier war länger als die heutigen Krokodile, kein Haifisch, kein Ammonit größer wie unsere Haien und dintenfischähnlichen Meeresbewohner.

Wir nennen allerdings einzelne Thiere der Vorwelt gradezu Riesen und sprechen von einem Riesenhirsch, von Riesenfaulthieren, Riesensauriern u. s. w., aber man deute diese Namen nicht falsch. Der Riesenhirsch hat nur ein riesiges Geweih, von Statur übertrifft er unser Elenn durchaus nicht. Die Riesenfaulthiere sind von Ochsengröße und mehr als rhinocerotischer Plumpheit, während die Faulthiere in den heutigen Urwäldern Südamerika's kaum über gewöhnliche Katzengröße erreichen, aber jene Riesen waren auch von wesentlich anderer Organisation und führten eine ganz andere Lebensweise wie die heutigen, sie waren keineswegs die Vorfahren dieser in dem Sinne, wie es das Mammuth vom Elephanten, die Höhlenhyäne von der heutigen gefleckten Hyäne ist, sie haben im Gegentheil mit unsern Faulthieren nur eine sehr geringe Verwandtschaft und müssen eben darum auch hinsichtlich ihrer Größe mit einem ganz andern Maßstabe gemessen werden. Das gleiche Verhältniß bieten die Dinosaurier oder Riesenechsen der jurassischen Schöpfungsepoche. Sie haben keine nähere Verwandtschaft mit den heutigen Eidechsen und Krokodilen, sondern sind völlig eigenthümliche Amphibiengestalten, welche die damals noch auf dem Erdboden fehlenden Elephanten, Flußpferde, Nashörner, Stiere und Pferde vertraten, darum sind sie schwerer gebaut und hochbeiniger als die heutigen Krokodile. So mit den Thieren und nicht anders mit den Pflanzen.

Der oberflächlichen Betrachtung mag es ganz zufällig erscheinen, daß Pott- und Walfische die erstaunliche Länge von nahe an hundert Fuß und die Mäuse, doch auch zu den Säugethieren gehörig, die winzige Größe von nur zwei Zoll erreichen, daß zwischen dem kleinsten Kolibri und dem riesigen Strauß die Entfernung nicht so groß ist wie zwischen jenen. Ist es aber wirklich bloß Laune oder Zufall der Natur, daß die Insecten und Spinnen allgemein so auffällig viel kleiner sind wie die Säugethiere und Vögel, daß die Erbauer und Bewohner der felsenbildenden Korallenstöcke gar noch kleiner und die Infusorien von unsichtbarer mikroskopischer Größe sind, oder unterliegt auch die körperliche Größe und Massenhaftigkeit wie alle Bildungsverhältnisse der organischen und anorganischen Welt bestimmten und strengen Gesetzen? Eine völlig befriedigende Antwort vermögen wir auf diese Frage nicht zu geben; allerdings gehorcht auch die Größe Gesetzen, aber welches sind diese Gesetze, worin und wodurch sind sie begründet, das hat die wissenschaftliche Forschung noch nicht ermitteln können. An Versuchen, dieses schwierige Räthsel zu lösen, fehlte es nicht und dieselben blieben auch nicht ohne erfreuliches Resultat, aber viel, sehr viel ist auf diesem Gebiete noch dem Scharfsinn und Nachdenken der Forscher vorbehalten. Einige der wichtigern und interessantern Beziehungen, welche eben beweisen, daß die schaffende Natur auch mit der Größe kein launenhaftes Spiel treibt, mögen hier im Allgemeinen angedeutet und dem denkenden Freunde der Natur zur weitern Erörterung empfohlen werden.

Bei den Säugethieren, deren Körperbau, Lebensweise, Verbreitung und natürliche Verwandtschaften, weil am vollständigsten bekannt, am leichtesten mit den schwankenden Dimensionen ihres Körperbaues in Beziehung gebracht werden können, liegen die Extreme der Größe und Massenhaftigkeit offenbar zwischen den Finnfischen und Pottfischen einerseits und den Spitz- und Nagemäusen andererseits. In keiner andern Thierclasse finden wir einen so gewaltigen Größenunterschied wieder. Jene freien Beherrscher des unbegrenzten Oceanes sind wohl an Tausend Mal länger und im Volumen um Millionen Mal bedeutender als die kleinen, heimlichen und durch ihre Geschäftigkeit doch überaus gefährlichen Wühler. Diese in der That bewundernswerthe Differenz fällt so ziemlich mit den Extremen der säugethierischen Orga-

nisation, mit der Dignität ihrer Entwicklungsstufen zusammen. Die Cetaceen mit vollkommener Fischgestalt ihres Körpers, ohne hintere Gliedmaßen, mit flossenförmigen vorderen und vielen andern Eigenthümlichkeiten ihrer Organisation sind bekanntlich die unvollkommensten, niedersten Säugethiere, die insectenfressenden Spitzmäuse dagegen als Bindeglied zwischen den typischen oder fleischfressenden Raubthieren und den Fledermäusen repräsentiren eine der höchsten Organisationsstufen. Diese Erscheinung verallgemeinernd können wir vorläufig den Satz aufstellen: die Körperdimensionen variiren um so weniger, je näher die Thiere in ihrer Organisation einander verwandt sind. Doch mögen noch einige Beispiele aus der Classe der Säugethiere dieses schnell gewonnene Resultat begründen.

Die grellsten Organisationsunterschiede unter den eigentlichen Affen bieten uns die Orangs, Uistitis und Paviane, alle drei bilden besondere, eigenthümliche Familien und weichen zugleich in der Größe am erheblichsten unter einander und von den zahlreichen übrigen, in der Größe auch mehr übereinstimmenden Gattungen ab. Ferner sondern sich die Fledermäuse in die zwei großen Familien der insectenfressenden und der pflanzenfressenden, darin liegt der größte Unterschied in ihrer Organisation, und er fällt wieder mit der erheblichsten Differenz in der Körpergröße zusammen, denn die Insectenfresser bleiben durchweg hinter den Pflanzenfressern in dieser Ordnung zurück. Die gestaltenreiche Gruppe der Raubthiere spielt mit ihrer Größe zwischen sehr entfernten Extremen: Spitzmaus, Tiger und Bär. Abermals sind die mit der Spitzmaus bezeichneten Insectenfresser die kleinsten, die Carnivoren und Omnivoren die größten. Von diesen drei Familien bieten die echten Raubthiere oder eigentlichen Fleischfresser wieder eine auffallende Größenverschiedenheit unter einander, deren Grenzen zwischen dem bengalischen Tiger und dem nicht minder tollkühnen und blutdürstigen Wiesel liegen. Aber hier auch nöthigen die durchgreifenden Eigenthümlichkeiten in der Organisation zur Aufstellung kleinerer Familien, in welchen von den Katzen durch die Hunde und Zibetthiere zu den marderartigen Raubthieren der Grad der Verwandtschaft und zugleich auch der Größe bezeichnet wird. Die auffallenden Größendifferenzen, welche nun weiter die Katzen, Hunde und die Marder unter einander, jeder dieser Typen in sich offenbart, scheint unsere Behauptung von der Verringerung der Größenunterschiede bei zunehmender Verwandtschaft zu widerlegen. Eine Widerlegung ist es jedoch nicht, nur eine Beschränkung, jene Raubthiere beweisen uns durch ihr abweichendes Verhältniß nur, daß die verwandtschaftlichen Beziehungen keineswegs allein die Grenzen der körperlichen Größe bestimmen, vielmehr noch andere Bedingungen auf dieselbe ihren Einfluß geltend machen, durch deren vielfaches Ineinandergreifen eben die Untersuchung auf diesem Gebiete überhaupt so ungemein erschwert wird. — Die Nagethiere, unter einander viel enger verwandt als die Raubthiere, bewegen auch ihre körperlichen Dimensionen innerhalb viel beschränkterer Grenzen. Dort waren Spitzmaus und Tiger die Extreme, hier die Zwergmaus und der Biber.

Nächst dem Grade der Verwandtschaft oder der Aehnlichkeit im innern Körperbau hat die Lebensweise der Thiere einen sehr auffallenden Einfluß auf die Größe. Es fällt schon bei der flüchtigsten Musterung der Säugethiere sogleich in die Augen, daß alle im Wasser lebenden größer sind, als die ihnen zunächst stehenden Landbewohner. Die Walfische und Pottfische, ganz ausschließlich für den Aufenthalt im Wasser bestimmt, sind zugleich die kolossalsten und riesigsten aller Säugethiere. Kein landbewohnender Fleischfresser kommt den wasserbewohnenden Räubern, den Seelöwen und Seeelephanten an Größe gleich. Die Abhängigkeit der Größe vom Elemente läßt sich sogar bis auf die einzelnen Gattungen und Arten hinab verfolgen. Die Ottern z. B. sind die Marder des Wassers und als solche insgesammt größer wie die Landmarder. Die überhaupt kleinen Nagethiere erheben sich mit ihren wenigen Wasserbewohnern, mit dem Biber und dem südamerikanischen Wasserschweine zu den riesigsten Dimensionen ihres Typus. Bei Letzterm, dem Wasserschwein oder Capybara, tritt die Differenz zwischen Wasser- und Landbewohner am grellsten hervor, denn die kleinen Meerschweinchen sind dessen nächste Familienmitglieder. Der unglücklich gewählte Name Meerschweinchen soll unbewußt diesen Unterschied ausgleichen, er bedeutet keineswegs ein im oder nur am Meere lebendes Schwein, sondern ein über das Meer zu uns gekommenes und wer diese possirlichen Thiere hält, weiß recht gut, daß sie nur in

einem ganz trocknen Stalle gedeihen und proletarierhaft sich vermehren. Das wäre ein Beleg für verschiedene Gattungen derselben Familie, für verschiedene Arten ein und derselben Gattung bestätigen uns die Bären dieses Gesetz, denn der Eisbär als Wasserbewohner übertrifft alle seine Vettern auf dem Festlande bedeutend an Größe. Das gleiche vom Lebenselemente abhängige Verhältniß zeigen eben so grell die verschiedenen Otter- und Spitzmausarten.

Weit zurück aber hinter den Land- und Wasserbewohnern bleiben die kletternden, flatternden und fliegenden Säugethiere. Die Fledermäuse, als die geschicktesten und ausdauerndsten Flieger, gehören selbst noch mit ihren riesigsten Gestalten zu den sehr kleinen Säugethieren und kein einziger Flatterer unter den Nagern und Beutelthieren erreicht die Größe der Hauskatze. Die geschickt kletternden Eichhörnchen sind Nagethiere von höchstens mittlerer Größe und ebenso gehen die kletternden Raubthiere nicht über mittlere Dimensionen ihres Gruppentypus hinaus.

Wir dürfen hiernach von der Statur der Säugethiere in Bezug auf ihren Aufenthalt das allgemeine Gesetz als giltig aufstellen, daß die Wasserbewohner durchweg die größten oder eigentlichen Riesen in weiterer und engerer Bedeutung, die fliegenden dagegen die kleinsten, die Landbewohner endlich von mittleren Dimensionen sind. Ihrer gesammten Organisation nach sind die Säugethiere aber auch für den Aufenthalt auf dem Lande bestimmt, das Schwimmen und Fliegen wurde ihnen offenbar nur gewaltsam aufgedrungen und änderte daher auch ihre Gestalt, ihre äußere Erscheinung ganz auffällig ab: nach der einen Seite im Wasser wahrhaft unanständige Größe bei fischförmiger Gestalt und Verkümmerung der Gliedmaßen, nach der andern ebenso übertriebene Kleinheit mit gleichsam monströser Vergrößerung der Bewegungsorgane.

Die auf den Verdauungsapparat zunächst, aber auch auf die ganze übrige Organisation bedeutungsvoll influirende Nahrung stellt sich gleichfalls in sehr innige Beziehung zur Körpergröße. Nach ihr sondern sich die Säugethiere bekanntlich in Fleisch- und Pflanzenfresser, letztere wieder in Kraut- und Grasfresser und in Frucht- und Wurzelfresser, erstere je nachdem sie kleines Gethier oder Wirbelthiere lieben, in Insectivoren oder Carnivoren. Mit Berücksichtigung der bereits besprochenen Bedingungen erreichen nun die typischen Grasfresser, also die Pferde, Wiederkäuer und Dickhäuter die riesigsten Dimensionen und kaum sinken einzelne von ihnen auf mittlere Säugethiergröße herab. Ihnen folgen die echten Fleisch- und die Fruchtfresser, für welche mittlere Statur die gewöhnliche ist, und nur einzelne klein werden. Die kleinsten unter allen sind die Insectenfresser (Halbaffen, Fledermäuse, Spitzmäuse, Maulwürfe, Beutelratzen), welche insgesammt unter der mittlern Säugethierstatur zurückbleiben. Der Grund dieses Verhältnisses liegt ebenso nah wie der des Aufenthaltes. Die Bewegung im Wasser ist die leichteste, weil dieses Element einen Theil des Körpergewichtes übernimmt, daher hier die größte Körpermasse mit den kleinsten Bewegungsapparaten ermöglicht werden konnte; die Luft als das leichteste Element erschwert in gleichem Grade die Bewegung, darum der kleinste und leichteste Körper mit den größten Bewegungsorganen. Bei der Nahrung ist es einmal die leichtere oder umständlichere Gewinnbarkeit und zweitens der größere oder geringere Nährstoff, welcher die Größe beeinflußt. Gras, Kraut, Laub wächst ja überall in unvertilgbarer Menge und ist auch ohne jegliche Mühe und Beschwerde, ohne List und Gewandtheit, ohne Gefahr und Kraftaufwand in jeder beliebigen Quantität zu beschaffen. Die größten Landbewohner wurden darum auf diese Nahrung angewiesen, bedurften zugleich aber auch eines sehr voluminösen Verdauungsapparates; die echten Fleischfresser halten sich nun wieder an die größten Pflanzenfresser, sie sind leicht gebaut, von nur mittler Größe, gewandt, kräftig und klug: Eigenschaften, deren Vereinigung in der Organisation der massenvertilgenden Grasfresser weder möglich noch nothwendig war, durch die allein aber die carnivoren Raubthiere vor Hungersnoth und Untergang geschützt werden konnten. Früchte und Wurzeln sind nicht bloß spärlicher und seltener, sondern auch umständlicher zu gewinnen als Gras und Kraut, zugleich enthalten sie mehr Nährstoff, darum erscheinen denn die auf sie angewiesenen Karpophagen und Rhizophagen in entsprechendem Grade kleiner, beweglicher, geschickter und haushälterischer als die plumpen Grasfresser. Die Insectenfresser endlich sind die kleinsten Säugethiere, weil sie auf die sehr kleinen und durchweg sehr wenig nahrhaften Insecten angewiesen sind, deren Her-

beischaffung trotz ihrer erstaunlichen Mengen doch Kraft und Gewandtheit erfordert.

Innerhalb der eben bezeichneten Gruppen schwanken freilich bei näherer Vergleichung die körperlichen Dimensionen wieder sehr beträchtlich: Giraffe und Kaninchen, Löwe und Wiesel, Orang-Utan und Flederhund, Ameisenbär und Spitzmaus! Auch auf die Riesen des Oceans, welche bekanntlich von kleinen Fischen und Weichthieren sich ernähren, scheint das Gesagte nicht recht zu passen. Es machen sich hier gleichzeitig verschiedene Bedingnisse geltend, bald herrscht der eine, bald der andere Einfluß bestimmend vor, bald aber mildert auch der eine den andern.

Weniger eng als Nahrung und Lebensweise ist mit der innern Organisation die Lage des Wohnortes verknüpft und doch stellt auch zu ihr die Körpergröße sich unverkennbar in ein abhängiges Verhältniß. Große Thiere verlangen umfangreiche Wohnplätze, kleine begnügen sich mit beschränkten. Daher werden sehr kleine, einzeln liegende Inseln, wenn überhaupt, stets nur von sehr kleinen und wenigen Säugethieren bewohnt. Große Säugethiere leben auf weit ausgedehnten Continenten und den unmittelbar dazu gehörigen großen Inseln. Der Ocean beherbergt die Riesen, kleine Meere, Seen und Flüsse dagegen nur kleine Säugethiere. In gleicher Weise bleiben die Bergbewohner immer erheblich hinter den Beherrschern weiter Ebenen zurück. Das kleine Lama z. B. ist nur für das Gebirge geschaffen und geht unrettbar zu Grunde, sobald es in die Ebene und an die tiefgelegene Meeresküste hinabgeführt wird. Sein nächster Verwandter, das Kamel, gehört ebenso ausschließlich der Ebene und Wüste und erstrebt demgemäß eine viel ansehnlichere Größe. Das Elenn übertrifft alle seine Verwandten an Größe, weil es auf tiefgelegene Waldungen angewiesen ist; die kleinsten hirschartigen Wiederkäuer sind die Moschusthiere, die kleinsten, weil muntern Bewohner des Hochgebirges in der unmittelbaren Nähe des ewigen Schnees.

Die Beziehung der Welttheile zur Körpergröße der Säugethiere fiel schon Buffon auf und er behauptete mit Recht, daß alle Bewohner der neuen Welt kleiner sind als ihre nächsten Verwandten in der alten Welt. Wie grell tritt aber auch dieser Unterschied hervor, wenn wir altweltliche Elephanten, Rhinoceroten, Kamele, Löwen, Tiger u. s. w. neben den amerikanischen Tapir, Lama, Jaguar u. s. w. stellen. Ja noch mehr, die von der alten Welt nach Amerika eingeführten Hausthiere: Pferde, Rinder, Schweine, Schafe verkümmern dort sehr leicht und erreichen ohne sorgliche Pflege nicht die körperliche Fülle wie in ihrer ursprünglichen Heimath. Zu Tausenden wandern die Menschen alljährlich aus Europa aus, weil der heimische Welttheil ihnen zu klein erscheint, und hoffen in dem ausgedehnten Amerika groß und reich zu werden. Aber viele, sehr viele verkümmern dort gänzlich und nur eine kleine Zahl vergrößert sich auf Kosten der zahllos Verkleinerten und Verkümmerten. Die Auswanderer kennen das einfache und strenge Naturgesetz nicht und haben meist auch keine Kraft und Energie, sich über dasselbe zu erheben, sie beharren vielmehr auf dem entschieden antediluvianischen Standpunkte. Früher nämlich, als noch nicht die gewaltige Diluvialkatastrophe die gegenwärtige Ordnung der Dinge eingeleitet hatte, zeichnete sich allerdings Amerika mit seinen riesigen Mastodonten, seinen kolossalen Faulthieren und massigen Gürtelthieren sehr vortheilhaft aus, ähnlich auch Neuholland durch seine giraffenhohen Kängurus. Aber diese Herrlichkeit und Größe ist längst dahin; seit der Mensch die Erde beherrscht, sind die Gesetze der Verbreitung andere geworden.

Amerika bildet zwei Welttheile, einen nördlichen und einen südlichen, isolirt von der ungeheuren Continentalmasse der alten Welt, welche in Europa, Asien und Afrika ein zusammenhängendes Ganze darstellt. Darin liegt der Grund der gegenwärtigen Verkleinerung der amerikanischen Thiere. Auch Neuholland, der am meisten isolirte und kleinste Continent, bestätigt diese Erscheinung, denn er besitzt nur kleine und sehr kleine Säugethiere: Mäuse, Ratten, Fledermäuse, und das Känguru ist sein riesigster Bewohner. Dieser Einfluß der Continente auf die Statur erläutert zugleich deren Beziehung zur nördlichen und südlichen Erdhälfte. Nehmen wir nämlich die dem Aequator zunächst gelegenen großen Inseln, Java, Sumatra, Borneo, zur nördlichen Hälfte hinüber, so besitzt diese die meisten und größten Säugethiere im Verhältniß zur südlichen Halbkugel, welche auch den geringern Theil des gesammten Festlandes liefert.

Endlich erscheint noch das Klima in seinen verschiedenen Abstufungen vom Aequator bis zu den Polen als ein sehr wichtiger Factor

bei der Größenbestimmung. Die fliegenden und kletternden Säugethiere, nicht minder die insecten- und fruchtfressenden haben allgemein ihre größten, riesigsten Repräsentanten in die Tropen verwiesen, diesseits der Wendekreise nimmt überall ihre Größe merklich ab und in der kalten Zone verkümmern sie bald gänzlich. Selbigem Gesetze unterliegen im Allgemeinen auch die Gras- und Fleischfresser, denn Elephanten, Rhinoceroten, Giraffen, Löwen und Tiger gehören den wärmern und milden gemäßigten Ländern an. Nur einzelne Familien machen hiervon sehr auffallende Ausnahmen. Wölfe, Füchse, Hirsche, z. B. vergrößern sich von den Tropen zur kalten Zone hin; Renn- und Elenn übertreffen den südlichen Damhirsch, der Eisbär des hohen Nordens seine Vettern in der warmen Zone. Die extremen Erdgürtel beanspruchen also auch die extremen Formen der Säugethiere, die zwischenliegende gemäßigte Zone besitzt, weder für größere noch für kleinere Gruppen, von keiner Familie oder Gattung die größten oder kleinsten Repräsentanten, wenn nämlich gleichzeitig die Verbreitung über alle drei Zonen sich erstreckt.

In frühern Schöpfungsepochen galt dieses Gesetz noch nicht. Mammuth und Nashorn gingen ja während der Diluvialepoche vom Aequator bis zum Eismeere hinauf, waren in Europa so gut wie in Amerika heimisch; Tiger und Hyänen bevölkerten die gemäßigte Zone, Höhlenbären von den Dimensionen der größten Eisbären, starke gefräßige Höhlenwölfe, Elennthiere und Riesenhirsche nährte das mittlere Europa in großer Menge. Alle klimatischen Gesetze der geographischen Verbreitung scheinen damals auf den Kopf gestellt zu sein und man sucht sich durch die Annahme eines vom Aequator bis zu den Polen gleichmäßig warmen Klima's aus dieser Verlegenheit zu retten. Wie völlig unbegründet aber eine solche Klimatheorie ist, darüber habe ich mich ausführlich in meinen „Tagesfragen aus der Naturgeschichte (3. Aufl. Berlin 1859)" verbreitet und verweise den Leser darauf.

Wie weit gelten nun die hier angedeuteten Größengesetze der Säugethiere für die übrigen Thiere?

Jene Größenextreme zwischen der kleinsten Maus und dem riesigsten Wale sind entfernter von einander, als wir sie in irgend einer andern Thierclasse wiederfinden. Der Kolibri und Strauß, die kleinste Eidechse und das größte Krokodil liegen bei Weitem nicht so fern von einander, vom Goliath- und Herkuleskäfer bis zur winzigsten Blattlaus ist der Abstand lange nicht so groß. Spinnen und Würmer, Strahlthiere, Polypen und Infusorien bewegen sich innerhalb noch engerer Grenzen. Daher dürfen wir die Behauptung aussprechen, daß die Extreme der Körpergröße und des Körpervolumens mit der Vollkommenheit der Thierclasse sich weiter und weiter von einander entfernen.

Die absolut größten Dimensionen, welche in den einzelnen Thierclassen erreicht werden, scheinen gleichfalls von dem Grade der organischen Dignität oder der zunehmenden Vollkommenheit abhängig zu sein. Die Landsäugethiere repräsentiren in den Mastodonten, Elephanten, Megatherien, Giraffen Größen und Massen, welche keine andere Thierclasse in ihren Landbewohnern aufzuweisen hat; Strauß, Krokodil und Elephantenschildkröte können sich nicht mit ihnen messen. Unter den Walthieren ziehen einzelne ihren Körper bis nahezu 100 Fuß Länge aus und schwellen zu einer entsprechenden Dicke auf. Kein Vogel, kein Riesensaurier der Vorwelt repräsentirt eine nur annähernde Massenhaftigkeit. Die größten Fische, der menschenfressende Hay und der riesige Sägefisch schwimmen wie Zwerge und Kinder, allerdings mit mannhaftem Muthe und unerschrockener Kampfeslust, neben den kolossalen Walthieren oder Cetaceen dahin. Die nächst größten Wasserbewohner, die wir noch zur Vergleichung ziehen können, sind die Mollusken. Ihre Riesen, von sechs, acht, höchstens zwölf Fuß Länge bleiben wieder weit hinter den eben erwähnten Fischen zurück, in gleichem Grade die Quallen hinter jenen Cephalopoden und die Polypen und Infusorien kommen bei ihrer Kleinheit hier gar nicht in Betracht.

Die fliegenden Thiere haben im Strauß und dem ausgestorbenen Dinornis auf Madagascar ihre Riesen, in diesen aber auch bereits das Maß ihrer normalen Größe weit überschritten und dafür das Flugvermögen, ihr wesentlichstes Classenorgan, eingebüßt. Wie im Allgemeinen die Vögel noch nicht die mittlere Massenhaftigkeit der Säugethiere haben, so erreichen die abermals und viel unvollkommener organisirten Insecten selbst in ihrem Herkules und Goliath noch lange nicht die mittlere Größe der Vögel. Aber was all diesen an Massenhaftigkeit im Einzelnen abgeht, das ersetzen sie durch Menge

und Anzahl. Wenn wir von den Säugethieren behaupten durften, daß die Wasserbewohner stets die größern seien: so finden wir dies in den übrigen Thierclassen nicht allgemein, wenigstens nicht so auffallend und entschieden bestätigt. Unter den Vögeln sowohl als den Insecten, die beide die eigentlichen Luftthiere sind, zeigen sich die wiederholt erwähnten Riesen sogar wasserscheu, an das Festland gebunden, auch die Spinnen haben nur kleine Vertreter in das Wasser geschickt. Die Amphibien und Krebse leben im Wasser und zu Lande zugleich, gestatten also streng genommen keine Parallele. Unter den Schnecken dagegen haben die Landbewohner wieder nur geringe Größe, im Verhältniß zu ihren zahlreichen Genossen im Meere, auch die Süßwasserschnecken sind nur klein. Bei weiterer Vergleichung in den einzelnen Thierclassen läßt sich jedoch gar nicht verkennen, daß die Wasservögel wieder durchschnittlich große und voluminöse Vögel sind, daß die Meeresschildkröten im Allgemeinen größer als die klumpfüßigen Landschildkröten, die viel im Wasser lebenden Krokodile die riesigsten aller Saurier sind, daß also auf die Wirbelthierclassen überhaupt das für die Säugethiere giltige Gesetz allgemeine Anwendung hat.

Die Nahrung betreffend sind fast überall die Insectenfresser die kleinsten, die Fleischfresser viel größer, die Frucht- und Grasfresser die riesigsten. Auch Berg und Ebene, warme, gemäßigte und kalte Zone, das Verhältniß zur alten und neuen Welt verräth durch alle Thierclassen hindurch dieselbe engere Beziehung zur körperlichen Größe, wie wir es bei den Säugethieren andeuteten.

Endlich fanden wir unter den Säugethieren eine Abnahme der Größendifferenz bei einer Steigerung des verwandtschaftlichen Verhältnisses. Für die übrigen Thierclassen gilt aber das Gegentheil, d. h. je unvollkommener die Classe, desto schwankender und unbestimmter die Größe. Bei den Vögeln geben die Falken, Eulen und Hühner einen Beleg hierzu, unter den Amphibien die Eidechsen, Frösche und Kröten, unter den Fischen die Karpfen; überall treffen wir hier in derselben Familie die Dimensionsverhältnisse der Gattungen und eben so auffallend die der Arten einer Gattung viel veränderlicher wie bei den Säugethieren. Bei den Mollusken oder Schnecken und Muscheln ist die Unbestimmtheit noch größer, der Abstand zwischen der kleinsten und größten Helix schon ungeheuer, die fossilen Ammoniten spielen zwischen Linien- und Wagenradgröße. Dieser Erscheinung geht eine andere parallel, nämlich die Entwicklung der Individuen, welche in gleichem Maße unbestimmter wird. In manchen Teichen und Flüssen wird z. B. der Hecht nicht über zwei Fuß lang, in andern aber sechs bis acht Fuß und steigert sein Gewicht auf dreißig bis vierzig Pfund. Die gewöhnliche Größe des Karpfens schwankt zwischen ein und zwei Fuß, einzelne aber erreichen bis vier Fuß und vierzig Pfund Gewicht und noch mehr. Goldkarpfen blieben elf Jahre hindurch in einer kleinen Glasglocke nur anderthalb Zoll lang und als sie darauf in ein großes Becken gesetzt wurden, wuchsen sie in zehn Monaten auf die dreifache Größe heran. Ebenso auffallende Beispiele liefern die Muscheln und Schnecken, aber nicht einmal annähernde die Vögel und Säugethiere.

Andere Bedingnisse als die hier angedeuteten kommen bei der Veränderlichkeit der Größe der Hausthiere und der Beharrlichkeit bei Katzen, Frettchen, Rennthier, bei der veränderlichen Natur der Menschenrassen und Individuen zur Geltung. Doch die Schwierigkeiten der Untersuchung häufen sich hier mehr und mehr und um nicht in bloß hypothetischen Betrachtungen umherzuirren, oder in speciell physiologische Forschungen einzubringen, nehme ich hier Abschied vom Leser.

Literarisches.

Die französische Revolution und das Kaiserthum Napoleon's I. Von Dr. L. Stade. Oldenburg, bei G. Stalling. 1860.

Der Verfasser hat sich bereits vortheilhaft bekannt gemacht durch seine Erzählungen aus der Geschichte in biographischer Form. Er macht keinen Anspruch auf eigene besondere Forschung: er hat sich die Aufgabe gestellt, in einem Bande den gesammten Zeitraum von 1789 bis 1815 in frischer und lebendiger Darstellung zu behandeln, und zwar so, daß zunächst sein Buch den Schülern oberer Classen der höhern Schulen eine geeignete Lectüre biete. Wir glauben, daß dieser Zweck als vollkommen erreicht betrachtet werden dürfe, und daß das Buch sowohl zum Selbstunterricht strebsamer Schüler, als auch für das größere Publicum ein sehr geeignetes sei.



Ein Prügelfräulein.

Erzählung

von J. D. H. Temme.

In dem glänzenden Hotel der Gräfin Werben wurde eine Hochzeit gefeiert.

Die höchste Gesellschaft der Residenz war versammelt.

Unter den Gästen war eine Königin.

Es war eine der schönsten, geistvollsten und liebenswürdigsten Königinnen, die jemals einen Thron geziert haben!

Die Gräfin Werben stritt mit ihr um den Preis der Schönheit, des Geistes, der Liebenswürdigkeit.

Die Gräfin Werben war Wittwe. Ihr verstorbener Gemahl war ein alter, braver General gewesen.

Sie war noch jung; sie zählte grade siebenzehn und ein halbes Jahr.

Sie war reich; ihr verstorbener Gemahl war der reichste Edelmann des Landes gewesen und er hatte ihr sein ganzes Vermögen hinterlassen.

Sie war die Braut, deren Hochzeit gefeiert wurde.

Während der Geistliche ihren Bund einsegnet, erzähle ich die Geschichte dieses Bundes.

Aber nicht ganz zu Nutz und Frommen der schönen Leserinnen, die noch keine siebenzehn und ein halbes Jahr zählen. Und doch — wir werden ja sehen. —

In ihrem stolzen königlichen Schlosse lebte eine hohe königliche Prinzessin.

Sie war jung und schön und lieb und lebhaft. Wer sie kannte, liebte sie und freute sich, daß sie so reich war an Schönheit und an Vorzügen des Geistes und des Herzens und an Glück und an Glanz.

War sie auch reich an Glück?

Sie hatte ja Alles, was sie wünschte, was sie wünschen konnte. Und sie konnte Alles wünschen; sie war der Liebling ihres Vaters, der Abgott des Hofes.

Und doch fehlte ihr so Manches, und grade das, was sie am Meisten wünschte, was sie auf der Welt am liebsten gehabt hätte, das hatte sie nicht, das sollte sie nicht haben.

Freilich, was dem Menschen fehlt, was er nicht haben soll, das möchte er immer am liebsten haben.

Sie wünschte sich aber nur so Weniges, und auch das nicht einmal konnte sie bekommen. Jedes Bürgermädchen der Residenz konnte es haben und hatte es. Sie allein hatte es nicht und sollte und konnte es nicht haben, die hohe vornehme Prinzessin, die Lieblingstochter des Königs.

Wenn die Sonne hell und klar am Himmel stand und warm und freundlich herniederschien auf Häuser und Bäume, auf die Straßen und auf die Menschen, besonders an einem Sonntag Morgen nach der Kirche, dann war die schöne Prinzessin Elise so recht arm und so recht unglücklich.

Sie saß dann in ihrem prunkenden Gemach, an dem hohen Fenster unter den schwer seidenen Vorhängen, geputzt wie — eine Prinzessin, strahlend in Schönheit und blühender Gesundheit, und Alle, die vorübergingen, freuten sich über sie und dachten bei sich: wer doch auch eine so schöne und reiche und vornehme Prinzeß wäre, und Manche beneideten sie um ihr Glück.

Aber die Prinzessin beneidete sie Alle, die da unter ihrem Fenster vorübergingen, und sie dachte und sprach bei sich: „Ach, wer doch nur ein Mal, nur ein einziges Mal, da unten auf der Straße, in dem schönen, klaren Sonnenschein, unter allen den lustigen und fröhlichen Menschen umhergehen könnte, frei und lustig und fröhlich, wie sie!"

Das war es, das hohe, vornehme Königskind hatte in ihrem Leben noch keinen Fuß draußen auf die Straße, zwischen die Menschen setzen dürfen.

Hinausfahren ließ man sie, in glänzender Kutsche, mit vier schnaubenden Rappen lang bespannt, mit Jockei und mit Vorreiter, mit Lakaien in goldenen Livreen hinten auf, mit einer Hofdame ihr gegenüber, oft mit der alten Oberhofmeisterin selbst.

Aber zu Fuße das königliche Schloß verlassen, sich gar auf der Straße unter das Volk mischen, es wäre ein Verbrechen, es wäre ein noch nie erhörter Greuel gewesen.

Das war es. Das war ihr Unglück; der Zwang, die Hofetikette, die alte Oberhofmeisterin, die eine rothe Nase hatte, der Hofmarschall, der täglich eine Dose voll Spaniol schnupfte, der ganze Hof, der erschrak und erblaßte, wenn sie in eines Menschen Gesicht nur einen andern Gedanken lasen, als den die Etikette zuließ.

Einmal hatte die arme Prinzessin Elise es gar nicht mehr aushalten können.

Es war ein heller, warmer Sonntagmorgen im Frühling.

Sie Sonne schien so klar, so freundlich, so mild.

Auf der Straße wandelten Tausende von Menschen auf und ab, Alle in ihrem Sonntagsputze, Alle frei und heiter und fröhlich, wie der schöne Sonntagmorgen.

Weiter unten floß ein klarer Strom und eine breite Brücke führte über ihn. Und auch die Brücke war gedrängt voll von geputzten und fröhlichen Menschen, die in der warmen Frühlingssonne auf und ab spazierten.

Im ferneren Hintergrunde, drüben über dem Strome, ruheten Berg und Wald in stiller Sonntagsruhe. Weiße Landhäuser sahen freundlich und anmuthig daraus hervor.

Das Königskind saß wieder in ihrem stolzen Schlosse an ihrem hohen Fenster, und sah hinaus und hinunter auf die Straße, auf die Brücke, auf die Menschen, auf Alles, und das Herz wurde ihr eng und weh, und eine unendliche Sehnsucht ergriff sie.

Sie mußte hinaus, so war ihr.

Sie war vierzehn Jahre alt. Sie war eine Prinzessin.

Sie ließ ihre Hofdame rufen.

„Liebe Gräfin Keller, es ist so schön draußen. Ich möchte eine Promenade machen."

„Es ist noch nicht die Zeit zum Ausfahren, Königliche Hoheit."

„Ich will auch nicht fahren, liebe Gräfin. Ich möchte zu Fuße unter die Leute, auf die Brücke."

Die Hofdame erstarrte fast.

„Königliche Hoheit, ich fürchte, daß das unmöglich ist."

„Aber ich muß, Gräfin, und ich will. Endlich einmal will ich und Sie begleiten mich."

Sie war vierzehn Jahre alt und eine Prinzessin, und sie hatte eine so tiefe Sehnsucht im Herzen.

Die Hofdame wagte nicht mehr zu widersprechen, aber sie eilte zu der Oberhofmeisterin.

„Excellenz, die Prinzessin will zu Fuße auf die Straße, über die Brücke."

Die Oberhofmeisterin war wie vom Schlage gerührt. Ihre rothe Nase wurde gelb.

„Das ist unmöglich. Es ist gegen die Etikette."

„Das habe ich der Prinzessin schon gesagt, aber sie will."

„Noch nie hat eine Prinzessin dieses königlichen Hauses einen Fuß auf die Straße, auf die Brücke, unter das gemeine Volk gesetzt."

„Aber die Prinzessin will!"

Die Oberhofmeisterin wurde nachdenklich. Die Prinzessin war doch einmal der Liebling des Königs, der ihr nichts abschlug, was er ihr gewähren konnte. Und schon in der Welt überhaupt, wie viel mehr am Hofe, deckt Jeder sich gern seinen Rücken.

Die Oberhofmeisterin ging zum Hofmarschall.

„Excellenz, die Prinzessin will eine Promenade zu Fuße auf die Straße und über die Brücke machen."

Ein Hofmarschall ist der höchste Repräsentant der Etikette und der Würde des Hofes. Er darf sich nicht einmal verwundern. Erstarren darf er gar nicht, und vom Schlage gerührt werden noch weniger.

Der Hofmarschall nahm ruhig eine Prise Spaniol und sagte:

„Excellenz, ich glaube schwerlich, daß die

Hofetikette das Ihrer Königlichen Hoheit gestatten wird."

„Aber die Prinzessin will, Excellenz."

„Excellenz, um so mehr müssen wir sicher gehen. Ich werde nachsehen, ob ein Präcedenzfall da ist."

Er nahm das große Buch des Hofmarschallamtes über die Hofetikette. Es ging bis auf Jahrhunderte zurück.

Er schlug es auf, er sah darin nach. Er schlug es auf, Blatt für Blatt. Er las darin, daß ihm die Augen weh thaten. Er war bis zum Ende gekommen. Er hatte keinen Präcedenzfall gefunden.

Er nahm wieder eine Prise Spaniol und sagte zu der Oberhofmeisterin:

„Noch nie, seit Jahrhunderten nicht, ist eine Prinzessin dieses hohen königlichen Hauses zu Fuße auf die Straße, oder auf die Brücke, oder sonst zwischen den gemeinen Haufen gegangen. Ich bedauere, Ihre Königliche Hoheit muß verzichten."

Diesen Bescheid erhielt die Prinzessin.

Es war ein Bescheid letzter Instanz für sie. Auch der König konnte ihn nicht aufheben. Sie wußte es. Der Hofmarschall hätte dem Monarchen bewiesen, daß es sich hier um eine Angelegenheit der Hofetikette handle, von der das Wohl des Landes abhänge, und das Wohl des Landes muß ein Landesherr immer zuerst im Auge haben.

Die arme Prinzessin mußte bleiben, sie kam mit all' ihrer Sehnsucht nicht auf die Straße, nicht auf die Brücke, nicht unter die Menschen, nicht in die warme Frühlingssonne.

Wenige Wochen später trug sich etwas Anderes zu.

In einer Garnisonstadt des Landes war Regimentscommandeur und Chef der Garnison und mithin der Alterego des Kriegs- und also auch des Landesherrn, der Oberst von Bärenfels. Er war ein tüchtiger, braver Officier. Das war freilich auch Alles, es war aber auch viel. Wie viel es war, hatte sich schon vielfach bei seinen Lebzeiten gezeigt, und sollte sich noch mehr nach seinem Tode zeigen.

Er hatte in seinem Regiment einen Officier, den er poussiren wollte. Da schrieb er von ihm in die Conduitenliste: „Ein sehr feiger Officier." Acht Tage später bekam der Officier seinen Abschied. Der Oberst wollte sich überschlagen, nach seinem eigenen Lieblingsausdrucke. Er reiste sofort in eigener Person zur Residenz und stellte den Kriegsminister förmlich zur Rede, wie man dem tüchtigsten Officier seines Regiments, anstatt ihn zu befördern, habe den Abschied geben können?

„Aber, lieber Oberst," sagte der Kriegsminister, „Sie haben ihn ja selbst beschuldigt, daß er feige sei."

„Was, Excellenz? Einen sehr fähigen Officier habe ich ihn genannt."

Der Minister holte die Conduitenliste hervor und wollte sich auf die Orthographie berufen. Der Oberst erklärte ihm aber in seiner derben Manier: „Excellenz, das Schreiben überlassen Sie den Schreibern."

Der empfohlene Lieutenant war am andern Tage Hauptmann.

Der tüchtigste Oberst kann nicht ewig leben. Auch der Oberst von Bärenfels kam zum Sterben.

Er hatte sich zu sehr nur um sein Regiment und freilich eben so viel um ein gutes Leben bekümmert, als daß er außer seinem guten Andenken der Welt irgend etwas hätte hinterlassen können. Doch, ein allerliebstes Töchterchen ließ er zurück, und dieser dann allerdings in der Welt nichts.

Ida von Bärenfels war noch nicht vierzehn Jahre alt, als ihr Vater starb. Ihre Mutter hatte sie schon längst verloren.

Sie stand allein und verlassen in der Welt. Aber doch nicht ganz. Jenes gute Andenken hatte ihr braver Vater auch ihr hinterlassen und es stand treu zu ihr.

Der König gedachte des Obersten.

Die Oberhofmeisterin gedachte der Tochter.

„Ich möchte es wagen, unterthänigst darauf aufmerksam zu machen, daß Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Elise Unterricht ungemein gewinnen dürfte, wenn eine junge Dame von gutem Adel an demselben Theil nehmen dürfte. Der Oberst von Bärenfels hat ein Töchterchen hinterlassen, nur wenige Monate jünger, als Ihre Königliche Hoheit —"

Die Oberhofmeisterin wurde der Mühe des Ausredens, das freilich für wenige Damen und für noch weniger Oberhofmeisterinnen eine Mühe ist, überhoben. Der König hatte den Antrag der alten Dame schon genehmigt.

Ida von Bärenfels wurde die Mitschülerin und Gespielin der Prinzessin Elise.

Auch an ein Prügelfräulein hatte die Oberhofmeisterin wohl gedacht. Denn die

Prinzessin war nicht immer gehorsam und konnte mitunter sogar mit ihrem kleinen Fuße den Boden stampfen. Wenn Prinzessinnen so etwas thun, so muß gewiß Strafe sein, sie darf nur die Prinzessinnen nicht treffen. Ob Ida von Bärenfels auch ein Prügelfräulein wurde?

Unglücklich wurde sie zuerst.

Ihr Vater, der nur an sein Regiment und an seine Tafel gedacht, hatte sich auch um sie nicht bekümmert. So war sie wild genug aufgewachsen, unter Pferden, unter Hunden, unter Fähndrichen. Sie konnte reiten, fechten, schießen, freche Buben züchtigen, die die Kinder auf der Straße neckten, aber auch selbst auf der Straße umherschwärmen. Sie war wild wie Wasser.

Aber dabei hatte sie das bravste und weichste Herz von der Welt.

So war Ida von Bärenfels an den Hof gekommen, unter die Zucht der Oberhofmeisterin und der Etikette, die der armen Prinzessin Elise verbot, einen Fuß auf die Straße zu setzen! Gar Prügelfräulein sollte sie sein.

Sie wurde dennoch glücklich.

Die Prinzessin Elise hatte ein nicht minder braves und weiches Herz als sie.

Beide waren fast in gleichem Alter, in dem unnennbar süßen Mädchenalter von vierzehn Jahren.

„Prinzessin," hatte die Oberhofmeisterin das junge Fräulein bei der Prinzessin eingeführt, „Ich bringe Ihnen hier auf Befehl Seiner Majestät eine Gespielin. Seine Majestät wünscht, daß Sie sie mit Liebe aufnehmen. — Sie, Fräulein, werden immer der Ehre und der Wohlthat eingedenk sein, die man Ihnen zu Theil werden läßt. Sie sind der Prinzessin Verehrung und Gehorsam schuldig. Sie werden sie mit „Königliche Hoheit" anreden. Die Prinzessin wird Sie „Du" nennen."

Damit ließ die alte Dame mit der rothen Nase die Beiden allein.

„Wie heißt Du?" fragte gehorsam, aber freundlich die Prinzessin, die schüchtern und halb weinend dastehende neue Gespielin.

„Ida von Bärenfels, Königliche Hoheit."

„Reiche mir Deine Hand, liebe Ida."

Ida küßte, wie ihr schon vorher befohlen war, die dargebotene Hand der Prinzessin.

„Du hast wohl schon recht viel gelernt, Ida?"

„O ja, Königliche Hoheit, ich habe fechten gelernt, reiten, schießen —"

„Mein Gott," rief die Prinzessin erschrocken, „das sind ja recht wilde Künste."

„Ich kann auch Hunde abrichten —"

„Aber von wem hast Du das Alles gelernt?"

„Meist von den Fähndrichen und Junkern, die in meines Vaters Regiment dienten."

Die Prinzessin war nicht mehr erschrocken. Sie hatte so manchen hübschen, schmucken Fähndrich und Junker auf der Straße und auf der Brücke vorbeigehen sehen, nur gesprochen hatte sie noch keinen, und sie dachte es sich auf einmal recht schön, mit so reizenden jungen Cavalieren zu spielen, von ihnen reiten und fechten und schießen zu lernen.

Das Fräulein mußte ihr mehr von ihnen erzählen.

„Aber vorher, meine liebe Ida, mußt Du mir Eins versprechen."

„Was befehlen Eure königliche Hoheit?"

„Du mußt nicht mehr Königliche Hoheit zu mir sagen. Du sollst nicht mehr von Befehlen zu mir sprechen. Wir wollen Freundinnen sein. Du sagst Du zu mir, wie ich zu Dir."

„Aber die Oberhofmeisterin —"

„Ach, sie ist so garstig und böse. Aber was werden wir uns um sie kümmern, wenn wir allein sind?"

So blieb es.

Und nach vier Wochen waren sie wirkliche Freundinnen.

Freundinnen wirken auf einander ein. Die Prinzessin nahm Manches von dem muthigen und entschlossenen Sinn des Fräuleins an. Ida von Bärenfels wurde ruhiger, sinniger. Aber freilich, sie nahm weniger von der Freundin an. Eigentlich brauste und loderte sie nur nicht mehr so oft und so wild auf, wie früher. Ein braves Herz hatten sie alle Beide und davon brauchte Keine der Andern etwas abzugeben.

Dennoch hatten die beiden jungen Herzen sich gegenseitig etwas mitgetheilt. Der Prinzessin wurde das Herz enger, wenn sie an die Abgeschiedenheit und den Zwang dachte, in denen sie in dem stolzen Königsschlosse immer gehalten war und noch gehalten wurde, und an das freie und wilde und ungebundene Leben, dem ihre Freundin sich so ganz und voll hatte hingeben können. Und dem Fräulein wurde das Herz doppelt eng und weh, wenn sie an dieses nämliche freie und ungebundene Leben zurückdachte und die

Klagen der Prinzessin hörte über den Zwang, dem sie selbst jetzt mit unterworfen war.

Da war wieder einmal ein schöner, heller Sonntagmorgen; zwar nicht im Frühling, aber im Sommer.

Die Sonne schien so warm, so mild, so freundlich auf die Straße, auf die Brücke, auf den silberhellen Strom, auf Berg und Wald.

Tausende von Spaziergängern wandelten auf der Straße auf und ab, über die Brücke hin und her; Alle sonntäglich geputzt, Alle frisch und frei, heiter und fröhlich.

Die Prinzessin saß wieder in ihrem prunkenden Gemach, an dem hohen Fenster unter schweren seidenen Vorhängen und sah wieder hinaus in den hellen Sonntagmorgen, und das Herz wurde ihr wieder so schwer, schwerer als jemals. Die Thränen wollten ihr in die Augen treten.

„O, wer nur einmal da unten sein könnte, frei und fröhlich unter den freien und fröhlichen Menschen! Diese abscheuliche Etikette! diese häßliche Oberhofmeisterin!"

Das letzte Wort sprach sie nicht mehr aus.

Die Thür ihres Gemachs hatte sich leise geöffnet.

Aber zu erschrecken brauchte sie nicht.

Ida von Bärenfels war eingetreten.

„Ich glaube wahrhaftig, Du weinst, Elise."

„Ja, ich weine."

„An dem schönen, klaren Sonntagmorgen?"

„An ihm, um ihn. Sieh hinaus auf die Straße, auf die Brücke, in den warmen Sonnenschein, unter alle die fröhlichen Menschen."

„Und?"

„Und ich kann nicht bei ihnen sein, ich darf mich nicht unter sie mischen."

„Wer verbietet es Dir?

„Die Etikette und die häßliche Oberhofmeisterin; noch nie sei eine Prinzessin des königlichen Hauses zu Fuße auf die Straße unter die Menschen gegangen."

„So sei Du die erste, meine vortreffliche Elise."

„Ich darf ja nicht."

„Du darfst, was Du willst, wozu Du den Muth hast."

„Sie erklären ja das Land in Gefahr."

„Wir wollen d i e Gefahr des Landes sehen."

Das Fräulein war schon aus dem Zimmer gesprungen.

Nach wenigen Minuten war sie wieder da. Sie trug den ganzen Arm voll Kleidungsstücke.

„Was hast Du da?"

„Den besten doppelten Sonntagsputz meiner Kammerjungfer."

„Was soll der?"

„Wir gehen als Kammerzofen auf die Straße, auf die Brücke."

„Um Gotteswillen! Wir?"

„Wir Beide!"

„Es wird nicht gut gehen."

„Wenn wir einmal draußen sind, wird es prächtig gehen. Wir leben in der Welt der politischen faits accomplis, und Dein Ausgehen soll ja eben eine Staatsaffaire sein."

Die Prinzessin mußte nachgeben. Sie mußte, sie that es gern.

Sie schlossen die Thür des Zimmers ab, um nicht überrascht zu werden.

Dann kleideten sie sich um.

Nach zehn Minuten waren sie die reizendsten Kammerzöschen, die man jemals im Schlosse, auf der Straße, auf der Brücke gesehen haben mochte.

Sie schlichen durch dunkle Corridore, auf einsamen Hintertreppen aus dem Schlosse. Das Herz klopfte ihnen gewaltig. Aber Niemand sah sie.

Sie kamen an ein Seitenpförtchen des Schlosses. Eine Schildwache stand auch dort, ein langer Gardedragoner.

„Donnerwetter, welche schmucke Püppchen!" rief er, aber er ließ sie passiren.

Ein junger Lieutenant kam des Weges, die Wachen zu visitiren.

„Alle Wetter!" strich sich der den Schnurrbart und machte Miene, ihnen den Weg zu vertreten.

Aber das Fräulein Ida sah ihn mit ihren großen brennenden Augen so keck und drohend an, daß ihm der Muth ausging.

Desto mehr wuchs der Muth der beiden Zöschen.

Und als sie dann auf die Straße traten, in die freie Straße, in den hellen Sonnenschein, unter die Tausende fröhlicher Menschen, da klopfte ihnen das Herz nicht mehr, da dachten sie nicht mehr an Dragoner und Lieutenants und andere Gefahren, ja nicht einmal mehr an die Oberhofmeisterin mit der häßlichen rothen Nase.

Endlich, endlich hatte die Prinzessin, wonach sie so lange sich gesehnt, seit Jahren, seit ihrer Kindheit, wonach sie sich gesehnt, daß

sie einmal gemeint hatte, sie könne es gar nicht mehr aushalten. Endlich hatte sie, was das ärmste Bürgermädchen der Residenz hatte, was sie allein, die vornehme königliche Prinzessin, hatte entbehren müssen. Sie ging auf der Straße, sie ging auf der Brücke, sie lustwandelte zwischen den freien, fröhlichen Menschen, selbst frei und fröhlich.

Und glücklich! glücklich am Arme der Freundin, der sie das Glück verdankte.

Und auch das Fräulein war so glücklich.

Wer sie sah, die beiden schönen, frischen Kinder in dem holden Jungfrauenalter, die zierlichen Gestalten in der koketten Zofentracht, wer sie so sah, das helle Glück in den leuchtenden Augen, in dem schwebenden, hüpfenden Gange, in allen den leichten, elastischen Bewegungen, der konnte den Blick kaum von ihnen abwenden und ihm selbst lachte das Herz im Leibe.

Aber wo wäre ein Glück, hinter dem nicht das Unglück stände?

Auch hinter der glücklichen Prinzessin und der nicht minder glücklichen Ida stand es, und nicht in der häßlichen Gestalt der alten Oberhofmeisterin, aber in der hübschen, schmucken, allerliebsten zweier — Avantageurs.

Zwei Avantageurs gingen auf der Brücke auf und nieder.

Sie sahen die beiden jungen Zofen.

Ein Avantageur ist immer ein schmucker, lustiger, kecker und zu kecken Streichen aufgelegter junger Mensch von siebzehn bis achtzehn, und wenn es hoch kommt, neunzehn Jahren. Er ist von gutem Adel und reich. Er hat im Cadettenhause nicht gehungert und ist mit den Lieutenants noch nicht blasirt geworden.

Der eine der beiden Avantageurs war ein rother Husar, der andere ein weißer Cürassier.

Sie waren auf die Brücke gegangen, sich die hübschen Bürgertöchter im Sonntagsputze anzusehen. Ein paar hübsche Kammerjüngferchen hatten unter ihren Erwartungen obenan gestanden.

Und sie fanden die hübschesten von der Welt, ein paar schöne, bildschöne.

„Alle Teufel, Kösteritz!“

„Alle Wetter, Köderitz!“

„Siehst Du die Blonde?“

„Siehst Du die Schwarze?“

„Wie die blauen Augen so unschuldig blicken!“

„Wie die schwarzen brennen!“

„Zu ihnen, Kösteritz!“

„Voran, Köderitz.“

„Ich nehme die mit den blauen Taubenaugen.“

„Ich nehme den brennenden Engel.“

Engel sollten die jungen Damen bald beide sein.

Die Avantageurs flogen zu ihnen.

„Guten Morgen, mein schönster Engel,“ sagte der Herr von Köderitz zu dem Fräulein Ida von Bärenfels. Sie war die Brennende.

„Guten Morgen, mein süßester Engel,“ rief der Herr von Kösteritz die mit den Taubenaugen an. Es war die junge Prinzessin.

Die beiden Engel waren wie vom Donner getroffen, wenn Engel vom Donner getroffen werden könnten.

Sie konnten nur entfliehen — wollen.

Aber ein echter Avantageur läßt wohl den Feind entfliehen, aber keine Beute.

„Die schönen Damen werden uns doch erlauben, Sie zu begleiten!“

Doch Ida von Bärenfels war die Tochter eines Stabsofficiers und hatte schon mit Fähndrichen geschossen, geritten und gefochten, und ein Avantageur ist noch lange kein Fähndrich.

„Geben die Herren sich keine Mühe,“ sagte sie schnippisch.

Sie hatte Löwen gereizt.

„Wahrhaftig, meine schönen Damen, wir dürfen Sie nicht so allein gehen lassen.“

Der Herr von Köderitz wollte ihren Arm nehmen.

Der Herr von Kösteritz langte nach dem der Prinzessin.

Junge Herren von Adel haben, namentlich in Residenzen, sich immer gegen Bürgertöchter etwas herausnehmen dürfen.

Freilich, wenn die Bürgertöchter es gelitten haben.

Fräulein Ida von Bärenfels hatte nicht umsonst fechten gelernt. Mit einem geschickten Fechtercoup stieß sie den Herrn von Köderitz zurück.

Und der Herr von Kösteritz flog darauf von selbst auf die Seite.

Aber ein Avantageur ist ein künftiger Feldherr, also ein gegenwärtiger Held. Ein Held läßt sich mit einem Schlage nicht aus dem Felde schlagen.

„Zum Teufel, Kösteritz!“

„Element, Köderitz!“

Sie wollten ihren Angriff erneuern.

Fräulein Ida hatte sich schon in Positur gesetzt, ihn wieder abzuschlagen.

Das war wohl ein seltsames und sonderbares Schauspiel, dieser Kampf zwischen zwei jungen Avantageurs, einem rothen Husaren und einem weißen Cürassier einerseits, und zwei hübschen Kammerzöschen andererseits. Und wenn die Leute erst gewußt hätten, daß die eine dieser Zofen ein vornehmes Edelfräulein und die andere gar die vornehmste Dame des Landes, die Tochter des Königs war, selbst bestimmt, künftig einen Thron zu zieren!

Und in der That, Einer wußte es.

Der Hofmarschall kam eben über die Brücke gefahren.

Er sah den Kampf. Er sah die Kämpfenden.

Und den rothen Husaren und den weißen Cürassier erkannte er auf der Stelle. Dazu gehörte nicht die feine, Spaniol schnupfende Nase eines Hofmarschalls.

Aber da sah er sich die beiden Dämchen näher an. Und — er traute seinen Augen nicht. Er mußte ihnen trauen.

Ja, es waren die Prinzessin und ihr Edelfräulein, das Prügelfräulein, heute bestimmt das Prügelfräulein.

Ihn ergriff doppeltes Entsetzen, dreifaches eigentlich. Der Fuß einer königlichen Prinzessin hatte Straße und Brücke berührt, berührte sie noch, war noch mitten zwischen dem gemeinen Volke. Was seit Jahrhunderten in diesem hohen königlichen Hause nicht geschehen war, das sah er vor seinen eignen Augen. Es war sein erstes Entsetzen. Das zweite war die Unternehmung dieser Verbrechen gegen die ausdrücklichsten Befehle, die gradezu auf eine Gefahr des Landes hingewiesen hatten. Und nun drittens dieser Aufzug und dieser Kampf!

Aber ein Hofmarschall muß auch trotz einem und mitten in einem dreifachen Entsetzen die Etikette und Würde des Hofes zu repräsentiren und zu bewahren wissen.

Der Hofmarschall ließ seinen Wagen halten.

„Ei, ei, meine Herren von Kösteritz und von Köckeritz! So auf offener Straße, bei hellem Mittage! Wenn das Ihr Oberst wüßte!"

Die beiden jungen Avantageurs waren schon über alle Berge der Menschenwogen; man sah nichts Rothes mehr von dem Einen und nichts Weißes mehr von dem Andern.

Der alte preußische General von Hühnerbein, witziger als sein Name, theilt die Cavallerie in leichte und schwere, und fragt darauf, wann sie Alle leicht seien? Die Antwort ist: „Auf der Flucht."

Aber nun die beiden jungen Damen!

Der Schreck hatte sie gelähmt. Sie konnten sich nicht von der Stelle rühren, geschweige die Flucht ergreifen.

„Ei, und Sie, meine schönen Püppchen?" schmunzelte der Hofmarschall sie musternd an. „Nähterinnen, Schneiderinnen, Kammerzöschen, was sind wir denn eigentlich? — Ah, keine Antwort? — Aber allein sind wir hier, ohne Schutz! Da muß ich ja wohl Ihren Beschützer machen. Nun, wenn ich bitten darf, steigen Sie immerhin zu mir ein, ich werde Sie zu den Ihrigen bringen."

Die beiden Damen mußten zu ihm in den Wagen steigen.

Dann ließ er weiter fahren, aber nicht gradeswegs zu dem königlichen Schlosse, das kaum fünfzig Schritte entfernt lag, sondern durch Kreuz- und Querstraßen, bis er nach langer Zeit ein Hinterpförtchen des Schlosses erreichte.

Nachdem er auf solche Weise, in der kritischesten Lage seines Lebens, die auf das allerhöchste gefährdete Ehre des königlichen Hauses gerettet hatte, Alles mit der größten Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit von der Welt, hatte der würdige Hofmarschall eine ernste Pflicht ernst zu erfüllen.

Er ging zu der Oberhofmeisterin.

„Excellenz, ich habe Ihnen ein großes Unglück zu berichten."

„Gott im Himmel, ist schon wieder eine Revolution ausgebrochen?"

„Es ist schlimmer. Die kleine Bärenfels war auf der Brücke."

„Zu Fuße?"

„Sie schlug sich mit zwei Soldaten."

„Mit zweien?"

„Mit einem rothen Husaren und einem weißen Cürassier."

„Großer Gott, Excellenz, das ist ja ein Scandal!"

„Und Ihre königliche Hoheit die Prinzessin war mit dabei."

„Excellenz, eine Prise Spaniol!"

„Die Prinzessin schlug sich mit."

„Ich falle in Ohnmacht, Excellenz."

Sie fiel wirklich in Ohnmacht.

Als sie wieder zu sich kam, sagte sie:

„Die Bärenfels muß fort, Excellenz."

„Ich glaube es auch, Excellenz. Aber ihr

Vater hatte Verdienste. Wir können sie nicht auf die Straße werfen."

„Wir geben sie zu der Majorin von Leszinska, Excellenz."

„Richtig, Excellenz."

So wurde es, oder so sollte es werden.

Die Oberhofmeisterin begab sich auf der Stelle zu dem regierenden Herrn, stellte die Gefahr vor, in der das Land geschwebt habe und verlangte die Entfernung der Bärenfels vom Hofe; das Mädchen sei zu roh für eine Prinzessin; bei der Frau von Leszinska, einer strengen und gottesfürchtigen Dame, werde sie, auch zu ihrem eigenen Heil, gebessert werden.

Ihr Antrag wurde genehmigt.

Der Hofmarschall bekam einen höhern Orden.

Die arme Prinzessin — sie war auf der Straße, auf der Brücke, unter den Leuten, im klaren Sonnenschein des Sonntagmorgens gewesen, nur einmal, nur eine kurze halbe Stunde — da saß sie wieder allein in ihrem prunkenden Gemache, an dem hohen Fenster, unter den schweren seidenen Vorhängen, allein mit ihren Thränen.

Solch eine schöne vornehme Prinzessin sitzt auch nicht immer dem Glücke im Schooße!

Und Ida von Bärenfels? — Sie war diesmal wirklich das Prügelfräulein der Prinzessin geworden. Aber —

In der Residenz lebte ein alter General, Graf Werben. Er war ein alter Junggesell und schon tief in den Siebzigern. Er war zu seiner Zeit der bravste Feldherr gewesen. Jetzt war er ein stets heiterer und liebenswürdiger Sonderling.

In früherer Zeit war er auch ein Freund des Obersten von Bärenfels gewesen, ein väterlicher Freund. Dann aber waren sie aus einander gekommen. Dies hatte folgenden einfachen Grund.

Der General Graf Werben war der reichste Edelmann im Lande, und der Oberst von Bärenfels hatte immer Schulden. Da litt die Ehre des armen Edelmanns und Officiers nicht ferner ein Freundschaftsverhältniß mit dem reichen Manne, denn dieser hätte seine Schulden bezahlen, oder die Leute hätten es doch glauben können.

Der Oberst zog sich von dem General zurück, so daß er ihm, als es zum Sterben kam, nicht einmal seine hilflose Tochter empfehlen wollte. Es gibt solche leichtsinnige und stolze Naturen.

Und doch war Ida von Bärenfels schon als Kind von einem Jahre der Liebling des alten Generals gewesen. Er hatte sie in seinen Armen getragen, sie hatte auf seinen Knien reiten müssen. Als Mädchen von fünf Jahren wollte sie schon auf seinen Pferden reiten. Später war der Oberst mit dem General aus einander gekommen.

Erst am Hofe, als das kleine Fräulein die Gespielin der Prinzessin war, hatte der General sie wiedergesehen. Die alte Liebe zu dem hübschen, wilden Kinde war in ihm erwacht, und das Kind hatte den alten braven Mann, den alle Welt auszeichnete und der sie vor aller Welt auszeichnete, nicht minder wiedergeliebt.

„Ida, wenn sie es Dir einmal zu arg machen hier am Hofe —"

„Die alte Oberhofmeisterin mit der rothen Nase, Onkel Werben —?"

„Oder sonst Jemand, so weißt Du, wo Dein alter Onkel Werben wohnt."

„Ich weiß es, Du braver Onkel."

Am Sonntag hatte das Fräulein das Abenteuer auf der Brücke gehabt.

Am Montag war beschlossen, daß sie zu der strengen und gottesfürchtigen Frau von Leszinska solle, um zahm und sanft gemacht zu werden.

Am Dienstag sollte sie zu der frommen Frau.

Am Dienstag Morgen erschien sie bei dem General Werben.

„Guten Morgen, Onkel Werben."

„Guten —! Zum Teufel, Mädchen, wo kommst Du her?"

„Sie haben mich vom Hof fortgejagt."

„Du hast es zu arg gemacht? Vielleicht gar mit der rothen Nase der Oberhofmeisterin?"

„Mit noch Mehrerem."

„Da bin ich neugierig."

„Und nun wollen sie mich in eine Kleinkinderbewahranstalt schicken."

„In eine Kleinkinderbewahranstalt?"

„Oder noch schlimmer, in ein Correctionshaus für verwahrloste Kinder."

„Sprich deutlich, Mädchen."

„Ich soll in die Pension der alten Leszinska."

„Das ist schlimmer, als ein Correctionshaus, mein Kind."

„Darum will ich auch nicht hin."

„Aber was hast Du verbrochen, Mädchen?"

„Ich bin am Sonntag Morgen mit der

Prinzessin auf der Straße und auf der Brücke spazieren gegangen."

„Ihr Beiden allein?"

„Wir Beide allein, als Kammerjungfern verkleidet."

„Element, Mädchen, und das hattest Du angerichtet?"

„Ja, ich hatte die Prinzessin dazu beredet."

„Erzähle weiter."

„Auf der Brücke trafen wir zwei Avantageurs, die uns verfolgten."

„Ich kann es mir denken."

„Dann wollten sie uns anfassen."

„Auch das läßt sich begreifen."

„Aber wir schlugen sie zurück."

„Wirklich?"

„Zweimal."

Der alte General wollte sich doch ausschütten vor Lachen.

„Das muß man gestehn! Eine königliche Prinzeß und ihr Edelfräulein schlagen sich auf offener Straße, bei hellem Tage, unter Tausenden von Menschen, mit zwei jungen Fähndrichen!"

„Es waren nur zwei Avantageurs, Onkel!"

„Ein reizendes Schauspiel!"

„Das meinte der Hofmarschall nicht."

„Der Hofmarschall?"

„Er kam grade des Weges."

„Teufel! Teufel! den bedenklichen Hofmarschall hätte ich sehen mögen! Aber weiter, weiter, mein Mädchen."

„Weiter gab es nicht viel. Wir mußten in den Wagen des Hofmarschalls steigen. Er fuhr mit uns zum Schlosse. Heute soll ich zu der frommen Leszinska."

„Und was ist mit den beiden Avantageurs geworden?"

„Ich weiß es nicht. Als sie den Hofmarschall sahen, waren ihre rothen und weißen Uniformen schnell verschwunden."

Der General horchte auf.

„Roth und weiß sahen sie aus?"

„Der Eine war von den rothen Husaren und der Andere von den weißen Cürassieren."

„Alle Wetter, das dachte ich mir."

„Du kennst sie, Onkel?"

„Hast Du ihre Namen gehört?"

„Köderitz und Kösteritz riefen sie sich an."

„Richtig, richtig! Und wer, mein Mädchen, machte seine Attacke auf Dich?"

„Nun," rümpfte das Fräulein die kleine Nase, als wenn die Antwort sich von selbst verstehe, „nun, der rothe Husar."

„Der Köderitz?"

„Der Köderitz."

„Und er gefiel Dir?"

„Die rothe Uniform saß ihm allerliebst. Aber, lieber Onkel, jetzt laß uns von mir sprechen."

„Und was willst Du von mir?"

„Zu der Leszinska gehe ich nicht. Sie ist ein frommer Satan."

„Aber was soll ich dabei?"

„Du mußt mich beschützen."

„Was kann ich machen?"

„Du hast mir versprochen, daß Du mich nicht verlassen wollest."

Der General wurde ernst.

„Laß uns überlegen, Kind. Wer hat befohlen, daß Du zu der Leszinska sollst?"

„Sie haben den alten Geheimerath, meinen Vormund, rufen lassen, und der hat gleich Alles mit der Majorin abmachen müssen. Die Pension bezahlt der König."

„Das ist schlimm, mein armes Mädchen. Der Geheimerath, Dein Vormund, kann nur gehorchen, dafür ist er Geheimerath. Als Vormund hat er auch das Gesetz zur Seite. Da weiß ich wahrhaftig nicht, was zu machen wäre."

„Aber ich!" rief rasch das Mädchen.

„Du?"

„Ich gehe noch einmal auf die Brücke und —"

„Und?"

„Und stürze mich in das Wasser. Zu der Leszinska gehe ich nimmermehr!"

Sie sah so entschlossen aus. Ihre Augen blitzten.

„Ich schwöre es Dir zu!" rief sie. „Zu der Leszinska gehe ich nicht. Lieber jetzt gleich sterben, als langsam so. Adieu, Onkel."

Der General mußte sie zurückhalten.

„Bleib, Mädchen, ich sinne ja schon nach."

Er sann wirklich nach. Er ging gedankenvoll in dem Zimmer auf und nieder. Sein Gesicht war sehr ernst. Dann mußte er plötzlich laut auflachen. Dann wurde er wieder ernst. Dann lächelte er still, heiter in sich hinein.

Mit dem stillen, heitern, freundlichen, halb schalkhaften, halb verlegenen Lächeln trat der brave Greis zu dem Mädchen.

„Ich weiß ein Mittel, Dich zu retten."

„Ich dachte es."

„Wie alt bist Du?"

„Vierzehn Jahre und zwei Monate.“

„So kannst Du heirathen. Willst Du meine Frau werden?“

Das Mädchen lachte hell auf.

„Aber, Onkel Werben, Du bist ja siebzig Jahre alt.“

„Siebenundsiebzig Jahre, mein Kind, grade darum.“

Das Fräulein mußte ihn doch verwundert ansehen.

Aber der General sprach ernsthaft weiter:

„Höre mir zu, mein liebes Mädchen. Von der einen Seite haben sie am Hofe keine Gewalt über Dich, wenn Du Frau bist. Von der andern Seite ist der Köderitz ein braver Mensch und mein nächster Verwandter. Ich wollte Dich und ihn zu meinen Erben einsetzen. Jetzt hat er Dir gefallen, obwohl er eine Attacke auf Dich gemacht hat. Und daß Du ihm gefallen hast, nun, die Attacke beweist es. Aber er ist erst achtzehn Jahre alt, und noch nichts als Freiwilliger, da kann er noch nicht heirathen. Mit fünfundzwanzig Jahren aber kann er es. Dann bist Du einundzwanzig alt. Ich hätte vierundachtzig. Wenn aber der Mensch es auf achtzig Jahre gebracht hat, so kann er sich ruhig und wohlgemuth schlafen legen. Nun, mein Mädchen?“

„Nun, mein Mädchen?“ Der General mußte es noch einmal sagen.

Die Augen des Mädchens standen voll Thränen. Sie konnte lange nichts sprechen. Dann warf sie sich an seine Brust.

„O, Du lieber, guter, braver, edler Mann! Nie soll ein Vater eine liebendere und gehorsamere Tochter gehabt haben, als ich Dir sein werde!“ —

Sie hielt Wort.

Und die Generalin Gräfin Werben — sie war zwar wohl eine recht kleine und junge Excellenz und Millionärin — aber weder in eine Kleinkinderbewahranstalt, noch in das Correctionshaus der Frau von Leszinska konnte man sie schicken.

Sie konnte das fröhlichste und glücklichste Kind bleiben, und sie blieb es.

Auch die Freundin der Prinzessin, und selbst ihre Gespielin, ohne daß sie wieder das Prügelfräulein werden mußte.

Und auch wieder auf die Straße und auf die Brücke konnte sie mit der Prinzessin gehen, bei hellem Tage, unter Tausende von Menschen, zu Fuße, und nicht verstohlen, nicht als Kammerjungfern verkleidet, vielmehr ganz frei und offen, und beide glücklich, überglücklich.

Das aber trug sich so zu:

Ungefähr ein Jahr oder anderthalb Jahre später war an dem Hofe des Königs zuerst der Gesandte und dann der Sohn eines Königs eingetroffen. Der Gesandte hatte für den Königssohn um die Königstochter geworben. Der Bund der Diplomatie ward geschlossen. Der Königssohn hatte dann mit der schönen und liebenswürdigen Prinzeß Elise den Bund der Herzen geschlossen.

Und da — eine rechte, innige Kindeslust wächst auch in das Herz der Jungfrau hinein und behält ihren Platz darin selbst noch bei süßer Liebeslust, — da sagte die glückliche Braut zu dem Bräutigam recht bürgerlich — die Liebe kann auch Prinzen und Prinzessinnen bürgerlich machen:

„Aber eine Bitte, mein Lieber!“

Und der glückliche Bräutigam erwiederte eben so:

„Deine leisesten Wünsche sind immer Befehle für mich, meine Geliebte.“

„Führe mich auf die Straße und auf die Brücke, aber zu Fuße. Und die Gräfin Werben muß uns begleiten.“

„Das ist Alles?“

„O, das ist viel, mein Freund. Noch habe ich das nicht gedurft.“

„Und welcher boshafte Drache verwehrte es Dir?“

„Der boshafte Drache der Hofetikette, in der Gestalt alter Bücher und alter Traditionen, eines bedenklichen Hofmarschalls und einer Oberhofmeisterin mit rother Nase.“

„Das sind ja ein halbes Dutzend boshafter Drachen, und feuriger dazu.“

„Und wofür, mein Freund, gibt es boshafte und feurige Drachen?“

„Richtig, meine Liebe, für liebende Prinzen. Gehen wir auf der Stelle.“

Die Gräfin Ida Werben wurde herbeigeholt.

Dann gingen sie auf der Stelle, zu Fuße, Arm in Arm, auf die Straße, auf die Brücke, unter das Volk, und in ihren Herzen war recht herzliche Freude, und auch das gemeine Volk, unter das sie sich mischten, hatte seine herzliche Freude mit ihnen und über sie.

Auch war kein Avantageur zu einer Attacke da.

Die Herren von Köderitz und von Kösteritz waren nach jenem Abenteuer mit den zwei

hübschen Zöschen auf der Brücke rasch zu Fähndrichen befördert, aber in eine entfernte Garnison versetzt.

Darauf waren sie Lieutenants geworden.

In der Residenz hatte man sie aber nicht wieder gesehen. Doch den Einen ein paar Mal. —

Beinahe drei Jahre waren seit jenem Brückenabenteuer vergangen.

Die Prinzessin Elise war eine glückliche Kronprinzessin geworden, und dann eine glückliche Königin. Auch Königinnen können glücklich werden, wie selten es auch an sie kommt.

Die Generalin Werben wurde Wittwe.

Der alte General war volle achtzig Jahre alt geworden. Er war immer heiter und liebenswürdig geblieben. Die Liebenswürdigkeit und Munterkeit und Liebe seiner Gemahlin waren ihm immer gewidmet. Zu einem noch bessern Leben mußte er dennoch zuletzt sanft einschlafen.

Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er seinen Neffen, den Lieutenant von Köderitz, den ehemaligen Avantageur, aus der entfernten Garnisonstadt herüberkommen.

Der junge Mann war brav geblieben.

Man hatte auch nicht gehört, daß er jemals wieder eine Attacke, wie jene auf der Brücke, gemacht habe.

Das hatte freilich seinen besondern Grund.

Er hatte einige Male seinen Oheim in der Residenz besuchen müssen, auf dessen ausdrückliches Verlangen, und der alte General hatte dann Gelegenheit gehabt, aus vier jungen Augen so sonderbar brennende und in ihrer Gluth so deutlich sprechende Blicke zu sehen, daß er, bei aller innigen Freude des Herzens darüber, doch kopfschüttelnd zu sich sagen mußte:

„Ich fürchte doch, ich habe einen dummen Streich gemacht. Aber der liebe Gott ist gnädig, alten Generalen wie jungen Herzen."

Und so war es.

Auf seinem Sterbebette legte er die Hände der jungen Leute in einander.

Und als das Trauerjahr zu Ende war, feierten sie ihre Hochzeit.

Damit ist meine Geschichte zu Ende.

Grade da, wo sie anfing.

Der Geistliche hat nur unterdeß die Trauung vollzogen.

Aber die Moral der Geschichte?

Aber muß denn jede Geschichte eine Moral, eine Tendenz haben?

Recensenten, die selbst keine Ideen haben, die nicht einmal eine Geschichte erzählen können, fordern noch gar eine Idee dazu.

Auf eine Idee meiner Geschichte verzichte ich gern, politische Recensenten möchten sonst, Gott weiß welche darin finden wollen.

Aber eine Moral habe ich ja schon oben angedeutet. Sie trifft junge, hübsche, muntere Leserinnen, die über vierzehn, aber noch nicht achtzehn Jahre alt sind, und die mit einem jungen Avantageur zusammentreffen möchten — unter welchem jungen Avantageur ich aber jeden jungen Mann verstehe, gleichviel ob er rothe, oder weiße, oder gar keine Uniform trägt, der jedoch, nach dem Ausdrucke des alten Generals Werben, gern Attacke macht — vor solchen jungen Avantageurs möchte ich denn solche schöne junge Leserinnen warnen, oder sie hätten denn das Glück, zugleich einen braven und reichen General Werben zu finden, und auch dann noch bleibt die Sache eine gefährliche.

Ueber Max von Schenkendorf's

Leben und Dichten.

Von A. Hagen.

Wenn in der Zeit der Volksversammlungen vor übergroßem Eifer nicht auf einen Dichter Bezug genommen wurde, der ganz im Begriff des einigen Deutschlands aufging, so hätten jetzt, da Lieder zur Erhebung des Nationalgeistes verlangt werden, die seinigen wieder zur Geltung kommen sollen, die mit eindringlicher Wärme mehr als andere mahnen und beschwören, mannhaft zu den Waffen zu greifen und brüderlich zusammenzuhalten im Kampf gegen den gemeinsamen Feind.

Nicht länger sollte eine vollständige Ausgabe seiner Gedichte mit beigefügten Anmerkungen auf sich warten lassen. Wenn der Dichter schrieb, „noch ist der Augenblick nicht da, um die einzelnen Züge jener großen Begebenheit im Ganzen darzustellen," so kann man nun sagen, der letzte Augenblick ist da, insofern seine Gedichte — wie billig — in das Gemälde aufgenommen werden sollen, denn bald sind die Erinnerungen für immer verloschen und wir fragen umsonst, was durch dies und jenes in den Liedern gemeint sei.

Bei der mühsamen Ermittelung der Le-

bensumstände Schenkendorf's drängte sich diese Bemerkung auf, denn von den vielen, die er unter seinen Landsleuten Freunde nannte, sind nur noch drei am Leben.

Dem, der es redlich übt,
Wird bald sein ganzes Leben
Ein Kunstwerk, das er liebt.
(Ausgabe von 1837 S. 256.)

Er, der diese Verse niederschrieb, war eins mit sich, wie es nur Wenige rühmen können, und vorzugsweise zeigt daher sein Leben die Einheit eines Kunstwerks. Aus seinen Gedichten ersehen wir, wer er war, wie er empfand und was er that. Und hat dennoch sein deutlich daraus hervorstrahlendes Bild hier und da etwas Verschwommenes, so erklärt sich dies einmal dadurch, daß die lyrischen Ausflüsse jene Stimmungen, Gefühle und Entschießungen zur Quelle haben, von denen nicht der eine, sondern die Mehrzahl der Edeln ergriffen und erfüllt war, so wie dadurch, daß er zur Schule der Romantiker gehörte und nicht als der letzte. Er ist der begeisterte Seher der Zeit und steht in ihr, wenn er auch sinnig vor- und zurückblickt. Bescheidenen Sinnes ragt er nicht heraus, indem er nur der herrschenden Empfindung Ausdruck und Sprache gibt. In der Volksstimme vernehmen wir Gottesstimme.

Wir dürfen daher, um Schenkendorf richtig zu beurtheilen, ihn nicht aus der Umgebung so weit hervortreten lassen, daß wir bei seiner Erscheinung diese aus unserm Blicke verlieren. Sein Bildniß verlangt um sich einen Kreis von Bildnissen anderer, die ihm nahe standen.

Als an einem ehrenwerthen Beispiel erweist es sich an ihm, daß die Unterscheidung von Deutschland und Preußen schon damals nicht zu rechtfertigen war, als die Weichsel noch als Grenzstrom von den Fremden gefürchtet wurde.

Strebsame junge Männer vereinigten sich in Dresden, es waren Dichter und Maler, um aus den Unbilden der Gegenwart sich in den Bereich der heitern Kunst zu flüchten und in geschlossener Reihe den Romanticismus gegen das classische Heidenthum zu vertreten. Dieselbe Erscheinung tritt in derselben Zeit uns in Königsberg entgegen. — An den romantisch dichterischen Bestrebungen bethätigten sich gebildete Frauen. Wem vergegenwärtigen sich hierbei nicht mehrere Berlinerinnen, von denen Dorothea Veit nach Dresden übersiedelte. Auch in Königsberg gaben Frauen dem schönwissenschaftlichen Kreise Blüthe und Lebensfrische, dessen Seele Schenkendorf war. Der Vergleich läßt sich in einzelnen Persönlichkeiten durchführen, so galt eine Fremde, die Staël-Holstein, so viel bei den Schlegel, als die bekannte Krübener bei Schenkendorf. — An verschiedenen Orten zog man aus der Nichtachtung und dem Staube alte Denkmäler, deren Werth man jetzt erst erkannte, mit Eifer und Liebe hervor, um aus der Niedergedrücktheit sich an den Zeugen ruhmwürdiger Vorzeit zu erheben. So kämpfte Schenkendorf für die Erhaltung der Marienburg. — Mit dem Mittelalterlichen verband sich eine schwärmerische Hinneigung zur alten Kirche, ein Schönthun der Protestanten mit dem Katholicismus. Lange ehe der Dichter Werner in Rom seinen Glauben abschwur, zeigten sich in Königsberg Kundgebungen der Art.

Alles das tritt als ein Stück Weltgeschichte um so bedeutsamer hervor, als in der Unglückszeit Preußens der königliche Hof in Königsberg lebte, hier die Königin Luise und die ersten Männer des Staats in freundlich entgegenkommender Weise alle Herzen für sich einnahmen, als von hier aus der Ruf zur Freiheit in alle deutschen Gauen drang und die hier gestiftete Landwehr die Völkerschlacht bei Leipzig schlug.

Wenn Schenkendorf auch nicht als Augenzeuge die erste Glorie zur Auferstehung des Vaterlandes besingen konnte, denn damals lebte er am Rhein, so ist sein das unleugbare Verdienst, durch den Geist, den er verbreitete, dazu mitgewirkt zu haben. Ein innerer Ruf zu einem heiligen Kriege beseelte ihn schon damals durch und durch zur Wiedererringung alter Sitte und alter Ehre.

Er nannte sich als Schriftsteller anfangs Ferdinand Max Gottfried Schenk von Schenkendorf — wohl nicht mit Recht, wenn er auch mit der Familie Schenk von Schenkendorf in der Mark verwandt war. Er wurde am 11. December 1784 auf dem väterlichen Gut Lenkonischken, eine Meile von Tilsit, geboren. Sein Vater, früher Militär, später Kriegs- und Domänenrath, zog vom Memel nach dem Pregelstrome. In einem Gedichte, das der Sohn seinem Andenken widmete, heißt es:

Dank Dir, daß in unsre Herzen
Du der Ehre Muth gelegt,
Der wohl Hunger, Durst und Schmerzen,
Knechtschaft nie und Schande trägt.

Die Erinnerung an ihn ist so gut wie untergegangen, der fern von der Heimath vor Beendigung der Freiheitskriege starb.

Wenn auch Fremde Dich begraben,
Schlaf' in freier Erde nun.

Um so lebhafter hat sich das Leben und Gebahren der phantastischen Kriegsräthin von Schenkendorf dem Gedächtnisse eingeprägt und Erzählungen davon sind von den Namen der Güter Nesselbeck und Lenkonischken unzertrennlich.

Die überspannte Dame setzte sich über das Urtheil der Welt hinweg und sah es sogar gern, daß ihr Leben und Weben den Leuten als spukhaft erschien. Sie machte den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tage. Ihre Schlafstube war schwarz tapezirt. Im Bette las und schrieb sie, nahm sie Besuche an und hielt Mittag, traf sie Anordnungen und gab Befehle. Erst spät Abends trat sie aus der Verborgenheit hervor, um häufig des Nachts zu lustwandeln und Spazierfahrten zu unternehmen. Kein Wunder, daß die gnädige Frau noch umgeht und daß man in Littauen sie in der Neujahrsnacht mit Vieren umherkutschiren sieht. Im Jahre 1807 erbte sie ein bei Königsberg gelegenes Gut Nesselbeck. Nach ihrem Geschmack richtete sie hier Haus und Garten ein. Als die Hendel-Schütz auf dem Theater in Königsberg durch ihre mimischen Darstellungen entzückte, ließ sie in einem Zimmer eine große Nische herrichten, damit hier Aehnliches versucht würde. Wenn der Studiosus Max zur Mutter hinausfuhr, so mußte er oft mitten in der Nacht aufstehn, um Gedichte vorzutragen. In geduldiger Fügsamkeit verstand er sich gern dazu. Im Garten ließ sie hölzerne Bildsäulen aufstellen und erklärte ihren Leuten die Bedeutung derselben. Wenn sie den Sternenhimmel betrachtete, so weckte sie in gutmüthiger Absicht bisweilen die Schläfer in den Hütten, um mit ihnen außerordentliche Erscheinungen zu bewundern.

Obwohl Max Manches an der geistig aufgeweckten, noch mehr aufgeregten Mutter zu belächeln fand, so ging wohl die Liebe, die sie an neuern Dichtungen fand, auf ihn über. Wahrscheinlich las sie auch die ältern mystischen Schriften, die seit dem Auftreten Tieck's in größere Aufnahme kamen. Da sie die Aurora nicht aus eigener Wissenschaft kannte, mochte sie sich an der Aurora in Jakob Böhme's Schriften erbauen.

Schenkendorf war noch ein Knabe, als er 1798 auf die Universität kam, wie das ehedem nicht ungewöhnlich war. Stets nachgiebig gegen die Mutter, trat er sonst als Student mit Uebermuth auf. Er hatte mehr Zeit, als seine Studien forderten, aber weniger Mittel, als er zu seinem Leben gebrauchte. Die Vorlesungen nahm er nicht mit besonderem Eifer wahr, um mit desto größerer Befriedigung der Renommisterei zu huldigen. Die Eltern konnten in seinem stark überschrittenen Triennium nicht das Zuwenig und Zuviel überwachen und daher wurde ihm, da er zwanzig Jahre zählte, ein Vormund gesetzt.

Als ein anderer, der er wirklich war, zeigte er sich, ein stets lieb empfangener Gast, in den gewähltesten und angesehensten Familienkreisen. Hier fand sein Sinn für Kunst und Poesie reiche Nahrung. Dadurch, daß sein Blick auf das Mühselige der Zeit gerichtet wurde, auf das Elend, das über Deutschland hereinbrach, und Schmach und Verderben zurücklassend unaufhaltsam vorschritt, trat sein besseres Selbst immer klarer hervor, je mehr ein düsterer Ernst tiefen Schatten über seine lebensfrohe Laune warf.

Gern und oft hielt er sich an verschiedenen Orten des schön gelegenen Oberlandes auf — manche Waldgegend mit malerischen Seen hat einen thüringischen Reiz — und freute sich der schönen, biedern und echten Gesinnung ihrer Bewohner.

Nicht geringer als die gräflichen Schlösser daselbst galt ihm das Pfarrhaus in Hermsdorf.

Der liebenswürdige Wedeke, zuletzt Oberhofprediger in Königsberg, vermochte hier den Erwartungen, die man sich von ihm versprach, weder als Geistlicher noch als Universitätslehrer zu genügen. Zu sehr dem Schäferleben zugethan, dem er sich als Geistlicher in Hermsdorf ergeben, konnte er sich in den großstädtischen Verhältnissen nicht zurechtfinden. Aber er war mehr als er schien. Das erkannte Schenkendorf so gut wie Schleiermacher vor ihm. Dieser beobachtete ihn unter den Seinigen in Hermsdorf und in Königsberg und nennt ihn „einen herrlichen Mann von einfachem, echtem Gemüth, echter Sittlichkeit, reinem Wahrheitssinn und einem patriarchalischen Stil des Lebens." In seiner Häuslichkeit fand er, wie er sich ausdrückt,

einen kleinen Himmel auf Erden. Webeke, wenn auch ein Freund alles Alten, das sich bewährt hatte — er wollte, damit Bildung und Vaterlandsliebe in allen Volksschichten sich verbreite, Denkmäler errichtet sehen zur Erinnerung an den deutschen Orden, an Copernicus, an die Anlegung der Weichseldämme u. s. w. — war fern von aller Einseitigkeit und bedenklichem Vorurtheil. Er verschloß sich nicht in Leben und Wissenschaft gegen die Einwirkungen des Neuen. Er las Novalis' Schriften 1802, als sie eben erschienen waren, die er jedoch nicht ganz zu fassen bekannte, er empfing von Schleiermacher die Briefe über die Lucinde, die aber, wie der Verfasser fürchtete, von ihm mißverstanden sein dürften. Ausgezeichnet war die treffliche Pfarrerin, die eben so viel Selbstbewußtsein als Anspruchslosigkeit besaß. „So sind," fährt der Berichterstatter fort, „auch die Kinder, die bei diesem Leben ihren Charakter so frei und rein entwickeln, wie ich es noch nicht gesehn." Es mögen hier nur die beiden mit Schönheit und Geist ausgestatteten Töchter Elise und Cornelia genannt werden.

Webeke's Kirchenpatron war der Graf Friedrich Alexander von Dohna-Schlobitten. Er und seine Familie war von gleich edlem Sinn durchdrungen. Schleiermacher, der drei Jahre im gräflichen Hause Lehrer war und das herzliche Verhältniß mit den Söhnen und Angehörigen nicht verlöschen ließ, urtheilt hier als ein noch näherer Zeuge. In einem Brief, der eine Schilderung einer Geburtstagsfeier enthält, erhebt er das Wohlthuende des innigen Zusammenlebens, das die Liebe zur Kunst, besonders Musik, noch mehr verschönte. „Mein Herz," sagt er, „wird hier ordentlich gepflegt. Die Kunst und die Frauen kannte ich noch gar nicht. Für die letztern ging mir der Sinn erst in den häuslichen Zirkeln in Preußen auf. Und nur durch die Kenntniß des weiblichen Gemüthes habe ich die des wahren, menschlichen Werthes gewonnen." Wiederholt spricht er sich so in seinen Briefen aus. Schenkendorf, der hier schöne Tage verlebte, hätte jedes seiner Worte unterschrieben. Ueberall waren es geistreiche, zart empfindende Frauen, meist älter als er, in deren Nähe auch sein Leben eine seelenvolle Verklärung empfing.

Der lebhafte Umgang mit Hermsdorf, Schlobitten und Schlodien war ganz geeignet, den Jüngling einer selbstvergessenen Sorglosigkeit zu entrücken. Aber noch mehr war es der Schmerz, der sich seiner bei Betrachtung der heimathlichen Zustände bemeisterte. Er fühlte mit Novalis:

> Das Alte wird hintangestellt.
> Was soll uns denn das Neue?
> O! einsam steht und still betrübt,
> Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Das Gefühl der Entrüstung, das sich nicht zu lachendem Spott hinreißen ließ, führte seine Feder, als das Schloß Marienburg aus Gründen der Nützlichkeit — unter falsch angelegter Rechnung — in ein Mehlmagazin verwandelt wurde. Das Erste, was er für die Oeffentlichkeit schrieb, war ein Aufsatz, der unter der Ueberschrift: „Ein Beispiel der Zerstörungssucht in Preußen" in einer vielverbreiteten Zeitschrift in Berlin gelesen wurde. Er blieb höhern Orts nicht unbemerkt und da die unterzeichneten Buchstaben v. Sch. auf v. Schön bezogen wurden, so rettete, von einer glücklichen Verwechslung begünstigt, der jugendliche Verfechter, der erst das achtzehnte Jahr überschritten hatte, so viel noch zu retten war.

Als auf die Schlacht bei Austerlitz die bei Jena folgte, da wurde durch das Feuer der Trübsal bei Keinem mehr als bei ihm das Gold der Gesinnung geläutert. Der unverdorbene Keim in seiner Brust trieb 1806 die ersten Blüthen der Poesie. Bis dahin, so scheint es, war die Weihe noch nicht über ihn gekommen, wenn er auch am lauten Lesen von Gedichten Gefallen fand und sich gern den Abend im Theater vergnügte. In Trümmer sieht er Deutschlands Hoheit zerfallen. Der gerechte Stolz verwandelt sich da in gerechten Zorn und der Ruf zur Rache und Rettung wird zum Gesang. Gedanken, die ihn damals bewegten, tönen noch in seinen späten Liedern nach, wenn er: „mein heiliges, mein deutsches Reich!" ausruft und Germania als seine Herrin feiert:

> Als Knabe hab' ich viel vernommen
> Von ihrer hohen Würdigkeit,
> Dem Jüngling war ein Ruf gekommen
> Von ihrer Schmach und Niedrigkeit.
> Da ging ich oft in Eichenhainen,
> Zu suchen die versunk'ne Pracht,
> Den Fall der Herrin zu beweinen,
> Zu prüfen meines Armes Macht.
> Da betet' ich, laß mich sie retten,
> Du, welcher lenkt der Sterne Gang,
> Mich laß zerbrechen ihre Ketten,
> Und sterben froh, wenn das gelang.

Bang und lang wartete er auf die Stunde,

da der König sein ritterliches Schwert entblöße, um an der Spitze seiner Heere die Schmach zu rächen. Sie kam und das erste Lied vielleicht, das wir besitzen, wird ihm von der Freude eingegeben, mit der er das Unternehmen begrüßt. Es war kein gutes Vorzeichen, daß er es auf die Weise: „Auf, auf ihr Brüder und seid stark" dichtete, ein Lied, das damals gesungen wurde, als deutsche Regimenter am Cap der guten Hoffnung einem jammervollen Ende entgegengeführt wurden. Schenkendorf hebt also an:

Sing' Heldenlieder, Preußenvolk,
Daß sich dein Krieger freut.
Der König steckt sein Banner auf
Und alles läuft den Heldenlauf.
Zu streiten solchen Streit — —
Wie Sparter gegen Xerxes Heer
In dicht gedrängten Reih'n.
Stehn Preußens wackre Krieger da.
Am Grabe der Germania
Zu Rächern sich zu weihn.
So ziehet hin, ihr Brüder, zieht,
In den gerechten Krieg.

Der siegesfroh entglühende Heroismus wurde gebeugt und verbarg sich im schattigen Dunkel der Elegie. Aber nicht durch schlaffe Duldsamkeit war die Thatkraft untergraben und der Freiheitsmuth gebrochen. Der Dichter sang diesmal nicht mit Novalis:

Was sollen wir auf dieser Welt
Mit unsrer Lieb' und Treue?

Auf sie stellte er die Hoffnung, um muthig wiederzugewinnen, was für immer verloren zu sein schien, Ehre und Vaterland. Die Altpreußen bei der Anwesenheit des Hofes in Königsberg und Memel zwischen den Jahren 1806 und 1809 wurden des Trostes inne, mittrauernde Zeugen zu sein von der wehmüthig standhaften Größe der königlichen Familie. Mit der rührendsten Verehrung verbanden sich die innigsten Wünsche.

Neben Schenkendorf waren zunächst seine Universitätsfreunde von ermuthigender Zuversicht erfüllt und bei äußerer Verkümmerung des Staatslebens schwelgte man in hohen Ideen. Es sind hier namhaft zu machen die Juristen Karl Graf zu Dohna-Schlobien, gefallen in der Schlacht bei Dennewitz, Ferdinand Freiherr v. Schrötter, Sohn des Canzlers, in Marienwerder als geheimer Justizrath lebend, Ernst Graf v. Canitz, jetzt in Italien, die Mediciner Samuel, getauft Hermann Friedländer, der als Professor in Halle, und David Assur, Schwager Varnhagen's von Ense, der Assing genannt als Arzt in Hamburg starb.

Schenkendorf hielt sich behufs der cameralistischen Prüfung — die er das erste Mal nicht glücklich bestand — im Amte Waldau auf, zugleich mit dem Botaniker Gr. Henkel v. Donnersmark, an welchem Ort jetzt eine landwirthschaftliche Akademie errichtet ist. Jener lebte hier ganz der Poesie, sie behielt bei ihm das Recht über die Rechte. Oft hörte man ihn von einer mit Kastanien bepflanzten Anhöhe herab Gedichte vortragen.

In den Jahren 1807 und 1808 erschienen zwei schönwissenschaftliche Zeitschriften, an deren Herausgabe sich Schenkendorf als Cammer- (Regierungs-) Referendarius betheiligte oder sie veranlaßte. Die eine, „Vesta," schloß mit dem zweiten Bande ab, die andere, „Studien," mit dem ersten Heft. Sie dürfen nicht unberücksichtigt bleiben, da sie eben so wichtig für den Bildungsgang des Dichters, als für die Orientirung auf dem Boden sind, auf dem seine Geistesblüthen und die des Mitherausgebers v. Schrötter erwuchsen. Es weht in den Gedichten und den prosaischen, meist für das Ohr metrisch gehaltenen, Abhandlungen ein rauschendes Jugendfeuer, bennoch vermissen wir nirgend einen streng sittlichen Ernst, wir verkennen nicht eine verzierte Ueberschwänglichkeit, doch eben so wenig eine grade Wahrheit, die Gebilde zeugen von religiöser Tiefe, aber sie tragen die Glanzlichter mystischer Wunderlichkeit. Die Glorie des Ueberirdischen verlischt nicht selten im sinnlich Materiellen.

Schon damals erkannte Schenkendorf alles Heil darin, daß alle als Glieder eines Ganzen, jedes mit seiner Stellung zufrieden, zu einem Körper sich vereinigten, indem ein Höchstes nur durch ein Uebereinander, folglich durch Unterordnung zu erreichen wäre. Wie im Staat, so in der Kunst; dies bemühte er sich in der Abhandlung „der Streit der Künstler" darzuthun. Die Vesta hielt sich in einer vornehmen Sphäre. Die Herausgeber Schenkendorf und Schrötter waren von Adel. Eine Abhandlung ist vom Grafen Dohna-Wundlack, dem nachmaligen Obermarschall, die musikalischen Beilagen von Agnes v. Knobloch geb. Freiin v. Schrötter. Der Frau v. Krüdener oder vielmehr ihrem ersten Aufenthalt in Königsberg wird in einem Aufsatz ein Ehrengedächtniß gestiftet. Die

Widmung: „Unserer Königin“ feiert diese als

> Die Heil'ge, die des Herdes pfleget,
> Wenn in den Krieg die Götter ziehn. — —
> Sie, der sich jedes Streben
> Für's Heiligthum der Menschheit weiht.

Und im Vorwort lesen wir: „Der Geist Attila's schreitet furchtbar einher und droht, die Welt mit seinen Gigantenplanen zu verwüsten; eine unglückschwere Wolke scheint über dem Schicksal der Völker zu schweben. Doch lebt noch Griechenlands Geist in den Edlern; es wiederholt sich die Zeit der Heroen in Fürsten und Bürgern. Länder schwinden, Fürsten fallen, eine goldene Zukunft winkt: denn die Wahrheit muß der Lüge trotzen und das Rechte Sieger sein.“ Das erste Heft wurde im Juni ausgegeben, in welchem Monat die Franzosen ihren Einzug in Königsberg hielten.

Eine mehr leidend religiöse Stimmung griff seitdem Platz. Die Zeitumstände forderten, daß man anders sprach mit bedenklicherem, gedämpfterem Ton, wenn man auch nicht anders dachte. Dies sehen wir, als Schenkendorf seine „Studien“ in die Welt schickte. Hier enthält der von ihm gezeichnete „Crayon, der Menschheit veränderter Standpunkt“ folgende bezeichnende Stellen. „Warum uns ewig sehnen nach Griechenland, das doch in keiner Hinsicht Ideal sein mag? Dem Griechen lebte die ganze Natur; der Christ findet auch Leben in ihr, das Symbol des Lebens, Sacrament. — — Wenn wir dem Begriff Universum eine Form geben wollen, so kann dies nur die vollkommenste Figur, der Zirkel sein. Im Zirkel neigt sich der Anfang gegen das Ende. So dämmert auch in jedem Gemüthe die Erinnerung an einen Morgentraum, an ein früheres schönes Sein. — — Das antike Leben, die unbefangene naive Poesie ist in die sentimentale aufgelöst.“

In den Studien macht sich das Aristokratische weniger bemerkbar und das Volksgemäße findet mehr seine Stelle. Das Streben jedes Einzelnen soll zur Geltung kommen, das lehrt uns der Aufsatz über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit.

Ein Moment der höhern Bildung gaben damals die in Königsberg wohnenden englischen Familien. In jeder befanden sich einzelne, die mit eifrig anregender Theilnahme dem Gange der Wissenschaft folgten, oder der Kunst pflegten, wenn sie auch nicht selbst Bedeutendes lieferten. Wie Kant der Freund des Kaufmanns Green war, so trat auch später gern mit ihnen in Verbindung, wer Kunst und Gelehrsamkeit liebte. Leider! zeigten sie nicht selten einen Hang zu Tiefsinn und Religionsschwärmerei. Sie versanken in Wahnwitz und gaben sich den Tod, wie dies mit einer Reihe trauriger Vorfälle belegt werden kann. Es seien hier die Familien Barckley, Motherby und Hay genannt. Nach dem Gesagten durfte man um so mehr geneigt sein, bei dem Namen einer Sammlung religiöser Gedichte, „Sternblumen,“ die von einer Frau Fanny Gottschalk, geb. Hay, verfaßt sind, anzunehmen, sie seien aus einem krankhaften Hellsehen entsprungen. Es sind aber stille Ergießungen eines gläubig-frommen Vertrauens, fern von katholisch-mystischer Färbung. Die Sternblumen sollen auf Schenkendorf einen tiefen Eindruck gemacht haben. Aus seinen religiösen Liedern leuchtet das nicht hervor.

Unter den Unterzeichnern zur Zeitschrift Vesta lesen wir den Namen des Kaufmanns David Barckley und den seiner gleichgestimmten Gattin Henriette, geborne Dittrich. Er, dem das Schicksal in jeder Art günstig war, dem Frau und Tochter einen beneidenswerthen Hausstand bereiteten, fühlte sich dennoch unglücklich, indem die Sonderlingsnatur sich immer entschiedener bei ihm herausbildete. Unter dem Vorgeben, seine Betheiligung an einem großen Mühlengeschäft gestatte ihm nicht, weit ab davon innerhalb der Stadtmauern zu wohnen, verließ er Haus und Frau und siedelte sich nach einer öden entlegenen Gegend über, deren Reiz allein in einer Reihe von Windmühlen besteht. Ueber Frau Barckley vereinigen sich alle Stimmen darin, daß sie die Achtung, die sie durch Geist und Schönheit erregte, auch durch Trefflichkeit und untadlige Sitte verdiente. Die schönen Geister, die in dem bei aller Gastlichkeit stillen Hause verkehrten und deren leitendes Haupt Schenkenborf war, nannten den Garten Belriguardo und sahen in ihr eine Eleonore.

Wenn Schleiermacher 1791 in einem Briefe sagt: „In Königsberg hat kein einziger Gelehrter eine Bibliothek,“ so ist dies eben so falsch, als wenn Werner 1803 versichert: „daß in ganz Königsberg kein Mensch die Genoveva, die Fantasie über die Kunst, die Herzensergießungen weder liest, noch kauft,

und daß diese Bücher, hier kaum gekannt werden."

Tieck gehörte neben Novalis zu den beliebtesten Schriftstellern. Von dem letzten wurden Lieder gesungen nach der Composition eines Königsbergers.. Fouqué's Undine, die 1811 erschien, wurde gelesen und wir wissen, daß Schenkendorf dem Kriegsrath Scheffner den Inhalt erzählte, der dazu den Kopf schüttelte.

Bei einem durchaus einfachen Leben reihten sich im Barckley'schen Hause Feste an Feste. Leicht war ein Anlaß gefunden und Schenkendorf unerschöpflich in sinnreichen Erfindungen. Mit der romantischen Stimmung des poetischen Vereins war eine Sehnsucht nach Italien verbunden, die sich bei Manchem unter ihnen erfüllte. Matuschewski ward Maler und begab sich dahin, Friedländer betrat das hesperische Wunderland an der Hand des Malers Philipp Veit und erinnerte sich dort gern an die Tage im heimischen Belriguardo. Es war ein Zug nach dem heiligen Rom, nach dem St. Peterssitz. Im Jahr 1809 war der Papst als Gefangener von Napoleon nach Frankreich entführt. Schenkendorf schrieb ein Gedicht, „Gebet" überschrieben, in dem die Verzweiflung von Gott und den Aposteln Petrus und Paulus Erbarmen herabfleht, damit Rom sein Haupt, die christliche Heerde den Hirten wieder erhalte.

> Hör' auf deines Volkes Flehen,
> Heiland laß vorübergehen
> Deiner Kirche Todeswehen.
>
> Ach ihr Kleinod ist entwehet,
> König, Deine Braut geschändet. — —
>
> Wappne dich mit deinem Blitze
> Ihn, der an der Frevler Spitze,
> Triff in seinem Höllensitze.

Der Dichter nahm Anstoß, die katholisch klingenden Verse ohne Weiteres drucken zu lassen und bewog einen Schauspieler, den Zögling einer Jesuitenschule, eine lateinische Ode gleichen Inhalts abzufassen, für deren freie Uebersetzung sein Gedicht ausgegeben wurde.

Wenn eine der genannten Damen einem Freunde in's Stammbuch schrieb:

„Es ist ein herrliches Ding, außer der Regel zu sein," so hat man diesen, aus Hippel entlehnten Ausspruch nur auf eine Trennung von der prosaischen Alltäglichkeit zu beziehen, nicht etwa auf eine Absonderung in kirchlichen Verhältnissen, wie dieses grell genug nachmals bei einzelnen Mitgliedern des adligen Kreises hervortrat, laut den Verhandlungen gegen Ebel und Diestel. Am wenigsten ist eine Freigeisterei im geselligen Verkehr zu beargwöhnen. Nie das Leiseste von Verletzung des Anstandes ist je zur Sprache gekommen, wenn auch Jeglicher, der Geist besaß und sich in der Gesellschaft gefiel, im Barckley'schen Hause gern gesehen wurde. Zu den nicht regelmäßigen Gästen gehörte die bekannte Hendel-Schütz, die für eine kurze Zeit die Leitung des Theaters in Königsberg übernommen hatte, die Doctorin Johanna Motherby, nachmalige Dieffenbach, der vor zwei Jahren in der Lebensbeschreibung ihrer Freundin v. Ahlefeldt mit ein Ehrengedächtniß errichtet ist, und die oft erwähnte Frau v. Krüdener, die in ihren Predigten sich selbst eine reuige Magdalena nannte.

Die letztere mochte es sich wohl als ein Verdienst anzurechnen haben, daß der dichterische Verein für gewöhnlich in Stammbüchern seine Empfindungen in Bibelversen aussprach. Ihr verdankte Frau Barckley Kraft und Ergebung in Schmerz und Kümmerniß, mehr noch die „engelgleiche Frau, die in Königsberg so viel Thränen unter dem Diadem vergoß," die Königin Luise. „Sie haben mich besser gemacht als ich war," dies Bekenntniß machte sie ihr in einem von Eynard mitgetheilten Brief. „Mein Glaube, schreibt sie, ward täglich größer, so daß mitten unter den Unglücksfällen, Erniedrigungen und Kränkungen ohne Zahl ich niemals ohne Trost gewesen bin, ja niemals ganz unglücklich."

Frau v. Krüdener konnte sich bereits als Märtyrin darstellen, um so leichter war es ihr, durch eindringliche Worte auf trüb gestimmte Seelen zu wirken, wenn sie „von Frieden sprach mitten im Geräusch des Krieges, zur Ruhe mahnte mitten im Ungewitter, unerschöpfliche Schätze verhieß mitten in der Unmasse von Ruinen und den Schiffbrüchigen den Hafen des Heiles zeigte." Unermüdlichste Thatkraft, namenlose Anstrengung, Opfer der rühmlichsten Entsagung entwickelte sie, als nach der Schlacht bei Pr. Eylau die große Zahl von Verwundeten, Preußen und Franzosen, die nach Königsberg geschafft wurden, an allen Enden augenblickliche Hilfe verlangte. Mehr als ihr schriftstellerischer Ruf ließ das all die ärgerlichen Gerüchte vergessen, die ihr vorangegangen waren. Sie besuchte die Predigten des Bischofs Borowski und

ging in seiner Kirche zum Tische des Herrn. Das unbegrenzte Vertrauen, das die Königin dem Manne schenkte, der zuerst durch das Wort ewiger Wahrheit ihr gebeugtes Herz aufzurichten verstand, wurde nicht dadurch geschmälert, daß sie einer Leidensschwester den Eintritt gewährte. In den salbungsreichen Vorträgen der Frau v. Krüdener, in ihren beglückenden Verheißungen fand die Königin wohlthuende Beruhigung. Sie zweifelte nicht an der Echtheit ihres religiösen Eifers und widmete ihr viele Stunden. Sie folgte gern der Aufforderung, mit ihr militärische Krankenhäuser zu besuchen.

Schenkendorf nannte Borowski, auf dessen fünfzigjährige Amtsthätigkeit er ein Gedicht verfaßte, eben so den Kriegsrath Scheffner, an dessen heiter anregender Unterhaltung die Königin Gefallen fand, seine Gönner, er hatte das Wohlwollen der Kammerherrin v. Berg wie das der Frau v. Krüdener gewonnen, damit durch ihre Vermittlung sich einer seiner seligsten Wünsche verwirkliche, nämlich der Erhabenen gegenüber, ihr selbst seine Ehrfurcht bezeigen zu dürfen. Nicht nur dies gelang ihm, sondern es war ihm vergönnt, in die Zahl derjenigen einzutreten, die sich fortan ihrer unveränderlichen Huld erfreuen konnten. Des Jünglings edle Gesinnung blieb ihr nicht verborgen. Ihm war es verstattet, ihr ein Drama: „die Bernsteinküste," in den königlichen Zimmern vorzuführen, wobei er selbst unter den Darstellern mitwirkte. Zwei Lieder daraus haben sich wahrscheinlich erhalten: „Der versunkene Ring" und „Bernsteinfischerlied," die zuerst in seinem „poetischen Nachlaß 1832" erschienen. Als der Hof, nach einjährigem Aufenthalt in Memel, am 16. Januar 1808 nach Königsberg zurückkehrte, wand auch er mit an den Kränzen zur Freude des Empfangs. Er pries die Ruhestätte, die die Königin wieder einnehmen sollte:

O schmücke Dich mit heiligem Geräthe,
Gemach, das einen Himmel bald umhüllt,
Die Königin von allen Königinnen,
Sie will hier schlummern, will Dich lieb gewinnen.

Am 26. Juli 1810 brachte die Königsbergische Zeitung die Trauerkunde vom Tode der Königin und im nächsten Blatt am 28. d. M. las man das Gedicht, als Motto: „Nicht diese Stunde nur, sie starb viel lange Tage, und jeder war des Todes werth," mit den Versen, die Klopstock auch dem Andenken einer Königin Luise gewidmet hatte.

Sink' in Schlummer, aufgefunden
Ist das Ziel, nach dem du schrittest,
Ist der Kranz, um den du littest,
Ruhe lebt am Quell der Wunden.

Herr und König schau nach oben,
Wo sie leuchtet gleich den Sternen,
Wo in Himmels weiten Fernen
Alle Heilige sie loben.

Schenkendorf veranstaltete zusammen mit dem bekannten Wilhelm Dorow ein Trauerfest in einer Kirche und zwar in der katholischen.

Ein Duell, das viel Aufmerksamkeit erregte, hatte für Schenkendorf einen unglücklichen Erfolg. Es wurde durch einen Zusammenstoß bei einer Schlittenfahrt veranlaßt. Ein General, der sich hätte entschuldigen sollen, schimpfte auf ihn und empfing einen Brief des Inhalts, daß er, der Regimentern aus dem Wege gegangen, eben so einen Schlitten mit lautem Schellengeläute hätte berücksichtigen sollen. Als der General den Gegner auf dem Kampfplatz erblickte, erklärte er gegen den Secundanten, er wolle ihm nicht an's Leben gehen, sondern ihm nur ein Wenig das Schreiben verderben. Und, ein vorzüglicher Schütze, schoß er in seine rechte Hand, so daß sie nicht geheilt werden konnte. In Schlodien, in das Schloß der Grafen Dohna aufgenommen, fand der Verwundete die sorgsamste Pflege. Er verlor für immer den Gebrauch der rechten Hand, lernte aber sehr bald mit der linken schreiben.

Auch eine längere Entfernung seiner Freundin Bardley von Königsberg wurde durch ein beklagenswerthes Ereigniß herbeigeführt. Ihr Gatte versank immer mehr in Tiefsinn und nahm sich endlich das Leben, wie es sein Bruder, ein gleichfalls geachteter, wohlhabender Kaufmann, vor ihm gethan. Frau Bardley und ihre Tochter, von ihren Freunden nicht weniger als von ihren Verwandten geliebt und bemitleidet, hielt sich bei diesen eine Zeitlang auf dem Lande auf.

Wenn das zuthätige Gerücht die Zuneigung des Dichters zu dem Bardley'schen Hause bald auf die eine, bald die andere Weise deutete und sich nicht gradezu entscheiden konnte, ob die Mutter oder die Tochter die Bevorzugte sei, denn jene war zehn Jahre älter als er und diese, eben zur Jungfrau erwachsen, zehn Jahre jünger, wenn es in seinen Voraussetzungen irre wurde durch die Huldigung, die Schenkendorf der

unglücklich verheiratheten Hendel-Schütz angedeihen ließ, so kam die Angelegenheit durch das Wittwenthum wieder zur eifrigsten Besprechung. Es zeigte sich, daß die Stimmen, die sich für die Mutter erklärten, die rechte Fährte verfolgten.

In ihr war nie eine Ahnung aufgestiegen, daß Schenkendorf's Aufmerksamkeit auf etwas anderes als Freundschaft schließen lasse. Er hatte sich stets in rücksichtsvoller Ferne gehalten und seine Gefühle nur verschwiegenen Gedichten anvertraut. Schon in einem Sonett von 1808 lesen wir von einer möglichen Vereinigung; wie zwei Bäche, wenn sie sich nicht mehr durch ein Eiland getrennt sehen, in Eins zusammenfließen,

Also möchte dich mein Geist umschließen,
Um der Ichheit eitles Glück betrogen.
Nimm, o Göttliche, mein armes Leben,
Nimm es, um ein schön'res mir zu geben!

Mehrmals in seinen Liedern nennt er sie seine Geistesbraut und feiert sie als Eleonore. An einem Himmelfahrtstage war er sich seiner Empfindung als einer nicht mehr zu bekämpfenden klar geworden.

Jetzt näherte er sich ihr, fand aber keine Erhörung. Ueberrascht und zürnend wies sie ihn zurück. Dies war die nächste Veranlassung, daß, da Frau v. Krüdener mit ihrer Tochter Königsberg verließ, auch Frau Bardley mit der Tochter die Vaterstadt aufgab und im November 1811 unter ihrer Begleitung nach Gnadenfrei und dann nach Karlsruhe reiste.

Dem Dichter, der nach seinem eignen Ausdruck erst spät an „das Ziel seines langen Strebens und Wartens" kam, ward dadurch ein tief niederbeugender Schmerz bereitet. Wenn dieser durch einen überwogen werden konnte, so war es der Krieg gegen Rußland. Die Franzosen waren ihm als Feinde, um wie viel mehr als Freunde verhaßt! Die Verbindung Preußens mit Frankreich machte es ihm unmöglich, noch länger auf dem entweihten väterlichen Boden zu bleiben. Ueberall mußte ihm wohler werden als hier. Er schied von Amt und Heimath, um sich auf einer Reise durch Deutschland zu zerstreuen.

Ueberall beim Anblick der grauen Zeugen ehemaliger Herrlichkeit erwachte neu sein Haß und mit ihm seine gläubige Zuversicht.

Aerger erfüllte seine Seele, da er in den wüsten Dom von Speier trat und in den zerstörten Kaisergräbern ein freches Beispiel französischer Gottlosigkeit wahrnahm. Er betrachtete die altdeutschen Bilder, die durch ihre Besitzer Boiseree wieder zu Ehren gekommen waren, er beschaute mit ernster Sinnigkeit:

Was frommer Fleiß und keusche Kunst
Gepflegt in alter deutscher Welt. — —
Gesegnet sei der tiefe Schmerz,
Der da in ihm begann.

Und der Dichter sah die Ueberzeugung immer fester wurzeln:

Die Geister und die Sagen,
Der alten Tage Zier,
Die kann kein Feind erschlagen,
Die weilen ewig hier.

Er wiederholte in innerer Bewegung, was er vor Jahren niedergeschrieben hatte: „Mag auch der gemeine Sinn im stumpfen Brüten seiner Angst sich selbst verlieren, ein erhabener Geist ist der Charakter dieser Zeit. Die entgegengesetzten Kräfte behaupten den Kampfplatz, das Verjährte zu vernichten und aus dem Chaos eine neue königliche Schöpfung zu entwickeln."

Auf seinen Irrfahrten kam er auch nach Karlsruhe. Er begrüßte wieder die Vielgefeierte und sie, die ihn geflohen, neigte sich nun seinen Wünschen. Er ward ihr ein zärtlicher Gatte und ein väterlicher Freund der Stieftochter, die die Mutter fortan ihre Herzensmutter nennt. Der Ehebund wurde eingesegnet am 25. December 1812. Stets pries er die getroffene Wahl. Er sang seiner Hausfrau:

Nie soll mich die Wahl gereuen
Und ich sage feierlich,
Könnt' ich auch noch zehnmal freien,
Zehnmal freit' ich, Liebste, Dich.

Die Störung, die sein Glück erfuhr, war von der Art, daß sie nur dazu beitrug, den Glanz der Verklärung darüber zu verbreiten, den Glanz im Wiederschein der Flammen, die von Moskau herüberstrahlten.

Der Kreuzzug hebt an, der heilige Krieg für Freiheit, Vaterland und Ehre. Wie gern hätte er das erste freudige Lebenszeichen zur Genesung des kranken Staatskörpers in Königsberg beobachtet! Aber auch im Auslande fühlt er als Preuße. Er tritt in preußische Dienste ein.

Denn nur Eisen kann uns retten,
Uns erlösen kann nur Blut,
Von den sündenschweren Ketten,
Von des Bösen Uebermuth

Schenkendorf, wenn er auch kein Schwert zu führen vermag, kann nicht hinter den

Streitern zurückbleiben, die gelähmte rechte Hand hindert ihn nicht, seine ganze Thatkraft der guten Sache zu weihen. Er scheut nicht Kriegsbeschwerden und Gefahren. Kurz nach den unvergeßlichen Octobertagen betritt er das Schlachtfeld bei Leipzig, der Stadt, bei der man nach seiner Meinung künftig schwören solle, und eignet sich einen französischen Helm zu, um sich daraus ein Trinkgefäß verfertigen zu lassen und auf das Fest der errungenen Freiheit zu trinken. Nicht durch das Schwert kann er nützen, aber durch seine Feder, die begeisternde Gesänge hinausschickt, durch seine Feder im Kriegsbüreau. Er gehörte Anfangs zur Begleitung des Staatscanzlers v. Hardenberg, alsdann war er in einem Reserve-Bataillon beschäftigt, welches der General Röder befehligte, „Vater Röder, lieber General," wie er ihn nennt, und endlich arbeitete er in Frankfurt a. M. in der Bewaffnungscommission unter Rühle Lilienstern.

Der Gedanke von einem einigen Deutschland, der als ein beseligender, glücklich sich erfüllender Traum ihn umschwebte, soll sich nun bewahrheiten.

Mit Entzücken durchmustert er die deutschen Gauen, wo überall der Ruf zur Freiheit die Waffen ergreifen heißt, aber es zieht seinen Geist mit Zauberfäden jenseits der Weichsel zum Pregelstrom, wo das Freiheitswerk begann.

Zweierlei erschien ihm als glänzendes Ziel alles Ringens und Strebens zur Rettung und Erhaltung des deutschen Ruhms, nämlich die Freiwerdung des Rheins und die Erneuung des heiligen deutschen Reichs.

> Die Losung sei der Rhein!
> Vom Felsen kommt er frei und hehr.
> Er fließe frei in's deutsche Meer.

Der Sänger will, daß der Cölner Dom vollendet, wobei er auf den Kronprinzen hindeutet, und daß der Straßburger Münster aus welscher Herrschaft erlöst werde; aber mehr liegt ihm noch am Herzen die Erhebung eines deutschen Kaisers. Die Einheit scheint ihm nur gewährleistet in einer zweckmäßigen Gliederung, in einer Unterordnung, die durch ein Haupt bedingt wird, das hoch über dem Ganzen steht. Arndt nennt Schenkendorf den Hüter des Rheins und Friedrich Rückert Deutschlands Kaiserherold.

> Wer soll dein Hüter sein?
> Sprich, Vater Rhein!

Die Frage, die Arndt aufwirft, beantwortet er dahin: „Ein deutsches Herz, tapfres und treues Herz."

> Jauchze nun, Rhein!
> Klinge des Sängers Wort
> Künftigen Zeiten!
> Und in dem grünen Glanz
> Liege sein Grab als Schanz,
> Liege als Ehrenwall
> Vor deiner Wogen Schwall.

Es sind die Kriegsgesänge, die dem von echter Begeisterung erhobenen Schenkendorf einen Ehrenplatz unter Deutschlands Dichtern sicherstellen. Einfach volksthümlich dringen sie zu Ohr und Herzen. Ist es doch, als wenn die allgemeine heilige Bewegung sie von selbst hervorgerufen habe. Die Worte scheinen mehr den Gesang zu begleiten, als tonangebend ihn zu wecken.

Gegen Schenkendorf ist Arndt roh, Körner prunkhaft. Bei ihm herrscht ein mehr bescheidener Ton, mehr sinnige Beschaulichkeit, wie sie dem stillen Ernst und der ruhigen Würde ansteht, wenn er für die Ewigkeit bauen, ein deutsches Reich errichtet sehn will, das für immer alle Schmach von den Grenzen fern hält. Dabei aber kann es nicht fehlen, daß Schenkendorf's Gedichte durch das Gehaltene einförmig, durch das Zurückkommen auf das oft Gesagte ermüdend sind. Dies wird vermehrt durch die sich meist gleichbleibende äußere Form. Wenn der Dichter, der gern von einer keuschen Kunst redet — ein Wort, das nach ihm oft gebraucht ist — in Sprache und Ausdruck nicht gefallsüchtig genannt werden kann, so ist er doch vom Vorwurf des Gesuchten und Manierirten nicht immer freizusprechen, von dem Ton einer Minnesingerei, die unserer Zeit beinahe den ganzen Fouqué ungenießbar macht.

Aber im Zuge echt poetischer Ergießungen geben kleine Unebenheiten keinen Anstoß und das reiche Seelenleben, die Schönheit des Gemüthes, der Herzensschlag inniger Ueberzeugung kann nicht verkannt werden. Wie er sich aussprach, so mußte er, anders konnte er sich nicht aussprechen. Er ist Dichter ohne es zu wollen und zu wissen, erhoben von dem Gedanken einer Freiheit, wie sie ehedem bestand, da Deutschland einig war. Daß er unter den Großen Deutschlands eines Luther's kaum und eines Friedrich's gar nicht gedenkt, kann nicht befremden.

Wenn Schenkendorf ruft: „O Bauernstand, du liebster mir von allen!", den Schuster und den Zimmermann preist, die, statt

zur Gesellenlade, sich nun zur Fahne halten, die Bürgergilden ehrt, wenn er bekennt:

> Die Hoffahrt zehrt ein böser Wurm,
> Ein Rost an Ritterschilden,

so verleugnet er darum nicht seinen Adel, wie man dies aus vielen Versen ersieht.

Er ist sich selber treu und wenn er ganz in Deutschland aufgeht, so bewährt er sich als Altpreuße durch mannigfache Beziehungen zu seiner engern Heimath.

Er ist sich selber treu. Als Romantiker der deutschen Schule finden wir bei ihm kein Lied in antikem Maß, keine spanischen Assonanzen u. s. w. Der Reim erschien ihm als ein nothwendiger Bestandtheil des dichterischen Ausdrucks. Nur im Anfange, da er als Schriftsteller auftrat, sprach er von Griechenlands Geist und Leonidas, von Eros und Vesta; dergleichen hing ihm noch von den Schulbänken an, das er aber abwarf, sobald er sich selbständiger fühlte.

Karlsruhe war lange Schenkendorf's Wohnsitz, wo er den Umgang mit der Frau v. Krüdener fortsetzte und sich der Freundschaft Friedländer's freute, der auch, ohne die Waffen zu führen, an den Feldzügen Theil genommen hatte, nämlich als Militärarzt. Der Ort wurde ihm besonders lieb durch das herzliche Vernehmen mit dem Kirchenrath Ewald, einem Freunde Lavater's, und noch mehr mit Jung-Stilling. Wie Schenkendorf in einem Gedicht an „Stilling's Jugend" erinnert, so würde der gemüthvolle Greis ohne Zweifel auch seiner in Ehren gedacht haben, wenn „Stilling's häusliches Leben und Alter" nicht Bruchstücke geblieben wären. Jener besorgte 1815 die Herausgabe seiner Gedichte, von denen einzelne schon früher gedruckt und zum Theil mit den Compositionen verbreitet waren. — Er sehnte sich indeß von Karlsruhe hinweg, um in preußischen Diensten einen passenden Wirkungskreis zu finden. Im Sommer des folgenden Jahres siedelte er sich nach Coblenz über, wo er, der es nur zum Referendarius gebracht, die Stelle eines Regierungsraths erhielt. Wenn er kurz nach der Vermählung an Verwandte seiner Gattin geschrieben: „Lassen Sie mich, so viel in menschlichen Kräften steht, für das Glück derer sorgen, die uns die liebsten sind," so wurde ihm jetzt durch die Anstellung dazu die Gelegenheit geboten, sein reblich gemeintes Versprechen halten zu können. Aber trüb und verstimmt konnte seine Seele nicht mehr die frühere Heiterkeit gewinnen; wenn er auch in dem häuslichen Stillleben Alles fand, was er gehofft hatte, so war ernste Ahnung seine stete Begleiterin.

> Willkommen, stille Zelle!
> Ich ziehe gläubig ein.
> Bald soll mir deine Schwelle
> Des Himmels Stufe sein.

Er war körperlich leidend und der Blick, wie sich Alles in Welt und Staat gestaltet hatte, gab seiner geistigen Kraft keinen tröstlichen Halt.

Es war anders geworden, als es mit ihm viele gedacht und erwartet. So klagt ein ehemaliger Streiter des Lützow'schen Freicorps: daß die Hoffnungen, welche man auf den Befreiungskrieg gesetzt, nicht in Erfüllung gegangen wären, dem Aufschwung wäre eine Erschlaffung gefolgt, die verheißenen Freiheiten nicht gewährt worden. „Das Ideal," so schreibt er, „das uns damals vorschwebte, worauf wir mit graden Schritten loszugehen glaubten, das wir zu erreichen gewiß hoffen konnten, ist nicht allein weit entfernter von uns, sondern sogar jede Hoffnung, es zu erreichen, verschwunden." Ein begeisterter Wortführer in der Zeit der Freiheitskriege erinnerte sich mit Wehmuth an die Jahre, „wo Alles aufflog und aufsprang. So fliegt und springt es nun freilich nicht mehr, Vieles scheint sogar wieder elendig werden zu wollen, aber es ist doch noch lebendig, was nicht verfliegen und zerspringen kann wie Seifenblasen."

Vergebens hatte der Dichter geharrt auf die Wiedergeburt Deutschlands, vergebens der Gattin versprochen, wir

> — sehn in der Stadt am Main
> Den deutschen Kaiser krönen.

Im Dienst der Religion suchte er seinen Gram zu vergessen. Wohl war es seine Gattin, die ihn aufforderte, seine frommen Eingebungen in Lieder zu fassen:

> Noch schlummern edle Kräfte viele
> In Deinen Saiten: auf, sie zu erkunden!
> Du hast Dein freies Vaterland gesungen —
> Fort sei um einen höhern Preis gerungen!

Sein Streben war nicht auf einen hohen Psalm gerichtet. Er wollte, wie er in der Zueignung sagt, nur Lieder singen, wie sie ehedem den Kreis seiner Jugendfreunde würden erbaut haben.

Wenn er schon im Jahre 1810 am Elisabethstage sich an die Heilige wendet:

> Patrona, mit Gebeten
> Wollst uns im Licht vertreten!

wenn er in den Kriegsgesängen mit den Heiligen und Blutzeugen verkehrt:

> O blickt herab auf unser Heer
> Vom Haus der ew'gen Freude
> Ihr Heiligen, ihr Märtyrer
> Im blutbesprengten Kleide!
>
> Was schauest Du so hehr und mild
> Uns an von unsern Fahnen,
> Du theures Muttergottesbild?

so denkt und empfindet er jetzt in der Art katholisch, daß er es für angemessen fand, viele Lieder für Erklärungen alter Kirchenbilder auszugeben, gleichsam als Uebertragungen, wie jenes poetische Gebet für Pius VII. Sie bleiben weit hinter denen zurück, die ihm die Vaterlandsliebe einflößte. Man hörte ihnen an, daß die Jugend längst für ihn dahin war, ohne daß er alt wurde. Die Wogen der ruhmgekrönten Zeit waren verronnen, die das glückhafte Schiff seiner Poesie trugen, und erneuten sich nicht wieder. Die Noten, um einen Ausdruck Luther's zu gebrauchen, machten nicht mehr den Text lebendig.

Es stand wohl nur Geringeres zu erwarten, wenn Schenkendorf länger gelebt hätte. Wir haben es daher nicht zu beklagen, daß er es nur bis zu einem Alter von 33 Jahren brachte, um so weniger, als bittere Kämpfe und Schmerzen ihm sonst schwerlich erspart wären.

Am Rhein lebend würde er, der den Krummstab des Segens Unterpfand nannte, kaum für die Dauer der Versuchung widerstanden haben, wie Werner zur alten Kirche überzutreten. Nicht Werner und nicht Stolberg sind dadurch im Werth als Dichter gestiegen.

Die demagogischen Umtriebe blieben für Schenkendorf noch ein völlig fremder Begriff, denn erst nach Kotzebue's Ermordung wurde durch die Zeitungen ein Mißtrauen zwischen Thron und Volk zur öffentlichen Kunde gebracht, das bis dahin zum Unglaublichen in der preußischen Geschichte gehörte. Schenkendorf als Arndt's Freund, würde dem Gericht mit verfallen sein, er, der in einem Liede an Jahn geschrieben:

> Es haben wohl gerungen
> Die Helden dieser Frist —
> Und nun der Sieg gelungen
> Uebt Satan seine List.
> Ich will mein Wort nicht brechen
> Und Buben werden gleich.
> Will predigen und sprechen
> Vom Kaiser und vom Reich.

Schenkendorf klagte über Andrang des Blutes nach dem Kopfe und über Brustbeklemmungen. Zweimal schickten ihn die Aerzte von Karlsruhe und von Coblenz aus nach Ems. Gedichte, innige Liebesäußerungen des kranken Mannes, richtete er von hier an die Hausfrau. In einem mit der Ueberschrift: „das Eisen," heißt es:

> Doch kann ich nicht lassen
> Vom Waffenhall,
> Muß immer Dich fassen,
> Heilig Metall.
>
> Macht immer Dein Blinken
> Die Seele mir hell,
> So will ich Dich trinken
> Im Sprudelquell.

Sein letztes Gedicht entstand in Ems 1817:

> Und soll der Leib versinken
> In dunkle Grabesnacht,
> Vom Wasser will ich trinken,
> Das ewig lebend macht.

Festlich sollte sein Geburtstag in Coblenz gefeiert werden. Die Gattin hatte ein Gastmahl veranstaltet und dazu die Zimmer, wie er es liebte, reichlich mit Blumen ausgestattet. Er war leidend, aber unter den Freunden heiter und mittheilend. Da äußerte er, daß der Blumenduft ihm den Kopf beenge. Er begab sich in die andere Stube, setzte sich auf's Sopha und entschlummerte. Nicht hatte er, nicht die Seinigen die fernste Ahnung, daß ihm ein so nahes Ziel gesteckt wäre. Aber er erwachte nicht wieder und fand das Licht, das er vergeblich in der Dämmerung suchte.

Er hinterließ keine eigenen Kinder, mit ihm ist der Name Schenkendorf ausgestorben.

Sein Tod — er erfolgte am 11. December 1817 — mit Bezug darauf, daß der Tag der Verklärung zugleich sein Geburtstag war, ist zweimal dichterisch behandelt von E. v. Groote und Adolph Schults.



Der Bildhauer Fraikin.

Von

Friedrich Oetker.

Karl August Fraikin wurde am 14. Juni 1819 zu Herenthals, unweit Brüssel, geboren. Sein Vater, dessen Vorfahren im Lütticher Lande wohnten, war Notar und starb schon 1832, noch ehe der Sohn eine feste Lebensbahn betreten hatte; die Mutter, eine geborene Van Luyck, ward ihm sechs Jahre später durch den Tod entrissen.

Schon früh regte sich in dem Knaben der Trieb zu bildlichen Darstellungen. Sein kleines Taschengeld ging nicht für Spielzeug und Näschereien, sondern für Farben und Bilderbogen darauf, und die zahlreichen Zeichnungen, womit er Schulbücher und Schulbänke während der Lehrstunden bedeckte, brachten ihm manche Strafe ein.

Im dreizehnten Jahre ward er nach Brüssel gethan, um die Malerei zu erlernen; aber der frühe Tod seines Vaters änderte dies Vorhaben. Unter der Vormundschaft eines ältern Bruders, der bei der Mittellosigkeit des Knaben einen bürgerlichen Lebensberuf der ungewissen Künstlerlaufbahn vorziehen zu müssen glaubte, wurde er zum Apotheker bestimmt und trat bald darauf bei einem Herrn de Hemptinne in Brüssel, **pharmacien du Roi**, seine Lehrjahre an.

Der neue Meister war jedoch mit dem Zöglinge durchaus nicht zufrieden. Zwar zeigte sich dieser willig und anstellig; allein jeder freie und mitunter auch mancher unfreie Augenblick ward dem Dienste der Apotheke und der Erlernung des Fachs entzogen und mit allerlei Zeichnungen und Bildnereien ausgefüllt. Tadel und Vorwürfe blieben ohne Erfolg, und das Ende vom Lied war, daß der angehende Pharmaceut nach Verlauf eines Jahres in ziemlichen Ungnaden fortgeschickt wurde.

Der Zufall wollte es, daß der neue Lehrmeister, ein Herr Van Tilborg, mehr Einsicht oder Nachsicht in Betreff der künstlerischen Bestrebungen des jungen Fraikin hatte, als der gestrenge Vorgänger. Vier Jahre lang blieb der Lehrling bei dem würdigen Manne und wurde während dieser Zeit nicht gehindert, die Abende und Freistunden mit Zeichnen und ähnlichen Dingen hinzubringen. Bis spät in die Nacht saß er auf seinem Dachkämmerchen; und ein Mal — so behauptete jüngst ein öffentliches Blatt, während der Künstler selbst Nichts davon wissen will — ward sogar die eifrige Sicherheitsbehörde wegen des einsamen allnächtlichen Lampenlichts besorgt und zu Nachforschungen veranlaßt. Auch kam es dem jungen Bildner zu Gute, daß der Lehrherr ein Schwager des Akademiedirectors Navez war.

Um 1837 bestand Fraikin die öffentliche Prüfung als Apotheker, und ließ sich bald darauf zu Genappe zur Begründung eines eigenen Geschäftes nieder. Etwa anderthalb Jahre betrieb er wirklich die Apothekerei. Allein hatte er schon früher einen großen Theil seiner Zeit der bildnerischen Liebhaberei gewidmet, so wurde nun erst recht jeder Augenblick ergriffen, um der alten Neigung zu fröhnen, und oft genug mußten Stößer und Re-

torten vor Pinsel und Farbenkasten zurückstehen.

Fraikin war dabei so sehr auf sich selbst beschränkt, daß er oft die gewöhnlichsten Dinge nicht erfragen konnte. So wußte er z. B. durchaus nicht, wie die Bildnerei in Gips anzugreifen sei. Gleichwohl machte er sich muthig an's Werk; aber statt zu modelliren und zu formen, nahm er ein großes Stück Gips, und schnitt und schabte so lange daran herum, bis seine eigene Büste wohlgetroffen daraus hervorging.

So verliefen achtzehn Monate. Dann aber ward der Drang nach künstlerischer Entfaltung so stark, daß der Pharmaceut eines schönen Tages Mörser und Büchsen verließ und, bereits zwanzig Jahre alt, zum Bildhauer Van Puyenbroeck in Brüssel in die Lehre ging.

Nach drei Monaten vertauschte er dessen Unterweisung mit dem Unterricht auf der Akademie, durchlief binnen Jahresfrist alle Classen und that sich dergestalt hervor, daß er zwei erste Preise, nämlich in der Composition und im Modelliren nach der Natur, davontrug.

Man kann leicht denken, daß so unerhörte Fortschritte und Erfolge gar bald die Aufmerksamkeit der Kunstwelt auf den jungen Mann lenkten. Seine erste Ausstellung im Jahr 1839 — ein junges Mädchen, das Blumen sammelt — fand bereits lauten Beifall. Als er aber 1842 mit zwei trefflichen Bildnereien: La Vénus à la colombe und Baigneuse surprise — hervortrat, da stand man nicht mehr an, ihn neben den berühmtesten Bildhauern des Landes zu nennen.

Schon zwei Jahre früher hatte er von der „Venus mit der Taube“ eine kleine Statuette angefertigt, die ebenfalls dazu beitrug, ihn in der Kunstwelt bekannt zu machen. Es ging damit eigenthümlich zu. Als er eines Morgens nach dem reizenden Standbildchen sich umsah, war dies verschwunden, ohne daß man ermitteln konnte, wie und wohin. Fraikin, irgend einen Zufall oder eine verhehlte Unvorsichtigkeit seines Dieners vermuthend, stellte bald jede Nachforschung ein, und hatte den Vorgang fast vergessen, als er einst vor dem Broncelager des Herrn O. in Paris stehen blieb und beim Eintreten und bei näherer Betrachtung mit Erstaunen einen Abguß seines eigenen Werkes erkannte.

„Eh bien, qu'en dites vous, Monsieur?“ fragte ihn der herantretende Eigner des Ladens.

Fraikin gab eine etwas zurückhaltende Antwort.

„O nicht doch!“ rief lebhaft der Franzose, „nicht doch! Das ist nicht bloß ein leidliches, sondern ein ganz ausgezeichnetes Kunstwerk.“

„Aber wer ist denn der Verfasser?“ fragte halb ärgerlich, halb erfreut der junge Mann.

„Mein Sohn,“ erwiederte stolz der Händler; „sehen Sie hier den Namen!“

„Ei der Tausend!“ meinte Fraikin, „ich hätte fast geschworen, das Bild sei in Belgien gemacht worden.“

„O sicher nicht! So etwas leistet nur französische Meisterschaft!“

Natürlich kam es nun zu Erklärungen, die den Franzosen nicht wenig in Verlegenheit setzten. Fraikin aber nahm die Sache jugendlich leicht und humoristisch gutmüthig; er begnügte sich damit, aus einem Korbe voll prachtvoller Broncewaaren, womit ihn Herr O. am andern Morgen besänftigen wollte, einen Abguß seines Standbildchens zu wählen und die Hinzufügung seines Namens zu verlangen.

Zwei andere Pariser Kunstfabrikanten verbreiteten später die Statuette in Gipsabgüssen. Auch sie geriethen dabei in Streit, nicht mit dem Künstler, sondern unter sich selbst, indem Jeder behauptete, der Eigenthümer des Werkes zu sein, während in Wahrheit Keiner von beiden es war. Die Sache kam sogar vor die Gerichte. Einer der Streitenden gab sich nun die größte Mühe, eine günstige Erklärung Fraikin's für sich zu gewinnen. Doch dieser blieb taub gegen alle Anerbietungen. Selbst die junge Frau des Kunsthändlers, welche eines schönen Tages unerwartet in die Werkstatt des Brüsseler Künstlers trat und diesen in huldvollster Weise zu überzeugen suchte, daß Schönheit und Kunst natürliche Verbündete seien, ging unverrichteter Sache von dannen. Vergebens berief sie sich darauf, daß sie sogar Herrn Pradier in Paris als Modell gedient habe; Fraikin lobte Pradier und pries die Schönheit, machte aber keine Miene, auf den angetragenen Bund einzugehen.

Die Baigneuse surprise ist ebenfalls als Statuette ausgeführt und unzählige Male nachgebildet und vervielfältigt worden.

Die nächste Arbeit Fraikin's war ein Standbild des Apostels Paulus, das für die Kirche von Spy, unweit Namen oder Namur, in Pierre de France ausgeführt worden ist.

Um 1844 folgten dann „die neun Musen,“ ein Basrelief in Gips, und ein Apollo in Marmor, die ein Herr Van Volxem in Trois-Fontaines besitzt.

Eins der berühmtesten Werke Fraikin's ist „der gefangene Amor,“ eine Gruppe, die dem Jahre 1845 angehört und, auf Bestellung der Regierung in Marmor ausgeführt, sich gegenwärtig im Brüsseler Museum befindet. Man kann nicht leicht etwas Anmuthigeres und Reizenderes sehen, als diese Bildnerei. Ein junges weibliches Wesen in schwebend-fortschreitender Stellung, hält einen geflügelten Liebesknaben auf der Schulter, der, mit der Linken am rechten Fuße, mit der Rechten an der linken Hand gefaßt und schäkernd festgehalten, ein gar ausdrucksvolles Angstgesichtchen schneidet, und mit der lieblichen unbekümmerten Jungfrau ein ungemein anziehendes Gesammtbild liefert.

Bei der öffentlichen Ausstellung zeigte es sich, daß noch ein anderer junger Bildhauer, Herr Jacquet zu Brüssel, einen ähnlichen Gegenstand dargestellt hatte. Es erhob sich daher ein lebhafter Streit über die Ursprünglichkeit des Gedankens; allein, da Fraikin seinen ersten Entwurf schon vor Jahresfrist in der Werkstatt zur Schau gestellt hatte, so konnte der auch in öffentlichen Blättern geführte Kampf nicht wohl anders als zu seinen Gunsten ausfallen.

Das Recht der Nachbildung und Vervielfältigung des gefangenen Amors in Bronce erhielt Vittoz zu Paris; er gab „fast Nichts“ dafür und soll Tausende dabei verdient haben.

Von nun an fehlte es dem jungen Künstler an Bestellern und Käufern nicht mehr. Zunächst, im Jahre 1846, beschäftigten ihn die für das Brüsseler Stadthaus bestimmten Standbilder der Kraft, der Mäßigung, der Klugheit, der Gerechtigkeit &c., im Ganzen elf, die er in französischem Sandstein auszuführen hatte. Doch schritt die Ausbesserung des berühmten Gebäudes so langsam fort, daß die trefflichen Bildwerke erst 1859 zur Aufstellung gekommen sind.

In demselben Jahre 1846 machte er eine Reise nach Italien. Der nächsten Zeit gehören „divers bustes de Madones et de bacchantes,“ wie es in einem Verzeichnisse heißt, an.

Im Jahre 1848 bildete er eine liebliche Gruppe: Psyché appellant l'Amour à son secour, — die aber erst in jüngster Zeit zur Ausführung in Marmor gekommen ist. Dem folgenden Jahre wird La Prière zugeschrieben. 1850 ward im Auftrage der Regierung das Standbild der „Stadt Brüssel“ ausgeführt, welches in Marmor den Springbrunnen des damals neugebildeten Rouppe-Platzes ziert. Demselben Jahre gehört „Amor in der Wiege“ an. Dann folgten zwei große Denkmäler, welche beide in Marmor ausgeführt worden sind: das eine, die Wohlthätigkeit darstellend, zu Ehren eines Herrn Nevraumont in der Kirche St. Jean und St. Nicolas der Cölnischen Vorstadt von Brüssel, das andere zum Andenken an die 1852 in Ostende verstorbene Königin der Belgier für die dortige Pfarrkirche bestimmt.

Das letzte Monument ist erst im Sommer 1859 zur Aufstellung gelangt. Es besteht aus einer reichen, mit großem Fleiße ausgearbeiteten Gruppe: die Königin liegt entschlafen auf einem Ruhebett, vom königlichen Mantel überdeckt; die irdische Krone gleitet zur Erde, aber der Engel des Friedens neigt sich über die milde, schöne Gestalt, um das Haupt mit ewigen Blumen zu schmücken. Zu Füßen auf dem Wappenschiffe der Stadt sitzt die trauernde Magd von Ostende. Das Ganze macht einen fesselnden Eindruck und hätte ein besseres Loos verdient, als in einer erbärmlichen windschiefen Capelle, die man in lumpigster Weise an die Hauptkirche von Ostende geklebt hat, aufgestellt zu werden.

Während an der Ausführung dieses Werkes gearbeitet wurde, entstanden nach und nach noch folgende Gebilde:

Ein Standbild der Jungfrau mit dem Kinde, 1853;

Marmordenkmal eines Herrn Ferd. Nicolay — de l'amie des pauvres — auf dem Kirchhofe zu Laeken, 1854;

Der Schlummer, in Marmor ausgeführt, für Herrn Warocqué zu Mariemont, 1855;

L'enfant dans la vanne, ein mit Aehren spielendes, in einer Korbschwinge oder geflochtenen Mulde liegendes Kind, 1856;

La liberté d'association, kolossale, zu Lüttich gegossene Broncestatue für die Congreßsäule zu Brüssel, 1857;

Venus Anadyomene, in Marmor, für den Herzog von Brabant bestimmt, 1858;

Denkmal des Grafen Felix von Merode für eine Capelle der St. Gudula-Kirche zu Brüssel, auf Bestellung der Verwandten entworfen und in Marmor auszuführen, 1859.

Bei dem letztgenannten Werke werden künftige Beurtheiler nicht übersehen dürfen, daß der Künstler durch die Wünsche der Angehörigen, namentlich der äußerst katholisch und kirchlich gesinnten Söhne des Grafen, sich mehrfach beengt gefühlt haben mag.

Natürlich hat's ihm nicht an Neid und Mißgunst, aber noch weniger an Anerkennung gefehlt; von allen Seiten flossen ihm Ehren und Auszeichnungen zu. Schon bei der Ausstellung von 1845 hatte ihm die öffentliche Stimme das Leopoldskreuz zugedacht. Allein der damalige Minister Van der Weyer, ein Löwener, wollte dies dem bekannten Bildschnitzer Geerts in Löwen zuwenden, und ließ daher Herrn Frailin die Wahl zwischen dem Leopoldsorden und einer Bestellung für 10,000 Franken. Der junge Künstler, dessen Verhältnisse damals nicht eben glänzend waren, bedachte sich natürlich nicht lange; er nahm das Geld und bekam das Kreuz bei der nächsten Ausstellung. Auch vom Herzoge von Sachsen-Coburg, der ja überall das Verdienst zu erkennen und zu würdigen weiß, ist er mit einen Ehrenzeichen geschmückt worden. Eben so vom Könige von Portugal u. A.



Karl August Fraikin.

Außer diesen größern Arbeiten hat Fraikin noch andere, namentlich über dreißig Bildnißköpfe und Büsten in Gips und Marmor angefertigt, darunter auch das gutmüthige Haupt seines zweiten Lehrherrn Van Tilborg, an dem er noch mit großer Liebe und Dankbarkeit hängt.

Man sieht, der nun vierzigjährige Mann hat seine Zeit wohl anzuwenden und auszufüllen verstanden. Auch zählt er unbestreitbar zu den berühmtesten und ausgezeichnetsten Meistern der Niederlande. An Zartheit, Lieblichkeit und Formenreinheit der Gebilde thut's ihm Niemand gleich; an Ursprünglichkeit und Anmuth der Gedanken wird er nicht leicht übertroffen.

Fraikin ist von mittlerer Größe, eher schmächtig als stark, mit blauen, sinnigen Augen

freier Stirn, dunkelbraunem Haar- und Bartwuchs, der eben die ersten Anfänge des Ergrauens bemerken läßt. In Kleidung und Sprache, überhaupt seinem ganzen Wesen nach, ist er ungemein einfach und bescheiden. Man kann sich kaum eine anspruchslosere Erscheinung denken, als die des berühmten Schöpfers des gefangenen Amor.

Seit drei Jahren ist er verheirathet, seit zweien Vater eines amorgleichen Knaben. Die Mutter, eine schlanke Blondine, eine geborene De Vis aus Brüssel, wird als eine eben so reizende als liebenswürdige Frau geschildert.

Sie hausen in Schaerbeek, einer der größern Vorstädte Brüssels, wo sich Fraikin am äußersten Ende der Chaussée d'Haecht eine allerliebste Wohnung erbaut hat. Er hatte es dabei mehr auf ländliche als städtische Lage abgesehen; allein die fortflutende Erweiterung der üppigen belgischen Hauptstadt wird ihn bald gänzlich umströmt haben.

Uebrigens ist Schaerbeek eine wahre Künstlervorstadt, außer Fraikin, wohnen auch Gallait, der Geschichtsmaler, Wilhelm Geefs, der Bildhauer, Verboekhoven, der Thiermaler, und mehrere Andere dort.

Culturgeschichtliche Briefe

über Fragen der deutschen Literatur.

An Prof. Dr. Hrm. Hettner in Dresden

von

Karl Biedermann.

Erster Brief.

Ueber Berechtigung und Princip einer culturgeschichtlichen Behandlung der Literatur.

Sie haben, verehrtester Freund, bei Besprechung meines „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert" im Feuilleton der Nationalzeitung den Gedanken einer culturgeschichtlichen Behandlung der Literaturgeschichte mit großer Bestimmtheit betont. Es hätte für mich dieses besondern Anlasses und Ihrer so freundlichen Bezugnahme auf mein Werk, in welchem Sie die Anfänge einer solchen Behandlungsweise zu entdecken glauben, kaum bedurft, um jene Ihre Andeutung mit dem lebhaftesten Interesse zu begrüßen und an dieselbe sogleich den Wunsch einer nähern Verständigung mit Ihnen darüber zu knüpfen. Denn Sie werden mir wohl glauben, daß grade dieser Gedanke auch mich schon seit lange auf das Ernsteste und Unablässigste beschäftigt und mir bei meinen culturgeschichtlichen Studien immerfort vor Augen gestanden hat.

In den bis jetzt erschienenen Theilen meines Werkes hatte ich noch wenig Veranlassung, von dem Princip einer culturgeschichtlichen Behandlung der Literatur (wenigstens so weit dies Wort, im engern Sinne genommen, die sogenannte schöne Literatur bedeutet) Gebrauch zu machen. Um so mehr wird dies in dem noch übrigen letzten Theile der Fall sein, in welchem ich die geistige Bewegung Deutschlands in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu charakterisiren unternehme. Denn diese Bewegung — es ist das eine bekannte und fast triviale Wahrheit — hat einen ganz überwiegend literarischen oder, genauer gesprochen, poetischen Charakter. Selbst die Philosophie, wie bedeutend auch die Rolle ist, welche sie im vorigen Jahrhundert spielt, steht dagegen erst in zweiter Linie. Von dem Anfange der vierziger Jahre an, wo der tonangebende Einfluß der Wolf'schen Philosophie einer breitern Strömung allgemeiner literarischer Bildungselemente zu weichen beginnt, bis zum Anfange der neunziger Jahre, wo zuerst die Kant'schen Ideen eine durchschlagende Wirkung äußern, überläßt die Speculation beinahe gänzlich der poetischen Production und Empfindung das Feld, und was von speculativen Elementen innerhalb dieser fünfzig Jahre vorkommt, das geht entweder, wie die sogenannte Popularphilosophie, von selbst in jenes allgemeinere Bildungsstreben ein, welches den ganzen regsameren Theil der Nation beherrscht, oder, dafern es mit größerer Originalität auftritt, wie z. B. bei Lessing, da erscheint es wenigstens in der Person seines Trägers mit jenem allgemeinern Zuge ästhetisch-literarischer Thätigkeit und Selbstbefriedigung auf das Innigste verbunden.

Diese eigenthümliche Erscheinung — daß unsere nationale Bildung so lange Zeit eine vorwiegend ästhetisch-literarische war, warum sie es war, wie sie es ward, welche Folgen endlich daraus nicht bloß für die Gesammtcultur unsers Volkes und namentlich für dessen öffentliche Verhältnisse, sondern auch für die Literatur selbst hervorgingen — dies Alles aus den allgemeinen Voraussetzungen unsers Nationallebens, also

culturgeschichtlich zu erklären, erscheint mir eben so wie Ihnen als eine höchst wichtige, interessante und, wenn ihre Lösung gelingt, nicht unverdienstliche, aber auch äußerst schwierige Aufgabe. Ich meinerseits stehe zur Zeit noch vor dieser Aufgabe, trotz langjähriger ernster Beschäftigung damit, oftmals zweifelnd und bisweilen fast verzweifelnd, ob es mir gelingen werde, dieselbe einigermaßen befriedigend zu lösen.

Unter diesen Umständen muß es mir natürlich von größtem Werthe sein, mich über Princip und Methode einer solchen Auffassungsweise — speciell in Bezug auf unsere Literatur im vorigen Jahrhundert — mit Jemandem zu verständigen, welcher demselben Gedanken auch schon längere Zeit nachgehangen und ihm bereits in eigenen Schriften mehrfach treffenden Ausdruck gegeben hat.

Ich bitte Sie daher um die Erlaubniß, unter der Form von Briefen an Sie meine Ideen über den fraglichen Gegenstand, der uns Beide gleichmäßig interessirt und beschäftigt, öffentlich darlegen zu dürfen, und ich würde es mit Dank und Freude erkennen, wenn Sie Zeit und Neigung fänden, auf dem gleichen Wege auch Ihre Ansichten — seien diese nun berichtigender oder bekräftigender Art — mir mitzutheilen. Die Lösung des uns Beiden am Herzen liegenden Problems kann durch eine solche öffentliche Verständigung nur gewinnen, an welcher Theil zu nehmen vielleicht noch dieser und jener Dritte sich veranlaßt finden dürfte.

Durch einen besondern Umstand bin ich grade jetzt zu einer solchen Mittheilung noch mehr angeregt worden. Bei Gelegenheit der Schillerfeier las ich die meisten der prosaischen Aufsätze unsers großen Dichters und Denkers noch einmal durch und verweilte mit erhöhtem Interesse bei seiner berühmten Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung," worin er bekanntlich die schöne Literatur Deutschlands, von Haller und Gellert an bis auf ihn selbst, in einigen großen Zügen charakterisirt. Ich fand darin von Neuem so viele feine und treffende Bemerkungen vom Standpunkte rein ästhetischer Betrachtung aus, aber auch zugleich, was mir bei früherm Lesen weniger aufgefallen war, so viele halbausgesprochene, ich möchte sagen (wenn von einem solchen Geiste so zu sprechen erlaubt wäre) so viele instinctive, besser ausgedrückt genialische Andeutungen eines weitern, eines wahrhaft culturgeschichtlichen Gesichtskreises, daß ich dadurch noch mehr zu einer eingehendern Vergleichung dieser beiden Auffassungsweisen angeregt ward.

Ich wähle daher auch zum Ausgangspunkte der nachfolgenden Betrachtungen eine Stelle aus eben jener Schiller'schen Abhandlung, die mir als passende Anknüpfung zu einem Uebergange von dem rein literargeschichtlichen oder ästhetischen zu dem culturgeschichtlichen Standpunkte erscheint. Diese Stelle lautet: *)

„Das naive Genie steht in einer Abhängigkeit von der Erfahrung, welche das sentimentalische nicht kennt. Dieses fängt seine Operationen erst da an, wo jenes die seinigen beschließt; seine Stärke besteht darin, einen mangelhaften Gegenstand aus sich selbst heraus zu ergänzen und sich durch eigene Macht aus einem begrenzten Zustand in einen Zustand der Freiheit zu versetzen. Das naive Dichtergenie bedarf also eines Beistandes von außen, da das sentimentalische sich aus sich selbst nährt und reinigt; es muß eine formreiche Natur, eine dichterische Welt, eine naive Menschheit um sich her erblicken, da es schon in der Sinnenempfindung sein Werk zu vollenden hat. Fehlt ihm dieser Beistand von außen, sieht es sich von einem geistlosen Stoff umgeben, so wird es entweder sentimentalisch, um nur dichterisch zu sein, oder es wird gemein, um nur Natur zu bleiben."

Schiller bezieht zwar den Gegensatz von naiv und sentimentalisch — oder, wie er es ein anderes Mal ausdrückt, von realistisch und idealistisch (Bezeichnungen, die bekanntlich seitdem die allgemein üblichen geworden sind) — vorzugsweise auf das Alterthum und die moderne Welt. Allein die Merkmale, die er dafür angibt, passen eben so gut auf ähnliche Gegensätze innerhalb der modernen Literatur selbst. Er drückt sich ferner so aus, als beruhe es in der Individualität des Dichters, ob er naiv oder sentimentalisch, realistisch oder idealistisch dichten solle; allein indem er mindestens für die eine dieser Dichtungsarten, die naive oder realistische, ganz bestimmte äußerliche, objective Voraussetzungen aufstellt, unter denen allein sie mit Erfolg und in wahrhaft künstlerischer Weise sich bethätigen könne, gibt er damit

*) „Sämmtliche Werke" (Ausgabe von 1826), Bd. 18, S. 305.

zugleich überhaupt zu, daß auch der Dichtergenius unter dem Einflusse solcher äußern Bedingungen des allgemeinen Bildungslebens seiner Zeit und seines Volkes stehe, daß es nicht von ihm allein abhänge, in welcher Richtung er sein Talent entfalten wolle, daß ihm vielmehr diese Richtung wesentlich mit durch eben jene allgemeinen culturgeschichtlichen Bedingungen vorgezeichnet sei.

Hier nun ist es, wo, wie mir scheint, die eigenen Voraussetzungen der von Schiller so treffend entwickelten Ansicht über das Wesen der Poesie und die Grundbedingungen ihrer Entfaltung uns von dem lediglich kunsttheoretischen oder ästhetischen auf einen höhern und allgemeinern, auf den culturgeschichtlichen Standpunkt hinüberleiten. Denn, was Schiller mit Rücksicht auf die naive oder realistische Denkungsart sagt, warum sollte das nicht auch von der sentimentalischen oder idealistischen gelten? Wenn das Vorhandensein der für die naive Dichtungsart nothwendigen culturgeschichtlichen Bedingungen — das Vorhandensein einer „dichterischen Welt," wie es Schiller nennt — die Wirkung äußert, daß der in einer solchen Welt sich findende Dichter naiv oder realistisch empfinden und dichten kann, ja muß, warum sollte nicht auch nach der andern, idealistischen Seite hin die gleiche Schlußfolgerung gelten — ich meine so: daß auch die idealistische Dichtweise nicht Sache der freien Wahl des Dichters, sondern die Folge eines ihm fühlbar werdenden Mangels an den zum naiven Dichten unentbehrlichen Vorbedingungen sei?

Schiller selbst deutet auf etwas der Art hin, wenn er in der obenerwähnten Stelle sagt: „Das naive Genie, wenn es sich von einem geistlosen Stoff umgeben sieht, wird sentimentalisch, um nur dichterisch zu sein," und weiter: „Das sentimentalische Genie ergänzt einen mangelhaften Gegenstand aus sich selbst heraus."

Mit dieser Anerkennung aber, daß es nicht rein in dem Belieben des Dichters stehe, naiv oder sentimentalisch, realistisch oder idealistisch zu dichten, sondern daß dies mindestens zu einem großen, wohl zum größern Theile von den ihn umgebenden Gegenständen und Zuständen abhänge, sind wir schon mitten in der culturgeschichtlichen Auffassung der Poesie angelangt, denn, was von jenen beiden Hauptrichtungen dichterischen Empfindens und Gestaltens gilt, das gilt auch von jeder andern, und wir werden uns, einmal jenes zugegeben, nicht entbrechen können, anzuerkennen, daß der Dichter überhaupt in seiner ganzen Empfindungs- und Anschauungsweise den Einflüssen des allgemeinen Culturlebens, der ganzen geistigen Stimmung seiner Zeit und seines Volkes unterliege — seien nun diese Einflüsse mehr positiver oder mehr negativer Art, empfange der Dichter aus der ihn umgebenden Wirklichkeit kräftige Motive und zu künstlerischer Gestaltung drängende Stoffe, in deren Verarbeitung er realistisch verfahren kann, oder aber sehe er sich durch den Mangel solcher in sein eigenes Inneres zurück- und also auf eine idealistische Denk- und Dichtweise angewiesen.

Von diesem Standpunkte aus werden wir also, so oft wir an die Erklärung und Beurtheilung eines einzelnen Dichtwerkes, einer dichterischen Gesammtkraft oder auch einer ganzen Literaturperiode gehen, allemal zuerst fragen müssen: Welche Impulse und Motive für dichterisches Empfinden und Gestalten waren dem Dichter durch den ganzen geistigen Zug seiner Zeit, durch die politischen und gesellschaftlichen, die öffentlichen und häuslichen, die sittlichen, religiösen, wissenschaftlichen und gemüthlichen Zustände seines Volkes dargeboten und entgegengebracht? Wie war gleichsam die geistige Atmosphäre beschaffen, in welcher der Dichter athmete und welche — anregend oder dämpfend, erhitzend oder erkältend — auf seine dichterischen Organe, seine Einbildungskraft und sein Gefühl, einwirkte? Welcherlei Bedürfniß poetischer Erregung — sei es von Seiten des Gemüths, oder der Phantasie, oder der Thatkraft — war unter den Zeit- und Volksgenossen des Dichters — vermöge der unter ihnen vorherrschenden allgemeinen Culturrichtung — verbreitet und heischte Befriedigung? Und dann erst werden wir zu untersuchen haben, wie gegen diese äußern Anregungen das Genie des Dichters reagirte, wie es aus der allgemeinen Geistesströmung seiner Zeit und seiner Umgebungen heraus zu individueller Selbständigkeit und Originalität sich zusammenfaßte.

Durch eine solche Betrachtungsweise, die den Dichter nicht, gleich einer aus dem Haupte Jupiter's gesprungenen Minerva, als ein fix und fertig in die Welt getretenes Wesen — in mißverständlicher Auffassung des: poeta non fit, sed nascitur — sondern als ein Product seiner Zeit auffaßt, entziehen wir demselben so wenig etwas von dem Ruhme,

freier Schöpfer seiner Werke zu sein, als wir das selbständige organische Leben der Pflanze leugnen, wenn wir die bestimmten Formen, in denen dieses Leben sich ausprägt, durch eine Analyse der dabei mitwirkenden äußern Factoren, der Bodenart, der Einflüsse von Luft, Wärme, Wasser u. s. w. zu erklären versuchen. Wohl aber gewinnen wir dadurch einen tiefern Einblick in das eigentliche Wesen und Wirken der Poesie in einer bestimmten Zeit, in das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Richtungen und Phasen einer ganzen Literaturperiode zu einander, besonders auch in den Zusammenhang und die Wechselwirkung zwischen der dichterischen Productivität und der Receptivität des Publicums für poetische Empfindungen und Erregungen — ein Punkt, der meines Erachtens noch viel zu wenig von den meisten unserer Literarhistoriker (etwa Löbell und Koberstein ausgenommen) berücksichtigt worden ist. Wir gewinnen endlich dadurch einen viel zuverlässigern und richtigern Maßstab für die Würdigung der Dichter selbst — jenen Maßstab, der uns eben so wohl vor einseitiger Ueberschätzung der einzelnen bewahrt, als er uns andererseits billiger macht gegen die an ihnen wahrgenommenen Mängel, indem wir diese letztern alsdann mehr der Unvollkommenheit der allgemeinen Culturverhältnisse, unter denen der Dichter sich entwickelte, als einer Fehlerhaftigkeit seiner eigenen dichterischen Organisation zurechnen.

Um nur an einem Beispiele vorläufig zu zeigen, wie durch die Anwendung einer solchen culturgeschichtlichen Methode wesentlich neue Gesichtspunkte für die Würdigung ganzer Literaturrichtungen gewonnen und Fragen, die auf anderm Wege unlösbar oder doch schwierig zu entscheiden schienen, gelöst werden können, beziehe ich mich unter anderm auf den alten und fast verjährten Streit über das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller als angeblichen Vertretern zweier völlig entgegengesetzter Richtungen unserer Poesie, einer realistischen und einer idealistischen. Daß es mit diesem Gegensatze nicht ganz so beschaffen sei, wie man früherhin auf's Gerathewohl angenommen hat, diese Ansicht ist bereits mehr und mehr durchgedrungen. Sie selbst, verehrter Freund, haben in Ihrer Schrift „Die romantische Schule," Goethe in mehr als einer Hinsicht auf die Seite der Idealisten gestellt, ihm die wahre, volle Naivetät und Objectivität abgesprochen. Neuerdings hat Julian Schmidt in einem sehr interessanten Aufsatz in den „Grenzboten" (Nr. 50 von 1858) den Beweis zu führen versucht, daß Schiller im Grunde realistischer als Goethe, dieser letztere dagegen eine vorzugsweise lyrische und subjective Natur gewesen sei.

Wo solchergestalt die althergebrachtesten Maßstäbe literarischer Kritik unsicher und schwankend, die für unfehlbar und unversöhnlich gehaltenen Gegensätze flüssig zu werden beginnen, da ist dies wohl ein untrügliches Zeichen, daß der ganze bisherige Standpunkt der Beurtheilung ein unzureichender geworden ist und einem andern, höhern weichen muß. Und ein solcher ist meiner Ueberzeugung nach eben nur der culturgeschichtliche. Von diesem aus dürfte sich allerdings ergeben, daß jene beiden großen Meister deutscher Dichtung, obschon nach dem Grundzuge ihrer Naturen jedenfalls wesentlich verschieden im Betreff der Art und Weise, wie jeder von ihnen die Dinge anschaute und dichterisch abbildete, dennoch in gewissem Betracht beide auf einem und demselben Boden, nämlich dem idealistischen, stehen — aus dem einfachen Grunde, weil sie beide unter dem Einflusse derselben allgemeinen Culturrichtung sich entwickelten, welche ihnen einen andern als einen idealistischen, subjectiven und lyrischen Grundton des Denkens und Empfindens nicht gestatteten.

Die Aesthetiker von der strengen Observanz freilich werden eine solche culturgeschichtliche Behandlung der Literatur überhaupt und der Poesie insbesondere nicht gelten lassen wollen. Sie werden sich auf den Ausspruch Schiller's berufen, „daß es die Pflicht und das Vorrecht des Dichters wie des Denkers sei, keiner bestimmten Zeit und keinem einzelnen Volke anzugehören, vielmehr der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein." Sie werden sagen: es heiße, die Poesie allzusehr ihres absoluten und idealen Charakters entkleiden, wenn man den Dichter an die zeitlichen und örtlichen Bedingungen des allgemeinen Culturprocesses binde, statt ihn mit voller Freiheit sich über seine Zeit erheben und einem unbedingten, schrankenlosen Ideale der Schönheit nachstreben zu lassen. Was jenen Ausspruch Schiller's betrifft, so setze ich demselben den nicht minder gewichtigen Goethe's entgegen, welcher bekanntlich als einen wesentlichen Mangel der deutschen Poesie grade das empfand und beklagte, daß es ihr zu sehr an einem

„nationalen Gehalte" fehle, der den großen Briten darum beneidete, daß ihm vergönnt gewesen, unter anregenden und fördernden Einwirkungen des öffentlichen und des Volkslebens seiner Nation zu dichten, und der die Thaten Friedrich's des Großen darum so freudig begrüßte, weil er in ihnen einen solchen „Gehalt" und damit zugleich einen kräftigen Anstoß zu einer wahren Nationaldichtung erblickte. Und sollte nicht jener Schiller'sche Ausspruch selbst, der die Poesie jeder örtlichen und zeitlichen, also auch jeder nationalen und culturgeschichtlichen Bestimmtheit entkleiden zu wollen scheint, nur ein Ausdruck der Mißempfindung des Dichters gewesen sein, daß seine Zeit und das Leben seiner Nation sich so wenig ausgiebig erwies an positiven Stoffen und Motiven für realistisches Gestalten? Ist nicht das eigene dichterische Verhalten Schiller's — einestheils der durchaus subjective oder, wie man es nicht unrichtig ausgedrückt hat, pathologische Charakter seiner Jugenddichtungen („Selbstbekenntnisse" hat sie deshalb ganz treffend Cuno Fischer genannt), eben so wie der meisten Goethe'schen — anderntheils sein geflissentliches und eifriges Bestreben in reifern Jahren, aus dieser subjectiv-idealistischen zu einer objectiven und realistischen Dichtweise hindurchzudringen (worüber Schiller's Briefe an Körner während seiner Bearbeitung des „Wallenstein" höchst interessante Aufschlüsse geben) — ist nicht dies alles ein thatsächlicher Beweis, wie auch dieser idealste aller Dichter dennoch entschieden unter den Cultureinflüssen seiner Zeit und seiner Nation stand, und wie er selbst fühlte, daß dem so sei?

Uebrigens ist jene rein ästhetische Kritik, welche die Dichtkunst und die Dichter gern außerhalb aller Berührungen mit den äußern Einwirkungen des allgemeinen Volks- und Culturlebens halten möchte, sich selber nicht consequent, wenn sie gleichwohl zugibt, daß die verschiedenen Hauptzeitalter menschlicher Civilisation und innerhalb dieser wieder die einzelnen hervorragenden Culturvölker jedes seine besondere, eigenthümlich gestaltete „classische" Literatur gehabt habe, wenn sie neben Homer und Sophokles auch Dante und Shakspeare, Camoens und Calderon, Schiller und Goethe als „Classiker" gelten läßt. Denn sie kann dies eigentlich doch nur unter der wenigstens stillschweigenden Voraussetzung, daß jeder dieser Dichter das allgemeine poetische Ideal durch das besondere Medium derjenigen Culturstufe, in welche er als Angehöriger einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Nation sich hineingestellt fand, angeschaut und sich zu eigen gemacht habe. Damit aber gibt sie immer wieder der culturgeschichtlichen Auffassung Recht.

Es war allerdings eine Epoche in unserer deutschen Literaturgeschichte, wo die Meinung, als ob es nur eine einzige classische Literatur in der Welt gegeben habe und geben könne, nämlich die antike, nicht bloß die ästhetischen Kunstrichter, sondern auch die productiven dichterischen Talente beherrschte, wo diese letztern sich mit der zweideutigen Ehre begnügten, Nachahmer der Alten, auch wohl bloß Nachahmer der Nachahmer dieser zu sein, wo der Titel eines „deutschen Horaz, Virgil, Anakreon, Pindar oder Homer" das höchste Strebeziel und der stolzeste Titel eines deutschen Dichters war. Erst Lessing hat uns von dieser sclavischen Abhängigkeit von den Alten befreit, hat an die Stelle der mechanischen Nachahmung derselben, deren man sich bis dahin ausschließlich beflissen, die allein richtige und naturgemäße Art der Nacheiferung gesetzt, nämlich die, daß der moderne Dichter die aus seinen Lebens- und Bildungskreisen ihm entgegentretenden Stoffe mit derselben Wahrheit, Ursprünglichkeit und Kraft der Plastik künstlerisch zu gestalten suchen solle, in welcher die Alten ihm so vortreffliche Muster sind. Hiermit aber war schon stillschweigend zugegeben, daß auch andere als die antiken Dichter einen gewissen Grad von Classicität oder Formvollendung — in ihrer Art, wie jene in der ihrigen — erreichen können — jede Nation nach den eigenthümlichen culturgeschichtlichen Bedingungen ihrer Bildung, ihrer Empfindungs- und Anschauungsweise. Herder sodann, indem er auf die Mannigfaltigkeit der Volksgeister in ihren poetischen Offenbarungen und auf die relative Gleichberechtigung aller dieser hinwies, bekannte sich thatsächlich zu derselben Ansicht, daß auch die Poesie unter den örtlichen und zeitlichen Einflüssen menschlicher Culturentwicklung stehe, und die praktische Folge dieser von ihm gegebenen Anregung war jener allgemeine Trieb nach dichterischer Production aus der unmittelbarsten Gegenwart und der ureigensten Empfindung des Individuums heraus, welcher die sogenannte Sturm- und Drangperiode kennzeichnet.

So hat eigentlich schon lange, theoretisch

und praktisch, der culturgeschichtliche Standpunkt seine Geltung auch in der Poesie, wie in andern Theilen der Literatur, gehabt und behauptet. Nur daß man demselben von Zeit zu Zeit wieder untreu geworden ist, nur daß man die Literatur immer wieder von Zeit zu Zeit von der Wirklichkeit (die ihr freilich wenig Nahrung bot) loszureißen und sie auf eine Höhe über dem Leben zu stellen versuchte, wo ihr die fortzeugende Kraft, die nur in der Realität des Lebens liegt, nothwendig entgehen mußte. Das in solchem Sinne von unsern beiden größten Dichtern unternommene und im Einzelnen theilweise mit vollendeter Meisterschaft durchgeführte Experiment einer Zurückführung der modernen Poesie zur bloßen Reproduction oder Nachbildung antiker Muster haben Sie selbst, verehrter Freund, als ein in seinem Principe verfehltes in Ihrer oben erwähnten Schrift — mit gutem Rechte, wie mir scheint, — bekämpft. Aber für nicht minder irrthümlich halte ich es, wenn manche ausschließliche Verehrer jener beiden gewaltigen Dichterheroen uns einreden möchten, die poetische Kraft des deutschen Geistes sei mit denselben ein- für allemal erschöpft und zu Grabe getragen, und allen künftigen Geschlechtern sei nur die zweideutige Genugthuung anstaunender Bewunderung einer unwiederbringlich dahingeschwundenen Größe und alexandrinischer Emsigkeit des Sammelns und Commentirens übrig gelassen. Ich halte es vielmehr mit unserm berühmten Literarhistoriker Gervinus, der zwar das für eine Täuschung erklärt, „so schnell nach dieser Zeit auf neue Goethe und Schiller zu hoffen," und unserm literarischen Nachwuchs den wohlmeinenden Rath gibt, „das Feld eine Weile brach liegen zu lassen und den Grund unserer öffentlichen Verhältnisse, auf dem alles wurzelt, was ein Volk hervorbringen soll, neu zu bestellen, auch, wenn es sein muß, umzuroden" (ein Rath, von dem es freilich nicht eben das Ansehen hat, als ob er, wenigstens in seinem ersten Theile, befolgt werden wolle), der aber doch den Glauben nicht aufzugeben scheint, daß, wenn schon zunächst die Blüthe vorbei und „in's Kraut gewachsen" sei, sich doch daraus wiederum „die Samenstengel für eine neue Saat" bilden dürften, d. h. mit andern Worten, daß ein neuer Aufschwung unseres nationalen Gesammtculturlebens, wie wir ihn hoffen und erstreben, auch einen frischen Trieb auf dem Boden der Literatur erzeugen und so „eine neue Dichtung möglich machen werde, die auch einem reifen Geiste Genüsse biete."

Doch diese Zukunftsfrage der deutschen Poesie ist es nicht, was ich zunächst hier abhandeln will. Ich komme vielleicht später auch darauf zurück. Für jetzt wende ich mich dem eigentlichen Zwecke dieser Briefe zu, nämlich dem Versuche der Erklärung gewisser charakteristischer Eigenthümlichkeiten unserer Literatur im vorigen Jahrhundert mit Hilfe allgemeiner culturgeschichtlicher Betrachtungen. An diesen Versuch will ich in meinem nächsten Briefe mich wagen.

Literarisches.

Kurfürst Friedrich der Erste von Brandenburg. Ein deutsches Fürstenbild von Dr. Ludwig Hahn. Berlin, Verlag von W. Hertz.

Die Biographie ist ein Bruchstück aus einer umfassendern Geschichte des Hohenzollern'schen Fürstenhauses, welche der Verfasser zu schreiben gedenkt. Er findet die Eigenschaften und Vorzüge, welche dem brandenburg-preußischen Herrschergeschlechte eigen, gleichsam vorbildlich in ihrem Ahnherrn, in Friedrich dem Ersten, vereinigt, und deshalb hat er sich entschlossen, die kräftige und edle Persönlichkeit, mit welcher die Hohenzollern zuerst in die Geschichte Norddeutschlands hereintreten, in einem besondern Bild und Rahmen dem Interesse des preußischen und deutschen Volkes vorzuführen. Das Gebiet der wissenschaftlich-historischen Forschung mit dem Buche zu erweitern, liegt Hahn fern; er wandelt größtentheils in den Spuren von Riedel und Droysen; wie mit seinen frühern Arbeiten aus der preußischen Geschichte will der Verfasser auch mit dieser auf die patriotische Gesinnung der eigentlichen Volksschichten einwirken. Wir wollen es deshalb demselben nicht weiter zum Vorwurf machen, daß eine wissenschaftliche Kritik sein Buch nicht aushält, daß dasselbe reich ist an einseitigen und gradezu falschen Darstellungen (für das fünfte Capitel z. B. hätte die Benutzung der Forschungen Raumer's, die der Verfasser ja kennt, wenigstens citirt er sie, völlig andere Resultate ergeben müssen); bescheiden wir uns mit dem Urtheil, daß die Schrift dem angegebenen Zwecke angepaßt ist.



Die Münzkunst.

Von

Fr. Varrentrapp.

Der tägliche Gebrauch der Münzen von Jedermann läßt es sehr natürlich erscheinen, daß Viele gern die Herstellung derselben sehen. Es gibt aber in den meisten, selbst den größten Staaten nur eine Münzstätte und man kann es deshalb für gerechtfertigt halten, wenn der Versuch gemacht wird, durch eine detaillirte Beschreibung der erforderlichen Maschinen und anderweitigen Operationen dem Leser eine Kenntniß von der Herstellungsweise der Münzen zu verschaffen.

Seit man die edeln Metalle als Maß der Werthbestimmung für alle käuflichen Gegenstände benutzt, ist man bemüht gewesen, Metallstücke von einem bestimmten Gewichte herzustellen und dasselbe durch Markirung des Stückes zu garantiren. Da selten reines Gold oder Silber zur Münzung benutzt wird, dagegen meistens Gemische, sogenannte Legirungen von Gold mit Kupfer oder von Silber mit Kupfer verprägt werden, der Gehalt der Legirung an edlem Metall aber durch das Ansehen nicht beurtheilt werden kann, so muß der Stempel auch garantiren, daß die vorliegende Münze aus einer gesetzlich bestimmten Legirung geprägt, eine bekannte Menge des edlen Metalles enthalte.

Aufgabe der Münzkunst ist es daher, erstens Legirungen herzustellen, welche möglichst genau dem Gesetz entsprechend das bestimmte Verhältniß von edlem Metall mit Kupfer gemischt enthalten, zweitens daraus Münzstücke zu formen, welche so genau als thunlich das vorgeschriebene Gewicht besitzen, und endlich dieselben mit einer Marke zu versehen, die, so weit es erreichbar ist, eine Nachahmung durch Unbefugte erschwert oder doch leicht erkennbar macht und Beschneiden oder dergleichen hindert.

Was den letzten Punkt betrifft, so hat die Vollendung in der Ausprägung schön geschnittener Stempel und der Bildung eines scharfen, mit Zeichen versehenen Randes wohl der Nachahmung und Verstümmlung eine schwer zu übersteigende Schranke gesetzt. Wir wollen zuletzt sehen, welche Mittel die Fälscher heutzutage noch mit einiger Aussicht auf Erfolg zu benutzen vermögen, gleich hier aber bemerken, daß nachgeahmte neuere Münzen nur in sehr beschränktem Maße vorkommen, weil der zu überwindenden Schwierigkeiten zu viele sind.

Die Einhaltung des richtigen Gewichtes bietet selbst bei der sorgfältigen Construction der heutigen Walz- und Ziehwerke doch noch eine Schwierigkeit, der man meistens nur durch Abschaben der zu schwer ausfallenden Stücke aus freier Hand mit Aufwand von sehr viel Tagelohn so sorgfältig nachzuhelfen vermag, daß nicht leicht ein Stück Curantmünze mehr als $1/_{300}$ seines Gewichtes von dem Normalgewichte abweicht. Das Gesetz bestimmt, daß die Münzstätten möglichst genau das Normalgewicht bei jedem einzelnen Stück herstellen sollen, gestattet aber wegen der Unmöglichkeit, eine kleine Differenz zu vermeiden, daß die Einthalerstücke um vier Tausendtheile, die Zweithalerstücke um drei

Tausendtheile in einzelnen Fällen abweichend gefunden werden sowohl im Mehr- als im Mindergewicht, ohne daß daraus der Münze ein Vorwurf gemacht werden könne. Die Genauigkeit in dieser Beziehung hat auch das früher sehr einträgliche und trotz vieler Verbote stets geübte Geschäft der Wipper und Kipper so gut wie ganz aufgehoben. Es bestand dies darin, die schweren Stücke auszusuchen und einzuschmelzen, die leichtern im Curs zu lassen.

Die Exactität, mit der man jetzt im Stande ist, sowohl den Goldgehalt wie den Silbergehalt einer Legirung zu bestimmen, würde zulassen, daß in dieser Beziehung $\frac{1}{2000}$ Differenz die höchste Toleranz ausdrückte, aber man hat auch hier ein Remedium von zwei Tausendtheilen für goldreiche und von drei Tausendtheilen für silberreiche Legirungen gestatten müssen, weil es unmöglich ist, solche Metallgemische, wenn sie auch genau dem gesetzlichen Verhältniß von einem Theil Kupfer auf neun Theile Gold oder Silber entsprechen, so in die Formen auszugießen, daß sich nach dem Erstarren nicht in der Mitte des langen Streifens, Zaine genannt, etwas mehr edles Metall angehäuft fände als an der Außenseite. Es sei gleich hier bemerkt, daß bei der Verarbeitung von silberarmen Legirungen das Umgekehrte stattfindet, daß, wo das Kupfer der Masse nach überwiegt, dieses sich in der Mitte anhäuft, die Ränder der Zaine dagegen silberreicher werden. Diese Differenzen betragen jedoch nur Bruchtheile von Tausendstel des Feingehaltes.

Durch den neuesten Münzvertrag, der am 24. Januar 1857 zwischen Oesterreich, Preußen und siebenundzwanzig andern deutschen Staaten geschlossen worden ist, hat man sich bemüht, die deuschen Münzverhältnisse wenigstens in so weit zu regeln, daß eine gemeinsame große Silbermünze, das Vereinsthalerstück, in allen Staaten geprägt wird und volle Geltung in allen Zahlungen erhält, und daß die Curantlandesmünzen in einfachem Verhältniß zu dem Einthalerstück stehen. Zu der Einführung einer gleichen Silbermünze mit gleicher Unterabtheilung hat man sich nicht zu vereinbaren verstanden.

Das bereits seit lange bei Erhebung der Zölle übliche Pfund, gleich einem halben Kilogramm oder 500 Grammen des französischen Gewichtes, soll allen Münzstätten der vertragenden Staaten als Einheit dienen. Die Staaten, welche die Thalerrechnung behalten, lassen aus jedem Pfund feinen Silbers 30 Thaler, Oesterreich und Lichtenstein 45 Gulden, die süddeutschen Staaten $52\frac{1}{2}$ Gulden aus dem Pfund reinen Silbers ausprägen. Man sagt daher, die letzten haben den $52\frac{1}{2}$-Guldenfuß, Oesterreich den 45-Guldenfuß, Preußen den 30-Thalerfuß eingeführt, während dieselben früher nach dem $24\frac{1}{2}$-Gulden-, 20-Gulden- und 14-Thalerfuße ausprägen ließen, was nur eine sehr geringe Differenz ist, weil damals als Einheit die Cölnische Mark angenommen wurde, die sich zu dem jetzigen Pfunde wie $467\frac{626}{1000}$ zu 1000 verhält oder wie $14\frac{1}{100}$ zu 30 oder $21\frac{1}{100}$ zu 45 oder $24\frac{1}{2} + \frac{5}{100}$ zu $52\frac{1}{2}$. Die nach dem neuen Verhältniß geprägten Stücke der Thalerwährung und der süddeutschen Währung sind den früher nach dem 14-Thalerfuß und dem $24\frac{1}{2}$-Guldenfuß geprägten, gleichnamigen Münzstücken gleich gesetzt. Scheinbar ist dadurch für die Gesammtheit ein Verlust entstanden, indem das in Curs befindliche Silber durch die neuen Stücke mit etwas geringerm Gehalte allmälig ersetzt werden wird. Die Differenz ist aber erstens so klein an und für sich, daß es nicht lohnend sein kann, die alten Münzen auszutauschen, einzuschmelzen und umzuarbeiten, auch wenn sie noch ihre ursprüngliche Schwere besitzen, der Unterschied verschwindet aber vollständig, wenn man bedenkt, daß bei den cursirenden Münzen alljährlich eine Abnutzung, eine Gewichtsverminderung durch Reibung eintritt, die nach Jahren größer ist als das gesetzliche Mindergewicht der neuen Münzen gegen die alten.

Zur Vermittlung und Erleichterung des Verkehrs prägen alle contrahirenden Staaten zwei Hauptmünzen unter der Benennung Einvereinsthalerstück und Zweivereinsthalerstück, wovon das erstere $\frac{1}{30}$ Pfund feines Silber mit dem Werthe von bezüglich 1 Thaler in Thalerwährung, $1\frac{1}{2}$ Fl. österreichischer Währung und $1\frac{3}{4}$ Fl. süddeutscher Währung enthält. Das Zweivereinsthalerstück hat das doppelte Gewicht, den doppelten Gehalt und den doppelten Werth.

Von diesem letztern bleibt es jedem Staate überlassen, wie viel zu prägen ihm geeignet erscheint, von den Einvereinsthalerstücken aber müssen jährlich im Ganzen 2,779,004 Stück geprägt werden, und jeder Staat hat im Verhältniß seiner Bevölkerung dazu beizutragen, von 1857—1862 jährlich für je hundert Seelen 24 Stück, von 1863 an

jährlich 16 Stück, wonach jährlich vorerst auf Oesterreich 1,475,184, auf Preußen 677,416, auf Baiern 182,376, auf Sachsen 79,504, auf Hannover 72,768 Stück, der Rest auf die übrigen Staaten fällt. Hat ein Staat Veranlassung, im Laufe von sechs Jahren, einer sogenannten Münzperiode, mehr als die entsprechende Summe zu prägen, so soll er den Ueberschuß nicht auf die nächste Münzperiode anrechnen dürfen.

Das Mischungsverhältniß der zu den Vereinsmünzen verwendeten Legirungen soll nach Tausendtheilen ausgedrückt werden und dieselben müssen 900 Tausendtheile Silber auf 100 Tausendtheile Kupfer enthalten. Hiernach wiegen 27 einfache Vereinsthaler ein Pfund, 27 Zweivereinsthalerstücke zwei Pfund. Die Abweichung im Feingehalt wie im Gewicht darf bei letztern, wie schon oben gesagt, bei einzelnen Stücken höchstens 3 Tausendtheile betragen, bei den Einvereinsthalerstücken ist erst eine Abweichung über 4 Tausendtheilen ihres Gewichtes strafbar.

Der Durchmesser für das Einthalerstück ist auf 33 Millimeter ungefähr $1\frac{1}{4}$ Zoll rheinländisch Maß, des Zweithalerstückes auf 41 Millimeter ungefähr $1\frac{9}{16}$ Zoll rheinländisches Maß festgesetzt. Der glatte Rand wird mit vertiefter Schrift versehen. Der Avers der Münze trägt das Bildniß des Landesherrn, bei der freien Stadt Frankfurt das Symbol derselben. Der Revers muß in der Umschrift um das Landeswappen die Angabe des Theilverhältnisses zum Pfunde feinen Silbers, die ausdrückliche Bezeichnung als Einvereinsthaler bezüglich Zweivereinsthaler, ingleichem die Jahreszahl der Prägung enthalten, wie obenstehender Avers und Revers nebst aufgerolltem Rand eines zu Braunschweig geprägten Einvereinsthalerstückes zeigt.

Fig. 1 — 3.

WILHELM HERZOG Z. BRAUNSCHWEIG U. LÜN. B

XXX EIN PFUND FEIN EIN VEREINSTHALER 1859

NEC ASPERA TERRENT

Die Staaten controliren gegenseitig von Zeit zu Zeit ihre neu ausgeprägten Münzen und machen sich verbindlich, falls eine fehlerhafte Ausprägung nachgewiesen wird, die Münzen des ganzen Jahrganges einzuziehen und umzuschmelzen, den den Münzen beigelegten Werth niemals herabzusetzen, und bei etwa eingetretener allzustarker Abnutzung dieselben zu dem vollen Werthe einzulösen, zu dem sie in Umlauf gesetzt wurden.

Nächst den Vereinsmünzstücken besteht die Curantausmünzung

a) nach dem 30-Thalerfuße in $\frac{1}{6}$ Thalerstücken und für das Königreich Sachsen in $\frac{1}{3}$ Thalerstücken,

b) nach dem 45-Guldenfuße in 2 Guldenstücken, in 1 und in $\frac{1}{4}$ Guldenstücken,

c) nach den $52\frac{1}{2}$-Guldenfuße in 2, 1, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Guldenstücken.

Die $\frac{1}{6}$ Thalerstücke und die $\frac{1}{4}$ österreichischen Gulden werden aus einer Legirung geprägt, die auf 520 Theile feines Silber 480 Theile Kupfer enthält, weil diese, härter als die feinere Legirung der großen Münzstücke, der Abnutzung besser widersteht.

Außerdem lassen die Staaten zu Zahlungen im kleinen Verkehr und zur Ausgleichung Scheidemünze prägen, sowohl in Silber als in Kupfer. Die Scheidemünze jedes Landes darf pro Kopf der Bevölkerung nicht über $\frac{5}{6}$ Thaler betragen und muß in größern Summen jederzeit von allen Landescassen gegen Curantgeld eingetauscht werden. Die Silberscheidemünze wird aber nach einem leichtern Münzfuße ausgeprägt als das Curantgeld und zwar für Thalerwährung nach dem $34\frac{1}{2}$-Thalerfuße, d. h. $34\frac{1}{2}$ Thaler Scheidemünze enthalten nur 1 Pfund feines Silber, in österreichischer Währung werden $51\frac{3}{4}$ Gulden, in süddeutscher $60\frac{3}{8}$ Gulden aus dem Pfunde Feinsilber geprägt. Dabei ist der Kupferzusatz sehr viel größer; so enthält die Legirung zu $2\frac{1}{2}$ Silbergroschenstücken auf 1000 Theile nur 375 Theile Silber, zu 1 und $\frac{1}{2}$ Silbergroschenstücken auf 1000 Theile nur 220 Theile Silber. Der große Kupferzusatz ist erforderlich, damit die Stücke nicht so klein ausfallen, daß sie im Verkehr unbequem erscheinen. Der leichte Münzfuß aber, weil die Kosten der Prägung enorm groß werden würden, sollte auch hier

so streng auf das richtige Gewicht jedes einzelnen Stückes gehalten werden wie bei den Curantmünzen. Es hat keine Schwierigkeit, daß das durchschnittliche Gewicht fast genau der gesetzlichen Bestimmung entsprechend verlangt wird, weil gute Walzwerke die Münzplatten leicht so liefern, daß je tausend Stück zusammen gewogen nicht um ein halb Procent von dem Normalgewicht differiren, es würde aber nur mit großem Kostenaufwand eine Justirung dieser kleinen, wenig werthvollen Münzen durchzuführen sein, und wenn die Silbergroschen z. B. nach dem 30-Thalerfuße ausgeprägt würden, so müßte der Staat nicht allein fast 4 Pfund Kupfer, welche man zu 1⅓ Thaler Werth ansetzen kann, außer den beträchtlichen Arbeitskosten ohne Vergütung zulegen, sondern es würde auch lohnen, die schweren Stücke, welche oft bis zu 5 Procent das Normalgewicht übersteigen, auszukippen, einzuschmelzen und an die Scheidungsanstalten zu verkaufen, welche das reine Silber, das sie daraus auszuziehen vermögen, mit 30 Thalern und darüber bezahlen könnten, da sie die große Menge Kupfer dann gewinnen und in der Form von Kupfervitriol verkaufen könnten. Da die Ausprägung von Scheidemünzen beschränkt, jede Landescasse überdies verpflichtet ist, größere Summen gegen Curant einzuwechseln, so kann ein Nachtheil für das Publicum nicht daraus erwachsen, daß der reelle Werth derselben etwas geringer als der nominelle. Aus denselben Gründen kann nichts dagegen eingewandt werden, daß man die Kupfermünzen sehr viel kleiner macht, als dem Kupferwerthe entspricht. Der Vertrag setzt nämlich fest, daß aus einem Centner Kupfer ein Nennwerth von 112 Thalern in Thalerwährung; von 168 Gulden in österreichischer Währung und von 196 Gulden in süddeutscher Währung als äußerste Grenze geschlagen werden dürfe.

Frankreich verdient den Ruhm, zuerst ein rationelles Münzmaß und Gewichtssystem eingeführt zu haben. 1000 Gramm werden Kilogramm genannt. Es ist dies das sogenannte metrische Pfund = 2 Pfund Zollgewicht. Es wiegt nun 1 Franc 5 Gramm, 200 Francs also 1 Kilogramm, 1000 Francs 5 Kilogramm oder 10 Zollpfund. Diese 10 Pfund Legirung enthalten wie unsere neuen Münzen 9 Pfund Silber auf 1 Pfund Kupfer. In Frankreich wird also das Pfund feines Silber zu 111 Francs ausgeprägt und zwar werden aus dieser Legirung nicht allein die 5 und 1 Francstücke, sondern auch die ½ und ¼ Francs geprägt, und nur die Centimenstücke werden aus Kupfer mit Zusatz von etwas Zinn gefertigt. Die Abnutzung der kleinen Silbermünzen mit so reichem Silbergehalt, der dieselben sehr weich macht, ist außerordentlich groß und verursacht einen großen Verlust, der Niemand zu Gute kommt. Denn nach wenigen Jahren sieht man sich gezwungen, die kleinen Münzen, welche viel zu leicht geworden sind und auf denen kein Gepräge mehr zu erkennen ist, einzuziehen und neue zu prägen.

Die Legirung der englischen Silbermünzen ist noch feiner als die der französischen. Sie enthält auf 37 Theile Silber nur 3 Theile Kupfer, daher nutzt sich dieselbe auch noch schneller ab. In England dient das Silbergeld eigentlich nur als Scheidemünze und es erfolgt die Ausprägung auch nach einem zu geringen Münzfuße, so daß ein Einschmelzen der Silbermünzen nicht zu befürchten steht.

Was nun endlich die Goldmünzen anbetrifft, so werden nach dem oben citirten Vertrage von 1857 in Deutschland und Oesterreich nur noch sogenannte Kronen und halbe Kronen geprägt. Ihr Werth ist kein fest bestimmter, sondern bleibt abhängig von dem Stande des Goldes an der Börse. Die Legirung besteht aus 9 Theilen Gold mit 1 Theil Kupfer, aus 1 Pfund feinem Gold werden 50 Kronen oder 100 halbe Kronen geprägt, es wiegen daher 45 Stück Kronen bezüglich 90 Stück halbe Kronen ein Pfund. Die Abweichung in mehr oder weniger darf bei dem einzelnen Stück im Feingehalt nicht über 2 Tausendtheile, im

Fig. 4 — 6



Gewicht nicht über 2½ Tausendtheile betragen. Der Durchmesser der Krone ist auf 24, der halben Krone auf 20 Millimeter, ungefähr ⅞ und ⅝ Zoll rheinländisch Maß, festgesetzt. Obenstehende Figuren zeigen die vorschriftsmäßige Ausführung dieser Goldstücke.

Die Französischen 20 und 40 Frankenstücke sind aus der gleichen Legirung geprägt und es wiegen 155 Stück Napoleonsd'or ein Kilogramm oder eben so viel wie 90 Kronen.

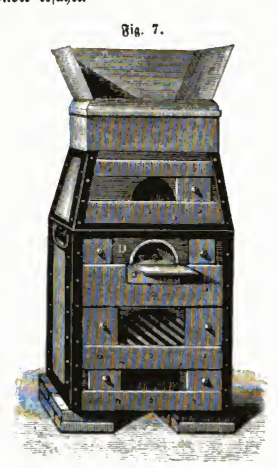
Die englischen Goldmünzen (Sovereigns) sind aus einer Legirung von 11 Theilen Gold und 1 Theil Kupfer geprägt.

Es würde zu weit führen, wollten wir auch nur flüchtig die Münzsysteme anderer Staaten noch besprechen. Die Schweiz und Belgien haben sich dem französischen System ganz angeschlossen.

Wir gehen nun zur Beschreibung der Verfahrungsarten der Münzkunst selbst über.

Wie schon aus dem Vorhergehenden erhellt, ist es die erste Aufgabe, mit großer Genauigkeit zu ermitteln, wie viel reines Gold oder Silber in den anzukaufenden Silber- und Goldbarren enthalten ist, nicht allein um darnach den Preis zu bemessen, der dafür gezahlt werden kann, sondern auch, um nachher die geeignete Menge von Kupfer zuzusetzen, damit eine dem Gesetz entsprechende Legirung erhalten werde. Wirklich reines Silber oder Gold kommt im Handel nicht vor. Es ist sehr selten, daß gereinigtes Silber oder Gold in 1000 Theilen nicht mindestens 2 Theile, oft aber auch 5—8 und mehr Theile fremde Metalle, namentlich Blei enthält, also nur 998 oder 995 bis 992 und weniger Tausendtheile fein hält, wie man sich in der Münzsprache ausdrückt. Wird es schon in regelmäßige große Stücke, sogenannte Barren, gegossen zum Ankauf geboten, so haut der Probirer (Wardein) an zwei möglichst einander entgegengesetzten Punkten mit Hilfe eines Hohlmeißels zwei Stücke von etwa 3 Gramm Schwere aus. Solche Silberbarren haben meistens eine Schwere von etwa 50 Pfund und darüber, also oft einen Werth von annähernd 1500 Thalern. Die Goldbarren pflegen etwa zehn Pfund schwer zu sein und bis zu 4500 Thaler Werth zu haben. Sind es kleine Stücke oder alte Münzen oder alte Silberwaaren, so bringt man dieselben in einen Graphittiegel, setzt denselben zwischen Holzkohlen in einen gut ziehenden Windofen und erhitzt, nachdem man etwas Kohlenpulver auf das Silber geworfen hat, um es beim Schmelzen vor der Einwirkung der Luft zu schützen, bis es recht dünnflüssig geworden, rührt es mit einem eisernen Stabe gut um, und schöpft mit einem kleinen Tiegel, den man mit einer langen eisernen Zange gefaßt hat, eine kleine Menge heraus. Diese gießt man in einem dünnen Strahle in Wasser, welches man in einer tiefen kupfernen Schale durch Schlagen mit einem Reiserbesen stark bewegt, damit das Probesilber sich in feine Körner vertheile. Bei so raschem Erkalten bleibt das Kupfer oder sonstige dem Silber beigemengte Metalle gleichmäßig mit jenem vereint; man ist dadurch sicher, wenn man eine Probe der Körner, die sogenannte Tiegelprobe untersucht, daß man den Durchschnittsgehalt der ganzen Masse an reinem Silber erfährt.

Fig. 7.



Früher pflegte man überall den Gehalt einer Silberlegirung auf folgende Weise zu ermitteln. In einem sogenannten Muffel- oder Probirofen, wie Figur 7 zeigt, wurde durch Anfüllen mit Holzkohlen und Entzünden derselben die Muffel D, in welche man ein paar sogenannte Capellen gesetzt hatte, zum Rothglühen geheizt. Figur 8 zeigt die Muffel allein auf zwei eisernen Stäben stehend, von denen sie im Ofen getragen wird. Die Muffel selbst ist ein halber Cylinder mit ebener Grundplatte, vorn offen, an den geschlossenen Seiten mit Lö-

Fig. 8.



chern versehen. Die Capellen sind kleine Näpfchen von beistehender Form, Figur 9, die man aus einem pulverförmigen Gemisch von 2 Theilen weißgebrannten Schafsknochen mit 1 Theil ausgelaugter Holzasche formt, indem man den messingenen Ring, Figur 10, dessen Höhlung etwa einen Zoll Durchmesser hat und oben etwas weiter als unten ist, mit dem Pulvergemenge anfüllt, nachdem man ihn auf eine glatte Platte gesetzt hat und nun mit einigen Hammerschlägen den unten halbkugelförmigen Stempel, Figur 11, eindrückt. Der Ring dieser Form heißt die *Nonne*, der Stempel der *Mönch*.

Fig. 9. Fig. 10.



Fig. 11.

Der Ofen steht unter einem gutziehenden Rauchfang, er wird mit Kohlen gefüllt erhalten, indem man stets durch den obern Trichter frische Holzkohlen aufschüttet. Die Heftigkeit der Verbrennung derselben, somit die Hitze der Muffel und der Capellen regelt man, indem entweder, um die stärkste Hitze zu erhalten, die mit Knöpfen versehenen Schieber vor dem Aschenfall und dem Rost zurückgeschoben werden, wie in der Figur 7, oder indem man diese Oeffnungen durch Vorschieben der Thürchen schließt, den Luftzutritt abschneidet und dadurch die Verbrennung und Wärmeentwicklung sehr mäßigt.

Wenn die Muffel und die Capellen bis zum Hellrothglühen erhitzt sind, bringt man in jede derselben etwas reines Blei, um so mehr, je mehr fremde Metalle das zu probirende Silber enthält, wenn das Silber nur $1/10$ fremde Metalle enthält, das zwölffache Gewicht der Silberprobe an Blei, wenn es die Hälfte oder mehr fremde Metalle enthält, das zweiunddreißigfache Gewicht an Blei. Unterdessen hat man sich von den aus den Barren ausgehauenen Proben oder von den Körnern der Tiegelprobe auf einer sehr feinen Wage zwei Proben, jede im Gewicht von genau einem halben Gramm oder $1/1000$ Pfund abgewogen. Die Wage muß so empfindlich sein, daß sie mit Sicherheit noch $1/8$ Milligramm, das ist den viermillionsten Theil eines Pfundes anzeigt, indem die mit diesem kleinen Gewicht überlastete Wagschale noch um eine halbe Linie wenigstens sinkt. Eine solche Probe schüttet man auf ein Stückchen Briefpapier von einem Quadratzoll Größe und wickelt sie darin ein.

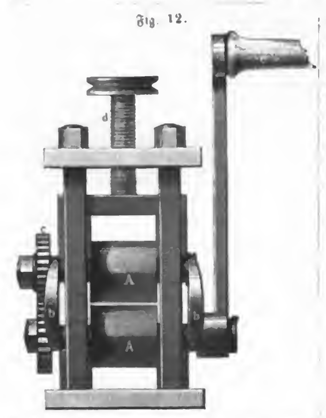
Sobald das Blei in der Capelle zu treiben beginnt, d. h. geschmolzen ist, eine blanke Oberfläche zeigt und Rauch von verdampfendem Blei ausstößt, faßt man die eingewickelte Probe mit einer langen Zange und legt sie auf das Blei. Das Papier verbrennt sofort, das Probemetall schmilzt mit dem Blei zusammen. Bisher haben die Capellen in der Mitte der Muffel gestanden, nun zieht man sie vorsichtig an die Mündung derselben, wo es kühler ist, und man nur darauf zu achten hat, sie nicht so weit erkalten zu lassen, daß die geschmolzene Legirung erstarrt. Es entweicht bei dieser Hitze fortwährend Blei als Rauch, der größere Theil des Bleies so wie alle uneblen Metalle, Kupfer, Zinn, Zink, Eisen u. s. w., die mit dem Silber legirt gewesen sein können, nehmen aus der Luft Sauerstoff auf, oxydiren sich, das Blei wird zu Bleiglätte und diese wird nebst den Oxyden der andern unedeln Metalle von der Masse der Capelle wie von einem Schwamm aufgesogen. Wenn auf diese Weise die Operation, das *Abtreiben*, sich seinem Ende nähert, wenn auf der Capelle fast nur noch das reine Silber zurückgeblieben, muß man die Probe weiter in die Muffel zurückschieben, damit das Silber nicht erstarrt, bevor es ganz rein geworden. Es erlangt dadurch nochmals eine höhere Temperatur und der Rest des Bleies oxydirt sich; es veranlassen diese letzten sich oxydirenden Bleitheilchen das Erscheinen wunderbar schöner Regenbogenfarben auf der geschmolzenen Silberkugel. Gleich darauf sieht man ein heftiges Erglühen und Leuchten derselben und sie erstarrt, wenn die Temperatur nicht höher als nöthig gehalten wurde. Man nennt dies das *Blicken* des Silbers. Die Capelle wird jetzt wieder langsam vorgezogen, würde man sie schnell aus dem Ofen nehmen, so hätte man zu befürchten, daß das sogenannte *Spratzen* einträte, ein Aufschäumen des noch nicht völlig erstarrten Silbers, wobei leicht geringe Mengen weggeschleudert werden. Es rührt dies davon her, daß das Silber in der Hitze etwas Sauerstoff aus der Luft aufnimmt, der beim Erstarren vollständig entweicht. Geschieht die Abkühlung plötzlich, so tritt das Spratzen ein. In der Capelle findet man eine silberweiße, glänzende

Halbkugel, auf ihrer Oberfläche etwas eingesunken, auf der Unterseite mit kleinen blasenartigen Löchern versehen. Alle unedlen Metalle sind entfernt, war in der Probe neben Silber kein anderes edles Metall enthalten, so legt man die beiden Proben auf die beiden Wagschalen. Hat man gut gearbeitet, waren sie von einer Tiegelprobe abgewogen, so müssen sie gleiches Gewicht haben, die Wage einstehen. Bei Aushiebproben aus verschiedenen Stellen eines Barrens werden sie selten vollkommen gleiches Gewicht zeigen, weil, wie schon früher bemerkt, es kaum möglich ist zu verhüten, daß sich die Metalle der Legirung nicht etwas verschieden beim Erstarren vertheilen. Stimmen beide Proben genau überein, so legt man sie zusammen auf die eine Wagschale und auf die andere soviel Gewicht, bis das Gleichgewicht hergestellt ist. Man hat zu jeder Probe 500 Milligramme des zu untersuchenden Silbers abgewogen, im Ganzen also 1000 Milligramme. Gesetzt, das Gewicht der beiden Silberkörner, welche man auf den Capellen zurückbehielt, würde zu 876 Milligramm gefunden, so würde das probirte Silber in 1000 Theilen 876 Theile fein enthalten. Früher wog man mit anders eingetheilten Gewichten. Man nahm zu jeder Probe etwa 1/32 Loth. — 1/16 Loth nannte man die Probirmark, diese theilte man in 16 Loth und jedes Loth in 18 Grän. Beim Probiren von Gold theilte man die Mark in 24 Karat und jedes Karat in 12 Grän. Diese complicirte Eintheilung rührte von sehr alter Zeit her und war offenbar nur ausgedacht, um Uneingeweihten das Verständniß der Berechnung zu erschweren, dennoch blieb dieselbe bei uns bis vor wenigen Jahren üblich, unsere Goldschmiede können sie zum Theil noch heute nicht vergessen, und in England ist heute noch eine complicirtere und ungeschicktere Berechnungsart die allein übliche.

Trotzdem diese Probirmethode Jahrhunderte lang die einzig angewandte gewesen, hat man dieselbe allmälig ganz verlassen, weil man gefunden, daß man immer etwas weniger, ohngefähr vier Tausendtheile weniger Silber fand, als wirklich in der Legirung vorhanden war, und daß sehr leicht, wenn die Temperatur nur etwas zu hoch war, oder wenn das Abtreiben aus andern Ursachen langsamer vollendet wurde, noch größere Fehler begangen wurden. Es verflüchtigt sich nämlich eine sehr geringe Menge Silber mit dem Bleirauch; eine größere wird mit der Bleiglätte von der Capellenmasse aufgesogen und kann durch allerdings umständliche Verfahrungsweisen daraus wieder gewonnen werden. Das Schlimmste war, daß eben auch der aufmerksamste Probirer nicht im Stande war zu garantiren, ob er bei einer Probe zwei, drei oder vier Tausendtheile zu wenig gefunden habe, und daß die für rein gehaltenen abgetriebenen Silberproben stets noch etwa zwei Tausendtheile Blei enthielten, also nicht rein waren, und der wirkliche Silberverlust noch größer war als er schien, weil der Rückhalt an Blei theilweise den Silberverlust deckte. Wir wollen nachher die neue von Gay-Lussac 1829 in Frankreich entdeckte und eingeführte Probirmethode, welche jetzt auch in Deutschland allein giltig ist, beschreiben. Da aber das Probirverfahren bei Gold mit der alten Methode des Probirens von Silber viel Aehnlichkeit hat, so soll dies nun zuerst hier angereiht werden.

Das Gold kommt in der Natur so gut wie nie frei von Silber vor, häufig auch mit Spuren anderer Metalle gemengt. Aber auch das Gold, welches in den Scheidungen gereinigt wird, ist nie ganz rein. Es enthält stets mindestens einige Tausendtheile Silber. Um nun zu untersuchen, wie viel Gold in einer Legirung vorhanden ist, treibt man dieselbe ganz auf gleiche Weise, wie oben vom Silber angegeben wurde, auf Capellen mit Blei ab. Das Gold vereinigt sich gar nicht mit dem Sauerstoff der Luft, Silber und Gold bleiben in dem Verhältniß, wie sie in der Legirung vorhanden waren, auf der Capelle als glänzende halbkugelförmige Körner liegen. Man wägt dieselben genau und erfährt dadurch, wie viel reines Gold und Silber zusammen in der Probe vorhanden waren. Die Salpetersäure, das sogenannte Scheidewasser, hat nun die Eigenschaft, daß es Silber leicht auflöst, das Gold aber gar nicht angreift. Wenn nun in dem Probekorn mindestes zwei ein halb mal soviel Silber als Gold vorhanden ist, so schlägt man dasselbe auf einem Ambos zu einer dünnen Platte und walzt dieselbe auf einem kleinen Walzwerk, Fig. 12, zu einem etwa ein und einen halben Zoll langen, einen halben Zoll breiten Blättchen aus, rollt dieses zusammen und wirft es in einen kleinen Glaskolben, Fig. 13, in dem man zehn Gramm

Fig. 12.



Salpetersäure erwärmt. Unter Aufbrausen und Entwicklung von rothen Dämpfen löst sich rasch die größte Menge des Silbers. Man nimmt das Kölbchen vom Feuer und gießt vorsichtig die Silberlösung von dem am Boden liegenbleibenden Goldröllchen ab, kocht dasselbe dann noch zweimal mit stärkster Salpetersäure auf gleiche Weise, um die letzten Antheile Silber auszuziehen. Hätte das Probekorn weniger als das zweifache Gewicht des Goldes an Silber enthalten, so würde die Salpetersäure gehindert sein, bis in die Mitte des Röllchens einzubringen, sie würde nicht alles Silber aufzulösen vermögen, weil das Gold zu dicht geblieben wäre. Deshalb setzt der Probirer goldreichen Proben soviel Silber ohngefähr zu, daß das Verhältniß von drei Theilen Silber auf ein Theil Gold annähernd erreicht wird. Man nennt dies die Scheidung durch die Quart. Enthält die Probe viel mehr Silber, so ist dasselbe zwar um so leichter aufzulösen, aber das Gold bleibt dann nicht in der Form des aufgerollten Blättchens, sondern zerfällt zu Pulver. Es hat dies nur zur Folge, daß man viel vorsichtiger bei dem Abgießen der Salpetersäure und dem Abwaschen mit Wasser nach dem Auskochen des Silbers verfahren muß, um kein Goldpulver mit auszugießen, worauf man nicht zu achten braucht, wenn das Gold in einem Stück geblieben ist. Das mit der Salpetersäure vollständig ausgekochte Goldröllchen übergießt man dreimal mit heißem Wasser und füllt dann den Kolben ganz mit Wasser an, setzt ein poröses Thontiegelchen auf den Hals Fig. 14 und kehrt nun rasch um, Fig. 15. Das Kölbchen bleibt mit Wasser gefüllt, das Goldröllchen oder Pulver fällt auf den Boden des Tiegels. Man kann nun das Kölbchen leicht abheben, aus dem Tiegel das Wasser über dem Golde abgießen und diesen, mit einem Deckel verschlossen, vorn in der Muffel des Probirofens trocknen, dann zum Glühen erhitzen. Dabei zieht sich das Goldröllchen stark zusammen, nimmt schönen Goldglanz an und bildet ein festes Metallblech, während es vor dem Glühen matt bräunlichgelb erscheint, bei der Berührung leicht zerbricht und in Stückchen zerfällt. Die stark geglühten Goldröllchen lassen sich gut wiegen, hat man sie aber nicht genügend erhitzt, so ziehen dieselben auf der Wage so viel Feuchtigkeit an, daß man unbrauchbare Resultate erhält. Hat man das abgetriebene Probekorn gewogen und zieht davon das Gewicht des vom Silber befreiten Goldröllchens ab, so ist auch der Silbergehalt der Probe ermittelt. Derselbe wird jedoch aus den eben angeführten Gründen stets etwas zu gering gefunden, weil etwas Silber verdampft und etwas in die Capelle gesogen wird, und zwar um so mehr, weil die Goldprobe bei etwas stärkerer Hitze als die Silberprobe abgetrieben werden muß. Man findet den Goldgehalt vollkommen richtig auf diese Weise, obgleich das Probekorn kein ganz chemisch reines Gold ist, sondern eine Spur Silber zurückbehält. Aber diese Menge ist sehr klein und compensirt erfahrungsmäßig den geringen Antheil Gold, der mit in die Capelle gesogen wird. Bei sorgfältigem Verfahren kann man garantiren, daß kein Fehler von $^{1}/_{4.000.000}$ Pfund gemacht wird.

Fig. 13.

Fig. 14.

Fig. 15.

Man vermünzt Gold, welches geringe Mengen Silber enthält, berechnet dann nur das Gold und legirt es mit so viel weniger Kupfer, als das im Gold enthaltene Silber wiegt. Mit andern Worten, man rechnet das Silber als Kupfer, gibt es somit fast gänzlich verloren. Es würde theurer sein, das Silber zu gewinnen. Wenn aber Silber auch nur zwei Tausendtheile Gold enthält, so lohnt es sich, letzteres zu gewinnen. Sol-

ches Silber wird daher heutzutage nicht mehr in den Münzen verarbeitet, sondern an die Scheideanstalten verkauft und von diesen geschieden. In älteren Münzen findet man häufig noch geringe Mengen Gold und viele derselben sind mit großem Nutzen eingeschmolzen und das Gold ausgeschieden worden. Bei dem Einschmelzen der alten braunschweigischen Scheidemünzen sind z. B. im vorigen Jahre aus einem Posten im Werth von circa 90,000 Thalern etwa für 800 Thaler Gold, also nicht ganz zwei Pfund gewonnen worden, nebenbei aber 20,000 Pfund Kupfervitriol, der es möglich machte, die Arbeit des Scheidens vorzunehmen und doch 30 Thaler für jedes Pfund feines Silber, welches in der Scheidemünze enthalten war, zu bezahlen.

(Schluß folgt.)

Erinnerung an

Gotthilf Heinrich von Schubert.

Von August Vogel.

Allmälig gehen auch die Letzten dahin, welche vor mehr als einem halben Jahrhundert für uns gelebt, für uns gedacht und gearbeitet haben. Ein solcher Mann war insonderheit Gotthilf Heinrich von Schubert. Sein Name hat einen guten Klang, man darf wohl sagen, auf dem ganzen Erdkreise, und wird von zahllosen Schülern und Anhängern, von Jung und Alt, in Hütten und Palästen mit Verehrung genannt. Nicht die äußeren Verhältnisse seines Lebenslaufes, so erhebend und belehrend deren nähere Betrachtung auch ist, sollen hier berührt werden; hat ja doch der Verstorbene, im hohen Greisenalter zwar, allein mit jugendlicher Frische sein eignes Leben beschrieben, ein Buch, das durchweht von dem milden lebendigen Dufte, welcher alle seine Werke kennzeichnet, ein monumentum aere perennius für alle Zeiten ist und bleibt. Es muß der geübten Feder und dem beredten Munde des Sachverständigen vorbehalten bleiben, die literarischen Leistungen, die hohen Verdienste des Dahingeschiedenen als Lehrer und Gelehrter zu würdigen, ein vollendetes Bild des so vielseitig gebildeten und als Volksschriftsteller so unendlich wirkenden Mannes zu entwerfen; nur ein Wort öffentlicher, dankbarer Huldigung möge hier Platz finden, — eine anspruchslose Blume auf das frische Grab des unvergeßlichen Lehrers, des treuen, väterlichen Freundes.

Schubert's Auffassung der Natur ist eine zu bekannte, als daß wir sie näher zu charakterisiren nöthig hätten. Er hat es verstanden zu forschen in der geheimen stillen Werkstätte der Natur, das Leben zu belauschen in seinen größten, wie in seinen wenig beachteten Erzeugnissen; die einsame Alpenpflanze, welche oben am nackten Felsenabhange in der Nähe des ewigen Eises gedeiht, war seinem reichen Geiste, seinem reinen Gemüthe nicht weniger merkwürdig, als die Pracht der himmelanstrebenden Palmen, unter deren Schatten zu wandeln ihm ja selbst vergönnt gewesen. So mußten auch seine Naturbeschreibungen von allen gebildeten Verehrern und Freunden der Natur, ihrer Wissenschaft und ihres Studiums mit so großem ungetheilten Interesse, ja mit Begeisterung in den weitesten Kreisen aufgenommen werden, und dies um so mehr, als sie stets geistvoll aufgefaßt und im höchsten Grade geeignet waren, auch das Interesse des Laien in der Wissenschaft zu erregen und seinen Drang nach wissenschaftlicher Erkenntniß, so weit dies für ihn möglich ist, zu befriedigen.

An Schubert's naturwissenschaftlichen Arbeiten, so weit sie sich in einer der populären Darstellung genäherten Form bewegen, bewährt sich der schon längst anerkannte Satz, daß die populäre Auffassung der Wissenschaft im echten Sinne des Wortes nur dem Meister in seinem Fache gelingen könne, und hätten wir auch die zahlreichsten Thaten seines selbständigen Forschertalentes nicht vor Augen, der anerkannt großartige Erfolg seiner populären Darstellung wäre allein schon Beweis genug, daß wir hier einen Meister auch in diesem Sinne vor uns haben.

Doch noch ein anderes Moment ist es, welches uns die Welt der Schubert'schen Naturforschung so heimisch macht, — sein Bestreben, uns in jeder seiner geistvollen Betrachtungen auf das unverkennbare Wirken einer göttlichen Vorsehung, welche schöpferisch das Universum durchdringt und beherrscht, zurückzuführen. Das unermeßliche Feld des Naturforschers verliert nichts an seinem staunenswerthen Umfang, wenn der Forscher im vollen Bewußtsein der Grenzen, welche der Menschheit gesteckt sind, vor dem Throne des Unerforschlichen und Allmächtigen in stiller

und frommer Anbetung stehen bleibt und sich genügen läßt, uns bis zu diesem Urquell alles Seins und aller Wahrheit, als der unübersteiglichen Schranke unseres Forschens geführt zu haben, fern von jenem Dünkel, durch die menschliche Vernunft allein die wundervollen Erscheinungen der Natur in letzter Instanz erklären zu wollen. Schubert hat nicht bloß in der Welt des Sinnlichen nach Wahrheit gerungen, sondern er hat sie auch erschaut im Reiche des Uebersinnlichen und zwar mit einer seltenen Klarheit, Lebendigkeit und Innigkeit. Unterstützt von umfassender Gelehrsamkeit versenkte er sich mit rastlosem Eifer in das Studium der materiellen Natur, ohne jedoch über diesem Bemühen den Sinn für das Geistige und Uebersinnliche einzubüßen, und grade weil auch dieses Gebiet sich seinem leuchtenden Blicke in ähnlicher Klarheit wie die sichtbare Natur erschlossen, mußte er sich innerlichst gedrungen fühlen, seine hierbei gewonnene freudige Zuversicht allenthalben offen und unverholen auszusprechen. Dadurch aber ist freilich sein Streben von so mancher Seite nicht selten mißkannt worden, scheint es ja doch unter den Naturforschern der Neuzeit beinahe zwingende Mode zu werden, von der Welt des Geistigen völlig Umgang zu nehmen oder sich unter dem Vorwande der Reinhaltung alles wissenschaftlichen Strebens gradeswegs dem allem besseren Gefühle, ja auch allem gesunden Verstande Hohn sprechenden Materialismus in die Arme zu werfen. Bei der vollsten Achtung und Anerkennung aller empirischen Forschung konnte Schubert doch nie mit der jetzt so beliebten völligen Abstraction der Naturforschung von demjenigen, was der Natur selbst zu Grunde liegt, übereinstimmen. Fernstehend jener Ansicht, daß nur das den körperlichen Sinnen sich darlegende die einzig feste Grundlage gediegener Wissenschaft sein könne, schöpfte er aus seinen Studien die vollste Beruhigung in Bezug auf dasjenige, was dem Menschen das Höchste und Theuerste sein muß. Er gehörte nicht zu jenen starken Geistern, welche nichts glauben, als was sie sehen und begreifen. Und so forschte und schrieb er bis an sein Ende, nicht um irdischen Ruhm und Vortheil, sondern um ewige Hoffnung zu gewinnen. Deshalb aber konnte er auch in Schrift und Wort niemals verletzend werden, auch gegen anders Gesinnte blieb er stets mild und duldsam. Der Weg, der den Vielgewanderten zum Ziele führte, war nirgends durch Zerstörung und Vernichtung des Bestehenden, wohl aber durch reiche Segnungen überall bezeichnet.

Seit Jahren war Schubert gewohnt, einen großen Theil des Sommers auf dem Lande zuzubringen, gewöhnlich in dem kleinen Dorfe Pähl am Starnbergersee bei München, wo er in stiller Zurückgezogenheit seiner fruchtbringenden literarischen Thätigkeit lebte. Ein Gefühl der Schwäche, vielleicht eine Todesahnung, mochte ihn veranlaßt haben, in diesem Sommer nicht jenen gewohnten Landaufenthalt, sondern das Gut seines ältesten Enkels in der nächsten Nähe von München zu wählen. Hier ereilte ihn, umgeben von den Seinen, die er mit segensreichen, liebevollen Worten erhob und tröstete, bei vollem Bewußtsein der Tod am 1. Juli im einundachtzigsten Lebensjahre. Sein Sterben war ein würdiger Schluß seines edeln, frommen Lebens. Auf dem erbleichten Angesichte des ehrwürdigen Todten stand das Zeugniß des göttlichen Friedens zu lesen, welches der scheidende Geist der verlassenen Hülle aufgeprägt hatte.

Die treue Freundeshand, die so vielen eine Stütze gewesen, ruht nun im Grabe, im Tode erstarrt ist dieses Herz voll Liebe, aber das Andenken des bescheidenen Gelehrten lebt fort in den Herzen aller, die ihm jemals nahegekommen, das segensreiche Wirken seiner Schriften, welche durch ihren reichen Gehalt an Gemüth und Geist nun und nimmermehr werden veralten können, trägt auch in der weitesten Ferne immer neue unvergängliche Früchte.

Musikalisches.

Das anerkennenswerthe Streben, welches die Hallberger'sche Verlagsbuchhandlung durch die von J. **Moscheles** besorgte Herausgabe der Classiker **Beethoven, Clementi, Haydn** und **Mozart in ihren Werken für das Pianoforte allein**, verfolgt, ist von uns bereits früher lobend erwähnt worden. Jedem Clavierspieler ist hier Gelegenheit geboten, die Sonaten unserer musikalischen Classiker in correcter und billiger Ausgabe sich anzuschaffen. Der rasche Absatz von drei Auflagen beweist hinlänglich, daß das Unternehmen allgemeinen Anklang findet.



Neuestes aus der Ferne.

Die Alterthümer der Vereinigten Staaten.

Die langjährigen Arbeiten der amerikanischen Gelehrten zur Ermittlung einer nähern Kenntniß aller in der Union vorhandenen Denkmäler aus der indianischen Vorzeit sind jetzt so weit zum Abschluß gediehen, daß ein allgemeiner Ueberblick möglich wird. Sie scheiden sich sowohl nach ihrer geographischen Lage als nach ihrer Bauart in zwei große Gruppen, zwischen denen gleichwohl eine Verwandtschaft besteht. Die erste dieser Gruppen findet man östlich von den Alleghanies, die zweite in den Thälern des Mississippi und seiner Nebenflüsse.

Die alten Denkmäler der atlantischen Staaten sind über den ganzen Raum von Maine bis Florida vertheilt. Am häufigsten sind sie im westlichen New-York und im mittlern Pennsylvanien. Alle gehören zu einer von zwei Arten, indem sie entweder einfache Erdhügel oder Erdschanzen sind. Jene Hügel sind immer Begräbnißstätten und selten, bei einem Durchmesser von fünfzig bis sechzig Fuß an ihrer Basis, höher als fünf Fuß. Als man an dem nördlichen Ufer des Ossipeesees im Staate Neuhampshire einen solchen Erdhügel aufgrub, fand man drei vollständige Gerippe nebst einigen Tomahawks und gewöhnlichen irdenen Geschirren. Ein anderer auf der Tonnewandainsel im Niagaraflusse enthielt im Innern einen Steinkreis von zehn Fuß Durchmesser, der eine Menge menschlicher Gebeine umschloß und die Spuren der Einwirkung von Feuer verrieth. Diese Erdhügel scheinen nicht, wie man anfangs glaubte, nach Schlachten zur Aufnahme der Erschlagenen aufgeworfen worden zu sein. Diese Annahme widerlegt sich dadurch, daß sie nicht blos die Gebeine von Männern, sondern auch von Frauen und Kindern enthalten. Sie verdanken ihren Ursprung vielmehr der früheren Sitte der Indianer, die Gebeine ihrer Todten von Zeit zu Zeit, in der Regel alle acht Jahre, zu sammeln und in einer gemeinschaftlichen Grabstätte zu vereinigen. Diese Sitte hat noch nach der Ankunft der Europäer fortbestanden, wie nicht bloß die Erzählungen von Charleroix, Brabeuf, Creuxins und Bartram, sondern auch die in den Erdhügeln gefundenen kupfernen Kessel, eisernen Beile, Flintenläufe und andern europäischen Gegenstände beweisen.

Die zweite Classe der östlich von den Alleghanies vorkommenden Denkmäler besteht in Befestigungen. Mit einer einzigen Ausnahme sind es Erdwerke mit einem vorliegenden Graben. Diese indianischen Forts, wie man sie in der Union nennt, finden sich besonders zahlreich in New-York und Pennsylvanien, weniger in Neuengland, Canada und Virginien. Der Staat New-York enthält ihrer mehr als Hundert, in der Grafschaft Jefferson allein hat man fünfzehn entdeckt. Die Orte für diese Befestigungen sind immer mit großem Geschick gewählt. Die meisten stehen auf Uferhöhen, sogenannten Bluffs, oder auf Vorgebirgen, die nach zwei Seiten hin schroff abfallen. Die in der Ebene liegenden sind immer entweder auf einer hohen trockenen Stelle in einem Sumpf oder an einer Stelle erbaut, wo ein Fluß eine Krümmung macht. Unabänderlich sind die Oertlichkeiten dieser rohen Festungen durch einen fruchtbaren Boden, einen Reichthum an Wild und Fischen ausgezeichnet. In fast allen Fällen befindet sich eine hinreichende Menge

Trinkwasser, ein Fluß oder eine starke Quelle, in unmittelbarer Nähe. Ein Eingang, der durch besondere Werke vertheidigt wird, ist noch überall sichtbar. Für Indianer waren diese Erdwerke, wenn ihre Spitze ein Pfahlwerk trug, uneinnehmbar. Diese Befestigung fehlte in der That nicht; man hat bei verschiedenen Erdwerken die Löcher, in denen die Pfähle steckten, und Ueberreste der letztern aufgefunden. Das einzige Steinwerk, das bis jetzt bekannt geworden ist, liegt am Winnipegsee-Flusse in der Nähe der Little Bai (Neuhampshire), die noch heute einer der besten Plätze für Fischerei ist. Die Erbauer waren die Penacooks, welche vor ihrer Vernichtung durch die Mohawks oft mit dreihundert Canoes einen Kriegszug machten. Die Wälle bestehen im Innern aus Lehm und Schutt und haben eine Bekleidung von regelmäßig gelegten Steinen. Dieses Werk ist zugleich das einzige, dessen Eingang durch zwei hohe Erdhügel vertheidigt wird. Auch durch den regelmäßigen Plan der Wälle zeichnet dieses Werk sich aus. Man hat in ihm eine große Menge Tabackspfeifen von Stein oder Thon, Fragmente schlechter Töpferwaaren, Pfeilspitzen und steinerne Aexte ausgegraben. Der Raum, den die indianischen Forts einschließen, wechselt zwischen einem und sechszehn Ackern. In vielen wachsen jetzt große Bäume, die einen Schluß auf das hohe Alter der Werke ziehen lassen.

Die Denkmäler in den Thälern des Missisippi und seiner Nebenadern sind weit bedeutender. Sie sind über weite Landstrecken vertheilt und bilden in Neumexiko, Florida, Texas und andern südlichen Staaten den Uebergang zu den Bauwerken der Azteken und Tolteken. In größter Zahl kommen sie vor in Ohio, Indiana, Illinois, Wisconsin, Missouri, Arkansas, Kentucky, Louisiana, Missisippi, Alabama, Georgien und Florida, in geringerer Zahl in Michigan, dem westlichen Virginien, Minnesota, Texas und Südcarolina. Sie zerfallen in Befestigungen, in Einfriedigungen zu religiösen Zwecken, in Grabhügel, in abgestumpfte und stufenweis ansteigende Pyramiden, in Bauten, welche den mexikanischen Teocallis gleichen, und in ganz eigenthümliche Figuren, die man nicht anders als Erdreliefs nennen kann. Ihre Anzahl ist eine wahrhaft außerordentliche und läßt sich nicht genau angeben. Allein im Staate Ohio befinden sich über 11,000 Grabhügel und zwischen 1000 und 1500 Befestigungen. Nördlich von den großen Seen hat man bis jetzt keine dieser Werke entdeckt, wohl aber am Pepinsee und am Missouri, tausend englische Meilen oberhalb der Mündung. In Ohio und Kentucky herrschen die Befestigungen vor, die man in den mehr westlichen und südlichen Staaten seltener sieht. Je näher man dem Golf von Mexiko kommt, um so häufiger werden die Bauten zu religiösen Zwecken, die abgestumpften, abgestuften Pyramiden und die Teocallis. Der Grund dieser Erscheinung ist unschwer zu errathen. Im Norden mußte man mehr Befestigungen anlegen, weil man mit angrenzenden fremden Stämmen in häufige feindliche Berührung kam, im Süden, wo man sicherer war, konnte man die Kraft auf Kunstbauten richten.

Die Befestigungen im Missisippithal sind im Vergleich zu denen der atlantischen Staaten riesig zu nennen. Einer der Grabhügel bei Cahokia in Illinois ist neunzig Fuß hoch, mißt an seiner Grundlage zweitausend Fuß im Umkreise und enthält zwanzig Millionen Kubikfuß Erde. Die Bauten zu religiösen Zwecken lassen sich als offene Tempel bezeichnen, in denen erhabene Stellen die Opferaltare bezeichnen. Die abgestumpften Pyramiden bilden durch ihre Stufen häufig einen Weg, der sich zur Spitze emporschlängelt. Besonders merkwürdig sind die Erdreliefs in Wisconsin, welche die Formen von Menschen und Thieren annehmen. Sie werden eine symbolische Bedeutung gehabt haben, bleiben aber doch eine räthselhafte Anomalie. In vielen dieser Werke findet man kleinere Kunstgegenstände von Stein oder Metall, und Werkzeuge oder Verzierungen aus Stoffen, die zum Theil aus weiter Ferne stammen.

Ueber die Bedeutung dieser Werke hat Squier, der Verfasser des berühmten Werkes über die Alterthümer von Nicaragua, Aufklärungen versprochen. Hoffentlich sind wir in Kurzem im Besitz seiner Schrift und können bereits in der nächsten Nummer unsere Leser mit den Resultaten seiner Forschungen bekannt machen.

Die neue Straße von dem Atlantischen Ocean zum Stillen Meere.

Daß man eine Post eingerichtet hat, die regelmäßig von New-York über Land nach San Francisco geht, haben wir früher berichtet. Für die öde Strecke zwischen Californien und dem Salzsee will man jetzt Kamele benutzen. Otto Esche, ein Deutscher aus

Sachsen, befindet sich bereits am Amur, um eine Anzahl solcher Lastthiere anzukaufen und nach San Francisco zu schicken. Man glaubt, daß mongolische Kamele für diese nördlichen Gegenden sich besser eignen werden, als die von Beale aus Syrien und Egypten eingeführten, die allerdings in Texas und überhaupt im Süden vorzüglich gedeihen. Zu dieser ältern Poststraße von Meer zu Meer ist jetzt eine neue gekommen, die bei St. Joseph am Missouri beginnt, von dort nach dem Carsonthale läuft und ebenfalls in San Francisco mündet. Auf diesem Wege kommen von St. Joseph Briefe in acht Tagen und vier Stunden zum Carsonflusse und brauchen bis San Francisco nur anderthalb Stunden mehr als auf dem alten Wege. Bei der ungeheuren Entfernung ist diese Geschwindigkeit eine fabelhafte. Am Carsonflusse hat sich inzwischen ein reges Leben eingestellt. Die Ophirgesellschaft von San Francisco hat ein Capital von sieben Millionen Dollars verfügbar gemacht, um ihre Silberbergwerke im großartigen Maßstabe bearbeiten zu können. Sie glaubt allein in der Oranstockgrube eine jährliche Ausbeute von achtzehn Millionen Dollars Silber zu erhalten. Auch Kupfer wird im Carsonthale in Menge zu Tage gefördert.

Eine zweite amerikanische Nordpolfahrt.

In einer früheren Nummer (44) besprachen wir das Unternehmen Dr. Hayes', den Kennedycanal zu befahren, um die Frage, ob es ein offenes Polarmeer gebe, zur Entscheidung zu bringen. Zu dieser Fahrt gesellt sich eine zweite, die nicht minder abenteuerlicher Natur und nebenbei völlig nutzlos ist. Im Spätfrühling dieses Jahres hat der Amerikaner Hall aus Cincinnati an Bord des Barkschiffes George Henry den Hafen Neu-London in Connecticut verlassen. Ein Eskimo begleitet ihn, fünf andere will er auf der Insel Sussex, bis zu der jenes Barkschiff ihn bringen wird, mitnehmen. Sein Fahrzeug ist ein großes Boot, welches besonders für ihn gebaut worden ist. Mit diesem Fahrzeuge will er die Straßen zwischen dem Vorgebirge Willoughby und dem Fury- und Heklacanal untersuchen. Sein Zweck ist, nach Gefährten Franklin's zu forschen, die etwa noch am Leben sein könnten. Andere arktische Seefahrer halten es für ein großes Unglück, wenn der Verlust ihres Schiffes sie zwingt, von einem Boote Gebrauch zu machen. Der Gedanke, von vornherein ein solches Fahrzeug anzuwenden, ist neu, ob auch verständig, dürfte in Zweifel stehen. Der Zweck der Reise ist jedenfalls ein unsinniger, da alle arktischen Autoritäten darüber einig sind, daß kein Gefährte Franklin's mehr am Leben sein kann.

Die Bevölkerung des Libanons.

Das syrische Gebirge, das jetzt wieder zum Schauplatz blutiger Ereignisse geworden ist, wird von drei Hauptstämmen bewohnt, den Maroniten, Drusen und Ansariern, von denen die beiden letztern räthselhaft sind. Die Maroniten sind Christen und leiten ihren Namen von zwei Mönchen ab, welche beide Maron hießen und von denen der eine im fünften, der andere im siebenten Jahrhundert lebte. Wegen ihres Glaubens, daß Christus zwar eine göttliche und menschliche Natur in sich vereinigt, aber nur mit einem Willen gewirkt habe, von den Rechtgläubigen wüthend verfolgt, machten sie sich unabhängig und vertheidigten sich glücklich. 1736 unterwarfen sie sich dem Papste, der ihnen ihren eigenen Patriarchen ließ. Auch die arabische Sprache beim Gottesdienst und die Priesterehe behielten sie bei, wie ferner die eigenthümliche Einrichtung, daß die Nonnen der zahlreichen Klöster nach Belieben in's weltliche Leben zurückkehren und sich verheirathen können. Die Zahl der Maroniten wird auf 180,000 angegeben. Die Ansarier, die nur 60,000 Köpfe zählen sollen, wohnen im äußersten Norden des Libanon auf einer weiten, nach Westen gegen das Meer geöffneten Ebene, die im Osten von den Anseiribergen begrenzt wird. Nach diesen Bergen werden sie benannt. Man hält sie für Nachkommen der Assassinen, die nach dem Mongolensturm nicht mehr genannt werden und doch, ein Volk von 60,000 streitbaren Männern in einem unwegsamen Gebirge, nicht gänzlich vertilgt worden sein können. Ueber ihrem Glauben schwebt ein undurchdringliches Dunkel. Nach einigen Schriftstellern sind sie Mohamedaner mit abweichenden Glaubenslehren und in drei Secten getheilt, nach andern besitzen sie eine Geheimlehre, die aber nur einer kleinen Zahl von Wissenden bekannt ist, während die große Masse mit äußern Gebräuchen sich begnügt. Gewiß ist, daß sie in religiösen Dingen sehr geschmeidig sind, bald Christen, bald Mohamedaner, bald Juden sein wollen, und daß sie einen vortrefflichen Wein bauen und große Verehrer dieses Getränks sind. Die Drusen wohnen

theils im Süden des Libanon, theils im Hauran, südöstlich von Damascus. Die erste Gruppe enthält 70,000, die zweite, die wegen ihrer Wildheit und Habsucht im übelsten Rufe steht, 30,000 Köpfe. Auch die Drusen sollen von den Assassinen abstammen. Weil die Mohamedaner von ihnen behaupten, daß sie gleich den alten Samaritern ein Kalb anbeten, hält man sie auch für Nachkommen der letztern. In religiöser Beziehung theilen sie sich in Akul oder Verständige, und in Dschahel oder Unwissende. Die Akul, deren Zahl auf 10,000 angegeben wird, bilden einen geistlichen Orden, tragen als Symbol der Reinheit einen weißen Turban, rauchen keinen Tabak und leben sehr zurückgezogen. Auch ihren Glauben kennt man nicht genau. Wie es scheint, stehen sie den Christen näher als den Mohamedanern, denn sie verwerfen den Koran und erkennen dagegen die vier Evangelien an. Sie haben einen eigenen Messias, Hamsa genannt, der bereits siebenmal in Verkörperungen auf der Erde gewesen ist und noch einmal erscheinen wird, um der Religion der Drusen die Weltherrschaft zu verschaffen. Bloß die Verständigen beobachten eigene Religionsgebräuche, während die Unwissenden ohne Anstand die Moscheen besuchen und mit den Türken beten. Alle drei Hauptstämme, neben denen etwa noch, von den Mohamedanern, Katholiken, Griechen, Juden und Armeniern abgesehen, die schiitischen Mutualis zu nennen sind, leben von der türkischen Regierung so gut wie unabhängig. Sie gewinnen Seide, Tabak, der eines großen Rufs genießt, Oel, Baumwolle und etwas Wein. Die Drusen ziehen es häufig vor, von Raub zu leben, und ihre Angriffe auf die an Anzahl stärkern aber nicht so kriegerischen Maroniten haben der europäischen Diplomatie schon mehrmals zu thun gegeben, wie es auch jetzt wieder der Fall ist.

Eine versunkene Stadt in Sind.

Die englische Herrschaft über Sind hat zu Nachforschungen nach alten Städten geführt, die seit Jahrhunderten zerstört und unter der Oberfläche der Erde verschwunden sind. Zu diesen Städten gehört Brahminabad. Die Nachgrabungen, die man dort angestellt hat, haben interessante Gegenstände zu Tage gefördert, unter andern Ziegel- und Steintafeln mit geschmackvollen Verzierungen, Schachfiguren und andere Artikel von Elfenbein, Stücke von Glasflaschen, irdene Geschirre, Porcellan, geschnittene Carneole, Fragmente von Halsbändern, Rosenkränze, Handmühlen u. a. m. Die aufgefundenen Münzen kleinster Größe deuten darauf hin, daß eine außerordentliche Wohlfeilheit herrschte. Nach den Jahreszahlen, die auf einigen arabischen Münzen hervortreten, blühte die Stadt im zehnten Jahrhundert unter mohamedanischen Herrschern, obgleich die vorherrschende Religion des Volks, nach der Ornamentik zu schließen, die buddhistische war.

Rabat.

Die Zurückführung der europäischen Consuln nach den marokkanischen Hafenplätzen hat uns einen interessanten Bericht über den jetzigen Zustand des Hafens Rabat verschafft, der an der Atlantischen Küste den Verkehr hauptsächlich vermittelt. Rabat zählt gegenwärtig 20,000 Einwohner, die sich einer nicht unbedeutenden Gewerbsthätigkeit hingeben und augenscheinlich im Wohlstande leben. Die Vereinigung der Wege von Tanger, Mequinez und Fez, zu denen noch eine Verbindungsstraße mit dem Süden kommt, bietet Vortheile dar, welche jetzt mehr als früher zur Geltung kommen können, seit der neue Kaiser mehrere Regierungsmonopole und Ausfuhrverbote aufgehoben hat. Seitdem haben sich viele Nomaden in die Stadt gezogen und treiben Handel. Die Ausfuhren bestehen in Lederarbeiten, Teppichen, wollenen und halbseidenen Kleidungsstoffen, die Einfuhren in Zucker, Thee, Kaffee, Leinwand, Geschirren und Waffen, der Bazar zeichnet sich durch seine reichen Lager aus. Für die Verbesserung der Einfahrt in den Hafen ist bis jetzt nichts geschehen. Sie wird durch eine vorliegende Barre sehr schwierig und bei hochgeheuder See gradezu unmöglich. Die Schiffe müssen ihre Ladung an Boote abgeben, und selbst diese können nicht ganz an's Ufer herankommen, so daß der Reisende die letzte Strecke rittlings auf dem Rücken eines Marokkaners zurücklegen muß. Der englische Handel herrscht weit vor.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 48. September 1860.



Ein Geheimniß.

Lebensbild aus den Tagen Ludwig's XIV.

Von

Wilhelm Raabe.
(Jakob Corvinus.)

I.

In der Gasse Quincampoix.

Wenn man bedenkt, was für wunderliche Geschichten in dieser Welt tagtäglich geschehen, so muß man sich sehr wundern, daß es immerfort Leute gegeben hat und noch gibt, welche sich abmühten und abmühen, selbst seltsame Abenteuer zu erfinden und sie ihren leichtgläubigen Nebenmenschen durch Schrift und Wort für Wahrheit aufzubinden. Die Leute, die solches thun, verfallen denn auch meistens — wenn sie ihr leichtfertig Handwerk nicht in's Große treiben und was man nennt große Dichter werden, — der öffentlichen Mißachtung als Flausenmacher und Windbeutel, und alle Vernünftigen und Verständigen, die sich durch ein ehrlich Handwerk ernähren, als wie Prediger, Leinweber und Juristen, Bürstenbinder, Aerzte, Schneider, Schuster und dergleichen, blicken mit mitleidiger Geringschätzung auf sie herab und das mit Recht!

So sage ich denn reu- und wehmüthig confiteor, confiteor; — mea culpa, mea culpa! so beginne ich denn meine — wahre Geschichte.

Es war in dem durch die Seeschlacht von La Hogue für das Glück und den Glanz des französischen Königs und Volkes so unheilvollen Jahre 1692. Viel Noth und Elend herrschte im Lande; in Guienne, Bearn, Languedoc und der Dauphinée starben die Menschen zu Tausenden vor Hunger; Banquerotte, gräulige Mordthaten, Aufstände waren an der Tagesordnung; — es war, als wollte es abwärts gehen mit dem großen Louis. Es regnete und der Novemberwind fuhr in kurzen Stößen scharf über die Stadt Paris und durch die Gasse Quincampoix, welche letztere gar wüst, schmutzig und verwahrlost ausschauete. Und sah die Gasse Quincampoix an diesem düstern Novembernachmittag häßlich aus, so gewährten die Menschen, welche sie bevölkerten, einen noch viel schlimmeren Anblick. War es nicht, als ob das allgemeine Unglück jedem Gesicht seinen Stempel aufgedrückt habe? — O wie verkommen erschien diese französische Na-

tion, welche sich für die erste der Welt hielt! —

Vier Uhr schlug's, als ein junger Mensch von ungefähr achtundzwanzig Jahren, hager, bleichgelblich von Gesicht, schwarzhaarig, schwarzäugig, in luftigen, ärmlichen, schäbigen Kleidern, in der Gasse Quincampoix in die Kneipe zum Dauphinswappen trat, um seine letzten Sols an eine Mahlzeit zu wenden. Stefano Vinacche hieß dieser junge Mann; ein Neapolitaner war er von Geburt, ein Abenteurer vom reinsten Wasser. Als er in die Gargotte eintrat, herrschte in derselben ein wahrer Höllenlärm: ein Sergeant vom Regiment Villequier war mit einem Cornet vom Regiment Ruffey über dem Spiele in Streit gerathen, ein Perrückenmacher zankte mit einem Lakaien der Prinzessin von Conti über die Frage: ob es Recht sei, daß Monsieur de Pomponne, der Staatsminister, soviel einzunehmen habe, als ein Prinz von Geblüt; — andere Gäste unterhielten sich über andere Gegenstände mit so viel Lärm als möglich. Im Hinterzimmer, welches an die Kneipstube grenzte, war ein äußerst hitziger Wortkampf ausgebrochen zwischen dem Wirth zum Dauphinswappen, Claude Bullot, und seiner hübschen galanten Tochter; — kurz, Alles ging drunter und drüber und nur Margot, die Kellnerin, eine stämmige Picarde, bewahrte ihren Gleichmuth, blickte vom Kamin aus mit untergeschlagenen Armen in das Getümmel und gab Achtung, daß dem Sergeanten und dem Cornet jede zerbrochene Flasche, jedes zertrümmerte Glas richtig angekreidet wurden. Margot die Picarde wußte, daß im Nothfall die Marechaussée in der Gaststube Alles schon in's Gleichgewicht bringen würde, und was im Hinterzimmer vorging, zwischen ihrem Herrn und der Mademoiselle, machte ihr das höchste Vergnügen. —

Am Kamin legte Margot die Picarde dem Neapolitaner das Couvert, und der Fremde war allzu ausgehungert und allzu naß, um anfangs an etwas Anderes zu denken, als den Hunger aus dem Magen und die Kälte aus den übrigen Gliedern zu verjagen. Ruhig setzte er sich auf den ihm angewiesenen Platz, aß und trank, trocknete seine Kleider bis er allgemach wieder auflebte und fähig wurde, seine Aufmerksamkeit den Vorgängen in seiner Umgebung zuzuwenden. Der Sergeant vom Regiment Villequier erhielt richtig einen Degenstoß in die Schulter, verhaftet wurde darüber der Cornet vom Regiment Ruffey; die Bürger, Lakaien, Diebe und Tagediebe zerstreuten sich mit einbrechender Dämmerung, um sich vor der Dunkelheit zu retten, oder in der Dunkelheit ihren lichtscheuen Geschäften nachzugehen. Es wurde still in der Gargotte, nur im Hinterzimmer konnte man sich immer noch nicht beruhigen. In der Thür, welche auf die Gasse führte, stand die Kellnerin Margot und blickte in den Regen und die Nacht hinaus, das Feuer im Kamine prasselte und knatterte und warf seinen rothen Schein über die Tische und Bänke des weiten Gemaches, die trübe Hängelampe qualmte an der geschwärzten Decke; Niemand störte jetzt mehr den jungen Neapolitaner in seinen trüben Gedanken. Mechanisch klimperte er mit den wenigen Geldstücken in seiner Tasche; — was sollte er beginnen, um nicht Hungers zu sterben, um nicht in den Gassen dieses schmutzigen, kalten, stinkenden Paris zu erfrieren?

„O Neapel, Neapel!" seufzte Stefano Vinacche.

Ja wohl, ein Anderes war es, eine Nacht obdachlos am Strande des tyrrhenischen Meeres, ein Anderes, eine Nacht obdachlos am Ufer der Seine zuzubringen! Eine Art stumpfsinniger Schlaftrunkenheit überkam den jungen Italiener, seine Augen schlossen sich unwillkürlich und immer dumpfer und verworrener vernahm er das Schluchzen der Mademoiselle Bullot und die kreischende Stimme des zornigen Vaters.

Aber was war das? Plötzlich schwand jedes Zeichen von Ermüdung, von Erschöpfung an dem Italiener. Vorgebeugt saß er auf seinem Stuhle und horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit nach der Thür hin, welche in das Hinterzimmer führte. Das Wechselgespräch zwischen Vater und Tochter war dem Fremden auf einmal interessant geworden durch einen Namen, der so eben mehrere Male darin vorgekommen war.

Immer gespannter horchte Vinacche.

Hatte nicht Meister Claude Bullot, ehe ihm Monseigneur der Herzog von Chaulnes die Kneipe zum Dauphinswappen einrichtete, als Seifensieder Banquerott gemacht?

War nicht Mademoiselle Bullot ein reizendes Schätzchen, dem man schon etwas zu Gefallen thun konnte?

Hoch spitzte Stefano Vinacche die Ohren bei'm Namen des Herzogs von Chaulnes.

„Oho, Stefano, solltest Du da unvermuthet in den Honigtopf gefallen sein? Ohe, Glück geht immer über Verstand, — val piu un' oncia di fortuna, che una libra di sapere. Achtung, Achtung, Vinacche!“

Mancherlei sprach der Vater im Hinterzimmer der Kneipe zum Wappen des Dauphins, Mancherlei sprach das Töchterlein dagegen; immer fröhlicher rieb sich Stefano die Hände, bis endlich die Verbindungsthür mit Macht aufgerissen wurde und Mademoiselle — eplorée — in das Schenkzimmer stürzte. Hinter ihr erschien der zornige Papa, einen zusammengedrehten Strick in der Hand:

„Warte Creatur!“

Stefano Vinacche wußte schon längst, was er zu thun hatte. Er warf sich auf den ergrimmten Gargottier und packte seinen erhobenen Arm.

„Monsieur?!“

„Monsieur!“

„Laßet mich frei! was fällt Euch ein?“

„Ich leid's nicht, daß Ihr Mademoiselle mißhandelt; — tretet hinter mich, Mademoiselle!“

„Margot, Margot!“ rief endlich der Wirth zum Dauphinswappen.

Margot erschien, stemmte aber nur die Arme in die Seite und sah der Scene zu, ohne ihrem Herrn zu Hilfe zu kommen.

„Haltet ihn, um Gotteswillen, haltet ihn, er wird mich ermorden, wenn Ihr ihn frei laßt!“ rief Mademoiselle Bullot.

„Seid ruhig, Schönste; er soll Euch nichts zu Leid thun. Pfui, schämt Euch, Monsieur, wie könnt Ihr eine liebenswürdige Tochter also behandeln?“

„Ich frage Euch zum letztenmal, wollt Ihr mich loslassen?“

„In Ewigkeit nicht, wenn Ihr mir nicht den Strick gebt, Signor, und versprecht artig zu sein gegen die Damen, Signor!“

„Morbleu!“ schrie der Wirth zum Dauphinswappen, und der Himmel weiß, was geschehen wäre, wenn nicht der Eintritt eines in einen Mantel gewickelten Mannes der Scene ein Ende gemacht hätte.

Der Mantel fiel zur Erde, und Wirth und Töchterlein und Kellnerin und Italiener riefen mit Einer Stimme:

„Monseigneur!“

Der Eingetretene war Karl d'Albert, Herzog von Chaulnes, Pair von Frankreich, Vidame von Amiens, ein ältlicher Mann, dem man den „großen Herrn“ nicht im mindesten ansah, woran der bürgerliche Anzug durchaus nicht Schuld war; ein Mann, von welchem einige Jahre später ein deutscher Schriftsteller sagte: „Er erwartet den Tod mitten in seinen Vergnügungen, er ist freigebig ohne Unterschied und von einem sehr abgenutzten Gehirne.“ —

„Holla, das geht ja lustig her!“ rief der Herzog. „Notre Dame de Miracle, und auch Vinacche dabei! Sagt mir um aller Teufel willen —“

Mademoiselle Bullot ließ ihn nicht aussprechen; sie eilte auf den hohen Herrn zu und — warf sich an seinen Hals, schluchzend, Gift und Galle speiend:

„Monseigneur, ich halt's nicht mehr aus; Monseigneur, errettet mich aus den Händen meines Vaters! Wäre dieser edle junge Mann eben nicht dazwischengekommen, er hätte mich gewißlich zu Tode geschlagen.“

„Wieder das alte Lied? Bullot, Bullot, ich frage Euch um Gotteswillen, glaubt Ihr in der That, ich habe Euch Eurer rothen Nase wegen zum Eigenthümer dieses Dauphinswappens gemacht? Ich sage Euch, auf den Knien solltet Ihr Euere liebenswürdige Tochter verehren; — notre Dame de Miracle, ich sage Euch zum allerletzten Male, behandelt Mademoiselle wie es sich ziemt, oder —“

„O Monseigneur!“ flehte Meister Claude, welcher seinen Strick längst ganz verstohlen in den Winkel geworfen hatte, und katzenbuckelnd so gemein und niederträchtig aussah, wie man unter der glorieusen Regierung des großen Louis nur aussehen konnte. „O Monseigneur, ich versichere Euch, sie hat's darauf abgesehen, ihren unglückseligen Vater in ein frühzeitig Grab zu bringen. Monseigneur, Ihr kennt sie nur von der einen Seite; aber ich — o Monseigneur!“

„Still! Ihr seid ein Schurke und Mademoiselle ist ein Engel! — beruhige Dich, Kind —“

„Monseigneur, er ist zu boshaft. Monseigneur, wenn Ihr mich wirklich liebt, so laßt mich nicht in seiner Gewalt.“

„Ruhig, ruhig, süßes Kind. Was ist denn eigentlich vorgefallen?“

Ja, was war vorgefallen?

Eine Zungenfertigkeit sondergleichen entwickelten Mademoiselle Bullot und Meister Claude Bullot gegen einander, doch haben wir mit dem Ausgangspunkte des Streites nicht das Mindeste zu schaffen und brauchen nur zu sagen, daß der Herzog von Chaulnes,

obgleich er im Grunde seines Herzens dem erzürnten Papa Recht geben mußte, in Anbetracht seiner zarten Stellung zu Mademoiselle, sich auf deren Seite stellte. Sehr ärgerlich war der Herr Herzog von Chaulnes! In äußerst lebendiger Stimmung war er durch die Gasse Quincampoix zum Dauphinswappen geschlichen; nun fand er statt Ruhe und Behagen, Unzufriedenheit und Streit; wo er Lächeln und Lachen erwartet hatte, mußte er Thränen trocknen; — notre Dame de Miracle, es war zu ärgerlich!

„Etienne," sagte der Herzog zu Vinacche, „Etienne, ich bin dieses Lärms müde; ich will nach Haus und Du magst mit mir kommen. Meister Claude, ich versichere Euch meine gnädigste Ungnade! Mademoiselle, Euere rothgeweinten Augen betrüben mich sehr — gute Nacht, Mademoiselle — dazu zweihundert Louisd'or im Landsknecht verloren — kommt Etienne Vinacche, Ihr mögt mit mir zum Hotel fahren, ich habe Euch Etwas zu sagen; ich habe eine Idee!"

Vergebens hing sich Mademoiselle Bullot an den Arm des Herzogs mit den süßesten Schmeichelworten und Liebkosungen. Er machte sich los, streckte dem niedergeschmetterten Wirth zum Dauphinswappen eine Faust entgegen, ließ sich von Vinacche den Mantel wieder um die Schultern legen und verließ, im höchsten Grade mißmüthig gestimmt, die Gargotte, in welcher nach seinem Abzug der Tanz zwischen Vater und Tochter von Neuem anging, doch diesmal mit allem Vortheil auf Seiten von Mademoiselle. Meister Claude Bullot sah ein, daß er ein Esel — ein gewaltiger Esel war; demüthig kroch er zu Kreuze und nahm jede Injurie, welche ihm das Töchterlein an den Kopf warf, mit gekrümmtem Rücken in Empfang.

Unterdessen wateten mühsam der Herzog und der Italiener durch den Schmutz und die Gefahren der Gassen von Paris, bis sie an eine Ecke zu der harrenden Carrosse des Herzogs gelangten. Mit tiefem Bückling riß ein Lakai den Wagenschlag auf.

„Steig hinten auf, Etienne; ich habe mit Dir zu reden," sagte der Herzog und warf sich in die Kissen seiner Kutsche.

„Achtung, Stefano, jetzt mag's in Deinen Topf regnen!" murmelte der schlaue Neapolitaner, und schwerfällig setzte sich die Carrosse in Bewegung.

II.

Gold!

Während vor dem flackernden Kaminfeuer in seinem Hotel der Herzog von Chaulnes dem obdachlosen Vagabunden Stefano Vinacche den annehmbaren Vorschlag thut, Mademoiselle Bullot, das liebenswürdigste Erzeugniß der Gasse Quincampoix, zu — heirathen und dadurch nicht nur sich selbst sondern auch Monseigneur aus mancherlei ärgerlichen Verdrießlichkeiten des Lebens herauszureißen, wollen wir erzählen, wer Stefano Vinacche eigentlich war. Im Jahre 1689 war der junge Neapolitaner als Lakai im Gefolge des Herzogs, dem er zu Rom mancherlei Dienste curioser Art geleistet haben mochte, nach Frankreich gekommen, ohne jedoch in diesem Lande anfangs die Träume, welche ihm seine südliche Phantasie vorspiegelte, zu verwirklichen. Es wird uns nicht gesagt, was ihn im folgenden Jahre schon aus dem Dienste seines Gönners trieb, und ihn bewog, sich als gemeiner Soldat in das Regiment Royal-Roussillon aufnehmen zu lassen. Wir wissen nur, daß er im Jahre 1691 dem Regimentsschneider Nicolle, seinem Schlafkameraden, einige Officiersuniformen, welche derselbe ausbessern sollte, stahl und mit ihnen desertirte, welches Wagestück aber fast übel abgelaufen wäre. Auf dem Wege nach Paris, der Stadt, nach welcher von jeher eine dumpfe Ahnung künftiger Geschicke das seltsame Menschenkind trieb, gefangen und als Fahnenflüchtiger in's Gefängniß geworfen und zum Tode verurtheilt, entging er nur durch Verwendung des Grafen von Auvergne dem Galgen. Im nächsten Jahre in Freiheit gesetzt, machte sich Stefano Vinacche von Neuem auf den Weg nach Paris und haben wir seiner Ankunft in der Garotte zum Wappen des Dauphins in der Gasse Quincampoix so eben beigewohnt. — — —

Ei, wie wunderlich, wunderlich spinnt sich ein Menschenleben ab! Wir armen blinden Leutlein auf diesem Erdballe, wandeln freilich in einem dichten Nebel, der sich nur zeitweilig ein wenig hier und da lüftet, um im nächsten Augenblicke desto dichter sich wieder zusammenzuziehen. Wir getriebenen und treibenden Erdbewohner haben freilich nur eine dumpfe Ahnung von dem, was im Getümmel ringsumher vorgeht. Woher sollten wir uns auch in der kurzen Spanne Lebenszeit, die uns gegeben ist, viel um andere

Leute bekümmern, da wir doch so viel mit uns selbst zu thun haben? Ueber allen Nebeln ist Gott; der mag zusehen, daß Alles mit rechten Dingen zugeht; der mag Acht geben, daß sich der Faden der Geschlechter, welchen er durch die Jahrtausende von dem Erdknäul abwickelt, nicht verwirrt. Nur weil sie abgewickelt werden, drehen sich Sonne, Monde, Sterne; — von jeder leuchtenden Kugel läuft ein Faden zu dem großen letzten Knäul in der Hand Gottes, zu dem großen letzten Knäul, in welchem jeglicher Knoten, der unterwegs entstanden sein mochte, gelöst sein wird, in welchem alle Fäden nach Farbe und Feinheit harmonisch sich zusammenfinden werden.

Da ist solch ein Knötlein im Erdenfaden! wir finden es in unsrer Erdgeschichte am Ende des siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach Jesu Geburt, wo viel Sünde, Schande und Verderbniß sich häßlich in einander schlingen, wo Krieg und Sittenlosigkeit das abscheulichste Bündniß geschlossen haben, daß das jetzige Geschlecht schaudernd darob die Hände über dem Kopfe zusammenschlägt.

Der Erzähler aber, des letzten großen knotenlosen Knäuels in der Hand Gottes gedenkend, schlägt nicht die Hände über dem Kopfe zusammen; — den Handschuh hat er ausgezogen, muthig in die Wüstenei hineingegriffen, einen längst begrabenen, vermoderten, vergessenen Gesellen hervorgezogen. Da ist er — Stefano Vinacche — späterhin Monsieur Etienne de Vinacche, großer Arzt, berühmter Chemiker, — Goldmacher, nächst Samuel Bernard der reichste Privatmann seiner Zeit! . . . .

„Also Etienne," sprach der Herzog von Chaulnes zu dem halb verhungerten, obdachlosen Vagabunden, „eine allerliebste Frau und eine vortreffliche Aussteuer . . . ."

„Servitore umilissimo!"

„Und, Etienne, eine Empfehlung an meinen Freund, den Herzog von Brissac. Ihr geht nach Anjou, — lebt auf dem Lande, wie die Engel à la Claude Gillot, — ich besuche Euch — stehe Gevatter —"

„Ah!" machte der Italiener mit einer unbeschreiblichen Bewegung des ganzen Oberkörpers.

„Plait-il?"

„O nichts, Monseigneur!" sagte der Italiener. „Ihr seid mein gnädigster, gütigster Herr und Gebieter." Er machte eine Verbeugung bis auf den Boden.

„Wann soll die Hochzeit sein, Monseigneur?"

„So schnell als möglich — ach!"

„Monseigneur seufzt?!" rief Stefano schnell. „Noch ist's Zeit, daß Monseigneur sein Wort zurücknehme; Mademoiselle Bullot ist ein reizendes Mädchen; aber — aber wenn Monseigneur die hohe Gnade haben wollte, mich wieder zu seinem Kammerdiener zu machen —"

„Nein, nein, nein, es bleibt dabei, Vinacche; Ihr heirathet die Schöne, und ich — ah notre Dame de Miracle — ich will hingehen und sorgen, daß Madame von Maintenon und der Pater La Chaise davon zu hören bekommen. Also geht, Vinacche; bis zur Hochzeit gehört Ihr wieder zu meinem Haus. Der Intendant soll für Euch sorgen."

„Monseigneur ist der großmüthigste Herr der Welt!" rief Vinacche dem Herzog die Hand küssend. Unter tiefen Bücklingen schritt er rücklings zur Thür hinaus und tief seufzend blickte ihm sein Gönner nach.

Als sich die Thür hinter dem Italiener geschlossen hatte, murmelte dieser: „Corpo di Bacco, das ist eine herrliche Bescheerung! Achtung, Achtung, Vinacche, Stefanino, mein Söhnchen! Halte die Augen offen, mein Püppchen! Ist's mir nicht versprochen bei meiner Geburt, daß ich vierspännig fahren solle in der Hauptstadt der Franzosen?!"

Drinnen rieb sich der Herzog die Stirn und ächzte:

„Ach, Madame von Maintenon ist eine große Dame! Vive la messe!"

Acht Tage nach dem eben Erzählten war eine Hochzeit in der Gasse Quincampoix. Der Wirth zum Dauphinswappen Claude Bullot verheirathete zu seiner eigenen Verwunderung und zur Verwunderung sämmtlicher Nachbaren und Nachbarinnen seine hübsche Tochter mit einem ganz unbekannten, jungen Menschen, der nicht einmal ein Franzose war. Mancherlei Glossen wurden darüber gemacht und allgemein hieß es, Mademoiselle Bullot verschleudere muthwillig die herrlichsten Aussichten, allgemein hieß es, Mademoiselle Bullot sei eine Thörin, welche nicht wisse, was man mit einem hübschen Gesicht und tadellosen Wuchs zu Paris anfangen könne.

Da aber Mademoiselle Bullot und Stefano Vinacche mit ziemlich vergnügten Mienen ihr Schicksal trugen, so mochten Papa und Nachbarschaft nach Belieben sich wundern, nach Belieben Glossen machen. Sämmtliche

Dienerschaft des Herzogs von Chaulnes verherrlichte die Hochzeit durch ihre Gegenwart; Flöten und Geigen erklangen in der Gargotte zum Wappen des Dauphins. Man sang, jubelte, trank auf das Wohl der Neuvermählten bis tief in die Nacht. Zuletzt artete das Gelage nach der Sitte der Zeit in eine wahre Orgie aus; blutige Köpfe gab's, und zum Beschluß mußte der Polizeilieutenant einschreiten und die ausgelassene Gesellschaft aus einander treiben. Am folgenden Tage machte das junge Paar sich auf den Weg zum Gouverneur von Anjou, dem Herzog von Brissac, einem „armen Heiligen, dessen Name nicht im Kalender steht."

Ein tüchtiges Schneegestöber wirbelte herab, als der Wagen der Neuvermählten hervorfuhr aus der Gasse Quincampoix. Auf der Schwelle seiner Thür stand der Vater Bullot mit der Kellnerin Margot, und beide blickten dem Fuhrwerk nach, so lange sie es sehen konnten. Dann zog der Wirth zum Dauphinswappen die Schultern so hoch als möglich in die Höhe und trat mit der Picarde zurück in die Schenkstube, welche noch deutlich die Spuren der Hochzeitsnacht an sich trug.

„Alles in Allem genommen, ist's doch ein Trost und ein Glück, daß ich sie los bin," brummte der zärtliche Papa. „Es hätte noch ein Unglück gegeben; das war ja immer, als brenne der Scheuerlappen zwischen uns. Vorwärts, Margot! an die Arbeit, mein Liebchen, auf, daß das Haus rein werde." — — —

Liebe Freunde, wer das Leben Stefano Vinache's beschreibt, der muß recht Acht geben, daß er seinen Weg im Nebel nicht verliere. Schattenhaft gleitet die Gestalt des Abenteurers vor dem Erzähler her, bald zu einem Zwerg sich zusammenziehend, bald riesenhaft anwachsend, gleich jener seltsamen Naturerscheinung, die den Wanderer im Gebirge unter dem Namen des Nebelgespenstes erschreckt. Bald klarer, bald unbestimmter tritt Stefano Vinache aus den Berichten seiner Zeitgenossen uns entgegen. Wir wissen nicht, was ihn mit seiner Frau so schnell aus Anjou nach Paris zurücktrieb; wir wissen nur, daß am neunten April 1693, an dem Tage, an welchem Roger von Rabutin, Graf von Bussy, sein wechselvolles Leben beschloß, der Papa Bullot, in höchster Verblüffung die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, als er Tochter und Schwiegersohn zu Fuß, lothbespritzt mit höchst winziger Bagage, durch die Gasse Quincampoix auf das Dauphinswappen zuschreiten sah. Der gute Alte traute seinen Augen nicht und überzeugte sich nicht eher von der Wirklichkeit dessen, was er erblickte, bis ihm Madame Vinache schluchzend um den Hals fiel, und Stefano ihn herzzerbrechend anflehte, ihn und sein Weib für eine Zeit wieder unter sein Dach zu nehmen.

„Wir wollen auch recht artige Kinder sein!" bat Madame Vinache.

„Und wir werden nicht lange Euch zur Last sein!" rief Stefano.

„Diable! diable!" ächzte Meister Claude Bullot, und Margot die Picarde gab ihm verstohlen einen Rippenstoß, daß er fest bleibe und sich nicht beschwatzen lasse.

Wer hätte aber den beredten Worten Stefano Vinache's widerstehen können? Das Ende vom Liede war, daß das junge Ehepaar mit seinen armen Habseligkeiten einzog in die Kneipe zum Dauphinswappen, und daß Meister Bullot und Margot die Kellnerin, nachdem Madame Vinache die Schwelle überschritten hatte, seufzend sich in das Unvermeidliche fügten.

„Ach, Margot, Margot, nun sind die schönen Tage wieder vorüber!" seufzte Meister Claude, und während die Heimgekehrten im obern Stockwerk des Hauses ihre Einrichtungen trafen, saßen am Kamin in der leeren Schenkstube der Wirth und seine Kellnerin trübselig einander gegenüber und konnten sich nur durch das weise Wort, daß man das Leben nehmen müsse, wie es komme, — trösten. Dann schlossen die beiden Parteien ein Compromiß, in welchem festgestellt wurde, daß weder Monsieur Etienne noch Madame in die Angelegenheiten des Papas und der Kellnerin Margot sich mischen sollten und daß sie durch ihnen passend scheinende Mittel für ihrer Leiber Nahrung und Kleidung selbst zu sorgen hätten. Wohnung, Licht und Feuerung versprachen Meister Bullot und Margot die Picarde zu liefern.

Feierlich wurde dieser Vertrag vor einem Stammgast der Gargotte, dem Sieur Le Poudrier, einem Winkeladvocaten, verbrieft und besiegelt, und man lebte fortan mit einander, wie man konnte.

Da der Herzog von Chaulnes seine Verpflichtungen gegen das junge Ehepaar glänzend abgetragen zu haben glaubte, so floß die Quelle seiner Gnaden immer spärlicher und

versiegte zuletzt ganz. Die Haushaltung im zweiten Stockwerk des Dauphinswappens mußte für die Eröffnung anderer Geldquellen sorgen, zumal da noch im Laufe des Sommers ein kleiner Vinachetto das Licht der Gasse Quincampoix erblickte. Die Noth und der Zug der Zeit machten Stefano zu einem Charlatan; aber jedenfalls zu einem genialen Charlatan!

„Anima mia, laß den Muth nicht sinken, wir fahren doch noch vierspännig!“ sagte er zu seiner hungernden Frau und fing an, den Nachbaren und Nachbarinnen, sowie den Gästen, welche die Gargotte seines Schwiegervaters besuchten, Mittel gegen das Fieber und andere unangenehme Uebel zu verkaufen.

Allmälig verwandelte sich das Wohngemach der kleinen Familie in ein schwarzangeräuchertes chemisches Laboratorium; mit wahrer Leidenschaft warf sich Stefano Vinache, obgleich er bis an sein Ende weder Lesen noch Schreiben lernte, auf das Studium der Simpla und der Mineralien.

Eine gewaltige Veränderung ging mit dem seltsamen Menschen vor; — nicht mehr war er der vagabondirende Abenteurer, der das Glück seines Lebens auf den Landstraßen, in den Gassen suchte. Tag und Nacht schritt er grübelnd einher, das Haupt zur Brust gesenkt, die Arme über der Brust gekreuzt. Wer konnte sagen, was er suchte?

Eine fast eben so überraschende Veränderung kam über das junge Weib Vinache's. Die frühere Maitresse des Herzogs von Chaulnes verehrte den ihr aufgedrungenen Mann auf den Knien, sie war die treueste, liebendste Gattin geworden und ist es über den Tod Stefano's hinaus geblieben.

Sie konnte lesen, sie konnte schreiben: — wie viele alte vergilbte Bouquins hat sie dem suchenden Forscher, in stillen Nächten, während sie ihr Kind wiegte, vorgelesen!

Der Vater Bullot hatte nicht mehr Ursache, sich über das wilde, unbändige Gebahren seiner Tochter zu beklagen. Die eigenthümliche Gewalt, welche Stefano Vinache späterhin über die schärfsten, klarsten Geister hatte, trat auch jetzt in der engern Sphäre schon bedeutend hervor. Papa Claude, Margot die Picarde, Gratien Le Poudrier der Rabulist, alle Nachbaren und alle Nachbarinnen beugten sich dem schwarzen funkelnden Auge Stefano's. Der Stein war in's Wasser gefallen und die Wellenringe liefen in immer weitern Kreisen fort; — weit, weit über die Gasse Quincampoix hinaus verbreitete sich der Ruf Stefano Vinache's!

Unterdessen schlug man sich in Deutschland, Flandern, Spanien, Italien und auf der See. In Deutschland verbrannte Melac Heidelberg, und der Feldmarschallieutenant von Hettersdorf, der „die poltronnerie seines Herzens mit großen Peruquen und bebremten Kleidern zu bedecken pflegte,“ — Hettersdorf, der elende Commandant der unglücklichen Stadt, wurde auf einem Schinderkarren durch die Armee des Prinzen Louis von Baden geführt, nachdem ihm der Degen vom Henker zerbrochen worden war. Aus Flandern schickte der Marschall von Luxemburg durch d'Artagnan die Nachricht vom Sieg bei Neerwinden. Roses in Catalonien wurde erobert. Zu Versailles, zu Paris in der Kirche unserer lieben Frau sang man Te Deum laudamus; aber im Bischofsthum Limoges starben gegen zehntausend Menschen Hungers. Zu Lyon wie zu Rouen fiel das Volk in den Gassen wie Fliegen und ihrer viel fand man, welche den Mund voll Gras hatten, ihr elendes Leben damit zu fristen.

Stefano Vinache, nach einer Reise in die Bretagne, verließ die Gasse Quincampoix und das Haus seines Schwiegervaters und zog in die Gasse Bourg l'Abbé. Strahlend brach die Glückssonne Stefano's durch die Wolken. Fünf Monate war er in der Bretagne gewesen, und Niemand hat jemals erfahren, was er dort getrieben, — gesucht, — gefunden hat! Zu Fuß zog er aus, in einer zweispännigen Carrosse kehrte er zurück. Zwei Lakaien und ein Kammerdiener bedienten ihn in der Straße Bourg l'Abbé, wohin er aus der Gasse Quincampoix zog. Von Neuem errichtete er in seiner jetzigen Wohnung seine chemischen Feuerherde, von Neuem braute er seine Recepte, und das Gerücht ging aus, Monsieur Etienne Vinache suche den Stein der Weisen, und es sei Hoffnung vorhanden, daß er denselben binnen Kurzem finden werde, und wieder tritt dem Erzähler der alte Gönner des unbegreiflichen Mannes, der Herzog von Chaulnes entgegen, welcher ihm zum Ankauf von Kohlen, Retorten und dergleichen Apparate zweitausend Thaler gibt.

Im Jahr der Gnade Eintausendsiebenhundert war das große Geheimniß gefunden; — Stefano Vinache hatte das Projections-

pulver hergestellt, Etienne Vinache machte — Gold!

In demselbigen Jahre Eintausendsiebenhundert kaufte Monsieur de Vinache aus dem Inventar von Monsieur, dem Bruder des Königs, für sechzigtausend Livres Diamanten.

III.

Glück und Glanz.

Wir schauen wie in ein Bild von Antoine Watteau durch das zarte frühlingsfrische Blätterwerk zu Coubron, — fünf Meilen von Paris — wo Monsieur Etienne de Vinache auf seinem reizenden Landsitze ein glänzendes Fest gibt. Die untergehende Maisonne des Jahres Siebzehnhunderteins übergießt die Landschaft mit rosigem Schein; — Lachen und Kosen und Flüstern des jungen Volkes ertönt im Gebüsch; — geputzte ältere Herren und Damen durchwandeln gravitätisch die gradlinigten Gänge des Parkes. Carrossen und Reitpferde mit ihrer Begleitung von Kutschern, Lakaien und Läufern halten vor dem vergoldeten Gitterthor; — Monsieur de Vinache und seine Frau sind so eben im Begriff, von einem Theil ihrer Gäste, der nach Paris oder den umliegenden Landhäusern zurückkehren will, Abschied zu nehmen.

Die Dame von Rochebillard, die Geliebte Tronchin's, des ersten Cassirers Samuel Bernards, des „fils de Plutus," — wird von Madame de Vinache zu ihrer Kutsche geleitet; Monsieur Etienne befindet sich im eifrigen Gespräch mit einem jungen Edelmann, dem Sieur de Mareuil. Für fünftausend Livres will Vinache dem Herrn von Mareuil einen constellirten Diamant, vermöge dessen man immerfort glücklich spielen soll, anfertigen. Ein wenig weiter zurück unterhalten sich die beiden reichen Banquiers van der Hultz, der Vater und der Sohn, mit Herrn Menager, Secrétaire du Roi und Handelsdeputirter von Rouen; — auf einem Rasenplatz tanzen einige junge Paare nach den Tönen einer Schalmei und eines Dudelsacks ein Menuet; bunte Diener tragen Erfrischungen umher, für die abfahrenden Gäste erscheinen andere; der Chevalier von Serignan, Monsieur Nicolas Buisson, Sieur Destresoriers, Edelleute von der Robe, Edelleute vom Degen, Finanzleute, Beamte und so weiter mit ihren Frauen und Töchtern, allgesammt angezogen von dem Glanz, der Pracht und dem großen Geheimniß des einstigen neapolitanischen Bettlers Stefano Vinache.

Hat sich aber um Mitternacht dieser Schwarm der Gäste verloren, so erscheinen andere Gestalten. Aus verborgenen Schlupfwinkeln tauchen Männer auf, finstere bleiche Männer mit zusammengezogenen Augenbrauen und rauhen, rauchgeschwärzten Händen. Da ist Conrad Schulz, ein Deutscher, den Herr von Pontchartrain später verschwinden läßt, ohne daß man jemals wieder von ihm hört. Da sind Dupin und Marconnel, hoch erfahren in der geheimen Kunst. Da ist Thuriat, ein wackerer Chemiker; da ist ein anderer Italiener, Martino Polli. Geheimnißvolle Wagen von geheimnißvollen Fuhrleuten begleitet langen an und fahren ab, und Säcke werden abgeladen und aufgeladen, die, wenn sie die Erde oder einen harten Gegenstand berühren, ein leises Klirren, als seien sie mit Goldstücken gefüllt, von sich geben. Geheimnißvolle Feuer in geheimnißvollen Oefen flammen auf, — Wacht hält Madame de Vinache, daß die nächtlichen Arbeiter nicht gestört werden in ihrem Werke.

Hüte Dich, Stefano Vinache! Im geheimen Staatsrath zu Versailles hat man von Dir gesprochen; Monsieur Pelletier von Sousy, der Intendant der Finanzen, hat den Mann mit dem Kopf voll böser Anschläge, hat Monsieur d'Argenson aufmerksam auf Dich gemacht.

Hüte Dich Stefano Vinache! — — — — — — — — — — — — — — — —

Wer klopft in dunkler Nacht an das Hinterpförtchen des Landhauses zu Coubron?

Salomon Jakob, ein Jude aus Metz, welcher die Verbindung des „Unbegreiflichen" mit Deutschland vermittelt.

Wer klopft in dunkler Nacht an die Pforte des Landhauses zu Coubron?

Franz Heinrich von Montmorency-Luxemburg, Pair und Marschall von Frankreich, welchen Stefano Vinache die Kunst lehren soll, den Teufel zu beschwören.

In dunkler Nacht fährt nach Coubron der Herzog von Nevers, um sich in die geheimen Wissenschaften einweihen zu lassen.

In dunkler Nacht fährt nach Coubron Karl d'Albert, Herzog von Chaulnes, und Madame de Vinache empfängt ihn in brocatnen Gewändern, geschmückt mit einer Corbeliere und einem Halsband im Werth von sechstausend Livres.

„Notre Dame de Miracle, wie hab' ich für Euer Glück gesorgt, Allerschönste!" sagt der Herzog von Chaulnes, und die Tochter des Wirths zum Dauphinswappen verbeugt sich mit dem Anstand einer großen Dame und führt den hohen Gast und Gönner in ihren Salon, welcher den Vergleich mit jedem andern zu Paris aushält.

Stefano Vinache trägt nicht mehr sein eigenes Haar; eine wallende gewaltige Lockenperücke bedeckt sein kluges Haupt. Mit feiner Ironie sagt er, in den wallenden Stirnlocken dieser seiner Perücke halte er seinen Spiritus familiaris, sein „folet" verborgen und gefesselt.

„Notre Dame de Miracle, Ihr seid ein großer Mann, Etienne!" sagte der Herzog von Chaulnes, und der Hausherr von Coubron verbeugt sich lächelnd:

„O Monseigneur!"

„Ja, ja! Wer hätte das gedacht, als ich Euch in Italien von der Landstraße aufhob? Wer hätte das gedacht, als ich Euch durch den Grafen von Auvergne vom Galgen errettete; — Vinache, Ihr müßt mir sehr dankbar sein."

Stefano legte die Hand auf das Herz.

„Monseigneur, ich habe ein gutes Gedächtniß für empfangene Wohlthaten. Glaubt nicht, daß das Glück und die errungene Wissenschaft mich stolz mache. Fragt meine Frau, was gestern geschehen ist."

„Wahrlich, Monseigneur, es war eine tolle Scene. Stellt Euch vor, es befindet sich gestern eine glänzende Gesellschaft bei uns, Monsieur Despontis, Monsieur von Beaubriant und viele Andere, als ein abgelumpter Mensch Etienne zu sprechen verlangt. Die Diener wollen ihn abweisen; aber Etienne hört den Lärm und läßt den Vagabunden kommen. Mon Dieu, was für eine Scene!"

„Nun?!"

„Nicolle war's, gnädigster Herr! Nicolle, meines Mannes Kamerad aus dem Regiment Royal-Roussillon!"

„Oh, oh, oh! ah, ah, ah!" lachte der Herzog. „Dem Wiederfinden hätt' ich beiwohnen mögen. Das muß in der That eine eigenthümliche Ueberraschung gegeben haben."

„Ich fiel in Ohnmacht, und Etienne — fiel dem Vagabunden um den Hals —"

„Und die Gesellschaft?"

„Stand in starrer Verwunderung! Es war ein tödtlicher Augenblick," rief Madame de Vinache klagend, doch Etienne sagte:

„Ich hatte dem Manne einst ein schweres Unrecht zugefügt, jetzt war mir die Gelegenheit gegeben, es wieder gut zu machen, und ich benutzte diese Gelegenheit."

„Notre Dame de Miracle, ich werde der Frau von Maintenon diese Geschichte erzählen. Ihr seid ein braver Gesell, Etienne. Ah, oh, où la vertu va-t-elle se nicher? wie Monsieur Molière sagt, — sagt er nicht so?"

„Ich glaube, gnädiger Herr," meint Vinache, die Achseln zuckend, und setzt hinzu, als eben Jemand an die Thür des Salons mit leisem Finger klopft: „Da kommt Conrad, uns zum Werk zu holen. Wenn es also beliebt, Monseigneur, so können wir unsere Arbeit von Neuem aufnehmen; Zeit und Stunde sind günstig, jeder Stern steht an seinem rechten Platz, und gute Hände schüren die Flamme!"

In die geöffnete Thür schaut das finstere Gesicht des deutschen Meisters Conrad Schulz:

„Es ist Alles bereit!"

„Wir kommen!" sagt der Herzog von Chaulnes, mit zärtlichem Handkuß von Madame Vinache Abschied nehmend. In das chemische Laboratorium herab schreiten die Männer.

Um den schwarzen Herd stehen regungslos die Gehilfen des großen Goldmachers. Athemlos verfolgt der Herzog jede Bewegung des Alchymisten.

Der Meister arbeitet!

Tiegel voll Salpeter, Antimonium, Schwefel, Arsenik, Quecksilber gehen von Hand zu Hand. Die Phiole mit dem „Sonnenöl" reicht Martino Polli, das Blei bringt Conrad Schulz zum Fluß; — der große Augenblick ist gekommen. Aus einem Loch in der schwarzen feuchten Mauer ringelt sich eine bunte Schlange hervor, sie steigt an dem Beine Stefano Vinache's empor, sie umschlingt seinen Arm und scheint ihm in's Ohr zu zischen. Ein Zittern überkommt den Goldmacher, aus der Brust zieht er ein winziges Fläschchen; — im Tiegel gährt und kocht die metallische Masse, — die Flammen züngeln, — aus der Phiole in der Hand des Meisters fällt das Projectionspulver in den Tiegel — — —

Das Werk ist vollbracht! In die Form gießt Conrad Schulz die kostbare, im höchsten Fluß sich befindliche Masse, — nach einigen

Augenblicken wiegt der Herzog von Chaulnes eine glänzende Metallbarre in der Hand. „Reinstes Gold, Monseigneur!“ sagt Stefano Vinacche. —

IV.

Was man in Versailles dazu sagte.

Vinacche fuhr mit seiner Frau vierspännig durch die Straßen von Paris. Lange war Meister Claude Bullot todt und erinnerte sie nicht mehr an die Dunkelheit ihrer Herkunft. In der Gasse Saint Sauveur besaß Stefano jetzt ein prächtiges Haus, wo er die beste Gesellschaft von Paris bei sich sah. Sein Leben strahlte im höchsten Glanz. Die Theilnehmer seiner wunderlichen Operationen hatte er durch Drohungen, Versprechungen, List und Ueberredung zu seinen Sclaven gemacht; er durfte ihnen drohen, sie bei der geringsten Auflehnung gegen seinen Willen als Fälscher, Kipper und Wipper hängen zu lassen. Seine Geschäftsverbindungen mit Samuel Bernard, Tronchin, Menager, mit den beiden van der Hulß, mit Saint-Robert und dem Sieur Buisson des Tresoriers nahmen ihren ungestörten Fortgang. Man sah in seinen Gemächern oft fünfzehn, zwanzig, dreißig Säcke voll nagelneuer Louisdors aufgestellt. Neu geprägte Goldstücke fanden die Diener und Dienerinnen, von denen das Haus überquoll, im Kehricht, in den Winkeln, unter der schmutzigen Wäsche; — sie verkauften Stückchen von Goldbarren an die Juden, und Madame de Vinacche erschrak eines Tages heftig genug, als sie ungesehen von ihnen ein Gespräch zwischen ihrer Kammerfrau La Martinon und einigen Lakaien ihres Mannes belauschte. —

Der spanische Erbfolgekrieg hatte begonnen. War das Geld im Hause Stefano Vinacche's im Ueberfluß vorhanden, so mangelte es um desto mehr im Hause des Königs Ludwig des Vierzehnten. Herrschte im Hause Stefano Vinacche's Jubel und Uebermuth, so herrschte Mißmuth, Angst, Sorge und Noth zu Versailles. Ein gewaltiger Umschwung aller Dinge trat in diesem früher so glänzenden Frankreich mehr und mehr hervor. Auf die Zeit des phantastischen lebenvollen Carnevals folgte der Aschermittwoch mit seinen Grabgedanken. Zu Grabe gegangen waren die großen Schriftsteller und Dichter; Pasqual und Franz von La Rochefoucauld ergründeten nicht mehr die Tiefe des menschlichen Herzens. Jean de Lafontaine hielt nicht mehr den lustigen Spiegel der Welt vor, Jean war „davongegangen wie er gekommen war;“ — verstummt war die mächtige Leier des großen Corneille, Jean Racine hatte sein Schwanenlied gesungen und war hinabgesunken in die blaue Fluth der Ewigkeit. Todt, todt war Molière, der gute Kämpfer gegen Dummheit, Heuchelei, Aberglauben und Laster; todt war Jean Baptiste Poquelin, genannt Moliere, aber Tartuffe lebte noch!

Die Heiterkeit des Daseins war erblaßt, auch die feierlichen Stimmen der großen Canzelredner Bossuet, Bourdaloue, Flechier verstummten! König in Frankreich war der Pater La Chaise, Königin in Frankreich war Franziska d'Aubigné, die Wittwe Jean Scarron's. Die Schutzherrschaft über das Land nahm man dem heiligen Michael und gab sie der Jungfrau Maria, wie man sie vorher dem heiligen Martin und vor diesem dem heiligen Denis genommen hatte. Schaffe Geld, schaffe Geld, Geld, Geld, o heilige Jungfrau Maria! Schaffe Geld, holde Schutzherrin, Geld zum Kampf gegen Deine und unsere Feinde! Schaffe Geld und abermals Geld und wiederum Geld, süße Mutter Gottes! Schaffe Geld, Geld, Geld, o Schutzpatronin von Frankreich und Versailles, Marly und Trianon!

Wieder war ein Staatsrath gehalten worden zu Versailles über die besten Mittel, Geld zu bekommen, und Niemand hatte Rath gewußt; weder Pontchartrain, noch Pomponne, noch du Harlay, Barbesieux, d'Argouges, d'Agnesseau. Wohl war manche neue Steuer vorgeschlagen worden; doch ohne zu einem Resultat gelangt zu sein, hatte Louis der Vierzehnte seine Räthe entlassen müssen. Verstimmt im höchsten Grade, rathlos bis zur Verzweiflung, schritt er auf und ab in seinem Gemach und seufzte:

„O Colbert, o Louvois!“

Der König von Frankreich befand sich vollständig in der Seelenstimmung Saul's, des Königs der Juden, als er Verlangen trug nach dem Geiste Samuel's des Hohenpriesters.

Dazu war die Frau Marquise nach Saint Cyr zu ihren jungen Damen gefahren, und der Vater Stuhl gab einigen Brüdern in Christo in der Vorstadt Saint Antoine in seinem Hause ein kleines Fest. Armer, großer Louis! zu seinem letzten Mittel mußte

er greifen, um sich zu zerstreuen; — Fagon, sein Leibarzt, wurde gerufen. In der Unterhaltung mit diesem klugen Manne ging dem Monarchen, freilich doch langsam genug, dieser trübe Octobernachmittag des Jahres 1703 hin; und zuletzt kam auch Madame von Maintenon zurück. Der König seufzte tief auf, gleich Einem, der von einer schweren Last befreit wird; Fagon machte seine Verbeugungen und entfernte sich, ebenfalls höchst erfreut über seine Erlösung.

Im klagenden Tone erzählte nun der König seiner Rathgeberin von seiner trüben Nachmittagsstimmung, von seiner Sehnsucht nach ihr, seiner einzigen Freundin, von der Dummheit der Aerzte und von der vergeblichen Rathssitzung.

„Sire," sagte die Marquise lächelnd, „ich bin Eure demüthige Dienerin; die besten Aerzte sind die, welche die Seele zu heilen verstehen, was aber die Rathlosigkeit Eurer Räthe betrifft, so ist hier ein Billet, welches die Mittel angibt, dem Staat Geld zu schaffen. Von unbekannter Hand wurde es mir unterwegs in den Wagen geworfen. Leset es, Sire, wir haben schon einmal über den Mann gesprochen, von dem es handelt."

Der König nahm das Schreiben und überflog es.

„Vinache?! der Goldmacher!" murmelte er und zuckte die Achseln.

„Ich höre Erstaunliches über den Mann," meinte die Marquise. „Sein Luxus geht in's Grenzenlose. Die größten Herren Eures Hofes, Sire, gehen bei ihm ein und aus. Der Herzog von Brissac hat mir neulich Stunden lang von dem geheimnißvollen Menschen gesprochen. Neulich war auch Madame von Chamillard bei mir; sie steht in Verbindung mit dem reichen holländischen Banquier van der Hulß. Auch dieser Mann soll vollständig überzeugt sein, Monsieur de Vinache habe das Projectionspulver gefunden, Monsieur de Vinache mache in Wahrheit Gold."

„Ach, Marquise, von wie Vielen haben wir das geglaubt."

„Sire, wäre ich in Eurer Stelle, ich würde d'Argenson beauftragen, diesen Italiener zu beobachten."

Der König zuckte abermals die Achseln und gab das Billet zurück.

„Wenn d'Argenson das für nöthig hält, so mag er seine Anordnungen treffen; — ich will nichts damit zu thun haben. Was beginnen Eure Fräulein zu Saint Cyr, Marquise?"

Nachdem der König das Gespräch auf eine andere Bahn geleitet hatte, war es vergeblich, von Neuem den verlassenen Punkt zu berühren; aber die Marquise schob das Billet in ihre Tasche und faßte einen Beschluß. Am andern Tage schickte sie ihren Stallmeister Manceau in die Gasse Saint Sauveur zu Vinache, unter dem Vorgeben: er solle Diamanten kaufen für eine fremde Prinzessin. Manceau, von seiner Herrin bestens instruirt, ließ nichts in dem Hause des Alchymisten außer Augen und erzählte nachher Wunder von der Pracht und dem Glanze, die darinnen herrschten. Pferde, Gemälde, Silbergeschirr, Meublen, Alles taxirte er, wie ein Auctionscommissär; auf seine Frage nach Juwelen, antwortete aber Vinache: er besitze deren wohl sehr schöne, aber er handle nicht damit.

Fast schwindelnd von dem Geschauten kam der Abgesandte der Marquise nach Versailles zurück und stattete seiner Herrin Bericht ab. Einige Tage nachher wurde Stefano Vinache selbst nach Versailles beschieden und daselbst sehr höflich und zuvorkommend von Herrn von Chamillard empfangen. Ein langes Gespräch hatten die beiden Herrn mit einander und hinter einem Vorhange lauschte die Marquise von Maintenon demselben. Aber aalglatt entschlüpfte Vinache jeder Frage, die sich auf seine große Kunst bezog; er nahm Abschied und bestieg seine Carrosse wieder, ohne daß die Marquise und Chamillard ihrem Ziel im Geringsten nähergekommen wären.

„Lassen wir d'Argenson kommen!" sagte Frau von Maintenon. „Um keinen Preis darf uns dieser Mann entgehen."

Monsieur de Chamillard verbeugte sich bis zur Erde, und d'Argenson ward gerufen.

V.

Das Ende.

Und Monsieur d'Argenson streckte seine Hand aus; — es fiel ein schwarzer Schatten über das glänzende, fröhliche Leben in der Gasse Saint Sauveur; nach allen Seiten hin zerstob das Getümmel der vornehmen, reichen und geistreichen Gäste. Die Flucht nahmen die Herzöge, die Marquis, die Chevaliers, die Abbé's, die Poeten. Wer durfte

wagen, da zu weilen, wohin Monsieur d'Argenson den Fuß gesetzt hatte?

Aus dem Nebel ragt düster drohend die Bastille! Sie halten den Stefano Vinacche, auf daß ihnen sein köstliches Geheimniß „nicht entgehe," und — am 22. März 1704, einem Sonnabend — scharren sie ihn ein auf dem Kirchhof von Sanct Paul, unter dem Namen Etienne Durand.

Wer hat je das Genie durch Gewalt gezwungen, seine Schätze mitzutheilen?

So liest man in den Registern der Bastille:

„In der Nacht vom Mittwoch auf den grünen Donnerstag, als am 20. März 1704, Morgens um ein Viertel auf zwei Uhr verschied in Nummer drei der Bertaudiere, Monsieur de Vinacche, ein Italiener, in der Gegenwart des Schließers La Boutonnière und des Corporals der Freicompagnie der Bastille, Michel Hirlancle. Nach dem Tode des Gefangenen gingen die beiden Wächter, Monsieur de Rosarges davon zu benachrichtigen und erhob sich dieser und verfügte sich in die Zelle des Sieur Vinacche, welcher sich selbst getödtet hat, indem er sich gestern, als am Mittwoch, ungefähr um zwei Uhr Nachmittags mit seinem Messer die Kehle unter dem Kinn zerschnitt und sich also eine sehr große und sehr weite Wunde beibrachte. Obgleich ihm alle mögliche Hilfe geleistet wurde, konnte man ihn doch nicht retten. Da der Sterbende einige Zeit hindurch das Bewußtsein wieder erlangte, so hat unser Almosenierer sein Bestes gethan, ihn zur Beichte zu bewegen, jedoch ganz und gar vergeblich. Gegen neun Uhr Abends habe ich Monsieur d'Argenson von dem Unglück Nachricht gegeben, und ist derselbe in aller Eile sogleich erschienen, um zu dem Sterbenden zu reden, jedoch auch ihm hat der Unglückliche keine Antwort gegeben.

In diesem Schlosse der Bastille 20. März 1704.

Dujonca,
Königslieutenant in der Bastille.

Wohl mochte nachher d'Argenson in seinem Bericht an Chamillard von „billonage," von Kipperei und Wipperei sprechen, es glaubte Niemand daran, selbst der Berichterstatter glaubte nicht daran; man brauchte nur eine Rechtfertigung dem aufgeregten Publicum gegenüber. Zu Versailles wirkte die Nachricht von dem Tode Stefano Vinacche's gleich einem Donnerschlag; der König Ludwig der Vierzehnte wurde darob eben so zornig und niedergeschlagen, wie später in demselben Jahre über die Kunde von den Niederlagen auf dem Schellenberge und bei Höchstedt. Die Frau Marquise und die Herren de Chamillard und d'Argenson hatten einige bittere Stunden zu durchleben; aber was half das? Stefano Vinacche war todt und hatte sein Geheimniß mit in das Grab genommen!

Der Wittwe des Unglücklichen meldete man officiell, ihr Gemahl sei in der Bastille am Schlagfluß verschieden; sie blieb im ungestörten Besitz aller der auf so geheimnißvolle Weise erworbenen ungeheuern Güter. Der alte Bericht, dem wir dieses seltsame Lebensbild nacherzählen, vergleicht den gemordeten Stefano mit jenem Künstler, welcher dem Imperator Tiberius ein köstliches Gefäß von biegsamem, hämmerbarem Glas überreichte. Der Kaiser bewunderte die vortreffliche Erfindung und fragte, ob dieselbe schon andern Menschen bekannt sei, welches der Künstler verneinte. Auf diese Antwort hin ließ der Tyrann dem genialen Erfinder den Kopf abschlagen und die Werkstatt desselben zerstören, damit nicht „Gold und Silber gemein und werthlos würden, wie der Koth in den Gassen von Rom."

„Par notre Dame de Miracle, Madame, Euer Gemahl war ein großer Mann," sagte der Herzog von Chaulnes zu der trauernden Wittwe Stefano's, „Euer Gemahl war in Wahrheit ein großer Mann; aber einen Fehler hatte er, er war zu verschwiegen! Wie oft hab' ich ihn beschworen, mir sein großes Geheimniß anzuvertrauen, — Madame, auf meine Ehre, Monsieur Etienne war zu verschwiegen, viel zu verschwiegen."

„O Madame, Madame, die Welt ist nicht so beschaffen, daß sie ein großes Genie in sich dulden könne!" sagte zur Frau von Vinacche der Dichter Jean Baptiste Rousseau, der Freund Stefano's. „Madame, die Welt kann das Talent nur tödten, und es gibt nur einen Trost: c'est le même Dieu qui nous jugera tous!"

„Liebste Schwester," sagte der Graf d'Aubigné zur Marquise von Maintenon, „liebste Schwester, in meinem Leben habe ich noch nichts erfunden, wohl aber traue ich mir viel Geschick zu, die Erfindungen anderer Leute herauszuholen. Ihr wißt das ja; — mon Dieu, weshalb habt Ihr mir nicht diese Geschichte mit diesem Italiener über-

lassen? Das war kein Charakter für die Kunst Monsieur d'Argenson's."

Die Frau Marquise seufzte, zuckte die Achseln und griff nach ihrem Gebetbuch. Mademoiselle La Caverne, ihre Kammerfrau, meldete: Seine Majestät verfüge sich so eben in die Messe. Graf d'Aubigné, welcher „sich wegen seiner Schwester Regierung einbildete, er sei die dritte Person in dem Königreiche," ließ die Unterlippe herabsinken und legte sein Gesicht in die frömmsten Falten.

„Gehen wir, mein Bruder," sagte die Marquise. „Wir wollen beten für die Seele dieses unglücklichen Monsieur de Vinacche und bitten, daß Gott uns seinen Tod nicht zurechne."

Die Shaker (Schüttler).

Von Talvj.

Wenn man auch vielleicht der größten Anzahl von religiösen Grübeleien und von philosophischen Verirrungen ihre Wiege in Deutschland, dem Lande der Denker, nachweisen kann, Nordamerika ist sicherlich die Zone, wo sie erst recht in das praktische Leben treten. Aber auf wie lange? Wenn dort Gesetz, Polizei und Beamtenwillkür das Kind meist schon in der ersten Entwicklung ersticken, so vergönnt die freie Luft, die es hier einathmet, ihm freilich ein viel längeres und unbemerktes Leben. Allein es scheint, daß eben diese vollkommene Freiheit, eben dieses Unbemerktsein und Unbekämpftsein ihm auch bald tödtlich wird.

Communistische Niederlassungen und sociale Institute aller Art, mögen sie nun auf Ideen von primitivem Christenthum, oder philanthropischem Enthusiasmus, auf Vergötterungslust der Arbeit oder auf philosophische Gleichheitsprincipien gegründet sein, schießen auf und verwelken, ehe sie noch zur rechten Blüthe gekommen. Harmonie, Oekonomie, praktischer St. Simonismus, Heimathen der freien Liebe, Phalanxe aller Art liegen im Sterben, noch ehe sie recht gelebt, oder leben in verwandeltem, von ihren Grundprincipien abgefallenem Charakter fort.

Sogar von den religiösen Secten, den zähesten, gilt dies. Haben nicht selbst die Herrnhuter, sie, die grade in ihrem amerikanischen Leben in all' ihrer wahrhaften Trefflichkeit erscheinen, fast ihre sämmtlichen Eigenthümlichkeiten nach und nach hier aufgegeben? Weder Bethlehem noch Nazareth unterscheiden sich jetzt wesentlich von andern blühenden deutschen Niederlassungen Pennsylvaniens. Aus den beiden von den frommen Brüdern an diesen Orten gegründeten Schulen — zu ihrer Zeit die berühmtesten des Landes — ist Alles, was sie als „herrnhuterisch" charakterisirte, verwischt; ja in der Mädchenanstalt zu Bethlehem ward sogar schon vor zehn Jahren Tanzunterricht gegeben.

Man könnte einwenden, daß sich doch die wunderliche Eigenthümlichkeit der Quäker beinahe zweihundert Jahre hier erhalten habe, die in der That noch immer in ihren Bethäusern in lautloser Stille oft Stunden lang auf die Bewegung des Geistes harren, noch immer Freund statt Herr und Du statt Ihr sagen, noch immer in ihrer geschmacklosen Tracht die Mode verachten, wenn auch die jüngeren Generationen sich einige leise Variationen erlauben. Allerdings ist dies ein auffallendes Factum, das nur durch die große Massenhaftigkeit dieser Secte zu erklären ist. Viel überraschender aber ist, daß sich ganz ausnahmsweise eine viel kleinere, ihnen verwandte Secte, die Shaker, und mit ihnen eine der wunderlichsten Verirrungen des Menschenverstandes beinahe seit hundert Jahren hier erhalten hat.

Diese merkwürdige Religionsgesellschaft stammt aus Lancashire in England und ist aus abgefallenen Quäkern entstanden. Sie kommen zum ersten Mal im Jahre 1746 vor. Indessen bekamen sie erst ihre vollständige Ausbildung, nachdem sich im Jahre 1758 Anna Lee, ein kühnes, ehrgeiziges, fanatisches Frauenzimmer niederer Herkunft und kaum zweiundzwanzig Jahre alt, an die Secte angeschlossen hatte. Vermittelst einer besondern mysteriösen Heiligkeit, durch Kasteiungen aller Art und gewisse fanatische, unverstandene Reden beglaubigt, gewann dies schlaue Geschöpf bald einen mächtigen Einfluß auf die noch immer ziemlich beschränkte Gesellschaft. Sie erklärte die Ehe wie jede Vereinigung der Geschlechter für von Gott verworfen. Die „Auferstehung" sei nur geistig gemeint für die Bekehrung oder neue Geburt. Da nun aber der Heiland mit deutlichen Worten gesagt habe, „in der Auferstehung werden sie nicht freien noch sich freien lassen," so gehe daraus hervor, daß der wiedergeborene Mensch sich durch die Ehe entheilige.

Auch sonst ist das Religionssystem dieser guten Leute ganz unbeschreiblich dunkel und verwirrt, nur das Eine ist bestimmt ausgedrückt, daß das Wort, das die Welt geschaffen, durch die Propheten gesprochen und in Christus gewohnt habe, von den Aposteln aber verbreitet worden, jetzt in einem Weibe offenbart sei, indem die Güte Gottes das der sündigen Welt durch ein Weib wieder geben wolle, was ihr durch die Schuld eines Weibes genommen sei. Durch ihr Leiden und Ringen um ein verlorenes Menschengeschlecht und ihre Vereinigung mit Jesus sei sie, Anna Lee, zur Erstgebornen unter vielen Schwestern und zur Mutter alles Geistiglebenden geworden. Mutter Anne, und nicht anders, wollte sie genannt sein und wird sie noch bis diese Stunde von den Shakern genannt. Redete irgend ein Weltkind sie als Miß oder Mrs. Lee an, so schnitt sie ihm das Wort ab mit einem entschiedenen: „Ich bin Mutter Anne, das Wort."

Daß die Behörden sich in diese wahnwitzigen Anmaßungen mischten und daß sie und ihr Gefolge, das natürlich nur aus den einfältigsten und geringsten Leuten bestand, durch Verfolgung und unkluge Behandlung bald zu Märtyrern wurden und neuen Zulauf bekamen, kann man sich vorstellen. Im Jahre 1774 wanderten die neuen Heiligen nach Amerika aus, wo es ihnen anfänglich auch nicht viel besser ging, wo aber einige Zeit darauf das Princip allgemeiner Duldung, das die Republik annahm, ihnen eine Stätte für alle ihre Narrheiten sicherte. Und zwar schienen sie der Welt beweisen zu wollen, daß geistige Verirrungen sich mit fleißigem und geschicktem weltlichen Treiben vereinigen lassen. Denn ihre Niederlassungen — sie hatten bald deren mehrere, in denen es Brüder- und Schwesterhäuser, Arbeitsstätten, Wirthschafts- und Betgebäude gibt, Alles getrennt, zeichneten sich bis jetzt durch eine beschränkte, aber merkwürdig thätige und nette Industrie aus. Allerlei Holzwerk, Korbgeflecht, Wollen- und Linnengewebe geht aus ihren Werkstätten hervor und Alles vortrefflich wie die Erzeugnisse der Herrnhuter und auch doppelt im Preise wie diese. Besonders beschäftigen sie sich auch mit dem Sammeln und Ernten medicinischer Kräuter. Ihre Aecker sind die blühendsten der Umgegend, ihre Ochsen die am besten gehaltenen, ihre Bauwerke, wenn auch geschmacklos wie Alles, was durch ihre Hände geht, zeichnen sich durch Solidität und reinliche Vollendung aus („finish," gibts denn im Deutschen wirklich kein Wort dafür?). Alle bilden eine Familie, oder wenn die Niederlassung zu zahlreich wird, mehrere abgesonderte Familien. Sie leben in Frieden mit ihren Nachbaren, die sich über sie lustig machen und sie gehen lassen. Mancher arme Verlassene, von den Stürmen der Welt Umhergeschleuderte, findet bei ihnen eine Zuflucht, wenn er nur sonst zur Arbeit willig ist, die bei gänzlicher Gemeinschaft der Güter Keinem erlassen wird. Dies gilt noch mehr vom weiblichen Geschlecht.

Sonst erhalten sie sich durch das hier auch in andern Verhältnissen herrschende Lehrlingssystem. Ein Kind wird mit gerichtlicher Bewilligung der Eltern oder Vormünder „gebunden" (bound) für Erziehung und Unterhalt bis zu seiner Mündigkeit, für ein gewisses Individuum oder eine gewisse Gesellschaft, so weit seine Kräfte gehen, zu arbeiten. Auf dem Lande ist dies oft das einzige Mittel, sich Dienstboten zu verschaffen. Kommt dann das einundzwanzigste Jahr heran, so bleibt der oder die bisher „Gebundene" häufig für Lohn in der nämlichen Familie, wenn unterdessen eine gewisse Anhänglichkeit sich gebildet hat, was bei erträglich guten Menschen häufig der Fall ist, da ein so „gebundenes" Wesen immer als ein Theil der Familie betrachtet wird. Die Shaker sind umringt von solchen jungen „gebundenen" Knaben und Mädchen, meist Waisen oder Kinder der allerärmsten Leute. Tritt die Mündigkeit ein, so bleiben besonders die Mädchen bei gänzlicher Abgestorbenheit für die Welt, mit der sie, seit sie eingetreten, keine Art Verkehr gehabt, gut genährt und gekleidet, und unter dem ausschließlichen verdummenden Einfluß der Shaker, oft freiwillig in der Gemeine, obwohl hier von Lohn oder überhaupt von persönlichem Eigenthum nicht die Rede sein kann, denn aller Besitz ist gemeinsam. Die jungen Männer, obwohl auch sie, so lange sie noch in jenem Adoptivzustande sind, sorglich vor dem Verkehr mit der Außenwelt gehütet werden, sind schon schwerer zu halten, und die Shaker müssen daher auf beständige Werbung bedacht sein.

Verdummend nannt' ich den Einfluß der Shaker mit Bedacht. Denn obwohl sie, besonders ihre Aeltesten und Obern, in Handel und Wandel eine gewisse weltliche Klugheit besitzen und in ihren Gewerben alle Vortheile

wahrzunehmen wissen, so sind sie doch in ihrem geistigen Leben von einer unbeschreiblichen Dunkelheit und Beschränktheit, was sich auch ihren Physiognomien auf eine auffallende Weise ausgeprägt hat. Bei manchen der schlauen Obern mag dies freilich wohl nur eine Miene sein, hinter der sich der Fuchs am sichersten verbirgt. Uebrigens sind auch diese Obern, die zugleich ihre Prediger und Vorbeter sind, gänzlich ungebildete und unwissende Leute. Bei einem Besuche, den wir früher einmal in einer ihrer Anstalten unsern Shenectady machten, fragte Einer aus unsrer Gesellschaft einen solchen Aeltesten: welchen Grund sie dafür hätten, daß sie stets, statt wie andere Christen sich der Worte yes und no zu bedienen, yay und nay sagten? — Die Antwort war, weil es in der Bibel yay und nay heiße. Die Frage aber, ob er denn glaube, daß die Bibel ursprünglich englisch geschrieben worden sei? erregte das höchste Erstaunen und es war leicht zu ersehen, daß ihm darüber noch nie ein Zweifel aufgestoßen war. Ihre Predigten, oder fanatischen Reden, die sie dafür ausgeben, sind nicht allein aus ganz dunkeln unverstandenen Phrasen zusammengesetzt, sie werden auch in ganz ungrammatischem und incorrectem Englisch gehalten. Aber auch ihre mechanischen Geschicklichkeiten werden nur ganz einseitig entwickelt; jeder Einzelne ist nur ein Theil des Ganzen, ein Werkzeug in der Hand des Lenkenden. Es ist vorgekommen, daß Hausfrauen es für einen Gewinn gehalten haben, wenn sie ein Dienstmädchen bekommen konnten, das bei den Shakern erzogen war. Denn die große Reinlichkeit ihrer Institute, und die Arbeitsamkeit und Nettigkeit der Shaker ist sprichwörtlich. Eine meiner Bekanntinnen in Pittsfield glaubte daher einen rechten Fund zu thun, als sich ein Mädchen als Köchin bei ihr meldete, die Jahre lang unter den Shakern von Hancok gelebt hatte. Allein sie fand nur zu bald aus, daß sie dort nie etwas Anderes gethan, als Kartoffeln und Aepfel schälen und darum auch nie etwas Anderes gelernt hatte. Da Tisch und Wirthschaft gemeinschaftlich sind, hat jedes Mädchen in der Küche nur ein gewisses Geschäft zu versehen und oft Jahre lang immer dasselbe, wie jede Einzelne von des Kuluks vierzehn Weibern ihr eignes Fach hatte: alles Andere bleibt ihr fremd. Eben so wird die Arbeit der Männer verrichtet, auf die es einen noch geisterstickendern Einfluß zu haben scheint als auf die Frauen, denn trotz der unbeschreiblich entstellenden Tracht dieser Letztern und dem linkischen Wesen, das ihre Lebensart ihnen ausgeprägt, sehen sie doch viel weniger stumpfsinnig aus als die Männer.

Bei den mannigfaltigen Verirrungen des Fanatismus in manchen geistlichen Orden, besonders im Mittelalter; bei dem Wahnsinn der betenden Kinder, bei der sinnlosen Wuth der Flagellanten erkennen wir doch wenigstens eine Idee. Aber sehen wir, wie diese stille, stumpfe, gehirnlose Secte sich nach und nach in einem Dutzend Niederlassungen über fünf verschiedene Staaten verbreitet hat und ihr Leben in maschinenhafter Thätigkeit abhaspelt, so können wir nur sagen: „Dummheit, Du siegst, Vernunft muß untergehen!“

Ich will indessen nicht behaupten, daß unter den sechs- bis siebentausend Köpfen, welche die Secte bilden, nicht mitunter einer sich ihre Grundprincipien klar zu machen suchte. Und dies ist namentlich bei denjenigen Männern der Fall, die bei der Besorgung ihrer äußern Geschäfte nicht umhin können, mit der Welt und Andersdenkenden in Berührung zu kommen. Von diesen muß nothwendig wohl Einer oder der Andere gefragt werden, „was denn z. B. aus der Welt werden solle, wenn die Shaker den rechten Weg ergriffen hätten und die ganze Menschheit sich zu ihrem Seelenheile in Shakergemeinden bildete?“

Die Antwort hierauf wird sein: daß die Welt, zwar mit langsamen Schritten, aber darum nicht weniger unvermeidlich, ihrer endlichen Auflösung entgegenginge, und daß die Sitze der Shaker gleichsam nur die anticipirten Häfen seien, die Erschütterung dieses Weltuntergangs in heiliger Ruhe abzuwarten.

Wir hatten auf Reisen oft Gelegenheit gehabt, ihre Anstalten zu besichtigen. Sie nehmen den Reisenden gern auf und sind überall mit einem sogenannten Fremdenhaus versehen, das zwar eigentlich nur für Geschäfts- und Handelsfreunde berechnet ist, in dem aber auch Andre für Geld und gute Worte (und von ersterm nicht zu wenig) bewirthet werden. Wir hatten ihre blühenden Felder, ihr reinliches Hauswesen und die einseitige Tüchtigkeit ihrer Böttcher- und Korbarbeiten bewundert, aber noch niemals waren wir an einem Sonntag in ihrer Nähe gewesen und doch ist grade ihr Gottesdienst eine ganz besondere Curiosität. Eins

der Grundprincipien der Mutter Anna Lee war nämlich, daß der Mensch seinen Schöpfer „mit allen Gliedern“ ehren solle. Die krampfhaften Zuckungen und das Zittern bei ihren Andachtsübungen, das ihnen schon früh den Namen der „shaking quakers“ und der „Shaker“ zugezogen, war nicht genug. Wie David vor der Bundeslade hergetanzt, so wollten auch sie Gott, nicht blos durch Tanzen, sondern auch durch Tanzen und Springen preisen. Und diese Art von Gottesdienst wird noch bis auf den heutigen Tag mit einer fast leidenschaftlichen Vehemenz geübt. Mehr oder weniger scheint jeder Mensch eines gewissen Grades von Aufregung zu bedürfen. Vielleicht war Anna Lee's Berechnung nicht übel, daß dieser siebente Tag ihre Heiligen mit dem ganzen sechstägigen Uhrwerk ihres Lebens versöhnen würde.

Im Sommer 1858 befanden wir uns auf einer Farm in Massachusetts, hart an der Grenze des Staates New-York. Ganz nahe daran, in letzterm hat dieses wunderliche Völkchen seine reichste Niederlassung in Libanon; und dicht dabei, noch näher unserm Aufenthalt, eine kleinere in Hancok. Gern benutzten wir hier die Gelegenheit, einmal diesem seltsamen Schauspiel beizuwohnen.

So fuhren wir denn eines Sonntags nach der uns zunächst liegenden Niederlassung zu Hancok, gewarnt von unserer Wirthin, „ja nicht zu lachen!“ Zuschauer werden übrigens gern zugelassen, denn ihr Gottesdienst ist der Stolz dieser Heiligen, und aus der ganzen Umgegend kommen jeden Sonntag Leute herbei, das wunderliche Schauspiel mit anzusehen. Wir kamen etwas spät. Indem wir ankamen, sahen wir eben die Schwestern und Brüder in zwei langen Zügen aus dem gegenüber liegenden Hause, wo sie sich, wie es scheint, eigens zu diesem Behufe versammelt hatten, quer über die Straße in das Gotteshaus ziehen. Beide Züge traten zu verschiedenen Thüren ein. Wir folgten den Schwestern unmittelbar und setzten uns auf eine der Seitenbänke nieder, wo wir schon mehrere andere Zuschauer sitzen sahen. Die Bänke für die Heiligen waren in die Breite des langen, schmalen Saales einander gegenüber aufgestellt; hier saßen die Männer, dort die Frauen, die Gesichter gegen einander zugekehrt, ein bedeutender Raum zwischen ihnen. Die Männer, mehr alte als junge, trugen statt ihrer gewöhnlichen leinenen Arbeitskittel lange Röcke von Sommerwollenstoff von verschiedenen, meist dunkeln Farben. Die großknöpfigen Westen waren ebenfalls so lang, daß sie den ganzen Leib bedeckten. Die Hosen aber schienen alle nach einem Maß geschnitten zu sein und die Art und Weise ihres Sitzens gewährte den lächerlichsten Anblick. Wem sie zu lang waren, hatte sie aufgebunden, oder auch in regelmäßigen Fallsäumen aufgenäht, wie Kinderkleider auf das Wachsen eingerichtet werden. Der Sitz aber, der Wenigen paßte, hing bei Einigen wie ein leerer Beutel hinten herunter, was erst recht zum Vorschein kam, als sie zum Tanzen die Röcke ablegten. Die meisten sahen unbeschreiblich stumpf und dumm aus; einige Wenige beim Tanzen verzückt; fünf bis sechs Jungen konnten einige Schelmerei nicht unterdrücken und das Springen und Schreien war ihnen wahrscheinlich ein Hauptspaß, worauf sie die ganze Woche sich freuten.

Die Frauen, alt und jung, waren in ihrem Sonntagsstaat, sämmtlich in weiß- und hellblaugestreiften Kattun gekleidet, ganz dünne blaue Striche auf schneeweißen Grund gezogen, einige Wenige darunter auch ganz weiß, so daß der Totaleffect der der höchsten Reinheit und Zartheit war. Der Schnitt der Kleider aber ist dafür desto verstellender. Die Taille endet unter dem Arme; der glatt anliegende Rock ist in Zwickeln geschnitten und hat dennoch unten nur grade die etwa zum Schreiten nothwendige Weite. In unserer Zeit der Reifröcke erschien die Tracht ungefähr wieder so absurd als sie zur Zeit ihrer Einführung gewesen sein mag, die ja eine Reifrockszeit war. Offenbar hatte sie damals mit der Mode auf das Schneidendste contrastirt werden sollen. Die Dünnen sahen gar zu jämmerlich und dürftig drin aus, und die Dicken über allen Ausdruck lächerlich. Dabei enganliegende, hoch auf den Schultern anfangende und über dem Handgelenk endende Aermel, aus denen die rothen Arbeitshände groß und plump hervorsahen. Das weiße mussline Halstuch, dessen Zipfel hinten zugesteckt waren, hatte dagegen etwas Sauberes, so wie auch die sonst unschöne weiße klare Haube, die sich fest an die Backen anschmiegte. Es waren einige hübsche junge und halbjunge Gesichter darunter; überhaupt gewannen die Frauen entschieden in Vergleich mit den Männern.

Wir aber hatten unser Augenmerk vor-

züglich auf eine dieser Frauen gerichtet, eine dünne Stangengestalt von wenigstens fünf Fuß zehn Zoll Höhe, die offenbar zu unserer Bewachung da war, weswegen wir sie auch den Gensdarmen nannten. Sie hielt unablässig einen strengen, drohenden Blick auf uns Zuschauer gerichtet. Ich war gewarnt worden, nicht die Lorgnette zu brauchen, und hatte darum, da ich doch meiner Kurzsichtigkeit auf andere Weise nachhelfen mußte, eine Brille zu mir gesteckt. Als ich sie nun aus der Tasche zog, wendete ich mich ab, um sie, ohne beobachtet zu werden, aufzusetzen, und brachte, da ich nicht an solch ein Ding gewöhnt bin, etwas lange dabei zu. Meine Begleiterinnen sahen unterdessen mit einer Art von Angst, daß der Gensdarm, dem das verdächtig war, mich mit zornigen Blicken fast verzehrte, bis die unschuldige Miene, mit der endlich mein bebrilltes Gesicht zum Vorschein kam, diesen Rhadamantus versöhnte.

Der Gottesdienst ward von einem der Aeltesten mit einem in schreiender Stimme gesprochenen Gebet eröffnet, voller Reminiscenzen und religiöser Alltagsphrasen, worin uns nichts besonders auffallen konnte. Darauf folgte ein Gesang der Gemeinde, sitzend als Einleitung. Dann ein Zwischending von Gebet und Predigt, voll der dunkelsten, oft ungrammatisch ausgedrückten Prophezeiungen, Bibelsprüchen und giftigen Ausfällen gegen besoldete Prediger: ein Thema, das sich auch in den nachherigen Zwischenreden wiederholte. Dies schien erst die rechte Begeisterung geweckt zu haben. Alles erhob sich, die Bänke wurden an die Seite geschoben, die Männer zogen ihre Röcke aus und der Tanz begann. Zuerst nur ein leiser Trab der Männer- und Frauenreihen, jede für sich, eins hinter dem andern, die Ellbogen dicht an den Leib gedrückt, die Hände, das Innere nach oben gekehrt, vorgestreckt. So streiften sie, einander begegnend, ohne sich zu berühren, und laut singend, einige Male um den Saal herum. Dann brach wieder ein schreiender Prophet los. Nun stellten sich vier Schwestern und vier Brüder in die Mitte und machten mit ihren Stimmen allein das Orchester aus. Denn der springende Tanz, den die Andern jetzt begannen, nahm ihren Athem schon genug in Anspruch. Die Geschlechter blieben noch immer gesondert. Aber lauter und lauter ward der Gesang, höher und die Sprünge. Einige der Männer sahen fast wie Wahnsinnige verzückt aus; einige bloß dumm. Die Frauen behielten meist ihre stillen trockenen Mienen. Die ganze Scene hatte etwas unendlich Widerliches, Verletzendes. Es war mir, als wäre ich unter einen Haufen in dunkelster Nacht lebender Götzendiener gerathen, die um ihr Idol herumsprangen. Keine von uns hatte Neigung zum Lachen; nur als dicht vor uns drei dicke große Männer, mit uns zugewendetem Rücken, wild zu springen anfingen, indem der Schweiß in Strömen von ihrer Stirn floß und durch ihre Kleidungsstücke drang, und die hinten an ihren Beinkleidern hängenden Säcke wie Schwänze bald nach der einen, bald nach der andern Seite flogen, war der Anblick so ganz buffonartig, daß ich mich in die Lippen beißen mußte.

So ging es ungefähr anderthalb Stunden lang fort, die Tänze von wildem Geschrei einzelner fanatischer Redner unterbrochen, von denen der eine fast in Krämpfe fiel. Auch eine alte Frau sprach. Ihr Hauptthema, — wie in der That mehr oder weniger das aller Sprecher — war der Preis der Shaker. In ihren Gesängen mußte meist der Tact die Melodie ersetzen; und selbst wo einer derselben melodischer war, langweilte er durch seine Einförmigkeit. Ihre Hymnen sind meist selbstgemachte. Um von der Poesie einen Begriff zu geben, stehe hier folgender Vers:

I love to sing, i love to pray,
I love to praise my maker;
I love the glorious sabbath day,
I love to be a shaker.

Auf Deutsch ungefähr:

Ich singe gern und bete gern,
Gern meinen Schöpfer preis' ich;
Ich feire gern den Tag des Herrn,
Und gern ein Shaker heiß' ich.

Die Tänze, welche wir sahen, waren nur die gewöhnlichen Lob- und Preistänze. Sie sollen aber auch allegorische Tänze haben, worin sie zum Beispiel Manna pflücken, Garben binden, Jacob's Leiter ersteigen u. s. w. Diese werden nur an hohen Festtagen aufgeführt, und sie sollen sich dabei vollständig wie Besessene geberden. Sieht man sie dagegen in ihren Werkstätten, Kaufläden, oder in irgend einem Geschäfte des gemeinen Lebens, so kann es keine nüchternern, zähern Leute geben.

Ueber mittelalterliche Burgen.

Von

J. Meininger.

(Schluß.)

Selten fehlte, als sich die Burgen nach und nach vergrößerten, eine wohlversehene Rüstkammer, doch darf man dort nicht immer einen Vorrath von Turnierrüstungen und ritterlichen Wehren suchen, sondern meist nur Spieße, Hellebarden, Armbrüste mit ihren Bolzen, Schwerter und einfache Schutzwaffen. Man erkennt diese Rüstkammern, auch wenn sie längst ausgeleert sind, an den zahlreichen hölzernen Pflöcken in der Wand. Ein Inventar des Schlosses Freiberg bei Füssen im Allgäu fängt mit der Rüstkammer an und zählt darin fünf blaue Harnische, vier weiße, drei gereifte lichte mit allem Zubehör an Hauben, Bärten, Armrohren, Beinschienen, Handschuhen und dergleichen auf. Dann kommen die Jagd- und Fischgeräthschaften in Menge, was im hintern Thurm, was in des Herrn „khamer," in der Kammer neben der obern Stube, was an Ornamenten in der Capelle und so fort sich befand. Ein älteres Inventar dieses im dreißigjährigen Kriege zerstörten Schlosses führt die Jahrszahl 1539. Hierin wird auch einer kupfernen Badewanne gedacht.

Da noch so zweifelhafte Begriffe über die älteste Bewaffnung existiren, diese aber mit der Einrichtung alter Burgen Hand in Hand geht, so soll hier eine flüchtige Einschaltung folgen. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters, als antike Formen noch vorherrschend waren, hatte auch die Waffentracht kaum etwas von dem frühern Gebrauche eingebüßt; der römische Helm, das kurze Schwert, der Schuppenharnisch aus Horn und Metall, das Sagum und die anliegende Hose blieben bis in's zehnte Jahrhundert die Haupttheile der kriegerischen Bewaffnung und Bekleidung. Zur Zeit der Kreuzzüge sah man die christlichen Streiter aber schon mit dem morgenländischen Kettenpanzer, mit dem asiatischen Nasenschirm am Helme nach Jerusalem ziehen. Der Panzerrock behielt nach wie vor die hemdartige Gestalt der Tunica und die Panzerhose umschloß, der allgemeinen Hosentracht entsprechend, knapp das ganze Bein. Im Allgemeinen war die Bewaffnung derb, fast roh. Das Kettenhemd allein wog 40—50 Pfund, der dreieckige ausgebogene Schild reichte dem Manne vom Halse bis über die Knie, und welcher Art die Schwerter waren, die übrigens zu keiner Zeit im Mittelalter mit beiden Händen geführt wurden, wie man sehr oft fälschlich glaubt, kann man aus den fabelhaften Berichten byzantinischer Geschichtschreiber über die Schwertstreiche der Kreuzfahrer entnehmen, wonach Richard Löwenherz einem Emir Kopf, Schulter und Arm auf einen Hieb abgehauen und ein schwäbischer Ritter in Barbarossa's



Hartmann von Kroneberg im vierzehnten Jahrhundert.

Heer einen Sarazenen bis auf den Sattel gespalten haben soll. Uhland hat diese Sage in einem Gedichte verherrlicht, es heißen darin derlei Hiebe — Schwabenstreiche. Das ganze Schwert vom Knauf bis an die Spitze hatte nur eine Länge von 3—4 Fuß und reichte einem wohlgewachsenen Manne von der Hüfte bis zur Ferse, war aber dagegen so unverhältnißmäßig breit und wuchtig, daß man wenigstens annähernd jene Erfolge anzunehmen sich berechtigt fühlen konnte. Es kann für Maler und Bildner nicht genug wiederholt werden, daß der Ritterharnisch vom zwölften Jahrhundert bis zur Mitte des vierzehnten meist nur in einem Rocke von Eisenringen bestand. Alle Dichter jenes

Zeitraums sprechen nur davon, daß in den Kämpfen die Stahlringe glänzten, daß diese mit Schwerthieben zerhauen wurden oder daß das Blut durch die Ringe floß. Alle gleichzeitigen Abbilder in Kleinmalereien, auf Siegeln, Grabmonumenten ꝛc. liefern ein ähnliches Ergebniß. Der Theaterpomp, womit man das Kreuzritterthum auszustatten pflegt, ist Schwindel vor den Augen des Geschicht- und Costümforschers, der sich die Rüstgestalten nur in bescheidenem Drahtwamse, mit unförmlicher Blechmütze auf dem Haupte, vorzustellen vermag. Erst in der Zweithälfte des vierzehnten Jahrhunderts war die vollendete Blechhülle des Ritters in Erscheinung getreten; erst von 1370 an glänzte der Ritter vom Haupt bis zur Sohle wie die starre Bildsäule von Stahl, und er trug diesen trotzigen Eisenschutz im ganzen fünfzehnten und noch stark im sechzehnten Jahrhundert. Obgleich der ritterliche Kaiser Max, der edle Sickingen, der tadellose Bayard und der derbe Berlichingen die Ritterzeit zu Grabe geleitet hatten, fuhren doch die Reiter fort, sich in Blech zu kleiden. Der blechgeharnischte Reiter, der Cürisser — Cürassier von cuirasse, der Harnisch — trug unter seiner Eisenhülle ein dick abgesteppes Kleid und eine dichte Harnaschkappe, um sich vor Quetschungen zu sichern, vermehrte aber dadurch nur die Beschwerden seiner starren Rüstung, daher man sich nicht wundern darf, daß mitunter die kräftigsten Reisigen durch Hitze und Staub umkamen, bevor sie noch einen Schwertstreich des Feindes erhalten hatten. So erzählt Götz der Berlichinger vom Zuge gegen Hochburgund: „Auf St. Jakobsabend kamen wir in ein Lager, und erstickten uns denselbigen Tag um großer Hitz willen drei burgundische Kürisier und etliche Reuter, die unter meines Herrn Hauffen waren, die fielen unter die Gäul, als ob sie trunken wären, wiewol sie selbigen Tags keinen Wein gesehen hatten." — Ferner schreibt Götz bei Erzählung seiner Nürnberger Fehde (1512): „Mein Gaul war mir hardt verwundt und gestochen, starb auch desselbigen Stichs, und war zudem so ein heißer Tag, daß uns mehr Leuth erstickten dann zu todt geschlagen wurden."

Den ältesten **Verschluß der Burgthore** bildeten jedenfalls die schweren Fallgitter, wie noch auf so vielen alten Städtewappen zu sehen ist. Auf jenem von **Vöcklabruck** in Ober-Oesterreich kommen zwei Gewappnete mit Fähnlein in den Händen gegen ein solches Thor angesprengt. Da die hier vorgestellten beiden Herzöge — Albert und dessen Sohn Rudolf — eine gute Aufnahme fanden, so verliehen sie dieses Thor der Stadt zum Wappen. So deutet es wenigstens Hohenecł in seiner Genealogie Seite 733.



Sigill der Stadt Vöcklabruck.

An vielen Thoren der spätern Zeit befand sich auch ein Schlupfpförtchen, um einzelner Passanten zu Fuß willen nicht die Fallbrücke niederlassen zu müssen. War nun kein Thorthurm vorhanden, auf welchem der Thorwärtel oder Pförtner durch die Pechnase (Gußloch über dem Thore) oder durch's Lugloch (wie **Falkenstein** in der Oberpfalz, Seite 596) den Außenstehenden nach seinem Begehren fragen konnte, so that dies der Wächter von den Zinnen. Die aus der Ferne Nahenden verkündigte des Thurmwärters Horn, der gewöhnlich auf der Warte stand, oder auf dem Wallgang der Ringmauer hinter den Zinnen weilte. War kein solcher Wächter da, so behalf sich der Gast vor der Pforte, indem er entweder sein Jagdhorn gebrauchte, den Thürklopfer anzog oder an die Schalltafel schlug, da unsere jetzigen Glockenzüge dem Mittelalter fremd waren. Hatte der Thorwärtel des Gastes Begehr vernommen, so ließ er ihn ein, aber auch nur in den ersten Burghof. Eben so pflegte man fahrende Leute (Reisende) im Vorgebäude zu beherbergen, welchen man nicht so viel Vertrauen schenkte, sie in die Hochburg einzulassen. Man kann annehmen, daß der Thurmwächter in den ältesten Zeiten wohl nur ein Thierhorn gebrauchte, ähnlich dem

der Weinhüter in manchen Gegenden; dagegen in der Glanzepoche des Ritterthums das metallene Thürmerhorn, unsern heutigen Trompeten oder den kleinsten Posaunen nicht unähnlich, jedoch nicht verschiebbar, ohne Bogen und ohne Aufsatzstücke.

Ob diese Thorwärtel und Thurmhüter, sagt Scheiger sehr treffend, einen auf die verschiedenen Umstände passenden Melodienvorrath gehabt, wie wir oft lesen und lasen, bezweifle ich; ich glaube vielmehr, daß wenig musikalische Kenntnisse verbraucht wurden, und die Wächter Gefahr und Gäste nur durch mehr oder weniger übelklingende Töne irgend eines Thierhorns verkündet haben mögen.

Die Schalltafeln, eine von den Ritterromanschreibern gänzlich ignorirte Sitte, vertraten vorzüglich in den Klöstern die Stelle der Glocken. Sie waren von Holz, seltener von Metall, hingen in Ketten an der Pforte und daneben oft ein Hammer, um sie damit zu schlagen. Als ehrwürdige Reliquie besitzt annoch das Kloster Zwettl im Erzherzogthum Oesterreich eine solche hölzerne Tafel, die mit einer Umschrift versehen ist. Alte Dichter erwähnen ihrer öfters:

Nu hienc ein tavel vor dem tor
An zwei Ketenen enbor:
Da sluoc er an daz ez erhal
Unt daz ez in der burc erschal,
Darnach was vil unlanc,
Unz daz dort her vür spranc
Des wittes samnunge
Schoene unde junge
Junkherren und knehte.

(Aus dem Iwein, Seite 190).

Oft fand man in einem der Höfe oder vor der Burg eine mächtige Linde, Rüster, wohl auch einen als Samen aus den Kreuzzügen mitgebrachten fremden Baum gepflanzt, mit einer Erd- oder Steinbank am Stamme umgeben, unter dessen Schatten die Burgleute sich zu Zeiten unterhielten, der auch manchmal als Gerichtsplatz gedient haben mag. Die Ausdrücke Zwinger und Burghof werden zuweilen verwechselt. Burghof und Zwinger waren von Ringmauern umschlossen, beide ließen sich absperren und beide lagen vor der Burg. Allein während der Burghof, höher gelegen, den nothwendigen Durchgang zur Hochburg enthielt, welchen Reiter, Fußgänger, Karren und Saumthiere durchzogen, bildete der Zwinger einen tiefer liegenden, in der Regel gänzlich versperrten Graben, der entweder „damit sich die Junkfrawen der Burg darin erspatzieren konnten“ als Wurzgärtlein angelegt war oder worin man Wild, als Rehe, Hirsche, auch mitunter Raubthiere, Löwen, Bären und dergleichen hielt, welche lüsterne Diebe oder verliebte Waghälse gar kräftiglich



Das Schloßthor von Wolfsegg in der Oberpfalz.

abwehrten. Das Schloß Feistritz, etwa eine Tagereise südlich von Wien und unweit von Neustadt, ist ganz auf alte Art erhalten, dann mit reichen Waffen- und Kunstsammlungen aus ritterlicher Zeit geschmückt. Beim Eintritte rasselt die Fallbrücke herab; die Zimmer des Burgherrn sind auf alte deutsche Weise eingerichtet; im Verließe rollt dem Besucher die furchtbare eiserne Jungfrau entgegen, ihre Arme ächzend zur tödtlichen Umarmung ausbreitend, und damit dem Eindrucke nichts fehle, bevölkern den furchtbaren Zwinger zwei hungrige Wölfe und ein großer rascher Bär. — So zeigt man auf der Trausnitz bei Landshut, der Geburtsstätte des unglücklichen Conradin von Schwaben, des letzten Hohenstaufen, noch den Zwinger, worin baierische Herzöge, die da residirten, Löwen hielten. Ein Löwe, den Herzog Albrecht V. besaß und der sonst für ziemlich zahm galt, hatte einem der thürstehenden Hellebardierer knurrend die Zähne gezeigt und sich zum Sprunge angeschickt, worauf ihn Jener niederstieß und mit ihm rang. Als Herzog Albrecht diesen Hellebardier hart anließ, vermeinend, er hätte ihm mit dem Schaft Mores lehren sollen, entgegnete der Soldat: „Ja wenn er mich nur mit dem Schwanz geschlagen, so hätte ich ihm nur den Schaft meiner Hellebarde gezeigt.“ —

Ein gutes Trinkwasser auf der Burg zu haben, war eines der Haupterfordernisse des Lebens; doch gab es Burgen, die sich da elend behelfen mußten. So pflegte man auf die Burg zu Abbach, die Geburtsstätte Kaiser Heinrich's II., das nöthige Wasser mittelst Frohndienst hinaufzuschaffen. Welche Sorgfalt man auf Erhaltung dieses Lebensbedürfnisses verwendete, beweist der Wasserthurm des Trifels in der Rheinpfalz, woselbst der übermüthige Richard Löwenherz, König von England, eine Zeit lang 1193 als Staatsgefangener saß. Ueber einem tiefen Ziehbrunnen, worin sich eine Quelle sammelte, hatte man einen massiven viereckigen Thurm mit etlichen Fensterritzen gebaut. Vom obersten Stockwerke der Burg pflegten nun die Bewohner über einen gemauerten Bogen zu schreiten und mittelst einer Winde, die unter Dach war, das benöthigte Wasser aus diesem isolirt stehenden Thurme heraufzuziehen. War auch die Reichsveste vom Feinde rings umwogt, so konnte dieser der Besatzung keinerlei Abbruch hieran thun.

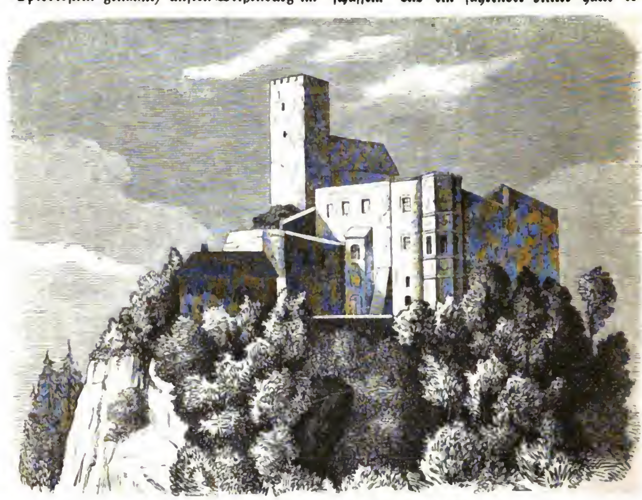


Schloßthor von Trausnitz im Thale.

Brunnen und Cisternen waren zum Schöpfen mit an Stricken oder Stangen hängenden Eimern vorgerichtet, oft gegen unten konisch erweitert und selbst wie zu Sebenstein in Oesterreich bei der halben Tiefe mit unterirdischen Zugängen versehen. Solche Wasserbehälter, besonders wenn sie im Raume der übrigen Gebäude versteckt und überbaut sind, hält man oft für Burgverließe, eine schaurige Ehre, welche Besucher mit reger Phantasie,

bisweilen auch dem unschuldigsten aller Weinkeller erweisen.

Lebhaft erinnert sich der Verfasser noch der so meisterhaft in den Stein gehauenen unterirdischen Gemächer und Gänge, welche sich in dem Felsenkegel hinziehen, worauf die Schloßruine Bärbelstein (vordem Berwart-, Sperberstein genannt) unsern Weißenburg im Elsaß thront. So muß auch hier eines Kellers gedacht werden, der sich auf dem Ramberger Schlosse, unfern von Landau in der Pfalz befindet. Auf der östlichen Seite gelangt man vom Burghofe aus in den besagten Keller hinab, der an Sauberkeit der Ausführung seines Gleichen sucht. Seine Tiefe mag an 90 und seine größte Breite an 45 Fuß betragen. Er ist mit Einschluß des in der Mitte befindlichen Pfeilers ganz aus dem Felsen, auf dem die Burg wie auf einem Postament stand, ausgehauen. Anfänglich ist man versucht, Alles für Mauerwerk zu halten, bei näherer Besichtigung wird man aber vom Gegentheile überzeugt. Am Eingang sieht man die in den Felsen gehauene Vertiefung zur Aufnahme der Kellerthür. Im Keller befindet sich zur rechten Hand ein Behältniß (Reservoir) für das durch's Gestein sickernde Wasser, um denselben möglichst trocken zu erhalten. Wann diese Burg erbaut wurde, ist unbekannt. Von dem Geschlechte, das sich nach dieser Bergfeste nannte, erscheint 1163 zuerst Dietlieb von Rambesberc in einer Urkunde. Die Sage erzählt von einem einäugigen Raubritter, der damit umging, sich den Besitz dieser Burg zu verschaffen. Als ein fahrender Ritter hatte er bei dem Burgherrn freundliche Aufnahme gefunden und war von diesem zur Nachtruhe in ein Gemach neben jenem des Schloßbesitzers gewiesen worden. Vor dem Einlaß hatte der Schnapphahn seinem Knappen erzählt, der Ramberger sei im Besitze von großen Reichthümern an Geld und sonstigen Kostbarkeiten, welche derselbe über seinem Bette zu verwahren pflege. Wenn der Knappe glaube, daß Alles im Schlosse schlafe, so solle er in das ihm bezeichnete Gemach sich begeben, dort den Burgherrn frischweg tödten, sich der Schätze bemächtigen, indeß er mit dem Gesinde schon fertig zu werden hoffe, da sich dieses keiner argen That versähe. Der Schloßherr konnte aber keine Ruhe finden; er verließ sein Lager, stieg zur Burgcapelle hinunter, welche vom Mondschein gar freundlich erleuchtet war. Hier betete er, gedachte der Vergangenheit und empfahl sich auf's Neue dem



Schloßruine Falkenstein in der Oberpfalz, mit dem Lugloch.

Schutze Gottes. Als der räuberische Knappe das Bett leer fand, meinte er, er müsse wohl irre gegangen sein, schlich sich in die andere Kammer und erstach seinen eigenen Herrn, worauf er nach den Schätzen suchte, ohne sich weiter um den Gemordeten zu kümmern. Indessen war der Schloßherr zurückgekehrt. Da er Geräusch in der andern Kemenate hörte, zog er sein Schwert, schlich herzu und bewältigte ohne besondere Anstrengung den Knappen, der sich vor ihm auf die Kniee warf und um Schonung seines Lebens bat. Jetzt ward dem Burgherrn der Zusammenhang des Gottesgerichtes klar. Er schenkte dem Bestürzten das Leben, indem er ihn ernstlich ermahnte, sich zu bessern.

Auf eine Fehde ausgehen, hieß man im Mittelalter „einen Ritt thun," vom Stegreif oder Sattel leben einen Wegelagerer machen, dem Andern sein Vieh wegtreiben, hieß Kochfleisch holen, und noch im fünfzehnten Jahrhundert ward das westphälische Lied: „Ruten, Rowen, dat is khein Schande, dat doint die besten von dem Lande (Reiten, Rauben, das ist keine Schande, das thun die Besten im Lande)" gesungen. — Auf dem Helme führen die Grafen von Berlichingen als Kleinod einen sitzenden weißen Wolf, der ein erwürgtes Lamm zwischen den Zähnen hält. Dieser Wolf hat eine geschichtliche Bedeutung. Als nämlich einst Götz von Berlichingen mit dem von ihm gefangenen Grafen Waldeck auf seine väterliche Burg Jaxthausen zog, wurde er an der Spitze eines Waldes eine Schafheerde gewahr, in die eben fünf reißende Wölfe einfielen und erwürgten, was sie konnten. Götz rief ihnen zu: „Glück auf, tapfere Gesellen, wackere Streitgenossen; Glück zu, euch und uns überall!"

Bei der Betrachtung der Verließe, die sehr oft ihren Platz im untersten Theile des Hauptthurmes fanden, drängen sich Einem traurige Erinnerungen auf über die Barbarei der sogenannten romantischen Zeit. Außer Missethätern oder widerspenstigen Leibeigenen füllten die auf den Landstraßen Niedergeworfenen diese pestilenzialischen Räume, bis es letztern gelang, durch Erlag von hohem Lösegeld diesem Elend zu entkommen. So ließ Götz der Berlichinger den eingefangenen alten Grafen Philipp von Waldeck erst los, nachdem letzterer ihm die Summe von 8900 Ducaten erlegt hatte.*) Nicht selten war aber dann des Gefangenen Gesundheit durch feuchte Moderluft und Excrementenqualm so zerrüttet, daß er seine Befreiung nicht lange überlebte. In Zeiten der Gefahr, wenn feindliches Volk die Veste belagerte, wurden meistens die Gefangenen vergessen, wie auch den in den Zwingern eingesperrten Thieren keinerlei Nahrung gereicht. Als die Berner 1333, so erzählt Justinger, das Schloß Schwanau im Elsaß belagerten und eroberten, fand man mehrere todte und halb verhungerte Kaufleute in den Kerkern. Im Schloß Egg bei Degendorf führt in einer Höhe von 50 Fuß eine enge Fallbrücke zu dem einzigen, in der Nordwand des sonst ganz frei stehenden Wartthurmes angebrachten Eingang. Der ganze untere Theil des Thurmes, vom Eingang abwärts, ist ein leerer, noch nie von einem Strahle des rosigen Lichtes erhellter Raum. Ignaz Freiherr von Armannsberg, der Großvater des letzten Grafen, bot um die Mitte des vorigen Jahrhunderts demjenigen einen Ducaten, der sich mit einem Lichte da hinab ließe. Ein junger Mann wagte es endlich, allein er kam nicht weit, als ihm schon das Licht erlosch und er schnell das Zeichen gab, ihn wieder heraufzuziehen. Ein zweiter Versuch hatte dasselbe Schicksal. Ein Dritter kam auf den Boden, aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er mit dem Lichte herumleuchtend fand, daß er nur auf Menschenschädeln und Knochen stand. In einer Ecke saß auf einem hölzernen Stuhle ein Gerippe, das in dem Augenblicke, da er ihm näher trat, zusammenstürzte. Freiherr von Armannsberg ließ nun die Thurmmauer am Boden durchbrechen. Drei Maurer hatten sechs Tage daran zu arbeiten und noch jetzt erkennt man die wieder vermauerte Oeffnung. Die Gebeine wurden herausgenommen; sie füllten einen großen Wagen und wurden in dem Kirchhofe von Berg, wohin Egg damals eingepfarrt war, begraben. Die Phantasie weigert sich, darüber nachzudenken, wie diese Unglücklichen, von schlüpfrigen Kröten und Nattern umgeben, da verkamen. Noch ist die ganze Vorrichtung vorhanden, mittelst welcher

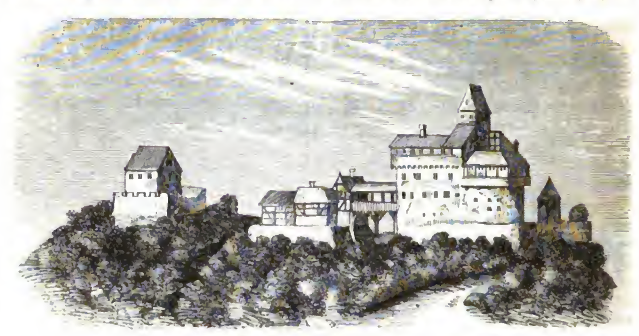
*) Götzen's eiserne Hand gelangte nach seinem Tode in den Besitz der freiherrlichen Familie von Hornstein, und erst in neuerer Zeit gelang es der Sorgfalt und Verwendung der Freifrau Therese von Berlichingen, einer gebornen Gräfin von Haddik, dieselbe wieder in die Familie zu bringen. Nachdem sie gedachtem Freiherrn vergeblich eine namhafte Summe dafür geboten hatte, bewirthete dieser sie eines Tages bei einem Gastmahle, nach dessen Beendigung er der edeln Freifrau eine sorgfältig verdeckte Schüssel vorsetzen ließ, welche Götzens Hand als Geschenk für sie enthielt.

die Armen auf einer hölzernen Platte, wie der Eimer in einen Ziehbrunnen, hinabgelassen wurden, um hier an Hunger und Durst, an Schrecken und Ungeziefer aller Art, auf den halbvermoderten Cadavern anderer vor ihnen dem gleichen Loose Verfallener hinzusterben. Auch die Burg Hornberg im Schwarzwalde enthält die Ruinen eines Verließes, Räume des Schauders und der Verzweiflung.

Zu Calw in Würtemberg stand dereinst auf einem Hügel das Schloß der Grafen gleichen Namens, worin vier Gefängnisse waren. Das im Kesselthurm befindliche verengte sich trichterförmig nach unten, daß sich Niemand legen konnte, und ein anderes war ohne Bedachung, daß es den Gefangenen auf die Köpfe schneite und regnete. Zur Zeit des Constanzer Conciliums legte man den unglücklichen Huß, bevor er auf dem Scheiterhaufen endete, in den sogenannten Ketzerkerker auf der Dominicanerinsel. Dies Inquisitionsgefängniß des dortigen Predigerklosters war 2 Schuh 8 Zoll breit, 6 Fuß hoch und 7 Schuh lang. In diesem feuchten, moderigen, ungesunden Loche brachte der unglückliche Huß in Ketten auf Stroh liegend vierundneunzig Tage zu.

Wie über alle Vorstellung gefühllos und roh endlich die Sitten auch der vornehmsten Leute und wie weit die Ritter des fünfzehnten Jahrhunderts von jener feinen und galanten Lebensart, von welcher die heutigen Rittergeschichten träumen, entfernt gewesen, bezeugen historische Thatsachen, welche beweisen, daß denselben die Beherrschung roher Gemüthsbewegungen, Bescheidenheit, Milde und Mäßigung ganz unbekannte Dinge waren, und daß die rohesten Ausbrüche ungebändigter Zügellosigkeit überall zum Vorschein kamen.

Drei kleine Stunden vom Benedictinerstifte Melk in Oesterreich liegt das auf schwindelnder Höhe gleich einem Adlerhorste erbaute Aggstein. Einem Ritter auf Aggstein — nach seinem Thun der Schreckenwald genannt — genügte es nicht mehr, Vorüberziehende auszurauben oder einzusperren. Im höchsten nördlichen Theile der Burg gelangte man durch ein Pförtchen auf ein schmales Felsenstück, kaum einem Einzelnen zur engen Schlafstätte genügend, von der Gestalt eines Söllers, über den unendlichen Abgrund hinaushängend. Auf diesen Fleck, in beängstigender Höhe, stieß der Schreckenwald seine Gefangenen hinaus zur entsetzlichen Wahl, den langsamen Hungertod auf dem starren, kalten Felsen zu erwarten, oder ihm zuvorzukommen durch einen freiwilligen Sprung in die unabsehbare Tiefe. „Er führe seine Gefangenen,“ so pflegte dieser Buschklepper zu sagen, „in Schreckenwald's Rosengärtlein.“ Drum war durch ganz Deutschland, um Jemandes rettungslosen Zustand zu bezeichnen, das Sprichwort: „Nun, der sitzt in Schreckenwald's Rosengärtlein.“ Einer dennoch von so vielen Unglücklichen erreichte wie durch ein Wunder unversehrt die ungeheure Tiefe, kam an dem Ufer der Donau fort und empörte Alles durch die Erzählung der überstandenen Schrecken. Aggstein ward überrumpelt, der Schreckenwald gefangen und dem Schwerte des Henkers überliefert. Ueber dem dritten



Hornberg im Schwarzwalde.

Thore von Aggstein ist eine Tafel aus rothem Marmor eingefügt mit der Inschrift: Das purkstal hat angvangen tze pauen her Jörig der Schek von Wald, des nächsten Mantag nach unser fravntag nativitatis da von christ gepurd warn ergangen MCCXXVIII. Wieder ein Beweis, daß die Alten unter Burgstall nicht, wie wir jetzt, die Stelle einer ehemaligen Burg verstunden, sondern diese selbst. Grabesstille herrscht in den öden Räumen, kaum unterbrochen durch das Brausen des tiefunten fortfließenden Stromes. Zuweilen tönt vom jenseitigen Ufer das Geläute des uralten Kirchleins von Schwallenbach herauf.

Die weiblichen Bewohner, der Sitte der Zeit gemäß, widmeten sich nicht nur der Aufsicht, sondern auch dem Betriebe der Landwirthschaft, und manches Ritterfräulein, das sich unsere Dichter sinnend auf dem hohen Söller denken, der ihren rosigen Fingern entgleitenden Laute verklingende, harmonische Töne entlockend, mochte sicherer im Kuhstall oder im Milchgaden zu treffen gewesen sein, den Milcheimer in der braunen Hand. Die Verfertigung der Kleider war fast ganz allein den Frauenzimmern aufgetragen und mußte die Zeit, welche ihnen die Besorgung des Hauswesens übrig ließ, hierzu verwendet werden. Die kleinsten Mädchen, und zwar nicht nur gemeinerer, sondern die der ersten und vornehmsten Abkunft, wurden schon in zarter Jugend im Nähen, Spinnen, Weben und Kleidermachen unterrichtet. Die Frau des Hauses vertheilte und übersah die häuslichen Arbeiten ihrer Töchter. Zur Austheilung der Kleider unter die Hausgenossen wurden gewisse Zeiten, zumal große Feste, als Weihnachten, Ostern und Pfingsten festgesetzt, wovon noch die Spuren in manchem deutschen Land, als z. B. in Baiern, wo der Bauer dem Hausgesind zu den geheiligten Zeiten verschiedene Kleidungsstücke reichen muß, vorhanden sind. Unter den Hausgenossen wurden nicht blos die eigentlichen Hausdiener, sondern bei höhern Herren die Diener ihres Hofes oder Staates, Räthe, Beamte und dergleichen verstanden. Wegen der gewöhnlichen Ablieferung wurde ein solches Kleid eine Livree genannt. Die Erziehung der Kinder, die Pflege der Kranken und Verwundeten füllte die Zeit aus, welche die andern Wirthschaftssorgen frei ließen. An sogenannter Unterhaltung war kein Ueberfluß, aber die Männer zerstreute die Jagd, die Weiber ihre Wirthschaft. Abwechslung brachten wohl Besuche von Nachbarn, reisende Musikanten, Pilger und Krämer. Diese Reisenden waren in einer Zeit, welche keine Zeitungen, ja selbst äußerst beschränkte Kunde des Schreibens und nur kärgliche Verbindungsmittel besaß, sehr wichtige Personen und oft für lange Zeit, besonders in entlegenen Burgen, die einzigen Boten aus der Mitwelt und fernen Ländern. Hauptsächlich das immer neu auflebende Geschlecht der Pilger zog Jahrhunderte lang nach und aus dem heiligen Lande, zudringlich bettelnd, unverschämt lügenhaft und doch erwünscht kommend, so oft auch unter dieser vielgebrauchten Maske Flüchtlinge, Landstreicher, Verräther und Räuber, ja selbst Mordbrenner, wie sie Venedigs ehrenhafte Signoria unter Max I. aussendete, das Land durchstreiften. Nachdem Richard Löwenherz zu Aquileja Schiffbruch gelitten, suchte er als Pilgrim verkleidet durch Oesterreich zu kommen, wurde jedoch in Erdberg bei Wien festgenommen, zuerst auf den Dürrenstein an der Donau und später auf den Trifels in sichere Haft gebracht, wo ihn der getreue Blondel, der auf der Reise von ihm getrennt worden war, durch seinen Gesang auskundschaftete.

Die wandernden Krämer mußten aller Combination nach ein gar keckes, trotziges und nach Umständen schmiegsames, listiges Völklein gewesen sein, um in einem häufig von Kriegen und Privatfehden durchzuckten Lande mit ihrem oft werthvollen Kram einzeln oder höchstens in schwachen Karawanen umher zu ziehen und besonders, um in zweideutigen Löwenhöhlen, Ritterburgen genannt, ihre Waaren auszubieten, wo so Viele waren, die gar zu gerne ohne Geld kauften und mit Eisen zahlten.

Bret- und Würfelspiel wurde häufig getrieben; später wurden auch die Karten bekannt. Unser heutiges Schachspiel wurde der Schachzabel genannt. — Ob die Burggeistlichen, wie manche Schriftsteller des Breitern erzählen, lange Winterabende durch Vorlesungen verkürzt haben, setzt Scheiger in billigen Zweifel, daß sie aber Heilkunde trieben, in Religionsgegenständen, mitunter auch im Lesen und Schreiben Unterricht ertheilten und so wider das gänzliche Versinken aller Bildung in den isolirten Adelswohnungen kräftig gewirkt haben, dürfte keinen Widerspruch finden. Bei der herkömmlichen Gastfreiheit und bei Süddeutschlands Weinreich-

thum, der aus sehr alten Zeiten datirt, wurde wacker gezecht. Von der Jagd ermüdete oder aus heißen Gefechten rückkehrende Ritter überschritten das Maß hierbei eben so, wie sie es manchmal aus langer Weile und Unkenntniß eines bessern, edlern Genusses gethan haben mögen. Da die Burgen in der Regel den ersten Geschlechtern des Landes gehörten, so wurden in ihren Mauern die wichtigsten Angelegenheiten nicht nur des Familenlebens (Eheverlöbnisse, letztwillige Anordnungen, Schenkungen, Käufe und Verträge), sondern auch jene des Landes, Zuzüge zum Heere des Landesfürsten, Widerstand gegen seine Befehle, Bündnisse für und wider denselben verabredet. Daher sind so viele Urkunden aus Burgen datirt, daher oft von jener Unzahl von Zeugen gefertiget, welche eine schöne Jagd, ein fröhliches Gelage oder ein gemeinsam ausgefochtener Streit da zusammengeführt hatte. Stürmisch genug mag es bei solchen Gelegenheiten zugegangen sein. Bis die streitigen Ansichten ausgeglichen, bis der Burgpfaffe oder Notar die auszufertigende Urkunde entworfen und, da sie oft in lateinischer Sprache verfaßt wurde, ihren Inhalt verdolmetscht hatte, wurde mancher Becher geleert, Wein, Tinte und nicht selten Blut floß zu gleicher Zeit!

Ulrich von Hutten.

Der gediegene Schriftsteller, der vor mehr als zwanzig Jahren seinen damals noch unbekannten Namen an eine Darstellung des Lebens Jesu wagte, die mit dem herkömmlichen Legendentone nichts gemein hatte, hat seitdem das Leben Ulrich's von Hutten dergestalt kühl und ruhig beschrieben, daß sentimentale Patrioten wie unter der Traufe aufschrieen. Aber die marmorne Glätte, welche über allen Schriften von David Strauß liegt, ist für einen Stoff wie diesen grade das passende Gewand. Wir wären wenig neugierig auf eine Schilderung dieses zornmuthigen und allezeit erglühten Ritters, wie sie etwa das niemals erkaltende Pathos Venedey's liefern möchte. Je stärker der Gegensatz zwischen dem Temperament eines Strauß und dem eines Hutten, desto sicherer weiß sich der Leser, den Maler immer in hinlänglicher innerer Trennung von dem gewaltigen Gegenstande sich halten zu sehen; desto ferner schwebt die Gefahr, daß wir unter der Maske des alten Humanisten lediglich die Züge unseres kritischen Zeitgenossen bekämen.

Ulrich von Hutten den Lebenden in's Gedächtniß zurückzurufen, ist bei dem Mangel zulänglicher Vorgänger unzweifelhaft ein sehr verdienstliches Stück Arbeit. Als Luther's streitbarer Bundesgenoß wider Rom gehört er unter die weltlichen Heiligen des Vaterlandes. Als einer der frühsten Gelehrten, die den Bann des geistigen Vornehmthuns kühn durchbrachen und für das ganze Volk zu schreiben versuchten, steht er im Anfang einer noch heute nicht abgeschlossenen bedeutungsvollen Bewegung der Geister, und füllt seinen Platz mit hohen schriftstellerischen Ehren aus, denn seine Gespräche, Reden und Briefe nehmen in einer nicht zu verachtenden Gattung der Kunst unter den Deutschen, unter den Neueren überhaupt eine der vorderſten Stellen ein. Von wahrhaft weltgeschichtlicher Bedeutung aber erscheint er uns als das lebendige Bindeglied zwischen mittelalterlichem und heutigem Freiheitsgefühl, in einer Person Ritter vom Schwert und Ritter von der Feder, in dem der trotzige Unabhängigkeitssinn der Faustrechtszeit unmerklich überfloß in jenes edlere Bewußtsein, welches noch die Gegenwart durchdringt, für die volle menschliche Selbständigkeit von Jedermann im Kampf zu stehen. Wie er mit Einem Fuße fest im Lager der friedlichen Humanisten stand, mit dem andern ebenso sicher in dem der kriegführenden Reformatoren, so rafft er gleichsam auch das Widerstreben der alten reichsunmittelbaren Ritterschaft und das Aufstreben weit späterer Freiheitsparteien gegen die niederdrückende Allgewalt des Staats in seine männliche Seele zusammen. Er mußte in seinem tapfern Freunde Sickingen den letzten freien Ritter der aufsteigenden Weltmacht der Landesherren traurig erliegen sehen, und überlebte ihn selber nur, um elender als er auf hart bedrängter Flucht zu enden; allein mit dem, was unsterblich von ihm übrig blieb, mit seinen kampffreudigen Schriften, reicht er den Enkeln die Hand, die mit den gefeiten Waffen des Geistes seinen Fall rächen und die uralte Freiheit vollkommener wieder herstellen werden.

Das adlige Geschlecht der Hutten hauste von Alters her auf der Grenze von Hessenland und Frankenland, zwischen dem Vogelsberg, dem Spessart und der Rhön, an den Ufern

der Kinzig und der Salza. Bis in's zehnte Jahrhundert reichte es der Familienüberlieferung zufolge hinauf. Früher schied es sich in mehrere Stämme, die sich nach ihren Wohnsitzen auch im Namen unterschieden. Alle aber gehörten jener stolzen und kräftigen Ritterschaft Frankens an, die für ihre Selbstherrlichkeit Nutzen daraus zu ziehen verstanden, daß das Herzogthum seit dem Sturz der Hohenstaufen ohne Herzog war. In diesem Geschlecht wurde auf Burg Steckelberg am 21. April 1488 das Knäblein geboren, das den Namen seiner Väter an die ruhmreichsten unsrer Nationalgeschichte reihen sollte. In der Gruppirung merkwürdiger Geburtsjahre um das seinige her zeigte sich, wie Strauß bemerkt, seine geistige und geschichtliche Stellung vorgebildet. Ulrich von Hutten erblickte das gemeine Licht der Erde in den letzten Jahren Kaiser Friedrich's des Dritten, mitten unter den Bewegungen, welche die fehlgeschlagene Umbildung der Reichsverfassung zum Zwecke hatten; 33 Jahre nach Reuchlin, 21 nach Erasmus von Rotterdam, 18 nach Wilibald Pirckheimer von Nürnberg, 16 nach Mutianus Rufus, 8 nach Crotus Rubianus, 7 nach Franz von Sickingen, 5 nach Luther, 4 nach Zwingli, in demselben Jahre mit Coban Hesse, und 9 Jahre vor Melanchthon. Mit allen diesen bedeutenden Männern, der Blüthe des damaligen Deutschlands, brachte ihn sein Lebenslauf in nahe, großentheils in fortwährende innige Berührung. Zwischen den Humanisten Reuchlin, Erasmus, Pirckheimer, Mutian, Crotus, Coban und den Reformatoren Luther, Melanchthon, Zwingli nimmt Hutten eine Mitte ein, der nichts von Halbheit oder grundsätzlicher Unklarheit anhaftet.

Wäre es nach dem alten Hutten gegangen, so würde Ulrich den Römlingen wahrscheinlich niemals Beschwer bereitet haben. Er that ihn, obwohl es sein Erstgeborner war, zu den Benedictinern der benachbarten Abtei Fulda mit dem Wunsche, es möge aus dem schwächlichen Knaben ein fetter angesehener Abt werden. Daß er ihn nicht förmlich nöthigte, die entscheidenden Weihen zu nehmen, hinderten die verständigen Einreden Eitelwolf's von Stein, eines Edelmanns, der den Werth der Wissenschaften besser zu würdigen wußte als die entarteten Nachfolger der einstigen Träger aller Wissenschaft. Als dieser Schirm gegen den eigenwilligen Vater nicht mehr ausreichte, nahm der Jüngling entschlossen sein Schicksal in die eigene Hand: er entfloh. Sechzehn oder siebzehn Jahre alt bezog er die Universität Cöln mit der Aussicht, auf fremder Leute Kosten zu leben. Zu seinem Glück entehrte es damals selbst einen Studenten nicht, vor dem Ersten Besten die Hand zu öffnen; wer durch die Studien seinen Weg gemacht hatte und in leiblichem Brote saß, der konnte sich nicht weigern, andern fahrenden Schülern Almosen zu spenden. So schmarozte sich Hutten durch die Hochschulen von Cöln, Erfurt und Frankfurt an der Oder. Auf ihnen legte er den Grund zu seiner lebenslänglichen Freundschaft mit dem jüngern Geschlecht der Humanisten.

Es ist üblich, die Humanisten als die Vorläufer der deutschen und schweizerischen Reformatoren zu bezeichnen. Insofern sie den gebildeten Theil der Nation zu den Quellen hinführten, an deren letztem trüben Ausfluß er während der späteren Jahrhunderte des Mittelalters nutzlos und unerquickt gesessen hatte, zu den beiden classischen Sprachen, wie sie sich in den Werken großer Schriftsteller erhalten hatten, vermittelten sie allerdings ein reines Verständniß der heiligen Bücher des Christenthums. Darüber hinaus aber hat die Gewohnheit kaum Wahrheit. Es war eine Sache ganz für sich, den dürren Uebungen der Scholastiker als Erziehungsstoffe für den Geist der Nation die Reste der classischen Literatur entgegenzustellen — eine Sache, die in der Geschichte des deutschen Schulwesens abzuschätzen ist. Wie wenig innerer Zusammenhang die Einen mit den Anderen verband, sehen wir an der Haltung der Einzelnen. Wenn Reuchlin zu frühe starb, um für oder wider Luther zu zeugen, so verhehlten Erasmus und Wilibald Pirckheimer ihre Abneigung gegen die Kirchenreinigung nicht, so hatte Mutian keine Ursache, mit den Patronen des gemeinen Mannes wider die Vorrechte des Klerus zu sympathisiren, so hielt des Crotus anfängliche Hingebung nicht einmal der niedrigsten Lockung zum Abfall Stich. Hutten und Coban dagegen riß der edle freiheitsdürstende Zug ihrer Naturen zu Luther's Sache hin, nicht die ganz anders gearteten Einflüsse der griechischen und römischen Dichter und Denker.

Die Zeit ist zu entlegen, um uns jetzt noch sehen zu lassen, wie Hutten's jugendlicher Geist die Eindrücke seiner akademischen Jahre aufnahm und zu eigner Befruchtung verarbeitete. Nachdem er sie in der eben gestifteten

Hochschule an der Oder vollendet hatte, folgte er aus unaufgeklärten Gründen dem Laufe dieses Stroms gen Norden. Jedenfalls wünschte er auch außerhalb der ausgetretenen Geleise einer gewöhnlichen Laufbahn die Welt kennen zu lernen. Unruhe war das wahre Gepräge seines Geistes. Im Frühjahr 1509, nimmt Strauß an, habe er Frankfurt verlassen, und im Spätsommer finden wir ihn dann wieder, wie er mittellos an die pommersche Ostseeküste geräth. In Greifswald betritt er wenigstens den vertrauten Boden einer Universität. Es findet sich auch ein Professor, der ihm scheinbar mitleidig sein Haus öffnet. Aber nicht lange hält der gute Wille aus. Henning Lötz, der gelehrte Pharisäer, Sohn des reichen alten Bürgermeisters Wedeg Lötz, beginnt den Gast zugleich seine Wohlthaten und seine Verachtung eitlen schöngeistigen Treibens empfinden zu lassen, bis dieser des Duldens müde seinen Stab weiter setzt nach der mecklenburgischen Hochschule Rostock. Da wird er unterwegs von reisigen Knechten der Lötze überfallen, trotz der herrschenden strengen Kälte aller Oberkleider beraubt und zu dem Schaden noch mit Spott überschüttet. In einer elenden Herberge Rostocks, das er halbtodt erreichte, sank er auf das Siechbett, bis ein besserer Samariter als der Professor von Greifswald sich seiner erbarmte und den Genesenden sogar als „den neuen Poeten" unter den guten zurückgebliebenen Rostockern ein bischen in die Mode brachte. So hatte Hutten grade Sonnenschein genug, um den voraufgegangenen Sturm in Thaten austoben zu lassen. Der Zorn über die Lötze oder Lossier, wie er sie verlateinte, entband nun seine dichterische oder besser gesagt seine rednerische Begabung. Die Hebamme seines kreisenden Geistes war der Zorn. Seine Werke steigen an Bedeutung in dem Grade, wie die Gegenstände seines Zorns bedeutender werden, dieser selbst reiner wird. Die Klagen gegen die Lossier nehmen auf der Stufenleiter zwar die unterste, aber, wie Strauß treffend sagt, eine wesentliche Stelle ein, als die ersten, welche das volle Gepräge des Hutten'schen Geistes tragen.

Indessen hatten sie buchhändlerisch nur geringen Erfolg; größern ein Gedicht in lateinischen Hexametern über die Kunst, Verse zu machen, das zum Schulbuch ward. Hutten schrieb, oder vollendete es wenigstens, bei einem Gastfreunde in Wittenberg. Von da ging er über Leipzig nach Wien. Hier im äußersten Südost des Reichs sollte sich Hutten's eifrige Muse, die der hohe Norden zuerst entbunden hatte, mit einem größern Inhalt erfüllen als persönliche oder literarische Angelegenheiten waren. Es ging ihm wie in unsern Tagen dem Dichter Freiligrath einige Zeit vor 1848 bei einem Besuche Hoffmann's von Fallersleben. „Der Menschheit ganzer Jammer faßt' ihn an." Der Strudel der politischen Vorgänge ergriff diesen fähigen Jünger, und reizte, sich mit einer poetischen Mahnung an Kaiser Max zum Venetianerkriege sich die Sporen zu verdienen. Die erste wichtige Wandlung war damit in seiner Anschauungsweise eingetreten. Von Stund' an fühlte und bethätigte er sich nicht allein als Mitglied der Gelehrtenrepublik, sondern des deutschen Volks; anstatt über das einzelne Unrecht, das die Lötze ihm und in ihm der Poetengilde angethan hatten, zürnte er jetzt über die öffentliche Schmach, welche Deutschland und vor allem seinem Oberhaupte von den übermüthigen Venetianern widerfahren war.

Was seinen Aufenthalt in Wien abkürzte, wagt Strauß nicht bestimmt zu bezeichnen: genug, schon im Herbst 1811 verschwand er aus der Kaiserstadt, und im Frühling des nächsten Jahrs zeigte er sich in Italien. Er hätte sich kaum als echtes Glied der Humanisten-Brüderschaft betrachten dürfen, ohne nach dem Beispiel so mancher Vorgänger die Wallfahrt in das Heimathland des Humanismus vollzogen zu haben. Ueberdies war jenseits der Alpen die meiste Förderung für das Rechtsstudium zu finden, zu welchem ihn seine Familie drängte, nachdem er aus der Ferne wieder mit ihr angeknüpft hatte. Doch wurde aus der Juristerei nicht viel. Nicht allein Hutten's immer bewegter Geist, auch Italien war damals bei Weitem zu unruhig für so abgezogene Studien. Zudem fiel er in Krankheit. Der äußerste Mangel, in den er hierdurch gerieth, nöthigte ihn, nach nothdürftiger Genesung Kriegsdienste zu thun — auch nur ein Nothbehelf, ein Leben voller Qual. Aber der geniale Mensch, sagt Strauß, kann in keine Lage kommen, sie müßte denn seine Thätigkeit völlig aufheben, aus welcher er nicht für sich und die Welt Früchte zu schneiden wüßte. Was Hutten aus dem Kriegsgetümmel erntete, war eins seiner frischesten und reizendsten Werke, ein Bündel Epigramme an den Kaiser, in denen er den wechselnden Gang des sich hinziehenden Krieges verfolgte.

Es macht in Hutten's Leben, und natürlich also auch in einer so anschmiegend treuen Lebensbeschreibung wie der von Strauß vielleicht den stärksten Reiz aus, daß es so beispiellos rasch vorrückt, daß es von Stufe zu Stufe, von Ort zu Ort sich unaufhaltsam weiterschiebt, und überall grade nur so lange verweilt, um es zu einer bedeutenden Entfaltung von Kraft, Thätigkeit und Genuß, je nachdem die Geschicke wechseln, kommen zu lassen. Im Jahre 1514 kehrte der Vielgeprüfte, des sonnigen Südens einstweilen herzlich satt, nach Deutschland zurück. Entweder noch vor dem ersten Uebergang über die Alpen oder in Italien war ihm der glückliche Wurf des „Niemand" gelungen, eine Satire auf zeitgenössische Gebrechen in der witzigen Form, daß eine Reihe unmöglicher Leistungen von Einem ausgesagt wurde, der sich am Ende als der Niemand entlarvte. Die Familie auf dem Steckelberg ihrerseits empfing den heimkehrenden verlornen Sohn beinahe so, als wäre er für sie zum Niemand geworden. Dagegen eröffneten sich ihm bei dem neuen Kurfürsten von Mainz, Markgraf Albrecht von Brandenburg, gute Aussichten. Er sang den erhofften Gönner an, und widmete das Gedicht seinem alten Beschützer Eitelwolf von Stein, der viel beim Kurfürsten vermochte, aber leider bald darauf starb.

Ein andrer Todesfall, der Hutten eben so nahe anging, rief ihn zu zornerfüllter Thätigkeit empor. Der junge Herzog Ulrich von Würtemberg hatte zum Stallmeister und Günstling einen jungen Vetter Ulrich's angenommen, Ludwig von Hutten's Sohn Hans. Er vermählte ihn mit Ursula Thumbin, seines klugen und einflußreichen Canzlers schönem Kinde. Aber bald gefiel ihm des Freundes Frau noch besser als der Freund; oder wenn das schlimmste Mißtrauen gegründet ist, so war sie ihm schon vor ihrer Vermählung zu Willen gewesen. Jedenfalls machte ihre eheliche Treue dem lüsternen Fürsten keine Schwierigkeiten. Zu ungeduldig, um auf heimlichen Wegen zum Ziele zu schleichen, vielleicht auch nicht unehrlich genug, um den arglosen Freund zum Opfer eines einzigen langen Betruges zu machen, oder seiner fürstlichen Macht allzu wohl inne, um an Widerspruch zu denken, erniedrigte er sich vor seinem unglücklichen Stallmeister bis zu kniefälligen Bitten um Gewährung dessen, was kein Mann zu gewähren das Herz haben sollte. Der junge Hutten war denn auch nicht gesonnen, mit Ehre, Liebe und Treue schimpflichen Handel zu treiben. Er wies den Herzog ab. Der aber, rasend vor Leidenschaft wie vor Wuth über erfolglose Herabwürdigung, brütete finstere Rache. Auf einem Spazierritt überfiel er den nichts Böses ahnenden Freund, und bahnte sich durch wohlvorbereiteten Meuchelmord den Weg in das entheiligte Ehebett. Ein lauter Schrei der Empörung hallte unter den Verwandten und Standesgenossen des Ermordeten von Burg zu Burg. Ueberall warben die Hutten Bundesgenossen wider den treulosen Mörder; den Kaiser gingen sie an, ihn in die Acht zu erklären. Es war die Zeit, wo der Nacken der deutschen Ritterschaft sich noch nicht unter den Fuß der Landesherrn gebeugt hatte, und wo gleichwohl der ganze Stand schon den bittern Tag der Demüthigung ahnend herannahen sah, so daß er bereiter war als je, sich gegen seine künftigen Souveräne gewaltsam aufzulehnen. Ein feierliches Ausschreiben, das der greise Vater des unglücklichen Opfers in's Reich gehen ließ, scheint den Stempel seines Neffen Ulrich an der Stirn zu tragen. Die erste von ihm herausgegebene Rede gegen den Feind ist davon wenigstens nur eine Ausführung. Man hoffte, der Kaiser werde den Herzog vor seinen Richterstuhl laden. Der Schriftsteller that daher, als ob er vor Kaiser und Reich anklagend gegen den Mörder auftreten wolle. Bei einem der Freunde, an die er später Abschriften schickte, entschuldigte er die Unvollkommenkeit seiner Arbeit damit, daß er sich im Fache der Anklagereden früher nie geübt, und nun überdies ohne Bücher habe arbeiten müssen: allein daß er die Catilinarien und Verrinen und Philippiken gründlich gelesen, in Saft und Blut verwandelt hatte, zeigt diese wie die folgenden Reden über den Gegenstand zur Genüge. „Nein, um Anklagereden zu schreiben, brauchte Hutten keine Bücher. Wenn er Trostbriefe, Trauergedichte verfaßte, war er nicht in seinem Felde und arbeitete nur schulmäßig: bei der Invective half ihm der eigenste Genius, und er lieferte Werke, die sich den Vorbildern, deren Nachahmung sie nicht verleugnen, zugleich ebenbürtig an die Seite stellen. Reinheit der Sprache und der rednerischen Kunstform hat natürlich der Römer voraus; aber Geist und Redefülle, die Gabe, alle Umstände sich zu Nutze zu machen, den Feind zu schlagen, niederzuschmettern, den Hörer zu rühren und fortzureißen, hat Ulrich von Hutten gegen

den würtembergischen Herzog nicht minder als Cicero gegen Catilina und Clodius bewiesen." Vier Reden ließ er in kürzern oder längern Zwischenräumen gegen den Verhaßten los, je nachdem die Ereignisse ihn mit frischem Stoff versahen. So lange indeß der alte Kaiser lebte, ließ er sich durch des Herzogs Winkelzüge, wie er selbst einmal im Unmuth äußerte, umziehen. Doch nahm Hutten den Kampf später von Neuem auf, und hatte die Genugthuung, den Rachezug des Jahrs 1519 gelingen zu sehen. Zweimal, und zum zweiten Mal für lange Dauer ward Herzog Ulrich aus seinen Erblanden vertrieben.

Ehe es indessen soweit kam, begab sich Hutten 1515 zum zweiten Mal nach Italien, um ernstlicher als das erste Mal juristischen Studien obzuliegen. Das that er den Seinen zu Gefallen; seiner persönlichen Neigung standen die Juristen so fern wie die Theologen, unter die man ihn anfangs hatte einreihen wollen. Diese Gesinnung gegen die einflußreichsten beiden gelehrten Stände der Zeit legte er in einer Widmung seines neu aufgelegten „Niemand" an Crotus Rubianus nieder. Im ausschließlichen Besitze des Wissens, führte er in dieser humanistischen Fehdeschrift aus, dünkten sich jetzt besonders die beiden Kasten der Juristen und der Theologen. Die Einen schwüren auf Accursius, Bartholus und Baldus, die Glossatoren und Commentatoren des Corpus juris; die Andern auf Thomas und Scotus, Albertus Magnus und Bonaventura mit ihren Quästionen und Syllogismen. Beide aber seien die Pest, die Einen des Rechts und des Gemeinwohls, die Andern der Religion und der Theologie. Auf beiden Seiten sei eine einfache Grundlage durch massenhafte Commentare verdeckt, ein ursprünglich faßliches Studium in undurchdringliche Nebel gehüllt worden. Die Juristen schössen jetzt an den Höfen wie Pilze auf, genössen ausschließlich die Gunst und theilten die Schätze der Fürsten. Wenn diese durch irgend Etwas ihren Unverstand bewiesen, so sei es durch die Begünstigung jener Rabulisten. „Als hätte es nicht besser um Deutschland gestanden, ehe diese Menschen aufkamen mit ihren vielen Bücherbänden; dazumal als nach Tacitus hier gute Sitten noch mehr galten als anderswo geschriebene Gesetze. Oder als ob noch jetzt nicht jedes Gemeinwesen nicht um so besser verwaltet wäre, je weiter diese Glossatoren davon sind. Da sehe nur Einer jene Sachsen am Baltischen Meere, wie sie ohne Aufschub und ohne Gefährde Recht sprechen, indem sie zwar nicht die ebengenannten Gesetzkrämer, aber die althergebrachten heimischen Bräuche befragen, während hier eine Sache zwanzig Jahre lang zwischen sechsunddreißig Doctoren hängen kann." In dem stillen Streit zwischen altdeutschem Recht, das die Volksgenossen sich in kurzem, mündlichem Verfahren dem Herkommen folgend selber sprachen, und dem aus Italien herübergedrungenen, durch eine gelehrte Zunft verwalteten römischen Recht nahm der deutsche Ritter also, wie nicht anders zu erwarten, für das erstere Partei, während der Humanist in Hutten das römische Recht mindestens unglossirt, die altrömischen Quellen von dem Staube der mittelalterlichen Ausleger gereinigt wissen wollte. Kein günstigeres Gemälde entwirft Hutten in dieser gehaltreichen Vorrede von den Gottesgelehrten seiner Zeit. Von der alten und echten Theologie unterscheidet er die seit dreihundert Jahren aufgekommene scholastische, welche die Lehre Christi mit einer Masse abergläubischer Gebräuche und schlechter Bücher zugedeckt habe. Statt musterhaften Lebens pochten diese Menschen auf ihre Kutten und Vorrechte; hielten sich, ungesalzene Geschöpfe die sie seien, für das wahre Salz der Erde; wähnten weiser zu sein als alles Volk, weil ihnen vergönnt sei, der Fürsten Beichte zu hören und der Weiber Geheimnisse zu erfahren. Das Gute und wahrhaft Christliche sei ihnen zuwider, wie die Werke des Erasmus; den trefflichen Reuchlin habe vor ihrer Wuth nur der kaiserliche Schutz beschirmt. Gelinge es ihnen aber, einen Feind als Ketzer zu fassen, so gebe es keine grausamern Sieger als sie. Da stellten sie sich ganz an Christi Statt: nur von der ersten seiner Tugenden, von der Barmherzigkeit sagten sie sich los. Und nur gegen Schwache, nur wo man sie gar nicht brauchte, zeigten sie ihren Eifer: die Türken, die Hussiten zu bekehren, falle Niemandem ein; wo es Gefahr gebe, da zögen sie sich gar vorsichtig in ihre angeblich fromme Ruhe zurück. Solche Menschen beherrschten nun die Menge, welcher Rang und Titel die Augen verblendeten; welche nicht frage, ob Einer etwas wisse, sondern ob er Doctor oder Magister sei. Indessen könne dieser Meinung kein

wahrhaft freidenkender Mann sich fügen. Er wenigstens wolle mit Vergnügen für immer nichts bleiben, sich mit dem Freunde, von dem er dasselbe voraussetze, bisweilen über die Thorheit der Menschen lustig machen, sich aber durch den Ehrgeiz, etwas zu werden, keinen Finger breit von seinem Wege ablenken lassen.

Nichtsdestoweniger führte dieser Weg jetzt über Rom grade auf die berühmte mittelalterliche Rechtsschule Bologna zu. In Rom sog Hutten sich mit Haß gegen eine liederliche und feile Geistlichkeit voll, dem er vorerst in Epigrammen Luft machte. Das Rechtsstudium, welchem er sich dann ohne Lust und Ehrgeiz widmete, schmeckte ihm noch in später Erinnerung wie ein Wermuthtrank, und beide italienische Aufenthalte zusammengenommen rechnete er beinahe vier Jahre, während der er mit dieser unverdaulichen Geistesspeise die Zeit vergeudet habe. Doch vergaß er darüber keineswegs die „bessern Wissenschaften," sondern stärkte sich namentlich in der Kenntniß des Griechischen. Lucian und Aristophanes konnten so erst auf seinen verwandten Geist ihren bestärkenden Einfluß gewinnen.

Cochläus, ein in Bologna ansässiger Gelehrter und Hofmeister von reichen jungen Nürnbergern, sah in Hutten, noch bevor dieser seine Gespräche geschrieben hatte, den zweiten Lucian. Indessen war ihm des Ritters Geist zu scharf und herb; er vermißte Ruhe und Milde. Er besorgte, Hutten's deutscher Freimuth — ein seitdem stark verwischter Zug der Nationalphysiognomie — möchte ihm noch Gefahr bringen, und meinte daher, einflußreiche Freunde wie Erasmus sollten ihn zu mäßigen suchen. Auch im persönlichen Umgang war ihm dessen Heftigkeit lästig. Ganz eben so ging es mit Hutten dem Erasmus und dem Mutian; nicht anders auch dem Melanchthon, der ihn zugleich schätzte und fürchtete. Dasselbe ist nach einer feinen Bemerkung von Strauß bis heute bei Erasmisch-Melanchthonischen Naturen immer der Fall gewesen, wenn sie sich mit Hutten beschäftigten, daß sie ihn bewunderten, aber nicht liebten, weil er ihnen nämlich unheimlich sei. „Uns verrathen es freilich die schlechten Bildnisse nicht, die von ihm übrig sind, so wenig als sie seinen Geist verrathen; aber Zeitgenossen, die ihn kannten, bezeugen, daß der kleine schmächtige, unscheinbare Mann mit dem blonden Haar und dem dunkeln Barte in dem blassen Gesicht etwas Strenges, ja Wildes gehabt habe, und seine Rede oft schneidend und zurückstoßend gewesen sei. Daß er daneben in andern Stunden und Stimmungen eine herzgewinnende Freundlichkeit haben konnte, widerspricht dem nicht; aber es mußte Einer selbst eine starke und etwas kriegerische Natur sein, um Hutten, wie Eoban Hesse that, durchaus liebenswürdig zu finden."

Neben dem römischen Recht und der griechischen Sprache konnte Hutten doch auch das Dichten nicht ganz lassen. In drei verschiedenen Gedichten nahm er den frühern Wiener Faden wieder auf, und hetzte Kaiser Max gegen die übermüthigen Venetianer. Dann aber begegneten sich ein anderer Lieblingsstoff von ihm, die Feindschaft gegen Herzog Ulrich von Würtemberg, und die Form von Lucian's Schriften, die er eben mit seinem griechischen Lehrer las, um ihn zu einer bedeutendern Leistung, zu einer Nachahmung der berühmten Lucianischen Todtengespräche zu stimmen. Seiner lebhaften Art, die auf Umgang und Unterhaltung hindrängte, mußte diese Darstellungsweise ausnehmend behagen. In ihr fand Alles, was über den bloßen Redner hinaus in Hutten an dichterischer Anlage steckte, sein Unterkommen; während die Mittelform nicht vermissen ließ, was ihm zum Dichter abging. Als die seiner Geistesart schlechthin angemessene war die Gesprächsform die höchste, welche Hutten für seine Hervorbringungen finden konnte: sie eignete er sich daher eifrig an, sobald sie ihm in einem ewigen Muster nahe getreten war, und hat in ihr seine vorzüglichsten Werke abgefaßt.

Von hier aus theilt Strauß in Bezug auf die Form Hutten's Schriftstellerei in drei Perioden ein. Die erste, die rein poetische, von seinen frühesten epigrammatischen und elegischen Versuchen in den Jahren 1506 und 1507 an bis zu der Lobrede auf Erzbischof Albrecht und der Epistel Italia's in den Jahren 1514 und 1516. Der Rechtshandel mit dem Würtemberger Herzog wirft ihn seit 1515 in die rednerische Form, neben welcher er auch die Briefform mit Sorgfalt ausbildet. Von 1517 an wendet er sich mit Vorliebe dem Gespräch zu, greift aber in geeigneten Fällen zur Streitrede zurück, wie er die Briefform auch ferner fleißig pflegt; lateinische Gedichte werden

selten; daß wir dagegen von da an nicht wenige deutsche Reime bei ihm finden, hängt mit seiner spätern Hinwendung zur deutschen Sprache zusammen.

Ueber Hutten's Briefe lassen wir Strauß sprechen: „Sie bilden einen wesentlichen und höchst schätzbaren Theil seiner literarischen Hervorbringungen. Durchaus sind es wirkliche Briefe; niemals, wie so oft die des Erasmus, bisweilen auch die des Mutian, bloße Stilübungen oder Gelehrsamkeitsproben. An Gemüth und Laune stehen sie denen des Eoban nahe, vor denen sie aber, je weiter wir im Leben Hutten's vorrücken, um so mehr das Gepräge seiner drängenden Thatkraft und seiner fortreißenden Ueberredungsgabe voraus haben werden."

Krankheit und Streit, seine gewöhnlichen Plagen, vertrieben Hutten aus Bologna. Ueber Ferrara ging er nach Venedig, wo die freundliche Aufnahme des Verfassers so manches antivenetianischen Gedichts den Beweis lieferte, daß das humanistische Gemeingefühl dazumal in allen Landen stärker war als die nationalen und politischen Gegensätze. Beinahe hätte er sich am Lido nach dem Morgenlande eingeschifft, denn derartige Wallfahrten waren noch immer nicht ganz aus der Mode, mit der Hutten's abenteuerlicher Sinn auf's Beste übereinstimmte; aber als Crotus, der eben aus Deutschland herüberkam, ihm verständig zuredete, besann er sich wie Cromwell, und trat statt jener phantastischen Reise die Rückreise in die Heimath an.

Mit Crotus zusammen und vielleicht noch diesem oder jenem andern Gesinnungsgenossen gab Hutten um diese Zeit die berühmten Epistolae obscurorum virorum heraus. Sie knüpften an die widerwärtigen Händel an, mit welchen die Cölner Finsterlinge den ehrwürdigen Reuchlin aus der Ruhe seines Greisenalters aufstörten. Dies eben und ihresgleichen waren die Dunkelmänner, die die verbrüderten Lichtfreunde der letzten Jahre vor der Reformation für immer an den Pranger stellten, indem sie ihr Gebahren und ihre Sprache in geistreicher Nachbildung vorführten. Strauß stellt die Dunkelmännerbriefe auch künstlerisch sehr hoch. „Uns haben sie an kein Buch lebhafter erinnert, als an das erste in seiner Art, den Don Quixote, diese weltgeschichtliche Satire, zu welcher der Stoff in dem Contrast einer abgängigen Denk- und Lebensform mit einer neu aufkommenden gegeben war, aber vom Genie ergriffen und über die Sphäre der bloßen Satire hinaus in die Höhe des Humors erhoben wurde." Von ihnen durch Auszug oder Umschreibung eine befriedigende Vorstellung zu geben, ist er geneigt, für unmöglich zu halten. „Da es die Dunkelmänner des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts sind, welche sich darin aussprechen, so thun sie es in der gleichzeitigen Sprache der Geistlichkeit, d. h. in einem Latein, wenn es noch so genannt werden kann, wie es sich aus der Mischung kirchlicher und landessprachlicher Bestandtheile mit dem ursprünglichen Grundstock gebildet hatte. Diese Sprache wird dadurch komisch, daß sie zwar auf jedem Schritte mit den Gesetzen der classischen Latinität im Widerspruch, aber trotzdem etwas für sich, eine Sprache ist, der man es heute noch anmerkt, daß sie gelebt hat und wirklich gesprochen worden ist; wie die Briefsteller ihrerseits trotz des grellen Widerspruchs, in welchem ihr Treiben mit Vernunft und Bildung steht, doch so einig mit sich, so vergnügt mit sich und unter sich sind, als nur ein Falstaff oder sonst ein echt komisches Subject ist. Aber dieser komische Charakter ist an das Lateinische gebunden. Er geht in jeder Uebersetzung verloren. Diese Art von lächerlicher Verderbniß hat eben nur das Latein in seinem Durchgang durch die andersredenden Nationalitäten des Mittelalters erlitten. Keine Art, wie der Uebersetzer das Deutsche oder sonst eine Sprache handhaben möchte, kann den Eindruck des Originals wiedergeben."

Auf der Rückkehr von Italien im Sommer 1517 hatte Hutten das gute Glück, durch Augsburg zu kommen, als eben der Kaiser dort Hof hielt, was denn sein Gastfreund Konrad Peutinger benutzte, um ihn als Dichter krönen zu lassen. Am 12. Juli ging diese heitere Feierlichkeit vor sich. Der Gekrönte that sogleich dar, daß er den Lorbeer nicht wie einen Lohn vergnüglicher Tändelei oder wie eine Anwartschaft auf ruheseligen Genuß betrachte. Er zog die Schrift des italienischen Humoristen Laurentius Valla aus der Tasche, in welcher die erdichtete Belehnung der Bischöfe von Rom mit dem ganzen Abendlande durch Constantin den Großen in ihrer Unwahrheit und Ungereimtheit gebrandmarkt wird, gab sie heraus und widmete sie mit edler Dreistigkeit dem Papste, dem sie von allen dankbaren Lesern doch am wenigsten willkommen sein mußte. Leo der Zehnte nahm freilich erst drei Jahre später von dem

Verfasser Notiz. Aber auf Luther machte die Schrift einen so gewaltigen Eindruck, daß ihm der Papst seitdem nur noch der Antichrist hieß. Hutten hatte mit ihrer Herausgabe, die den päpstlichen Stuhl in seinen Grundpfeilern antastete, die entscheidende Wendung seines Lebens vollzogen. Als sei er sich dessen aber noch nicht recht bewußt, trat er gleichzeitig in den Hofdienst des Erzbischofs Albrecht von Mainz ein, der Hutten's Plänkeleien gegen Roms Alleinherrschaft ganz gut benutzen zu können glaubte, während nichts ihm verhaßter war, als Luther's Donner wider die Ablaßkrämerei. In Hutten's eigenen Gesichtskreis trat Luther's Sache, die binnen zwei kurzen Jahren zu seiner heiligsten, ja zu seiner einzigen und letzten Angelegenheit werden sollte, damals zum ersten Mal unter dem Schein eines verächtlichen Mönchsgezänks, bei dessen Anblick als einer wechselseitigen Zerfleischung der Finsterlinge die Freunde des Lichts sich schadenfroh die Hände reiben dürften.

Im folgenden Jahre 1518 wohnte Hutten mit seinem Herrn in Augsburg dem Reichstage bei, wo er die versammelten Stände des Reichs zum Türkenkriege aufrief. Dann reiste er im Auftrag des Kurfürst-Erzbischofs an den Hof Franz des Ersten. Indessen legt ein eigenes Gespräch Zeugniß ab, wie wenig ihm ungeachtet seines gebildeten Geschmacks das allerdings nicht durchweg gebildete, sondern in mancher Beziehung sehr rohe Hofleben behagte. Diesem Gespräch ließ er im Februar 1519 ein anderes, „Das Fieber," folgen, das, mit einem besondern Zahn auf den päpstlichen Cardinallegaten Cajetan, den man aus Luther's Geschichte kennt, eine Satire auf das üppige Leben der Geistlichen und der Reichen überhaupt war.

Der Tod des alten Kaisers und die Wahl Karl's des Fünften an seiner Statt riß ihn aus solchen Beschäftigungen einer heiter angeregten Muße jäh empor. Eine der nächsten Folgen war der siegreich ausschlagende Rachezug gegen Ulrich von Würtemberg, der Hutten und Sickingen zuerst einander befreundete. An den jungen Kaiser gewendet, erhob er dann lauter und ernster als je seine Stimme gegen aller Uebel Quell, die römische Fremdherrschaft in Deutschland. Auch Luther begann er, seitdem der Augustiner von Wittenberg mit Dr. Eck in Leipzig disputirt hatte, für mehr als ein zanksüchtiges gelehrtes Mönchlein anzusehen. Schon für Reuchlin, den im Sommer 1521 der Tod den unermüdlichen Verfolgungen der Pfaffen entraffte, hatte Hutten den braven Sickingen dermaßen eingenommen, daß er den Alten öffentlich unter seinen Schutz stellte. Luther bot er nun, ebenfalls von Hutten angeregt, eine Freistatt auf einer seiner Burgen an. Mit Franz von Sickingen, schrieb Hutten an Melanchthon, habe er große und wichtige Pläne; den Finsterlingen solle es schlecht gehen, und Allen, welche das römische Joch über Deutschland brächten. Nach allen Seiten hin begann er für die Wittenberger zu werben. In dem einzigen Monat April 1520 warf er fünf verschiedene Gespräche in die Oeffentlichkeit; darunter den „Vadiscus" oder „die römische Dreifaltigkeit," das Manifest gegen Rom, mit dem der Würfel geworfen war, wie Hutten's bekanntester Wahlspruch besagte. Eine Schrift zur Vertheidigung Kaiser Heinrich's des Vierten gegen Papst Gregor den Siebenten aus dem Jahre 1093, die er um diese Zeit auf der Fuldaer Bibliothek entdeckte, gab er heraus und widmete sie dem Bruder Karl's des Fünften, Erzherzog Ferdinand, der für einen Gönner der humanistischen Bestrebungen galt. Bei dieser Gelegenheit bemerkt Strauß, wie in dem Maße, als Hutten von dem humanistischen Boden auf den reformatorischen herüberrückt, die früher ganz fehlenden Bibelsprüche in seinen Schriften die classischen Reminiscenzen zu verdrängen anfangen. Einen andern Fund, Sendschreiben kirchengeschichtlichen Inhalts, eignete er „allen Freien in Deutschland" zu. Der Schluß dieser feurigen Widmung lautet: „Die Tyrannei wird die längste Zeit gedauert haben, und wenn mich nicht Alles trügt, bald vernichtet werden. Denn gelegt ist bereits, ja gelegt ist an der Bäume Wurzel die Axt, und ausgerottet wird jeder Baum, der nicht gute Früchte trägt, und des Herrn Weinberg wird gereinigt werden. Das sollt Ihr nicht mehr hoffen, sondern nächstens mit Augen sehen. Inzwischen seid guten Muths, Ihr deutschen Männer, und muntert Euch wechselseitig auf. Nicht unerfahren, nicht schwach sind Eure Führer zur Wiedergewinnung der Freiheit. Beweist nur Ihr Euch unerschrocken und erliegt nicht mitten im Kampfe. Denn durchgebrochen muß endlich werden, durchgebrochen; besonders mit solchen Kräften, so gutem Gewissen, so günstigen Gelegenheiten, einer so gerechten Sache, und da das Wüthen dieser Tyrannen auf's Höchste gestiegen ist. Das thut und lebet

wohl. Es lebe die Freiheit! Ich hab's gewagt." Einem Frankfurter Freunde schrieb er von dieser Widmung: „Meinen Brief wider die Theologisten hast Du. Gesprengt hab' ich nun die Bande der Geduld und will hervortreten wie ich bin."

Während die dichte Wolke von Flugschriften, mit welcher Hutten Karl's des Fünften Regierungsantritt begrüßte, Lärm zu machen, ängstliche Freunde, wie Erasmus, aber dem Schreiber besorgnißvolle Warnungen zu senden anfingen, machte dieser sich hoffnungsvoll auf nach Brüssel an Erzherzog Ferdinand's Hof. Allein nur, um sich eine vollständige Enttäuschung zu holen; die Pfaffen waren ihm zu sattelfest, und schwerlich ist er bei dem von ihnen umstrickten Fürsten zu Gehör gekommen. Er sollte, je länger desto mehr, gewahr werden, daß die Fürstenmacht für seine kühne und großartige Auffassung der nationalen Sache gegen Rom kein Bundesgenosse war. So trat er enttäuscht, aber nicht entmuthigt, den Rückweg an. Ein päpstliches Breve wider ihn war inzwischen in Mainz eingetroffen, in welchem Leo der Zehnte dem Erzbischof aufgab, „einen gewissen Ulrich von Hutten," Urheber gröbster Schmähungen gegen den heiligen Stuhl, zu züchtigen. Beging der erste Napoleon an diesem Papste einen geistigen Raub, als er fast dreihundert Jahr später beim König von Preußen „einen gewissen Stein" anschuldigte? Erzbischof Albrecht verantwortete sich so gut er konnte; Hutten persönlich zu strafen, aber lehnte er nicht ohne guten Grund ab, „da jener sich in den festesten Burgen aufhalte und jeden Augenblick eine Streitmacht von bedrohlicher Stärke aufbringen könne." In der That hatte Hutten es gerathener erachtet, sich auf die Ebernburg zu Franz von Sickingen zu begeben.

In Sickingen, wie in dem minder adligen Götz von Berlichingen mischen sich merkwürdig ein gemeiner und ein edler Stoff. Zu glauben, diese Ritter hätten lebenslang ihr Schwert nur zur Vertheidigung der Unschuld, des Rechts und der allgemeinen oder der persönlichen Freiheit gezogen, wäre kindischer Wahn. Darum aber ist es noch nicht erlaubt, sie mit raubenden Strolchen oder Wegelagerern von Beruf in eine Verdammniß zu werfen. Was insbesondere Sickingen betrifft, so hat er sich in Einem Falle eines Bedrängten ganz uneigennützig angenommen: in dem Handel Reuchlin's; und für eine andere Sache, aus der für seine Pläne freilich auch politisches Capital zu machen war, hat er sich doch zugleich um ihrer selbst willen begeistert: für die Reformation. Beides unter Hutten's Einfluß, der wie ein geschickter Gartenkünstler auf den rauhen, aber tüchtigen Stamm die edelsten Reiser zu pfropfen wußte. Selbst ohne gelehrte Bildung, war Sickingen doch nicht ohne Sinn für ihren Werth und für das Ideale überhaupt. Hutten's Bekanntschaft kam ihm daher wie gerufen, und entwickelte sich rasch zu einer Freundschaft, welche, ob ihr gleich das Schicksal nur wenige Jahre gegönnt hat, doch unter den Beispielen dieser Art, an denen die deutsche Geschichte so reich ist, eine der obersten Stellen einnimmt. Sie ergänzten sich ganz wie Gedanke und Erfahrung, wie Kopf und Arm.

Von seinem sichern Sitze aus ging Hutten nun erst recht mit der Sprache heraus. Unmittelbar und zugleich öffentlich, in offenen Briefen, wie man heute sagt, wandte er sich an Alle, welche einen Streich auf den Feind zu führen vermochten.

Als Kaiser Karl von Spanien nach Deutschland herüberkam, und Sickingen nach Aachen ritt, um ihn krönen zu helfen, gab Hutten dem Freunde ein Klagschreiben an das Reichsoberhaupt mit. Ein anderes richtete er an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, dessen vorsichtige Mäßigung indessen für Hutten's feurigen Ungestüm wenig empfänglich war. Mit größerer Rücksicht und geringerer Hoffnung schrieb er an seinen frühern Herrn in Mainz; deutlicher an dessen Rath, Sebastian von Rotenhan. Dann wandte er sich an „Fürsten, Adel und Niedere deutscher Nation." Er durfte sich wohl erkühnen, zur Nation zu reden: die päpstliche Aechtung hatte ihn neben Luther zum Helden des Volks erhoben. Zwei Gespräche eines Ungenannten, „der gefangene Hutten" und „der verherrlichte Hutten," zeugen zur Genüge von seiner Volksthümlichkeit. In's Unglaubliche stieg aber seine Thätigkeit, als Eck mit des Papstes Bannbulle gegen Luther aus Rom zurückkam und in den rheinischen Pfaffenstädten Cöln und Mainz Luther's Schriften in Rauch aufgingen. Zu der Bannbulle gab er keineswegs bescheidene Glossen heraus; über die Verbrennung der Luther'schen Schriften veröffentlichte er Gedichte, gleichzeitig lateinisch und deutsch verfaßt. Noch in dem Schreiben an die Deutschen aller Stände im September 1520 hatte

er sich, als auf einen Beweis, wie wenig es ihm um gewaltsamen Umsturz zu thun gewesen, darauf berufen, daß er bisher lateinisch geschrieben habe, um die Kirchenhäupter erst gleichsam unter vier Augen zu verwarnen. Jetzt begriff er, daß mit alleiniger Hilfe der Lateinverständigen sich die kirchlich-staatliche Umgestaltung nicht durchsetzen lasse, die er im Herzen trug. Es bedurfte dazu der Männer des Schwerts, deren Wenigste Latein verstanden; es bedurfte der gesammten Kräfte des Volks. Wie außerordentlich sich durch deutsche Schriften dazumal wirken ließ, hatte Luther erfahren, als er mit seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation alle Schichten der Gesellschaft in Aufregung versetzt hatte. Hierzu kam bei Hutten das Anliegen, sich wegen seiner ältern so vielfach angefeindeten Schriften vor dem Richterstuhl der Massen, der jetzt zuerst als ein höchster Gerichtshof vor seinen Blicken aufstieg, zu rechtfertigen. Rasch verlegte er sich daher auf Beides: seine ältern Sachen von Werth in die Muttersprache zu übertragen, und neue Gedanken gleich in die deutschen Laute zu fassen. Eben in der letztern Richtung gelang ihm, kaum daß er sich zu deutscher Schriftstellerei entschlossen hatte, ein wahrer Meisterstreich: seine „Klage und Vermahnung gegen die übermäßige unchristliche Gewalt des Papstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen.“ Es folgte die „Anzeige, wie allewege sich die römischen Bischöfe gegen die deutschen Kaiser verhalten.“ Darauf verfaßte er eine „Entschuldigung,“ in der er darlegte, wie sein Aufruf wider die Geistlichkeit zu würdigen sei. Sogar in die Form eines sangbaren Volksliedes brachte Hutten die hohe und doch wehmüthige Stimmung, welche das Bewußtsein seines patriotischen Wagestücks erzeugte. Widerklang ließ nicht auf sich warten. Zahlreiche Briefe von nah und fern, aus Deutschland und den Nachbarländern versicherten ihn des Beifalls, den seine Worte und Absichten fänden. Aus Böhmen sandten die Hussiten ihm wie Luther die Schriften ihres Meisters zu. „Das Alles aber vermehrte nur,“ sagt Strauß, „die fieberhafte Ungeduld, die ihn auf der Ebernburg verzehrte. Lebenslänglich standen in Hutten der Schriftsteller und der Ritter im Wettstreit; der Erstere mochte thun und leisten was er wollte, so war der Letztere unzufrieden, daß ihm die Gelegenheit, auch etwas zu leisten, so ganz entgehen sollte. Es war eine Täuschung; denn was hätte der Ritter Hutten thun können, das demjenigen, was er als Schriftsteller wirkte, zu vergleichen gewesen wäre? Die Täuschung war für Hutten's Leben verhängnißvoll; aber seiner Schriftstellerei kam sie zu gute: der ganze Ueberschuß des ritterlichen Feuers in Hutten, das sich durch den Degen nicht Luft machen konnte, ergoß sich durch die Feder in seine Schriften, und gab ihnen jenen kriegerischen, jugendlich heldenhaften Ton, der ihren unvergänglichen Reiz ausmacht.“

In Hutten's und Luther's innerer Stellung zu der großen Sache der Kirchenreinigung war ein einziger Unterschied, wohl daher rührend, daß der Eine ein Ritter, und der Andere ein Mönch war: der Eine betrat und der Andere verwarf die Wege äußerer Gewalt. Der Unterschied gab ihren Geschicken den Ausschlag. „Was Hutten begehrt,“ schrieb Luther an den kursächsischen Hofprediger Spalatin, „das siehst Du. Ich möchte nicht, daß mit Gewalt und Mord für das Evangelium gestritten würde: in diesem Sinne habe ich an den Mann geschrieben. Durch das Wort ist die Welt überwunden, durch das Wort die Kirche erhalten worden: so wird sie auch durch das Wort wiederhergestellt werden; und auch der Antichrist, wie er ohne Gewalt angefangen hat, so wird er ohne Gewalt zermalmet werden durch das Wort.“ Daß darum Luther's Meinung nicht war, sich hinter dem Schirm feiger Duldsamkeit zu verkriechen, that er dar, als er am 10. December 1520 die Bannbulle sammt den päpstlichen Rechtsbüchern vor dem Elsterthore zu Wittenberg in's Feuer warf — ein Brand, der seine Schiffe verbrannte.

Inzwischen weihte Hutten seinen tapfern Freund in Luther's Lehre ein, die Sickingen bisher nur sehr obenhin gekannt hatte. „Stehen wir einen Augenblick vor diesem Bilde still,“ ladet Strauß uns ein: „es ist eins der schönsten in der Geschichte unsers Volks. Am gastlichen Tische der Ebernburg sitzen in den Winterabenden zwei deutsche Ritter in Gesprächen über die deutscheste Angelegenheit. Der Eine Flüchtling, der Andere sein mächtiger Beschützer: aber der Flüchtling, der Jüngere ist der Lehrer, und der Aeltere schämt sich des Lernens nicht, wie der ritterliche Lehrer selbst neidlos dem größern Meister, dem Mönch zu Wittenberg, sich unterordnet.“ Der Lehrer widmete dem Schüler die deutsche Uebersetzung seiner Ge-

spräche in einer schönen Zueignung, deren Schluß die frische Mannhaftigkeit dieses Freundschaftsbündnisses auf das treffendste zeichnet: „Und wünsche Dir damit, nicht als wir oft unsern Freunden pflegen, eine fröhliche sanfte Ruh', sondern große, ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäfte, darin Du vielen Menschen zu gut Dein stolzes, heldisches Gemüth brauchen und üben mögest. Dazu wolle Dir Gott Glück, Heil und Wohlfahrt verleihen." In neuen lateinischen Gesprächen, welche Hutten ausarbeitete, trat Sickingen mitsprechend und als der eigentliche Held der Fabel auf. Andeutungen in diesen Gesprächen konnten kundthun, daß die Seele Hutten's und am Ende auch wohl die seines Wirths über gewaltsamer Durchsetzung der Lehre Luther's und zwangsweiser Verjagung der Pfaffen brütete. Ein Bündniß der Ritterschaft mit den im Stillen verachteten Krämernestern, den Städten, sollte die nöthige Macht in's Feld stellen.

Unterdessen war am 28. Januar 1521 in Worms einer der denkwürdigsten Reichstage eröffnet worden. Auf der nahen Ebernburg hielt Hutten drohende Aufsicht über die Römlinge, und Sickingen's Schwert, stets lose in der Scheide, war ein unsichtbar wirkender Schutz über Luther's kostbarem Haupte. Jener erließ von Neuem offene Briefe an den Kaiser; dann begrüßte er den einziehenden Luther, und ermuthigte ihn zu standhaftem Ausharren. Als Luther verurtheilt wurde, weil er nicht widerrufen wollte, außer man widerlege ihn aus der Bibel, kannte Hutten's Entrüstung keine Grenzen. Aber seinen Drohungen folgte keine That, weil Sickingen noch auf steigende Geltung im Kriegsdienste des Kaisers gegen Frankreich rechnete. So brach sich sein Anlauf; er mußte wahrnehmen, daß der Eifer ihn zu weit vorgetrieben hatte, mußte diesen Ungestüm nach der einen Seite, nach der andern die ausbleibende Erfüllung seines Dräuens rechtfertigen. Seine Schriften hatten, je länger desto bestimmter, über den todten Buchstaben hinaus auf Thaten gewiesen: da er diese nun nicht einsetzen konnte, so mußte von selbst auch in seiner Schriftstellerei eine Pause der Verlegenheit eintreten. Dafür tummelte er seinen rastlosen Geist in kleinern Fehden, die er auch wohl wie die mit den Mainzer Karthäusern eigenhändig ausfocht. Die Städte Frankfurt und Worms mußten eindringliche Mahnungen zu entschiedenem Handeln für die gute Sache von ihm anhören. Alle freien Reichsstädte Deutschlands lud er in einem deutschen Gedichte ein, mit dem Adel jetzt gegen den Uebermuth der Fürsten und vor allem gegen Rom gemeine Sache zu machen. In einem Gespräch „Neu Karsthans" war es wahrscheinlich Hutten, der sogar den Bauernstand mit dem Adel zu verbünden suchte, damit die Kirchenreinigung siegreich durchgesetzt werde.

So weit aber griff Sickingen nicht, als er im Sommer 1522 nach einem mißglückten kaiserlichen Feldzug gegen Franz von Frankreich, des Gebieters Abwesenheit für die Vollendung eigener Pläne zu benutzen sich anschickte. Er brach mit einer Schaar rheinischer Ritter gegen den Erzbischof Richard von Trier los; anfangs erfolgreich, dann aber mit plötzlicher Wendung zu Niederlage und Untergang. Der Kurfürst-Erzbischof, unterstützt vom Pfalzgrafen und vom Landgrafen Philipp von Hessen, gewann die Oberhand, schloß Sickingen auf Burg Landstuhl ein und setzte ihm hart zu. Eine tödtliche Wunde, die der immer noch furchtbare Löwe erhielt, entschied Alles. Indeß die Burg übergeben und besetzt wurde, gab der Ritter seine muthige Seele auf.

Sickingen's Tod war nur das Vorspiel von Hutten's Ausgang. Während sein Beschützer gegen Trier im Felde lag, hatte er die Ebernburg und bald auch den deutschen Boden verlassen. Trotz der Verfolgung jedoch, die ihn aus der Heimath verjagte, dachte er vaterländisch genug, um ein Anerbieten des französischen Königs auszuschlagen, der ihm vierhundert Kronen Jahrgehalt und freie Wahl des Aufenthalts für die Dienste eines Raths und muthmaßlich auch eines Schriftstellers bot. Er schlug durch das Elsaß die Straße nach Basel ein, wo sein einstiger Abgott Erasmus lebte. Aber der Abgott befand sich in einer sehr ungöttlichen Gemüthsverfassung. Einst mit Luther und Hutten, als mit Freunden des gelehrten Bildungsstrebens höchlich zufrieden, sah er sie jetzt als Ausreißer von der gemeinsamen Fahne des Humanismus an und fand ihre Neuerungsgelüste der damit verbundenen Aufregung halber höchst verwerflich. Zwar mochte er sich von leider so berühmten Männern noch nicht offen lossagen; aber noch viel weniger wünschte er, es mit den Machthabern zu verderben, welchen von jenen Tollköpfen der Krieg erklärt war. Er ver-

weigerte daher, Hutten bei sich zu empfangen. Hutten, der zu keinem andern Zweck nach Basel gekommen war, ging zurück zu bessern Freunden nach Mühlhausen. Dort mußte er lesen, was Erasmus in einer unglücklichen Stunde über die kirchliche Bewegung an einen Domherrn in Brügge geschrieben hatte, und nun brach sein Zorn in lodernde Flammen aus. Ein vertrauliches Schreiben des Erasmus an ihn, das beschwichtigend vorbeugen sollte, strotzte dieser Absicht zum Trotz dermaßen von Pedantendünkel, daß es Oel in's Feuer goß. Es erfolgte ein furchtbarer Ausbruch in der Schrift „Expostulatio,“ deren Bitterkeit sich Erasmus hinterdrein durch seine tückische Antwort im „Schwamm“ (Spongia Erasmi contra adspergines Hutteni) vollauf verdiente.

Als die traurige Kunde von Sickingen's Fall den Rhein herauf kam, hielt sich Hutten noch in Mühlhausen auf. Im Mai oder Juni 1523 mußte er auch von dort das Weite suchen. Er fand Schutz, Beistand und Trost bei Zwingli, der ihm als der Genosse eines freien, wehrhaften Volks näher stand, denn der thüringische Reformator. Krank und verfolgt, seitdem er die Ebernburg verlassen, fand er in Zürich zum ersten Male wieder einen Augenblick wahrer Ruhe. Er schickte seine letzte Schrift „In tyrannos“ an seinen Freund Eoban nach Erfurt, mit der dringenden Bitte um Veröffentlichung; aber der gute Hesse bewarb sich eben um einen Marburger Lehrstuhl, und achtete es daher weise, der Mitwelt und leider auch der Nachwelt diesen Schwanengesang des großen Schriftstellers zu unterschlagen. Es war Hutten's Schwanengesang. Die Lustseuche ergriff ihn von Neuem, die er sich in frühester Jugend zugezogen und mit mancher grausamen Cur erfolglos bekämpft hatte. Der heiße Quell von Pfäffers hatte nur Linderung, keine Heilung für diese furchtbaren Leiden. Auch Zürich wurde auf die Länge ein gefährlicher Aufenthalt; und Zwingli, dessen milde und feste Hand in seiner letzten Noth über ihn ausgestreckt blieb, schickte ihn zu dem heilkundigen Pfarrer Hans Schnegg auf der kleinen Insel Ufnau im Zürcher See. „Die deutsche Reformation,“ bemerkt Strauß, „hatte den Ritter abgelehnt: die schweizerische nahm ihn auf. Ohne Zweifel würde er bei längerm Leben auch in Absicht auf die Lehre mit ihr gegangen sein, so lange sie von Zwingli's freiem Geiste bestimmt war; wie später Calvin den Scheiterhaufen Servet's schürte und die Vorausbestimmungslehre ausbildete, wäre für Hutten auch in diesem Lager kein Platz mehr gewesen.“

Noch einmal schmerzlich durch Erasmus aufgestört, der den Zürcher Rath gegen ihn aufzuhetzen versuchte, brauchte er doch das schmutzige Wasser des „Schwamms“ nicht mehr auf seiner empfindlichen Haut zu verspüren; ein letzter Anfall der Krankheit, und Ende August oder Anfang September war er aller gegenwärtigen und künftigen Bedrängniß durch einen schnellen Tod entrückt.

Er war 34 Jahre und 4 Monate alt geworden. Nur um ein Vierteljahr etwa hatte er seinen Freund Sickingen überlebt. Mit ihnen erlosch die Aussicht, Deutschland in Kirche und Staat zugleich neu gebaut zu sehen. Was den Rittern mißlungen war, deren Tag sich neigte, versuchten zwei Jahre später die Bauern, deren Stunde noch nicht geschlagen hatte, zu noch üblerm Ausgang. Die Zeit gehörte den Fürsten. Das begriff Luther in seinem fest auf das Kirchliche gerichteten Geiste, und setzte die Kirchenreinigung wenigstens für den Norden Europa's glücklich durch, indem er sich nicht begnügte, das Volk im Innersten zu erregen, sondern zugleich den Herren des Landes die Hand reichte, allerdings um den damals nicht geahnten Preis eines unseligen Tropfen Gifts im Blut der protestantischen Christenheit.

Hutten's Tod beruhigte zwar die Galle des Erasmus nicht; aber Melanchthon bewog er doch, sich seiner anzunehmen, und Veit Werler vertheidigte ihn beredt gegen den Vorwurf gehässiger Streitsucht. Eoban Hesse's Schmerz war unendlich. Camerarius verglich ihn dem Demosthenes, von dem der Dichter sage, wenn seinem Eifer Macht und Vermögen entsprochen hätte, so wäre der Macedonier niemals Herr von Griechenland geworden. Hätte Hutten auf Karl's des Fünften Stuhl gesessen — will der Vergleich wohl sagen — so wäre Leo der Zehnte für Deutschland wenigstens der letzte Papst gewesen.



Das Alter des Menschengeschlechts
vom geologischen Standpunkte.

Von

Dr. Jakob Nöggerath.

Der große französische Anatom und Paläontolog G. Cuvier, dem wir in seinem berühmten Werke über die fossilen Knochen die ersten gründlichen Nachweisungen der vorweltlichen Säugethiere verdanken, welche er gewissermaßen aus ihren Bruchstücken reconstruirt und so zu sagen neu geschaffen hat, beantwortete die Frage: Ist der Mensch gleichzeitig mit den ausgestorbenen großen vorweltlichen Säugethieren auf der Erde vorhanden gewesen? nach den bis dahin gemachten Erfahrungen absolut verneinend. Er sagt in seinem „Discours sur les révolutions de la surface du globe, et sur les changemens qu'elles ont produit dans le règne animal,“ wovon der Verfasser dieses Aufsatzes eine Uebersetzung bearbeitet hat („Die Umwälzungen der Erdrinde in naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Beziehung, vom Baron G. Cuvier.“ 2 Bände. Bonn 1830), als Endresultat seiner genauen Nachforschungen über diesen Gegenstand: „Es gibt keine fossilen Menschenknochen; alle Knochen unseres Geschlechts, welche man zusammen mit fossilen Thierknochen gefunden hat, waren nur zufällige Vorkommnisse; auch ist ihre Zahl nur äußerst gering, was gewiß der Fall nicht sein würde, wenn die Menschen in den von diesen Thieren bewohnten Ländern ihre Wohnsitze gehabt hätten. Wo war aber damals das Menschengeschlecht? War dieses letzte und vollkommenste Werk der Schöpfung irgendwo vorhonden? Umgaben es die Thiere, die jetzt bei demselben auf der Erde leben, und wovon man keine Spur unter jenen fossilen Resten findet? Sind die Länder, in welchen die Menschen mit ihnen zusammenwohnten, versunken, als diejenigen Länder ertrockneten, welche jetzt von ihnen bewohnt sind, und in welchen eine große Ueberschwemmung jene ältere Thierwelt zum Erlöschen gebracht hatte? Das sagt uns das Studium der fossilen Reste nicht, und bei dieser Abhandlung dürfen wir unsere Zuflucht nicht zu andern Quellen nehmen. Gewiß ist es, daß wir uns jetzt wenigstens mitten in einer vierten Reihenfolge von Landthieren befinden, und daß auf das Zeitalter der Reptilien, auf das der Paläotherien, auf das der Mammuthe, Mastodonten und Megatherien, dasjenige gefolgt ist, in welchem das Menschengeschlecht, von einigen Hausthieren unterstützt, friedlich die Erde bewohnt und nutzbar macht, und daß nur in den nach dieser Epoche erfolgten Terrainbildungen, in den Anschwemmungen, in den Torfgräben, in den neuesten Anhäufungen fossile Knochen vorkommen, welche sämmtlich blos noch jetzt bekannten und lebenden Thieren angehören.“

Cuvier war ein sehr kräftiger Vertheidiger der großen Ueberschwemmung (Sündfluth), welche nach der Tradition etwa vor 5000 Jahren auf der Erde stattgefunden haben soll; es war die eigentliche Tendenz seines angeführten „Discours,“ die geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Beweise für diese Annahme zusammenzustellen, und wenigstens hat er mit großer Gelehrsamkeit und

ansprechender Beredtsamkeit seinen Zweck zu erstreben gesucht. Man darf also gewiß voraussetzen, daß Cuvier alle Nachrichten von vermeintlichen fossilen Menschenknochen genau geprüft hat, da ein beweisender Fund dieser Art seiner Absicht gewiß sehr günstig gewesen sein würde. Trotz aller seiner Prüfungen hat er aber das Vorhandensein von fossilen Menschenknochen nicht annehmen können, vielmehr dasselbe gänzlich in Abrede gestellt.

Ich will zwar nicht mit Cuvier den Verfechter der so nahe zurückliegend angenommenen allgemeinen Ueberschwemmung abgeben, aber kurz das Wesentlichste erwähnen, was über fossile Menschenknochen erforscht worden ist. Vorerst ist hier zu bemerken, daß in früherer Zeit viele aufgefundene fossile Knochen für menschliche und namentlich für solche von vormaligen Riesen gehalten worden sind, welche von vorweltlichen großen Thieren, namentlich vom Mammuth abstammten. Wir erinnern an die merkwürdige Deutung der Mammuthsknochen, welche im Jahr 1577 bei Luzern gefunden worden sind, und deren Geschichte wir bei Gelegenheit des Mammuths in den Illustrirten Deutschen Monatsheften, Heft 33, S. 273, mitgetheilt haben. Dann sind mehrfach wirkliche Menschenknochen in Höhlen und Gesteinspalten aufgefunden worden. Wir haben Beispiele von solchen Knochen, die untermengt mit Knochen von vorweltlichen Bären, Hyänen u. s. w. waren, aber alle diese Fälle haben sich bei näherer Prüfung sehr zweifelhaft als Beweise für die Gleichzeitigkeit des Menschengeschlechtes mit vorweltlichen Thieren herausgestellt. Ueberall scheinen jene Knochen von vorweltlichen Thieren erst später mit Menschenknochen zusammengekommen und untermengt worden zu sein. Man hat selbst Menschenknochen in Höhlen in denselben Conglomeratmassen von Tropfsteinen gefunden, welche auch urweltliche Thierknochen enthielten. Da in den Höhlen die Tropfsteinbildung noch immer vorschreitet, so kann sehr leicht die Verbindung der Knochen von Menschen erst später mit den viel ältern Knochen von vorweltlichen Thieren erfolgt sein. Menschen konnten in den Höhlen gestorben oder ihre Leichname und Knochen in solche gebracht worden sein, und haben wir uns über diesen Gegenstand bereits in unserm Aufsatze: „Die Höhlen und Erdfälle,“ welcher in den Illustrirten Deutschen Monatsheften, Heft 36, S. 641 abgedruckt ist, ausführlicher ausgesprochen.

Die denkwürdigsten Menschenskelette in festem Gestein sind aber diejenigen, welche sich bei der Insel Guadeloupe nahe der kleineren Insel, la grande terre genannt, in einem engen Meeresarm finden. Die Antropolithen sind hier in feste, an 4000 Pfund schwere, 8 Fuß lange und 2½ Fuß dicke, ellipsoidische Kalksteinblöcke eingehüllt. Zwei Exemplare dieser Antropolithen befinden sich in Europa, das eine in dem britischen Museum zu London, das andere in dem jardin des plantes zu Paris und sind der genauesten Untersuchung unterworfen worden. Es ist der kohlensaure Kalk dieser Blöcke aber ein Product, welches sich in den Meeren der heißen Zonen noch immer fort bildet, nämlich ein unverkennbarer Riffstein. Diese Blöcke schließen neben den Menschenskeletten sogar Muscheln und Korallen von solcher Art ein, wie sie noch heutzutage in demselben Meere leben. Die Muscheln und Korallen besitzen selbst noch ihre ursprünglichen sehr hervorstechenden Farben und beweisen auch dadurch, daß ihre Einhüllung eine verhältnißmäßig sehr jugendliche ist. Sogar hat man in diesen Blöcken, Mörser, Keulen, Aexte u. s. w. von Basalt und porphyrartigem Gestein, staubartige Holzkohlen, Scherben von karaibischer Poterie und ein Stück sehr hartes und schwarzes Gayakholz, welches auf einer Seite eine sehr ungestaltete grob geschnittene Maske darstellte, und auf dessen anderer Seite eine ungeheure ausgebreitete Kröte eingravirt war, gefunden. Jene Menschenknochen sind von Humphry Davy chemisch untersucht worden und enthielten noch ihren vollen Gehalt an phosphorsaurem Kalk. Die Skelette sind normal menschliche und scheinen dem Stamme der Karaiben anzugehören, welcher früher die Insel Guadeloupe bewohnte. Nichts bezeugt, daß wir es hier mit Menschenknochen aus einer sehr alten Zeit zu thun haben. Die Skelette können von Menschen herrühren, welche im Meere verunglückt sind, oder auch ist es möglich, daß sie von einem frühern Begräbnißplatze herrühren. Die Insel Guadeloupe ist bekanntlich eine vulkanische, und hier können leicht Hebungen und Senkungen der Oberfläche in verschiedenen Zeiten stattgefunden haben und so kann ein Begräbnißplatz in das seichte Meer versenkt worden sein.

So stand die Beantwortung der Frage über die Gleichzeitigkeit des Menschengeschlechts

mit den ausgestorbenen vorweltlichen Thieren zur Zeit von Cuvier und später. Ganz neuerlich glaubt man aber Funde gemacht zu haben, welche zu einem andern Resultate führen würden. Im Monat September und October 1859 wurden bei der Akademie der Wissenschaften zu Paris von Albert Gaudry zwei Noten unter dem Aushängeschild: „Gleichzeitigkeit des Menschengeschlechts mit verschiedenen heutzutage ausgestorbenen Thierarten," eingebracht. Sie beziehen sich auf Funde bei Amiens. Wir theilen das Wesentliche dieser beiden Noten nachstehend mit.

Die dortige Gebirgsformation, welche einige Geologen Diluvium nennen (andere Geologen stimmen aber dieser Bezeichnung nicht bei), wird gewöhnlich für älter gehalten nicht bloß als die angenommene allgemeine Ueberschwemmung, sondern auch als die Erscheinung des Menschen auf der Erde. Schon im Jahr 1847 hatte Boucher de Perthes bekannt gemacht, daß im Diluvium der Gegend von Abbeville sich Aexte oder Beile (Haches) von Feuerstein (Silex) vorfinden, welche offenbar von Menschenhänden gemacht wären. Im Jahre 1850 bestätigte Rigollot die Entdeckungen von Boucher de Perthes. Er erwähnte solche Aexte oder Beile aus dem Diluvium von Saint-Acheul bei Amiens. Diese Bekanntmachungen mußten die bis dahin in der Wissenschaft allgemein angenommenen Ansichten über das erste Erscheinen des Menschen auf der Erde umwerfen; man zweifelte daher, daß diese steinernen Beile wirklich in den eigentlichen Ablagerungen des Diluviums gefunden seien.

Im letzten Frühjahr kam Prestwich mit andern englischen Gelehrten in die Picardie, um die fraglichen Ablagerungen zu studiren. Prestwich selbst fand keine Aexte an Ort und Stelle, er hatte aber bei seiner Abreise von Amiens aufgegeben, daß man ihn gleich von einem solchen Funde in Kenntniß setzen solle. Sobald die Arbeiter eine Axt gefunden hatten, ließ man den Telegraph spielen; Prestwich eilte nach Amiens und fand den künstlich bearbeiteten Feuerstein noch in dem Lager festsitzen. Alle Zweifel schwanden, daß die Arbeiter ihn getäuscht hätten. Bald nachher beobachtete einer seiner Freunde, Flower, ebenfalls im Diluvium selbst eine ähnliche steinerne Axt.

Albert Gaudry setzte sich aber vor, so lange Nachgrabungen in der Gegend von Amiens und Abbeville anzustellen, bis er das Problem durch eigene Anschauung gelöst habe. Zuerst wurden die Gruben von Amiens dazu auserwählt, weil hier die Formation entwickelter ist. Die Gruben von Saint Acheul erheben sich als niedriger Hügel auf 33 Meter über dem Niveau der Somme. In den Gruben lassen sich die Schichten auf mindestens 60 Meter Länge verfolgen, so daß man sich hier von ihrer normalen Lage und zugleich überzeugen kann, daß keine Umwühlungen darin vorgekommen sind. Gaudry ließ einen Schurf von 7 Meter Länge aufwerfen. Zuerst wurde der Lehm und das braune Conglomerat weggeräumt, welche das Diluvium bedeckten. Diese Schichten reichten ungefähr 2 Meter tief, und wenn man dazu noch die früher weggeräumte Ziegelerde von 1 Meter 5 Decimeter Mächtigkeit rechnet, so liegt das weiße Diluvium, welches die Aexte enthält, 3 Meter 5 Decimeter tief. In den obern Schichten fand Gaudry keine Aexte und die Arbeiter versicherten ihm auch, daß man niemals deren darin gefunden habe. Das weiße Diluvium ist 3 Meter 5 Decimeter mächtig und der Kreide aufgelagert. Gaudry blieb fortwährend bei den Arbeitern, um sich selbst davon zu überzeugen, daß die Aexte wirklich in der Schicht vorkommen. Er fand deren 9 in der anstehenden Gebirgsschicht. Die steinernen Aexte legte er in der Sitzung der Akademie vor. Sie wurden meist in gleicher Tiefe gefunden, nämlich 1 Meter tief in der Diluvialschicht, also 4 Meter 5 Decimeter unter der Oberfläche. Sie fanden sich in einer Schicht, welche viele Kieselgeschiebe enthielt. Diese lagerte auf einer Schicht von weißem feinem Sande, welche 2 Decimeter mächtig war. Die Aexte konnten nicht weit hergeschwemmt sein, da ihre Schärfen nur sehr wenig abgestumpft waren.

Gaudry fand in derselben Schicht auch Conchilien und einige fossile Knochen, nämlich Zähne von einem Pferd und von einem Ochs, welcher größer gewesen sein mußte als unsere heutigen Ochsen. Die Ochsenzähne wurden im Museum des jardin des plantes verglichen mit solchen Zähnen, welche in Höhlen und anderwärts im Diluvium gefunden worden sind, und stimmten damit vollkommen überein. Gaudry glaubt, daß sie vom Bison priscus herstammen. Sehr nahe bei Saint Acheul zu Saint Roch findet man im Diluvium dieselben Zähne zusammen mit Knochenbruchstücken vom fossilen Rhinoceros, (Rhinoceros tichorhinus), Mammuth (Ele-

phas primigenius) und vorweltlichen Hippopotamen. Selbst in der Schicht, in welcher man die Pferde- und Ochsenknochen mit den Aexten gefunden hatte, war kurz vorher von Pinsard ein Mammuthzahn entdeckt worden.

In dem Diluvium von Saint Acheul findet man auch noch kleine runde Kugeln, welche ein durchgehendes Loch haben. Rigollot hatte geglaubt, daß dieses Loch künstlich sei, und daß die Kugeln Korallen einer Halsschnur von irgend einem wilden Volke wären. Gaudry erkannte sie aber für fossile Schwämme aus der Kreide. Sie sind beschrieben von Philipps und Woodward, unter dem Namen Millepora globularis. Reuß hat sie Tragos globularis genannt und d'Orbigny stellt sie unter die Coscinopora. Vielen hier gefundenen Exemplaren fehlt auch dieses Loch und Gaudry bewies, daß dieses Centralloch an einigen Exemplaren natürlich sei, dem Wesen dieser Schwämme angehöre. Diese Löcher in den Schwämmen liefern daher keinen Beweis von menschlicher Industrie. Aber mit den aus Feuersteinen geschlagenen Aexten verhält es sich anders. Sie zeugen freilich nur von einer sehr groben Arbeit. Wenn man nur wenige gesehen hat, so könnte man zweifeln, ob sie ein Werk von Menschenhänden wären, aber ihre große Anzahl gestattet nicht, daß man sie für Producte eines bloßen Spiels der Natur halten kann. Hittorff hat versucht, solche Aexte aus Feuersteinen zu schlagen, welche durchaus denjenigen aus dem Diluvium ähnlich waren. Man hat in demselben noch keinen Menschenknochen gefunden und es ist befremdend, daß so viele dieser Aexte in einem so engen Raum zusamengedrängt sind. Diese Bemerkungen, sagt Gaudry, sind aber nicht im Stande, die Folgerungen, welche man aus einer so scharf bewiesenen Thatsache ziehen kann, zu beseitigen. Jeder, der nach Saint Acheul kommt und dort Nachgrabungen veranstaltet, wird zuverlässig steinerne Aexte finden. Gaudry zieht folgende Schlüsse aus diesen Funden, welche wir genau so wiedergeben, wie er sie aufgestellt hat: „Erstens. Unsere Väter waren Zeitgenossen des Rhinoceros tichorhinus, des Hippopotamus major, des Elephas primigenius, des Cervus Sommensis und einer großen ausgestorbenen Ochsenart ꝛc."

„Zweitens. Die Diluvialschichten der Geologen sind wenigstens theilweise nach der Schöpfung des Menschen gebildet worden. Ihre Entstehung war ohne Zweifel Folge einer großen Ueberschwemmung, wovon das Menschengeschlecht noch Traditionen besitzt."

Am 10. October 1859 brachte G. Pouchet eine fernere Note über die Steinäxte bei der Akademie der Wissenschaften zu Paris ein. Er hatte selbst zu Saint Acheul eine solche Axt gefunden und legte besondern Werth für die fragliche Beweisführung auf ein paar Beobachtungen, welche er bei dieser Veranlassung gemacht hatte. Er fand nämlich auf den Geschieben und Feuersteinfragmenten des Diluviums Dendriten, die er übrigens nicht näher beschreibt, und an der untern Seite der Geschiebe einen Ueberzug oder Absatz von Kalksinter.

Prestwich zeigte in der Pariser Akademie am 31. October an, daß er auch zu Horne in Suffolk steinerne Aexte zusammen mit Mammuths- und Ochsenknochen und Mollusken von noch lebenden Arten in einem Grandlager, drei Meter unter der Oberfläche, gefunden habe. Eine literarische Notiz, nach welcher schon im Jahre 1797 dort solche Funde gemacht waren, hatte ihn zur Aufsuchung der Localität veranlaßt.

Der ausgezeichnete englische Geologe Lyell besprach endlich auch bei Gelegenheit der großen Gelehrtenversammlung, welche im Jahre 1859 zu Aberdeen in Schottland abgehalten wurde, die Funde der steinernen Werkzeuge von Saint Acheul bei Amiens, welche er selbst an Ort und Stelle untersucht hatte. Im Folgenden geben wir seine Mittheilungen kurz gedrängt wieder: „Die Schichten, in welchen die Werkzeuge abgelagert sind, ruhen unmittelbar auf der Kreide und gehören der postpliocenen Bildung an, indem alle darin vorkommende Conchilien sich als noch lebende Arten von Fluß- und Landconchilien erkennen lassen. Die große Anzahl dieser fossilen Werkzeuge, welche man mit Aexten, Pfeilspitzen und Keulen verglichen hat, ist in der That erstaunlich. In den letzten zehn Jahren hat man im Thale der Somme in einer Ausdehnung von fünfzehn englischen Meilen mehr als hundert solcher Werkzeuge gefunden. Ich schließe daraus, daß ein wilder Menschenstamm, dem die Anwendung des Eisens unbekannt war, lange Zeit hindurch diese Gegend bewohnt habe. Auf der Insel Saint Simon in Georgien (Vereinigte Staaten) sah ich eine künstliche Erhebung des Bodens, welche zehn Acres groß war, im Mittel fünf Fuß hoch, von den Indianern herrührend,

welche aus über einander geworfenen Austerschalen mit Pfeilspitzen, steinernen Aexten und indischen Töpfergeschirrarten bestand. Wenn der benachbarte Fluß oder das nicht sehr entfernte Meer diese Anhäufung wegschwemmte und umher von Neuem schichtete, so würde man eine ähnliche Erscheinung erhalten, wie jene in Rede stehende, und es würden sich darin auch keine Menschenknochen vorfinden. Obgleich die bei Amiens gefundenen Conchilien nur noch lebenden Arten angehören, so glaube ich doch, daß die Steinwerkzeuge sehr alt im Vergleich unserer Geschichte und Tradition sind. Es werden die fraglichen Ablagerungen allerdings durch Flüsse entstanden sein, aber ich habe keine Zeichen von alten Flußüberschwemmungen im Terrain erkennen können, keine solcher Art, wie wir sie während des letzten halben Jahrhunderts in Schottland entstehen gesehen haben. Welche lange Zeit mag vergangen sein, seitdem sich über dem nackten Kreidegebirge in verschiedenen Höhen, selbst bis auf 100 Fuß über der Somme, die Geschiebemasse abgelagert hat? Allerdings können seitdem noch Oscillationen des Bodens hier stattgefunden haben, doch glaube ich nicht an eine gänzliche Veränderung des Laufs der Flüsse. Die mit den Werkzeugen vorkommenden Knochen von ausgestorbenen Thieren, Mammuths und Rhinocerossen, welche in Europa jetzt nicht mehr existiren, deuten ebenfalls auf diese lange Zeit hin."

Wir geben hierzu einige kritische Beleuchtungen:

Die bei Amiens gefundenen Aexte, welche der Akademie vorgelegen haben, sind zwar nicht näher beschrieben, waren aber wahrscheinlich von ähnlicher Art, wie sich alte steinerne Werkzeuge oder Waffen auch in Deutschland an vielen Orten im aufgeschwemmten Lande finden. Ob sie mit Recht den Namen Aexte führen, wissen wir nicht, vielleicht waren es Waffen; man nennt die in Deutschland gefundenen Streitäxte und bezeichnet sie gewöhnlich als celtischen Ursprungs. Es sind breite keilartige Körper, zuweilen nach allen vier Seiten zugeschärft. Man findet deren nicht bloß aus Feuerstein geschlagen, sondern auch aus andern harten Steinarten, sehr häufig aus Grünstein.

Die Bezeichnung Diluvium und Alluvium verschiedener Geologen sind ziemlich unbestimmt, für alle Fälle kann man nicht sagen, ob man es mit Diluvium oder Alluvium zu thun hat. Die meist lockeren, aber auch oft conglomeratartig verbundenen Schichten von Geschieben, Sand, Gesteinstrümmern, Lehm, Thon, Mergel, Kalktuffen u. s. w., welche nahe an der Oberfläche der Erde vorkommen, nennt man Alluvium, wenn sie nur der Jetztzeit angehörige organische Reste enthalten. Die zu unterst liegenden dieser Schichten werden aber Diluvium genannt, wenn die darin vorkommenden Thier- und Pflanzenkörper vorweltliche, namentlich aber Reste von größeren Landthieren, Mammuthen, Rhinocerossen, Höhlenbären, Höhlenhyänen u. s. w. einschließen. Fehlen solche Reste darin, so bleibt die Bestimmung zwischen Diluvium und Alluvium ungewiß. Man wird nun allerdings die fraglichen Schichten von Amiens, welche Reste von solchen vorweltlichen Thieren enthalten, Diluvium nennen können. Aber nach dem Funde von Producten menschlicher Handarbeit darin, drängt sich noch sehr die Frage auf, ob dieses Diluvium nicht später durch Fluthen aufgerührt worden ist, und die Aexte dann erst hineingekommen sind. Uns ist eine in dieser Beziehung ganz interessante Erfahrung bekannt, welche der Aufzeichnung werth sein dürfte. Vor nicht ganz drei Decennien wurde zur Verbesserung der Rheinschifffahrt im Flusse in der Gegend des Bingerlochs eine große Quantität zusammengeschwemmter Gesteinstrümmer aus untiefen Stellen ausgebaggert. Die ausgebaggerten Massen hat der Verfasser dieses Aufsatzes an Ort und Stelle näher untersucht. Sie bestanden aus den Geschieben, welche der Rhein gewöhnlich zu führen pflegt. Dieselben waren aber meist conglomeratartig untereinander cementirt. In diesen Massen fanden sich ebenfalls einige sogenannte celtische steinerne Streitäxte vor, in Verbindung mit vielen eisernen, auch bleiernen Geräthen; unter jenen waren Fragmente von Waffen aus den verschiedensten Zeiten bis zu den neuesten hin, zahlreiche Schiffshaken, Klammern, Nägel und dergleichen. Alles dieses bildete mit den Geschieben ein wahrhaftes Artefactenconglomerat. Die Artefacten waren also in den verschiedensten Zeiten im Rheinstrome verloren gegangen und hatten sich an geeigneten Stellen zusammengeschwemmt, wo sie mit den Rheingeschieben durch den aus dem Flußwasser abgelagerten kohlensauren Kalk und durch das oxydirte Eisen cementirt worden sind. Hier haben wir also in einer und derselben Ablagerung Kunstproducte aus den

verschiedensten Zeitaltern zusammen mit den Geschieben und dem Sande des Rheins. Sehr leicht hätten sich auch in diesen Conglomeraten Knochen von noch heut zu Tage lebenden Thierarten finden können, und selbst wäre es möglich gewesen, daß darin anderwärts von den Gehängen am Rheinstrom oder von seinen Nebenflüssen losgeschwemmte Knochen von vorweltlichen Thieren enthalten sein könnten. Wäre nun ein solches Flußterrain zufällig durch den veränderten Lauf des Rheins ertrocknet und ausgegraben worden, so könnten die Geologen in Verlegenheit gerathen, in welche Bildungszeit sie dasselbe setzen sollten. Es liegt wenigstens die Möglichkeit vor, daß analoge Verhältnisse der Bildung bei dem sogenannten Diluvium der Gegend von Amiens stattgefunden haben, und dann würden die fraglichen steinernen Aexte keineswegs dasjenige beweisen, welches sie nach den Vorträgen in der Pariser Akademie beweisen sollen.

Was aber endlich die von Pouchet auf den Geschieben von Amiens entdeckten baumförmigen Zeichnungen (Dendriten) und die Kalkabsätze unter solchen Geschieben betrifft, so beweisen diese gar nichts für das Alter der dortigen Ablagerung. Schwarze Dendriten von Manganoxydhydrat oder braune von Eisenoxydhydrat finden wir in alluvialen Grand- und Sandablagerungen überall häufig auf Geschieben. Wo solches metallisches Material in den Schichten vorhanden ist, wird es durch die durchsickernden kohlensäurehaltigen athmosphärischen Wasser gelöst und in dendritischer Form auf den Geschieben wieder abgesetzt. Selbst auf vergrabenen Knochen, welche nicht von vorweltlichen Thieren herrühren, kommen solche Dendriten vor. (Vergl. Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte. Nr. 11, S. 543 f.) Daß sich in ähnlicher Weise in ganz neuen Anschwemmungen der kohlensaure Kalk löst und die damit geschwängerten Wasser in den Ablagerungen auf Geschiebe fallen und überlaufend auf denselben an ihrer Unterfläche einen festen Kalksinter absetzen, ist ebenfalls eine Erscheinung, welche sich vielfach beobachten läßt. Sogar die noch im fließenden Wasser des Rheins liegenden Geschiebe zeigen oft einen solchen Kalküberzug an ihren Unterflächen.

So sind also die bei Amiens aufgefundenen Thatsachen noch keineswegs als beweisend für die affirmative Beantwortung der Frage des gegenwärtigen Aufsatzes anzusehen. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris hat indeß ihre Mitglieder Geoffroy-Saint-Hilaire, d'Archiac und de Verneuil zu Commissarien ernannt, welche näher über diese Angelegenheit berichten sollen.

Auch nach dem Entwicklungsgange der thierischen Schöpfungen, wie wir diese in der Reihenfolge der geologischen Epochen erkennen, ist es nicht wahrscheinlich, daß der Mensch schon zusammen mit den größeren Säugethieren des Diluviums gelebt habe. Ohne aber absolut darüber abzuurtheilen, wollen wir erwarten, ob weitere Forschungen die Beantwortung der Frage anders stellen und namentlich was die akademischen Commissarien über den vorliegenden Fund sagen werden.

Grade an dem Tage, an welchem der vorstehende Aufsatz zum Druck befördert werden sollte, hatte ich einen kurzen Besuch von Sir Charles Lyell. Er kam von Amiens und hatte zum zweitenmale die fragliche Fundstelle besucht. Er erklärte sich von der Gleichzeitigkeit der Einhüllung der steinernen Aexte mit den Knochen der vorweltlichen Thiere für vollkommen überzeugt, und zeigte mir eine bei Amiens gefundene Feuerstein-Axt, welche unverkennbar ein grob gearbeitetes Menschenwerk war. Meine Bedenken über den Kern der Frage sind damit aber noch nicht beseitigt, und sie mögen fortbestehen, bis zu erwartende weitere Veröffentlichungen des ausgezeichneten englischen Forschers sie vielleicht beseitigen können.

Die Stadt Bahia

in Nord-Brasilien.*)

Den Lesern der Monatshefte wird es wohl noch erinnerlich sein, daß wir vor einiger Zeit dem Werke des deutschen Arztes Dr. Robert Avé-Lallemant über Süd-Brasilien Einiges in Bezug auf die deutschen Colonien daselbst entnahmen; von demselben Verfasser ist nun die Beschreibung seiner im Jahre 1859 ausge-

*) Reise durch Nord-Brasilien im Jahre 1859. Von Dr. Robert Avé-Lallemant. Leipzig. F. A. Brockhaus. Erster Theil.

führten Reise durch Nord-Brasilien erschienen, die eine Fülle von Mittheilungen über die Zustände des Landes und der Bevölkerung, über Naturerscheinungen, geographische und ethnographische Verhältnisse enthält, und namentlich in Bezug auf die deutsche Einwanderung höchst wichtige Aufklärungen bringt. In der Vorrede bittet der Verfasser um Nachsicht für die Darstellung eines Hospitalarztes, der nimmer auf den Namen eines Naturforschers, sei es Zoologen, sei es Botanikers oder Mineralogen, Anspruch macht. Wir sind der Ansicht, daß Dr. Lallemant in seinen Aufzeichnungen überall den gebildeten und ohne prätentiöses Gelehrtenthum mit reichem Wissen ausgerüsteten Mann von der vielseitigsten Menschenkenntniß und einer gemüthvollen Auffassung erkennen läßt, dessen Mittheilungen durch die Frische und Unmittelbarkeit, wie sie das Empfangene wiedergeben, in hohem Grade fesseln und belehren. Besonders anziehend erschienen uns die Darstellungen ethnographischer Verhältnisse und wir geben daher in den folgenden Blättern eine lebhafte Schilderung des Negerlebens der Provinz und Stadt Bahia, die dem ersten Bande des genannten Werkes entnommen ist. Wir umgehen dabei die humanen und beherzigenswerthen Ansichten des Verfassers über Sclaverei und Auswanderungsverhältnisse und machen in Bezug darauf unsere Leser auf die ausführlichern Abhandlungen im Werke selbst aufmerksam. Dr. Lallemant erzählt ungefähr Folgendes:

Wenn man in Bahia landet, so entspricht das sich in den Straßen umhertreibende Publicum ganz dem Gewirr der Häuser und Gassen — ja es mag wenig Städte geben, die so originell bevölkert sind wie Bahia. Wenn man nicht wüßte, daß diese Stadt in Brasilien läge, so möchte man ohne viel Bedenken darauf schwören, sie wäre die Hauptstadt von Afrika und Residenz eines mächtigen Negerfürsten, in welcher eine ganz reine weiße Population vom Ankömmling ganz übersehen wird. Alles scheint Neger zu sein, Neger am Strand, Neger in der Stadt, Neger im untern Stadttheil, Neger in den hochgelegenen Quartieren. Alles was rennt, schreit, arbeitet, schleppt und holt ist Neger, ja sogar die Droschkenpferde in Bahia sind Neger. Mir wenigstens erschienen die unvermeidlichen Tragsessel von Bahia, die Cadeirinhas, wie Cabriolete, an welchen die Neger Pferd spielen.

Kaum aber kann man eine köstlichere Form von Menschen sehen als diese Bahianeger, besonders die dort so häufigen Minaneger. Man stelle sich nur einmal dahin, wo am Arsenal der Hauptweg zur obern Stadt hinaufgeht, und warte, bis ein Negertrupp kommt, um ein schweres Faß oder eine Kiste in die obere Stadt hinaufzutragen. In der Mitte einer langen, elastischen Stange hängt die Last, welche je nach der Schwere von vier bis acht Negern geschleppt wird. Dicht aneinander gedrängt unter der Stange bilden die pechschwarzen Männer die wundervollste Athletengruppe, die man nur sehen kann. Mit lautem Geheul und einer gewissen Kampfeswuth schreiten sie vorwärts. Der nackte Oberkörper trieft von Schweiß, alle Muskeln sind gespannt, gewölbt, hervortretend; die Fleischpartien der Schultern und Oberarme sind oft ideal schön; Michel Angelo hätte sie nicht kühner aus Marmor gehauen. Und dennoch ist in der schönen Muskelentwickelung nichts Uebertriebenes. Nichts erinnerte mich eigentlich, wenn ich diesen Minanegern zusah, an einen auf seine Keule gestützten Herkules von Nemea, alles dagegen an einen Achilles und den Faustkämpfer Polydeukes.

Was mir besonders bei dieser schönen Muskelentwickelung auffiel, war die große Beweglichkeit der Gelenke, welche der Arbeit, selbst der schwersten, immer eine Art von Grazie aufdrückt. Fast ein Tanz ist das Schleppen einer Last, fast ein salischer Umzug die Fortbewegung bei der Arbeit. Sogar rhythmisch geschrien muß bei der Dienstleistung werden, die Brustmuskeln müssen mithelfen, wenn der Arm, die Hand trägt, der Fuß sich fortbewegen soll, sonst kann die Negerarbeit nicht gethan werden. Selbst ein gewisses Fratzenschneiden liegt tief begründet in der Muskelnatur der schwarzen Heloten.

Fast noch schöner als die Männer sind die Weiber der Negerclasse von Bahia. Als solche sind sie wirklich berühmt geworden. Und in der That kann man wohl kaum irgendwo einen größern Formenreichthum finden als bei den Minanegerinnen von Bahia.

Sie haben den Oberkörper nur mit dem flatternden, weißen Hemde bedeckt, was eben, weil es oben sehr weit offen ist, die eine Schulter und Brusthälfte ziemlich entblößt läßt. Der Oberrand dieses Hemdes ist meistens mit weißen Zacken besetzt, und das ganze Hemd häufig von so diaphanem Stoff,

und selbst dieser noch, zumal am Sonntag, mit so viel durchbrochener Stickerei geziert, daß die ganze schwarze Basaltbüste vollkommen durchschimmert und jegliche Form verrathen wird.

Glänzend schwarz und rein ist die Haut dieser Frauen, und von einer Lebensfrische, wie sie in Rio eben nur bei Minanegerinnen und selbst bei diesen nur selten bemerkt wird. Bei jüngern Minanegerinnen von Bahia sieht oder erräth man wirklich herrliche Bildung. Dazu tragen sie sich alle wundervoll, die Schultern weit zurück, so daß die Brustwölbung schon dadurch mehr hervortritt und die Busenbildung viel entwickelter erscheint. Eine Art von Frechheit liegt allerdings in diesem übertriebenen Gradegehen; denn eben beim Gehen ist auch bei den Frauen jeder Muskel mitthätig. Sie werfen die Schultern und Arme unruhig hin und her und zeigen eine eigenthümliche Gelenkbewegung in den Lendenwirbeln.

Einzelne sah ich, besonders am Sonntag, die eine glänzende Erscheinung machten. Es sind nämlich sehr viele freie Minanegerinnen in Bahia, und diese sind sich ihrer dunkeln Reize, wie es scheint, vollkommen bewußt. Ich habe keine einzige Negerin in europäischem Putz bemerkt, wodurch sie in der That sich zu einer Aeffin gemacht haben würde. Selbst im Sonntagsstaat, und in ihm erst recht, sucht sie eine echte Minanegerin zu bleiben. Schneeweiß das reichgestickte Hemd um den bloßen Oberkörper, — überladen gestickt und unten mit Spitzen versehen der aus den weichsten Wollstoffen gemachte Rock, — ein zierlicher, weißer Pantoffel um den nackten, schwarzen Fuß, der bei der Kürze des Rocks bis über den Knöchel hinauf zu sehen ist, — auf dem Kopf ein faltenreiches, gesticktes weißes Tuch, welches ganz turbanartig das Wollhaar versteckt, — so sah ich im Sonntagsschmuck manche Minanegerin umhergehen, ein wundervolles afrikanisches Bild, aber eben ein afrikanisches, ein Wüstenbild, welches neben einer nordischen Frauenerscheinung, selbst einer ganz bescheidenen, anspruchslosen so ganz total zusammenfällt.

Diese mannichfach sich modificirenden und durch einander bewegenden Negererscheinungen nun sind es, die der Stadt einen tiefafrikanischen Anstrich geben und eben deswegen wohl etwas die Schattenseite, die Nachtseite derselben sein mögen. Ein Reisender sei bedächtig in seinem Urtheil und übereile sich nicht. Und so will auch ich nicht das Wort Demoralisation aussprechen, was durch die Negerclasse entstanden ist. Doch glaube ich, ist die Mischclasse, die Kinder der Negerinnen mit Weißen, ungemein zahlreich und gibt vielleicht ein Zeugniß dafür, daß über den Umgang der Weißen mit den Negerinnen noch kein öffentliches Urtheil sich ausspricht. In Rio-de-Janeiro ist man, wenn ich nicht ganz irre, doch in Betreff dieses öffentlichen Urtheils schon bestimmter geworden, wie denn überhaupt in Rio ein gewisser Europäismus viel entschiedener hervortritt als in Bahia.

Und doch scheint Bahia in mancher Beziehung mehr als Rio-de-Janeiro zu solchem Europäismus berufen gewesen zu sein. Bahia war sonst die Hauptstadt von Brasilien. Als solche prangt sie noch heute mit einer Unzahl von Kirchen, Klöstern und andern Bauten, wie Rio solche kaum aufzuweisen hat, wenn wir die Hospitalbauten an der Praia da Sta.-Luzia und Praia vermelha ausnehmen. Im verflossenen Jahrhundert und schon früher hat man in Bahia die Bedeutung des Marmors vollkommen gekannt. Ganze Kirchen findet man von diesem edeln Material errichtet. Wirklich frappant war mir die Jesuitenkirche am Terreiro, die Egreja do Collegio. Hier steigt der Marmor bis zum Gewölbe hinauf; die Kirche ist prächtig, wenn auch nicht im ernsten Kirchenstil errichtet. Kaum steht ihr die kleine „Liebfrauenkirche am Strand," wie sie wörtlich übersetzt heißt, nach. Und so drängt sich eine Kirche an die andere, viele zwar unbedeutend, manche aber in hohem Grade sehenswerth und wirklich überraschend.

Dieser Anfang in architektonischen Leistungen ist noch heute in Bahia unverkennbar fortlebend und selbst in einer Fortentwicklung begriffen. Ich brauche hier nur an Eins zu erinnern, an die hübschen neuen Brunnen, die man in Bahia findet. Als man vor Jahren neue Wasserleitungen in Rio-de-Janeiro anlegte, dachte man an keine Brunnenverzierungen. Freilich war das Wasser die Hauptsache, und wirklich hat Rio wundervolles Wasser seitdem bekommen. Aber etwas hätte man auch dabei an die Schönheit denken sollen. Statt solcher Schönheit hat man ganz praktisch an allen Ecken und Enden Messinghähne angebracht. Dreht man solchem Hahn den Hals um, so gibt er klares Wasser.

In Bahia ist man viel poetischer zu Werke gegangen. An einzelnen Hauptpunkten der Stadt hat man Brunnenmonumente hingesetzt, theils aus Marmor ausgehauen, theils aus Erz gegossen, die wirklich prächtig sind.

Das vollendetste Meisterstück scheint der Brunnen auf dem Terreiro vor der Egreja do Collegio oder Jesuitenkirche zu sein, prachtvolle Bronzefiguren von kolossalen Dimensionen, deren Erwerbung der Stadt alle Ehre macht. Das ganze Denkmal ist in Frankreich gegossen. Eine der Figuren ist wirklich von abgerundeter Schönheit, wie ich kaum irgendwo eine zweite kenne. Junge Künstler könnten gar manche Studien daran machen, und die Bahianer sollten zum Brunnen spazieren, um etwas Edles zu sehen und ihren Schönheitssinn auszubilden.

Solch einen Brunnen sollte man in Rio-de-Janeiro auf dem Campo da Sta.-Anna haben und einen Park aus jenem Campo vaccino machen, in dessen Schatten sich manche schöne Marmorstatue so prachtvoll ausnehmen würde. Statt dessen hat man im Passeio publico einen dicken, vergoldeten Jungen, der eine Schildkröte beim Schwanz hält. Die Schildkröte spuckt Wasser. Zu etwas Edlerm hat sich die Brunnenpoesie in der Hauptstadt noch nicht erheben wollen.

Auch schöne Gartenhäuser baut man in Bahia, besonders am südlichen Ende der obern Stadt, auf der sogenannten Victoria. Kaum kann man reizender wohnen als auf der Victoria von Bahia, kaum eine lieblichere Nachbarschaft haben als den „öffentlichen Spaziergang“ daselbst! Während unten im Grunde die herrliche Bucht blitzend und leise rauschend sich mit dem offenen Meere vermischt, und drüben am fernen, jenseitigen Ufer glückliche Anpflanzungen den Strand und einzelne leichte Hügel schmücken, vergißt man unter dunkeln Mangabäumen die Hitze des Tages. In gewaltigen Dimensionen ragen die Jacazeiros (Artocarpus integrifolia) hoch hinaus in die reine Luft. Einzelne Trauben von drei bis vier kolossalen Früchten hängen unmittelbar am Stamme und den dickern Aesten, wunderbare, warzige, anscheinend kürbisartige Bildungen, die der Europäer als etwas ganz Unerhörtes, ganz Fremdartiges wirklich kopfschüttelnd anschaut und mit nichts in der ganzen nordischen Fruchtreihe vergleichen mag. Bedeutend kleiner im Habitus und in den Früchten, aber viel größer in der gezackten Form der sparsamen Blätter steht neben den gewaltigen Bäumen der so vielberufene Brotfruchtbaum mit kugelrunder Warzenfrucht (Artocarpus incisa). Beide Bäume nebst dem mächtigen, dichtbelaubten Mangabaume sind nicht heimisch im Lande, haben aber vollkommen das Bürgerrecht gewonnen und bilden die schönsten Laubkronen, so hoch und edel wie kaum andere Laubbäume, namentlich Fruchtbäume. Und sehen wir nun noch hinauf zu einer andern Einwanderergruppe, den edeln Cocospalmen, die unter dem üppig grünenden Wedel der bis 25 Fuß langen Blätter ganze Trauben ihrer Riesennüsse tragen und sich dennoch damit im Winde anmuthig und leicht hin- und herbewegen, so haben wir in Artocarpus und den Cocospalmen eine Baumgruppe bezeichnet, in der die Natur es versucht zu haben scheint, ein wirkliches Riesenmaß in der Fruchtbildung zu erreichen auf hohem Standpunkt, ohne dadurch dem fruchttragenden Baume ein gedrücktes, belastetes Ansehen zu geben.

Vielleicht hätte ich hier auch die fruchttragenden Musaceen anführen sollen. Denn auch im Pisang, in den Bananenbäumen, wenn man den Ausdruck Bäume hier vertheidigen kann, hat die Natur eine wirkliche Riesentraube dargestellt. Aber sie hängt lastend und erdrückend am Stamme und vernichtet im Reifen die ganze Pflanze, während die eben genannten Bäume in alljährlicher Wiederkehr immer neue Früchte erzeugen und eben darin eine kräftige Jugendfülle von langer Dauer anzeigen.

Diese mächtigen, über Meer aus fernem Osten eingewanderten Baumformen Artocarpus und Mangifera haben für den Botaniker noch ein besonderes Interesse. Man schätzt gern das Alter großer Stämme und läßt sie aus unbekannten Jahrhunderten herauswachsen, grade wie Horaz das alte Geschlecht seines Freundes bezeichnet: Crescit occulto velut arbor aevo. Das brasilianische aevum der Mangabäume und Artocarpus aber ist wohl bei keinem einzigen Stamm über 250 Jahre hinauszuschieben. Und doch könnte man manchen herrlichen Baum mindestens doppelt so alt schätzen.

Aehnliche Rücksichten möchten wohl bei allen Riesenformen der Tropenbäume zu nehmen sein. Ihr Alter ist mit den nordischen Bildungen von ähnlicher Ausdehnung

nicht im Allerentferntesten zu vergleichen. Wie ungeheuer rasch wachsen nicht so manche tropische Feigenbäume, so manche Sterculiaceen? Sehr geistvoll macht Junghuhn, der große Untersucher von Java, schon darauf aufmerksam, wie in den weiten Kratertiefen einzelner javanesischer Vulcane gewaltige Waldungen sich bilden, obgleich der letzte, Alles verheerende Ausbruch solcher Vulcane ziemlich neuer Zeit angehört und als ein Schreckniß in den Annalen der holländisch-javanischen Geschichte sich aufgezeichnet findet.

Neben solchen dunkelschattigen Riesenbäumen macht sich in den Gärten von Bahia nun die Schaar der nach Licht und Sonne strebenden Blüthen sehr lieblich. Besonders viele Bougainvillien, Plumieren, Lagerströmien und Poincianen hat man angepflanzt, sowie die mit so prachtvollen Bracteen weithin prangenden Poinsettien. Hoch heraus sieht man das wundervolle Blütengemenge überall emporragen, und dazu noch schöne Bignonien und Cassien. Für einen nordischen Garten würde man der Farben fast zu viele finden. Zur Tropengluth aber und dem üppigen Süden passen sie vollkommmen. Gewähltere Gartenzucht, anmuthigere Blumenformen sieht man allerdings schon in Rio. Und das mag auch vielleicht ein Charakterzug sein, daß in Rio's Gärten feinere Pflanzengliederungen und zartere Blumen vorkommen, Bahia dagegen üppigere, vollere Farbenpracht und Formen erzieht, grade wie es sich seiner formenreichen Minanegerinnen und farbigen Creolinnen rühmt, während Rio auch hierin gern hellere Farben sieht und sich mehr und mehr dem Europäismus zuwendet.

Einen eigenthümlichen Reiz gewinnen einzelne Gärten von Bahia noch durch einen langgezogenen und gewundenen Teich oder Landsee mit süßem Wasser, der freilich schmal genug ist, um ziemlich von allen Reisenden übersehen zu werden. Und allerdings, wenn auf der Westseite der Stadt die weite, mächtige Bucht sich hinerstreckt, wenn sie mit allen Reizen einer üppigen Tropenlandschaft prangt und Fernsichten von mehreren Meilen bietet, in welchen hin- und herziehende Fahrzeuge aller Formen, Größen und Flaggen ein frisches Leben hervorrufen, da kann eine geringe Ansammlung von süßem Wasser auf der Ostseite der mächtigen Handelsstadt kaum Jemand anziehend erscheinen.

In einer tiefen Schlucht liegt dieser gewundene Teich. An vielen Stellen steigen schattige Gärten bis zu seinen sumpfigen Ufern hinab; an manchem Winkel findet sich ein hübscher Weideplatz. Im Allgemeinen aber herrscht dort noch eine ungebändigte Natur. Baumförmig fast wächst dort die kräftige Aracee Anhinga zu dichtem Gebüsch aus dem unsichern Boden auf und bietet noch heutigen Tags großen Jacares oder Alligatoren sichere Schlupfwinkel trotz der Nähe der Stadt und der anstoßenden Garten. Wundervolle Parkanlagen ließen sich mit einigen Opfern um diesen Teich zu Stande bringen, besonders wenn man den Uferrand etwas verbessern wollte; denn er bietet, wie tief poetisch sich auch das Dunkel der dicht bis an ihn herandringenden Mangabäume ausnehmen mag, doch an manchen Stellen widerlichen Schmutz und ziemlich unästhetische Prospecte. Ja ich gerieth auf meinen Spaziergängen einmal auf einen großen Bleichplatz, wo eine Menge von Negerinnen mit Zeugwaschen beschäftigt war. Bei diesen Wäscherinnen fand sich die tiefste Naivetät der Negertoilette ausgesprochen; einige gingen selbst ganz nackt, und ich will nur das hier bemerken, daß ich eigentlich selten einen so widerlichen Anblick wie jenen gehabt habe.

Wenn die oben angegebenen Gärten mit ihrer Blumenpracht mehr dem Süden von Bahia eigen sind, erscheint das Nordende der Stadt offenbar viel weniger gesucht und beliebt. Am Nordende löst sich Bahia nicht in den aristokratischen Knalleffect eines Campo grande und einer Victoria auf, sondern ganz allmälig kommt man zu den letzten Häusern, um dann noch unter schönen Palmen und wilden Feigen einzelne wirklich hüttenartige Wohnungen zu treffen und Waldpartien zu finden, in denen ganz reine Naturklänge tönen. Absolut nichts muthmaßt man mehr von der Nähe einer großen Stadt; das Getümmel der vornehmen Welt liegt weitab von dort, und der nach Ruhe und Genuß in der ungekünstelten Natur Strebende mag den lieblichsten Aufenthalt daselbst finden.

Doch würde ich der Natur oder der Kunst unrecht thun, wenn ich vom Südende der obern Stadt und ihren Villen behaupten wollte, daß dort nur Getümmel und vornehme Pracht stattfände. Vielmehr gibt es auch da gar liebliche Einsamkeiten. Vom Campo grande führt ein stiller Weg in südöstlicher Richtung abwärts. In den wundervollen, von der üppigsten Vegetation strotzenden Schluchten und Thälern, zwischen welchen hin-

durch der Weg geht oder in die man zum Theil selbst hinabsteigt, wuchern Palmen, Cecropien und Calophyllen. Mächtig hohe, zu ganzen Gebüschen zusammengedrängte Bambusen wölben sich über den Weg, und aus dichtbelaubten Ingabäumen hängen die Ketten goldblühender Banisterien herunter. Auch hier ist Artocarpus in Menge angepflanzt. Immer mit neuem Staunen blickt man hinauf zu den großen schweren Früchten des Jacazeiro, wie sie gleich vegetabilischen Elephantengebilden am Stamm und den stärkern Aesten bis hoch oben hinein in den mächtigen Baum fest und sicher hängen.

Wundervoll contrastirte am Sonntagmorgen die stille, schweigende Natur gegen das Menschentreiben. Ich ging auf den Hügeln umher, auf denen zum Theil Zuckerrohr wuchs, zum Theil eine freiere Vegetation aufsproßte. Viele hübsche Convolvulus, Lantanen, Melastomen, Euphorbien, Cinchoneen, Malven — alles blühte und strotzte in saftiger Ueppigkeit. Eine wunderbare Fruchtbarkeit offenbarte sich überall und der sich ihr so gern hinzugesellende Parasitismus. Von vielen Bäumen hingen dichte Loranthaceenbüsche in üppiger Fülle herab. Einzelne Guttiferen hielten mit riemenartigen Wurzeln die untern Enden der Palmen umfaßt und trieben neben dem abgestorbenen Nachbarbaum schlanke Stämme empor unter reicher Fülle glänzender Blätter — Stamm, Zweige, Blätter triefend von weißem Saft, sowie man sie nur etwas anritzt. Aus der Umarmung beider Bäume sproßten reichlich blühende Bromeliaceen auf, und weithin erglänzten die rothen Bracteen um die blauen Blüthen. Oben in den Zweigen aber parasitirt ein anderes Völkchen. Eine gelbe Staarart hatte an mehreren Stellen ihr langes, beutelförmiges Nest an einem elastischen Zweige herabhängend aus leichtem Reisig wundervoll künstlich zusammengewebt; mit dem Zweige schwankte das Lustschloß und seine Bewohner dazu anmuthig auf und nieder.

Vom Boden aber zischte mir eine Schlange entgegen. Eine Jararaca hatte drei- bis viermal ihre Ringe um eine Eidechse von ziemlich großem Kaliber geschlungen, und ich war im Begriff, auf das wüthende Thier zu treten, was mir bei dem concentrirten Gift der Schlange, einer Lachesis von bedeutender Länge, sehr übel bekommen wäre. So trat ich einen Schritt zurück und sah zu, wie die beiden Reptilien mit einander kämpften. Schon nach einer Minute war die Eidechse todt. Langsam und mit entschiedener Vorsicht löste die Schlange ihre Ringe und hob den Kopf hoch empor, um aus einer gewissen Entfernung die Beute zu übersehen, ob sie auch noch ein Lebenszeichen von sich gäbe.

Da kam ein Neger des Weges. Kaum hatte der die Jararaca erblickt, so brach er in fliegender Hast einen Ast vom nächsten Baume los, und nach einem Augenblick lag die Schlange todt neben der todten Eidechse. Im letzten Todeskrümmen legte sie zwei Eier.

So liegt nicht nur im Menschen, sondern in der ganzen Natur neben dem scheinbaren Frieden ein feindliches Verfolgen und bitteres Hassen. In scheinbarer Freundesumarmung erstickt eine Pflanze die andere, während am Fuß der starren Kämpfer ein Reptil das andere erwürgt und mit giftigem Zahn vollends umbringt, bis ein hinzukommender Sclave den Sieger todt hinstreckt, um vielleicht im nächsten Augenblick für ein Vergehen unter den wohlgezielten Peitschenhieben seines Aufsehers zu bluten.

Am Nachmittag machte ich einen kleinen Ritt zu einer benachbarten Höhe, wo zwischen dem Gebüsch ein schönes Palmetum aufgewachsen ist und dem Beschauer eine wundervolle Aussicht gewährt. Ueber die Krümmungen des St. Francisco hinweg sieht man zwischen fruchtbaren Hügeln hindurch bis weit auf die ferne Bucht von Bahia, während weiter landeinwärts die hübsche Stadt S. Amaro daliegt und den malerischen Anstrich der Landschaft vollenden hilft. Vor einem stattlichen Engenho am Fluß lag unser Dampfboot; bei seinen Dimensionen konnte es im flachen Wasser die Stadt nicht völlig erreichen.

Am folgenden Morgen fuhren wir denn auch in unserm Canot den Fluß hinunter und erreichten das Dampfboot, welches sich alsbald in Bewegung setzte und schnell die breiten Krümmungen des Stroms hinabflog.

Der reine Morgen gönnte uns eine volle Ansicht der Ufer und der ganzen prachtvollen Umgegend. Hellgrüne Hügel trugen reiche Fülle des Zuckerrohrs; höhere, dunkle Waldberge ragten an manchen Stellen darüber hinaus. In vornehmer Pracht lag das eine oder andere Wohnhaus der Pflanzer da. Fast wie Paläste sahen einzelne Häuser aus auf lustigen Hügeln. Neben dem großen stattlichen Gebäude erhob sich meistens eine kleine Kirche und gab dem Privathaus den Anstrich einer ansehnlichen Abtei.

Wer aber mit europäischem Auge hinüberblickt zu diesen Sommerpalästen der Bahianer Nabobs, der kann nur den tiefsten Unwillen empfinden beim Erschauen einer langen Reihe von grauen Stallungen, die nicht für das Vieh der Besitzung, sondern für die Neger, die escravatura, bestimmt ist. Hier gönnt man ihnen den Schein eines Familienlebens, um aus diesem Zusammenhecken möglichst viel jungen Sclavennachwuchs zu erzielen, worauf in den letzten Decennien mit eben so viel Sorgfalt gesehen wird als auf das Belegen der Stuten in Rio-Grande. Was würde aus Brasilien werden, wenn man mit einem Schlage alle Negerinnen von 14—40 Jahren freikaufen könnte? In 30 Jahren hätte es da kaum noch einen Sclaven und befände sich im allerkritischsten Momente, dem seines Todes oder seiner schönsten Wiedergeburt.

Einen ganz besondern Reiz hat die Mündung des S. Francisco an sich. Hier liegt auf dem linken Rand des Flusses das Städtchen S. Francisco, malerisch halb versteckt zwischen Gebüsch und Palmen an und auf einem Hügel, dessen äußerster Vorsprung von einem großen Franciscanerkloster geschmückt wird; die beiden Thürme der Klosterkirche sehen ehrwürdig aus. Nicht weit vom Städtchen liegt auf derselben Seite ein vornehmer Pflanzerpalast; in die Ferne hinaus glänzt das weiße Gebäude vom grünen Hügel.

Der Stadt gegenüber liegt auf der andern Seite des Flusses eine andere große Pflanzung, überragt von einem Hügel. Jetzt ist er mit Wald bedeckt. Früher trug er eine holländische Batterie. Als die Holländer in Pernambuco Herren waren und ihre Macht auch vielfach über Bahia ausdehnten, erkannten sie vollkommen die Wichtigkeit des scheinbar so kleinen Flusses S. Francisco und suchten seine Mündung zu befestigen. Aber das protestantische Fort auf der rechten Seite des Flusses sank zusammen vor dem Kloster auf der linken Seite, und die portugiesische Herrschaft hielt alle weitern Fortschritte, wie sie unter Moritz von Nassau so ausgezeichnet gemacht worden waren, fern.

Was wäre Brasilien heute, wenn die Holländer im Besitz von Pernambuco und Bahia geblieben wären und des alten Coligny Capitän Villegagnon sich mit seinen Hugenotten in Rios Bucht behauptet hätte? Auf dem Wege des Friedens kommt in unserm Jahrhundert der norddeutsche Protestantismus in das Land gezogen. Statt des Schwerts bringt er die Pflugschaar, statt der Zerstörung den Ackerbau. Danke man Gott dafür, daß er kommt in Frieden und mit den Werken des Friedens, damit nicht nach vielen Jahren mit Bitterkeit und Hohn gefragt werde: was wäre aus Brasilien geworden, hätte man damals den friedlichen, arbeitsamen Protestantismus frei und ungeschmälert in das Land gelassen und ihm sein gleiches Kirchen- und Staatsrecht mit den Descendenten der Portugiesen, Neger und Indianer gegeben?

Unter solchen Betrachtungen fuhr ich auf unserm Dampfer in die Bucht hinaus. Wir erblickten fernere, reizende Ufer, theils im freien Naturzustand, theils prächtig angebaut und mit anmuthigen Wohnungen übersäet. Dicht an der Nordspitze der Insel Itaparica fuhren wir vorbei, wo auf einem Vorsprunge die Stadt gleiches Namens sich ungemein gut macht. Dann lief das Packetschiff quer über die Bucht in wogender Bewegung, und um neun Uhr schon endigte unsere Fahrt von der imposant über Land und Meer hinausschauenden Stadt St. Salvador da Bahia.

Der Anfang des December bot mir auch einigemal Gelegenheit, größere Volksmassen zu festlichen Aufzügen in den Straßen versammelt zu sehen.

Zuerst war am 2. December der Geburtstag des Kaisers. Die bewaffnete Macht von Bahia marschirte auf, um in martialer Haltung, Bewegung und Geberde vor dem Palast des Präsidenten ihre Begeisterung für Kaiser und Reich kund zu geben. Alles war recht gut gemeint, aber der Tag war heiß, und in den engen, unregelmäßigen Straßen war kein Platz zu kriegerischem Einherschreiten und Paradiren der muthigen Legionen. Noch weniger Raum bot die Esplanade vor dem Gouvernementspalast dar. Die Truppen konnten sich nur sehr langsam und mit großer Mühe bewegen und mußten fast zu einem Knäuel in einander geschoben werden. Die Infanterie gab dann drei Lauffeuersalven, die Kanonen der einzelnen Forts donnerten unten vom Meer herauf, und das versammelte Publikum schrie: Viva o imperador! —

Ansehnlich war das Militärmanöver nicht; man konnte von Bahianer Milizen nichts Anderes erwarten und mußte Nachsicht haben Die hatte ich ganz gewiß. Trotz aller Nachsicht aber fiel mir eins auf: die durchweg schlechte, alte, zerrissene Fußbedeckung der Leute. Wenn mein geistvoller Freund Burmeister recht hätte, daß im Fuß das volle

Attribut der Menschheit liegt und der Charakter der Individuen sich in ihren Stiefeln und Schuhen ausdrückt, so müßte man von den Bahianer Milizen wirklich das Allerschlechteste denken.

So denke ich nun keineswegs von ihnen, glaube aber doch, daß die Herren, da sie dem Monarchen an seinem Geburtstage außer ihrer Ergebenheit nichts zu schenken haben, sich zum Ausdruck dieser Ergebenheit am 2. December ein Paar neue Schuhe schenken oder die alten flicken und putzen lassen sollten. Ich habe wirklich kaum den einen oder andern gesehen, namentlich unter den Farbigen, dessen Schuhe nicht ein Paar anderer verdient hätten.

Farbige waren aber die meisten beim ganzen Manöver. Man hat mir gesagt, daß unter den 180,000 Einwohnern der Stadt Bahia die Hälfte schwarz, ein Viertel gemischt und nur ein letztes Viertel weiß wäre. Wenn man dem eigenen untersuchenden Blicke folgt, mag er auch ein nicht ganz sicherer Wegweiser sein, so möchte man allerdings diese Angabe für wahr halten. Nicht nur die Milizen, sondern auch das zuschauende Publikum schien mir dasselbe Resultat zu geben, wobei zu bedenken ist, daß bei solchen Festgelegenheiten um Mittag ein weißes Publicum sich den brennenden Sonnenstrahlen nicht eben gern aussetzt. Wirklich sah ich auf der Schattenseite einiger Straßen manche Gruppen weißer Zuschauer auf den Balconen und an den Fenstern versammelt und bemerkte sogar manche recht gut aussehende Dame darunter.

Viel interessanter noch machte sich eine kleine Procession am 8. December, wenn auch das ungünstige Terrain jede imposante Entwicklung derselben und einer sich dazu einfindenden Volksmenge verhinderte.

Die Procession ging von der **Egreja da Nossa Senhora da Conceiçao da Praia** aus, der kleinen, reich aus Marmor aufgebauten „Liebfrauenkirche zur Empfängniß am Strand,“ dicht vor dem Arsenal. Der Tempel prangte im vollsten Schmuck seines edeln Materials, seiner buntgemalten Decke und seines hellerleuchteten Hochaltars, zu welchem allen das weltliche Treiben der ab- und zulaufenden Leute, namentlich der Neger, den allerwunderlichsten Eindruck machte. So glich denn auch die kleine Procession ganz einer regellosen Pantomime und die kleinen geputzten Mädchen im Zuge, welche Engel und die Heilige Jungfrau vorstellen sollten, wirklichen Balletpuppen und Seiltänzerinnen.

Für die farbige Classe war der Tag ein gefundenes Essen. Es wimmelte von Negern und Negerinnen vor der Kirche und in den anliegenden Straßen. Der ganze ehemalige Hofstaat der Königin Anna Chinga schien versammelt zu sein, ein echt origineller afrikanischer Anblick. Ich mußte manche Negerin wirklich rundherum besehen, und mehr als eine war als Minaküstenschönheit vollkommen schön. Wie aus Basalt meisterhaft herausgemeißelt standen einzelne da im tiefen Neglige des auf der einen Seite halb nackten Oberkörpers, prachtvoll in grader Haltung, glänzend schwarz die abgerundeten, elastischfesten Formen, manche an Nacken und Schultern bis tief am Rücken hinunter mit sauber eingeschnittenen Hieroglyphen geschmückt, in welchen ein Kennzeichen einer gewissen, vornehmen Herkunft liegen soll, — Hieroglyphen, die der Europäer nicht entziffert und am allerwenigsten achtet, die aber unter den Afrikanern selbst eine Bedeutung haben. Auffallend war mir allerdings, daß zwei oder drei schön gewachsene Negerinnen, die an Brust und Rücken reichlich mit diesen ungemein saubern Einschnitten versehen waren, ihr reichgesticktes Hemd von dünnem Stoff auffallend tief hatten heruntersinken lassen, gleich als wollten sie die Gelegenheit benutzen, eine Art von Huldigung ihrer Stammesgenossen davonzutragen. Und wer weiß, ob nicht mancher vorbeigehende Neger an dem auf der lebendigen Haut eingeschnittenen Adelsbrief die Tochter seines ehemaligen Häuptlings erkannte und innerlich in die Worte ausbrach:

„Stoßt an! Cap Verd! Der Nigger und
mein Gedankenreich!“

Wie oft aber mag nicht solch ein zierlicher Adelsbrief aus libyscher Wüste schon von der Peitsche auf brasilianischem Boden zu einem Palimpsest europäischer Brutalität umgewandelt worden sein!

Echt afrikanisch ist um den schwarzen Hals dieser Frauen eine reichliche Korallenschnur mit goldenen Zierrathen geschlungen; ja viele trugen dicke goldene Ketten um die Schultern. Eine sah ich, die den ganzen linken Vorderarm von der Handwurzel bis zum Ellenbogen herauf mit gegliederten Armspangen bedeckt hatte. Doch scheint mir immer die Haupttoilettensorgfalt in dem turbanartigen Aufbauschen des feinen durch und durch gestickten Kopftuchs zu liegen, im feinen gestickten Hemd und dem untern Rand des luftigen,

faltigen Rockes. Strümpfe dagegen schien mir im saubern, kurzen Pantoffel keine einzige zu tragen, grade als ob sie die Kokketterie eines zierlichen, bloßen Frauenfußes vollkommen studirt hätten.

So sahen denn diese freien, zum Theil wohlhabenden Minanegerinnen wirklich classisch aus. Wenige Stunden aber nach der Procession zwischen afrikanischen Schönheitselementen war ich auf einem deutschen Balle, wo sich nur ausländische Damen befanden. Freilich vor solchen Lichtbildern nordischen Stammes sinkt die afrikanische Schönheit zu einem unheimlichen Nachtgebilde zusammen. Wie so ganz anders doch ein jugendlicher Blondkopf mit hellen Augen und Karminwangen, so blühend anzuschauen, als hätte Süden auf Nordens Schnee gepflanzt seine Rosen, wie anders so eine Jugenderscheinung im rauschenden Atlasgewand, wenn sie im Sechsachteltakt dahinschwebt durch den Saal! Wie so ganz anders die edeln Alabasterformen einer eben vom Norden gekommenen Frau, auf deren reinem Weiß noch der germanische Schnee zu liegen scheint, wo der glänzende Schmuck, der auf der schönen Brust zu ruhen wagt, für solch kühnes Beginnen mit Blindheit gestraft wird! Wie anders das, wie anders Alles! Neben solchen Blüten werden die Schönheiten aus der Bucht von Biafra und vom Strand des Dschabba zu Nachtschatten und unheimlichen Kräutern, wie wir solche schon im colchischen Garten der Hekate laut Orphischer Gesänge vorfinden — ja nicht einmal denken dürfen wir an die Einen, wenn wir die Andern betrachten.

Und gar zu gern betrachtete ich diese Andern, die Blütenknospen europäischen Stammes und nordischer Gesittung, um so lieber, je mehr ich bis an den Rand, bis in die Tiefe fern abliegender Urwälder auf meiner Reise geführt ward.

Auch im Theater von Bahia sah ich helle Farben und europäische Formen. Im sehr hübschen Opernhaus sah ich zweimal den „Don Juan,“ allerdings eine seltene Erscheinung in Brasilien, selbst auf dessen italienischen Bühnen. Das Orchester war außerordentlich schlecht, desto besser aber die Aufführung selbst, und ich habe mit großer Freude unser deutsches Meisterwerk jenseit des Oceans gehört.

Unter den Zuhörern war das deutsche Publikum recht zahlreich vertreten, und ich sah viele angenehme Erscheinungen in den Logen, freilich weniger animirt als auf einem Balle. In ganz gleichem Maßstab sah auch die brasilianische Welt im Theater fein und anständig aus. Und wenn nicht aus höhern Regionen bis zum Paradies hinauf manche braune Peri herabgeschaut hätte, so hätte man sich vollkommen in ein europäisches Theater versetzt geglaubt.

Und doch muß ich hier noch einer entsetzlichen Anomalie Erwähnung thun. Man kann, wenn man in den Hauptsängern europäische Descendenten hat und manche unter ihnen, wie z. B. Donna Elvira und Zerline, außer dem tüchtigen Gesang auch glänzende Erscheinungen sind, keine so entsetzlichen Choristenfratzen und Statistencaricaturen auf die Bühne bringen, wie ich das in Bahia gesehen habe. In Rio selbst hat man sich nicht immer freigehalten von Tactlosigkeiten der Art, aber so arg wie in Bahia ist es doch dort nie gewesen. Wirklich, so sonderbare Menschenbildungen und Colorite habe ich nicht leicht irgendwo zusammengewürfelt gesehen wie auf dem Hintergrund der Bühne von Bahia! Sie bildeten das Seitenstück zu den Schuhen der Milizen am 2. December. So knapp kann es doch auch nicht mit der weißen Race bestellt sein, daß das Haupttheater, die italienische Oper in Bahia zu solchen Farben, solchen Formen greifen müßte!

Und doch sollte man das glauben, wenn man das Getümmel in den Straßen sieht, wie ich das ja schon gesagt habe. Gar oft ist die Frage aufgeworfen worden, ob die überwiegende Menge Schwarzer und Farbiger für die Existenz der hellern Classen nicht bedenklich und selbst gefährlich werden könnte.

Die Zeit, wo diese Frage mit Ja beantwortet werden konnte, ist wohl ziemlich bestimmt vorüber. Früher, als man Neger besserer Classen aus Afrika rücksichtslos in das Land überschleppte, als der öffentliche Sclavenmarkt noch überfüllt war mit „Waare“ und die Neger auf der Straße vor dem zuschauenden Publicum fünf- bis sechsmal billiger verkauft wurden als jetzt, früher, bei solchem Negerüberfluß und bei einer viel brutalern Behandlung der Sclaven war allerdings Gefahr für die weiße, freie Menschenwelt vorhanden. Im Jahre 1834 war der letzte Negeraufstand in Bahia, bei welchem die Schwarzen unter Blutvergießen zu Paaren getrieben wurden. Ein Augenzeuge erzählte mir furchtbare Sachen. Man schlug die Neger wie die Hunde auf den Straßen todt.

Besonders sollen die gemischten Einwohner arg gegen ihre Vettern gewüthet haben. Doch ist das Alles bereits ein Vierteljahrhundert her, und ein eigentlicher Sclavenaufstand wird nicht mehr gefürchtet.

Dennoch herrscht immer noch ein gewisser Zusammenhang unter einzelnen Negertribus, namentlich unter den Minanegern. Sie sind entschieden von semitischem Sauerteig und mohamedanischen Lehren durchdrungen, haben ihre eigene Sprache mitgebracht, ihren eigenen Cultus, ihre eigenen Kirchenformen und religiösen Gebräuche beibehalten. Ueberall hört man sie ihre semitische Sprache reden. Auch lebt unter ihnen heimlich und in heiliger mystischer Bedeutung eine Schriftform fort, welche sich besonders in den Händen derjenigen befindet, die eine Art von Priesteramt unter ihnen führen und gewisse, heimliche Zusammenkünfte halten und leiten.

Diese Verbindungen und Zusammenkünfte sind wohl eher für eine Art von Freimaurerform als für einen wirklichen Mohamedanismus zu halten, wie es denn ja auch z. B. bei den Chinesen, wohin sie nur immer über den Erdboden gehen mögen, ganz regelmäßig eine Association freimaurerischer Natur gibt. Mehr als einmal ist man von seiten der öffentlichen Behörden genöthigt gewesen, solche Negerzusammenkünfte, wenn man sie entdeckte, aufzuheben und die Häupter derselben gerichtlich einzuziehen. Wenn ich nicht irre, so ist das noch im Jahre 1857 der Fall gewesen, ohne daß die Untersuchung einen ernstern Charakter herausgestellt hätte.

Und da nun der Negereinfuhr von Afrika her eine Grenze gezogen ist, so mögen auch solche afrikanische „Burschenschaften" immer mehr zusammenfallen und im gewöhnlichen politischen und kirchlichen Leben ganz aufgehen, wie das ja selbst mit der Freimaurerei der Fall ist. Je mehr es dabei den Schwarzen gelingt — und es gelingt in Bahia vielen Minanegern — vom Sclavenstand zur Freiheit zu gelangen und in derselben an allen bürgerlichen Rechten theilzunehmen, desto weniger haben sie Grund aufzustehen und die Ordnung der Dinge umstoßen zu wollen.

Anders ist es mit der gemischten Classe. Meistens von mütterlicher Seite aus afrikanischem Blute stammend, drängt sich diese Menschenclasse ganz entschieden zur weißen Race hin und zeigt sich selbst da, wo es zu einer Parteiergreifung kommt, entschieden feindlich und selbst grausam gegen die schwarze Race, wie das sich grade im Jahre 1834 herausstellte. Und doch hat diese Menschenfraction — wenigstens hat man mir das in Bahia vielfach berichtet und ich glaube es auch — eben keine Ruhe und Fassung in politischen Angelegenheiten. Man schiebt den Farbigen von Bahia gern Gelüste zu republikanischen Tendenzen unter und meint, daß ein Freistaat von Farbigen von Bahia nicht zu den Unmöglichkeiten gehöre. Allerdings stand die berüchtigte Revolution des Sabino vom Jahre 1837 entschieden auf farbigem Boden, wenn auch der Ehrgeiz einzelner Weißer lebhaft dabei betheiligt und thätig war.

Ob wirklich solche Gelüste zu republikanischen Tendenzen noch einmal die Monarchie zu offenem Kampfe herausfordern werden, ist nicht abzusehen. Bahia liegt offen an seiner Bucht da und ist zu einem Bombardement von der Seeseite her ganz geschaffen, — wenigstens ein gewichtiger Grund zur Ruhe für ochlokratisches Gesindel, dem Freiheit und Frechheit ganz gleichbedeutend ist und welches in jedem Gesetz eine Tyrannei erblickt.

Das sind Bahianer Zustände, die Resultate des Sclaventhums und der Negerzüchterei! Werfen wir noch einige Blicke auf solche Zustände.

Während wir im freien deutschen Colonieleben von St. Leopoldo in der Provinz Rio Grande uns nach dem Wort Verbrechen fast ganz vergebens umgesehen haben, finden wir in der Provinz Bahia mit etwa einer Million Einwohnern, daß vom 22. September 1857 bis 15. April 1858, also in etwa sieben Monaten, unter 130 Verbrechern 85 Mörder, 8 Mordversuchende und 21 Subjecte wegen schwerer Verwundungen, dagegen nur 4 Räuber, aufgefangen wurden.

Unter den 85 Mördern figurirt einer mit 17 Ermordungen und wahrscheinlich noch mehr, einer mit 15 Morden und ein dritter mit 5. Rachsucht war wohl meistens der Beweggrund zum Mord.

Im ganzen Jahre 1857 wurden 96 Mörder eingefangen, 8 Individuen wegen Mordversuchs und 17 wegen schwerer Verwundungen. Unter den Ermordungen findet sich der Mord eines Ehegatten an seiner Frau ausgeübt, eines Stiefvaters gegen seine Stieftochter, eines Schwagers gegen den Schwager, eines Stummen gegen seinen Schwager in dessen Hochzeitnacht u. s. w.

Das sind allerdings blutige Geschichten, und noch lange mag es dauern, ehe sie sich

vermindern. Höchst interessant wäre es, wenn in solchen Polizeiangaben auch genau die Farbe constatirt würde (Weißer, Neger, Mulatte, Cabra und Indianer); ich konnte indeß nichts darüber ausfindig machen.

Doch müssen wir gleich hinzufügen, daß die Regierung auf alle Weise zu bessern sucht durch Anlegung und Besserung von Schulen. In den 177 öffentlichen Knabenschulen für primären Unterricht wurden nach dem Relatorium vom Jahre 1857 doch 7371 Knaben unterrichtet, und in den öffentlichen Mädchenschulen 1406 Mädchen. Privatschulen für Knaben gab es in der Provinz 49, mit 1983 Schülern, und 21 Mädchenanstalten mit 1032 Schülerinnen. Demnach genossen im Jahre 1857 in der Provinz Bahia 11,792 Kinder primären Unterricht.

In Anstalten von secundärem Unterricht genossen:
im Lyceum von Bahia 182 Schüler,
in andern höhern öffentlichen Schulen 1950 „
und außerdem in Privatanstalten 1344 „
von denen allein auf die Stadt Bahia 1085 kommen, ausgedehnten Unterricht.

In zwei Seminarien der Stadt wurden 101 Studirende für den geistlichen Beruf erzogen. Wie weit aber die Kirche auf das Volk wirkt, ob verbessernd oder demoralisirend, darüber will ich hier kein Urtheil fällen.

Mit der Katechese der Indianer sah es schlecht aus. Wenige Missionare waren vorhanden, und eine nur geringe Anzahl Wilder bekehrte sich zum Christenthum und zur Cultur.

Die öffentliche Bibliothek enthielt 16,654 Bände und ward von 2902 Personen besucht, von denen jedoch viele nur kamen, um die Sammlung einmal zu besehen, nicht um sie eigentlich zu benutzen.

Wenigstens erwähnen will ich hier nur noch, daß in Bahia auch eine medicinische Schule existirt, die ganz nach Art der medicinischen Facultät von Rio de Janeiro hinreichenden Unterricht ertheilt in der Heilwissenschaft nach ihrer ganzen Länge und Breite. Sie ist nicht weniger besucht als die von Rio. Und wenn es manchmal behauptet worden ist, daß die Facultät der Hauptstadt viel bessere Aerzte heranbildet als Bahia, so liegt das besonders an der Verschiedenheit der Hospitaleinrichtungen. In diesen kann sich Bahia natürlich nicht im Allerentferntesten mit Rio messen. Vielmehr scheint mir Bahia mit seinem Stadthospital hinter der Nothwendigkeit zurückzubleiben. Allerdings reichen die Räumlichkeiten für die Krankenzahl hin, aber die Krankenzahl, die sich dem Hospital anvertraut, ist sehr klein für die Einwohnerzahl, d. h. in Bahia hat man noch große Vorurtheile vor dem Hospital, woraus unter vielen Uebelständen auch der hervorgeht, daß viele schwere, aufgegebene Kranke an das Hospital abgegeben werden und damit die Sterbelisten der Anstalt zu einem sehr unvortheilhaften Resultat bringen.

Doch wird in neuesten Zeiten östlich von der Stadt eine Hospitalanstalt in sehr günstiger Lage erbaut, so daß in der nächsten Zukunft das Allerbeste über das Hospitalwesen von Bahia zu berichten sein wird.

Die Militärmacht der Provinz steht unter einem General das armas; ein Arsenal besorgt die schwimmenden Kriegsangelenheiten. Ein mitten im Wasser liegendes, kreisrundes Forte do mar gebietet im Hafen Ordnung und Ruhe. Ein Zollhaus treibt die Abgaben für den Import und Export ein, nicht allzu weit davon ist eine prächtige Börsenhalle mit einem hübschen Arboretum und einem Springbrunnen vor der Thür. Doch werden dort keineswegs alle Geschäfte abgemacht. Der deutsche Handel wenigstens versammelt sich lieber an der „scharfen Ecke“ und macht es ganz wie die alten Germanen; er macht seine Geschäfte beim Gerstensaft ab, eine nordische Gewohnheit, welche unsern guten Landsleuten in Bahia vom dortigen Commercium sehr stark verdacht wird.

Wissenschaftliches aus Java.

(Aus dem Tagebuche eines Erdumseglers.)

Von

Dr. Karl Scherzer.

Bei den herrlichen, auf gründliche, kritische Untersuchungen basirten Arbeiten Wilhelm von Humboldt's, A. W. Schlegel's, Sir Stamford Raffles, Crawfurd's, Leyden's und Anderer über die Sprachen, die Literatur und die Bewohner von Java, wird man es erklärlich finden, wenn sich in den folgenden Blättern der Verfasser, dessen Besuch auf Java sich hauptsächlich auf Batavia, das alte Jacatra, an den Ufern des großen Tjiliwoengflusses beschränkte, ausschließlich mit der Mittheilung des Gesehenen und Er-

lebten beschäftigt. Die Kürze des Aufenthaltes gestattete ihm nicht, den classischen Boden Java's, die Provinzen Cheribon, Suralarta, Kediri, Passuruan, Besúki u. s. w. mit den Ueberresten alter Paläste, königlicher Gräber und großartiger Tempel zu betreten, mit Sanskritinschriften in Devanagaricharakteren und im Kawiidiom, dem alten poetischen Dialekte, der sich in den blühendsten Zeiten indischer Künste und indischer Cultur auf Java entwickelte. Aber die Theilnahme, welche sich namentlich in den wissenschaftlichen Kreisen Batavia's für die Zwecke der österreichischen Expedition kund gab, versetzen den Verfasser gleichwohl in die Lage, einige nicht ganz werthlose Beiträge zur Kenntniß der Bewohner der Insel Java und ihrer Sprachen mittheilen zu können. Vor allen sind es die Wörterverzeichnisse der drei Hauptidiome der Insel, welche derselbe der Güte und Hilfe des ungemein eifrigen Linguisten und Ethnographen Herrn E. Netscher verdankt.

Bekanntlich werden auf der Insel Java drei verschiedene Idiome gesprochen: das Sunda'sche, das Javanesische und das Malayische, welches eigentlich die Umgangs- und Verkehrssprache und hauptsächlich in den Seehäfen und an den Küsten vorherrschend ist.

Das Sunda'sche wird von der Sundanation gesprochen, welche den westlichen, kleinern Theil der Insel bewohnt, während das Javanesische die Sprache jenes Volkes ist, das im Centrum und im Osten Java's lebt. Ein kleiner Fluß, Losári, im Norden der Insel, in der Provinz Cheribon, bildet die Grenze der beiden Sprachen. Von dem Umstande, daß in Cheribon beide Idiome gesprochen werden, wollen einige Schriftsteller den Ursprung des Namens dieser schönen und merkwürdigen Provinz herleiten, der im Javanesischen (Cheribon oder richtiger Charuban) soviel wie „Mischung oder gemischt“ bedeutet.

Die Javanesen nennen ihr Land, d. h. den Theil, wo ihre Sprache gesprochen wird, Tanak oder Siti Djawa (das Javanesenland), während sie den Theil, welchen die Sundanation bewohnt, Tanak Suda oder Pasundan (das Land des Sundavolkes) heißen. In mehrfacher Beziehung stehen diese beiden Sprachen im selben Verhältniß zu einander, wie das Englische zum Wälschen, das Spanische zum Baskischen. Das Javanische, die bei Weitem cultivirtere Sprache von Beiden, ist seit undenklichen Zeiten eine Schriftsprache und ihr Alphabet hat sich auf die Sundasprache, sowie auf die in Bali, Lomboc, Palembang und auf Sumatra gesprochenen Dialekte ausgedehnt. Inschriften auf Stein und Messing führen uns in der Geschichte Java's bis in's zwölfte Jahrhundert zurück, und fast scheint es, daß die Javanesen zu jener Zeit bereits auf derselben Stufe der Cultur standen, als vier Jahrhunderte später, wo die Europäer zum ersten Male ihr Land betraten.

Es gibt im Javanesischen drei Dialekte; die Volkssprache oder niedere Sprache (Ngoko), den höflichen ceremoniellen Dialekt oder das Hochjavanische (Kromo), und endlich den alten mystischen Dialekt, das Kawi.

Der höfliche ceremonielle Dialekt (Kromo) ist einzig im Archipel und findet in keiner asiatischen Sprache seines Gleichen. Es scheint bei der Bildung dieser Sprache die Hauptintention gewesen zu sein, jedes Wort darin zu vermeiden, welches durch zu häufigen Gebrauch bereits vulgär geworden, und umgekehrt, sich vorzüglich solcher Wörter zu bedienen, von denen dies nicht der Fall war. Man borgte zu diesem Behufe sogar Worte aus fremden Sprachen und benutzte manche aus dem Volksdialekt, indem man deren Endungen veränderte. Der ceremonielle Dialekt ist weniger die Sprache des javanesischen Hofes, als die der Höflinge, da die javanesischen Fürsten und die Mitglieder ihrer Familien stets in der Volkssprache mit einander verkehren und zu ihren Untergebenen reden, während sie selbst ausschließlich in der ceremoniellen Sprache angesprochen werden.

Im Briefstil wird stets der ceremonielle Dialekt gebraucht, sogar wenn ein Vorgesetzter an einen Untergebenen schreibt; in Büchern bedient man sich willkürlich bald der ceremoniellen, bald der Volkssprache. Alle Edicte und Proclamationen sind dagegen in der Volkssprache abgefaßt.

Die häufigste Art und Weise, Worte aus der Volkssprache in den ceremoniellen Dialekt zu übertragen, besteht darin, daß man die gedehnten, breitklingenden Vocale (gemeiniglich den Endvocal und zuweilen den mittlern, niemals aber den zu Anfang eines Wortes) durch einen scharfen, kurzen ersetzt. So z. B. heißt „sitzen“ im Volksdialekt „lunguh“ und wird im ceremoniellen Dialekt in „lungah,“ langah und lingih verwandelt, je nachdem man eine mehr oder minder hohe Person anredet, indem die Vokale meist in folgender

Reihenfolge gebraucht werden: u, o, a, á, e, i. Ebenso erscheint die Endung eines Wortes in s, ng und tan als Achtung bezeigend. Auf solche Weise wird im Gespräche des Mannes aus dem Volke mit dem Höhergestellten aus marieho, Pfeffer, mariyos; das vulgäre priyai, Häuptling, wird zu priyantan; kayú, Holz, verändert sich in kajang. Sogar die Namen von Orten erleiden eine Aenderung, wenn sie in der Rede oder Schrift eines Untergebenen an einen Vorgesetzten gebraucht werden. Es würde z. B. wenig Lebensart beweisen, gegen einen Höhergestellten die gewöhnlichen Namen der Städte: Cheribon, Garsik, Solo u. s. w. anzuwenden; der mit den Formen seines Landes wohlvertraute Javanese wird sich in einem solchen Falle der Worte Grage, Tandas und Surakarta bedienen.

Wenn schon es unbekannt, zu welcher Zeit diese eigenthümliche Sprache entstand, so ist doch jedenfalls so viel gewiß, daß dieselbe nur allmälig gebildet wurde, und in ihrer gegenwärtigen Form eine Wortanhäufung aus vielen Jahrhunderten ist. Der Umstand, daß dieser ceremonielle Dialekt viele Sanskritwörter enthält, läßt zugleich vermuthen, daß dieselbe seit der Einführung des Hinduismus eine wesentliche Bereicherung erhalten hat. Sie zählt auch einige arabische Wörter, die wohl erst seit der Bekehrung der Eingebornen zum Mohamedanismus hinzugekommen sind. Jedenfalls aber deutet das bloße Bestehen einer solchen Sprache auf eine sehr alte Civilisation, sowie auf den langen Einfluß eines durchgreifenden Despotismus. Der ceremonielle Dialekt Java's steht im selben Verhältnisse zur Volkssprache, wie das Sanskrit zu den heutigen Sprachen Hindostans, wie das Pali zu dem Singhalesischen und den Indochinesischen Sprachen, oder allenfalls das Zend zum modernen Persischen.

Das Kawiidiom, jener dunkle, mystische, alte Dialekt, wird auf der Insel Bali und der Insel Lomboc noch immer von Priestern gesprochen, auf Java ist es eine todte Sprache, die nur noch in alten Inschriften und in Manuscripten gefunden wird. Der Name der Sprache rührt angeblich von „Jawi“ (verfeinert) her, im Gegensatz zur vulgären oder Volkssprache, und auch hier sehen wir den Endvokal a in i verwandelt, um das vulgäre Wort: „Jawa“ fähig zu machen, in die Sprache der Priester und Schriftgelehrten aufgenommen werden zu können.

Das Javanesische hat viele Wörter aus dem Sanskrit, dem Arabischen und der Telingasprache entlehnt, und zwar hauptsächlich durch den Einfluß der Religion und des Handels. Die größte Zahl der fremden Wörter ist nach den neuesten Forschungen Sanskrit. In der gewöhnlichen Volkssprache ist ihr Verhältniß wie 11 zu 100, aber in dem Kawidialekt betragen die Sanskritwörter 40 Procent.

Ich habe an einer andern Stelle veröffentlichte Wörterverzeichnisse gesammelt:

1) Von der Sundasprache, im Westen der Insel Java, von der Sundanation gesprochen, eine Bevölkerung von circa 2,410,000 Seelen, welche auf einem Flächenraum von 13,944 englischen Quadratmeilen lebt.

2) Von der javanesischen Sprache (Ngoko) im Centrum und Osten der Insel Java von einer Bevölkerung von circa 6,940,000 Seelen gesprochen, welche eine Area von 23,612 englischen Quadratmeilen bewohnt.

3) Von der javanesischen ceremoniellen Sprache (Kromo), von Untergebenen im Gespräch mit Höhergestellten gebraucht, so wie im Briefstil und in der Literatur.

4) Von der malayischen Sprache, der Verkehrs-, Handels- und Umgangssprache in Batavia und den übrigen Hafenplätzen der Insel mit den Eingeborenen sowohl, wie mit den andern Nationen aus dem malayischen Archipel, welche Erwerbslust oder Handelssinn nach dem großen Emporium der Sundagruppe führen.

Einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Java's, Herr Peter Ritter von Bleeker, hatte die Aufmerksamkeit, der Expedition S. M. Fregatte Novara ein Exemplar von sämmtlichen, von den verschiedenen wissenschaftlichen Gesellschaften in Batavia in den letzten zehn Jahren veröffentlichten Werken zu verehren, in welchen sich, namentlich in den „Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen“ und in dem „Tydschrift voor Indische Taal, Land- en Volkenkunde, uitgegeven door het bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen onder redaktie van P. Bleeker, E. Netscher en J. Munnich,“ sehr werthvolle Aufsätze über die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Philologie und Ethnographie befinden.

Auch Herr Netscher übergab mir für die Expeditionszwecke ein Exemplar seiner eben in Batavia im Drucke erschienenen holländischen Uebersetzung der Robinson'schen malayi-

Alte javanesische Inschrift unbekannten Fundortes.





Inschrift der Bäder von Djolo-Toendo.

Die Zeichen des Thierkreises nach einem alten javanesischen Manuscript.



Statuetten von der Insel Bali, alle vier zierlich in Holz geschnitzt und bunt bemalt.

schen Grammatik, welche dieser gewandte und gelehrte Sprachforscher nebst einer ziemlich umfangreichen Einleitung über die Abstammung der Malayen mit großem Aufwand von Zeit und Mühe einem größern Leserkreis in holländisch Indien zugänglich machte.

Drei andere Erzeugnisse der holländisch-indischen Presse, welche als interessante Geschenke erwähnt zu werden verdienen, sind:

1) Boek Saier oetawa Terseboet Pantoen, ein kleines Gedicht vom Regenten von Tjiangoer, einem Manne von ungefähr vierzig Jahren, den ich an seinem Regierungssitze im Sunda'schen in der Preanger Regentschaft persönlich kennen lernte, und der den nicht ganz zungengeläufigen Namen Radhen Adhipati Aria Koesoema Ningrat führt.

2) Boegineesch Heldendicht of Taeng Kalaboe, ein buginesisches Heldengedicht von König Kalaboe, welches den Tod des holländischen Regierungsbeamten T. Baron Collot d'Escury und den Sieg der holländischen Waffen besingt, von einem Eingeborenen der Insel Celebes geschrieben und von einem Mitgliede der niederländischen Bibelgesellschaft, dem Dr. B. F. Matthes, so eben in der Bugissprache und in holländischer Uebersetzung herausgegeben. Diese kleine zierliche Druckschrift besitzt außerdem das große Interesse, daß es das erste gedruckte Buch ist, welches jemals aus der Buchdruckerpresse in Makassar auf der Insel Celebes hervorging.

Das dritte Werkchen ist eine von der Gesellschaft für allgemeinen Nutzen in holländisch Ostindien mit einem Preis gekrönte Abhandlung über den Volksunterricht unter den Javanesen (Het Volksonderwys onder de Javanen) von D. J. F. C. Brumund, welche eine sehr hübsche Zusammenstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse der Insel enthält und allenthalben mit großem Interesse gelesen werden wird.

Von hohem Werthe ist ferner eine Sammlung von Lithographien, welche mir Herr E. Netscher verehrte, und die viele, noch unveröffentlichte Darstellungen von Inschriften, Ruinenstätten, Figuren u. s. w. enthalten, welche sich auf die ältere Geschichte von Java, Bali und Madura beziehen. Es sind zum größten Theil Probeabdrücke, welche vor mehreren Jahren für die Gesellschaft der Künste und Wissenschaften in Batavia gemacht wurden, ohne daß deren Herausgabe wirklich zu Stande gekommen wäre. Da das beabsichtigte Unternehmen nicht ausgeführt wurde und die vorliegenden Probeabdrücke die einzigen noch übrigen sind, so erhalten dieselben völlig den Werth von Originalzeichnungen. Wir haben vorstehend einige der interessantesten gegeben:

1) Alte javanesische Inschrift unbekannten Fundortes.

2) Inschrift von den Bädern von Djolo-Toendo in der Residentschaft von Surabaga.

3) Die Zeichen des Thierkreises nach einem alten javanesischen Manuscript.

4) Holzstatuetten von der Insel Bali.

Von diesen Statuetten findet sich eine sehr hübsche Sammlung in dem ethnographischen Museum der Gesellschaft für Künste und Wissenschaften in Batavia aufgestellt.

Ich füge diesen Mittheilungen noch ein Curiosum bei, das sich zwar nicht direct auf die Geschichte der Insel Java und seiner Bewohner bezieht, gleichwohl aber für die Beurtheilung der Zustände des Landes nicht ohne Interesse erscheint. Es ist dies ein Diplom der geheimen chinesischen Gesellschaft Tinté-huy (Tiente Hoei) auf Borneo, dessen Besitz unter den Chinesen die Mitgliedschaft dieses geheimen Vereins bestätigt. Es gibt bekanntlich unter den Chinesen mehrere geheime Gesellschaften, die sich selbst oft feindlich einander gegenüberstehen. Die Mitglieder derselben unterstützen sich gegenseitig zu guten wie zu üblen Zwecken, und ihre Statuten verfolgen nicht bloß humanistische, sondern auch politische Tendenzen. Dabei sind die Gesellschaftsgesetze so strenge und werden mit einer solchen Genauigkeit vollzogen, daß man kaum ein Beispiel kennt, wo sich ein Mitglied eine Denunciation oder einen Verrath hätte zu Schulden kommen lassen. Durch den geheimnißvollen Nimbus, welcher sie umgibt, werden aber diese Associationen noch gefährlicher und für die Regierung unauflösbarer. Alle bisherigen Maßregeln zu deren Unterdrückung blieben erfolglos. Indessen bestehen diese geheimen Vereinigungen der chinesischen Bevölkerung des malayischen Archipels weniger in den holländischen als in den englischen Besitzungen. Man schreibt dies den ernstern, energischern Maßregeln der holländischen Regierung und dem Umstande zu, daß wahrscheinlicher Weise die chinesischen Einwanderer in holländisch Indien aus Gegenden kommen, wo derlei Geheimbünde minder thätig sind. Zuweilen liefern sich die Mitglieder dieser



Diplom (Vereinssiegel und Legitimation) der geheimen chinesischen Gesellschaft Tinté-huy (hoei).

verschiedenen Vereine förmliche Schlachten, und Mordthaten aus rein politischen Gründen sind nicht selten. Oft muß sogar die bewaffnete Macht einschreiten, um die Ordnung wieder herzustellen.

Ueber den Zweck dieser geheimen Gesellschaft der Tiente Hoei, das heißt der Bruderschaft des Himmels und der Erde — verdanken wir der Güte des berühmten Sinologen, Professor Neumann in München — mit dem wir noch kürzlich das Glück genossen, persönlich zu verkehren — folgende Mittheilung, die zugleich eine Erklärung des Diploms oder Siegels gibt, von dem wir eine getreue Abbildung nach dem chinesischen Originale geben, das auf ein rothes baumwollenes Gewebe gedruckt ist.

„Die Bruderschaft des Himmels und der Erde spricht es unumwunden aus, daß sie sich vom höchsten Wesen dazu berufen hält, den furchtbaren Contrast zwischen Reichthum und Armuth aufzuheben. Die Inhaber der indischen Macht und des Vermögens sind ja unter denselben Ceremonien in die Welt gekommen, und gehen auf dieselbe Weise hinaus wie ihre betrogenen Brüder, die Unterdrückten, die Armen. Das höchste Wesen wolle nicht, daß Millionen zu Sclaven einzelner Tausende verdammt werden. Vater Himmel und Mutter Erde haben nie und niemals den Tausenden ein Recht gegeben, das Eigenthum der Millionen Brüder zur Befriedigung ihrer Ueppigkeit zu verschlingen. Den Großen und Reichen ward der Besitz ihres Vermögens vom höchsten Wesen nie als Sonderrecht verpachtet; es besteht vielmehr in der Arbeit und dem Schweiß ihrer Millionen unterdrückten Brüder. Die Sonne mit ihrem strahlenden Antlitz, die Erde mit ihren reichen Schätzen, die Welt mit ihren Freuden ist gemeinschaftliches Gut, welches

zur Bestreitung der Bedürfnisse von Millionen nackter Brüder aus den Händen der Tausende zurückgenommen werden muß. Die Welt soll endlich einmal von allem Druck und Jammer erlöst werden; dies muß mit Vereinigung angefangen, mit Muth und Kraft fortgesetzt und vollendet werden. Der edle Samen der Bruderschaft darf nicht unter dem Unkraut erstickt werden; vielmehr ist es Pflicht, das Alles überschattende Unkraut zum Vortheil des guten Samens zu vernichten. Die Aufgabe ist freilich groß und schwierig, allein man bedenke, es kommt kein Sieg, keine Erlösung ohne Sturm und Kampf. Bis die größte Zahl der Einwohner aller Städte einer Provinz den Eid der Treue geleistet, mag Jeder scheinbar den Mandarinen gehorchen, sich durch Geschenke mit der Polizei befreunden. Unzeitige Aufstände schaden dem Plane. Ist die größere Zahl der Einwohner in den Städten und in den Provinzen mit dem Bunde zur Einheit verschmolzen, dann sinkt das alte Reich in Schutt zusammen und man kann das neue auf den Trümmern des alten gründen. Die Millionen glücklicher Brüder werden einst die Gründer der segensvollen Ordnung an ihren Gräbern verherrlichen, eingedenk der großen Wohlthat, die ihnen zu Theil geworden: der Erlösung aus den Fesseln und Klammern der verdorbenen Gesellschaft.

Das Vereinssiegel dieser Bruderschaft des Himmels und der Erde ist mit vielen Schriftzeichen bedeckt und vieleckig in seinem Innern, zur Bezeichnung der Hauptglückseligkeiten, nach chinesischer Denkweise: Weisheit, Gerechtigkeit, Nachkommenschaft, Ehre und Reichthum. Diesen Glückseligkeiten entsprechen ihre Elemente: Erde, Holz, Wasser, Metall und Feuer, deren Charaktere an den Ecken des Siegels angebracht sind. Unmittelbar darunter sieht man andere Schriftzeichen des Sinnes: kräftige, unerschrockene Führer, chinesische Helden stehen fest zusammen, unerschütterlich. Dann folgen eine Anzahl Sprüche, zum Theil symbolischer Bedeutung und in gemessener Sprache, wie:

So steht die Heldenschaar im festen Bund,
Und horcht auf des hochweisen Führers Mund.

Ein Band verknüpft die ältern und jüngern Brüder; in Schlachtordnung schaaren sich vereint die ältern und jüngern Brüder. Jeder steht bereit, dem Winke des Häuptlings zu gehorchen. Wie der angeschwollene Bergstrom die Ebene überschwemmt, so ergießen sich unermeßliche Schaaren aus alten Zeiten:

Misch braun, weiß und roth
Und den Feind schlag todt."

Auf der Insel Java und an der Westküste Borneo's ist die Migration der Chinesen ohne Regierungserlaubniß strengstens verboten. Obgleich die Chinesen außerordentlich fleißig und arbeitsam sind, so ist doch ihre Anwesenheit mit wesentlichen Nachtheilen für die eingeborene Bevölkerung verbunden, welche von ihnen von allen Seiten ausgebeutet wird, ohne daß die Regierung stets in der Lage wäre, dies verhindern zu können.

Die Chinesen sind auf Java denselben Gesetzen wie die Eingeborenen unterworfen, und wenn sie hier noch keinen solchen Einfluß erlangt, wie auf den englischen Besitzungen und zugleich viel weniger zahlreich sind, so ist der Grund davon hauptsächlich in den Absichten der holländischen Regierung zu suchen, die Chinesen möglichst fern zu halten und durch Maßnahmen aller Art eher eine Verminderung als eine Vermehrung derselben herbeizuführen.

Jede chinesische Niederlassung (Kampong) hat einen von der Regierung ernannten Chef mit dem Titel eines Lieutenants, Capitäns oder Majors, ein Rang, der indeß durchaus keine militärische Bedeutung hat.

Noch möge es mir erlaubt sein, über den Fortschritt meiner, im Vereine mit Herrn Dr. Schwarz nach unserm anthropometrischen Systeme angestellten Körpermessungen auf Java einige Bemerkungen beizufügen. Durch die Theilnahme, die wir in Batavia in allen Kreisen gefunden, war das Resultat in Bezug auf die Anzahl der gemachten Messungen an den einzelnen Individuen sowohl, wie auf die erworbenen, für unsere Untersuchungen so wichtigen und werthvollen Menschenschädeln ein äußerst befriedigendes. Ja in mehrfacher Beziehung wurden selbst unsere kühnsten Erwartungen übertroffen. Nicht nur, daß man uns die Insassen aller öffentlichen Anstalten, wie Casernen, Gefängnisse, Spitäler, Arbeitshäuser, für unsere Zwecke zur Verfügung stellte und die tauglichsten Subjecte auswählen ließ, man unterstützte uns gleichzeitig mit den nothwendigen Notizen über deren Lebensgeschichte, insofern sich diese auf deren Geburtsort, Alter, Vorleben u. s. w. bezogen. Zwei Tage brachten wir in der großen schönen Infanterie-

caserne Weltevreden zu, wo uns die günstige Gelegenheit geboten wurde, das System unserer Messungen auch auf Eingeborene von den benachbarten Inseln anwenden zu können, Stämmen angehörend, mit denen wir auf unserer Reise nicht in Berührung kamen. Unter den in der Caserne zu Weltevreden gemessenen Soldaten befanden sich Eingeborene von den Inseln Madura und Amboina, Buginesen von der Insel Celebes, so wie Vollblutjavanesen aus dem Centrum und dem Osten von Java. Im Spital zu Weltevreden, so wie im Gefangen- und Arbeitshause zu Batavia haben wir ausgezeichnete Repräsentanten, männliche und weibliche, der verschiedenen Racen gefunden, welche die Sundagruppe bevölkern.

Im Ganzen haben wir auf Java, so weit es unsere anderweitigen unabweisbaren Beschäftigungen zuließen, an 46 verschiedenen Individuen Körpermessungen angestellt und zwar an 21 weiblichen und an 25 männlichen Eingeborenen. Die Gesammtzahl der einzelnen Messungen auf Java beträgt 3060. Bei dem Umstande, daß nur aus sehr vielen Messungen einzelner Individuen eine richtige, maßgebende Durchschnittszahl für die Körperverhältnisse der betreffenden Racen gewonnen werden kann, dürfte allerdings die Zahl der auf Java gemessenen Individuen sehr geringfügig erscheinen; der Werth dieses Resultats wird aber dadurch erhöht, daß die Gemessenen aus einer Menge von nahezu 1000 Individuen sorgsam ausgewählt wurden, und somit selbst schon gewissermaßen ein Durchschnittsverhältniß repräsentiren.

Zugleich ließ der Chef des Medicinalwesens in holländisch Indien, der wissenschaftlichen Strebungen so wohlgeneigte Dr. Wassink, durch ein besonderes Circularschreiben alle ihm unterstehenden Militärärzte auffordern, nach unserm anthropometrischen System möglichst viele Messungen unter den verschiedenen Racen des Sundaarchipels anzustellen und uns die Resultate bekannt zu geben. Unermüdlich in ihrer Zuvorkommenheit, wo es gilt, der Wissenschaft einen Dienst zu erweisen, überließen uns Dr. Wassink und Dr. Bleeker eine Anzahl von 54 Skeletschädeln, die merkwürdigsten Racentypen jener wichtigen Inselgruppen umfassend, und versprachen, dieselben durch spätere Zusendungen noch namhaft zu vermehren. — Auf ähnliche Weise auch während der fernern Reise unterstützt, gelang es uns, den naturhistorischen Sammlungen des Vaterlandes auch eine craniologische, von mehr als 150 Menschenschädeln einverleiben zu können. Wer die ungeheuern Schwierigkeiten kennt, mit welchen die Erwerbung von genau constatirten Racenschädeln verbunden ist, wird diese kleine Collection gewiß zu schätzen und die Verdienste zu würdigen wissen, welche die großmüthigen Geber um die Förderung der von uns verfolgten Zwecke besitzen.

Die Elephantenjagd in Ceylon.*)

Mit Ausnahme des schmalen, aber dicht bevölkerten Landstriches, welcher sich an der Seeküste von Ceylon in westöstlicher Richtung hinzieht, kommen Elephanten in allen Theilen der Insel in großen Mengen vor, selbst ganz nahe an volkreichen Orten im Innern des Landes. Sie finden sich in offenen Ebenen und im Dickicht der Wälder, auf den höchsten Gipfeln der Berge und an den Ufern von Wassergruben und Tieflandströmen — überall trifft man ihre Fußtapfen, wo Nahrung und Schatten, Vegetation und Wasser sie hinziehen. Seit undenklichen Zeiten verstehen die Eingeborenen die Kunst, sie zu fangen und zu zähmen, und die Ausfuhr von Elephanten aus Ceylon nach Indien ist seit der Zeit des ersten punischen Krieges ohne Unterbrechung fortgegangen. Neuerdings hat die Menge der Elephanten sich jedoch ziemlich bedeutend vermindert; sie sind ganz aus Districten verschwunden, wo sie früher häufig vorkamen; bei den periodisch angestellten Jagden auf die Thiere erbeutet man jetzt kleinere Heerden als sonst und in manchen Theilen der Insel haben die Eingeborenen sogar die uralte Gewohnheit aufgegeben, Nachts Wache zu halten und Feuer anzuzünden, um die Elephanten von den wachsenden Saaten zu verscheuchen. Die Herstellung von Heerstraßen und die Lichtung der Gebirgswälder, wo man jetzt Kaffee anpflanzt, haben die Thiere gezwungen, sich in das Flachland zurückzuziehen; hier aber werden sie von den europäischen Jägern verfolgt und auch die Eingebornen, welche jetzt reichlicher mit Feuerwaffen versehen sind als früher, tragen dazu bei, die Anzahl der Elephanten alljährlich zu verringern.

*) Nach Sir James Emerson Tennent.

Elephanten zu schießen, erfordert wegen der Größe der Thiere nur sehr geringe Geschicklichkeit im Zielen und die Menge, welche jährlich durch Pulver und Blei erlegt werden, ist außerordentlich groß; Major Rogers hat in verhältnißmäßig kurzer Zeit nicht weniger als 1200 Elephanten erlegt. Man zielt beim Elephanten immer grade nach dem Kopfe und schießt die Kugel entweder in die Schläfe oder in die Höhle über dem Auge, oder in eine Stelle grade über dem Rüssel, wo der Schädel so weich ist, daß die Kugel dort leicht in's Gehirn eindringen kann; auch über dem Ohre dringt die Kugel leicht ein, jedoch ist die gewöhnliche Bleikugel wegen der Härte und Dicke der Elephantenhaut nicht sicher, durchzudringen, sondern schlägt sich oft platt; um dem entgegenzuwirken, erhärten die Jäger ihre Kugeln dadurch, daß sie sie mit etwas Letternmetall versetzen. Meistens tödtet eine einzige Kugel, wenn sie wirklich in's Gehirn eindringt; zuweilen sind indessen mehrere Schüsse nöthig.

So lange die Elephanten in Ceylon nur in kleinen Mengen für das Schaugepränge der eingebornen Fürsten und für die religiösen Processionen der buddhistischen Priester gebraucht wurden, fing man sie meistentheils durch zahme Weibchen, die als Lockvögel benutzt wurden und denen die wilden Männchen bis in das Herz der Städte folgten; jedoch wurden sie auch hin und wieder durch besondere Elephantenfänger erbeutet. Seitdem aber die Europäer die Insel erobert und die Stärke und Intelligenz der Elephanten dazu benutzt haben, Wälder zu lichten, Heerstraßen zu bauen und ähnliche schwere Arbeiten zu verrichten, haben erst die Portugiesen und dann die Holländer große Etablissements für den periodisch anzustellenden Fang von Elephanten en masse errichtet. Elfenbein kann man nur in geringer Menge von den Elephanten in Ceylon bekommen; es ist nämlich eigenthümlich, daß während beim afrikanischen Elephanten die Stoßzähne der Männchen und Weibchen fast ganz gleich lang sind, und in Indien die Männchen lange und die Weibchen kurze Zähne haben, man in Ceylon unter hundert Elephanten nur Einen findet, der mit Stoßzähnen versehen ist. Schon daraus kann man schließen, daß diese Stoßzähne keine sehr bedeutende Rolle in der thierischen Oekonomie spielen können. Bezahnte Elephanten sind gewöhnlich die Führer der Heerden und werden von den übrigen mit der größten Aufopferung gegen Angriffe beschützt; die Jäger verfolgen sie nämlich grade wegen ihrer Stoßzähne am eifrigsten, und die andern Elephanten thun dann das Möglichste, ihren Führer aus der Gefahr zu retten; sie stellen ihn in die Mitte und drängen sich so dicht um ihn herum, daß die Jäger viele andere erschießen müssen, ehe sie des Führers ansichtig werden; zuweilen machen sie auch einen so wüthenden Anlauf auf die Jäger, daß diese für den Augenblick zurückweichen müssen und unter der Zeit kann der Führer seinen Rückzug in das Dickicht bewerkstelligen.

Der Erfolg beim Elephantenfange hängt ganz und gar von der Geschicklichkeit ab, mit welcher die Leute die Furcht und Unerfahrenheit des wilden Elephanten sich zu Nutzen machen, da jeder Versuch, ein Thier von so ungeheuerer Stärke durch physische Gewalt zu unterjochen, nothwendig fehlschlagen müßte. Sie in Gruben zu locken, was früher wohl geschah, hat abgesehen von dem Uebelstande, daß der Elephant verdächtigen oder unsichern Grund und Boden immer mit der äußersten Vorsicht recognoscirt, noch den Nachtheil, daß, wenn er fällt, er sich gewöhnlich Glieder verrenkt oder anderweitig zu Schaden kommt.

Die professionellen Elephantenjäger in Ceylon, oder wie man sie dort nennt: Panickeas, sind Marokkaner, welche in Dörfern im nördlichen und nordöstlichen Theil der Insel wohnen; später werden die Thiere von Arabern für die Rajahs und die eingeborenen Fürsten im südlichen Theile Indiens abgerichtet, welche ihre regelmäßigen Einkäufe in Ceylon machen.

Die Schlauheit der Panickeas, den Elephanten durch die Wälder nachzuspüren, hat fast die Sicherheit des Instinkts. Ihr Auge ist so scharf, daß sie dem Thiere in eiligstem Laufe über lichte Stellen folgen, die mit niedrigem Grase bedeckt sind, wo das Auge eines Fremden nicht die leiseste Spur von dem Elephanten entdecken würde; und weiterhin durch Wälder, wo dürres Laub den Boden bedeckt, so daß es unmöglich erscheint, Fußtapfen nachzuweisen. Hier lassen sie sich durch einen gebogenen oder gebrochenen Zweig oder ein aus dem Maule des Thieres gefallenes Blatt leiten, woran sie den Eindruck eines Zahnes entdecken. Finden sie keine Spur, so machen sie einen Kreis wie Spürhunde, bis sie auf neue Anzeichen kommen, worauf sie sofort mit verdoppelter Kraft vor-

wärts stürmen. So fein ist der Geruchsinn der Elephanten und so absolut nöthig ist es, gegen den Wind anzugehen, wenn man sich diesen Thieren unvermerkt nähern will, daß die Panickeas, wenn der Wind so unbedeutend ist, daß sie seine Richtung auf andere Weise nicht ausfindig machen können, die in der Luft umherfliegenden Sommerfäden irgendwo aufhängen und nach dem Ausschlagen derselben die Richtung des Windes bestimmen und ihren Lauf einrichten.

So furchtlos und selbstvertrauend sind die Elephantenfänger, daß zwei Leute ohne anderweitige Hilfe oder Begleitung die größten Elephanten einzufangen unternehmen. Die einzige Waffe dieser Leute ist ein biegsamer Strick aus Elen- oder Büffelshaut, womit sie eines von den Hinterfüßen des Thieres zu fassen suchen, indem sie entweder seinen Fußtapfen nachfolgen, wenn er in Bewegung ist, oder ihm heimlich nahe kommen, wenn er ruht, wobei sie die Neigung des Elephanten, seine Füße abwechselnd vorwärts und rückwärts zu schleudern, benutzen, um eine Schlinge über den Fuß gleiten zu lassen. Zuweilen geschieht dies so, daß sie das eine Ende des Strickes an einem Baumstamme befestigen und die Schlinge auf dem Boden unter Blättern und Wurzeln versteckt anbringen; einer von den Beiden sucht dann den Elephanten zu verlocken, seinen Fuß in den Kreis zu setzen, und wenn dies geschehen ist, hebt der Andere plötzlich die Schlinge auf und zieht sie über den Fuß des Elephanten. Will man das Thier in offenem Revier fangen, wo keine Bäume da sind, welche den Strick halten können, so macht einer der Leute den Elephanten wüthend und reizt ihn, bis das Thier sich auf ihn losstürzt; so lockt er ihn nach und nach bis an die nächste Baumgruppe; während der Elephant den Einen verfolgt, legt der Andere die Schlinge um den Fuß des Thieres, windet dann plötzlich den Strick um einen Baum und bringt so den Elephanten zum Stillstand. Findet sich das Thier so festgehalten, so wendet es sich sofort gegen den Mann, welcher den Strick um den Baum gewunden hat, und dies muß der Andre dadurch verhindern, daß er dem Elephanten gradezu unter die Nase läuft und ihn durch irritirende Gesticulationen und beständiges Dah! Dah!-Schreien (ein Laut, den der Elephant gar nicht ausstehen kann) ablenkt. Inzwischen kommt der, welcher die erste Schlinge befestigt hat, von hinten mit einer andern herbei, womit er unter der vergeblichen Wuth und dem unnützen Widerstand des Thieres einen Vorderfuß faßt und den Strick um einen andern Baum festschlingt; nachdem alle vier Füße festgebunden sind, ist die Gefangennahme gelungen.

Nun errichten sie ein Laubdach aus Zweigen, um den Elephanten vor der Sonne zu schützen und bauen sich selbst eine Hütte vor dem Gefangenen, zünden ihre Kochfeuer an und machen alle nöthigen Anordnungen, um Tag und Nacht an dem Orte zu bleiben, wo sie die Wuth des Elephanten unterjochen und bändigen wollen. In der Lage, in welcher er sich nun befindet, hört der Elephant bald auf, Widerstand zu leisten; die Erschöpfung, der Schrecken vor dem Feuer, welches er fürchtet, und die beständige Unannehmlichkeit des Rauches, den er verabscheut — Alles trägt dazu bei, ihn in ein paar Wochen vollständig zu bändigen; zu gleicher Zeit versorgt man ihn reichlich mit Pflanzen und frischer Nahrung, besonders aber mit Wasser, welches seine Hauptwonne ist, und endlich versöhnt er sich so mit seinen Wächtern, daß sie es wagen können, ihn in's Dorf oder an die Seeküste zu schleppen, von wo er nach Indien eingeschifft wird.

Nichts verlangt größere Kühnheit und Geschicklichkeit, als den frischgefangenen Elephanten von den großen Wäldern im Innern des Landes an die Seeküste zu führen. Da er noch zu mürrisch ist, als daß man auf ihm reiten könnte und es ebenso unmöglich sein würde, ihn mit Gewalt fortzutreiben, so wenden die Leute ihre ganze Ingeniosität auf, ihn abwechselnd zu reizen und seinen Angriffen auszuweichen, aber beständig die Aufmerksamkeit des Thieres zu erregen, so daß sie ihn in der Richtung fortlocken, in welcher sie ihn haben wollen. Etwas hilft ihnen dabei der Strick, womit sie ihn ursprünglich gefesselt haben und welcher, da er das Thier Nachts sichert, gar nicht von dem Fuße entfernt wird, bis die Zähmung so weit fortgeschritten ist, daß man ihm theilweise Freiheit gestatten kann.

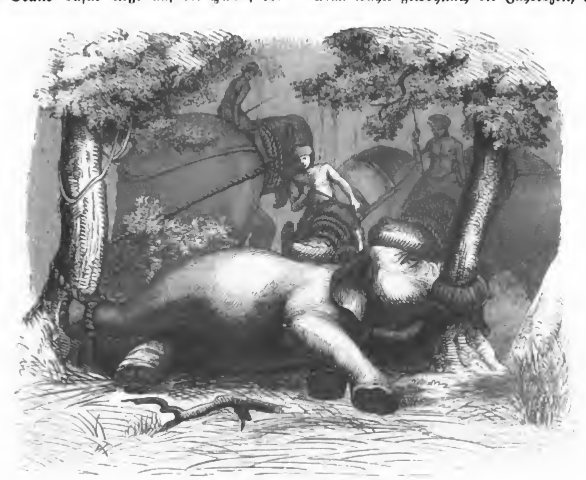
Der Hauptort, von wo die Ausfuhr nach Indien stattfindet, ist Manaar an der Westküste, wohin die Araber vom Festlande kommen und Pferde bringen, welche sie gegen Elephanten austauschen. Um es zu erreichen, muß man offene Ebenen durcheilen, wo es den größten Muth, Geduld und Behendigkeit

der Leute erfordert, ihre widerstrebende Last vor sich herzutreiben. In Manaar bleiben die Elephanten gewöhnlich so lange, bis die von dem Stricke am Beine verursachten Wunden geheilt sind und dann geht die Verschiffung in der primitivsten Weise vor sich, da es gradezu unmöglich sein würde, das noch ungebändigte Thier zu bewegen, an Bord zu gehen, und keine Maschinen da sind, um es einzuschiffen. Man legt daher ein Boot, das etwa vierzig Tonnen trägt, mit seiner Längsseite an den Quai und füllt es zu drei Viertheilen mit den stark gerippten Blättern der Palmyrapalme, so daß das Deck ungefähr auf demselben Niveau mit dem Quai ist. Dann stellt man den Elephanten mit seinem Rücken gegen das Wasser und zwingt ihn, rückwärts zu gehen, bis seine Hinterfüße über den Quai in's Boot kommen; der Hauptkampf beginnt aber, wenn man versucht, die Vorderfüße von dem Ufer zu entfernen und ihn zu zwingen, seine ganze Körpermasse dem Boote anzuvertrauen. Die Scene wird aufregend durch das Gebrüll des Elephanten, das Geschrei der Araber, das Heulen der Marokkaner und das Hin- und Herstürzen des Haufens. Inzwischen strengt das ungeheure Thier jeden Nerv an, wieder an's Land zu kommen, und oft verfließt ein ganzer Tag, bevor sein Widerstand überwunden und es in Ladung ist. Vier bis fünf Elephanten gehen auf ein Boot und werden über die enge Meeresstraße verschifft, welche das Festland Indiens von Ceylon trennt.

Aber obwohl nicht wenig Muth dazu gehört, einen einzelnen Elephanten einzufangen und zu unterjochen und wie sehr auch schon dies die Oberherrschaft beweist, welche der Mensch über die Thiere der Erde ausübt, so ist das doch nichts im Vergleich zu der Gefangennahme einer ganzen Heerde, bei welcher Gelegenheit dreißig bis hundert wilde Elephanten in eine große Falle gelockt werden. Die Art, wie man dabei in Ceylon zu Werke geht, ist einfacher und zweckmäßiger, als die indische Methode. In Bengalen fängt man nämlich Elephanten auf die Weise, daß man eine starke Umzäunung, welche Keddah genannt wird, mitten im Walde aus Baumstämmen errichtet, welche durch Querbalken und Strebepfeiler fest mit einander verbunden werden, wobei ein Thor für den Eingang der Elephanten offen gelassen wird. Aus der ersten Umzäunung kommt man in eine zweite, welche Wasser (gewöhnlich einen Bach) enthält, und diese zweite communicirt wieder mit einer dritten, welche in einen trichterförmigen Gang endigt, der so eng ist, daß die Elephanten sich nicht darin umdrehen können; hier stehen sie schließlich in einer Linie, werden dann mit Stricken von außen gesichert und unter der Aufsicht zahmer Elephanten, welche besonders für diesen Zweck abgerichtet sind, fortgeführt. Die erste Arbeit besteht daher darin, die Elephanten nach der Keddah zu treiben, zu welchem Ende eine große Anzahl von Leuten den Aufenthaltsort der Heerde umstellen, Feuer im Umkreise anzünden und Fußwege durch das Gebüsch schlagen, damit die Wächter mit einander communiciren können. Alles dies geschieht langsam und in größter Stille, damit die Heerde nicht zu früh in Unruhe geräth und nach einer falschen Richtung hin entflieht. Diesen Proceß wiederholt man täglich, so daß die Kette allmälig immer enger um die Thiere geschlossen wird, bis man endlich plötzlich auf die Elephanten losstürzt und unter Trommelwirbel, Kanonenschüssen, Schreien und Fackelnschwingen die erschreckten Thiere zwingt, in die verderbliche Umzäunung zu rennen, wo ihnen der Rückzug abgeschnitten wird. Ihre Fluchtversuche verhindert der Haufen, welcher sie mit Speeren und brennenden Fackeln zurücktreibt und sie schließlich in die zweite Umzäunung jagt. Hier bleiben sie eine kurze Zeit und finden Wasser, wodurch ihre fieberhafte Erschöpfung gelindert wird. Endlich bringt man sie durch Vorhalten von Nahrung oder auf andere Weise in den engen trichterförmigen Gang, wo sie einer nach dem andern mit Stricken festgebunden und in die angrenzenden Wälder geschleppt werden, wo man sie systematisch abrichtet.

In Ceylon besteht die Keddah, oder wie man sie dort nennt, die Korral, nur aus einer anstatt aus drei Umzäunungen. Ein Bach oder überhaupt Wasser ist gar nicht darin vorhanden, weil man ausgefunden hat, daß solches die Schwierigkeit, der Thiere Herr zu werden, nur noch erhöht, indem sie widerwillig sind, den Ort zu verlassen; außerdem werden, wenn die Elephanten wie rasend auf das Wasser losstürzen, die kleineren Thiere oft von den größern erstickt. Auch der trichterförmige Gang fehlt hier, da die Thiere leicht in einem so engen Raum zu Schaden kommen, und wenn ein Elephant, wie es nur zu oft mitten in der Hitze des Gefechts geschieht, fällt, es ausnehmend schwer ist, den

ungeheuren Leichnam zu entfernen. In Ceylon fängt man sie daher innerhalb der ersten (einzigen) Umzäunung, in welche sie kommen, und die Geschicklichkeit und Waghalsigkeit, welche bei diesem Theil der Unternehmung entfaltet wird, übertrifft bei Weitem die der Indier, welche nur Stricke durch das Pfahlwerk hindurchzuführen haben. Dieser Wechsel des Systems hat den Vortheil mit sich gebracht, daß man jetzt viel mehr gesunde Elephanten erhält und abrichten kann als früher. Der Grund dafür liegt auf der Hand; bei der alten Anordnung waren Monate erforderlich, bloß um die Heerde zu umringen und einzutreiben, und so waren die Thiere schließlich durch Aufregung, Schrecken und den Mangel, den sie litten, so abgezehrt, daß viele von ihnen in der Korral selbst und noch mehr späterhin beim Abrichten starben. Jetzt dauert der Fang in Masse anstatt Monate nur einige Wochen, so daß die Elephanten noch frisch und kräftig sind, wenn sie eingetrieben werden und nur sehr wenige in der Umzäunung oder in den Ställen fallen.



Siribeddi zieht den Strick fest.

So lange die eingeborenen Könige über Ceylon herrschten, mußten die Singhalesen Zwangsarbeit bei der Elephantenjagd thun; 1500 bis 2000 Leute, von Anführern geleitet, mußten die Korral bauen, die Elephanten sammeln, den Cordon der Wachtfeuer und Wächter unterhalten und alle die beschwerlichen Operationen des Fanges vollziehen. Die Portugiesen und Holländer behielten dieses System auch bei, welches erst während der englischen Herrschaft (im Jahre 1832) abgeschafft wurde. Jetzt ist die Mitwirkung der Eingebornen bei solchen Gelegenheiten eine freiwillige, und erhalten sie von der Regierung eine Vergütung, wenn sie activen Antheil an der Arbeit nehmen.

Man wählt gewöhnlich die Jahreszeit, wo man am wenigsten mit der Pflege der Reisfelder zu thun hat (die Zeit zwischen Saat und Ernte). Abgesehen von der angenehmen Aufregung, die mit der Jagd verbunden ist, haben die Leute auch noch ein persönliches Interesse daran, die Anzahl der Elephanten im wilden Zustande zu verringern, da diese Thiere die Gärten und wachsenden Saaten beschädigen. Zudem ermahnen auch die Priester zum Elephantenfang, da die Thiere den heiligen Bobaum zerstören, nach dessen Blättern sie ein ungemessenes Verlangen haben; außerdem gebrauchen sie Elephanten für religiöse Processionen; auch fühlen sich die Anführer außerordentlich erhaben, wenn sie mit einer großen Menge von Leuten gegen die Elephanten zu Felde ziehen.

Bei der Wahl der Localität sieht man immer auf einen Platz, der den Thieren wohlbekannt ist wegen reichlichen Futters und Wassers. An der Seite, wo man die Elephanten erwartet, ist die Korral von dichtem Laubwerk ganz versteckt; ein Thor ist daran angebracht, wodurch die Elephanten eingetrieben werden, und das man hinter ihnen zuschließt. Obwohl die Korral recht fest ist, so würde sie doch einem wüthenden Anlauf der Thiere nicht widerstehen können; und es ist vorgekommen, daß die ganze Heerde durchgebrochen ist. Man baut aber nicht so sehr auf die Widerstandskraft des Pfahlwerks als auf die Furchtsamkeit und Verwirrung der Gefangenen, den Umstand, daß sie sich ihrer Kraft unbewußt sind, sowie auf die eigene Kühnheit und Schlauheit.

Hier lassen wir Sir Emerson Tennent selbst von einem großen Elephantenfange weiter erzählen, dem er in eigener Person beiwohnte.

„Zwei Monate lang hatten die Vorbereitungen gedauert, und waren grade am dem Tage beendigt wo wir ankamen; wir nahmen unsern Sitz auf einer für uns errichteten Tribüne, welche den Eingang zu der Korral übersah. Ganz nahe unter uns stand eine Gruppe von zahmen Elephanten, welche beim Fange der wilden zu helfen bestimmt waren, im Schatten aufgestellt, und fächerten sich nachlässig mit Blättern Kühlung zu. Drei getrennte Heerden, deren Zahl man etwa auf 40 oder 50 anschlug, waren umstellt, und grade im Gebüsch nahe am Korral versteckt. Man vernahm keinen Laut, Jeder sprach zu seinem Nachbar in leisem Flüstern, und die Wächter an ihren Posten waren so still, daß man mitunter das Rascheln der Zweige hörte, wenn die Elephanten die Blätter davon abstreiften.

Plötzlich wurde das Signal gegeben und die Stille des Waldes durch das Geschrei der Wächter, das Wirbeln der Trommeln, das Schlagen des Tam-Tams, und das Abfeuern der Musketen unterbrochen, und von der entferntesten Seite des Kreises her wurden die Elephanten auf die Korral zugetrieben. Der Lärm wurde stärker, je näher die erschreckte Heerde kam; bald hier bald dort versuchten sie durchzubrechen, wurden aber sofort durch Geschrei, Kanonenschüsse und Trommelwirbel zurückgetrieben.

Endlich verkündigte das Brechen der Zweige und Krachen des Buschwerks ihre Ankunft und der Leitelephant stürzte in vollem Lauf aus dem Gebüsch hervor, gefolgt von der Heerde. Noch einen Augenblick und die Thiere hätten sich in das offene Thor hineingestürzt, als sie plötzlich Umkehrt machten, wieder in's Gebüsch rannten und ungeachtet des Widerstandes der Jäger ihre frühere Stellung wieder einnahmen. Der Oberjäger erklärte dies daraus, daß ein wildes Schwein (ein Thier, das die Elephanten gar nicht ausstehen können) dem Leitelephanten in den Weg gesprungen wäre und ihn, so wie die ganze Heerde, zur Umkehr bewogen hätte; er bemerkte, daß die Heerde jetzt in der höchsten Aufregung sei, und man könne sie nicht so leicht bei Tageslicht als bei Nacht fangen, wo das Feuer und die Fackeln eine verdoppelte Wirkung haben; es sei daher der Wunsch der Jäger, den Schlußact des Schauspiels auf den Abend zu verschieben, wo die Dunkelheit ihre Anstrengungen bedeutend begünstigen würde.

Nach Sonnenuntergang war der Anblick im höchsten Grade interessant; die niedrigen Feuer, welche bei Tage nur geglommen hatten, zeigten in der Dunkelheit ein helles röthliches Licht und warfen ihre Strahlen über die um sie herumstehenden Gruppen, während der Rauch in Wirbeln durch das reiche Laubwerk der Bäume in die Höhe stieg. Die Zuschauer waren vollkommen still, und man vernahm nichts als gelegentlich das Summen eines Insects. Plötzlich wurde die Stille durch einen Trommelwirbel unterbrochen, worauf eine Salve von Musketenfeuer folgte. Dies war das Signal für die Erneuerung des Angriffs, und die Jäger traten unter lautem Geschrei in den Kreis, trockne Blätter und Stöcke wurden auf die Wachtfeuer geworfen, bis sie lustig flackerten und eine feurige Linie an jeder Seite bildeten, mit Ausnahme der Korral, welche absichtlich dunkel gehalten wurde; und dahin wandten sich die entsetzten Elephanten, verfolgt von dem Geheul des Haufens. Sie kamen in raschem Laufe näher, wobei sie das Buschwerk zertrampelten und die trocknen Zweige zerschmetterten. Wieder erschien der Leitelephant vor der Korral, blieb einen Augenblick stehen, starrte wild umher und stürzte sich dann häuptlings durch das offene Thor hinein, gefolgt von der übrigen Heerde.

Wie durch einen Zauberschlag erglänzte jetzt der ganze Umkreis der Korral, welche bis zu diesem Augenblick in tiefer Dunkelheit gewesen war, von tausend Lichtern, indem

die Jäger, so wie die Elephanten in die Umzäunung hineingestürzt waren, mit Fackeln, welche sie an den Wachtfeuern ansteckten, gegen sie vordrangen. Die Elephanten liefen zuerst nach dem entgegengesetzen Ende der Umzäunung, wichen aber vor dem starken Pfahlwerk zurück; dann kehrten sie wieder um und liefen auf das Thor zu, welches sie aber nun geschlossen fanden. Ihr Entsetzen war unbeschreiblich; sie tobten in den verschiedensten Richtungen in der Korral umher, welche sie jetzt auf allen Seiten von Feuer umgürtet sahen; sie versuchten das Pfahlwerk zu durchbrechen, wurden aber von den Wächtern mit Speeren und Fackeln zurückgejagt, und wohin sie sich auch wandten, überall wurden sie durch Lärm und Schüsse vertrieben.

Das Interesse dieser sonderbaren Scene beschränkte sich nicht allein auf die Zuschauer; auch die zahmen Elephanten, welche außen standen, wurden sehr aufgeregt; einer von ihnen zerriß sogar seine Bande und rannte auf die Heerde zu, wobei er einen Baum von beträchtlicher Größe, der ihm im Wege stand, entwurzelte.

Länger als eine Stunde liefen die Elephanten in der Korral hin und her, rannten gegen die Palisaden an, brüllten und trompeteten vor Wuth, wenn sie zurückweichen mußten. Immer wieder versuchten sie das Thor zu forciren, als ob sie aus Erfahrung wüßten, daß es einen Ausweg gewähren müßte, da sie doch dadurch hineingekommen waren; aber jedesmal wichen sie betäubt und erschreckt zurück. Allmälig wurden ihre Anstrengungen seltener. Einzelne stürzten wohl noch hie und da umher, kehrten aber mürrisch wieder zu ihren Gefährten zurück. Endlich schloß sich die ganze Heerde in eine einzige Gruppe zusammen, und stand, mit ihren Jungen in der Mitte, bewegungslos in dem dunkeln Schatten der Bäume mitten in der Umzäunung.

Jetzt wurden Vorbereitungen getroffen, die Nacht Wache zu halten, der Kreis der Wächter verstärkt und neues Holz auf das Feuer geworfen. Bei Sonnenaufgang jedoch ließ man die Feuer ausgehen und wandte sich dazu, die Gefangenen zu sichern; die Schlingen lagen bereit, und abgesondert von dem übrigen Haufen stand eine Abtheilung von Paria's, die Einzigen, welche ein todtes Thier anfassen wollen und aus den frischen Hirsch- und Büffelhäuten seine biegsame Stricke zu Schlingen verfertigen.

Endlich zog man die Querbalken, welche den Eingang zu der Umzäunung sicherten, vorsichtig fort und ließ zwei abgerichtete zahme Elephanten unvermerkt eintreten, jeder von seinem Mahut und einem Diener geritten; um die Schultern dieser Elephanten war ein langer Strick aus Cocosnußfasern gewunden und daran hingen rechts und links Stricke aus der Haut des Elenthieres, welche auch bei dem Einfangen benutzt werden sollten. Hinter diesen Elephanten schlich der Anführer der Kuruwi (Schlingenfänger) hinein, der sich die Ehre sichern wollte, den ersten Elephanten zu fangen, eine Auszeichnung, worauf diese Classe sehr eifersüchtig ist. Es war ein eisenfester, kleiner Kerl, fast 70 Jahre alt, der schon in derselben Eigenschaft unter dem Kandy'schen König gedient hatte und zwei silberne Stäbe trug, welche er als Ehrenzeichen für seine Kühnheit erhalten hatte. Er war von seinem Sohne Ranghanie begleitet, der auch schon durch Muth und Geschicklichkeit berühmt war. Einer unter diesen zahmen Elephanten war von sehr hohem Alter, indem er schon länger als ein Jahrhundert im Dienste erst der holländischen und dann der englischen Regierung gestanden hatte. Ein anderer weiblicher Elephant, Namens Siribeddi, der durch Gelehrigkeit und Sanftmuth ausgezeichnet und erst etwa 50 Jahre alt war, zeigte sich höchlich ergötzt von dem Sport. Geräuschlos trat das Thier in die Umzäunung ein, bewegte sich langsam mit schlauer Miene und scheinbar gleichgiltig hin und her; näherte sich bald den Gefangenen, blieb dann wieder stehen und pflückte ein Büschel Gras oder ein Paar Blätter ab. Als es der Heerde sich näherte, setzte sich diese in Bewegung, um ihm entgegenzukommen, und der Leitelephant wandte sich nach vorn, fuhr mit seinem Rüssel sanft über den Kopf des Weibchens hinweg, und ging dann langsam zu seinen niedergeschlagenen Gefährten zurück. Siribeddi folgte ihm lautlos und stellte sich ganz in seiner Nähe auf, wodurch sie dem Schlingenfänger Gelegenheit gab, unter ihr herzukriechen und die Schlinge über den Hinterfuß des wilden Elephanten zu legen. Der letztere bemerkte sogleich die Gefahr, in welcher er schwebte, schüttelte die Schlinge ab und wandte sich dazu, den Mann anzugreifen. Dieser würde auch für seine Verwegenheit gebüßt haben, wenn nicht Siribeddi ihn beschützt hätte, indem sie ihren Rüssel erhob und den Angreifer mitten in die Heerde zu-

rücktrieb, worauf der alte Mann, leicht verwundet, aus der Korral entfernt wurde und sein Sohn Ranghanie seine Stelle einnahm.

Die Heerde stellte sich jetzt von Neuem in einen Kreis zusammen, mit den Köpfen nach der Mitte gewandt. Das größte Männchen wurde jetzt zum Fange auserlesen und zwei zahme Elephanten an jede Seite des Thieres gebracht, so daß die drei Brust an Brust standen. Der wilde setzte sich nicht zur Wehre, verrieth aber seine Unruhe dadurch, daß er rastlos von einem Fuß auf den andern sich bewegte. Jetzt schlich Ranghanie herbei, hielt den Strick, dessen eines Ende an Siribeddi's Halse befestigt war, in der Hand, wartete einen Augenblick, wo der Elephant seinen Hinterfuß in die Höhe hob, zog geschwind die Schlinge über den Fuß des Thieres, band sie zusammen und floh dann in eine Ecke. Die beiden Elephanten fielen sofort zurück, Siribeddi dehnte den Strick zu seiner vollen Länge aus und während sie den Gefangenen daran hervorzog, stellte sich der andere zwischen sie und die Heerde, um jede Einmischung derselben zu verhüten. (Seite 639.)

Um den so gefangenen Elephanten an einem Baume festzubinden, mußte er 20 bis 30 Schritte zurückgezogen werden, wobei er einen wüthenden Widerstand leistete, vor Schrecken brüllte, nach allen Seiten hin ausschlug und das Gestrüpp zerschmetterte, welches sich wie Ruthen unter ihm bog. Siribeddi zog ihn heftig hinter sich her, wand den Strick um einen dazu geeigneten Baum, hielt ihn die ganze Zeit stark gespannt und ging sehr vorsichtig darüber hinweg, als es nöthig war, zwischen den Baum und den Elephanten zu kommen, um die zweite Windung des Strickes um den Baum zu legen. Wegen der ersten Windung aber vermochte sie nicht, den gefangenen Elephanten ganz nahe an den Baum heranzuziehen, was erforderlich war, um ihn gehörig zu sichern. Der andere zahme Elephant bemerkte diese Schwierigkeit sofort, kam herbei, stellte sich dem sich sträubenden wilden Elephanten entgegen, schob ihn Schulter an Schulter und Kopf an Kopf zurück und zwang ihn somit, rückwärts zu gehen, während Siribeddi bei jedem Schritte den schlaff werdenden Strick weiterzog, bis der Gefangene am Fuße des Baumes stand, wo dann der Strick von den Kuruwi noch weiter befestigt wurde. Man schob nun eine zweite Schlinge über den andern Hinterfuß und zog sie zu, wie die erste; dann band man beide Beine durch Stricke aus den Fasern der Zackenpalme zusammen, welche biegsamer sind, als die aus der Cocosnuß und deshalb nicht so schlimme Wunde machen. Die beiden Lockelephanten umstellten dann den Gefangenen wie vorher, so daß Ranghanie wieder unter ihnen herkriechen und die beiden Vorderfüße umschlingen konnte, wie er es mit den Hinterfüßen gethan hatte. Diese Stricke wurden dann ebenfalls an einen Baum befestigt und so war die Gefangennahme vollendet; die zahmen Elephanten und die Fänger überließen nun den gehörig gesicherten wilden Elephanten seinen Betrachtungen, und schickten sich dazu an, dieselbe Operation mit einem andern vorzunehmen.

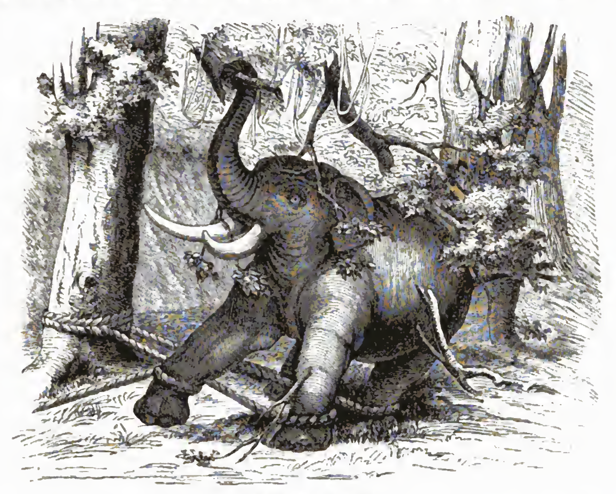
So lange die zahmen Elephanten neben ihm gestanden hatten, war das arme Thier verhältnißmäßig ruhig und fast passiv unter seinen Schmerzen geblieben. So wie sie aber fortgingen und ihn allein ließen, machte der Elephant die fabelhaftesten Anstrengungen, sich zu befreien und wieder zu seinen Gefährten zu kommen. Er befühlte die Stricke mit seinem Rüssel und versuchte die zahlreichen Knoten aufzulösen; er warf sich rückwärts, um seine Vorderfüße frei zu machen, dann lehnte er sich vorwärts, um die Hinterfüße aus der Schlinge zu ziehen, bis jeder Zweig des hohen Baumes unter den Anstrengungen des gewaltigen Thieres zitterte. Er schrie in seiner Angst laut auf, mit dem Rüssel hoch in die Luft gehalten, warf sich auf die Seite, mit dem Kopf auf die Erde, wobei er seinen Rüssel niederzog, als ob er ihn in die Erde einbohren wollte; dann erhob er sich plötzlich, warf sich auf seine Stirn und Vorderfüße und hielt die Hinterfüße in die Luft. Dies dauerte mehrere Stunden, bis er endlich ganz bewegungslos dastand, ein Bild der Erschöpfung und Verzweiflung.

Unterdessen war Ranghanie vor die Tribüne des Gouverneurs gekommen, um die ihm gebührende Belohnung für den Fang des ersten Elephanten in Empfang zu nehmen. Ein Schauer von Rupien fiel auf ihn nieder, worauf er sich zurückzog, um seine gefährliche Arbeit in der Korral weiter fortzusetzen.

Der Rest der Heerde war jetzt in einem Zustande von bedauernswürdiger Niedergeschlagenheit und drängte sich nahe zusammen, wie unter dem Gefühle gemeinschaftlichen Unglücks. Meistens standen die Thiere ganz bewegungslos, doch aber sah man, wie un-

ruhig und aufgeregt sie waren. Dann und wann ging einer, ungeduldiger als die übrigen, ein Paar Schritte vorwärts, um zu recognosciren; dann folgten ihm die andern erst langsam, dann schneller und schließlich stürzte die Heerde wüthend vorwärts, um die oft fehlgeschlagene Erstürmung des Pfahlwerks noch einmal zu versuchen. In diesen fruchtlosen Angriffen lag eine eigenthümliche Verbindung des Erhabenen und Lächerlichen; das Zeugniß gewaltiger Kraft in ihren massigen Gliedern, gepaart mit dem schwerfälligen Gang, sie langsam zu ihrem trübseligen Haltplatze im Schatten zurück.

Der Haufen, welcher hauptsächlich aus jungen Leuten und Knaben bestand, zeigte außerordentliche Ruhe und Fassung in solchen Augenblicken, indem sie auf die Stelle zurannten, welche die Elephanten stürmen wollten, mit ihren Stöcken gegen die Rüssel der Thiere fuhren und beständig: hupp! hupp! schrien, was die Thiere immer in die Flucht trieb. Daß die Elephanten furchtsam werden, wenn man ihnen lange Stöcke vorhält, war



Wuth des Gefangenen.

und wie die Wuth ihres scheinbar unwiderstehlichen Anlaufs in einem Augenblicke in Zurückweichen überschlug. Sie rannten wie rasend die Umzäunung hinunter mit gekrümmtem Rücken, ausgestrecktem Schweif, aufgerichteten Ohren, hoch über den Kopf erhobenem Rüssel und unter schrillem Geheul; wo aber ein Schritt weiter das ihnen entgegenstehende Pfahlwerk in tausend Stücke zertrümmert hätte, blieben sie plötzlich vor ein Paar weißen Stöcken stehen, die ihnen durch das Gitterwerk entgegengehalten wurden. Der Haufe empfing sie jedesmal mit Hohngelächter; sie kehrten in gänzlicher Auflösung zurück und nachdem sie eine oder zwei Touren durch die Umzäunung gemacht hatten, gingen bereits den Römern bekannt und Plinius erzählt, daß, um Verachtung gegen die Furchtsamkeit der Elephanten zu erregen, bei dem Triumph des Metellus nach dessen Siegen über die Carthager in Sicilien, sie in den Circus eingeführt und in die Rennbahn gejagt wurden. Sonderbar ist es auch, daß bei dem Zusammentreffen der wilden Elephanten mit den zahmen die ersteren nie den Versuch machten, die Reiter, welche auf den letzteren saßen, abzuwerfen. Die zahmen bewegten sich mitten in der Heerde umher; in einem Augenblicke hätten die wilden Elephanten die Reiter abwerfen können, aber keiner belästigte sie.

Dasselbe Schauspiel wiederholte sich mit

einigen Variationen bei den übrigen Thieren; merkwürdig war indessen die Verschiedenheit in dem Temperament der Elephanten, wie es sich durch ihr Benehmen während der Fesselung zeigte; einige unterwarfen sich mit verhältnißmäßig geringem Sträuben, während andere sich in ihrer Wuth auf die Erde stürzten, mit einer Kraft, die hingereicht hätte, jedes schwächere Thier zu zerschmettern. Sie ließen ihre Wuth an den Bäumen und Pflanzen aus, welche in ihren Bereich kamen; wenn diese klein genug waren, daß sie sie umreißen konnten, schlugen sie sie mit ihren Rüsseln nieder und entblößten sie von allen Blättern und Zweigen, welche sie wild nach allen Richtungen hin über ihre Köpfe schwangen. Einige gaben dabei keinen Laut von sich, während andere ein fürchterliches Gebrüll oder kurzes convulsivisches Geschrei ausstießen, und endlich erschöpft und hoffnungslos ihre Angst in leisem, kläglichem Stöhnen kundgaben. Einige lagen nach ein paar heftigen Anstrengungen bewegungslos auf der Erde, ohne ein anderes Zeichen von sich zu geben, als Thränen, welche unablässig ihre Wangen hinabrollten. Wieder andere zeigten die wunderlichsten Verdrehungen ihres Körpers, und besonders war es merkwürdig, daß ihre Rüssel, womit sie in ihrer Wuth überall hinschlugen, nicht verwundet wurden. Einer krümmte seinen Rüssel in so phantastischen Formen, daß er den Ringeln eines riesigen Wurmes glich; er faltete und entfaltete ihn wieder mit erstaunlicher Schnelligkeit. Einer, welcher sonst ganz bewegungslos und betäubt dalag, schlug nur langsam mit dem Ende seines Rüssels auf die Erde, wie ein Mann in Verzweiflung mit seiner Hand auf die Knie schlägt. Am schwersten war es, einen Elephanten zu fangen, der nur zufällig mit in die Korral gekommen war, indem er zu keiner von den Heerden gehörte. Hier erforderte es die vereinigten Anstrengungen von drei zahmen Elephanten, ihn gegen den Baum hinzuschleppen. Selbst als er dort angelangt war, setzte er seinen Widerstand mit der Wuth der Verzweiflung fort, und um die zweite Schlinge nicht über den einen noch ungefesselten Hinterfuß kommen zu lassen, setzte er sich auf seine Hüften nieder, fast ganz in der Stellung des „Florentinischen Ebers," hielt seine Hinterfüße auf den Boden und warf mit dem Rüssel den Strick zurück, wenn man seine Vorderfüße fassen wollte. Als er endlich überwältigt und gefesselt war, zeigte er den tiefsten Kummer; seine Wildheit war in die größte Niedergeschlagenheit umgewandelt, und Thränen rieselten seine Wangen hinab.

Die letzte Operation war, die Stricke wieder loszumachen, was einige Tage später geschah, und die Gefangenen unter der Obhut von zwei zahmen Elephanten nach dem Flusse zu bringen. Dies geschah in sehr einfacher Weise. Zahme Elephanten, denen man starke Kragen aus Stricken um ihre Hälse gelegt hatte, stellten sich rechts und links neben einen wilden, welcher einen ähnlichen Kragen um seinen Hals bekam. Diese drei Kragen wurden durch Stricke miteinander verbunden und so der Gefangene zwischen seinen beiden Wächtern gefesselt. Während dieser Operation war es eigenthümlich zu sehen, wie der zahme Elephant von Zeit zu Zeit seinen Rüssel benutzte, um den Arm seines Reiters vor dem Rüssel des wilden Elephanten zu schützen, der sich den Kragen nicht um seinen Hals legen lassen wollte. Nachdem dies bewerkstelligt war, entfernte man die Schlingen von den Füßen und führte ihn nach dem Flusse ab, worin man ihm gestattete, sich zu baden — ein Privilegium, das Alle eifrigst benutzten. Jeder wurde dann an einen Baum im Walde festgebunden und erhielt besondere Wächter und „Blattschneider," welche letztere ihn reichlich mit Nahrung versorgten."

Wie unendlich interessanter ist doch ein solches Schauspiel als die königlichen Treibjagden, wo furchtsames Wild haufenweise zusammengetrieben und geschlachtet wird; oder der gerühmte „wilde Sport," dessen Interesse in gradem Verhältniß zu dem Blutvergießen steht, welches dabei vorkommt. Hier war die einzige Grausamkeit die Auferlegung von Zwang; und obwohl oft eine beträchtliche Sterblichkeit unter den so eingefangenen Thieren auftritt, vermied man doch so viel wie möglich, ihnen Schmerz zu machen, da die Politik der Elephantenfänger ist, nicht die Thiere wüthend zu machen, sondern zu besänftigen und zu versöhnen. Die ganze Scene zeigt das wunderbarste Beispiel für die freiwillige Verbindung von Klugheit und Instinkt mit menschlicher Intelligenz und Muth; und nichts in der Natur, selbst nicht der Walfischfang, kann ein so lebhaftes Bild von der Herrschaft des Menschen über das Gethier der Schöpfung geben, selbst wenn er der Kraft in ihren kolossalsten Proportionen gegenübertritt.

Beitrag zur Kenntniß der Gletscher.

Von
August Vogel.

Unter den merkwürdigen Erscheinungen der Gletscherregion spielt der rothe Schnee, obgleich er eigentlich als fremder Körper in keinem nähern Verhältniß zum Gletscher steht, eine wichtige Rolle. Deshalb haben auch die Naturforscher, seitdem Saussure zuerst den rothen Schnee in den Alpen auffand, demselben ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet und er ist seitdem der Gegenstand vielfältig wiederholter Untersuchungen geworden. Mit dem rothen Schnee, welcher nach damit angestellten ausführlichen Untersuchungen offenbar organischen Ursprungs ist, hängt die schwarze Masse zusammen, die sich in den Rinnen und kleinen Löchern des Gletschereises vorfindet. Man schreibt die Entstehung der schwarzen Masse, welche auf dem Unteraargletscher in zahllosen kleinen Löchern beobachtet wurde, der Zersetzung einer den Tremellen ähnlichen Materie zu, indem dieselbe im frischen Zustande schön hochgelb gefärbt, handgroß, etwa ½ Zoll dick, beim Berühren zerfloß und eine schwarze Dammerde hinterließ.

Im vergangenen Sommer habe ich Gelegenheit gehabt, einen schwarzen Schlamm, ganz übereinkommend mit der auf dem Unteraargletscher aufgefundenen schwarzen Materie, in den Rinnen des Eisfeldes auf dem Dachstein am Hallstädter See zu beobachten und eine Quantität desselben zu sammeln. Es schien mir von Interesse, die Natur dieses Körpers, welchen ich der Kürze wegen mit dem Ausdrucke „Gletscherschlamm" bezeichne, näher zu untersuchen, in der Hoffnung, aus dessen Zusammensetzung über die Natur seines Ursprungs und sein Verhältniß zum Gletscher im Allgemeinen Schlüsse ziehen zu können.

Der Schlamm ist seiner äußern Erscheinung nach im feuchten Zustande tiefschwarz, im völlig getrockneten Zustande von braunschwarzer Farbe und von äußerst feiner Structur. Die mikroskopische Untersuchung zeigte im Allgemeinen eine amorphe Masse mit wenigen Blättchen untermischt. Beim Erhitzen in einer Glasröhre entwickelte sich ein brenzlicher Geruch und das übergehende Wasser zeigte eine stark alkalische Reaction, offenbar von der Einmischung einer organischen Substanz herrührend. Der Gehalt an organischen Bestandtheilen beträgt gegen 19 Procent. Die vollständige procentige Zusammensetzung ergab nach meiner Analyse*):

Kieselsäure	52,28
Eisenoxyd	7,00
Thonerde	15,02
Kali	1,67
Natron	5,27
Kohlenstoff	10,51
Wasserstoff	1,52
Stickstoff	0,75
Sauerstoff	5,88
	100,00

Will man nun aus der gefundenen Zusammensetzung des Gletscherschlammes auf die Art seiner Entstehung einen Schluß zu ziehen versuchen, so muß vor Allem die große Menge der in demselben enthaltenen organischen Bestandtheile wohl zu berücksichtigen sein. Wenn auch ein geringer Theil derselben durch die Zufuhr des Windes erklärt werden könnte, da ja bekanntlich Spinnen und Insekten nicht selten auf den Flächen der Gletscher angetroffen werden, so ist doch in keinem Falle die Annahme dieser Quelle hinreichend zur Erklärung der großen Menge organischer Substanz im Gletscherschlamme, um so weniger, als auch die mikroskopische Untersuchung des Productes keine Spuren thierischer Ueberreste und Fragmente ergeben hat. Ueberdies ist auch der Stickstoffgehalt der organischen Substanz des Gletscherschlammes zu gering, um eine derartige auf animalischer Quelle basirende Entstehung rechtfertigen zu können. Es scheint vielmehr die Analyse jene Ansicht zu unterstützen, nach welcher die Entstehung des Gletscherschlammes der langsamen allmäligen Zersetzung einer den Tremellen ähnlichen Masse zugeschrieben wird.

Neben den organischen Bestandtheilen des Gletscherschlammes erscheint aber auch die eigenthümliche Zusammensetzung seiner Mineralsubstanzen von nicht minderem Interesse. Es muß hierbei besonders auffallen, daß unter den Mineralbestandtheilen sich kein kohlensaurer Kalk befindet, da ja doch die Umgebung des Gletschers größtentheils aus Kalkformationen besteht. Der Inhalt der zahllosen kleinen Löcher des Gletschers, welche

*) Abhandlungen der k. k. Akademie der Wissenschaften, II. Classe, Band VIII, Abtheilung III.

eben die von mir untersuchte Substanz enthalten, kann daher nicht von einer Pflanze aus der nächsten Umgebung des Gletschers herrühren. Vielmehr muß derselbe, der feldspathartigen Natur seiner Mineralbestandtheile zufolge, aus einer größern Entfernung hergeführt worden sein.

Da nun, wie ich hoffe, durch meine Mittheilung die Aufmerksamkeit von Neuem auf diesen Gegenstand hingeleitet ist, so zweifle ich nicht, daß fernere Versuche von verschiedenen Seiten ausgehend diese eigenthümlichen Verhältnisse näher aufzuklären im Stande sein werden; die Anschaffung des Materials zu weiterer Beobachtung ist in keiner Weise mit Schwierigkeiten verbunden, indem beinah auf allen Gletschern diese Substanz in Menge zu haben ist.

Karsten's Flora Columbiens.

Von Ludwig K. Schmarda.

Florae Columbiae terrarumque adjucentium specimina selecta edidit H. Karsten. Tom. 1. fascic. 3. Berlin 1860. apud Ferd. Dümmlerum. (Preis jeder Lieferung in schwarz 15 Thaler, colorirt 20 Thaler).

Wir ergreifen den Augenblick, in welchem die dritte Lieferung von Karstens Flora Columbiae ausgegeben wird, um auf dieses Prachtwerk, dessen rasche Fortsetzung schon für sein Gedeihen und den Anklang im wissenschaftlichen Publicum spricht, unsere Leser aufmerksam zu machen.

Obwohl Columbien, der von Bolivar gestiftete Bundesstaat, in den Kämpfen der Parteileidenschaften und eines kleinlichen, fast mittelalterlich beschränkten Particularismus in drei unabhängige in fortschreitender Zersetzung begriffene Republiken zerfallen ist, so besteht noch immer Flora's Reich des gleichen Namens, das in Folge der großen horizontalen Ausdehnung und der bedeutenden Höhe der Gebirge, welche durch die Vielfältigkeit ihrer Klimate den reichen Pflanzenwuchs dieses Gebietes bedingen, eines der schönsten und reichsten Vegetationsgebiete unserer Erde ist. Aus dem palmenreichen heißen Tieflande gelangt der Wanderer rasch in die schichtenartig über einander gelagerten physiognomisch verschiedenen Regionen der baumartigen Farne, der Bergpalmen, der Eichen und nebelreichen Cinchonenwälder und durch den subalpinen Gürtel immergrüner Sträucher von holzigen Synanthereen, Melastomen, Calceolarien und Escallonien in das einsame Grasland der Paramos, bis an der Grenze des ewigen Schnees in Saxifrageen und kryptogamischen Gewächsen der Pflanzenwuchs den hochnordischen und alpinen Charakter der alten Welt annimmt.

Diese große Mannigfaltigkeit erregt die Erwartung, daß jeder Naturforscher mit einer Fülle neuen Materials aus jenen Gegenden wiederkehren und das Seinige zur Bereicherung der Wissenschaften beitragen wird. Der Verfasser der Flora Columbiae hat diese Erwartungen nicht nur gerechtfertigt, sondern selbst übertroffen. In unserer Zeit, wo die möglichst große und nachhaltige Production das Schlagwort des Tages geworden, ist auch die Wissenschaft dem Drange der Zeit nicht entgangen, und wie auf dem Felde der Industrie, ist auch auf ihrem Gebiete Theilung der Arbeit die Regel geworden, deren Folgen die vielen Specialitäten sind. Durch die vergrößerte Zahl der Beobachter, durch neue und verbesserte Methoden der Untersuchung ist der Fortschritt einzelner Disciplinen ein wirklich überraschender geworden nnd gewiß zu billigen, so lange von jedem Gelehrten nur die eine Specialität mit Vernachlässigung aller übrigen betrieben werden darf, wie an den Brennpunkten des geistigen Lebens, wo daher unter normalen Verhältnissen der Specialist Außerordentliches leisten kann. Anders gestaltet es sich auf naturwissenschaftlichen Reisen, wo selbst bei Expeditionen, denen mehrere Naturforscher beigegeben sind, eine weitgehende Trennung der Fächer nicht möglich ist, weil die neuen Thatsachen allseitige Berücksichtigung erheischen.

Glücklicherweise vereinigte Karsten mit einem tiefen und erschöpfenden Eingehen in einzelne Richtungen eine in unserer Zeit seltene Vielseitigkeit des Wissens und Beobachtens, die während seiner beiden Reisen in Südamerika, welche den langen Zeitraum von elf Jahren umfaßten und sich über den großen Landstrich von den Zuflüssen des mittleren Orinoko bis zur Hochebene von Riobamba ausdehnten, zu den erfreulichsten Resultaten geführt hat. Auf diesen langen Reisen hat K. nicht nur Tausende von Pflanzen für das Herbarium gesammelt und lebende Pflanzen und Sämereien nach Europa geschickt, welche gegenwärtig die Zierde vieler öffentlichen und Privatgärten Deutschlands sind; sondern inmitten dieser mühevollen Beschäftigungen, welche die Vorbereitung zu seinen späteren Arbeiten in der systematischen Botanik und über die geographische Verbreitung der Pflanzen bilden sollten, hat er seine Lieblingsstudien über das Leben niederer Pflanzenformen nie unterbrochen, und außerdem eine Abhandlung über die Structur des Palmenstammes geschrieben, die sich jener Hugo Mohl's, eines unserer größten Pflanzenanatomen, würdig an die Seite stellt, indem sie dieselbe erweitert und berichtigt.

In gerechter Würdigung der Forderungen, welche das praktische Leben an die Naturwissenschaften macht, und diese zu einem doppelt wichtigen Culturelemente erhebt, hat Karsten seine Aufmerksamkeit auch den Nutzpflanzen zugewendet. In der Chinarinde machte die neue Welt der alten eines der segensreichsten Geschenke. Dieses specifisch wirkende Heilmittel gegen die Wechselfieber hat sich über die ganze Erde verbreitet, und nachdem die Herstellung des Chinins aus dieser Rinde geglückt war, hat dasselbe eine früher nie geahnte Anwendung, nicht nur in allen Formen intermittirender Fieber, sondern auch in den remittirenden Malariafiebern, im gelben Fieber und versuchsweise auch bei Typhus und Cholera, und den Neurosen mit intermittirendem Charakter gefunden. Die Nachfrage droht die Production zu übersteigen, die holländische und englische Regierung haben daher im Interesse der Humanität und des Handels Pflanzungen in ihren Colonien versucht; denn die Chinabäume bilden keine unermeßlichen Wälder, nicht einmal geschlossene Waldbestände, sondern kommen gruppenweise und vereinzelt, oft am Rande schwer zugänglicher Schluchten, und die an Chinin reichen, also die einzig werthvollen, immer nur in feuchten, kühlen, nebelreichen Höhen vor. In den leicht zugänglichen Oertlichkeiten sind sie ausgebeutet und die Cascarilleros genöthigt, sie an entfernten Orten, von denen die Transportkosten bedeutend sind, zu suchen. Dadurch daß Karsten durch ein fortgesetztes Studium der Lebensverhältnisse der Cinchonen zu festen Anhaltspunkten gelangt ist, in welcher Höhe, unter welchen klimatischen Einflüssen, auf welchem Boden und mit welchen Pflanzen die chininreichen Bäume vorkommen, — denn der Procentgehalt des Chinins unterliegt in derselben Species großen Schwankungen — dadurch ist nicht allein ein höchst wichtiges physiologisches Resultat erzielt worden, sondern auch eine praktische Anleitung für den Chinarindenschäler gegeben und der locale Unternehmungsgeist hat, wie ich mich in Neu-Granada selbst überzeugt habe, einen neuen Impuls erhalten. In Betreff der Einzelheiten seiner Untersuchungen verweise ich auf die im Jahre 1858 erschienene Schrift: „Die medicinischen Chinarinden Neu-Granadas."

Karsten's rastlose Thätigkeit auf dem Felde der physiologischen, systematischen, geographischen und medicinischen Botanik hat ihn nicht gehindert, auch die übrigen Zweige der Naturwissenschaften, Zoologie und Geologie, zu pflegen. Er erwarb ein reiches Material für die Geologie Columbiens, nicht bloß durch Sammlung von Gesteinproben, Petrefacten u. dgl., sondern auch durch das Aufsuchen der geologischen Erscheinungen und ihres Zusammenhanges und durch die Ermittlung der Epochen, denen die verschiedenen Ketten der Quindiu- und Choco-Cordillere, der Bergstock von Bogota und die Kette Summa Paz angehören. Er hat in dieser Richtung für das von ihm bereiste Gebiet Aehnliches geleistet, wie in neuerer Zeit Darwin für die Cordilleren von Chili und d'Orbigny für Bolivia.

Bald nach seiner Rückkehr legte er der Versammlung deutscher Naturforscher, als sie in Wien tagte, eine inhaltreiche Schrift mit einer geologischen Karte Columbiens vor. Dieser Vorläufer seiner geologischen Arbeiten fand die beste Anerkennung in dem Ansuchen der Regierung Neu-Granada's, die Geologie der Republik in einem durch Durchschnitte, Karten u. s. w. ausgestatteten Werke, auf Kosten der Regierung zu veröffentlichen, um dadurch die Untersuchung des Landes, welche sie durch die Mappirung unter dem verdienstvollen italienischen Geographen Codazzi und die Errichtung des orographischen Corps angebahnt hatte, zu vervollständigen.

Eine Reise in den Tropen ist nicht eine Reise im Schlaraffenlande, wie Manche glauben mögen; denn Entbehrungen aller Art, Arbeit, Sorge, Verluste an Material und Krankheiten bedrohen nicht nur den Reisenden, sondern befallen ihn wirklich. Hartnäckige Fieber und Augenentzündungen haben auch unseren Reisenden heimgesucht, vermochten jedoch nicht, seinen Muth zu beugen oder seine Thätigkeit auf längere Zeit zu unterbrechen.

Es dürfte dem Publicum unbekannt sein, daß Karsten die Reisekosten aus eigenen Mitteln bestritten hat, eine Ausnahme in einer Zeit, wo die deutschen Regierungen durch Ausrüstung großer Expeditionen die Bedeutung der Naturwissenschaften anerkennen. Der mit officiellem Mandat reisende Naturforscher ist in einer anderen Lage als der auf sich allein beschränkte. Jener hat während der Reise die nöthigen Mittel, den Schutz und die Empfehlung seiner Regierung, nach derselben die Muße, frei von den Sorgen des Lebens sein gesammeltes Material zu verarbeiten. Karsten dagegen mußte, um das sich selbst gesteckte Ziel seiner Reise zu erreichen, die dazu erforderlichen Mittel durch eigene Mühe und Arbeit beschaffen und hat diese, von der Liebe zu seiner Wissenschaft getragen, größtentheils erreicht. Er verdient damit Dank und Anerkennung, die von Seiten der k. preußischen Regierung zunächst durch Pränumeration auf eine bedeutende Zahl von Exemplaren der Flora Columbiens ausgedrückt ist.

In den vorliegenden drei Lieferungen finden sich 60 verschiedene Pflanzenspecies meisterhaft dargestellt. Ich muß mich hier begnügen, auf die hervortretendsten Pflanzenformen, welche das Werk veranschaulicht, aufmerksam zu machen: Die zahlreich repräsentirten Chinarindenbäume,

dann die Palmen, die baumartigen Farne, die eine seltene Ueppigkeit der Vegetation verrathen, und nicht allein den Botaniker befriedigen, sondern auf jeden mit ästhetischem Sinn für die Schönheiten der Natur und der Pflanzenwelt begabten Beschauer durch Mannigfaltigkeit in Gestalt und Farbe den freundlichsten Eindruck machen.

Die eben ausgegebene dritte Lieferung dieses Prachtwerkes enthält folgende neue allgemein interessante Pflanzen: die **Cinchona bogotensis**, welche die falsche rothe Chinarinde liefert, eine neue **Bellucia** aus der Familie der Melastomeen, mit großen röthlich weißen Blüthen und einem merkwürdig gebildeten Kelch, dessen oberer Theil sich deckelartig öffnet; die apfelförmige, einen Zoll im Durchmesser haltende Frucht ist eßbar.

Tropaeolum digitatum, das sich von andern Kapuzinerkressen durch Nebenblätter, welche die erwachsene Pflanze trägt, unterscheidet.

Schachtea dioica, die sich von den verwandten Gardenien durch die diöcischen Blumen unterscheidet.

Caryodendron orinocensis, aus der heißen Gegend des Rio Meta, eine neue Euphorbiacee, aber mit eßbarem Samen.

Mutisia pichinchensis, ein schöner schlingender Strauch aus 12,000 Fuß Höhe.

Marsonia primulina, eine blüthenreiche, primelähnliche Gentianee.

Cattleya labiata Var., eine prachtvolle Orchidee. **Brachyloma Karstenianum**, von Hanstein dem Verfasser zu Ehren benannt, mit schönen feuerrothen Blumen. Eine neue rothblühende **Passiflora (P. servitensis)**.

Asplenium attenuatum, ein kleiner Baumfarrn aus der Abtheilung der Diplacien.

Deckeria corneto, mit amphitropen Eichen, eine schöne den Iriateen ähnliche Palme, welche die Einwohner nach ihrer trompetenförmigen Blüthenscheide **Corneto** nennen.

Socratea fusca, gleichfalls eine Palme mit iriarteenähnlichem Typus, aber atropen Eichen.

Oenocarpus Mapora, merkwürdig durch seine Blätter, welche anfangs roth, dann an der oberen Fläche grün und an der unteren weiß werden.

Cyathea Mettenii, ein schöner großer Baumfarrn von fünfzehn Fuß Höhe, dessen Blattnarben am untern Theil des Stammes eine scharf markirte Spirale bilden, während die oberen so wie die Blätter im Quirl stehen.

Chrysodium maracaibense, ein kleiner kriechender Farrn aus der Gruppe der Acrostichaceen.

Pteris socorrensis, eine einfach gefiederte **Pteris** mit kriechendem Rhizom und fünf Fuß langen Blättern. Die beiden letzten Tafeln enthalten sechs neue Acrostichen aus der Gruppe **Polylepia**.

Literarisches.

Louis Napoleon Bonaparte, die Sphinx auf dem französischen Kaiserthrone. Zweite Auflage. Hamburg. Otto Meißner. 1859.

Die Schrift ist heftig, glühend, ingrimmig. Es ist keineswegs unsere Absicht, damit einen Tadel über die Gesinnung auszusprechen, aus welcher sie geflossen ist, selbst wenn wir den patriotisch deutschen Standpunkt des Verfassers nicht ganz zu dem unsrigen machen möchten. Dennoch glauben wir sagen zu dürfen, daß eine kühlere Ausdrucksweise ganz dieselbe Wirkung, vielleicht gar eine stärkere hervorbringen würde. Ja wir bezweifeln, ob denn auch wohl der Verfasser der betreffenden Persönlichkeit volle Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Wir fechten nicht die Thatsachen an, die er bringt. Es ist ferner nicht unsere Absicht, ein Wort zur moralischen Entschuldigung des einzelnen Menschen zu sagen, von dessen gutem oder bösem Willen, von dessen guter oder böser Laune jetzt das Schicksal nicht bloß Frankreichs, sondern der civilisirten Welt Europa's abzuhängen scheint. Aber der Verfasser sagt bei der Schilderung der Persönlichkeit des Empereur S. 139: er habe vor Victor Hugo den Vortheil voraus, daß sich kein Haß und keine Rache in seine Darstellung mische. Warum sagt er das, was Niemand ihm zugestehen wird und Niemand ihm zuzugestehen braucht? Die plastische Ruhe eines Geschichtswerkes, wie es sein soll, wird der Verfasser für sein Buch nicht in Anspruch nehmen wollen. Und wenn er es wollte: so würden wir ihm erwiedern, daß er zu einer solchen Forderung kein Recht habe. Er haßt die Person, gegen die sein Buch gerichtet ist, und zwar aus voller Seele. Und warum sollte er es nicht? Daß ein deutscher Mann den Empereur haßt, aus voller Seele haßt, ist natürlich und gerecht. Ob die Franzosen ihn lieben, wissen wir nicht; denn man soll über einen Tag nicht eher das Endurtheil sprechen, bis es völlig Abend geworden ist. Und zwischen Dämmerung und Dunkelheit kann noch viel sich ereignen. Aber wir fürchten, der Verfasser ist in seiner Erbitterung gegen die Person in der Schilderung derselben nicht völlig gerecht. Denn das wenigstens muß bis jetzt anerkannt werden: wenn Frankreich das gezäumte Pferd ist, das des Reiters bedarf, so hat es, so viel bis jetzt sich urtheilen läßt, den Reiter gefunden, der die Sache versteht. Der etwaige Tadel trifft mindestens eben so schwer das Pferd als den Reiter. Freilich hat auch der Verfasser des Pferdes nicht geschont, nur ist das Verhältniß wohl nicht ganz das richtige.



Ein halbversunkener Grabstein.

Eine Jugenderinnerung

von Ludwig Storch.

Wem sich die bittersüße Erkenntniß aufdringt, daß auch er die Bestimmung habe, im großen Geisteskampfe um Licht und Wahrheit und um die Verjüngung der Lebensformen die Dornenkrone davonzutragen, und wer es leiden muß, daß ihm Gemeinheit, Dummheit, frecher Uebermuth, raffinirte Rohheit und der Egoismus in seinen unzähligen Proteusgestalten die scharfen Stacheln dieser Krone tief und tiefer in das fiebrisch-glühende Haupt drücken und schlagen, für den gibt es seit siebzig Jahren ein Buch voll Trost, Labsal und Stärkung, eine wirkliche Armenbibel (keine biblia pauperum, d. h. ein Bilderbuch für Mönche), ein Evangelium des Geistes, das ihn mit vielen Fratzen und Zerrbildern aussöhnt und ihm die erhebende Gewährschaft gibt, daß er nicht allein und nicht vergebens ringt und duldet, und daß, wenn er auch nur ein Sand- oder vielmehr Saatkorn zum Zukunftsbau zu beschaffen vermag, dieses nicht ohne Werth und Bedeutung ist. Dieses Buch heißt: Bekenntnisse von Jean Jacques Rousseau.

Welches gefühlvolle Herz nähme wohl den Geist der Schriften des großen Genfer Bürgers in sich auf und schwärmte nicht für ihren Verfasser! Welcher gebildete Mensch, der nicht bloßes Verstandesabstractum ist, wird, wenn er Jean Jacques kennen gelernt, nicht eine unbedingte Hingebung an ihn verspüren! Selbst der strenge Moralist, der über Rousseau's Verhältniß zu Therese Levasseur und die unselige Abgabe seiner Kinder an das Findelhaus den Stab über ihn zu brechen versucht ist, wird bei Lesung der Bekenntnisse sich eines wunderbaren Herzenszuges zu dem unglücklichen Philosophen, der sich so verirren konnte, nicht erwehren können. Mit so großen menschlichen Schwächen und Fehlern ist er ja doch der kühne und gewaltige Prophet der Zukunft, der Hahn, der den Tag mit kräftigem Schrei verkündet, die Lerche, die der aufgehenden Sonne jubelschmetternd entgegensteigt.

Voltaire ist neben Rousseau nur der sociale geschickte Chemiker, der mit ätzenden Laugensalzen die Grundpfeiler des obsolet gewordenen Gesellschaftsbaus angreift. Dagegen keimt in Rousseau's Geiste die Saat der Zukunft, und er ahnt die neue Weltordnung, die ein späteres Jahrhundert in die Wirklichkeit rufen wird. Und als Prophet und Seher ist er weit mehr vom deutschen, als französischen Geiste erfüllt; in seinem Denken und Fühlen, ja selbst in seiner Darstellung ist er deutsch, obgleich er unsere Sprache nicht verstand. Wir finden es bald aus seinen Büchern heraus, daß er mit uns verwandt ist; wir denken und fühlen, wir lachen und weinen mit ihm, und wir kommen zu der Ueberzeugung: er ist der geistige Bruder unseres Herder, der seelische Vater unseres Jean Paul.

Frühzeitig hatte ich Jean Jacques kennen und lieben gelernt; mit dem Sterne war mir auch die Wolke bekannt geworden, die ihn zu ver-

dunkeln sich so viel Mühe gegeben und zu diesem Zwecke kein Mittel verschmäht hatte, selbst das gemeinste des niedrigen Freundschaftsverraths und der öffentlichen Verleumdung nicht; ich hatte den gleisnerischen Mann hassen und verachten gelernt, der zum Dank für tausend Liebesbeweise, die ihm der kindlich vertrauende Rousseau gegeben, diesen mit Neid und Scheelsucht verfolgt, mit Heimtücke verlästert und mit geistigen Banditendolchstichen rücklings verletzt hatte. Nie hat ein glatter, schlauer, ehrgeiziger, innerlich gemeiner, äußerlich heuchlerischer Charakter einem schlichten, redlichen, offenen Kindergemüth größern Schmerz verursacht, als dieser falsche undankbare Mensch unserm Rousseau. Sein Name war mir schon zuwider; er klang mir wie der Inbegriff aller raffinirten vornehmen Schlechtigkeit.

Und wie lautet dieser Name? Wer war dieser Mensch? — — —

Ich lebte damals in Gotha, der Haupt- und Residenzstadt des kleinen Landes, dem ich durch die Geburt angehörte. Eine halbe Stunde östlich von der Stadt an der nach Erfurt führenden Straße liegt das große Pfarrkirchdorf Siebeleben. Die mit einem großen Theil des Dorfes abgebrannte Kirche hatte aus Mangel an Mitteln nicht wieder aufgebaut werden können. Der Gottesacker, auf welchem sie gestanden, war wüst und unfreundlich und sprang an seinem untern (südlichen) Ende auf eine häßliche Weise in die in's Dorf führende Straße, sie eine kleine Strecke lang so verengend, daß ein Wagen zwischen den ersten Häusern auf der einen und der Kirchhofmauer auf der andern Seite nicht bequem passiren konnte. In diesem letzten die Dorfstraße so unschicklich beeinträchtigenden Zipfel des Gottesackers lagen alle Gräber mit ergrauten, moos- und flechtenüberzogenen, halb versunkenen und wankelmüthig gewordenen Grabsteinen. Die jüngern Todten waren schon längst an dem entgegengesetzten nördlichen Ende des Kirchhofs begraben worden. Grade aber der Umstand, daß in diesem unschönen Winkel sich steinerne Grabmonumente fanden, gab den Beweis, daß hier nicht Bauernasche aus dem Dorfe sich der Erde vermähle. In Folge der gänzlichen Vernachlässigung dieses kleinen Raums wucherten um diese Grabsteine hohe Nesseln, Dornen, Ginster und andres Unkraut und gaben dem Platze ein noch unheimlicheres Ansehen, so daß es kaum möglich schien, zu den Denksteinen durchzudringen. Wer von den Lebenden hätte auch ein Interesse an ihnen haben können? Es führte ja nicht einmal ein Weg dahin, der Gelegenheit geboten, ihnen einen flüchtigen Blick zu gönnen, Reizmittel der Neugierde eines Vorübergehenden. Die hier Begrabenen waren vergessen trotz der einst prunkenden Monumente auf ihren Gräbern.

Und doch besaßen sie die Theilnahme eines Menschen, die meinige. Stets fühlte ich einen stillen sympathetischen Zug zu den Ruhestätten der Todten; mir war's als habe mein heißes Herz mehr Ruhe und Frieden unter den Gräbern als in den Wohnstätten der Menschen. Ich liebte die Todten noch mehr, seit ich von den Lebenden so grausam behandelt worden war.

In vielen meiner schlaflosen Nächte, wo mich Unruhe und das Verlangen nach dem Kusse der frischen Nachtluft und des Sternenlichts und nach dem einsamen Wandeln im feuchten Mondstrahl aus dem Hause und in die buschreichen Parkanlagen im Umkreise der Stadt trieben, kletterte ich nicht selten über die Gottesackermauern und empfand eine eigenthümliche Wollust, in der Mitternacht einsam zwischen den vom Mondlicht abenteuerlich erhellten Grabmonumenten auf den grünen Bettdecken der vom eisernen Schlaf gefangen Gehaltenen zu wandeln. Während die Lebenden mich lästerten, erblühten mir unter den Todten poetische Genüsse.

Südlich wird das Dorf Siebeleben von einem ziemlich umfangreichen Parke mit einem kleinen Schlosse begrenzt. Zu einer ehemaligen Domäne gehörig, die jetzt zerschlagen ist und deren Wirschschaftsgebäude abgetragen worden sind, bilden Schloß und Park des „Mönchhof“ heutiges Tags einen sehr angenehmen Landsitz des Herzogs von Koburg. Zu jener Zeit war der Besuch des Parks erlaubt, aber wenig benutzt; ich war meist allein darin und saß stundenlang auf einer überbuschten Bank am Teiche. Eine Viertelstunde noch südlicher erhebt sich der mäßige Seeberg mit einem schönen Hause, das einst Sternwarte, jetzt als Erfrischungshaus dient. Ein kleines Gehölz mit einer am Fuße einer mächtigen Eiche hervorsprudelnden Quelle lockte mich oft in seinen Schatten.

Im Vorübergehen nach dem „Siebeleber Hölzchen“ hatte ich meine Blicke über die niebrige verfallene Mauer des dörflichen Gottesackers geworfen, aber die Thür in derselben war gar nicht gangbar, und ich hätte

einen großen Umweg nehmen müssen, um in den Winkel mit den Grabsteinen zu gelangen. Eines Tags jedoch konnte ich dem Verlangen, zu wissen, wer die Schläfer unter denselben gewesen, nicht widerstehn: ich stieg über die Mauer mitten in die Dornen und Nesseln hinein.

Mit meinem Stocke und Taschenmesser mußte ich vorerst einen Vertilgungskrieg gegen das üppige Unkraut eröffnen, das noch nie in seinem Wachsthum gestört worden zu sein schien. Dann hatte ich die Steinflechten von den Monumenten abzukratzen, ehe ich die Schrift derselben entziffern konnte. Mit einiger Mühe gelang dies endlich. Ich hatte mich in meiner Voraussetzung nicht getäuscht, es waren lauter vornehme Bewohner der nahen Stadt, die sich auf den Dorfgottesacker hatten begraben lassen. Unbedeutende Menschen, Namen von bloßem Schall. Endlich ein Exemplar von einigem Werthe! Eine Dame, deren Name mir nicht unbekannt war, die Gattin eines Beamten, der in der Gesellschaft der kleinen Residenz etwas gegolten und Bücher geschrieben hatte, Romane ohne Bedeutung, todte Waare, Spreu, aber auch ein gutes und weit verbreitetes Reisehandbuch. Er lebte noch als hochbejahrter Greis nicht eben mit dem besten sittlichen Ruf. Die Frau war schön und geistreich gewesen und hatte als Stern erster Größe an diesem kleinen Himmel geglänzt; sie war als gefeierte Freundin des edlen, wissenschaftlich gebildeten Herzogs Ernst II., jung gestorben, tief betrauert von ihrem fürstlichen Verehrer. Da lag sie, die durch Schönheit des Leibes und Geistes geglänzt hatte, die gefeiert, geliebt, beneidet worden war, unter Dornen und Disteln im unheimlichen Winkel des Dorfkirchhofs, vergessen von der Welt, von ihrem Gatten, von ihren Kindern und Enkeln. Niemand hatte eine Hand gerührt, um das wuchernde Unkraut von ihrem Grabe zu vertilgen. Erschütterndes Bild für einen Geist, der der Welt ein Loos abringen will!

Dicht daneben ein einfacher liegender Grabstein, dick überzogen und eingehüllt von Flechten, Moos, Gras, Unkraut, und auf einer Seite halb in das Grab gesunken. Was für ein Verlangen trieb mich doch, grade dieses Steines Geschrift zu lesen! Es schien unmöglich, aber ich setzte Alles daran. Ich brachte wohl eine Stunde dabei zu, ehe ich die Hindernisse so weit beseitigt hatte, daß ich die lateinischen Uncialen von der in den Sandstein eingesenkten Marmorplatte zusammenbuchstabiren konnte. Ein Schrei der Ueberraschung entfuhr mir; das Messer, womit ich so eben noch die Linien der Buchstaben gereinigt hatte, entsank meiner Hand. Fast erschrocken starrte ich den halbversunkenen Grabstein an, dann murmelte ich: „Also hier muß ich Dich finden, mit dem ich grolle, wie mit keinem Todten weiter! Unter dieser schlichten Platte modern Deine Gebeine, Du einst so falscher und treuloser Mann! Unter Dornen, Disteln und Nesseln, wie Du verdient: vergessen von der Welt, in der Du Dein Licht hast leuchten lassen und die gleich Dir in ein ruhmloses Grab gesunken ist!"

Wer war der Todte unter meinen Füßen? Welchen Namen hatte ich von der Marmortafel gelesen, der einen so erschütternden Eindruck auf mich machte?

Es war der Name eines Mannes von ganz eigenthümlicher Wichtigkeit für die geistige Entwicklung der Neuzeit, nicht etwa Gotha's oder einer andern Stadt, oder eines einzelnen Landes, nein für die Entwicklung des Menschengeschlechts, für die Weltcultur. Und doch war er an und für sich, so hoch er auch auf der Standesstufenleiter der sogenannten Ehren und Würden gestiegen war, ein ziemlich unbedeutender Mensch, als Individuum sich kaum einen Zoll über das starre Niveau vornehmer vergessener Gewöhnlichkeit erhebend, aber mit einem typischen Genius in zufälliger Berührung selber zum Typus der entgegengesetzten Geistesrichtung gestempelt, als Repräsentant einer modernen Menschenspecies, die sich dem allgemeinen Wohl so verderblich gemacht, wichtig und interessant. Es war Jean Jacques', des unsterblichen Dichters und Denkers undankbarer Freund, des großen, edlen, liebenden Herzens kleiner, gemeiner, gehässiger Verleumder, Kränker und Verfolger; es war:

Friedrich Melchior Grimm.

Wie kamen die Gebeine dieses einst so vielbesprochenen, von der Glücksgöttin so sehr gehätschelten Mannes in den häßlichen Winkel des unbesuchten Kirchhofs des Dorfes Siebeleben?

J. J. Rousseau hatte im Jahre 1744, 32 Jahre alt, von seinem unglücklichen Posten als Secretair des nichtsnutzigen französischen Gesandten bei der Republik Venedig nach Paris zurückgekehrt, durch den Beifall, den seine ersten schriftstellerischen und tondichterischen Versuche gefunden, die Augen vornehmer

geistreicher Leute auf sich gelenkt und war, in mehreren hochstehenden Häusern eingeführt, obgleich nur Privatsecretair in einem derselben, eine in den höhern Kreisen der Gesellschaft beliebte Persönlichkeit geworden. Madame d'Epinay, die junge, schöne und geistreiche Gattin eines sehr begüterten gewöhnlichen Mannes, zeichnete sich bald unter allen seinen neuen Bekanntschaften als seine zartfühlende, theilnehmende, enthusiastische Freundin aus, obgleich seine anstößige Verbindung mit Therese Levasseur schon bekannt war.

Im Frühling 1747 lernte Jean Jacques in einem jener ihm wohlwollenden Häuser, in dem der Madame Dupin, den jungen Erbprinzen Friedrich von Sachsen-Gotha und Altenburg nebst dessen Hofmeister Baron von Thun kennen. Dieser talentvolle Prinz, der Sohn des regierenden Herzogs Friedrich III. und der genialen und hochgebildeten Herzogin Louise-Dorothee, war damals erst zwölf Jahre alt und lebte ein Jahr lang bei Voltaire, dem Freunde seiner Mutter, auf dessen Landsitze Aux Delices bei Genf. Von dort war er nach Paris gekommen und hatte in dessen Nähe, in Fontenay sous Bois, ein Haus gemiethet*). Von dem Prinzen und Thun eingeladen, einige Tage bei ihnen zu verleben, machte Rousseau hier die Bekanntschaft zweier Deutschen, welche zum kleinen Hausstande des Erbprinzen von Gotha gehörten. Der Eine und Bedeutendere war der Reiseprediger des Prinzen, Emanuel Christoph Klüpfel, geborner Würtemberger und seit 1741 lutherischer Prediger in Genf, wo ihn Baron Thun kennen gelernt und zum Instructor des Prinzen vorgeschlagen hatte. Mit Rousseau in gleichem Alter, und wie dieser geistreich, freisinnig und vielseitig gebildet, schloß er sich leicht und schnell dem gebornen Genfer an, und diese Verbindung wurde nach kurzer Zeit zur innigen Freundschaft.

Der Andere, Friedrich Melchior Grimm, aus Regensburg, ein halb und halb verunglückter Literat, 24 Jahre alt, von kleiner zierlicher Gestalt und nicht unangenehmen Gesichtszügen, sehr bescheiden, ja fast schüchtern und eben nicht nach der neuesten Mode gekleidet, war in Deutschland mit einem Trauerspiele „Banise,“ das er bekannt gemacht, so stark ausgelacht und von der Kritik mitgenommen worden, daß er das Dichten aufgegeben und eine Hofmeisterstelle in einem gräflichen Hause angenommen hatte. Er hatte dann den Sohn dieses Hauses, den jungen Grafen Schönberg, nachmaligen kursächsischen Conferenzminister, auf die Universität Leipzig und nach Paris begleitet. Der Graf und der Prinz von Gotha lernten sich kennen, und Grimm ließ sich von Letzterm als Vorleser engagiren. Aber diese untergeordnete Stellung brachte ihm blutwenig ein, und er hatte weder Bekanntschaften noch Aussichten in Paris.

J. J. Rousseau, der geniale Tondichter mit dem tieffühlenden theilnehmenden Herzen, gewann den armen Grimm lieb, hauptsächlich weil dieser ziemlich fertig Clavier spielte und ein tieferes Verständniß der Musik kund gab. Das gleiche Schicksal der Armuth und einer unsichern Lage führte sie noch näher zusammen, und so kam Rousseau mit Grimm und Klüpfel in sehr vertrauten Umgang, ja sie suchten zusammen Vergnügungen, die keinem zur Ehre gereichten, am wenigsten dem Reiseprediger des Prinzen. Rousseau vermochte auch den ihm liebgewordenen Grimm in Paris zu bleiben, als der Prinz nach Deutschland zurückkehrte, und faßte nun eine so zärtliche und aufopfernde Freundschaft für denselben, daß er ihn in alle ihm offenstehende Häuser einführte und sich auf das Wärmste für ihn verwandte, obgleich Grimm's zweideutiges, ja man darf sagen treuloses Benehmen gegen Rousseau schon damals dazu angethan war, um ein minder kindlich vertrauendes und argloses Herz über den intriguanten und selbstsüchtigen Charakter des deutschen Glücksjägers aufzuklären. Auch war Rousseau keineswegs blind für Grimm's Natur und Wesen, aber seine der Freundschaft so sehr bedürftige, von den schönsten Gefühlen überströmende Seele ertrug um den Preis der Liebe, die er sich von seinen Freunden zu erwerben so sehr angelegen sein ließ, selbst Unwürdigkeiten von ihnen.

Durch seinen ehemaligen Patron, den Grafen Schönberg, war Grimm als Hofmeister in das Haus eines Grafen Friesen gekommen und so seine äußere Lage gesichert worden. Rousseau führte ihn den sogenannten Encyklopädisten zu, jenen vielgenannten Schriftstellern, welche durch die Bearbeitung der berühmten Encyklopädie der Wissenschaften und Künste einen so unermeßlichen Einfluß auf

*) Dieser Erbprinz Friedrich starb schon 1756 21 Jahre alt, worauf sein Bruder Ernst (geb. 1745) Erbprinz und später regierender Herzog — ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Fürst — wurde.

die gebildeten Classen aller Nationen gewonnen haben. Ihr Haupt Diderot und der deutsche Baron Holbach, der bekannte Verfasser des vielbesprochenen atheistischen Buchs „System der Natur," wurden ihrem Wesen nach mit Grimm vertrauter, als sie es je mit Rousseau gewesen waren, oder jemals werden konnten. Sobald Grimm festen Fuß gefaßt hatte, verstand er es ausnehmend gut, sich emporzubringen. Mit den Schwächen, Leidenschaften und künstlichen Bedürfnissen der vornehmen Welt nur zu wohl bekannt, war er selbst ein viel zu unedler und eigensüchtiger Charakter, als daß er nicht den Vorsatz hätte fassen sollen, jene schlimmen Eigenschaften der Gesellschaft zu seinem Vortheil auszubeuten. Grimm wollte um jeden Preis seine Partie machen, und da er das Zeug dazu besaß, hatte er so gut wie gewonnenes Spiel, sobald er sich nur an den Tisch gebracht; denn nicht nur verstand er es vortrefflich, den Andern in die Karte zu sehen, sondern auch sich die Trümpfe zu escamotiren. Als ein guter Komödiant und talentvoller Lump hat er denn auch seine Partie überall und bis in's hohe Greisenalter vollständig sich und Andern zur schönsten Genugthuung gemacht.

Rousseau erzählt ganz charmante Stückchen von ihm. So machte Grimm einer beliebten Schauspielerin den Hof, und da diese, bereits nach Bedürfniß anderweitig versehen, ihn abwies, legte er sich mehrere Tage regungslos auf's Bett, mit offenen Augen und thätigem Puls, ohne zu sprechen, ohne zu essen oder sonst ein Lebenszeichen von sich zu geben, und versetzte dadurch den ängstlichen Rousseau in eine ungeheure Aufregung. Bald sprach die ganze vornehme Pariser Damenwelt von dieser seltsamen Liebeskrankheit, und der bis jetzt ziemlich unbeachtet gebliebene junge Deutsche wurde plötzlich Mode. Das eben hatte er gewollt. Nun war seinem Talente die Bahn geöffnet.

Rousseau, der Klätschereien, Fraubasereien und des ganzen städtischen Treibens herzlich müde, wollte mit Theresen nach seiner Vaterstadt Genf ziehen, wohin er kurz zuvor eine ihn erhebende Reise gemacht hatte; seine Gönnerin Frau von Epinay hielt ihn ab, indem sie ihm auf ihrem wenige Stunden von Paris gelegenen Landgute la Chevrette ein kleines Haus herrichten ließ. Dies ist die durch ihn so berühmt gewordene Eremitage. Der gequälte Dichter nahm das freundschaftliche Anerbieten an und bekümmerte sich, froh dem widerwärtigen Leben in Paris entronnen zu sein, nicht mehr um das dortige Cliquen- und Coterienwesen. Desto angelegentlicher bekümmerten sich seine sogenannten Freunde um ihn, vorzüglich die Holbach'sche Clique, in welcher Holbach, Diderot und Grimm die Matadoren waren.

Der arme Rousseau wurde sehr geärgert und der mundvoll frischer Luft auf der Eremitage ihm von kleinlichen zudringlichen Leuten vergiftet, die sich fort und fort seine Freunde nannten und für sein Wohl sehr besorgt zu sein vorgaben. Alles läuft darauf hinaus, daß sie ihn zwingen wollen, nach Paris zurückzukehren, um ihn zu bevormunden, als ihr Spielzeug auszunutzen und nach ihrem Belieben zu hätscheln und zu erzürnen. Denn nie spricht er schöner, als wenn er zornig ist; dann lesen diese Egoisten die Perlen auf, die ihm vom Munde fallen.

Grimm zeigt sich ganz als ränkesüchtiger Intriguant, der mit der ihm ähnlichen Mutter Theresens fort und fort geheimen Kram hat und gegen Rousseau Bosheiten spinnt. Je mehr sich der kleine deutsche Literat an den Tischen der vornehmen Pariser Welt voll aristokratischer Elemente saugt, desto aufgeblasener, hochmüthiger und ränkevoller wird er. Der einst so dürftige und bescheidene Abenteurer behandelt nun alle ihm gleich Stehenden anmaßend, alle unter ihm Stehenden grob; gegen den gutmüthigen, seinen Freunden Alles opfernden Rousseau wird seine Unverschämtheit immer unerträglicher, so daß es endlich zu einer Art Bruch zwischen ihnen kommt.

Diderot und Holbach, lange nicht so schlecht wie Grimm, konnten nur nicht vertragen, daß Rousseau lebte wie er wollte; er sollte leben wie sie wollten.

Es ist ungemein rührend, wie der edle kindliche Rousseau, der von Grimm's anmaßlichem Neide und gemeiner Cabale schwer Gekränkte, sich doch von Frau von Epinay, mit welcher Grimm auf den allervertraulichsten Fuß gekommen war, in seiner, von allem ihn umlagernden Schmutz kaum etwas ahnenden Herzensunschuld bestimmen läßt, zu Grimm zu gehen und ihm die Hand zur Versöhnung zu bieten. Seine Erzählung dieser Scene ist zu köstlich charakteristisch, als daß sie nicht hier aufgefrischt zu werden verdiente.

„Ich ging wie ein anderer George Dan-

din*) zu Grimm, um ihm die Beleidigung abzubitten, die er mir zugefügt hatte, immer in der falschen Einbildung, die mich in meinem Leben meinen Scheinfreunden gegenüber zu tausend Niedrigkeiten verleitet hat, daß es keinen Haß gebe, den man nicht durch Milde und Güte entwaffnen könne, während im Gegentheil der Haß böser Menschen um desto höher wächst, je mehr ihnen Alles entzogen wird, worauf sie ihn gründen können; das Gefühl ihrer eigenen Ungerechtigkeit erbittert sie nur noch mehr gegen den, welcher davon betroffen worden ist. Ich kann mich auf meine eigene Lebensgeschichte beschränken, um hierfür starke Beweise anzuführen; sowohl Grimm als Tronchin**) liefern sie mir, die beide meine unversöhnlichsten Feinde geworden sind, aus bloßer Grille, aus Lust und Laune, ohne daß sie irgend ein Unrecht einer Art anführen konnten, das ich je einem von ihnen zugefügt hätte, und deren Wuth dennoch wie die des Tigers von Tag zu Tage wächst, bloß deshalb, weil sie es so leicht finden, sie zu sättigen.

„Ich erwartete, daß Grimm, durch meine Nachgiebigkeit und mein Entgegenkommen überrascht und gerührt, mich mit offenen Armen auf's Zärtlichste empfangen würde; er empfing mich wie ein römischer Kaiser mit einer Aufgeblasenheit, wie ich sie noch bei keinem Menschen gesehen habe. Ich war auf diesen Empfang nicht im Mindesten vorbereitet. Als ich in der Verlegenheit einer Rolle, die mir so wenig zukam, in wenigen Worten und mit schüchterner Miene den Zweck meines Kommens erklärt hatte, hielt er, bevor er mich wieder zu Gnaden annahm, mit vieler Majestät eine lange Rede, die er vorher einstudirt hatte, und welche die Aufzählung seiner vielen seltenen Tugenden enthielt, besonders in der Freundschaft.“ In dieser köstlichen Lobrede auf sich selbst canzelt der große Grimm den kleinen Rousseau tüchtig ab und macht ihm begreiflich, daß er (Grimm) ein weit vorzüglicherer Mensch sei, als er (Rousseau), und daß er (Grimm) viel mehr, bessere und vornehmere Freunde habe, als er (Rousseau), und diese weit fester an ihm (Grimm) hingen, als seine (Rousseau's) Freunde an ihm (Rousseau).

„Endlich nachdem er den Abstand zwischen ihm und mir dergestalt geschildert hatte, daß der Werth der Gnade, welche er mir bewilligen wollte, in das glänzendste Licht trat, gewährte er mir den Friedenskuß in einer oberflächlichen Umarmung, nach Art des Kusses, den der König den neugeschlagenen Rittern gibt. Ich war aus den Wolken gefallen, ich war starr vor Erstaunen, ich wußte nicht was ich reden sollte; mir versagte das Wort. Dieser ganze Auftritt hatte das Ansehen eines Verweises, den ein Lehrer einem Schüler gibt, indem er ihm die Ruthe erläßt. Ich kann nie daran denken, ohne mir bewußt zu werden, wie trüglich Urtheile sind, die sich auf den Augenschein gründen, wiewohl diesen der große Haufe so viel Gewicht beilegt, und wie oft auf Seiten des Strafbaren Frechheit und Stolz, dagegen Verlegenheit und Scham auf Seiten des Unschuldigen sind.“ —

Der arrogante hochmüthige Grimm änderte natürlich in seinem hochfahrenden Benehmen gegen den armen bescheidenen Rousseau gar nichts, doch schlug nun wenigstens des Letztern Herz ruhiger; denn jeder Zwist mit seinen Freunden machte diesem weichen, gefühlvollen, heißschlagenden Herzen Todesqual. Nur raubte die abgeschmackte Versöhnung dem schüchternen Dichter das Recht, sich über Grimm's Impertinenzen zu beklagen.

In den vornehmen Häusern von Paris, in welchen Rousseau (nachdem seine Oper „der Dorfwahrsager“ vom Könige und der Frau von Pompadour an bis zum Straßenkehrer herab alle Herzen entzückt, seine ersten Schriften Aufsehen gemacht, und seine stoische zurückgezogene Lebensweise ihn als einen Sonderling, lieber gewillt von Notenschreiben zu leben, als eine Pension vom König anzunehmen, erscheinen ließ) der Gegenstand des täglichen Klatsches war, gab sich Grimm, der in allen diesen Häusern Zutritt hatte, in Bezug auf Rousseau die wohlwollendste gnädigste Mäcenasmiene, erhob sich selbst zum ersten Freund desselben, durchdrungen vom tiefsten Mitleid, daß dieser talentvolle Kopf ein eigensinniges Kind und ein halber Narr sei, der durchaus keine Vernunft annehmen wolle, und den man deshalb seinem Schicksal überlassen müsse. Während der falsche Mensch

*) George Dandin, im Lustspiele gleiches Namens von Molière, ein reicher mit einer armen adligen Dame verheiratheter Bauer, läßt sich von seinem Schwiegervater bestimmen, den adligen Verführer seiner Frau um Verzeihung zu bitten, daß er ihn in gegründetem Verdacht habe, ihn (Dandin) zum Hahnrei zu machen.

**) Ein berühmter Arzt und medicinischer Schriftsteller in Genf.

sich heuchlerische Thränen über die Verblendung des genialen Mannes, den er über die Maßen liebe, und dem er für sein Leben gern helfen möchte, auspreßte, raubte er ihm das Brot, indem er ihn als einen schlechten Notenschreiber verschrie.

Diese Erbärmlichkeiten erreichten ihren Gipfelpunkt, als die Holbach'sche Coterie dem kranken Rousseau zumuthete, Frau von Epinay nach Genf zu begleiten, wo sie sich von einer angeblichen Krankheit heilen lassen wollte. Diese Krankheit bestand in nichts weiter als den natürlichen Folgen ihrer ehebrecherischen Vertraulichkeit mit Grimm, dessen Schlauheit den guten Rousseau ausersehen hatte, die alberne Rolle des Ehrenritters einer anrüchigen Frau zu spielen. Sobald Rousseau, der den wahren Reisegrund der Dame erfahren hatte, diese ihm octroyirte Begleitung entschieden abgelehnt hatte, fiel die ganze Clique wie eine Meute böser Hunde wüthend über ihn her, verfolgte ihn, zerfetzte ihm das Kleid der Ehre, indem sie die abscheulichsten Bosheiten und Nichtswürdigkeiten über ihn ausstreute und ihn zu kränken suchte, wo und wie sie nur vermochte. Herr Grimm schrieb ihm à la grand Seigneur einen Absagebrief und stieß Beschuldigungen gegen ihn aus, deren Beweis er der Welt schuldig geblieben ist. Auch Frau von Epinay zeigte sich endlich als das, was sie wirklich war, eine kleine, eitle, gemeine und boshafte Seele, unfähig die einstudirte Theaterrolle durchzuspielen und die schönrednerische Schminke, mit der sie den treuherzigen Schweizer getäuscht, zu erhalten. Rousseau zog mitten im Winter 1756 aus der Eremitage aus und brach mit der ganzen schmutzigen Clique auf immer.

Rousseau's und Grimm's sogenannte Freundschaft hat elf Jahre gedauert und dem Erstern unsäglichen Aerger, Verdruß, Kummer und Demüthigung bereitet. Von nun an geht Jeder seinen eigenen, ihm von seiner Individualität vorgezeichneten Weg, und diese Wege konnten sich ihrer Natur nach nie wieder berühren.

Jean Jacques Rousseau, der echte wahre Mensch,*) der Verächter aller gesellschaftlichen parfümirten Fäulniß, der liebenswürdige Einsiedler, der treueste und gewissenhafteste Menschenfreund, der offene und ehrliche Feind aller Heuchelei und Schmeichelei, der unerbittliche Richter in Sachen der Gesinnung, der Tugend und Wahrheitsliebe, der so oft getäuschte und gemißbrauchte hochsinnige Schwärmer für alles Gute und Schöne, dieses unvergleichliche Herz, ein echter Juwel und unerschöpflicher Liebesborn, dieser Wohlthäter der Menschheit als Denker, Dichter, Schriftsteller und Tonschöpfer, wie es wenige gegeben hat, er, der von den Gebildeten aller Nationen Hochgefeierte, mußte, als er den kühnen Wurf mit seinem „Emil“ gethan, von Land zu Land flüchten, gehetzt von Aristokraten und Pfaffen; die Regierung seiner Vaterstadt Genf bedeckte sich mit der unauslöschlichen Schande, daß sie ihn von der kleinen Petersinsel im Bieler See, wo er so gern sein Leben in stiller Einsamkeit zugebracht hätte, vertrieb. Von England, wohin er mit tödtender Bitterkeit im Herzen geflüchtet, nach Frankreich zurückgekehrt, menschenscheu, gebrochen und lebensmüde, fand der unglückliche Mann endlich auf dem Landgute eines Gönners, Ermenonville, zehn Stunden von Paris, ein wenig Ruhe, um sich zu verschnaufen und — zu sterben. Hier endete der einst so glühende und begeisterte Menschenfreund in einer bis zum Menschenhaß gesteigerten Verbitterung, sechsundsechzig Jahre alt, wie man vielfach vermuthet hat, freiwillig sein bewegtes Leben und wurde auf der kleinen Insel im Park des Schlosses begraben.

Herr Friedrich Melchior Grimm fuhr fort, sich bei höchsten und hohen Herrschaften beliebt zu machen und einen Stein um den andern bei deutschen Höfen in's Bret zu bringen. Die Bülletins, die er in Verbin-

*) Er schreibt: „Mich langweilten Salons, Wasserkünste, Bosquets, Parterres und die noch abgeschmackteren Menschen, die sich das Alles vorzeigten, so sehr; mir waren Broschüren, Clavier, Tri, Knötchen, dumme Bonmots, fade Zimperlichkeiten, kleine Geschichtenkrämer und große Soupers so zum Ueberdruß, daß ich, wenn ich irgend einmal einen dürftigen Dornbusch, eine Hecke, eine Scheuer, eine Wiese erblickte, oder wenn ich, durch ein Dorf gehend, einen guten Kerbelkuchen roch, oder endlich wenn ich den von einer Ziegenhirtin gesungenen ländlichen Reigen von Weitem hörte, alles Roth und alle Falbel und alles Ambra zum Teufel wünschte, und, nach Hauskost und Landwein seufzend, gern dem Herrn Chef und dem Herrn Maitre in's Gesicht geschlagen hätte, die mich zwangen, zu meiner Abendessenszeit und oft zu meiner Schlafenszeit Mittag zu machen, aber absonderlich den Herren Lakaien, die mit den Augen meine Bissen verschlangen und mir den verfälschten Wein ihres Herrn, bei Strafe Durstes zu sterben, zehnmal theurer verkauften, als ich bessern in der Schenke bezahlt hätte.“

bung mit Diderot über die laufende französische Literatur, Kunst, Mode und gesellschaftliche Entwicklung von Paris, dem Areopag in diesen Dingen, an jene Höfe schickte und die die Stelle der heutigen Journale vertraten, brachten ihm Gold, Beifall und Ehre. Sie sind in sechzehn Bänden unter dem Titel: „Correspondance littéraire, philosophique et critique 1812“ erschienen und zeugen von Grimm's nicht unbedeutendem Talent in Auffassung und Darstellung der politischen und socialen Erscheinungen. Für das Studium der verkommenen Gesellschaft in Paris kurz vor der Revolution unentbehrliche Quelle, sagen sie diese mit großer Bestimmtheit voraus und würdigen die Fäulniß der Zustände mit kritischem Scharfblick.

Am beliebtesten wußte sich Grimm am gothaischen Hofe zu machen, zumal er schon Vorleser des verstorbenen Erbprinzen gewesen war. Die geniale Herzogin Louise Dorothee betrachtete ihn als untrüglichen Aristarchen in Sachen der Literatur, des Luxus, der Mode und des Geschmacks. Auch ihr Sohn, der später regierende Herzog Ernst, schenkte ihm seine Gunst. Dieses Wohlwollen datirte vorzüglich vom Jahre 1768, wo die beiden fürstlichen Brüder Ernst und August auf einer Reise durch Holland, England und Frankreich sich eine Zeit lang in Paris aufhielten und sich des gefälligen Grimm, damals Cabinetssecretär des Herzogs von Orleans, als Cicerone bedienten. Die jugendlichen Prinzen (Ernst war dreiundzwanzig, August einundzwanzig Jahre alt) faßten eine große Vorliebe für ihren geschmeidigen französirten Landsmann, der sie mit allen aristokratischen und literarischen Notabilitäten der Weltstadt bekannt machte, und auf ihre Veranlassung wurde er noch in diesem Jahre vom regierenden Herzog von Gotha, ihrem Vater, zum herzoglich gothaischen Legationsrath mit 1600 Livres Gehalt ernannt. Den Titel als Geheimer Legationsrath brachte ihm der Regierungsantritt Ernst's im Jahre 1772, und drei Jahre später wurde er durch Vermittlung des Herzogs vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben und von dem ihm so gnädig gesinnten Fürsten mit dem Posten seines bevollmächtigten Ministers am französischen Hofe mit 4000 Livres Gehalt betraut. Einen großen Theil dieser fürstlichen Gunst verdankte Grimm dem Dichter August Moritz von Thümmel, einstmaligem koburgischen Minister, seit 1783 in Gotha und auf seinem nahen Landgute Sonneborn sich einer glücklichen Muße hingebend, vom Herzog hochgeschätzt und oft — aus großen Geldverlegenheiten gezogen, da er alles Andere war, nur kein guter Hauswirth. Grimm, von Thümmel zu wiederholten Malen in Paris aufgesucht, machte in den höhern Regionen der Weltstadt, ihm vertraut wie kaum einem Eingeborenen, des Landsmanns Führer zu den Quellen ausgesuchten Genusses. Die beiden Epikuräer waren sich einander sehr zu Dank verpflichtet.

In seinen handschriftlichen Bülletins hatte Grimm mehrmals versucht, den Genfer Bürger, dessen Ruhm auf eine ihm unbequeme Höhe stieg, heimlich anzuschwärzen und geheimnißvoll auf irgend ein unaussprechliches Verbrechen hinzudeuten, das dieser begangen haben sollte. Damit war nichts weiter gemeint als das Abgeben der Rousseau'schen Kinder an das Findelhaus.

Hatten nun schon Jean Jacques' handschriftlich circulirende „Bekenntnisse“ den Herrn Baron und Minister von Grimm beunruhigt, so mußte ihr Erscheinen im Druck 1788 ihm auf's Höchste unangenehm sein. Denn hier wird er sammt der ganzen Holbach'schen Clique, dem charakterschwachen Diderot und der gemeinen Frau von Epinay gebührend an den Pranger gestellt und sein boshafter, verleumderischer, heuchlerischer Charakter nach Verdienst gewürdigt. In Paris durfte er auch nicht den kleinsten Versuch wagen, sich gegen diese schwere Anklage, die schnell in aller Welt Händen war, zu vertheidigen; denn bei der steigenden Volksaufregung, welche Rousseau auf den Thron der öffentlichen Gunst erhob und seinen tückischen Feind verabscheute, war er, sobald die Revolution zum Ausbruch gekommen, in Frankreich seines Lebens nicht sicher. War der deutsche Emporkömmling, der baronisirte Literat und Schweifträger der französischen Aristokratie schon an sich ein Gegenstand des Volkshasses, so mußte dieser durch die eben erst bekannt gewordenen Mittheilungen des Volkslieblings Jean Jacques über die schlechte, treulose Aufführung desselben zur Wuth gesteigert werden.

Grimm flüchtete nach Gotha, wo seine Ankunft den ihm wohlwollenden Leuten, namentlich Thümmel, Verlegenheiten bereitete. Die bis zur Ausschweifung steigende Verehrung für Rousseau verfolgte den sein kostbares Leben in Sicherheit bringenden Baron

wie ein Rachegespenst. In Paris mußte er noch erleben, daß Jean Jacques, der von ihm so bübisch behandelte Rotürier, jetzt der Gefeiertste aller Todten, gleichsam zum mythischen Halbgott erhoben wurde. In verschiedenen Städten, vorzüglich aber in seiner Vaterstadt Genf, wo er wie ein Pestkranker ausgestoßen worden, gab man Rousseaufeste, die an Glanz und Großartigkeit den Schillerfesten unserer Tage nicht nachstanden. Aber auch in Deutschland wurde der Genfer Bürger vergöttert, und die kleine Residenz, an deren Hofe der Herr Baron von Grimm Schutz vor Hunger und Mißhandlungen suchte, war nahe daran, in ihren höhern Kreisen einen überschwenglichen Rousseaucultus einzurichten. Jean Jacques' vorzüglichste und schwärmerische Verehrerin war die besonders in Geschmackssachen einflußreiche alte Oberhofmeisterin Frau von Buchwald gewesen, einst die hochgebildete Busenfreundin der Herzogin Louise Dorothea. Es war für Grimm ein Glück zu nennen, daß sie kurze Zeit vor seiner Ankunft in Gotha gestorben war; sie würde ihn nicht zum freundlichsten empfangen haben. Aber es gab hier noch zahlreiche Verehrer des Bürgers von Genf, die seine „Bekenntnisse" verschlungen hatten, und an ihrer Spitze stand der Herzog selbst, der sein Leben vielfach nach Rousseau's Grundsätzen eingerichtet hatte, mehrere seiner Bücher, wie „die neue Heloise" und den „Emil" als moderne Bibel benutzte und sich einen Park mit einem Inselchen in einem Teiche angelegt hatte, um sich auf demselben grade so begraben zu lassen, wie Jean Jacques in Ermenonville begraben war.

Aber auch Grimm's intimer Freund, der Dichter Thümmel, schwärmte für den größten Schriftsteller jener Culturperiode. Der im Genießen früh ergraute Sybarit in Sonneborn, der fast zwanzig Jahre lang die Schriftstellerei ganz an den Nagel gehängt hatte und bereits im zweiundfünfzigsten Lebensjahre stand, hatte seit dem Erscheinen der „Bekenntnisse" nichts Eiligeres zu thun, als mit der aus Rousseau's Flügel gezupften Feder eine mit faunischer Lüsternheit versetzte Nachahmung des so schnell berühmt gewordenen Buches zu schreiben (so sehr war er davon begeistert) und dazu einst im südlichen Frankreich empfangene Reiseeindrücke zu verwenden. Denn sein im Anfange unseres Jahrhunderts so viel gelesener und berühmter bändereicher Roman, „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich," ist eigentlich weiter nichts als ein epikuräisch gefärbter Wiederhall von Jean Jacques' unsterblichen „Bekenntnissen." Thümmel gesteht dies selbst in seinem Buche ehrlich ein, indem er den großen Genfer Bürger seinen Lehrer und sein Vorbild nennt. Unmöglich konnte er nun Rousseau in Bezug auf den über Grimm ausgesprochenen gerechten Urtheilsspruch Lügen strafen, schwieg doch der erschrockene Grimm, trotz aller Aufforderungen, seine Ehre zu retten, selbst dazu, und doch saß dieser ihm so liebe Freund und College in der schönen Kunst zu leben nun in Gotha mit ihm an einem Hofe und oft an einem Tische. Rousseau's Lob, selbst aus Thümmel's Feder, mußte den alten Grimm verdrießen; da wußte sich denn der feine Thümmel zu helfen. Ohne sich eine Blöße zu geben und direct gegen Rousseau aufzutreten, wollte er gern seinen von diesem so schwarz geschilderten Freund, so viel in seiner Macht stand, so weiß als möglich darstellen. Also gleich im ersten Bande der „Reise," welcher 1790 bald nach Grimm's Ankunft in Gotha geschrieben ist, widmet er, ohne Rousseau's Verhältniß zu Grimm und der Schilderung des letztern in den „Bekenntnissen" auch nur mit einem Worte zu erwähnen, dem alten Manne, welcher dem Vergeltungsschwerte des einst so schwer gemißhandelten Notenschreibers auf so drastische Weise erlegen war, folgende Phrasen, die so wohlgefüttert gleißen, als kämen sie eben vom Austerntische und der Champagnerflasche.

Thümmel läßt seinen reisenden Tagebuchschreiber während seines kurzen Aufenthaltes in Paris sagen:

„Ich gab dem Triebe nach, der stärker war als meine Milzsucht, um einen alten Bekannten von so liebenswürdigen Verdiensten zu besuchen, daß selbst einem Kranken wohl bei ihm sein kann — ich meine den Baron von Grimm.

Ein Mann, der offen Markt mit deutscher Treu und Glauben
Im Angesicht des Louvres hält,
Wie Schlangen klug und ohne Falsch wie Tauben,
Und Garrick in dem Spiel der Welt.
In dem Geschäft, die Wahrheit zu erkennen,
Von Locken's Geist und von Saumaisen's Fleiß,
Doch der den Stuhl nicht nur zu nennen,
Nein! sich auch drauf zu setzen weiß.*)

*) Diese Worte beziehen sich auf den Ausspruch der Königin Christine von Schweden: der Philosoph Salmasius sei so gelehrt, daß er den Stuhl in allen Sprachen der Welt zu nennen vermöge, sich aber nicht darauf zu setzen wisse.

44*

Ich brachte einige höchst glückliche Stunden bei ihm zu, bewunderte auf's Neue die feine Dienstfertigkeit, die bei ihm der reinste Ausfluß einer allgemeinen Menschenliebe ist, die von dem redlichsten Charakter, dem herrlichsten Verstande, der seltensten Erfahrung und den ausgebreitetsten Kenntnissen genährt und unterstützt wird. — Als ich ihn mit dem stillen Wunsche verließ, immer so gute Menschen auf meiner Wallfahrt zu finden, war Alles in Paris für mich abgethan."

Gut gebrüllt, Löwe! Vielleicht saß der alte Komödiant dabei, als diese Empfehlung zu einem Komödienzettel niedergeschrieben wurde. Man ersieht daraus, daß die literarische Kameraderie damals schon im besten Schwunge war. Es ist das Lob eines „humanen" Schriftstellers, einem andern „humanen" Schriftsteller gespendet, die beide vom Schweiß und Blut eines kleinen Landes in Pasteten und feinen Weinen verzehren, was ihnen der Fürst desselben willig oder unwillig zukommen läßt. Es ist auch manches Wahre in den Phrasen: Grimm war gewiß ein „Garrick in dem Spiel der Welt, von feinster Dienstfertigkeit, herrlichstem Verstande ꝛc.," sonst hätte er es unmöglich so weit bringen können. Wer könnte denn leugnen, daß Grimm ein sehr geistreicher und fein gebildeter Mann war, der über die meisten Dinge ein schnelles treffendes Urtheil hatte!

Zuweilen wagt Thümmel, gegen Rousseau ein schwach tadelndes Wort fallen zu lassen, „er habe zu schwarz gemalt," „er spreche nur immer von sich," „er übertreibe u. s. w." An andern Orten bricht er wieder in die ungemessensten Lobsprüche über ihn aus. So wußte Se. Excellenz der Herr Minister Baron von Thümmel auf der einen Seite Se. Excellenz dem Herrn Minister Baron von Grimm, dem Mignon der Aristokraten, auf der andern dem Notenschreiber Jean Jacques Rousseau, dem Lieblinge aller Welt, gerecht zu werden. Das nennt man auf beiden Achseln tragen. Die Herren verstanden es schon zu leben und leben zu lassen, wie sie es heutigen Tages auch verstehen. Die geschminkte Lüge unserer Zeit steht, von parfümirten Greisen repräsentirt, schon an der Schwelle des Jahrhunderts.

Wie doch ein ehrlicher gewaltiger Geist Lumpe in Respect zu halten vermag, selbst wenn er nicht mehr unter den Lebenden ist! Grimm wollte der Welt gern weiß machen, er halte es für unwürdig, gegen einen Todten zu polemisiren. Aber er fürchtete sich, den Hochgefeierten von Neuem zu verunglimpfen, erst in Paris vor der Rache des Volks, dann in Gotha vor der Ungnade seines fürstlichen Gönners und Patrons. Er schwieg also, aber sein Schweigen ist charakteristischer, als wenn er gesprochen hätte.

Durch Thümmel's Einfluß und Verwendung, der sich bei der Kaiserin Katharina II. von Rußland sehr in Gunst zu setzen verstanden hatte, wurde der fast zweiundsiebzigjährige Grimm 1795 zum kaiserlich russischen Staatsrath und bevollmächtigten Minister in Hamburg ernannt, kehrte aber, von einer Krankheit, die ihm ein Auge geraubt, genöthigt, schon nach wenigen Jahren wieder nach Gotha zurück, wo er seinen Gönner, den Herzog Ernst, überlebte, und arm und verkümmert, eine lächerliche, altmodische Figur, ein Französling aus den Zeiten der Pompadour, und als Zielscheibe des giftigen Witzes des Herzogs August, der ihm seine Gehässigkeit gegen Rousseau nie verzeihen konnte, gegen Ende des Jahres 1807 starb. Seinem Wunsche gemäß wurde er neben einige Freunde auf dem Dorfkirchhof zu Siebeleben begraben.

Aeltere Leute in Gotha erzählten mir von ihm, wie er, eine kleine zierliche Figur, mit dem Anstande eines Tanzmeisters, stets in gepuderter Perrücke, ein Auge mit einer Klappe verdeckt, grell geschminkt — der Achtzigjährige!*) — im reich gestickten Hofkleide, in seidenen Strümpfen und Escarpins mit goldnen Schnallen, Chapeaubas durch die Straßen geschwenzelt und die respectvollen Grüße der ihm Begegnenden mit Grazie entgegengenommen habe.

Ein eigenthümliches Schicksal haben die Gebeine beider hier besprochenen Männer gehabt, und das der Grimm'schen Ueberreste erscheint gleichsam als Zerrbild des Schicksals der Rousseau'schen; wie überhaupt die Nemesis bald nach Rousseau's Tode ihr Richteramt beginnt, das für den eiteln selbstsüchtigen Grimm wahrhaft qualvolle Resultate lieferte.

Der Rousseaufeste im Jahre 1791 ist bereits gedacht. In Genf, wo dreißig Jahre vorher sein Emil vor allem Volke auf offnem Markte vom Henker auf dem Blocke verbrannt

*) Schon Rousseau macht sich über ihn lustig, daß er sich schminke.

worden war, trug das Volk seine Büste in Procession umher und stellte sie über der Thür seines mit Festons geschmückten Geburtshauses auf.

Aber das Volk von Paris, das französische Volk, zog eines Tags in unübersehbarer Masse nach Ermenonville hinaus, grub unter begeisterten Lob- und Vaterlandsgesängen Jean-Jacques' Gebeine aus und trug sie als heilige Reliquien auf seinen Schultern nach Paris, um sie im Pantheon, dem Tempel der Unsterblichkeit, der Asche seiner größten Männer beizusetzen.

Zu derselben Zeit floh Grimm in Todesangst von Paris nach Gotha.

Rousseau's Schriften wurden in Millionen Exemplaren über die ganze civilisirte Erde verbreitet. Jean-Jacques war der erste und vergötterte Schriftsteller des französischen Volks. Grimm konnte keinen Verleger zu seiner „Correspondance“ finden; erst fünf Jahre nach seinem Tode, als das Kaiserreich mit der alten Zeit liebäugelte, wurde sie gedruckt. Wohin Grimm den Fuß setzte, tönte ihm die Begeisterung für Rousseau entgegen, aus seinem fürstlichen Gönner, aus seinem Freunde Thümmel, aus allen Damen und Herren des kleinen Hofes, und jedes Lob des Genfer Bürgers schloß indirect einen Tadel des deutschen französirten Barons ein.

Aber mit diesen drastischen Demüthigungen Grimm's hatte es noch lange sein Bewenden nicht. Rousseau's riesiger Schatten erhob sich auch in den jüngern großen Geistern seines deutschen Vaterlandes gegen ihn. Goethe huldigt den Manen Rousseau's in hochsinniger Weise, und kein neuerer Schriftsteller hatte auf Schiller's großartige Entwicklung einen so mächtigen, tiefgreifenden Einfluß als der Bürger von Genf. In seinem 21. Lebensjahre dichtete der berühmte Karlsschüler einen hochbegeisterten panegyrischen Gesang auf Rousseau, von welchem nur zwei Stanzen in die spätere Ausgabe seiner Gedichte übergegangen sind, der uns aber doch ganz erhalten ist. Auch führen Schiller's „Räuber“ unter Karl Moor's Spießgesellen einen „Grimm“ auf, und dieser Name ist von Rousseau's hämischem Verfolger, dem „Marktthalter mit deutscher Treu und Glauben“ entlehnt.

Das Alles mußte der Herr Baron, Staatsrath und Minister von Grimm erleben, der den armen Notenschreiber einst wie einen dummen Jungen behandelt hatte, diesen verhöhnten, bemitleideten Narren, der gern ruhig und einfach auf dem Lande gelebt hätte, was Herrn Grimm's Freundschaft für ihn nicht zugeben konnte.

Nach Grimm's Tode nimmt diese Nemesis ein fast schalkhaftes Lächeln an. Während der Freiherr von Grimm, der russische Staatsminister, das „französische Gespenst des 18. Jahrhunderts am Hofe des Herzogs August,“ auf seinem Grabstein „ein Weiser“ und „ein liebender Freund“ genannt, im Winkel des Siebeleber Gottesackers modert und sein Gedächtniß versinkt, wie sein Grabstein, überwuchert von Nesseln und Disteln, so daß kein Fuß mehr herantreten, kein Auge die übermooste Schrift mehr lesen kann, wallfahrtet das französische Volk zum Grabe seines Jean-Jacques im Pantheon, wird am Genfersee das eherne Standbild des armen Notenschreibers errichtet, und sein mildes Antlitz schaut weit hinaus über den prächtigen Spiegel des Leman und dessen von ihm in der „Neuen Heloise“ verherrlichten, an hohen Naturreizen so reichen Ufer.

Noch besser! Wie Rousseau's wird auch Grimm's moderndes Gebein ausgegraben und in ein andres Grab geschafft. Die Gemeinde Siebeleben erbaute endlich an einer schönern Stelle eine neue Kirche und richtete um sie den Friedhof ein. Nun wurde das in die Dorfstraße hereinragende Stück des alten Gottesackers zu dieser gezogen und die dort liegenden Gebeine ausgegraben und mit ihren Monumenten nach dem neuen Kirchhof versetzt. So wanderte denn des Freiherrn von Grimm Gebein auf den Schultern der Siebeleber Bauern nach ihrer neuen Ruhestätte, wie des Bürgers von Genf Staub auf den Schultern des französischen Volks nach dem Pantheon gewandert war, nur mit dem Unterschiede, daß die guten Siebeleber gar nicht wußten, wen sie trugen.

Dort liegt nun der belobte „Marktthalter mit deutscher Treu und Glauben im Angesicht des Louvres,“ und Niemand wirft einen Blick auf den alten unscheinbaren Grabstein. Grimm kann nicht mehr nützen, weder der Wahrheit, noch der Lüge; Rousseau zeigt sich aber der Lüge heute noch eben so gefährlich wie sonst, so daß der jetzige Machthaber Frankreichs für nöthig fand, zur allgemeinen Heiterkeit Europa's, seine Schriften zu verbieten.

Das sind die Gerichte der Weltgeschichte.

Die erste Operngesellschaft in Braunschweig.

Von

Adolf Glaser.

Das deutsche Theater verdankt dem Umstande, daß die italienische Oper gegen das Ende des 17. Jahrhunderts an den Höfen Mode geworden war, den wesentlichen Vortheil, daß diese ihm gewissermaßen die Stätte bereitete. Dem modischen Vergnügen wurden bereitwillig die größten Opfer gebracht; in den fürstlichen Residenzen sowohl, wie in den größern Handelsstädten errichtete man stattliche Gebäude und scheute keine Kosten, um glänzende Decorationen, Costüme und Maschinerien anzuschaffen. Als dann später, hauptsächlich durch den Einfluß der französischen Geschmacksrichtung Friedrich's des Großen, die welschen Sänger und Tänzer wieder verabschiedet wurden, zog die bis dahin unstät umherwandelnde deutsche Schauspielkunst in die verödeten Tempel und nach und nach auch in die Gunst der Fürsten ein.

Die Vorliebe für edlere geistige Unterhaltung war am Hofe der Herzöge von Braunschweig zu Wolfenbüttel von jeher erblich gewesen, und wie früher Herzog Heinrich Julius, als der Verfasser einer großen Anzahl von Schauspielen, in Wolfenbüttel auf die Entwicklung der dramatischen Dichtkunst seiner Zeit von wesentlichem Einflusse war, so sollte einer seiner Nachfolger, Anton Ulrich, welcher um die Mitte des 17. Jahrhunderts als Mitregent seines Bruders August und später als alleiniger Herrscher regierte, durch seine Vorliebe für geschmackvolle Bauten und glänzende Hoffeste der Gründer eines würdigen Tempels der dramatischen Kunst in seinem Lande werden. Nachdem derselbe in Salzthal oder Salzdalum nach dem Muster des Versailler Schlosses ein Lustschloß hatte erbauen lassen, in welchem sich auch ein geschmackvolles Theater befand, engagirte er eine tüchtige Hofcapelle mit italienisch geschulten Sängern und Sängerinnen, unter denen sich einige der damals berühmtesten Künstler befanden. Die Vorstellungen nahmen wahrscheinlich in den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts in Wolfenbüttel und Salzthal ihren Anfang.

Zuerst nur zu dem Zwecke engagirt, um dem Fürsten und dem Hofe eine Unterhaltung zu gewähren, zog die Gesellschaft bereits im Anfang des 18. Jahrhunderts, als nach dem Tode Herzog Rudolph August's Anton Ulrich alleiniger Regent geworden war, mehr noch unter dessen Nachfolger August Wilhelm, von der alljährlich zweimal in Braunschweig stattfindenden Messe den besten Vortheil.

Der Herzog Anton Ulrich ließ dort das seit längerer Zeit überflüssig gewordene Katharinenkloster in Verbindung mit einem Theile des Rathhauses im Hagen, welches ebenfalls, seitdem die Stadt ihre großen mittelalterlichen Freiheiten verloren hatte, unbenutzt lag, verbinden, und zu einem fürstlichen Theater einrichten, auf welchem dann die herzogliche Hof-Opern-Gesellschaft während der Messe ihre Vorstellungen gab.

Die Glanzzeit dieser Oper fällt in die zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Als erste Sängerinnen figurirten damals Madame Simonetti und Madame Koulhaas, die ersten Männerrollen sang nach damaligem Gebrauche der berühmte Italiener Campioli, ein Castrat; außer ihm waren die Herren Koulhaas, Osterreich, Schneider und der Capellmeister Schürmann für erste Gesangspartien engagirt; für kleinere Damenrollen hatte man Mademoiselle Stübner, Mademoiselle Heinzius, Mademoiselle Pichon, Mademoiselle Jakobi und Madame Hesse. Herr Weise sang und spielte komische Rollen, und die Herren Krist, Ruhe, Arnoldi, Braun und Vetter wirkten ebenfalls in kleinern Rollen mit. Von 1722—24 war auch der berühmte Componist J. A. Hasse als Hof- und Theatersänger engagirt, und es ist charakteristisch, daß sein Nachfolger G. C. Schürmann ebenfalls Componist war und den Titel Capellmeister hatte. Die Tänze setzte der herzogliche Balletmeister Ernst August Jaime, dem im Jahre 1747 der Balletmeister Artus folgte.

Nach dem damals in Deutschland allgemein herrschenden Gebrauche waren es theils italienische, theils deutsche Opern, welche zur Aufführung kamen; letztere scheinen jedoch vorzugsweise Anklang gefunden zu haben. Die Stoffe wurden meistens der Mythologie, der griechischen und römischen Historie, oder der vaterländischen Geschichte mit Bezug auf das braunschweiger Haus entnommen. Die erstern scheinen größtentheils Uebersetzungen französischer und italienischer Originale zu

sein und erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts, als die deutschen Componisten Händel, Hasse und Graun in Aufnahme kamen, finden wir solche Gegenstände wie die Gütigkeit des Titus u. s. w. auch in ursprünglich deutscher Bearbeitung.

Von Verfassern solcher Texte in der antiken Richtung ist aus früherer Zeit der am Hofe zu Wolfenbüttel lebende Bressand bekannt; andere, die ihre Stoffe der mittelalterlich deutschen Geschichte entnahmen, sind namentlich Johann Samuel Müller und Johann Ulrich König, der geheimer Secretair und Hofpoete seiner königlichen Majestät in Polen und kurfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen war.

Die Opern dieser beiden letztgenannten Verfasser waren meistens ausschließlich für Braunschweig gedichtet, theils waren es Gelegenheitswerke, um die Anwesenheit fürstlicher Gäste in Wolfenbüttel oder Braunschweig zu feiern, oder, um für die Messe etwas Neues zu bringen.

Eine Oper, welche von den Componisten G. C. Schürmann dem Kaiser Karl VI. und seiner Gemahlin Elisabeth Christine, geborene Prinzessin von Braunschweig, den Eltern der Kaiserin Maria Theresia, gewidmet war, behandelte den Kampf Rudolph's von Habsburg mit Ottokar von Böhmen. Den Text hatte J. S. Müller verfaßt und die in der Oper vorkommenden Tänze waren von dem herzoglichen Balletmeister Ernst August Jaime arrangirt. Vor dem Textbuche dieser Oper sind zwei poetische Anreden abgedruckt, worin sich der Herzog Albrecht von Oesterreich und seine Gemahlin Elisabeth in hochtrabenden Versen an den Kaiser Karl VI. und seine Gemahlin wenden. Die Anrede an Karl VI. hat einen originellen Schluß, der den allgemeinen Wunsch ausspricht:

Wenn ich Dir aber sol in allen Stücken weichen,
So zeuge so wie ich viel Printzen Deinesgleichen.

Und diejenige an die Kaiserin:

Wie ich inzwischen gern an Schönheit Dir will weichen,
So wünsch ich, daß Du mir an Fruchtbarkeit magst gleichen.

Bei einer spätern Anwesenheit des Herzogs Franz von Lothringen, nachmaligen Gemahls der Maria Theresia und deutschen Kaisers, wurde vor der ersten Opera der Wintermesse 1732 auf dem Braunschweiger Theatro ein Prolog aufgeführt, in welchem die Nymphen der Oker und der Donau das Lob des hohen Gastes in emphatischen Worten sangen. Am 11. Februar desselben Jahres reiste der Gast mit einigen Gliedern der herzoglich braunschweigischen Familie nach Berlin, wo dann die Verlobung des Kronprinzen Friedrich, später Friedrich's II. von Preußen, mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig stattfand. Kurze Zeit vorher war auch die Verlobung zwischen dem Erbprinzen Karl von Braunschweig und der Prinzessin Philippine Charlotte von Preußen geschlossen worden.

Es erscheint in der That etwas befremdend, wenn man sich die Thatsache vergegenwärtigt, daß die in damaliger Zeit außerordentlich zahlreich nach Braunschweig ziehenden Meßfremden am Abend, nachdem sie ihre Geschäfte beendigt hatten, eine Oper in dem strengen Stile der damaligen italienischen und deutschen Componisten anhörten, und wir können uns heutzutage schwer das Interesse erklären, welches die hochtrabenden und gespreizten Reden im Texte erwecken konnten, auch ist es nicht leicht begreiflich, daß ein allgemeines Verständniß für die ruhige, ernste Richtung in den Compositionen der Italiener Fiorillo, Bonomini, Orlandini, Lotti und Paganelli, oder der Deutschen Händel, Graun, und später des herzoglich Braunschweigischen Concertmeisters Verocai vorhanden war.

Vermuthlich werden jedoch Schürmann's volksthümliche Singspiele mehr Anklang gefunden haben als die gediegenern Werke Graun's und Händel's. Sehr natürlich erscheint uns daher der außerordentliche Erfolg, den die von Schürmann componirte Oper „Heinrich der Vogler" in den Jahren von 1719 bis 1730 bei häufigen Wiederholungen fand. Dieser Erfolg muß in der That ein überaus günstiger gewesen sein, da der Verfasser des Textes, Johann Ulrich König, sich veranlaßt sah, einen zweiten Theil zu dichten, welcher, wie der erste, von dem herzoglich braunschweigischen Capellmeister Georg Caspar Schürmann in Musik gesetzt wurde. In der Vorrede zu diesem zweiten Theil entschuldigt sich der Verfasser, daß er dem allgemeinen Verlangen nach dieser Fortsetzung nicht schneller Folge geleistet habe; wir bezweifeln, daß ein gleich lebhaftes Verlangen nach einem dritten Theile laut geworden sein wird, da der zweite bereits keine Spur von der originellen Lebendigkeit des ersten Theiles hat und sich ganz in der

hergebrachten Eintönigkeit hohler Phrasen bewegt.

König hat in seinem „Heinrich der Vogler," erster Theil, den glücklichen Gedanken gehabt, dem Braunschweiger Meßpublicum die Messe selbst auf dem Theater vorzuführen, was allerdings auf einer Bühne, wo man bisher nur gewohnt war, die Klagen der verlassenen Dido oder die Wuth der sich rächenden Medea zu bewundern, wie ein erfrischender Hauch erschien und keinen geringen Jubel hervorgerufen haben mag. Man war allerdings gewohnt, auch komische Darstellungen, theils von Marionetten, theils auch von deutschen Komödianten auf der kleinen Bühne, welche der Kaffeewirth Wegner in seinem an der besten Meßgegend gelegenen Locale errichtet hatte, zu sehen, aber dahin zu gehen gehörte nicht zum guten Ton und auf dem großen herzoglichen Theater erwartete man stets nur den erhabenen Schritt und die abgemessene Redeweise der antiken Helden oder das Gerassel der Ritter in Stahl und Eisen.

Die Komik des oft gegebenen Don Chisciotte und seines derben Knappen hatte etwas Kaltes und Fremdartiges, während in „Heinrich der Vogler" das echt volksthümliche Element mit einem unverkennbaren Anstrich von Hanswurfterei die Zuschauer anheimelte.

Die Handlung, welche dieser Oper zu Grunde liegt, ist in der That reich an dramatischen Momenten, wenn auch die Charakterzeichnung noch ganz unvollkommen ist. Sie beginnt mit der Scheidung Heinrich's von seiner ersten Gemahlin Hattburgis, von der er sich auf Anstiften der Geistlichkeit trennt, und der Neuvermählung desselben mit Mechtilde. Heinrich ist beiden Frauen geneigt, fühlt sich aber außerdem auch von der Anmuth und Schönheit eines Fischermädchens, Namens Adelheid, mächtig angezogen. Aus diesen Motiven entsteht nun die Verwicklung. Hattburgis und ihr Sohn Dankward vertreten das feindselige und leidenschaftliche Element und suchen sich zu rächen, Mechtilde ist die treue und vertrauensvolle Gattin, und Adelheid repräsentirt die naive Jungfräulichkeit. Ein Günstling Heinrich's, Thietmar, Graf von Wettin, liebt Mechtilde und versucht es vergeblich im Verein mit Hattburgis und Dankward, ihre Treue gegen Heinrich wanken zu machen. Zum Schlusse entdeckt Mechtilde, daß Adelheid die Schwester ihres Gemahls ist, Heinrich erkennt dieselbe an und vermählt sie mit Eberhard, Herzog der Franken, während Hattburgis reumüthig Versöhnung sucht.

Der vermeintliche Bruder der Adelheid, Rudel, ein Fischerjunge, den Heinrich später in sein Gefolge als Jägerburschen aufnimmt, vertritt das komische Element im Stücke. Die Erwählung Heinrich's zum deutschen Kaiser gibt Veranlassung zu großen Aufzügen, und gegen den Schluß der zweiten Handlung finden sich die Hauptpersonen auf der Braunschweiger Messe zusammen, woselbst eine Anzahl Abgeordneter des Rathes der Stadt nebst einigen von der Brauergesellschaft den Kaiser um die Verleihung der Brauergerechtigkeit bitten. Der Kaiser bewilligt dies Gesuch und nachdem sämmtliche Anwesende sich entfernt haben, tritt Rudel ganz betrunken aus der Schenke, in der einen Hand eine Braunschweigische Wurst, in der andern ein Glas Braunschweigische Mumme haltend, mit einem Jungen, der eine große Kanne Bier trägt. Nun folgt diejenige Scene, welcher die ganze Oper ihre Hauptwirkung verdankt. Rudel singt in plattdeutscher Mundart das folgende Lied:

Brönsewick, du leise Stadt
Vor vel dusend Städten,
Dei sau schöne Mumme hat
Da ick Worst kann freten,
Mumme schmeckt nochmal sau fien
Aß Tockey- un Mosler Wien.
Schlackworst füllt den Magen.
Mumme fettet Neiren-Talg,
Kann dei Winne uht den Balg
Aß en Schnaps verjagen.

(Indem er trinkt, schreit ein Scheerenschleifer, welcher über das Theater kommt), Rudel spricht:

Halt's Maul! Du Schelm! und komm mir nicht zu nah!

Wenn ick gnurre, kyke, brumm,
Schlepe meck mit Sorgen,
Ey so geft my gude Mumm
Bet taun lechten Morgen,
Mumme un ein Stümpel Worst
Kann den Hunger un den Dorst,
Ock de Venus-Grillen,
Kulck, Podal un Tähne-Pien,
Sup ick tain half Stöffen in,
Ogenblicklick stillen.

(Indem er nochmals trinkt, kommt eine Leierfrau, die er nachspottet und gleichfalls wegjagt).

Brum brum! Sum sum! Hum hum!
Pack Dich, Du alte Wettermacherin!

Hinric mag dei Vöggel fangen,
Drosseln, Arthschen, Finken,
Lopen mit der Liemenstangen
Ick will Mumme drincken.
Vor de Schlackworst lat ick stahn
Sienen besten Uer-Hahn;

Kann ick Worst geneiten.
Seih ick my nach nist mehr um,
Lat darup fief Stöcken Mumm
Dör dei Kehle fleiten.

Ja, ja, du ehrliche Braunschweiger Mumm,
Du stärkst das Herz, magst Du den Kopf gleich dumm.

(Indem schreit ein Hechelmacher, der vorbeigeht). Rudel spricht immer betrunkener:

Das war ein Schelm zu schreyen!
Spaziert der ganze Markt mit mir herum?

(Es kommt ein Raritätenkastenträger, der auch nach seiner Art ruft).

Halts Maul, Du Dieb', halts Maul!
Wie stehst Du? Junge! sei doch nicht so faul,
Schenk ein! sonst will ich Dir den Buckel bläuen.

(Es ruft ein Junge mit einem Murmelthier).

Was für ein Schlingel ruft denn hier?
Komm her, Du Murmelthier,
Mach Deinen Kasten auf!

(Indem er nach dem Murmelthier sieht, zieht ihm ein Beutelschneider den Beutel aus der Tasche, welches er merkt und ihm nachjagt).

O weh! ein Dieb! halt auf! lauf! lauf!

(Hierauf kommt ein ordentlicher Aufzug einer Bauernhochzeit mit Braut und Bräutigam, Hochzeitbittern und vorhergehenden Bergleuten mit ihrer gewöhnlichen Musik; bald hierauf kommt Rudel wieder zurück, den Spitzbuben vor sich herjagend und ruft immer):

Lauf zu, wer kann! lauf! lauf!
Ein Gaudieb! halt! halt auf!

(Die Hochzeitsgäste halten den Beutelschneider an; als sie auf ihn zuschlagen wollen, läßt er das Oberkleid fahren und präsentirt einen Harlequin, wozu einige Scaramutzen und Polichinellen kommen, welche mit den Hochzeitsgästen beiderlei Geschlechts ein großes Ballet formiren und die zweite Handlung beschließen)." —

Der Darsteller des Rudel war Herr Weise, welcher für jene Zeit ungefähr das gewesen zu sein scheint, was wir einen Localkomiker nennen, freilich noch mit etwas starker Hinneigung zum Hanswurst, was sich namentlich im zweiten Theile der Oper an einigen ziemlich plumpen Späßen erkennen läßt.

Wir haben also in dieser Oper fast alle Elemente dramatischer Wirksamkeit vereinigt, der hochtragische Pathos in den fürstlichen Personen, das einfach natürliche in Adelheid und das derb Komische in Rudel. Alles dies war auch musikalisch ausgedrückt. Wenn wir nun dazu die großen Aufzüge des kaiserlichen Gefolges und der gefangenen Wenden, Dalmanzer und Sorben, das Jagdgesinde, das Ballet im buntesten Gemisch, so wie die Damen und Pagen, dann verschiedene Geistererscheinungen und allegorische Persönlichkeiten zählen, so muß man gestehen, daß die Mittel nicht gespart wurden. Die drei Abtheilungen der Oper waren wieder jede in vier veränderte Scenen getheilt, die bald einen Vorhof in der fürstlichen Burg Dankwarderrode, bald einen Audienzsaal im Schlosse, bald ein lustiges Gebüsch außerhalb Braunschweigs, woselbst Heinrich's Vogelherd aufgestellt war, bald die Braunschweiger Messe mit Gewölben, Kramläden und Zelten vorstellten. Eine große Wirkung mögen wohl auch die Maschinen und Flugwerke hervorgebracht haben, durch welche Erscheinungen und Menschen, ja sogar ganze Gegenden mit Fontainen und Gebäuden emporgehoben und von der Bühne entführt wurden. Mit welchem Raffinement diese Maschinerien angewendet wurden, beweist der Umstand, daß während der Ouverture, sobald der Vorhang aufgezogen war, ein Flügelpferd, welches eben so wohl den Pegasus als das braunschweigische Wappen vorstellte, das Operntextbuch im Fluge an die herzogliche Loge brachte.

Die Vorstellungen dieser ersten Operngesellschaft währten alljährlich zu den Meßzeiten in Braunschweig bis gegen das Jahr 1753 ununterbrochen fort. Als hierauf Herzog Karl die Residenz nach Braunschweig selbst verlegte, wurde die Gesellschaft aufgelöst und es trat dann eine französische Schauspielergesellschaft an ihre Stelle.

In den letzten Jahren zeichnete sich diese erste Operngesellschaft noch besonders durch starkes Hervortreten der deutschen Richtung aus und viele Opern von Händel, Hasse und Graun wurden grade in der letzten Zeit zur Aufführung gebracht. Ueberhaupt scheint das Bedürfniß nach der Vorführung deutscher Werke sich besonders während der Messe, wo die Besucher aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes in Braunschweig zusammenkamen und ein selbständiger Geschmack zu Tage trat, besonders geltend gemacht zu haben, denn bald darauf sah man sich genöthigt, mit der Ackermann'schen deutschen Schauspielergesellschaft in Hamburg einen regelmäßigen Contract für die Dauer der Messe abzuschließen.



Die Münzkunst.

Von

Fr. Varrentrapp.

(Schluß.)

Die Gay-Lussac'sche Methode der Probirung von Silberlegirungen beruht auf einem ganz andern Principe. Sie wird die Probirung auf nassem Wege oder die nasse Probe genannt und liefert bei sorgfältiger Arbeit absolut genaue Resultate.

Wenn man eine Auflösung von Silber in Salpetersäure mit Kochsalzlösung versetzt, so scheidet sich ein weißer flockiger Niederschlag ab, der bei starkem Schütteln der Flüssigkeit sich zusammenballt, sich in der Ruhe sehr rasch absetzt, während die klare Flüssigkeit darübersteht. Setzt man die Kochsalzlösung allmälig zu, so bildet sich durch jeden neuen Zusatz von Kochsalzlösung auf's Neue der weiße Niederschlag, bis endlich alles Silber als solcher aus der Lösung abgeschieden ist. Das Kochsalz enthält nämlich Chlor, dieses verbindet sich mit dem Silber zu dem flockigen weißen Niederschlag, einem in Wasser und Säuren unlöslichen Körper. Hat man mehr Kochsalzlösung zugesetzt, also mehr Chlor als sich mit dem vorhandenen Silber vereinigen konnte, so entsteht beim Zugießen von mehr Silberlösung natürlich auch wieder das weiße Chlorsilber, so lange bis alles Chlor mit Silber vereinigt aus der Flüssigkeit sich abgeschieden, als weißer Niederschlag zu Boden gefallen ist. Man weiß nun, daß um 1000 Milligramm Silber aus seiner salpetersauren Lösung zu fällen, 541 Milligramm Kochsalz erforderlich sind. Löst man nun 54,1 Gramm Kochsalz in soviel Wasser auf, daß man 10 Litres oder 10,000 Cubikcentimeter Lösung erhält, so enthalten je 100 Cubikcentimeter derselben genau so viel Kochsalz als erforderlich ist, um 1000 Milligramm Silber aus seiner Lösung auszuscheiden. Man überzeugt sich, ob die Lösung die richtige Verdünnung besitzt, indem man in zwei Gläsern in jedem 1000 Milligramm Silber in 10 Cubikcentimeter Salpetersäure löst und nachdem man in einem Maßglase genau 100 Cubikcentimeter der Kochsalzlösung abgemessen hat, dies Quantum jeder der beiden Silberlösungen zusetzt, tüchtig umschüttelt und den entstandenen Niederschlag, gegen die Einwirkung des Lichtes geschützt, klar absitzen läßt. Man hat außerdem zwei Lösungen vorräthig, wovon die eine in jedem Cubikcentimeter (etwa 20 Tropfen) ein Milligramm Silber, die andere in jedem Cubikcentimeter so viel Kochsalz enthält, daß dadurch grade ein Milligramm Silber gefällt werden kann, also 0,54 Milligramm Kochsalz. Setzt man nun dem einen Glase, worin die 1000 Milligramm Silber gelöst und durch 100 Cubikcentimeter Kochsalzlösung gefällt wurden, 5 Tropfen der Silberlösung zu, dem andern Glase aber 5 Tropfen der verdünnten Kochsalzlösung, und beide bleiben klar, so zeigt dies, daß weder Kochsalz im Ueberschuß, noch zu viel Silber in den Gläsern vorhanden waren, daß also 100 Cubikcentimeter der starken Kochsalzlösung genau 1000 Milligramm Silber niederschlagen, daß von

dieser Silbermenge aber auch alles Chlor des zugesetzten Kochsalzes gebunden, als Chlorsilber gefällt worden, daß somit die Kochsalzlösung die richtige Concentration besitzt.*) Hätten dagegen die 5 Tropfen der verdünnten Silberlösung noch einen Niederschlag bewirkt, so wäre dies ein Anzeichen gewesen, daß in 100 Cubikcentimetern Kochsalzlösung mehr Chlor enthalten war, als zur Füllung von 1000 Milligramm Silber erforderlich, daß die Kochsalzlösung also noch zu concentrirt war. Man setzt so lange von der verdünnten Silberlösung hinzu, bis dadurch kein Niederschlag mehr entsteht. Gesetzt, man habe noch 2 Cubikcentimeter zufügen müssen, so wird die ganze Masse der 10,000 Cubikcentimeter Kochsalzlösung mit einer leicht zu berechnenden Menge Wasser verdünnt und nun der beschriebene Versuch nochmals wiederholt, um sich zu überzeugen, daß jetzt 100 Cubikcentimeter genau 1000 Milligramm Silber fällen, aber nicht mehr. Hätten dagegen die 5 Tropfen verdünnter Kochsalzlösung noch eine Trübung in dem zweiten Glase verursacht, so hätte man die 10,000 Cubikcentimeter Kochsalzlösung durch Auflösung von etwas mehr Kochsalz so weit verstärken müssen, daß 100 Cubikcentimeter zur Fällung von 1000 Milligramm Silber genau hinreichten. Ist auf diese Weise einmal eine größere Menge, z. B. 10,000 Cubikcentimeter Kochsalzlösung von der erforderlichen Concentration dargestellt, so kann damit eine beträchtliche Menge von Silberlegirungen, deren Gehalt an reinem Silber man nicht kennt, schnell und sehr genau untersucht werden.

Es gehören dazu zweierlei Apparate. Ein vorläufiger Versuch wird angestellt, um annähernd den Silbergehalt der Legirung zu erfahren. Zu dem Zweck hat man eine etwa zwei Fuß lange Röhre von der doppelten Weite und der Einrichtung beistehender Figur 16. Dieselbe muß einen Inhalt von mehr als 100 Cubikcentimeter haben und ist von oben anfangend nach unten der Art mit in das Glas eingeritzten Theilstrichen versehen, daß der Zwischenraum zwischen je zwei derselben $^2/_{10}$ Cubikcentimeter Inhalt entspricht.

Man füllt die Röhre ganz mit der concentrirten Kochsalzlösung an und bringt sie in das Gestell (Fig. 17 a). Zwei eben so lange aber viel engere Röhren, die nur höchstens 20 Cubikcentimeter Flüssigkeit fassen, übrigens mit demselben Verschluß am untern Ende versehen sind, wie die große und in $^1/_{10}$ Cubikcentimeter getheilt sind, stellt man daneben auf. Auch sie sind durch Auflegen einer Kugel gegen das Einfallen von Staub geschützt. Die Röhre b enthält verdünnte Silberlösung. die Röhre c zehnfach verdünnte Kochsalzlösung. 1 Cubikcentimeter der ersteren Flüssigkeit enthält 1 Milligramm Silber in Auflösung, 1 Cubikcentimeter der Zehntelkochsalzlösung so viel Kochsalz, daß dadurch grade 1 Milligramm Silber in Chlorsilber verwandelt werden

Fig. 16.



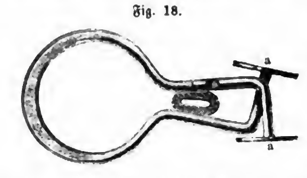
Fig 17.



*) Mulder's berichtigende Bemerkungen hierzu verlangen an diesem Orte keine Berücksichtigung.

kann. Unten ist an jede Röhre ein Kautschuckröhrchen gebunden, dessen zweites Ende ein Stückchen Glasröhre trägt, das zu einer ganz feinen Oeffnung ausgezogen ist. Den Verschluß bewirkt ein Messingdrath, der durch Plattschlagen des kreisförmig gebognen Theils federnd wirkt und die Kautschuckröhre zusammenpreßt, daß keine Flüssigkeit hindurchkann. Drückt man dagegen mit Daumen und Zeigefinger auf die beiden mit den Plättchen a versehenen Enden des Messingdrahtes (Fig. 18),

Fig. 18.



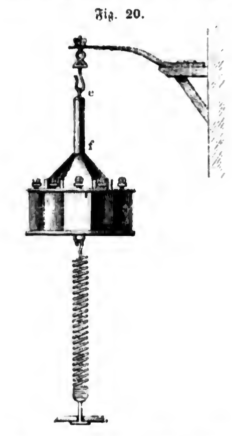
so öffnet sich der schließende Messingdraht, Quetschhahn genannt, und läßt, so lange der Druck ihn offen erhält, Flüssigkeit durch die feine Glasspitze ausfließen. Man hat nun ein Glas untergesetzt, in dem man 1000 Milligramm der zu untersuchenden Legirung in 10 Cubikcentimeter Salpetersäure gelöst hat und läßt in dieses von der Kochsalzlösung einfließen, anfangs rasch und ohne Unterbrechung, so lange man den sich bildenden Niederschlag von Chlorsilber sich rasch vermehren sieht. Dann läßt man den Quetschhahn sich schließen, schüttelt einmal um, läßt von Neuem Kochsalzlösung zufließen, um so mehr auf einmal, je massiger der noch entstehende Niederschlag erscheint. Ein Geübter erkennt leicht, ob er noch viel Kochsalzlösung zufließen lassen muß oder schon das meiste Silber gefällt hat. Kommt man diesem Punkte nahe, so läßt man nur wenige Tropfen Kochsalzlösung auf einmal zufallen und schüttelt jedesmal um. Bringen die letzten nur noch wenig Trübung hervor, so stellt man das Glas unter die enge Röhre c, welche die Zehntelkochsalzlösung enthält, und läßt von dieser in mehreren Absätzen und nach öfterem Schütteln des Glases noch so lange zufließen, als man eine Trübung durch Bildung von Chlorsilber wahrnimmt. Wenn der letzte Zusatz keinen Niederschlag mehr verursacht hat, stellt man das Glas unter die Röhre, welche Silberlösung enthält und läßt davon so lange eintropfen, als hierdurch Chlorsilber als weiße Trübung erscheint. Dies wird so lange der Fall sein, bis man das Chlor des überschüssig zugesetzten Kochsalzes an Silber gebunden hat. Nehmen wir an, man habe 2 Cubikcentimeter Silberlösung verbraucht, so ist klar, daß man 2 Cubikcentimeter der Zehntelkochsalzlösung zu viel in das Glas, welches die Auflösung der Legirung enthielt, zugegeben hatte. Wenn man nun aus der kleinen Röhre 8 Cubikcentimeter Zehntelkochsalzlösung genommen hat, so dürfen nur 6 Cubikcentimeter in Rechnung gebracht werden. Diese entsprechen 6 Milligramm Silber. Gesetzt, beim Nachsehen des Verbrauchs an concentrirter Kochsalzlösung aus der großen Röhre zeigte sich, daß man 89 und $^2/_{10}$ Cubikcentimeter Flüssigkeit in das Glas abgelassen habe, so entspricht dies 892 Milligramm Silber, dazu sind jene 6 Milligramme hinzuzurechnen, welche durch die verdünnte Kochsalzlösung gefüllt wurden. Die Legirung enthält also 898 Milligramme reines Silber.

Fig. 19.



Dieser Versuch besitzt jedoch noch nicht die genügende Genauigkeit mit vollständiger Zuverlässigkeit. Man wiegt sich also nun so viel von der Legirung ab, daß darin nach dem vorläufigen Versuche 1000 Milligramm reines Silber enthalten sein müßten. 898 Milligramm waren in 1000 enthalten, folglich 1000 in 1113½. Man wiegt demnach zweimal 1113½ Milligramm der Legirung ab, löst die beiden Mengen in zwei Stöpselgläsern auf und setzt jedem genau 100 Cubikcentimeter der concentrirten Kochsalzlösung zu. Um diese Flüssigkeitsmenge bequem und recht genau abmessen zu können, bedient man sich des Apparates, Figur 19. Die große über 100 Pfund Wasser fassende, am besten in einem Korb wie die großen Säureflaschen stehende Flasche V ist mit einem Heber h versehen, der, einmal mit Flüssigkeit gefüllt, derselben gestattet, sobald man den Quetschhahn t öffnet, in die Pipette A zu fließen. Das zu einer Spitze c ausgezogene Rohr b führt die Kochsalzlösung direct in die Pipette A, deren untere Oeffnung d man so lange mit dem Zeigefinger zuhält, bis sie gefüllt ist. Währenddeß ist der Hahn r geöffnet, damit die Luft aus der Pipette hier entweichen und der durch c einfließenden Kochsalzlösung Platz machen könne. Man läßt bis etwa an c voll laufen, gestattet dann dem Quetschhahn t, sich zu schließen und schließt endlich r, bevor man den Finger von der untern Spitze der Pipette entfernt, damit hier keine Luft eintreten kann. Die Flüssigkeit in der Pipette A kann nun nicht aus der dünnen Spitze d auslaufen, weil keine Luft nachdringen kann. Es handelt sich nun darum, die Kochsalzlösung genau bis an die markirte Stelle x sinken zu lassen. Dies geschieht, indem man durch Umdrehen der feinen Schraube s ganz langsam Luft zuläßt, so daß aus d, wo man ein Stückchen Löschpapier anhält, nur sehr langsam Flüssigkeit austritt; so allmälig, daß man den Moment, wo der obere Flüssigkeitsspiegel in der engen Röhre bei x anlangt, sehr genau beobachten kann. Jetzt schiebt man das Glas, welches die aufgelöste Legirung enthält, unter d, öffnet r und sofort stürzt die abgemessene Menge Kochsalzlösung in das Glas. Man setzt den Stöpsel auf, schüttelt einmal um und stellt das Glas in das zehn Gläser fassende, zwischen zwei Federn aufgehängte Gestell von Blech (Fig. 20), welches den Inhalt des Glases vor Einwirkung des Lichtes schützt. Auf diese Weise hat man in der Pipette A genau so viel Kochsalzlösung abgemessen, daß dieselbe grade 1000 Milligramm reines Silber zu fällen vermag. Nun verfährt man mit der zweiten Probe in dem zweiten

Fig. 20.



Glase auf ganz dieselbe Weise und kann weitere vier Doppelproben sofort eben so behandeln. Dann faßt ein Arbeiter das Gestell zwischen e und f an und schüttelt sämmtliche darin stehende Gläser tüchtig durch während etwa einer Minute, indem er dem Gestell eine heftig auf- und niedergehende Bewegung ertheilt. Nach dieser Zeit läßt man einen Augenblick ruhen. In der Regel wird in allen Gläsern der Niederschlag sich abgesetzt haben, die Flüssigkeit vollkommen klar geworden sein. Man taucht nun eine sogenannte Röhrenpipette in die Zehntelkochsalzlösung und nimmt damit ½ Cubikcentimeter heraus, indem man das Röhrchen, welches 10 Zoll lang und etwa ¼ Zoll dick, oben ganz offen, unten zu einer offenen Spitze ausgezogen ist, bis zu dem darauf angebrachten Strich in die Flüssigkeit taucht, dann oben mit dem Finger verschließt, heraushebt, über eins der Schüttelgläser bringt und durch Entfernen des Fingers das Einlaufen der Zehntelkochsalzlösung gestattet. Entsteht eine Trübung, so ist die zu untersuchende Legirung silberreicher als man bei dem Vorversuch gefunden. Man klärt die Flüssigkeit wieder durch Schütteln, gibt auf

gleiche Weise wieder verdünnte Kochsalzlösung zu und fährt damit fort, bis keine Trübung mehr durch Kochsalzlösung merkbar wird. Gesetzt man habe 3 Cubikcentimeter in drei Malen zugesetzt, bei dem letzten Zusatz von 1 Cubikcentimeter habe man keine Trübung mehr bemerkt, bei dem vorhergehenden nur noch eine geringe, so ist es klar, daß der letzte sowohl wie die Hälfte des vorhergehenden zu viel zugesetzt wurden. Die Legirung hat also 1½ Cubikcentimeter mehr Zehntelkochsalzlösung verbraucht als man nach dem Vorversuch annahm, sie enthält also 1½ Milligramm Silber mehr als 898 oder 899½. Um sich zu vergewissern, daß man in der That mehr Kochsalzlösung zugesetzt hat als erforderlich war, gibt man nach dem Umschütteln etwas verdünnte Silberlösung ebenfalls mit einer graduirten Röhrenpipette in das Schüttelglas. Jetzt muß hierdurch eine Trübung entstehen.

Wäre die Legirung ärmer an Silber gewesen, als man nach dem Vorversuch glaubte, so würde der Zusatz von Zehntelkochsalzlösung natürlich keinen Niederschlag hervorzubringen im Stande gewesen sein, denn schon die Kochsalzlösung aus der großen Pipette würde mehr als genügend gewesen sein, alles Silber als Chlorsilber aus der Lösung niederzuschlagen. Hätte man also bei dem ersten Zusatz der Zehntelkochsalzlösung keine Trübung gesehen, so würde man eben so viel, als man von dieser zugesetzt hat, von der verdünnten Silberlösung zusetzen und damit nur die Wirkung beider Zusätze neutralisirt haben. Man verfährt dann grade so mit der verdünnten Silberlösung wie oben von der Zehntelkochsalzlösung beschrieben wurde. Gesetzt, man hätte durch 2 Cubikcentimeter Silberlösung noch Niederschläge erhalten, durch den dritten nicht mehr, so wäre die Legirung um 1½ Milligramm ärmer als 898, enthielte also nur 896½ Milligramm.

Die Beschreibung dieses Verfahrens ist lang, es sind trotzdem noch sehr, sehr viele Vorsichtsmaßregeln, die der Probirer beobachten muß, gar nicht erwähnt; die Vernachlässigung einer einzigen aber führt zu falschen Resultaten. Deshalb macht man jedesmal zwei Proben von einem und demselben Silber. Aber die Ausführung ist dennoch rasch. Es hat keine Schwierigkeit, bei drei verschiedenen Silberlegirungen in einer Stunde den Vorversuch und die beiden Controlversuche auszuführen. Häufig bedarf man des Vorversuches nicht, wenn man, wie bei Münzen von annähernd bekanntem Gehalt, bei der Controlirung der Tiegelproben, der selbst gefertigten Münzen u. s. w., ganz annähernd den Gehalt kennt. Dann kann man wohl vier Proben in einer Stunde vollenden.

Um zu zeigen, von welcher Bedeutung für den Handel es ist, ob ein Barren von 50 Pfund Gewicht zu 896 oder 899 Tausendtheilen Feingehalt von dem Probirer gefunden wird, muß man nur bedenken, daß 1 Pfund Silber circa dreißig Thaler Werth besitzt, daß die Berechnung zeigt, daß obige Differenz für 50 Pfund einen Unterschied von $^{15}/_{100}$ Pfund für den fünfzigpfündigen Barren bedingt oder denselben 4½ Thaler mehr oder weniger werth sein läßt.

Die nächste Aufgabe der Münzstätte ist, aus den zur Vermünzung angekauften Barren die geeignete Legirung zu beschaffen und, wenn nöthig, das erforderliche Kupfer hinzuzufügen. Das rohe Gewicht der Barren, so wie der durch die Probe gefundene Feingehalt und der daraus berechnete Gehalt eines jeden an feinem Silber sind notirt.

Wenn die Probe einen Feingehalt von 992 Tausendtheilen zeigte und der Barren $49^{325}/_{1000}$ Pfund roh wog, so findet man seinen Feingehalt $1000 : 992 = 49{,}325 : x = 48{,}930$ Pfund.

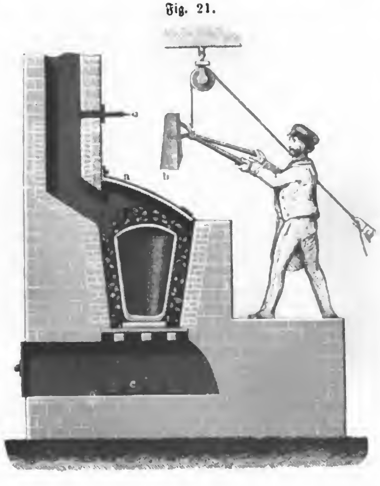
Gesetzt, man solle eine Legirung zu Vereinsthalerstücken anfertigen, und habe zu seiner Verfügung drei Barren à 992 Tausendtheile Feingehalt im Gesammtgewicht von 145,321 Pfund, vier Barren à 996 Tausendtheilen Feingehalt und 200,122 Pfund Rohgewicht, ein Barren herrührend vom Einschmelzen alten Silbergeräthes mit einem Feingehalt von 711 Tausendtheilen und 11,212 Pfund Rohgewicht. Man habe ferner für jedes Pfund Feingewicht 29⅔ Thaler gezahlt, wie viel Kupfer muß man zusetzen, um Silberlegirung von 900 Tausendtheilen Feingehalt, wie es zu Vereinsthalern erforderlich, zu erhalten und wie viel kostet der Münze das darin enthaltene feine Silber?

Barr.	Tausendth.	r. Pfund	f. Pfund	Rthlr.	Gr.
3	à 992	145,321	144,158		
4	à 996	200,122	199,321		
1	à 711	11,212	7,971		
		356,655	851,450 =	10,426	10
Kupfer		33,845			
		890,500	351,450 =	10,426	10

Denn zu der Legirung obigen Feinsilbers mußte so viel Kupfer zugesetzt werden, daß eine Legirung entstand, die auf 9 Theile Feinsilber 1 Theil Kupfer enthält. 9 : 10 = 351,45 : 390,5. — Da aber das Rohgewicht der Barren bereits = 356,655 war, so durfte man denselben nur 33,845 Pfund Kupfer zusetzen, um die richtige Legirung zu erhalten.

Diese schmelzt man in einem großen Graphittiegel ein. Solche Tiegel werden von der geringsten Größe an bis zu Dimensionen, daß sie 500 Pfund Silber und etwas mehr im geschmolzenen Zustande fassen können, gefertigt aus feuerfestem Thon, den man mit feinem Graphitpulver recht sorgfältig zusammenknetet. Sie haben die Form, wie man in dem unten gezeichneten Ofen sieht und werden, ehe man sie benutzen will, abgewärmt, d. h. vorsichtig an eine heiße Stelle gestellt, um von aller Feuchtigkeit befreit zu werden. Dann bringt man sie in den Ofen auf eine auf dem Roste liegende etwa zwei Zoll dicke, mit Holzkohlenpulver bestreute Platte von Eisen, welche man den Fuß nennt. Dieser verhindert, daß die durch die Roststäbe zuströmende kalte Luft direct den Tiegel trifft, was ihn nicht allein abkühlen, sondern sehr leicht zum Entstehen von Sprüngen Veranlassung geben würde. Man setzt nun die Barren so dicht als es gehen will, aber auch so in den Tiegel ein, daß sie sich ausdehnen können, ohne gegen den Tiegel zu drängen, weil sie sonst unfehlbar beim ersten Erwärmen, ehe sie schmelzen, den mürben Tiegel zersprengen würden. Dann schüttet man auf die Barren etwas grobes Holzkohlenpulver, um das Silber gegen Einwirkung der Luft zu schützen, und bedeckt sie mit einem eisernen Deckel. Hierauf wirft man Kohlen in den Raum zwischen Ofenwandung und Tiegel und auf den Deckel des letztern, endlich gibt man glühende Kohlen oben auf. Das Feuer verbreitet sich bei geschlossener Thür des Aschenfalles sehr langsam von oben nach unten, wodurch der Tiegel erst allmälig heiß wird, was nöthig, um ihn vor dem Reißen zu schützen. Man erhitzt, bis der Inhalt geschmolzen und dünnflüssig geworden. Die gewöhnliche Form der Barren gestattet nur einige sofort in den Tiegel einzusetzen, weil viel Raum im Tiegel unausgefüllt bleibt. Sobald daher die Barren geschmolzen, ergreift man einen der übriggebliebenen Barren b mit einer starken Zange, die an einer Kette befestigt ist und über eine Rolle in die Höhe gezogen und langsam gesenkt werden kann. Aus freier Hand vermöchte der Arbeiter die fünfzig Pfund schweren Barren nicht mit der erforderlichen Vorsicht in das geschmolzene Silber einzusenken, siehe Figur 21. Wenn die oben auf dem Deckel liegenden Kohlen abgebrannt, hebt man den Ofendeckel und den Deckel des Tiegels ab und setzt von den einzuschmelzenden einen oder zwei Barren nach. Wenn Alles eingeschmolzen, rührt man mit einem eisernen mit Thon bestrichenen Rühreisen die Masse sorgfältig durch und schöpft eine Probe aus, die man durch Eingießen in Wasser in feine Körner verwandelt. Diese wird sofort probirt. Findet man den Gehalt genau richtig, so läßt man die geschmolzene Legirung in Zainen gießen. Findet man einen etwas größern Feingehalt als nothwendig, so setzt man noch so viel Kupfer zu, als diesem entspricht. Da dies immer nur eine geringe Menge,

Fig. 21.

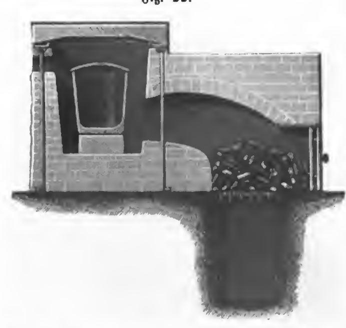


so schmilzt es, so wie man es in die heiße Legirung bringt. Ein zu geringer Feingehalt kann nur gefunden werden, wenn in der Probe der einzelnen Barren oder in der Berechnung ein Fehler gemacht worden wäre, und müßte alsdann durch Zusatz seinen Silbers verbessert werden.

Das Ausgießen geschieht, indem man das flüssige Silber mit einem eisernen Löffel an langem Stiel, der vorher mit Thon dünn bestrichen wurde, ausschöpft und in die Formen gießt. Diese bestehen aus zwei, durch Charniere verbundenen dicken gußeisernen Platten, welche so ausgearbeitet sind, daß, wenn sie dicht zusammengeschlossen werden, eine Höhlung von etwa $^1/_4$ bis $^3/_8$ Zoll Dicke, der für die zu gewinnenden Geldstücke geeigneten Breite und zwei Fuß Länge bleibt, in welche man die geschmolzene Legirung gießt und dadurch Stangen von der entsprechenden Form, Zainen genannt, erhält. Das geschmolzene Metall erstarrt sofort, man öffnet die Form und hebt die Zaine mit einer Zange heraus. Wenn sechs Formen vorhanden sind, kann man auf diese Weise unausgesetzt gießen. Allmälig werden freilich die Formen so heiß, daß die Zainen nicht mehr glatt fallen. Es wird dann nöthig, sie abkühlen zu lassen oder andere anzuwenden.

In manchen Münzstätten stellt man die Tiegel nicht in Kohlen, sondern in Oefen von beistehender Form. Figur 22. Hier

Fig. 22.

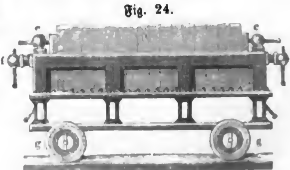


umspült nur die Flamme die Tiegel. Der Hauptvorzug ist, daß bei etwaigem Reißen des Tiegels die Legirung nicht in die Kohlen laufen und etwas leichter wieder gesammelt werden kann. Aber auch bei Figur 21 ist dies nicht so schwierig, als es erscheinen möchte, da, wenn viel durchläuft, das Metall sich in der untergesetzten Pfanne c sammelt und in der Form von Barren erstarrt, weil die Pfanne durch die Querwände in mehrere Abtheilungen geschieden ist. Einige wenden Tiegel von Guß- oder Schmiedeeisen an. Für Gold sind sie nicht brauchbar, aber auch für Silber zeigen sie sich weniger nützlich, als man erwarten sollte. Einmal nehmen sie Silber in ihre Masse auf, welches man nur, wenn der Tiegel unbrauchbar geworden, auf kostspieligem Wege wieder gewinnen kann, andrerseits sind sie nicht viel sicherer gegen Beschädigung als gute Graphittiegel. Wo man nicht ausschöpfen, sondern gleich aus dem Tiegel in die Formen gießen will, was allerdings sehr viel rascher als das Ausschöpfen zu bewerkstelligen ist, kann man nur eiserne Tiegel anwenden

Fig. 23.



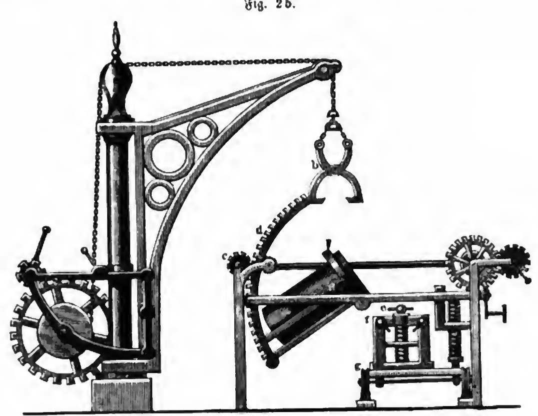
Fig. 24.



und gibt ihnen dann die Form, Fig. 23, dann muß man aber auch andere Eingüsse für die Zainen anwenden, Fig. 24, damit man den Tiegelinhalt rasch ausgießen kann. Eine Reihe gußeiserner Platten p werden auf einem eisernen Wagen zusammengestellt, durch Zwischenlegen von Schienen an den Seiten und Zusammenpressen derselben durch die Schrauben ff zwischen jeder Platte ein Raum gebildet, den man mit der geschmolzenen Legirung füllen und dadurch eine Platte erhalten kann. Diese Platten werden dann mit Hilfe starker Blechscheeren in Zainen geschnitten. Mit Hilfe des eisernen Krahnens Fig. 25 hebt man den Tiegel aus dem Ofen, legt ihn in den eisernen Korb a und hebt ihn durch Drehen des Rades c, welches in

die bogenförmige Zahnstange d eingreift, zum Ausgießen. Der Wagen steht auf den Rädern gg auf einer Eisenbahn und es kann daher leicht jede Form vor den Ausguß geschoben werden.

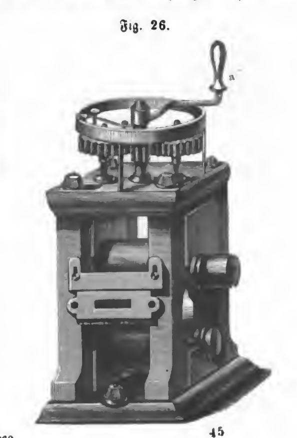
Fig. 25.



Die gegossenen Zainen oder Platten werden, nachdem sie erkaltet sind, gereinigt, die Ränder mit einer Scheere soweit nöthig glatt geschnitten und unter Walzwerke gebracht, die sie zu langen Blechstreifen ausstrecken. Dabei nehmen dieselben nur sehr wenig an Breite zu. Anfangs muß man vorsichtig walzen, damit keine Risse und Brüche entstehen. Man glüht daher die Zainen, so oft sie zu hart werden wollen, aus, indem man dieselben in eine große eiserne Röhre schiebt, welche von Feuer umgeben und zum Glühen geheizt ist.

Die Walzwerke von der Form Figur 26 müssen sehr genau gearbeitet sein. Die Walzen selbst fertigt man jetzt meistens aus bestem Gußstahl. Bisweilen wendet man zuerst große Walzen aus hartem Eisenguß an. Sie müssen jedenfalls sehr genau geschliffen sein und in sehr festen Backen liegen. Um dieselben einander nähern zu können und zwar in beiden Axenlagern gleich viel und nach gegebenem Maße, sind über den Walzen ein Paar senkrechte Schrauben angebracht, welche auf die beiden oberen Lager pressen und dadurch die oberen Walzen den unteren näher bringen. Damit man nun beide Schrauben stets um genau gleich viel drehe, wenn man die Walzen enger oder weiter stellen will, sitzen auf den Schrauben zwei große Zahnräder, beide greifen in ein Zahnrad, welches durch den Handgriff a bewegt wird. Dreht man dieses, so dreht man beide Schrauben. Auf derselben Welle mit a sitzt ein langer Zeiger, mit Hilfe dessen man auf dem in Grade getheilten Kreis die Größe der Drehung ablesen kann.

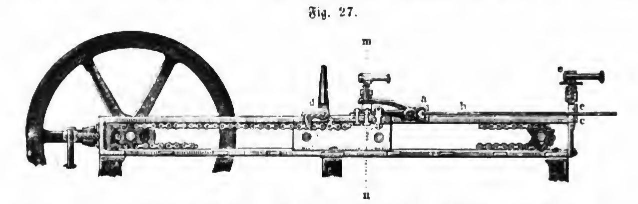
Fig. 26.



Damit man die Zainen stets an der richtigen Stelle zwischen die Walzen bringe, ist eine Führung angebracht, das sogenannte Maul b, und wo die Zaine aus der Walze austritt,

Dicke, damit eine daraus ausgestoßene Platte von der erforderlichen Größe für die zu prägenden Geldstücke möglichst genau dem gesetzmäßigen Gewichte entspreche.

Fig. 27.

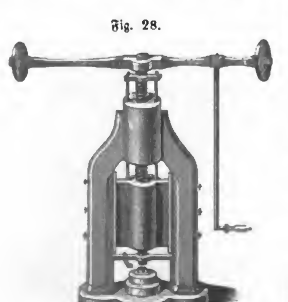


hindert ein angeschraubtes Messer, daß die Zaine sich um die Walze wickle, und leitet sie aus dem Walzenbock heraus.

Wenn durch öfteres Durchwalzen die Zainen allmälig nahezu die geforderte Dicke erlangt haben, läßt man sie noch einmal durch ein sogenanntes Ziehwerk passiren, um ihnen möglichst genau überall gleiche Dicke zu ertheilen. Es besteht dies, wie Fig. 27 zeigt, in zwei ganz harten Stahlbacken c c, die sich beliebig näher oder weiter stellen lassen. Man macht das eine Ende der Zaine b etwas dünner, steckt es durch die vorher richtig gestellte Oeffnung zwischen den Stahlplatten und hängt die Zange mittelst des Hebels d wieder in die Kette ein, führt die an der Kette ohne Ende befestigte Zange a zu und faßt damit die Zaine. Je stärker der Widerstand der Zaine, desto fester faßt die Zange. Am hintern Ende der Ziehbank angelangt, öffnet sie sich von selbst. Man führt sie mit der Hand wieder vor, um die nächste Zaine zu fassen.

Jetzt sind die Zainen von der geeigneten

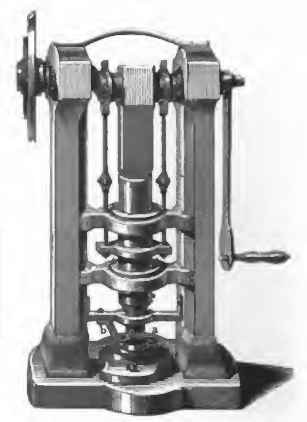
Fig. 28.



Zu diesem Schneiden der Platten dienen die sogenannten Durchschnitte. Für kleine Münzen wendet man noch häufig die mit der Hand zu bewegenden Durchschnitte Fig. 28 an, für größere Münzsorten stets durch eine Maschinenkraft bewegte, Fig. 29. Der eigent-



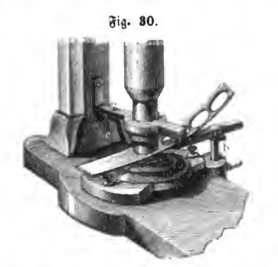
Fig. 29.



lich wirkende Theil bei beiden ist vollkommen derselbe. Ein voller Cylinder von glashartem Stahl, der **Drucker** oder **Stempel** genannt, bildet das untere Ende des senkrecht auf und ab beweglichen Theiles der Maschine. Darunter auf dem Tisch der Maschine ist ein glasharter Stahlring angebracht, der eben nur so weit ist, daß der Drucker grade hineinpaßt. Wenn nun der Drucker, sei es bei dem Handdurchschnitt durch Rückwärtsbe-

wegen der Schraube, sei es bei dem Maschinendurchschnitt durch Umgang der excentrischen Welle in die Höhe gehoben wird, so kann man die ausgewalzte Zaine auf den Stahlring legen. Im nächsten Augenblick wird der Drucker wieder gesenkt, setzt auf die Zaine auf und schneidet eine Platte aus, indem er in den Stahlring eintritt. Da unter dem Stahlring der Fuß der Maschine und der Tisch, auf dem sie steht, ausgeschnitten, so fällt die Platte in einen untergesetzten Kasten. Es würde schwierig sein, bei der Schnelligkeit der Bewegung dieser Maschinen, die in der Stunde 1000 bis 4000 Platten liefern, die Zaine so unterzulegen, daß sie mitten auf dem Ring liegt, wenn dies nicht dadurch ganz dem Gefühl überlassen würde, daß man die Seite der Zaine stets gegen eine Führung, a Fig. 29, c Fig. 30, andrückte. Damit man nun auch eine Platte so dicht als möglich neben der andern ausschneide, ist noch der stellbare Stift b angebracht. Man schiebt jedes Mal die Zaine soweit vorwärts, daß der Rand des zuletzt gemachten Loches an die Spitze des Stiftes b stößt. Fig. 30.

Fig. 30.



Die übrigbleibenden durchlochten Blechstreifen nennt man Schroten. Sie werden fest zusammengeschlagen und bei dem nächsten Schmelzen der Legirung zugesetzt.

So genau man auch die Walzen geschliffen und gestellt haben mag und wie sorgfältig man das Ziehen der Zainen auf der Ziehbank besorgt, sie sind doch nicht vollkommen gleich stark an allen Stellen. Dazu tragen zum Theil die nicht zu beseitigenden Ungenauigkeiten aller Maschinen, ihre verschiedene Abnutzung, die Nachgiebigkeit bei so großem Druck bei, zum Theil rührt es daher, daß durch den starken Druck die Zainen heiß werden, ihre Wärme theilt sich den Walzen, ja dem ganzen Walzenbock mit und es finden dadurch unregelmäßige Ausdehnungen vieler Theile der Maschinen statt. Ueberdies sind die Zainen schon beim Gießen nicht ganz gleich stark und diese Differenzen gleichen sich, wenn auch zum größten Theil, doch nicht ganz vollständig aus. Es ist ferner unmöglich, das Ausglühen ganz gleichmäßig zu bewirken. Dadurch werden leicht einzelne Theile etwas weicher als andere und strecken sich dann unter den Walzen mehr als diese. Will man recht gleichmäßige Platten haben, so muß man nicht öfter glühen, als absolut nöthig, und nicht zu viel auf einmal den Zwischenraum zwischen den Walzen vermindern.

Geht das Walzenwerk bald schneller bald langsamer, so erhält man sehr verschiedene Platten, denn je länger der Druck der Walze auf eine Stelle der Zaine wirkt, desto mehr wird sie verdünnt. Wenn die Zaine langsam durchgewalzt wird, liefert sie daher bei gleicher Stellung der Walzen leichtere Platten als bei schnellem Umgang der Maschinen. Wegen dieser unvermeidlichen Ungleichheit der Platten schreitet man daher überall, wo es auf möglichste Gleichheit der Platten ankommt und ihr Werth es gestattet, zum „Justiren“ derselben. Es ist dies die Arbeit, welche am meisten Zeit kostet und ganz unverhältnißmäßig mühselig wird, wenn die Platten wesentlich im Gewicht von einander differiren. Man hat es sehr weit gebracht mit der durch Walzen zu erzielenden Genauigkeit, aber ganz umgangen kann das Justiren nicht werden, wenn man nicht so sehr differirende Stücke erhalten will, daß die Arbeit des Auskippens noch lohnend erscheinen kann. Und dieses Sortiren der Münzen ist sehr zu fürchten, weil ein Mann, der einige Uebung besitzt, eine sehr große Masse von Stücken in einem Tage wiegen, alle, die etwas schwerer als das normale Gewicht sind, aussondern, die etwas leichteren aber wieder in den Curs bringen kann.

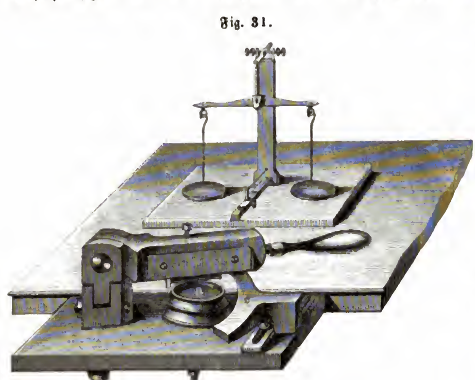
Wird dann einmal das Einziehen einer solchen Münzsorte erforderlich, so leidet der Staat eine viel größere Einbuße, als wenn er bei der Fabrication den Lohn auf das Justiren verwandt hätte.

Die mit dem Durchschnitt erhaltenen Platten werden in einer eisernen Pfanne in die oben angeführte glühende eiserne Retorte geschoben und bis zum schwachen Glühen erhitzt. Dadurch verbrennt das Oel, womit sie

beim Walzen beschmutzt wurden und sie werden weich gemacht, um sich besser schneiden zu lassen.

Das Justiren besteht nun darin, daß die Arbeiter, um eine große Tafel von gehobeltem Gußeisen sitzend und mit Schurzfellen versehen, welche an den Tafelrand befestigt, mit dem andern Ende um den Leib geschnallt werden, so daß kein Spahn herunterfallen kann, jede einzelne Platte auf eine kleine Wage legen und zusehen, ob dieselbe dem Normalgewicht entspricht, ob sie leichter oder schwerer ist. Die zu leichten werden zur Seite gelegt und wieder eingeschmolzen. Ein Vereinsthaler soll 37,037 Gramm wiegen, die größte erlaubte Differenz beträgt vier Tausendtheile seines Gewichtes, d. i. 0,148 Gramm. Wenn ein einzelner Thaler also auch nur 36,889 Gramm wöge, so würde noch kein Vorwurf gemacht werden dürfen; die Arbeiter erhalten aber doch nur ein Gewichtsstück, welches 36,92 Gramm wiegt und dürfen kein Stück passiren lassen, welches nicht vollständig so schwer ist. Bei einigermaßen guter Arbeit findet man unter 100 Stück neugeprüften Thalern 80, welche zwischen 37,0 und 37,07 Gramm wiegen, also nicht um $^1/_{1000}$ differiren, der Rest wiegt nicht unter 36,96 also $^2/_{1000}$ weniger als das Normalgewicht. Daß in ganz einzelnen Fällen ein Stück vorkommt, welches noch etwas leichter, ist meist bedingt durch Wegfall kleiner unganzer Stücke bei den weiteren Manipulationen, denen die Platten bis zum Verprägen noch unterworfen werden. Die Platten, welche mehr als 37,04 Gramm wiegen, muß der Arbeiter leichter machen. Früher legte man sie in eine flache Kapsel und feilte auf einer Fläche ab. Die Feilen gehen aber rasch zu Grunde und reißen Furchen in die Platten, die sich nicht leicht wegprägen. Jetzt hat man kleine Maschinen, Fig. 31, welche an der Tischplatte angeschraubt sind. In eine flach ausgedrehte Kapsel a, welche genau so groß wie die zu justirende Platte, aber nur halb so tief als diese ist, legt man die Platten ein. In einem horizontal um seine Axe drehbaren Arm sitzt eine Schneide b. Der Handgriff an dem drehbaren Arme gestattet, mit Kraft die Schneide b über die Platte herzuführen und einen flachen Spahn abzuschneiden. Der geübte Arbeiter hat schon beim Wiegen erkannt, ob er einen starken oder einen schwachen Spahn abnehmen muß. Er legt aber die Platte jedenfalls wieder auf die Wage. Ist sie noch zu schwer, so nimmt er noch einen Spahn ab und wiederholt dies so oft, bis das richtige Gewicht erreicht ist. Ungeübte Arbeiter nehmen zuerst meist kleine Spähne weg, müssen dann oft an derselben Platte schneiden, werden ungeduldig, nehmen zuletzt zuviel auf einmal weg und verderben dadurch die Platte; geübte erkennen an dem rascheren oder langsameren Sinken der Wage mit wunderbarer Genauigkeit, wie viel die Platte abgeschabt werden muß, und pflegen dies mit ein oder zweimal in der Regel zu treffen, justiren dabei exacter und bringen 1200 Platten im Tage fertig, ohne sich zu übereilen.

Fig. 31.



Die abfallenden Spähne führen den Namen Feilung und werden bei späterem Schmelzen wieder mit in den Tiegel gebracht, ebenso die leichten und verjustirten Platten. Man hat auch hier den Menschenverstand durch eine Maschine zu ersetzen gesucht, jedoch mit wenig Glück; man spart mit der Maschine nicht viel Zeit und justirt viel ungenauer,

als wo mit der Hand justirt wird, wenn man sich auch in den erlaubten Grenzen hält.

Diese Justirmaschinen bestehen in einem Hobel, der über die Platten hingeführt wird. Die Platten werden durchgewogen, alle, welche zu schwer sind, werden nach einander durch eine Hülse, in welche man sie einfüllt, einzeln unter den Hobel geführt. Die herausfallenden werden wieder gewogen, die zu schweren nochmals gehobelt u. s. f. Man hat sich nun auch bestrebt, das Wiegen der Menschenhand abzunehmen. Wenn man einmal die Justirmaschine benutzt, so ist dies richtig. Wer aber mit der Hand justiren läßt, kann die Wiegemaschine nicht brauchen, denn wie wir oben gesehen haben, besteht grade der Vortheil der Handarbeit darin, daß die Wage einem geschickten Arbeiter gleich andeutet, ob er viel oder wenig abzuschaben hat und daß er dadurch im Stande ist, bei jeder Platte sich möglichst dem Normalgewicht zu nähern.

Sobald man mit dem Justiren zu Ende ist, werden die Platten „gerändelt," d. i. der Rand aufgestaucht und die Schrift auf den Rand eingedrückt. Diese Arbeit geht bei einer guten Maschine rasch von statten, so daß ein Arbeiter die Platten sehr schnell zusammennehmen muß, wenn er zwei Hülsen der Maschine stets gefüllt halten will. In der Regel haben die größeren Rändel- oder Kräuselmaschinen vier Paar Backen, so daß also vier Stück Platten bei jedem Hin- und Hergang der Maschine gerändelt werden. Fig. 32 zeigt den Theil derselben, welcher

Fig. 32.



die Rändelung bewirkt. Die Hülse d wird mit justirten Platten gefüllt. Irgend eine Maschinenkraft bewegt den Schlitten an der Stange e hin und her. Mittelst der Platten aa sind die Rändeleisen festgepreßt und können durch die Schrauben, welche durch b gehen, je nach der Größe der Münzen einander genähert werden. Die Rändeleisen sind aus gehärtetem Stahl gemacht und tragen die einzudrückenden Verzierungen oder Buchstaben in Relief. Wenn nun die am Schlitten befestigte Rändelbacke durch die Stange e zurückgezogen ist und wieder vorgeschoben wird, so faßt sie die unterste im Cylinder c liegende Platte, schiebt dieselbe hervor, drückt sie gegen die gegenüber feststehende zweite Rändelbacke und zwingt die Münzplatte, zwischen ihr und der feststehenden Platte sich unter bedeutender Pressung durchzurollen, dabei drücken sich die Verzierungen in die Randfläche ein und die Platte fällt, sobald sie durch die Rändelbacken gerollt ist, durch das ausgesparte Loch in der Grundplatte der Maschine in einen untergestellten Kasten.

Die gerändelten Platten werden nun in eine Pfanne von Eisenblech gebracht und in die oben erwähnte glühende eiserne Retorte geschoben, in der man sie schon einmal ausgeglüht hat. Dabei bedecken sie sich mit einer dünner Kupferoxydschicht, indem der Sauerstoff der Luft das Kupfer auf der Fläche der Platten in schwarzes Oxyd verwandelt. Noch glühend stürzt man die Platten in die sogenannte Beiztonne, worin sich sehr verdünnte Schwefelsäure befindet. Diese Tonne, Fig. 33, steht auf einer geneigten Welle

Fig 33.

und läßt sich durch Anfassen der Griffe leicht in eine rotirende Bewegung versetzen. Dadurch kommen alle Platten mit der Säure in Berührung. Diese löst rasch das Oxyd auf und die Platten erscheinen schön weiß, wenn Silberlegirungen, oder gelb, wenn Goldlegirungen bearbeitet werden. Das Kupfer ist aus das Oberfläche entfernt, dieselbe besteht

daher, wenn auch nur aus einer sehr dünnen Lage von reinem, mattweißem Silber oder mattem, hellem Golde, welches sehr porös ist und bei dem nachherigen Prägen durch die polirten Stellen des Stempels niedergedrückt, glänzend polirt erscheint, durch die matten Stellen aber matt erhalten, den Münzen ein gefälliges Aussehen ertheilt.

Das Beizfaß läßt sich durch Lösen eines Riegels an der Unterseite umkippen, so daß seine obere Oeffnung nach unten hängt, dabei läuft, wenn dies zuerst nur langsam und zur Hälfte geschieht, die Säure in einen untergesetzten Eimer, diesen entfernt man, setzt einen flachen kupfernen Kessel unter, dessen Boden mit vielen Löchern siebartig versehen ist, kippt rasch vollends das Faß um, wodurch die Platten in das Sieb fallen. Hierin übergießt man sie mehrmals mit frischem Wasser und spült die Säure rein ab. Manche pflegen zuletzt dem Wasser etwas Salmiakgeist zuzusetzen, um die letzte Spur Säure leichter zu entfernen. Es muß sehr reines kalkfreies Wasser zu Gebote stehen, wenn dies einen guten Erfolg haben soll, sonst schlägt sich daraus Kalk nieder, der die Platten verunreinigt. Man bringt nun die Platten in ein kleines horizontal um seine Axe drehbares Faß, um sie zu scheuern. Manche geben etwas Weinstein, Andere nur etwas Sägespähne, Andere etwas Kohlenpulver nebst Wasser hinzu und lassen das Faß langsam ¼ Stunde drehen, wodurch die Platten sich blank scheuern. Sand anzuwenden, ist nicht zu empfehlen, derselbe nimmt nicht unbeträchtlich Metall hinweg, besonders auch den weniger harten Sud.

Aus diesem Faß stürzt man die Platten wieder in das kupferne Sieb und wäscht sie mit frischem Wasser rein. Unterdessen erwärmt man einen anderen ähnlichen flachen kupfernen Kessel mit starkem Boden auf Kohlen so stark, daß er eben anzulaufen beginnt, schüttet die Platten hinein und reibt sie darin rasch mit weichen Handtüchern, bis sie völlig trocken und warm sind. Noch leichter, rascher und billiger bewirkt man das Trocknen, wenn man auf eisernen Platten, unter denen ein gelindes Feuer erhalten wird, durch Sieben von Staub und feinen Theilen befreite Sägespähne aus harzfreiem Holz gut anwärmt, einige Schaufel voll mit den Platten in dem Kessel oder auf einem groben Drahtsieb mengt. Die Sägespähne fallen rasch durch das Sieb, man rührt noch ein- oder zweimal die Platten in dem Sieb mit warmen Sägespähnen um, siebt dieselben vollends ab und reibt mit einem Handtuch nach.

Die so ganz gereinigten Platten sind nun zum Prägen bereit. Dies findet Statt, indem sie zwischen zwei Stempel aus gehärtetem Stahl gelegt und mit Hilfe einer Maschine, welche einen sehr starken Druck auszuüben vermag, zusammengedrückt werden, so daß in die vertieften Stellen der Stempel sich das Metall der Münzplatte eindrückt.

Vor der Beschreibung der Maschinen, welche das Prägen bewirken, ist die Anfertigung der Stahlstempel zu beschreiben. Da das Schneiden der Stempel durch den Graveur sehr viel Kunstgeschicklichkeit und sehr viel Zeit in Anspruch nimmt (Ober- und Unterstempel zu Thalern z. B. zu schneiden wird gewöhnlich mit 50—60 Louisdor bezahlt, und ein Paar Prägestempel pflegen durchschnittlich nicht über 10—20,000 Platten gut auszuhalten), so würde es sehr kostbar sein, wenn jeder neue Prägestempel frisch geschnitten werden müßte, wie dies allerdings in früherer Zeit der Fall war, wo man aber weit geringere Ansprüche an sorgfältige Ausführung der Stempel machte und die Münzen keinen Rand mit glatten Facetten hatten, deren Herstellung die Zerstörung der Stempel sehr befördert, so daß sie weit kürzer halten. Eine beschäftigte Münze müßte überdies eine Unzahl von Graveuren beschäftigen, um die erforderlichen Stempel mit einiger Sicherheit beschaffen zu können. Der bei Weitem größte Uebelstand war aber, daß die Prägung der Platten aus einem Schmelzen oft mit Stempeln geschehen mußte, die keineswegs einander gleich waren, daß aber alle Jahrgänge sehr wesentliche Verschiedenheiten in den Bildnissen sowohl, wie in den Wappenseiten zeigten. Wenn daher ein Graveur nur einigermaßen sich an die Vorlage hielt, so vermochte er ohne Schwierigkeit einen genügend ähnlichen Stempel zu schneiden, mit dem dann Jeder falsche Münzen prägen konnte, ohne daß die bemerkbaren Differenzen zu dem Verdacht der Fälschung Anlaß gaben.

Heutzutage ist die Stempelanfertigung selbst nur eine Prägung, daher muß ein Stempel dem andern vollständig gleichen und gleiche Abdrücke auf den Münzen liefern, bis die Regierung eine Aenderung befiehlt.

Man verfährt dabei auf folgende Weise. Ein cylindrisches Stück gut ausgeglühter Gußstahl von etwa 2 Zoll Höhe und etwas grö-

ßerem Durchmesser als die Münze, zu welcher ein Stempel angefertigt werden soll, wird unten und oben mit ebenen parallelen Flächen versehen. Oben arbeitet der Graveur das Brustbild oder das Wappen in Relief aus. Er ist hierbei weit freier in der Behandlung und vermag besser die Wirkung seiner Arbeit zu beurtheilen, als wenn er vertieft das Bild darstellen müßte. Sobald das Relief vollendet, wird der Stahl in einen Tiegel oder eisernen Kasten gestellt, mit Kohlenpulver umschüttet und langsam aber längere Zeit bis zum Glühen erhitzt, noch glühend herausgezogen in ein Faß mit kaltem Wasser eingetaucht und herumgeschwenkt bis er fast kalt geworden. Dies plötzliche Abkühlen von glühendem Stahl macht denselben, wie bekannt, so hart, daß selbst die härteste Feile ihn nicht mehr angreift. Andere erreichen das plötzliche Abkühlen vielleicht noch etwas vollkommner, indem sie eine Wasserleitung herrichten, aus der ein starker senkrecht aufsteigender und ein senkrecht fallender Strahl Wasser einander begegnen. Sie führen den glühenden Stempel rasch an der Stelle ein, wo sich beide Strahlen begegnen. Der Stempel ist nun, wie man sagt, glashart. Der meiste Stahl verträgt in diesem Zustand keinen starken Druck, ohne zu springen. Man muß ihn daher etwas, aber nicht viel weicher machen, was a n l a s s e n oder n a c h l a s s e n genannt wird. Dies geschieht, indem man ein großes Stück Eisen rothglühend macht und den Stempel mit seiner Unterseite darauf stellt. Er wird dadurch heiß und seine Oberfläche zeigt Farben, läuft an, aus denen man bei einiger Uebung leicht beurtheilt, wie viel der Stahl weicher wird. Die Oberfläche erscheint erst hellgelb, dann braun, zuletzt blau. Für jede Sorte Stahl muß man durch Versuche das richtige Nachlassen ausprobiren. Manche Sorten dürfen kaum Farbe zeigen, andere eben nur hellgelb, andere sogar dunkelgelb werden; wird der Stahl blau, so ist er immer zu weich. Sobald er die richtige Farbe erlangt, taucht man ihn wieder in Wasser. Nun setzt man diesen Stempel mit seiner Reliefseite auf ein zweites ganz ähnliches, aber durch Ausglühen weich gemachtes Stahlstück, welches unten eine ebene Fläche hat, oben aber, wie Fig. 34 zeigt, abgedreht ist.

Fig. 34.

Unter einem starken Prägwerke preßt man mit einigen Stößen das Relief in den weichen Stempel, der dadurch sehr viel härter wird und deshalb nicht gestattet, durch mehr Stöße die vollständige Einsenkung des Reliefs zu bewirken, wenn man ihn nicht wieder ausglüht und dadurch erweicht. Je nach Umständen muß das Ausglühen nach dem Senken 3—4 mal und öfter wiederholt werden. Wenn man einen vollkommen scharfen vertieften Abdruck auf diese Weise erhalten hat, arbeitet der Graveur meistens noch einiges nach, was sich leichter vertieft als erhaben schneiden läßt, z. B. in den Haaren des Brustbildes u. s. w. Zeichnungen von kleinen Emblemen in den Feldern des Wappenschildes lassen sich dann oft am allerleichtesten ausführen, wenn man dieselben auf ein Stahlstäbchen in Relief schneidet, dasselbe härtet, auf die gehörige Stelle der Matrize aufsetzt und durch einige Hammerschläge die Zeichnung einschlägt. Ganz auf dieselbe Weise wird die Schrift vertieft in die Matrize eingesenkt, indem man ein Buchstabenalphabet auf gehärteten Stahlstängelchen, sogenannten Punzen, anfertigt und die erforderlichen Buchstaben einzeln einschlägt.

Wenn die Matrize auf solche Weise mit allen Zeichnungen und Schriften, welche verlangt werden, vertieft versehen worden ist, wird sie zum Glühen erhitzt, durch rasches Abkühlen in Wasser gehärtet, passend nachgelassen und dient nun, um wieder in ausgeglühten weichen Stahl gesenkt zu werden. Die erhabenen Abdrücke, welche man so erhält, heißen Patrizen. Durch Abschleifen wird die völlige Gleichheit in der Höhe der Buchstaben erzielt, dann härtet man die Patrizen, drückt sie wieder in weiche Stahlstücke ab, welche nun die eigentlichen Prägestempel darstellen. Sie brauchen nur noch zugerichtet zu werden, indem man die untere Fläche ganz parallel mit der oberen feilt und an dem obern Ende einen schmalen Rand andreht, welcher die sogenannte Facette, den erhabenen Rand der Geldstücke ausprägt und sie derart abdreht, daß sie ganz genau in den Ring passen, in welchen die Platte gelegt wird, welche zu einem Geldstück geprägt werden soll.

In frühester Zeit war das Prägen oder Geldschlagen ein sehr einfaches Geschäft. Der Unterstempel stand auf einer festen amboßähnlichen Unterlage, man legte die Platte darauf, setzte den Oberstempel auf diese und schlug mit einem schweren Hammer darauf.

Dies ging nicht allein langsam, sondern lieferte natürlich auch sehr ungleichmäßig ausgeprägte Stücke. Statt des Schlagens mit dem Hammer wendet man jetzt ausschließlich Druck an, der entweder durch eine rasch und sehr kräftig niedergehende Schraube bewirkt wird oder von einem Kniehebelsystem ausgeübt wird. Der erstern Methode bedient man sich fast nur noch bei dem Senken der Matrizen und Stempel, und auf solchen Münzen, wo die alten Maschinen ausgenutzt werden sollen.

Fig. 35.

Wenn man den Balancier h h, Fig. 35, der an seinen Enden mit schweren Linsen i i versehen ist, um eine große Schwungkraft erlangen zu können, um eine viertel Kreisdrehung zurückdreht, so hebt sich die bei g sichtbare Schraube, mit dieser der daranhängende Cylinder b. An dem untern Ende von b ist der Oberstempel festgeschraubt; also wird auch dieser gehoben, und ein flacher Hebelarm, welcher eine zum Prägen geeignete Platte gefaßt hat, der Zubringer, kann zwischen den Ober- und Unterstempel treten, die Platte auf den Unterstempel in den Ring e fallen lassen. Wird nun der Balancier mit Kraft wieder vorwärts gestoßen, so geht der Oberstempel, da die Schraube g sehr steil ist, rasch nieder und preßt die Platte fest auf den Unterstempel.

Die Platte wird dadurch etwas breit gequetscht und legt sich mit ihren Seiten dicht an den polirten glatten Ring e an, die Zeichnungen der Stempel drücken sich in ihre Flächen ein. Der Stoß ist so rasch und heftig, daß der Balancier von selbst zurückprallt und den Oberstempel mit sich in die Höhe nimmt. Dabei zieht er auch die Stangen f f hinauf; diese gehen durch den Körper des Werkes bis zu der Scheibe d, in welche der Unterstempel eingesetzt ist. Daher wird auch dieser bei dem Rückgang des Balanciers gehoben und stößt die geprägte Platte aus dem Ring e, worin sie während des Prägens lag, heraus. Sowie dies geschehen, fällt der Unterstempel a wieder auf den Ambos c, seine feste Unterlage, der Zubringer geht vor, stößt die geprägte Platte herunter und legt eine neue Platte in den Ring ein.

Fig. 36 und 37 stellen die jetzt in allen neueren Münzen gebräuchlichen Kniehebelprägewerke dar. Sie haben den großen Vortheil, eine sehr rasche Arbeit und die leichte Anwendbarkeit von Maschinenkraft zu gestatten, während die vorher beschriebenen Spindelwerke nur auf sehr complicirte Weise mit einer durch Wasser oder Dampf getriebene

Fig. 36.

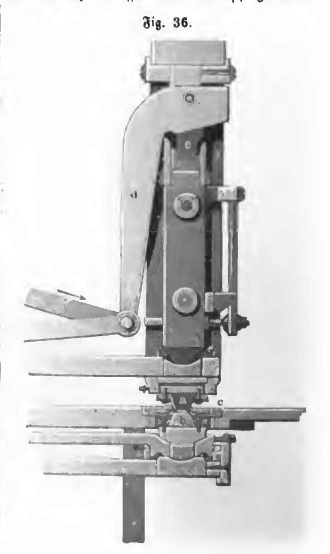
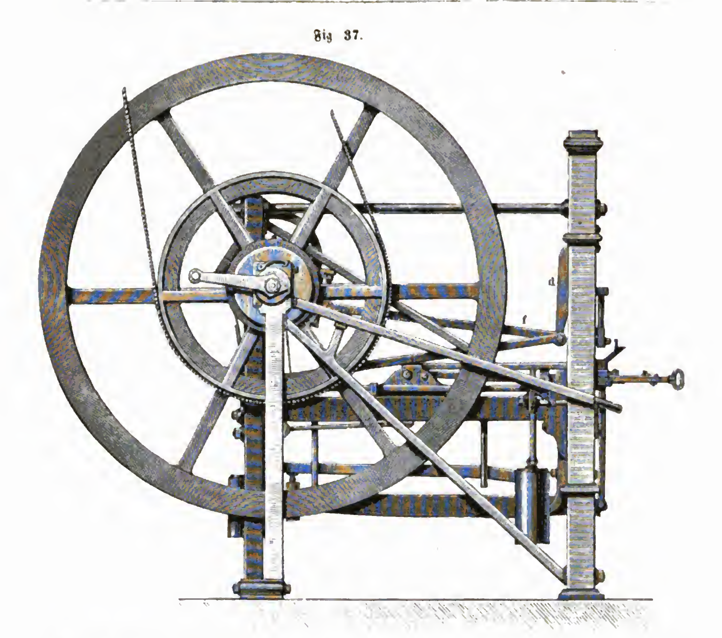


Fig 37.



Maschine bewegt werden können und deshalb in der Regel mit Menschen betrieben werden. Hierin liegt es zum guten Theil, wenn man mit den Kniehebelpressen in der Stunde leicht so viel und mehr Platten prägen kann, als mit der Spindelpresse in 12 Arbeitsstunden.

Die Wirkung der Kniehebelpressen im Allgemeinen ist leicht einzusehen; a ist der Oberstempel, b der Unterstempel, zwischen beide legt ein Schieber die zu prägende Platte ein und wirft vorher die fertig geprägte zur Seite, nachdem dieselbe durch Senkung des Ringes c frei geworden ist. Die Stange f ist excentrisch mit der Schwungradwelle verbunden und wird dadurch zuerst vorgeschoben, dann zurückgeschoben. Dabei ertheilt sie dem knieförmigen Stück d eine pendelnde Bewegung. In der gezeichneten Stellung findet grade die Prägung Statt, geht aber d wieder rückwärts, so wird auch e in eine schiefe Stellung gebracht, es drückt dann den Bolzen und den Oberstempel nicht mehr nieder, sondern hebt dieselben, so daß das Unterlegen einer neuen Platte geschehen kann.

Diese Maschinen sind zuerst von Uhlhorn in Grevenbroich bei Aachen gebaut und werden daher oft nach demselben benannt. Fast alle Münzen haben zuerst von ihm solche Prägemaschinen bezogen und dann theilweise selbst gleiche oder doch nur wenig veränderte Maschinen nachgebaut. Um die möglichste Vollkommenheit der Ausprägung bei so großer Schnelligkeit zu erreichen, um zu verhüten, daß wenn der Zubringer einmal versagen und keine Platte unterlegen sollte, die Stempel nicht unmittelbar auf einander gehen können, wobei sie sich unfehlbar verderben, oder wenn einmal zwei Platten statt einer aufgelegt werden, die zu große Dicke derselben nicht ein Brechen des ganzen Werkes veranlasse, sind sehr sinnreiche Mechanismen angebracht, welche selbstthätig in solchen Fällen das schwere Schwungrad der Maschine aushängen und sie sofort außer

Thätigkeit setzen. Ueberhaupt gehören diese Maschinen mit ihrer großen Exactität, Verstellbarkeit aller Theile, um große und kleine Stücke, mit beliebigem Druck ausprägen zu können u. s. w., zu den sinnreichsten und werden von Uhlhorn mit einer Vollendung der Arbeit geliefert, wie man sie nur selten sonst antrifft.

Man hat ermittelt, daß eine ganz kleine Drehung des Stempels, wenn er bereits auf die Platte aufgedrückt ist, die Prägung sehr erleichtert, daß bei dieser Einrichtung eine viel vollkommnere Ausprägung mit weit geringerer Kraft erzielt werden kann. Es ist deshalb die dazu erforderliche Einrichtung jetzt an allen Prägemaschinen üblich.

Um die Nachahmung der Münzen auf unvollkommenen Werken noch mehr zu erschweren, hat man in Frankreich besonders versucht, den Rand, nicht wie bei uns üblich, mit vertieften Verzierungen und Schriften, sondern mit erhabenen zu versehen. Es darf dann der Ring, in welchem die Platte, während sie geprägt wird, eingesenkt ist, nicht aus einem Stück bestehen, sondern wird aus drei Theilen gebildet, in welche die Verzierungen eingegraben sind. Wenn der Stempeldruck stattfindet, preßt sich das Metall dann auch in diese Vertiefungen des Randes. Nach vollendeter Prägung öffnet sich der Ring, die drei Theile treten zurück und lassen die geprägte Platte frei. Nicht nur, daß dieser dreitheilige Ring sehr schwierig anzufertigen ist, sehr leicht bricht und der complicirte Bewegungsmechanismus oft Beschädigungen erleidet; sondern der Uebelstand, daß sich die vorstehenden Randbuchstaben beim Umlauf des Geldes rasch abnutzen, ist so groß und der dadurch bewirkte Metallverlust beträchtlich genug, um von der Nachahmung abzurathen.

Betrachtet man die Vollkommenheit der heut zu Tage angefertigten Geldstücke, so überzeugt man sich bald, daß nur mit sehr exacten, daher sehr theuren Maschinen eine solche Fabrication betrieben werden kann. Hierin liegt die größte Sicherheit gegen Fälschungen und deshalb bemühen sich alle Münzstätten, so scharfe Gepräge zu liefern als nur immer möglich. Die Nachformung solcher Stücke durch den Guß kann nur so unvollkommen gelingen, daß sie sofort für Jeden kenntlich sind. Die früheren minder scharf geprägten Münzen wurden häufig nachgemacht, indem man sie in feinem Sand abdrückte und in die so gewonnenen Formen Bronce, eine Legirung von Zinn und Kupfer, goß, der man durch Versilbern das Ansehen von Silbermünzen ertheilte. Der scharfe Rand und die vertiefte Randschrift vermehren noch die Schwierigkeit für solche Abformung, ersterer pflegt nicht scharf genug zu fallen und die Schrift darauf muß nachgeschlagen werden, was leicht erkennbar zu sein pflegt. Solche Stücke sind hart und besitzen Klang. Das Abgießen mittelst Zinn-Bleilegirungen liefert weiche nicht scharfe Stücke, die viel zu leicht sind, wenn sie nicht viel zu dick gemacht werden. Die Galvanoplastik hat es allerdings leicht gemacht, für leicht schmelzbare Bleilegirungen sehr scharfe Formen zu gewinnen, aber auch hier ist die Randschrift nicht sofort mitzugießen und die Beschaffenheit der Legirungen, die sich alle mehr oder minder fettig anfühlen, läßt nicht leicht eine Täuschung zu. Eine Fälschung, die in neuerer Zeit mehrfach versucht worden ist, jedoch wegen der dazu erforderlichen mühsamen Arbeit kaum lohnend genug sein kann, um bei der Gefahr der Entdeckung verlockend zu bleiben, besteht darin, daß von einem echten Ein- oder Zweithalerstück die eine Seite als dünne Platte mit einer feinen Säge herunter geschnitten wurde, aus einem zweiten eine flache Büchse gedreht wird, in welche eine Bleiplatte eingelegt ist, die mit Zinnloth auf beiden Seiten überzogen worden ist. Dann wird die zuerst abgeschnittene Platte darauf gelegt und alle Theile durch mäßiges Erwärmen vereinigt. Hier ist die Prägung sowohl auf den Flächen wie auf dem Rande die echte, also auch kein Fehler zu erkennen, die Einfügung der Platte als Deckel für die Kapsel gelingt so vollkommen, daß man es nicht leicht erkennt. Die Stücke haben zwar keinen Klang, aber es kommt dies auch bisweilen bei echten Stücken vor, die irgend einen Sprung oder unganze Stelle im Innern haben. Das Gewicht kann annähernd richtig werden, indem die echten Stücke in der Mitte merklich dünner als am Rande sind, weil sie sich besser ausprägen, wenn die Stempel in der Mitte höher gemacht werden. Wird nun in die Kapsel eine überall gleich dicke Bleiplatte gelegt, so biegen sich die dünnen Scheiben, welche das Gepräge enthalten, etwas heraus und die dadurch einschließbare größere Masse wiegt eben so viel als die specifisch schwerere Silberlegirung.

Im Allgemeinen kann man behaupten, daß nur sehr wenige Fälschungen vorkommen, die bei einiger Aufmerksamkeit nicht sofort kenntlich wären.



Neuestes aus der Ferne.

Atkinson's Reisen in Centralasien.

T. W. Atkinson steht als kühner Reisender und als wohlunterrichteter Darsteller Dessen, was er in fernen unbekannten Gegenden sah und erlebte, in verdientem Ruf. Sein Buch über das westliche und östliche Sibirien machte seinen Namen überall bekannt, und seine jetzt erschienene Beschreibung seiner Reise in die Gebiete, welche die Russen an den Grenzen Indiens und China's neu erworben haben, wird die Zahl seiner Freunde unter den Gelehrten wie unter der großen Lesewelt noch vermehren. Atkinson war einmal selbst Zeuge, wie es bei den russischen Gebietserweiterungen zugeht. Ein Agent des großen Khans in Petersburg sollte einem Kirgisensultan einen Bezirk abkaufen, dessen Boden die werthvollsten Metalle barg. Es fand eine Zusammenkunft Statt, zu der der Sultan seinen Mollah (Geistlichen) und die Häuptlinge seines Stammes mitgebracht hatte. Der Russe bot dem Sultan 250 Silberrubel nebst einer goldenen Denkmünze, dem Mollah und den Häuptlingen 100 Rubel. Der Sultan forderte mehr, und als der Russe ihm die größere Summe zugestanden hatte, traten die Kirgisen zu einer Berathung zusammen, deren Resultat darin bestand, daß sie eine Bedenkzeit verlangten. Hätte man ihnen dieses Verfahren hingehen lassen, so würden sie den Preis immer höher gesteigert haben und der Kauf erst nach längerer Zeit zu Stande gekommen sein. Der Russe wendete nun eine Politik an, die bei großen und kleinen Kindern immer wirken wird. Er zählte den Kaufpreis in lauter blanken Rubelstücken auf den Tisch, ließ vor den Augen des Sultans eine große goldene Denkmünze an einem breiten rothen Bande funkeln und legte für den Sultan einen mit Gold gestickten Scharlachmantel und einen Säbel zu, für den Mollah und jeden der Häuptlinge ein langes Ehrenkleid mit lebhaften Farben und eine Goldmünze. Die Kirgisen betrachteten diese Herrlichkeiten mit verlangenden Blicken, zögerten aber noch. Da warf ein Kosak dem Sultan den Scharlachmantel über die Schultern, befestigte die Denkmünze auf seiner Brust und steckte ihm den Säbel in den Gürtel. Sein Widerstand war besiegt, im nächsten Augenblicke drückte er sein Siegel auf ein Papier, dessen Inhalt er nicht kannte, der Mollah und die Häuptlinge folgten seinem Beispiel, und der Kaiser von Rußland war der rechtmäßige Eigenthümer eines Bezirks, dessen Metallschätze einen unermeßlichen Werth haben. Der Kaufpreis betrug in unserm Gelde genau tausend Thaler.

Eine solche Kaufscene ist in den Kirgisensteppen immer der Schluß des einleitenden Verfahrens und der Anfangspunkt neuer Umgriffe. Das System, das unabänderlich in Anwendung kommt, ist folgendes. Man beginnt damit, Handelsverbindungen anzuknüpfen. Haben die Kirgisen dadurch den Werth eines guten Einvernehmens mit Rußland schätzen gelernt, so erscheint ein junger russischer Officier, überbringt eine Botschaft des Kaisers und bleibt bei dem Sultan, auf den es eben abgesehen ist. Er verschafft sich durch Geschenke an kostbaren Waffen, glänzenden Uniformen, Denkmünzen u. s. w. Einfluß und schließt bald auf die eben geschilderte Weise einen Handel über Ländereien

ab. Der neue russische Besitz dehnt sich dann schnell nach allen Richtungen aus, es wird der Grund zu einem Fort, zu einer Stadt gelegt, Kosaken stellen sich ein und Geschütze, vor denen die Völker der Steppe eine ungeheure Ehrfurcht haben, rasseln heran. Eben so wird in der chinesischen Tatarei verfahren. Der dortige südlichste Standpunkt der Russen ist Kopal unter 43 Grad nördlicher Breite und 82 Grad östlicher Länge, bloß drei Tagereisen von der volkreichen chinesischen Stadt Kuldscha entfernt. Die Geschütze dieses Forts verkünden der großen Horde ihr Schicksal im Voraus. Bemerkenswerth ist die große Rücksicht, welche Rußland der Religion und dem Aberglauben der Steppenvölker schenkt. Atkinson erzählt von einem Kosaken, der über die weiße Frau eines Kirgisen gespottet hatte und in der Nähe ihres Tempels ermordet und verstümmelt aufgefunden wurde. Die russische Behörde forschte nie nach den Urhebern des Verbrechens und ließ die Behauptung der Kirgisen gelten, daß die weiße Frau selbst den Kosaken getödtet habe.

Das Leben in der Steppe ist das alte patriarchalische. Der Reichthum des mächtigsten Sultans besteht ausschließlich in Heerden von Schafen, Kühen, Ziegen, Kamelen und Pferden. Das Pferd wird auch als Nahrungsmittel am höchsten geschätzt, Gemüsepflanzen baut man nirgends an und kennt sie nicht einmal. Die Beschäftigung der Sultanstöchter entspricht der Bedeutung „Hirtin,“ welche das Wort Tochter (Dugatir) im Sanskrit hat. In Heerden besteht die Mitgift der Mädchen, und eine Erbin, die auf viele Kamele und Pferde rechnen darf, ist in der Steppe weit und breit bekannt. Jeder Stamm hat seinen Barden, der Abends die Reize des Hirtenlebens oder die Thaten der Vorfahren besingt. Die weiten Ebenen haben einen eigenen Charakter von Größe, und wo Gebirgszüge aus ihnen aufsteigen, entwickeln sie unter einem Himmel, dessen Lächeln und dessen Grollen hier ausdrucksvoller als irgend wo sonst zu sein scheint, bedeutende landschaftliche Reize.

Die unterirdischen Schätze der Steppe an Kupfer, Silber und Gold, Lapislazuli und Rubinen fangen von den Russen eben an ausgebeutet zu werden. Jetzt sind diese Gegenden dünn bevölkert. Daß es einst anders war, verräth der Boden an Tausenden von Stellen. Noch sieht man die zahlreichen Canäle, welche einst zu Bewässerungszwecken dienten, und die Ueberreste alter Städte und Festungen. Atkinson ritt einmal durch Trümmerhaufen, die eine deutsche Meile lang und eine Viertelmeile breit waren. Zahllos sind die Grabhügel, und hier und da sind Kreise aufrechtstehender Steine zerstreut, die dem Druidendenkmal von Stonehenge gleichen, aber weit größer sind. Wie lange wird Rußland brauchen, um dieses alte Leben wieder zu erwecken? Atkinson spricht von dieser gewiß fernen Zukunft mit einer gewissen Furcht, als ob er die Erneuerung der Mongolenstürme fürchte. Die Steppenvölker, sagt er, seien zu den besten Reitern der Welt zu machen, namentlich die Kalmucken und die Bergkirgisen. Wir sind in dieser Beziehung ohne Furcht; Reiterschwärme erobern die Welt nicht mehr.

In der schlechten Jahreszeit hat eine Reise in der Steppe große Gefahren. Die schrecklichen Burane oder Winterorcane brechen oft plötzlich bei einer Kälte von — 20 Grad Reaumur herein. Atkinson erlebte einen solchen Sturm, der elf Tage lang wüthete, die Jurten niederwarf und die Decken zerriß und entführte. Tritt ein solches Unwetter in der Nacht ein, so ereignet es sich in der allgemeinen Verwirrung nicht selten, daß der Sturm zuerst die Pelzdecken der Kinder, dann diese selbst in den Schnee wirft, wo sie erfrieren. Nicht bloß Kinder, auch Erwachsene finden bei den Buranen häufig ihren Tod. Haben Männer und Frauen vor einem solchen Sturm den Aul verlassen, so kehren sie selten zurück, und man findet sie erfroren in der Schneewüste, vielleicht nur vierzig Schritte von den Zelten entfernt.

Der Baikalsee.

Herr Gustav Radde aus Danzig, Conservator am Museum der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, hat auf seinen fünfjährigen Reisen in Sibirien und der Mandschurei auch den Baikalsee besucht und über ihn in einem Vortrage berichtet, den Petermann's Mittheilungen abdrucken. Der Name Baikal wird von dem mongolischen Bain-Gal, ehemaliges Feuer, abgeleitet. Dem Namen entsprechend, scheint der Baikal wirklich eine durch vulcanische Einwirkung entstandene ungeheure Spalte zu sein. An seinen Ufern finden sich heiße Quellen, deren Wärme im Frühling auf 46 Grad Reaumur steigt, Asphalt, Judenpech und andere brenn-

bare Stoffe werden von den Wellen ausgeworfen, an den Ufern der einmündenden Selenga kommt ein schwarzer Sand vor, der unter 40 Pfund 30 Pfund Eisen enthält, und eben da bemerkt man einen rothen Sand, der aus Granatkrystallen entstehen soll. Viele der angrenzenden Berge sind erloschene Vulcane, auf mächtige Lavablöcke stößt man an vielen Orten. Erderschütterungen beobachtet man in jedem Jahre, doch sind sie schwächer geworden, als im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Die Temperatur des Wassers würde auf einen vulcanischen Ursprung des Beckens nicht schließen lassen. Sie ist eine so niedrige, daß in Folge der kalten Ausdünstungen des Sees Getreide erst zwei bis drei Werst von seinen Ufern entfernt gedeiht.

Der Umfang des Sees wird von Radde auf 700, von G. Schweizer dagegen auf nur 585 Geviertmeilen angegeben. Auf seinem Spiegel herrschen heftige Winde, von denen der mit heftigen Stößen wehende Nordwest, hier Gora oder Berg genannt, der gefährlichste ist. Die tiefen schwarzen Wasser des Sees sind fast immer in Bewegung. Während der drei Monate, die Radde zu einer Rundreise um den See brauchte, gab es nur wenige ruhige und schöne Tage. Dabei war es so frisch, daß der Reisende im Juli seinen Mantel von Rehfellen Morgens selten entbehren konnte. Die Nachmittage brachten einen reinen Himmel, bis elf Uhr Vormittags hüllten die nebelreichen Ausdünstungen des Sees Alles ein. Diese Ausdünstungen sind es, welche den starken Zufluß durch drei schiffbare Ströme und mehr als dreihundert Bäche hauptsächlich ausgleichen, da der Baikal nur einen einzigen Abfluß besitzt, die untere Angara, von der nicht mehr als $^1/_{200}$ des einströmenden Wassers entfernt wird.

Der See ist das Fischmagazin des südlichen Sibiriens und die Quelle der Volksnahrung zur Fastenzeit. Er ernährt Robben, Störe von bedeutender Größe, Karauschen, Spinnenfische, Hechte, Quappen, Rothfedern, Forellen, Barsche und Lachse von besonderer Art, sogenannte Omule. Der Omul erreicht eine Schwere von drei Pfund, und man fängt ihn in der Laichzeit zu Ende August in den Flüssen massenweise. Man berechnet, daß der Baikal jährlich vierzehn Millionen Stück Omule liefere, die bis Jeniseisk gehen. Man wird dem schonungslos betriebenen Fischfang gesetzliche Schranken setzen müssen, wenn der Omul nicht ganz aussterben soll. Den Spinnenfisch, ein häßliches Thier von geringer Größe mit langen Schwimmflossen, hat noch Niemand lebend gesehen. Zuweilen wird er im Sommer, wenn es lange gestürmt hat, in großen Mengen todt an's Ufer geworfen.

Im Süden des Baikals weiden Mongolen ihre Heerden. Sie bewohnen auch die Insel Olchon, wo sie ganz roh geblieben sind und ausschließlich von Fischen leben. Im Norden des Sees haben Tungusen ihre Hütten von Birkenrinde aufgeschlagen und leben von der Jagd der Bären und Rennthiere, die in den Wäldern umherziehen. Die Bewohner des Selengathals erhalten durch die Karawanenstraße von Kiachta manche Gelegenheit zu Erwerb.

Eine persische Expedition gegen Merw.

Es läßt sich Alles dazu an, daß in den Steppenländern zwischen Indien, Persien und Rußland endlich jene Ordnung herbeigeführt werden wird, deren die Interessen der Wissenschaft und des Handels so dringend bedürfen. Der ewigen Räubereien der Turkmanen, denen besonders die altberühmte Königsstraße ausgesetzt ist, müde, hat Schah Nasireddin einen Kriegszug gegen Merw angeordnet. Im Mai ist der Statthalter von Mesched mit 6000 Mann und vier Geschützen aufgebrochen. Der Khan von Herat hat jede Unterstützung versprochen. Der Marsch soll die neu angelegte Festung Sarachs an der Grenze von Khorassan berühren und von da dem Laufe des Tedschen folgen, an dem Merw liegt. Man zweifelt nicht, daß die Perser die Stadt erobern werden, aber ob es ihnen gelingen wird, die Turkmanen in der Steppe einzuholen, ist sehr die Frage.

Merw (Antiochia Margiana) liegt an der Karawanenstraße von Mesched nach Khiwa und Bochara und ist von Khiwa noch 76 deutsche Meilen entfernt. Es war früher eine der vier kaiserlichen Städte von Khorassan und die Residenz vieler persischen Sultane, besonders jener der Seldschudendynastie. Damals umgaben Merw schöne Gärten, deren Früchte in Ruf standen. Zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts wurde die Stadt von den Usbeken erobert und geplündert, worauf sie allmälig in Verfall gerieth. Seitdem ist auch ihre Umgegend sehr ungesund geworden.

Kafiristan.

Unter diesem Namen, welcher Land der Ungläubigen bedeutet, begreift man einen Landstrich, der in den Gebirgen des Hindukuh, nördlich von Kabul und westlich vom Indus liegt. Seine Bewohner zerfallen in achtzehn Stämme und werden nach einem derselben Siaposch, die Schwarzgekleideten, genannt. Mongolen, Perser und Afghanen haben sich gegen diese tapfern Ungläubigen vergebens versucht. Sie wollen Verwandte der Europäer sein und sind ohne Zweifel Leute kaukasischen Stammes. Hauptmann Raverty hat in der Zeitschrift der asiatischen Gesellschaft von Bengalen einen Aufsatz über die Siaposch veröffentlicht, der theils die Nachrichten enthält, welche der Hauptmann selbst über sie in Peschawer sammelte, theils alle frühern Aufschlüsse von Sultan Baber bis auf Mountstuart Elphinstone, Sir Alexander Burnes, Wood, Masson und Moorcroft zusammenstellt. Was er über ihren Glauben, ihre Sitten und Gebräuche, über ihre körperliche Schönheit, ihren ausgebreiteten Weinbau und vieles Andere sagt, erweckt auf's Neue den Wunsch, den schon Karl Ritter im siebenten Bande seiner Erdkunde aussprach, daß sich ein Reisender finden möge, der zu ihnen vordringt. Wie Hauptmann Raverty meint, hat der Zugang zu ihnen keine Gefahren, nur müßte, wenn man den nächsten Weg von Süden her durch das Land der afghanischen Yusufzi wählte, ein bündiger Vertrag mit dem Häuptling derselben vorangehen. Im Lande selbst wäre der Reisende des besten Empfangs, nicht aber der Rückreise gewiß. Die Siaposch streben nämlich nach nichts eifriger, als jeden Fremden mit einer ihrer Schönen zu verheirathen, und erreichen sie ihren Zweck, so lassen sie den Ehemann nicht wieder fort.

Ceylons Aufschwung.

Sir Henry Ward, der als Statthalter der ionischen Inseln keineswegs ein besonderes Lob einerntete, hat sich in derselben Eigenschaft auf Ceylon vorzüglich bewährt. Als er 1854 sein Amt antrat, betrugen die Einnahmen der Insel 408,000 Pfund; 1859 hatten sie sich auf 747,000 Pfund gehoben, und in diesem Jahre wird auf eine nochmalige Steigerung und auf einen Ueberschuß der Einnahmen von 100,000 Pfund gerechnet. Dieses Ergebniß schuldet die Zimmtinsel, unter allen Colonien der Welt die schönste, der Energie, mit der ihr Statthalter den Bau von Straßen, Brücken und Canälen, die Anlegung oder Wiederherstellung von Bewässerungswerken betrieben hat. Seine letzte Arbeit war der Bau einer Brücke in den Kaffeebezirken bei Kattegastolle über einen Fluß, wo es bisher bloß Fähren gab, die man nach Regengüssen, bei denen der Fluß oft in einer Nacht um zwanzig und dreißig Fuß anschwoll, gar nicht benutzen konnte. Eine Reise zu den Kaffeebezirken hat Sir Emerson Tennent in seinem berühmten Buch über Ceylon als die genußreichste geschildert, die sich denken läßt. Auf den ersten dreißig deutschen Meilen folgt die Straße dem Strande des Meers und führt durch Wäldchen von Cocospalmen, Pisangs, Pinien, Bananen und Bambus, an denen Schlingpflanzen mit tropischer Ueppigkeit emporklettern und von Stamm zu Stamm zierliche Gewinde schlingen. In der Nähe von Kandy steigt die Straße einen 2000 Fuß hohen Berg empor und man befindet sich nun in den Kaffeebezirken. Ein Hügel hebt sich über den andern und den Hintergrund schließt eine prächtige Bergkette. Die Straße zwischen Colombo und Kandy zu unterhalten, kostet jährlich 35,000 Pfund. Die Arbeiten an der Eisenbahn zwischen beiden Städten sind so gut wie eingestellt. Die Ursache liegt in dem Lärm, den der ungeheure Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Kostenanschlage gemacht hat. Zuerst wurden die Kosten zu 856,000, dann aber zu 2,214,000 Pfund berechnet.

Statistisches aus Australien

Am Ende des Jahres 1858 wohnten in allen australischen Niederlassungen 1,100,000 Colonisten. Fast die Hälfte davon, nämlich 504,000 Menschen, kamen auf das goldreiche Victoria. Der Mangel an Frauen, der vor der Entdeckung der Goldfelder allmälig aufzuhören anfing, ist seitdem wieder stärker hervorgetreten. In Victoria kommen auf je hundert Männer bloß sechzig Frauen. Das Aussterben der Eingeborenen geht mit zunehmender Geschwindigkeit vor sich. In einer nicht fernen Zeit wird Australien überall wo Weiße angesiedelt sind, keine Wilden mehr haben. In Tasmanien (Vandiemensland) fanden die ersten europäischen Anbauer 1803 noch 5000 Eingeborene, und jetzt ist die Zahl auf 14 herabgesunken. In Südaustralien und Victoria lebten:

In Südaustralien	1855	3540	Wilde
„ „	1860	1700	„
„ Victoria	1848	5000	„
„ „	1860	1768	„

Die Verbesserungen, die man in den großen Städten vorgenommen hat, sind von einer bedeutenden Abnahme der Sterblichkeit begleitet gewesen. Sydney und Melbourne besitzen jetzt gutes Trinkwasser und in der erstern Stadt hat man den sumpfigen Boden durch unterirdische Röhren entwässert. Geisteskrankheiten kommen in den neuern Colonien seltener vor als in den alten. Das Verhältniß der geisteskranken zur gesunden Bevölkerung ist:

In Neusüdwales	1 : 518
„ Tasmanien	1 : 482
„ Victoria	1 : 1000
„ England	1 : 700

Das geringe Vorkommen von Geistesstörungen in Victoria, welches sogar bessere Verhältnisse als das Mutterland aufweist, widerlegt die gewöhnliche Angabe, daß das Goldfieber in Verbindung mit dem starken Gebrauch geistiger Getränke in einem dazu nicht geeigneten Klima den Wahnsinn befördere. Die große Häufigkeit der Verbrechen läßt sich dagegen auf diese Ursachen und auf die fortdauernden Einwirkungen des Deportationssystems zurückführen. Victoria wird durch die Goldfelder zu einem großen Brennpunkt für Verbrechen aller Art, indessen haben sich die dortigen Verhältnisse in den letzten Jahren nicht unwesentlich gebessert.

Die Goldausbeute von Australien und Neuseeland hat von 1851 bis Ende 1859 betragen:

Neusüdwales	7,253,616	Pfd. Sterling
Victoria	93,810,212	„ „
Südaustralien	160,000	„ „
Tasmanien	8,000	„ „
Neuseeland	140,000	„ „

Zusammen: 101,371,828 Pfd. Sterling.

Nach den neuesten Nachrichten hat man zu dem Gold nun auch Diamanten aufgefunden. Der Entdecker ist ein Irländer O'Neill, der die Edelsteine in dem schwarzen Sande des Ovensbezirks ermittelt hat. Man hat dort früher schon Rubinen und andere Edelsteine von sehr kleiner Gestalt gefunden.

Land und Leute am Schire.

In einer frühern Nummer machten wir unsere Leser mit dem Flusse Schire bekannt, der unter 14 Grad 23 Min. südlicher Breite im Nyassasee entspringt und unter 17 Grad 47 Min. südlicher Breite in den Zambesi fällt Eine neuere Mittheilung Livingstone's beschäftigt sich mit den Ufern und der Bevölkerung des Schire. Nordöstlich von Chibisas unter 16 Grad 2 Min. südlicher Breite, steigen drei Bergreihen in Stufen über einander auf. Hat man die höchste erreicht, so befindet man sich auf einem Tafellande, das sich 3000 Fuß über das Meer erhebt und bis zum Berge Zomba reicht. Diese ganze Gegend ist merkwürdig gut bewässert. Flüsse und kleine Bergbäche mit hellem und kaltem Wasser durchschneiden den Boden in geringen Entfernungen von einander. Livingstone hatte einmal binnen einer Stunde acht Bäche zu überschreiten, und alle waren voll von Wasser, obgleich die trockene Jahreszeit zu Ende ging. Vom Zomba kommt ein zwanzig Ellen breiter Fluß und bildet nahe am Gipfel ein prächtiges Thal. Die Berge sind schön bewaldet, und namentlich an den Ufern der Flüsse und Bäche stehen Bäume von außerordentlicher Höhe und Stärke. Auf dieser Hochebene und in den Bergen leben keine wilden Thiere und man sieht nur wenige Vögel. Auch in den Ebenen am obern Schire gibt es nur eine Stelle, die von Elephanten und Büffeln besucht wird, während Vögel ziemlich häufig sind.

Die Lage der Dörfer spricht immer für eine verständige Wahl der Oertlichkeit. Stets ist ein Fluß oder eine Quelle in der Nähe und mächtige Bäume verbreiten Schatten. Fast jedes Dorf umgibt eine hohe und dichte Hecke, die aus giftigen Euphorbien besteht. Während des größern Theils des Jahres vermögen die Bewohner durch diese Hecke einen Feind wahrzunehmen, wogegen es jenem schwer fallen würde, ihren Standort zu ermitteln. Indem sie ihre bereits vergifteten Pfeile durch die zartern Zweige schießen, theilt sich den Geschossen der giftige Milchsaft mit, durch den böse, wenn nicht tödtliche Wunden entstehen. Da aus jedem verletzten Zweige Gift träufelt, so ist es einem Feinde nicht möglich, sich durch eine solche Hecke Bahn zu brechen. Jedes Dorf hat einen Häuptling, dem große Ehren erwiesen werden, und jeder Bezirk erkennt einen Oberherrn an. In einem Dorfe übt eine Frau die höchste Gewalt aus. In jedem Orte befindet sich ein Versammlungsplatz, hier Boabab genannt, wo die Einwohner zum Tanz wie zu Berathungen zusammen-

kommen. Hier steht auch, von Bananen beschattet, eine Hütte, in der die Fremden Aufnahme finden. In der Putzsucht haben die beiden Geschlechter ihre hergebrachten Rollen gewechselt. Die Männer sind es, welche ihr Haar mit der größten Sorgfalt und nach häufig wechselnden Moden pflegen, um ihren Hals, um die Knöchel und Handgelenke Bänder von Kupfer, Erz und Eisen legen, vier bis fünf Ohrringe in jedes Ohr und an jeden Finger, den Daumen nicht ausgenommen, einen Ring stecken. Der einzige Schmuck der Frauen besteht in einem Pflock, der durch die Oberlippe gesteckt wird und sie auf eine abscheuliche Art aufschwellt. Als Livingstone fragte, weshalb dieser entstellende Pflock getragen werde, antwortete man ihm: „Um der Schönheit willen. Männer haben Bärte, Frauen nicht. Trügen sie den Pflock nicht, so hätten sie den Mund eines Mannes, aber ohne Bart.“ In den Dörfern wird fleißig gearbeitet. In den Bergen wird Eisen gegraben und überall geschmolzen und zu Beilen, Messern, Pfeilspitzen und Speeren verarbeitet. Man macht runde Körbe von verschiedener Größe, irdenes Geschirr, Netze und Kleider von zubereiteter Baumrinde, Thierfellen und Baumwolle. Die letztere sieht mehr wie Wolle aus und liefert ein derbes Tuch. Die Hausthiere bestehen in Ziegen und Schafen.

Dr. Roscher am Nyanza.

Unser deutscher Reisender hat sein vorläufiges Ziel erreicht, jedoch unter Umständen, die es fast wie ein Wunder erscheinen lassen, daß er nicht erlag. Wie ein Bericht in Petermann's Mittheilungen nachweist, haben sich seine Begleiter abscheulich gegen ihn benommen. Man ließ ihn, während er am Fieber litt, ohne alle Bedeckung in der brennenden Sonne liegen, und seine einzige Nahrung bestand in zu Mehl gestoßenen und mit Wasser gekochten Wurzeln. Dabei wurden täglich acht bis zwölf Stunden zurückgelegt, allerdings aus einem guten Grunde, denn es herrschte eine Hungersnoth und man suchte daher so bald wie möglich in bessere Gegenden zu kommen. Wie er schreibt, ist er am Nyassa noch immer so schwach, daß er ohne Hilfe nicht aufstehen kann, geht aber umher und ist vom Fieber verlassen. Man hat ihm von Zanzibar Lebensmittel und Waaren geschickt, so daß seine Noth ein Ende hat. Er gedenkt am Nyassa, den er ein unabsehbares, aber sehr flaches Meer nennt, nun das Ende der Regenzeit abzuwarten, die Ende Octobers 1859 begonnen hatte. Dieses Zögern ist ein sehr glückliches, denn es gewährt einem andern Reisenden, von der Decken aus Hannover, die Möglichkeit, mit ihm zusammenzutreffen. Von der Decken verfügt über bedeutende Mittel und nimmt Instrumente zu gemeinschaftlichen Arbeiten mit.

Wegebau in Bolivien.

Der Befreier Bolivar erzeigte dem nach ihm benannten Lande einen schlechten Dienst, daß er ihm nicht gute Häfen am Stillen Meer verschaffte. Sein einziger Hafen ist Cobija, neben dem es noch das peruanische Arica benutzen kann. Beide Häfen vermitteln bloß den Handel der Bezirke Oruro und La Paz, während die reichen Provinzen Cochabamba, Santa Cruz und Charcas durch eine Entfernung von 150—300 spanischen Stunden und durch die Wegelosigkeit jener Strecke vom Stillen Meere ausgeschlossen sind. Die nördlichen dieser Provinzen sind reich und noch reicher die östlichen, wo es fruchtbare Ebenen und herrliche Wälder gibt, die aber bis jetzt unbenutzt daliegen. Alle diese Gegenden sind mit ihrem Verkehr auf den Paraguay angewiesen, von dem Capitän Page durch sorgfältige Untersuchungen festgestellt hat, daß er in seinem obern Laufe schiffbar gemacht werden kann und daß auch mehrere seiner Hauptzuflüsse mittelst einer geringen Nachhilfe für den Dienst des Verkehrslebens zu gewinnen sind. In Bolivia verfolgt man jetzt den Plan, Straßen zum Paraguay zu bauen, zum Schutz derselben feste Plätze zu errichten, Stationen und Magazine herzustellen, am Paraguay einen oder mehrere Häfen zu gründen, den Riogrande mit flachgehenden Dampfern zu beschiffen und mit den Dampferlinien des Platastroms ein Uebereinkommen über einen geeigneten Anschluß zu treffen. Man hofft mit einem Anlagecapital von 100,000 Duros auszureichen, und mehr als der vierte Theil der Summe ist bereits gezeichnet.

Schluß des achten Bandes.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

